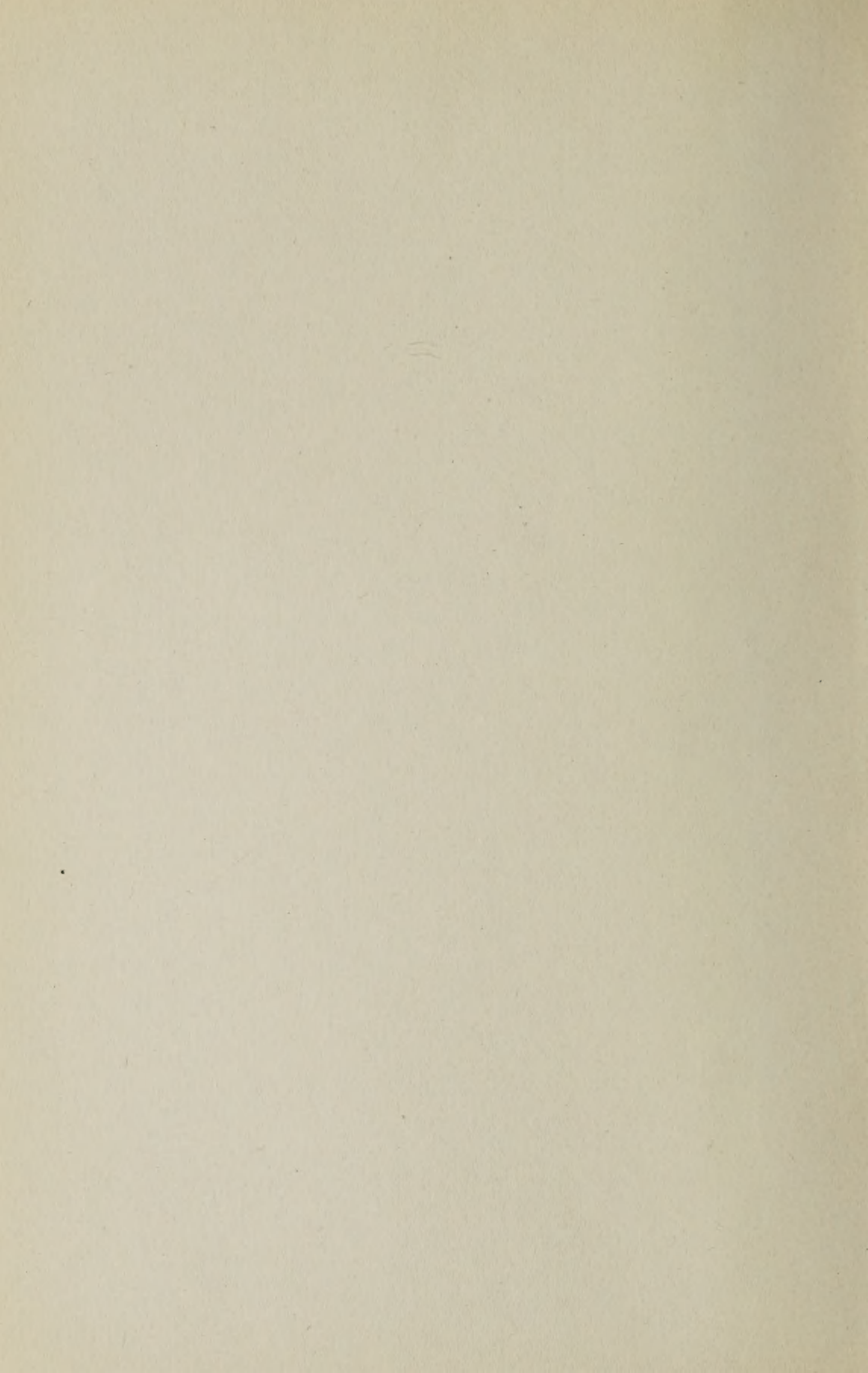
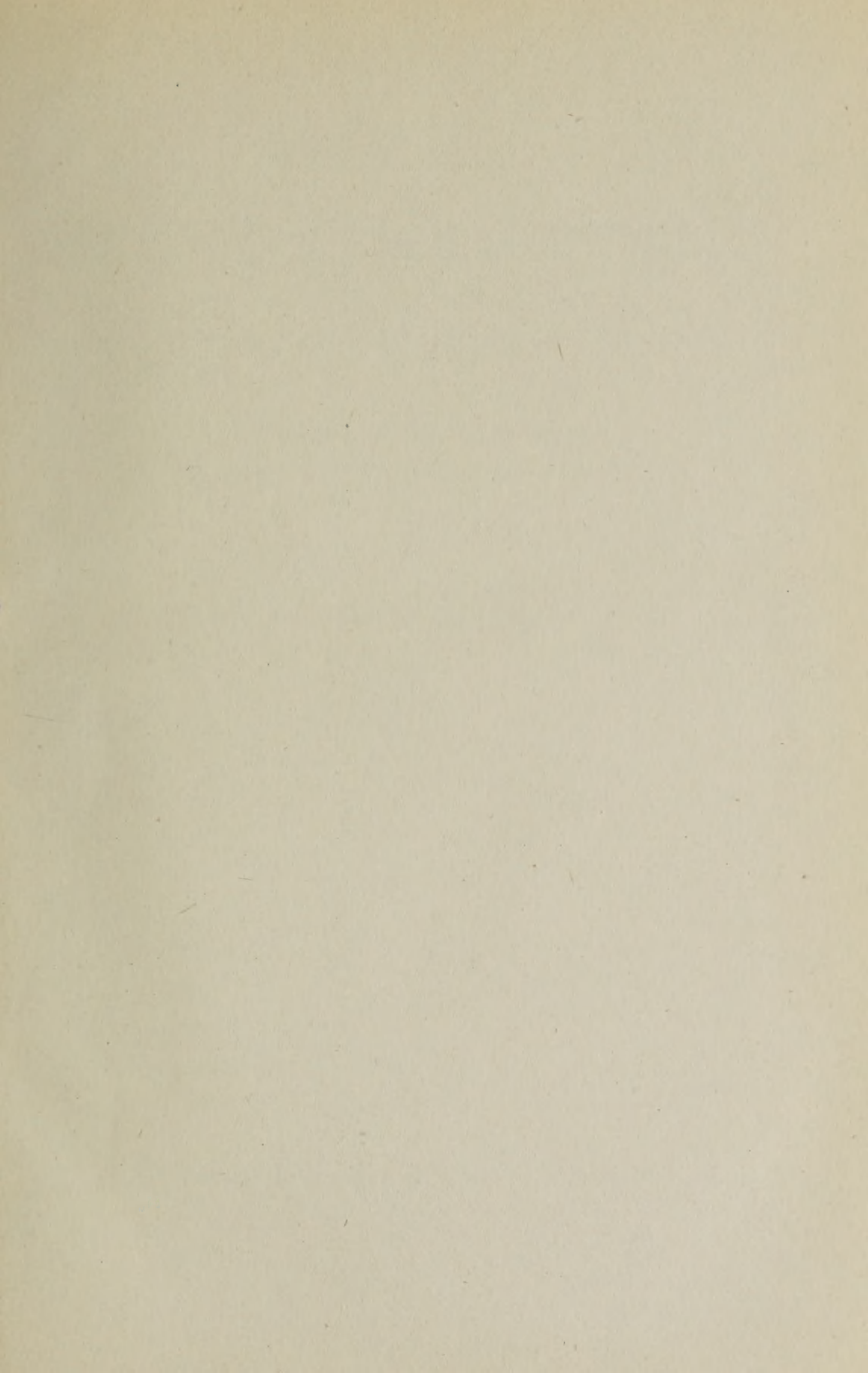
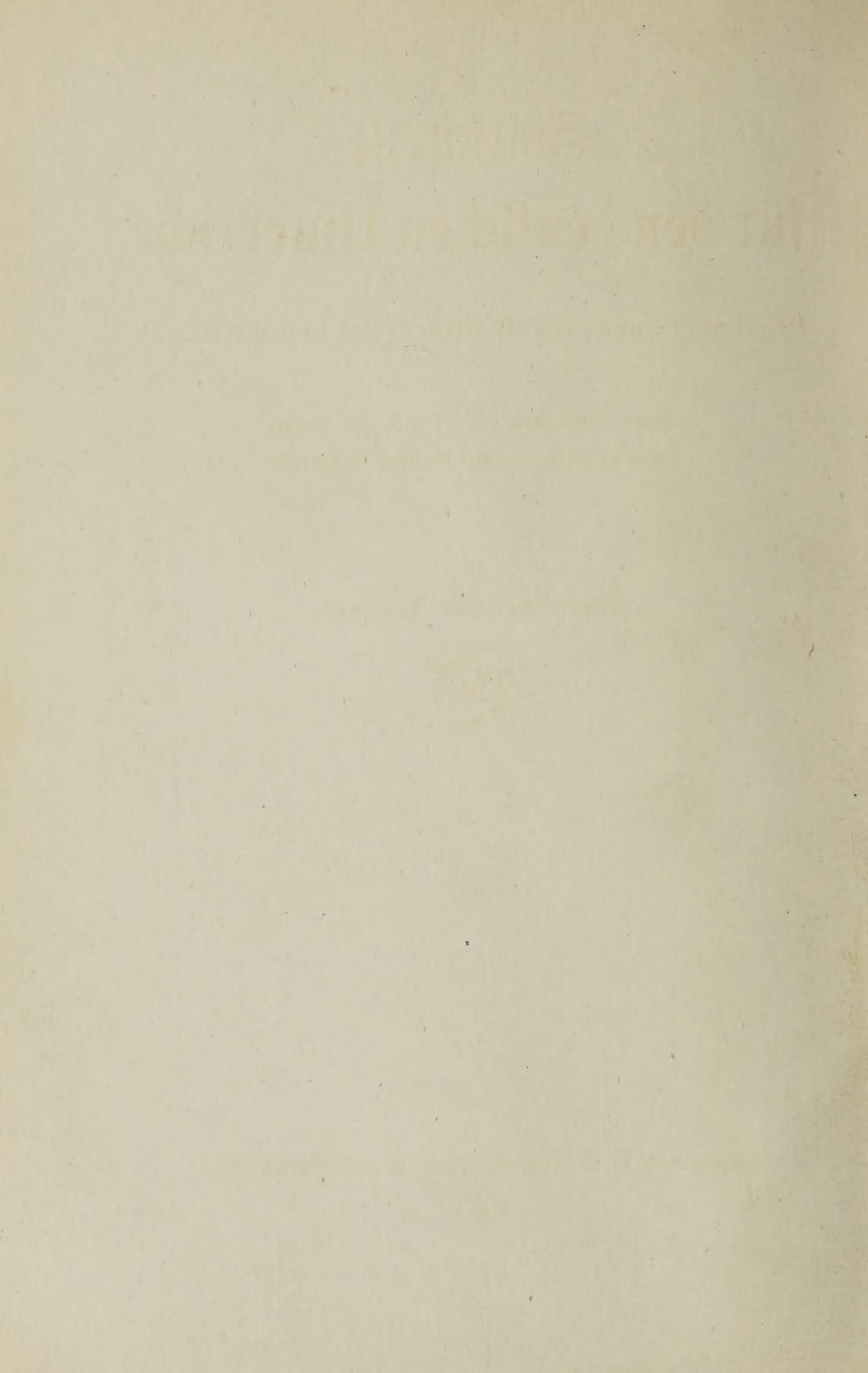








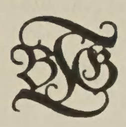


Zeitschrift für den deutschen Unterricht

Begründet durch Rudolf Hildebrand und Otto Lyon

Unter Mitwirkung von Prof. Dr. Fr. Panzer
herausgegeben von Dr. Walther Hofstaetter

Einunddreißigster Jahrgang



Verlag von B. G. Teubner, Leipzig und Berlin 1917



Druck von B. G. Teubner Dresden

I. Inhaltsübersicht.

A. Aufsätze.

Seite

Schiller und das Problem des Tragischen. Von Dr. Robert Petsch, Professor an der Akademie in Posen . . . 1. 65
Soldatenleben im d. Sprichwort. Von Prof. Dr. Friedrich Seiler, Direktor des Königl. Gymnasiums in Wittstock . . . 14
Über „beginnen" und seine sinnliche Grundbedeutung. Von Prof. Dr. Theodor Braune in Berlin-Halensee . . . 17
Zum Reim. Von Dr. Rudolf Blümel in München . . . 22
Ein Vorschlag zur Zeitstreckung im d. Literaturunterrichte. Von Prof. Dr. Bernhard Maydorn, Direktor des Oberlyzeums zu Thorn . . . 24
Kunstgemäße Kinderdichtungen der Kriegszeit. Von Karl Wehrhan, Rektor der Volta-Mittelschule in Frankfurt a. M. . . . 30
Über den kunstgeschichtlichen Unterricht an den höheren Schulen. Von Privatdozent Dr. V. F. Habicht, Hannover . . . 42
Das d. Schulwesen in den baltischen Provinzen Rußlands. Von Alexander Hermann in Berlin . . . 44

Die Nibelungensage in ihren verschiedenen Fassungen und Bearbeitungen als Lehrstoff des D. Von Oberlehrer Dr. Otto Koch in Zehlendorf . . . 65
Christusdichtung. Von Dr. A. H. Kober in Köln . . . 94
Zum Komma vor „und". Von Direktor Prof. Dr. Alfred Feilchenfeld, Fürth i. B. 100

Dürers Deutschland. Von Dr. Wilhelm Waetzoldt, Professor an der Universität zu Halle . . . 113
Die Entwicklung der Erzählungskunst. Von Oberlehrer Dr. Julius Wiegand in Köln-Deutz . . . 131
Noch einmal: Die Nibelungensage als Lehrstoff des D. Von Dr. Robert Petsch, Professor an der Königl. Akademie in Posen . . . 154
Wilhelm Raabe als Verkünder des Weltkrieges. Von Prof. Dr. Rudolf Stübe in Leipzig . . . 160
Beiträge zur Feldfliegersprache. Von Dr. Paul Beyer, zurzeit im Felde . . . 162
Die Lesestunde im Kriege. Von Oberlehrer Dr. Walter Reichel in Kamenz . . . 165
Zum Aufsatzelend auf d. Schulen. Von *** . . . 169
Der D. Gymnasialverein und der d. Unterricht. Vom Herausgeber . . . 170
Gotthold Klee †. Von Studienrat Prof. Dr. Richard Needon in Bautzen . . . 177
Zwei Vesuvbesteigungen im Jahre 1785. Von Prof. D. Dr. Otto Clemen aus Zwickau, zurzeit in Mitau . . . 180

Goethes Faust als gotisches Kunstwerk. Von Prof. Dr. Richard Müller-Freienfels in Berlin-Halensee, zurzeit im Heeresdienst . . . 209
Sprichwörter und Redensarten bei Thomas Murner. Von Anna Risse in Konstanz . . . 215. 289. 359. 450
Richard Wagners „Tristan und Isolde". Von Prof. Dr. Karl Weidel in Magdeburg 227
Die soziale Anklageliteratur in der Schule. Von Dr. Gustav Soyter in Aschaffenburg, zurzeit im Felde . . . 238
Lehnübersetzungen und Verwandtes. Von Gymnasialdirektor Prof. Dr. Friedrich Seiler in Wittstock . . . 241
Der d. Aufsatz. Von k. k. Prof. Dr. Robert Nagel in Wien . . . 246

Seite

Zur Neugestaltung des Deutschunterrichts, mit besonderer Berücksichtigung Österreichs. Von k. k. Prof. Dr. Guido Glück in Brünn 252

Heinrich v. Kleist und Torquato Tasso. Von Universitätsprofessor Dr. Julius Petersen (Frankfurt a. M.), zurzeit im Felde 273. 337
Zur Charakteristik des Nibelungenliedes. Von Dr. S. Aschner in Charlottenburg . . 304
Schmidthenners „Frühglocke" in der Obertertia. Von Wilhelm Handke in Hamm (Westf.) 312
Der d. Unterricht der Zukunft. Von Prof. Dr. Otto Anthes in Lübeck 317
Deutschkundliche Ferienvorlesungen in Düsseldorf (Dr. Laudien) 334

Schiller und Kant. Von Oberlyzealdirektor Dr. Günther Noth in Frankfurt a. O.. 369
Wilhelm v. Humboldt (22. Juni 1767 bis 8. April 1835). Zu seinem 150. Geburtstage. Von Prof. Julius Stern in Baden-Baden 379
Zu Kleists „Prinz von Homburg". Von Dr. Hans Lebede in Berlin-Steglitz . . . 384
Zum d. Aufsatz. Von Dr. Rudolf Blümel in München. 387
Schule und Fremdwort. Von Prof. Dr. Albert Tesch † (Köln) 391
Zur Pflege unserer Muttersprache auf der Unter- und Mittelstufe. Von Dr. Gerhard Wilken in Frankfurt a. M. 397
Verklärung der Freundschaft in den Gedichten des Kriegsfreiwilligen Walter Hoerich †. Von Prof. Paul Menge in Schulpforta 399
Gottfried Kellers Leben, Briefe und Tagebücher. Von Prof. Dr. Max Zollinger in Zürich 403

Über Zeichenrunen und Verwandtes. Von Akademieprofessor Dr. Robert Petsch in Posen 433
Die „Hamburgische Dramaturgie" im Unterrichte der höheren Schule. Von Dr. Meta Hübler in Dresden 458
Mehr d. Stunden auch auf dem Gymnasium. Von Dr. Ludwig Eicke in Gumbinnen 470
Deutschkunde an den höheren Schulen. Von Dr. Karl Mahler in Dresden . . . 473
Kriegsaufsätze in Sexta und Quinta. Von Dr. Georg Reichel in Riesa, zurzeit im Felde 476
Bemerkungen zur Aufsatzfrage vor 75 Jahren. Von Dr. Franz Lüdtke in Berlin-Pankow 480

Luther als d. Mann. Von Prof. D. Dr. Otto Clemen, Zwickau, zurzeit im Felde 497
Luther in der dramatischen Dichtung. Von Dr. Walther Kühlhorn in Bernburg 503
Luther in der erzählenden Dichtung. Von Anna Brunnemann in Dresden . . . 510
Hat Luther die Korrektur seiner Drucke gelesen? Von Prof. Dr. Carl Franke in Löbau 518
Eine ästhetische Forderung an unser evangelisches Gesangbuch. Von Stadtschulinspektor Konrad Schubert in Altenburg (S.-A.) 525

Deutsches und Fremdes in unserer Verskunst. Von Prof. Dr. Gustav Neckel in Heidelberg, zurzeit im Heeresdienst. 545
Richard Wagner und der d. Unterricht. Von Prof. Julius Fey in Posen 560
Kunst und Kunstgeschichte in der Schule. Von Oberlehrer Heinrich Leiling in Saargemünd 562
Zur Frage des kunstgeschichtlichen Unterrichts. Von Oberlehrer Theodor Hoenes in Saarbrücken 565
Soll der d. Aufsatz abgeschafft werden? Von Prof. Dr. Paul Geyer in Potsdam 567
Der d. Aufsatz. Abschaffung oder Neuschaffung? Von Prof. Dr. Josef Heß in Echternach (Luxb.) 569
Eine Goethe-Erinnerung. Von Hans Merian-Genast in Weimar 571

Die Stilprinzipien des germanischen Dramas. Von Prof. Dr. Richard Müller-Freienfels in Konstanz 593
Vom freien Sprechen. Von Oberlehrer Dr. Theodor Valentiner in Bremen . . 602
Der mhd. Unterricht im sächsischen Lehrerseminar. Von Oberlehrer Dr. Paul Vogel in Zwickau 610
Der frankfurtische Gelehrtenverein für d. Sprache vom Jahre 1817. Von Stadtrat und Universitätsprofessor Dr. Julius Ziehen in Frankfurt a. M. 618

Seite

B. Literaturberichte.

Der Deutschunterricht in der Volksschule. Von Prof. Dr. Otto Brauer in Annaberg 534
Deutschunterricht und klassisches Altertum. (Hofstaetter.) 540
Der d. Unterricht der Zukunft. (Hofstaetter.) 572
Deutschkunde. (Selbstanzeige, Hofstaetter.) 60
Der d. Aufsatz. Von Oberlehrer Dr. Theodor Valentiner in Bremen 256
Unter- und Mittelstufe 256
Oberstufe 261
Anhang des Herausgebers 263
Lektüre. Von Prof. Dr. Karl Credner in Brandenburg a. H.
1. Kritische und erläuternde Schriften 265
2. Lesebücher 270
Die d. Sprache. Von Prof. Dr. Oskar Weise in Eisenberg
I. Allgemeine Sprachwissenschaft 482
II. Die nhd. Sprache (A. Geschichte. B. Grammatik. C. Rechtschreibung. D. Wortkunde. E. Stilistisches) 484
III. Die d. Mundarten (1. Allgemeines. 2. Niederd. Mundarten. 3. Mitteld. Mundarten. 4. Oberd. Mundarten) 491
Namenkunde, Deutsche (Selbstanzeige von Geheimrat Prof. Dr. Friedrich Kluge in Freiburg i. B.) 59
Literaturforschung und Verwandtes. Von Prof. Julius Stern in Baden-Baden
I. Weltliteratur 191
II. D. Literatur 194
1. Zusammenfassendes 194
2. Landschaftliches 197
3. Biographisches und Einzelstudien 198
4. Gesammelte Aufsätze 204
Zum Reformationsjubiläum. Literatur mit Beziehung darauf. Von Hofstaetter und Rektor Prof. Dr. Rosenhagen in Dresden 530
Zeitalter des Barock. Von Privatdozent Oberlehrer Dr. Wolfgang Stammler in Hannover, zurzeit im Heeresdienst
I. Allgemeines 50
II. Lyrik 51
III. Epische Prosa 53
IV. Drama 53
V. Didaktik 54
Die Vorklassiker. Anakreontik und Hain. Klopstock und Lessing. Wieland und Herder. Sturm und Drang. Von Oberstudienrat Rektor Dr. Theodor Matthias in Plauen i. V. 623
Von den Freiheitskriegen zum jungen Deutschland. Von Bibliotheksdirektor Prof. Dr. Werner Deetgen in Weimar 629
Neuere Lyrik und Erzählkunst. Von Karl Credner und Walther Hofstaetter . 331
Das d. Drama des 19. Jahrhunderts. Von Prof. Dr. Robert Petsch in Posen . . 418
Pädagogik. Von Raymund Schmidt in Leipzig 322
I. Geschichte 323
II. Systematische Pädagogik 326
III. Pädagogische Psychologie 412
IV. Allgemeine Erziehungsfragen 414
V. Allgemeine Kultur- und Bildungsfragen 418
VI. Die Zukunft der Schule 577
Philosophische Propädeutik. Von Prof. Dr. Rudolf Stübe in Leipzig
I. Geschichte der Philosophie 101
Kant-Bücher 104
II. Systematische Gebiete 184
Volkskunde. Von Prof. Dr. Rudolf Stübe in Leipzig 56
Verschiedenes. Berichte und Nachschlagewerke (Hofstaetter) 109

C. Sprechzimmerbeiträge.

Wernekes praktischer Lehrgang des d. Aufsatzes. Von Wilhelm Knögel 61
Aufnahmebestimmungen für Sexta. Von B. Luther 62
„Kapelle", „Dank", „gefährden". Von A. Schäfer 208

Seite

D. Mitteilungen der Herausgeber.

Pädagogische Osterwoche in Berlin. — Vom Kriege. — Kriegsbücher. — Die Heimat, Jahrbuch für das d. Volk u. a. Bücher (Hofstaetter) 63
Zur Eingabe des D. Germanistenverbands: Äußerungen von Philipp, Troelsch und Wyneken. — Hebbels Nibelungen. — J. L. Stövers Bilder zum Heliand 111
Kriegsschriften: D. Schaffen und Ringen im Ausland. — Pädagogischer Jahresbericht. — Kriegspädagogik. — Weitere Bücherschau (Vost) 205
Bücherschau. — Aus Zeitschriften 272
Kultur und Schule. Fragen der Volksbildung behandelt in der „Tat" von Diederichs (Hofstaetter) 335
Religiöse Schriften 336
Erklärung 336
Bücherschau (Hofstaetter). — Hundert Jahre Berliner Humor (Stern) 432
Adolph Matthias † 494
Begriff und Aufgaben der d. Philologie. — Humanismus und Nationalismus in unserem Bildungswesen. — Geschichte der Pädagogik. — Germanistenverband. — Christusdarstellungen. — Heliand. — Lutherbücher 494
Stundenvermehrung und Vorbildung. — D. Kunst. — Scheffels Werke. — Der Wehrstand im Volksmund. — Volks- und Kriegsliedersammlungen. — Neuauflagen. — Die Pädagogische Herbstwoche. — Aus Zeitschriften 542
Adolf Bartels' deutschvölkisches Dichterbuch und andere Volks- und Kriegslyrik. — Zum hundertjährigen Gedenktag der Wartburgfeier. — Unsere Muttersprache als Waffe und Werkzeug des d. Gedankens (Tatflugschriften). — Bücher- und Zeitschriftenschau. — D. Dichtergedächtnisstiftung 590
Zur Erweiterung des d. Unterrichts. — Lutherbücher. — Feldausgaben der „Philosophischen Bibliothek". — Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht. — Aufruf zur Begründung einer d. Volksschule. — Karl Muthesius: Die Einheit des d. Lehrerstandes 632

II. Sachübersicht.

A. Literatur- und Kunstgeschichte.

Ästhetik, nicht dogmatische 594
Ästhetisches zum evangelischen Gesangbuch 525
Alternation 548
Anakreontik (Bericht) 623
Anklageliteratur, soziale 228
Architekturstil 210
Aristoteles 463
Atlilied 435
Attamal 455
Becker, Wilhelm Gottlieb 181
Bédier, Légendes épiques 304
Bildnismalerei Dürers 125
Bühnenstil, germanischer 594
Chansons de gestes 304
Christusdichtung 94
Deinhardt, J. H. 480
Drama, germanisches 593 · klassisches 595 · Theorie 463. 595
Dramen, österreichische (Bericht) 424
Dürer und Deutschland 114
Edda 85. 115. 156. 312. 317. 435. 555. 561
Einheiten, die drei klassischen 597
Ermatinger, Kellerbriefe 409
Erzählkunst, Entwicklung 131
Evangelienharmonie 96
Feuerbach 406
Fontane, Irrungen und Wirrungen 149
Freiheitsdichter (Bericht) 629
Frenssen, Hilligenlei 99
Freundschaft, Ausdruck der, in Kriegsgedichten 399
Gellert, Leben der schwedischen Gräfin von G. 140
Gesangbuch, evangelisches 525
Goethe, Persönliches: Vesuvbesteigung 180
Literarisches: Knittelvers 204 · Stil 571 · Versbehandlung 548
Werke: Faust 209 · Prometheus 230 · Tasso 275 · Wahlverwandtschaften 144 · Wandelnde Glocke 208 · Wilhelm Meister 273
Gotik 210
Grillparzer (Bericht) 425
Gudrunlied 446
Hainbund (Bericht) 623
Havamal 441
Hauptmann, Gerhart
Werke: Der Apostel 95 · Emanuel Quint 94 · Hannele 95
Hebbel (Bericht) 426 · Nibelungen 81. 91. 112. 320
Heliand 96. 112
Herder (Bericht) 623

Hexameter 545
Hildebrandslied 159
Hoerich, Walter † 399
Huch, Ricarda, Luthers Glaube 511
Humboldt, Wilhelm von 379
Iwein 132
Jungdeutsche Dichtung (Bericht) 629
Kant (Bericht) 108 · Ästhetik 66 · Verhältnis zu Schiller 10. 369
Kaulfuß-Diesch, Buch der Reformation (Bericht) 530
Keller, Gottfried 403 · Briefe u. Tagebücher 409
Kellerbiographen 403
Kinderdichtungen 30
Klee, Gotthold † 177
Kleist, Heinrich v. (Bericht) 420 · u. der Barockstil 351 · u. Goethe 353 · u. Tasso 273. 337
Werke: Familie Schroffenstein 279 · Guiscard 345 · Leopold von Österreich 342 · Käthchen von Heilbronn 339 · Michael Kohlhaas 510 · Penthesilea 280 · Petrus der Einsiedler 285. 337 · Prinz von Homburg 385
Klopstock, Messias 97 · (Bericht) 623
Knittelvers 545 · bei Goethe 204
Kretzer, Max, Das Gesicht Christi 98
Krieg, Feldfliegersprache im 162 · Lesestunde im 165 · Kriegsgedichte 399 · Kriegsbücher 205. 243
Kunst, moralischer Wert 18
Kunstliteratur (Bericht) 586
Légendes épiques 304
Leibniz 313 · Nouveaux Essais (Bericht) 100
Lessing, Theorie des Tragischen 465
Werke: Emilia Galotti 605 · (Bericht) 623 · Hamburgische Dramaturgie 79. 458
Lienhard, Friedrich, Lutherdrama 505
Literatur des Barockzeitalters (Bericht) 50 · Literaturforschung (Bericht) 191
Luther
Allgemeines: als d. Mann 498 · in der dramatischen Dichtung 503 · in der erzählenden Dichtung 510
Persönliches: sein Glaube 511 · Korrektorentätigkeit 518
Werke: Ausgaben 533 · (Bericht) · Drucke 509 · Lutherlied 498
Lutherdichtungen 510
Lutherdramen 504
Lutherfestspiele 504
Lutherschriften (Bericht) 532
Ludwig, Otto, Bericht 427
Lyrik, religiöse 525
Matthias, Adolph † 494
Meister Eckehardt (Bericht) 532
Meister Konrad 308
Metrik, antike 545 · deutsche 545
Murner, Thomas 215. 289. 359
Narrenbeschwörung 218
Nibelungensage 560 · Bearbeitungen 81
Nibelungenlied 304
Opitz, Verslehre 563
Otfried, Evangelienharmonie 96
Philosophie (Bericht) 100. 184
Raabe, Wilhelm: Abu Telfan. Die Leute aus dem Walde 160
Reformation, Buch der (Bericht) 530
Reformationsliteratur (Bericht) 530
Renaissance 510
Reim 22
Romantiker, Ästhetik der 594
Runen 436
Sachs, Hans 552
Schiller, Philosophie des Tragischen 1 · Verhältnis zu Kant 20. 66. 369 · Versbehandlung 549. 555
Abhandlungen: Vom Erhabenen 74. Über das Pathetische 74 · Die Schaubühne als moralische Anstalt 7 · Über das Vergnügen an tragischen Gegenständen 9
Schönheitsideal, klassisches 593
Sigridifalied 447
Silbenzählung 548
Simplizissimus 136
Sittenbild bei alten Meistern 119
Skirnismal 446
Stil, d. Dramas 593 · klassischer 200
Strindberg, Die Nachtigall von Wittenberg 504
Sturm u. Drang (Bericht) 623
Symbol 433
Tacitus 437. 439
Tasso, Befreites Jerusalem 273
Theater, sittliche Wirkung 6
Thidrekſaga 311
Tragisches, sein Problem 65
Tragödie, Wesen der 462
Uhland 156
Vers, Akzent 546. 557
Bau: germanisch-deutscher 546 · griechisch-romanischer 546 · mittelalterlicher 552
Vorklassiker (Bericht) 623
Vesuvbesteigungen 180
Vischer, Fr. Th. über Luther 511
Voltaire, Dramen 459
Wagner, Richard (Bericht) 428 · Ring 154. 560 · Tristan u. Isolde 227
Werner, Zacharias, Lutherdramen 504
Wildenbruch (Bericht) 430
Zeichenrunen 433
Wölfflin, Stiltheorie 599

B. Sprache.

„beginnen" u. seine sinnliche Grundbedeutung 17
Dank 208
Drucksprachen, nhd. 518
Feldfliegersprache 162
Frankfurtischer Gelehrtenverein u. die deutsche Sprache 618
Fremdwort u. Schule 391

gefährden 208
Kanzleisprache 223
Kapelle 208
Komma vor „und“ 100
Kursächsische Kanzlei, Sprache 525
Lautlehre 615
Lautsystem 158
Lautwandel 614
Lehnübersetzungen 241
Muttersprache, Metrik der 545. 591
Nibelungensage, Sprachliches 87
Reim 22
Runen 436
Sprache, deutsche, Allgemeines (Bericht) 482 · Mundarten, deutsche (Bericht) 491
Besonderes: u. der Frankfurtische Gelehrtenverein 618 · nhd. Sprache (Bericht) 483 · Sprachakzent 546 · Sprachform bei Luther 523 · Sprachliches der Nibelungensage 87 · Sprachwissenschaft 551 · Sprachwissenschaftliches bei Wilhelm v. Humboldt 385
Symbol als Wortersatz 433
Zeichenrunen 433

C. Volkskunde.

Feldfliegersprache 162
Redensarten bei Murner 216
Soldatenleben im d. Sprichwort 14
Sprichwörter bei Murner 216

D. Unterricht.

Anklageliteratur, soziale in der Schule 228
Aufnahmebestimmungen für Sexta 62
Aufsatz, der d. 169. 246 · (Bericht) 256. 387. 476. 480. 567. 569. 571. 605
Betonungslehre 168
Bilder als Lehrstoff 564
Deutschunterricht. Allgemeines: u. d. Gymnasialverein 170 · Neugestaltung 252 · der Zukunft 317 · (Bericht) 572
Besonderes: auf dem Gymnasium 170. 470 · Nibelungensage als Lehrstoff des D. 154. 560
Deutschkunde auf höheren Schulen 473
Deutschlehrer, Vorbereitung der 175
Edda 85. 156. 317. 435. 555
Ferienvorlesungen, deutschkundliche 334
Gymnasialverein, D. u. Deutschunterricht 170
Hauptmann, Gerhart, Emanuel Quint als Privatlektüre 94
Hebbel 81. 91. 320
Hildebrandslied 159
Kant u. Schiller 369
Kleist (Bericht) 420
Kunstgeschichte, an höheren Schulen 42. 562. 565
Lehrordnung für Lehrer- u. Lehrerinnenseminare 610
Lektüre, mhd., auf Seminaren 613
Lesestunde 26 · im Kriege 165
Lessing, Emilia Galotti 605 · Hamburgische Dramaturgie 458 · im Unterricht der höheren Schule 6 · Theorie des Tragischen 465
Literaturunterricht, Vorschlag zur Zeitstreckung 24
Mhd. Unterricht in sächs. Lehrerseminaren 610
Nibelungensage als Lehrstoff des D. 65. 154. 560
Pädagogik (Bericht) 322. 577
Privatlektüre 94 · (Bericht) 574
Schiller u. Kant 369 · philosophische Abhandlungen 369
Schmitthenners „Frühglocke“ in Obertertia 312
Schulwesen, d. in den baltischen Provinzen 44
Schundliteratur, Bekämpfung 317
Sprechen, freies 602
Uhland, klassische Erzählungen 156
Wagner, Richard 154. 560
Vortrag, freier 605

An unsere Leser.

Die letzten Hefte dieses Jahrgangs haben infolge einer Verordnung der Reichspapierstelle gekürzt werden müssen, und im neuen Jahrgang müssen wir uns noch weiter einschränken. Wir werden aber versuchen, auch unter diesen Verhältnissen den bewährten Aufbau unserer Hefte zu wahren und bitten unsere Leser mit uns durchzuhalten.

Herausgeber und Verleger der „Zeitschrift für den deutschen Unterricht“.

Schiller und das Problem des Tragischen.

Von **Robert Petsch** in Posen.

Schillers philosophische Schriften fordern noch immer zu neuen Untersuchungen heraus. Die wahre Meinung seiner Sätze, die oft genug unter dem unvollkommenen und unbestimmten Wortgebrauch der gleichzeitigen Philosophie, unter dem steten Tasten und Suchen nach knappen und schlagenden Ausdrucksformen leidet, muß immer wieder durch vorsichtige Heranziehung der zeitgenössischen Schriften verwandten Inhalts nachgeprüft werden; und hier kommen neben einem Kant auch die Denker niederen Ranges in Betracht, von denen Schiller gelernt, oder mit denen er sich auseinandergesetzt hat. Weiterhin aber ist der innere Zusammenhang in seinem philosophischen Denken, die stete Fortentwicklung einzelner Lieblingsideen und wiederum deren Zusammenhang mit dem Rhythmus seines inneren Lebens noch nicht überall eindeutig geklärt; in engem Zusammenhang damit steht wiederum die Frage nach dem Verhältnis seiner Theorie und seiner dichterischen Praxis, und wenn wir in der letzteren eine Art von Probe auf die Rechnung sehen können, so bleibt weiterhin zu untersuchen, wie sich die heutige Forschung zu Schillers Wegen und zu seinen Ergebnissen stellt. Denn gar manche seiner Hauptfragen, wie nach der ästhetischen Erziehung des Menschen, nach den Menschheitstypen und ihrem Einfluß auf die Dichtung, vor allem nach dem Wesen des Tragischen, stehen heute noch im Vordergrund der Erörterung; und erst die jüngste Vergangenheit hat die wissenschaftliche Arbeit Schillers recht gewürdigt, der auch hier seiner Zeit weit vorausgeeilt ist, und bei mancher Rückständigkeit im einzelnen noch heute die ästhetische Arbeit zu befruchten vermag. So konnte die überaus reichhaltige und sorgfältige Zusammenfassung und organische Fortführung der älteren und neueren Schillerforschung durch Oskar Walzel im 11. und 12. Band der Cottaischen Säkularausgabe keinen Schlußstein bedeuten, sondern mußte gerade durch ihre innere Gediegenheit zu neuen Bemühungen auffordern, die auch nicht ohne Erfolg geblieben sind; es ist besonders erfreulich, daß man sich in der letzten Zeit mehr um Schillers Philosophie des Tragischen bemüht hat, die bisher recht im Winkel gestanden hatte. Weil Schillers erste zusammenfassende Äußerungen über den Gegenstand in die Zeit seines Übergangs zu Kant fallen und die Eierschalen der Glückseligkeitsphilosophie nicht ganz abgestreift haben, und weil seine rein praktischen Ratschläge für den Dramatiker inzwischen durch das Fortreifen der Gattung teil-

weise wirklich überholt sind, hat man das Ganze lange genug mit einem vornehmen Achselzucken abgetan und sich nicht einmal um die genaue Erklärung von Schillers Worten bemüht. Der mißverständliche Titel einer Jugendrede Schillers, der engherzig moralisierende Zug der Ästhetik Diderots und Sulzers, die in seiner Jugendzeit das Zepter führten, und eine schillernd-unbeholfene Ausdrucksweise in den Aufsätzen von 1790 haben dazu verführt, den Theoretiker Schiller ähnlich zu beurteilen, wie es einer Sturm- und Drangzeit von vorgestern gefiel, den Dichter als „Moraltrompeter von Säckingen" zu verunglimpfen. Weil die Ausdrucksweise Schillers sich allmählich geklärt hat, so glaubte man, er habe auch in der Sache erst allmählich recht sehen und fühlen lernen; aber auch da warf man ihm immer wieder eine sehr einseitige Auffassung vor, die nur dem erhebenden Bestandteil des tragischen Eindrucks gerecht werden könne. Gegen mancherlei schiefe Urteile hatte früher schon Gneiße[1]) Einspruch erhoben, ohne mit seiner etwas schwülstigen und durch manches Mißverständnis getrübten Programmschrift durchzudringen. Neuerdings aber haben wir eine Reihe weiterer Sonderschriften erhalten, deren jede in ihrer Art die eingangs gestreiften Fragen mit Rücksicht auf Schillers Lehre vom Tragischen irgendwie gefördert hat. Das gilt von Kuckhoff wie von Bolze, vor allem aber von der tüchtigen Arbeit Kosalewskis.[2]) Ohne uns immer mit deren Ergebnissen ganz zufrieden geben zu können, versuchen wir eine knappe, kritische Darstellung von Schillers Philosophie des Tragischen nach ihrem inneren Zusammenhang und Fortschritt, wie sie sich der heutigen Forschung darstellt.

Die Sturm- und Drangperiode hatte keine allgemeingültige Ästhetik der Tragödie hervorgebracht. Gleich seinen Vorgängern hatte sich auch der junge Schiller vor allem mit Lessings Dramaturgie, weiterhin mit den moralisierenden Anschauungen von Diderot, Sulzer u. a. auseinanderzusetzen, sie auf die Grundlagen seiner allgemeinen Weltanschauung zu beziehen, und danach seine eigenen,

---

1) Karl Gneiße, Untersuchungen zu Schillers Aufsätzen „Über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen", Über die tragische Kunst" und „Vom Erhabenen" („Über das Pathetische"). Ein Beitrag zur Kenntnis von Schillers Theorie der Tragödie. Programm des Gymnasiums zu Weißenburg i. E. 1889. Auch Walzel betont (Bd. XI, S. XXXV), der entscheidende Fortschritt in Schillers Aufsätzen über das Tragische liege „in dem völligen Verzicht auf die moralische Wirkung".

2) A. Kuckhoff, Schillers Theorie des Tragischen bis zum Jahre 1784. Hallesche Dissertation 1912. — W. Bolze, Schillers philosophische Begründung der Ästhetik der Tragödie. Leipzig 1913, Xenienverlag. — Willy Kosalewski, Schillers Ästhetik im Verhältnis zur Kantischen (Beiträge zur Philosophie I.). Heidelberg 1912, Carl Winter. (Vgl. meine Anzeige des Buches im Archiv für neuere Sprachen, Bd. CXXX, S. 410ff.) Kosalewski gibt S. 120ff. eine knappe, kritische Übersicht der älteren Literatur. — Manches Förderliche auch in der trefflichen Arbeit von Heusermann, Schillers Dramen (Aus Natur und Geisteswelt, Bd. 493), Leipzig 1915, B. G. Teubner. — Knappe Übersichten über den Gedankengang der erwähnten Abhandlungen bringt P. Geyer, Schillers ästhetisch-sittliche Weltanschauung, I. Teil, 2. Aufl., Berlin 1908, Weidmannsche Buchhandlung.

dramatischen Werke zu beurteilen oder zu verteidigen — denn von einem bewußten Schaffen nach der Anleitung einer Theorie konnte bei ihm kaum die Rede sein. Seine dramatische Dichtung erwuchs mit innerer Notwendigkeit aus dem Zusammenprall jener scharf gegensätzlichen Stimmungen, die in seinen jugendlichen Gedichten so unvermittelt nebeneinander auftreten. Da erklingt auf der einen Seite ein himmelhoch jauchzender Optimismus; in seiner Lebensfreude und Menschenliebe weiß der Dichter sich eins mit dem Schöpfer, der das All durch das Band der Liebe zusammenhält, und in dessen Schöpfung es keine wirklichen Flecken und Widersprüche geben kann; auf der andern Seite ein Pessimismus, der aus einer herben, satirischen Grundstimmung in der Seele des jungen Dichters aufsprießt und durch trübe Lebenserfahrungen, auch wohl durch die Beschäftigung mit der Medizin und mit französischen Materialisten genährt wird, wie sein Optimismus sich an Leibniz und vor allem an den schottischen Moralisten und den deutschen Popularphilosophen gekräftigt hat; der christliche Glaube konnte, soweit Schiller ihn in seiner dogmatischen Ausprägung nicht überhaupt ablehnte, rein gefühlsmäßig die eine wie die andere Seite bestärken. Eine schwere Gefahr für den jungen Dichter lag in der Heftigkeit seines inneren Erlebens, die ihn zwischen ganz entgegengesetzten Höhezuständen des Gefühls allmählich zerrieben hätte, wenn nicht jene tiefe Neigung zum denkenden Zergliedern der Welt und der eigenen Seele, die er mit seinem Stamme teilt und die durch erzieherische Einflüsse noch bestärkt worden war, ihm immer wieder, wenigstens auf Augenblicke, eine ruhige Anschauung seiner Lage ermöglicht hätte. Aus solchen Stunden aber erwuchs ihm die Kraft, die gewaltigen Anstrengungen anderer um das eigene Glück oder um die Beglückung ihrer Mitmenschen unter einem satirischen Gesichtspunkt anzusehen: wie die Dinge der Welt letzten Endes einer großen Harmonie dienen müssen, die wir Menschen doch nur theoretisch begreifen, aber in keinem Punkte der Wirklichkeit mit Händen greifen können, so jagt der einzelne einem erdenfremden Ideal der Vollkommenheit des eigenen Selbst und seiner Umgebung nach, das doch nur der Tor innerhalb der Erfahrung anzutreffen oder zu verwirklichen hoffen kann. Die Tätigkeit an sich ist wertvoll im Sinne von Leibnizens Philosophie, auch ästhetisch wertvoll nach Dubos' Lehre; um so besser, wenn diese Tätigkeit von Hause aus auf Ziele gerichtet ist, die wir sittlich billigen, sagt sich der junge Dichter, der nach überkommener Weisheit noch seine Zuschauer „rühren und unterrichten" und an ihrer Veredlung mitarbeiten will. Nicht Gedanken sind es aber, die den Menschen in Tätigkeit versetzen, sondern die triebhafte Anlage seiner Seele — so lehrten die schottischen Moralisten; der Affekt, der uns zum Handeln treibt, färbt aber auch auf unsere Gedanken ab und wehe dem, der sich zu keiner ruhigen Klarheit der Weltbetrachtung, zu keiner reinlichen Scheidung zwischen Ideal und Wirklichkeit, zwischen Endzweck und Mitteln, zwischen Kraft und Widerständen durchge-

rungen hat! Selbst sein sittliches Urteil wird einseitig und ungerecht ausfallen, eine „Philosophie nach dem Blute“ wird ihn immer stärker vom Wege reiner Menschlichkeit und sittlicher Gehaltenheit abdrängen. So erklärt sich der Dichter die 'Hamartia' seines Karl Moor, eines „merkwürdigen, wichtigen Menschen, ausgestattet mit aller Kraft, nach der Richtung, die diese bekömmt“ (aber nicht etwa nur durch äußere Verhältnisse bekommt), „notwendig entweder ein Brutus oder ein Catilina zu werden . . . Falsche Begriffe von Tätigkeit und Einfluß, Fülle von Kraft, die alle Gesetze übersprudelt, mußten sich natürlicherweise in bürgerlichen Verhältnissen zerschlagen, und zu diesen enthusiastischen Träumen von Größe und Wirksamkeit sich nur eine Bitterkeit gegen die unidealische Welt gesellen, so war der seltsame Don Quichotte fertig, den wir im Räuber Moor verabscheuen und lieben, bewundern und bedauern.“[1]) Man kann kaum treffender die Grundlagen und die Triebkräfte des tragischen Erlebnisses in Schillers Jugenddramen umschreiben. Und mit Fug und Recht erinnert der Dichter selbst an den Helden eines im höchsten Sinne humoristischen Romans: als Satiriker hat sich der junge Dramatiker über die Truggeister in seinem Kopf und Herzen erhoben und in der tragischen Dichtung seine Selbstbefreiung vollbracht.[2])

Dieser Auffassung des tragischen Helden ist der junge Schiller in allen wesentlichen Grundzügen treu geblieben bis zur Gestaltung seines Posa. Eine kräftigere Entwicklung zeigt nur seine Darstellung des tragischen Gegenspielers. Dem „kalten, hölzernen“ Franz mangelt eben jene edle Glut des Herzens, das zu großen Taten drängt und in heißer Liebe zu den Mitbrüdern entbrennen kann. Er ist also auf der einen Seite Verstandesnatur, auf der anderen Seite kühl berechnender Ich-Mensch: kurz, ein widerwärtiges Wesen im Sinne der Stürmer und Dränger wie der schottischen Gefühlsphilosophen. Kein Wunder, daß er auch in schwierigen Lagen „kein Herz“ zeigt, daß er sich feige duckt, wo überlegene Kraft sich regt, daß er von den Verhältnissen gestoßen wird. Übel freilich hat die Natur, hat die „unidealische Welt“ auch ihm mitgespielt: sie haben den Schwachen auf die Bahn des Verbrechens getrieben. Diese Passivität betont Schiller bei seinen Gegenspielern je länger, desto mehr, und König Philipp erscheint als ein beklagenswertes Opfer der Verhältnisse, unter denen er aufgewachsen ist; der Kampf gegen die engen Schranken, in denen sie sich eingeschlossen sehen, verleiht diesen Gestalten von minderer Größe doch noch etwas von Heldentum. „Stirbt er nicht bald wie ein großer Mann, die kleine, „kriechende Seele“, sagt der Dichter[3]) in seiner namenlosen Selbstanzeige, worin

1) Vorrede zur 1. Auflage der „Räuber“ (1781). Säkularausgabe Bd. XVI, S. 16.

2) Über den „Schwärmergeist“, der „auf die dürftige Geburt der Zeit“ den Maßstab des Unbedingten anwendet und den schließlich doch die „Unordnungen in der moralischen Welt“ weniger in seiner Vernunft als seiner Selbstliebe kränken, vgl. den 9. der „Ästhetischen Briefe“. Über „unnatürliche Ideale“ als Grundlage tragischen Leidens siehe auch den 11. der „Briefe über Don Carlos“. 3) Bd. XVI, S. 31.

er mit Recht die innere Geschlossenheit von Franzens Charakter rühmt, um zugleich die mangelhafte Begründung seiner Schurkerei lebhaft zu tadeln. Auch nach dieser Seite hin hat er seine Charakterdarstellung zusehends vertieft. Wurde doch „sein Verzeichnis von Bösewichtern mit jedem Tage, den er älter wurde, kürzer, und sein Register von Toren vollzähliger und länger".[1]) So konnte denn auch dem Dichter nicht daran liegen, eine strafende Gerechtigkeit innerhalb der Erfahrungswelt seines Dramas auszuüben. Es ist keine faule Ausflucht, sondern stimmt durchaus zu seiner satirischen Grundhaltung, wenn die Vorrede der „Räuber" schließt: „Das Laster nimmt den Ausgang, der seiner würdig ist. Der Verirrte tritt wieder in das Geleise der Gesetze. Die Tugend geht siegend davon."[2]) Unsere sittliche Stellungnahme zu den Menschen des Dramas ist derart bestimmt, daß auch die klassische Ästhetik der Franzosen nichts dagegen einwenden könnte. Schiller hat sich den notwendigen Untergang seines Räubers Moor von der Seele gerungen; je besser er mit ihm zu fühlen, zu schwärmen, anzuklagen und zu verdammen wußte, um so weiter suchte er doch wieder von ihm abzurücken; und die moralische Beurteilung seiner Taten wurde ihm zum Hebel künstlerischer Vergegenständlichung.

In seinen dramaturgischen Schriften schlägt er freilich den umgekehrten Weg ein und sucht durch künstliche Betrachtungen die tragische Wirkung zu rechtfertigen, die er, nicht ohne eine gewisse Willkür, in ihre Komponenten zerlegt: „Verabscheuen und lieben, bewundern und bedauern"[3]); der Masse und der herrschenden Ansicht zuliebe deutet er sein Kunstwerk in ein Moralbeispiel um, als wollte er das „Gemälde einer verirrten großen Seele" geben und als müßte er die Hingabe seiner Zuschauer an den Helden, um die er doch mit allen Kräften wirbt, nachträglich vor ihnen selbst rechtfertigen oder gar als eine menschliche Schwäche entschuldigen. Doch lassen uns gerade die dahin zielenden Abschnitte seiner Selbstanzeige der „Räuber" tiefe Blicke in den Busen des Dichters tun und ihn beim Schaffen beobachten. Die Sturm- und Drangzeit hat die Empfindsamkeit noch keineswegs überwunden. Weil wir uns so gern innerlich auf seiten des Verlierers schlagen, und wäre er nur ein „erhabener Verbrecher", darum sucht er mit einigen „Pinselstrichen Menschlichkeit und Erhabenheit" hervorzubringen und uns durch Mitleid mit dem Leiden des Verirrten zu schmelzen, während wir uns gegen Franz, den minder Unglücklichen, desto mehr verhärten sollen. Und mit einer gewissen Absichtlichkeit scheint der Dichter tatsächlich die wenig bedeutende Liebeshandlung eingeführt zu haben, um uns völlig für seinen Helden zu „interessieren": der „Mordbrenner liebt und wird geliebt": der Dichter durfte seinen Helden tiefer auf

1) Bd. XI, S. 93. 2) Bd. XVI, S. 19.

3) So in der endgültigen Vorrede der „Räuber". Die unterdrückte Vorrede sagte freilich: „Niemand wird ihn verabscheuen, jeder darf ihn bedauern". Aber auch im „Avertissement" behält der Dichter das Zugeständnis an seine Zuhörerschaft bei: „Einen solchen Mann wird man im Räuber Moor beweinen und hassen, verabscheuen und lieben". (Bd. XVI, S. 16, 13, 20.)

der Bahn des Verbrechens hinabführen, d. h. er durfte der Leidenschaft eine um so kräftigere Entfaltung gönnen, weil er imstande war, uns auch stärker als alle seine Vorgänger menschlich mit ihm fühlen und leiden zu lassen. Das aber verlangten Schillers Zuschauer, und sie wollten zudem die tragische Handlung im Sinne ihres bürgerlich-sittlichen Gesetzbuches beurteilt sehen; ihnen zuliebe mußte der Dichter an seinem Werke herumdeuteln, daß es einen erbarmen kann!

Freilich war Schiller noch davon überzeugt, daß „Das gegenwärtige deutsche Theater" eine sittliche Wirkung ausüben sollte. Aber unversehens drückt er sich um den alltäglichen Sinn dieser Forderung herum und stellt sich selbst das Ziel, durch die tragische Darstellung „falscher Begriffe" in ihren Folgen seinen Zuschauern „reinere Begriffe von Glückseligkeit und Elend nachdrücklich in die Seele zu prägen"[1]), sie für „Seelengröße" zu begeistern und ihnen die menschliche Schwachheit lächerlich zu machen. Zu diesem Ende läßt er aber nicht den Moralisten und am Schluß den Henker seinem Helden auf dem Fuße folgen, sondern stellt die einzelne Handlung in ein größeres Weltbild von kühnem Wurfe hinein. In einer reinlichen logischen Verknüpfung aller Tatsachen, in einer lückenlosen seelischen Entwicklung hatte Lessing das Werk des Genies gesehen; Schiller nimmt den Standpunkt etwas höher und vereinigt die Forderung innerer Geschlossenheit mit jenem Leitgedanken der Stürmer und Dränger, der letzten Endes auf Leibniz oder auf Shaftesbury oder auf beide zurückgeht: das Schaffen des Genius ist dem der Gottheit ähnlich, der Dichter ist ein Weltschöpfer im kleinen. In diesem Sinne soll das deutsche Drama über das französische und das englische hinauswachsen; der Dichter soll mit „edelmütiger Kühnheit" der Natur „ihr Mark aussaugen und ihre Schwungkraft erreichen", zugleich aber mit „schüchterner Blödigkeit" für das „Ameisenauge" des Menschen malen und uns durch die Harmonie und Symmetrie seines eigenen Werkes auf die Einheit des Weltganzen hinweisen und vorbereiten.[2]) So wirkt der mächtigen Steigerung des tragischen Helden, dessen hinreißende Kraft doch unser klares Urteil nicht trüben darf, eine ebenso gewaltige Ausweitung des Weltbildes entgegen, bei der wiederum unsere Vernunft nicht zu kurz kommen darf. In unbeholfener Form kündigt sich jene Verschmelzung von persönlichen und Weltgefühlen an, die auch weiterhin für Schillers tragische Dichtung und für seine persönliche Bewertung der Kunst so bedeutsam bleiben sollte.

Über das Elend der Gegenwart hat sich Schiller nie belogen, seitdem er

1) Bd. XI, S. 81. Vgl. den an Lessings Deutung der Katharsis gemahnenden Schluß der Schrift: „Verdienst genug, wenn hier und da ein Freund der Wahrheit und gesunden Natur hier seine Welt wiederfindet, sein eigen Schicksal in fremdem Schicksal verträumt, seinen Mut an Szenen des Leidens erhärtet und seine Empfindung an Situationen des Unglücks übet" usw. (S. 88).

2) Ebenda S. 83f.

mit eigenen Augen hatte sehen lernen. Aber jeder große Tragiker ist immer Pessimist und Optimist zugleich gewesen und auch Schiller richtete den Blick vertrauensvoll in die Ferne: nicht in ein überirdisches Jenseits, sondern auf eine ideale Menschengesellschaft der Zukunft, die sich aus der gegenwärtigen entwickeln sollte; eine Gesellschaft, bei der jener verderbliche Zwiespalt, der ihn selbst zu zerreißen drohte, der Widerspruch zwischen den Ansprüchen des Körpers und der Seele in dauernden Frieden aufgelöst werden sollte. Hier erhoffte Schiller eine Gleichgewichtslage, wie sie Shaftesbury für einen anderen, seinem Volk und seiner Zeit wichtigeren Zwiespalt ersehnt hatte: für den Streit zwischen Gemeinschafts- und Ich-Gefühl. Und hier wie dort sollte das Schöne als Band des Entgegengesetzten dienen und die künstlerische Erfassung der Wirklichkeit der höchsten Sittlichkeit die Wege bereiten.[1]) Insofern, aber auch nur insofern, versuchte Schiller in seiner Mannheimer Rede von 1784 die „Schaubühne als moralische Anstalt" zu betrachten — nicht im Sinne einer engherzigen Alltagsmoral, sondern eher einer veredelten Freimaurerei: als dienendes Glied im großen Entwicklungsgange der Menschheit. Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet er denn auch wieder die letzte Wirkung der Tragödie, deren nächste Eindrücke er im Hinblick auf ältere Theorien des Tragischen schildert. Danach kann der Zuschauer, der das volle menschliche Weh mit dem Helden der Tragödie innerlich durchlebt hat, sich gegen die kleineren Schläge des Lebens „härten"; und wenn die Schaubühne nach Schiller „uns das augenblickliche Leiden belohnt mit wollüstigen Tränen und einem herrlichen Zuwachs an Mut und Erfahrung", so ist das ungefähr eine Umschreibung von Lessings (und Sulzers) Auffassung der Reinigung der durch die tragische Handlung erregten Affekte; von ihr ist dann wieder alles andere abhängig, was Schiller als Milderung unseres Urteils, Zuwachs an Menschenkenntnis, Aufklärung des Verstandes und andere Nebenwirkungen der Tragödie rühmt, die aber niemals mit ihrer unmittelbar ästhetischen Wirkung hätten verwechselt werden sollen.

Freilich steht Schiller noch zu stark im Banne seines jugendlichen Optimismus, um sich darüber klar zu werden, daß in dem tragischen Erlebnis, wie er selbst es als Dichter erfuhr, der ästhetische Mittelzustand immer nur auf Augenblicke erreicht und festgehalten werden konnte. Zu einer unbefangenen Würdigung des Unlustvollen in seiner ganzen Bedeutung für die sittliche Lebensführung und die tragische Kunst vermochte er sich erst unter der Einwirkung Kants und einer reicheren, persönlichen Lebenserfahrung aufzuschwingen.

Vom geschichtlichen Drama aus hatte Schiller den Weg zur Geschichte

[1]) Schon in seiner Dissertation über den „Zusammenhang der tierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen" hatte Schiller die Überzeugung ausgesprochen: „Schönheit und Harmonie veredlen Sitten und Geschmack und die Kunst geleitet zur Wissenschaft und Tugend hinüber". (Bd. XI, S. 57.) Daß diese Stelle auf die „Künstler" vorausweist, hat schon Kuno Fischer bemerkt. Vgl. jetzt Kosalewski, S. 29.

gefunden, dem Drama galt auch seine erste theoretische Arbeit zur Poetik. Im Sommer 1790 las er an der Universität Jena über „den Teil der Ästhetik, der von der Tragödie handelt", ohne dabei die Sachliteratur durchzugehen.[1]) Er verließ sich auf Schulkenntnisse, eigene Erfahrungen und Ergebnisse selbständigen Nachdenkens über die Schriften seiner Vorgänger, unter denen natürlich Lessing und die durch ihn vermittelte „Poetik" des Aristoteles vor allem in Betracht kommen. Er trat jetzt aber den Fragen der einzelnen Gattung mit einer freilich noch nicht abgeschlossenen, doch schon tieferen und einheitlicheren Gesamtauffassung vom Wesen der Kunst gegenüber, als in seinen Jugendarbeiten. Hatte er schon in der Abhandlung über die Schaubühne den Gedanken ausgesprochen, daß die Kunst den Menschen in der Ganzheit seines sinnlich-geistigen Wesens herstellen solle, so war er sich über ihre Rolle als Weckerin, Begleiterin und Abschluß aller menschlichen Gesittung bei der Ausführung der „Künstler" vollends klar geworden. Mehr als je hatte er in seiner Fähigkeit zur ästhetischen Betrachtung den „freundlichen Lebensheiland" erkannt, der den heißen Widerstreit zwischen Natur und Geist in seinem eigenen Busen friedlich auszugleichen vermochte. Sollten aber Friede und innere Harmonie als rechte Wirkung der künstlerischen Betätigung gelten, so mußte den Dramatiker doch vor allem die Frage beschäftigen, ob eine solche Wirkung auch durch eine so offensichtlich unlusthaltige Darbietung wie die Tragödie hervorgerufen werden könnte. Schon am 30. September 1790 meldete er Huber, er habe „eine Theorie des Trauerspiels geschrieben", wovon man „im 12. Heft der Thalia etwas lesen werde". Aber noch am 22. Februar des nächsten Jahres gestand er Körner, daß er in Nebenstunden an der „Theorie" für die Thalia arbeite, und im folgenden Monat sollte er eine Zufuhr von neuen Gedanken erfahren, die seine Arbeit zunächst ins Stocken brachte: Schiller holte damals ein längst Versäumtes nach und las Kants Ästhetik, die seiner Umgebung schon wohlbekannt war. Am 3. März 1791 sprach er sich hochbefriedigt über die „Kritik der Urteilskraft" aus, die er sich augenscheinlich eben erst angeschafft hatte, die ihn „durch ihren lichtvollen geistreichen Inhalt" hinriß

1) Vgl. an Körner, 16. Mai 1790: „Bilde Dir ja nicht ein, daß ich ein ästhetisches Buch dabei zu Rate ziehe. Ich mache diese Ästhetik selbst, und darum wie ich denke um nichts schlechter. Mich vergnügt es sehr, zu den mancherlei Erfahrungen, die ich über diese Materie zu machen Gelegenheit gehabt habe, allgemeine philosophische Regeln und vielleicht gar ein szientifisches Prinzip zu finden. Es legt sich bei mir alles bis jetzt bewunderungswürdig schön auseinander, und manche lichtvolle Idee stellt sich bei dieser Gelegenheit mir dar. Die alte Lust zum Philosophieren erwacht wieder" usw. Dazu am 18. Juni: „Meine Theorie der Tragödie, der ich jede Woche einen Tag widme, macht mir noch immer viel Freude; aber langsam geht es freilich, da ich gar kein Buch dabei zu Hilfe nehme — bloß Reminiszenzen und tragische Muster." Damit sind natürlich nicht bloß Reminiszenzen an tragische Muster gemeint! Ich denke demnächst an anderer Stelle nachzuweisen, wieviel Schiller auf diesem Gebiete seinem Lehrer J. J. G. Nast zu verdanken hatte, mit dem er noch in späteren Jahren ein „Griechisches Theater" herausgeben wollte (Jonas, Bd. II, S. 371 und Bd. III, S. 428, 435). Einstweilen vgl. J. Minor, Schiller, Bd. I, S. 165 f.

und ihn nebenher mit vielen Kantischen Vorstellungen bekannt machte. Am 15. Mai des folgenden Jahres, wo er sich für die „Ästhetischen Briefe" rüstet, nimmt er das Buch wieder vor, in dem er dann am 15. Oktober „bis an die Ohren steckt"; nun will er nicht ruhen, bis er „die Materie durchdrungen habe". Das sieht nicht aus, als wäre die erste Lektüre vom Jahre 1791 sehr gründlich gewesen und ich glaube annehmen zu dürfen, daß Schiller damals überhaupt noch nicht bis zur „teleologischen Urteilskraft" vorgedrungen war. Sonst hätte er nicht seine „Glückseligkeitslehre" mit solcher naiven Gewißheit vorgetragen, wie es inzwischen in der Abhandlung GdV. geschehen war[1]); es war dieser Aufsatz, dessen Handschrift Schiller dem Verleger der „Neuen Thalia" am 7. November 1791 zuschickte und den er Baggesen am 9. Januar 1792 im Druck überreichen konnte. Inzwischen hatte er Körner am 4. Dezember berichtet: „Jetzt arbeite ich einen ästhetischen Aufsatz aus, das tragische Vergnügen betreffend. In der Thalia wird Du ihn finden und viel Kantischen Einfluß darin gewahr werden." Man darf sich durch den Titel nicht täuschen lassen, als handelte es sich da um den Aufsatz GdV., der eben schon 4 Wochen früher fertig geworden war; was Schiller im Dezember vorhatte, kündigte er Göschen am 15. Januar 1792 als fertig an: „Manuscript (für das 2. Heft) ist parat", und es wurde im März veröffentlicht: es handelt sich also um die Abhandlung TK. Dennoch gibt Schillers Ankündigung den wirklichen Inhalt dieser zweiten Abhandlung über das Problem des Tragischen an. Hat doch Gneiße mit Recht darauf hingewiesen, daß er erst hier das Vergnügen an tragischen Gegenständen zu erklären sucht. Man hat Widersprüche zwischen beiden Aufsätzen festzustellen versucht (zuletzt Kosalewski), wovon freilich keine Rede sein kann. Gewiß weist der zweite Aufsatz dem ersten gegenüber manchen Fortschritt auf, im ganzen aber dürfte ihnen doch von Hause aus ein einheitlicher Plan zugrunde liegen. Aber mochte nun Schiller mit dem ganzen Gegenstand nicht rechtzeitig fertig geworden sein oder aus redaktionellen Gründen eine selbständige Veröffentlichung der beiden Abschnitte vorziehen — genug, er entschloß sich zur Teilung. Der erste Aufsatz gelangt nicht zur eigentlichen Behandlung derjenigen Frage, die auf den ersten Blick im Titel angedeutet zu sein scheint; in Wahrheit verbreitet er sich über die Grundlagen, d. h. über die allgemeinen sittlichen und ästhetischen Vorbedingungen „des Vergnügens an tragischen Gegenständen". Der zweite Aufsatz zergliedert dann die Eigenart der tragischen Wirkung selbst und ihre Vorbereitung in der technischen Ausgestaltung des Dramas. Die allmähliche Entstehung, die plötzliche Hinwendung zu Kant, die wahrscheinlich durch äußere Rücksichten gebotene Teilung wollen mit in Betracht gezogen werden, wenn man dem trotz seiner oft mißverständlichen Ausdrucksweise klaren Gedankengang Schillers gerecht werden will.

1) Im folgenden bezeichne ich die Abhandlung „Über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen" mit GdV., den Absatz „Über die tragische Kunst" mit TK.

„Viel Kantischen Einfluß" sollte Körner in Schillers Aufsätzen finden, die immerhin das Verdienst für sich in Anspruch nehmen durfte, zum ersten Male eine spekulative Ableitung des Begriffs des Tragischen zu versuchen. Denn was bis dahin über den Gegenstand geschrieben worden war, bestand doch mehr oder weniger in der Auslegung der empirisch-aphoristischen Darstellung des Aristoteles oder in einzelnen Beobachtungen, die auch nicht den Namen einer methodisch-zusammenhängenden Untersuchung verdienten. Schillers Abhandlungen geben eine zusammenhängende, aber noch keine ganz einheitliche Ableitung. Kantische Gedanken erscheinen hier wie aufgepfropfte Reiser auf einem Stamme, der im Erdreich Leibnizens und der deutschen Popularphilosophen wurzelt.

Schiller bekennt sich zu jener Kunstlehre, die den Zweck der künstlerischen Tätigkeit nicht mehr in der Belehrung und Erziehung, sondern im „Vergnügen" sehen will. Auch Kant würde dem allerdings nicht widersprechen, aber die Betonung des „prodesse" gegenüber dem „delectare" ist älter und wurde in Deutschland zuerst durch Johann Elias Schlegel nachdrücklich verfochten.[1]) Ihm folgte dann Moses Mendelssohn[2]) und weiterhin J. A. Eberhard, dessen „Theorie der schönen Künste und Wissenschaften" Schiller gut gekannt zu haben scheint: „Die schönen Wissenschaften unterscheiden sich von den strengen Wissenschaften durch ihren letzten und vornehmsten Zweck, welcher das Vergnügen ist."[3]) Nach Schlegel entspringt alles sinnliche Vergnügen aus der „Ordnung", das Vergnügen an der künstlerischen Darstellung insbesondere aus der Wahrnehmung der „Ähnlichkeit" zwischen Urbild und Abbild. Nach Eberhard dagegen entsteht „das Vergnügen aus dem Gefühl der Vollkommenheit, weshalb die sinnliche Vorstellung der Vollkommenheit das höchste Gesetz" der schönen Künste und Wissenschaften sei.[4]) Eine solche Kunstlehre aber mündet notwendig in eine allgemeine Glückseligkeitslehre ein, die Schiller freilich nicht in der engen und kleinlichen Art der Popularphilosophen, sondern in dem großen Sinne Leibnizens auffaßt.[5]) Die einzig

1) Vgl. J. El. Schlegels ästhetische und dramaturgische Schriften (Deutsche Literaturdenkmale, Heft 26), herausg. von J. v. Antoniewicz, Heilbronn 1887, S. 12f. (Aus dem „Schreiben des Herrn N. N. über die Komödie in Versen", von 1740). Der Herausgeber weist S. XLIf. nach, daß Schlegel französischen Vorgängern folgt.

2) Vgl. den 5. der „Briefe über die Empfindungen". Auffallen könnte es, daß Schiller in GdV. noch die Vergnügungstheorie vorträgt, die sein Freund K. Ph. Moritz schon 1785 (in der „Berlinischen Monatsschrift", Bd. V) zugleich mit Batteux' Nachahmungstheorie abgelehnt hatte, um seinerseits die Kunst auf den „Begriff des in sich selbst Vollendeten" zu gründen. (Vgl. Deutsche Literaturdenkmale, Heft 31, S. XV und 38 ff.) Aber Schiller hat es hier nicht mit dem Wesen, sondern dem „Zweck" der Kunst zu tun.

3) 3. Aufl. (1790), S. 4, § 6. 4) Ebenda S. 7, § 8.

5) Wie stark Schiller besonders in seiner Jugend dem System Leibnizens verpflichtet war, hat jüngst H. Kindermann in einem methodisch nicht einwandfreien Aufsatz betont: (In dieser Zeitschrift, Bd. XXX, S. 16ff.) Vgl. zum folgenden besonders Leibnizens „Neue Abhandlungen" (Neue Übersetzung mit trefflicher Einleitung von Cassirer 1915) Buch II, c. 21, besonders § 46.

denkbare, wahrhafte Glückseligkeit liegt für Leibniz nicht in der „größten Lust“, sondern im dauernden Fortschritt zu einer vollkommenen Aufklärung des Geistes durch lauter klare und deutliche Vorstellungen über Gott, die Welt und sich selber; dieses Ziel ist nur durch angestrengte Vernunfttätigkeit zu erreichen, worauf aber der Mensch schon durch seinen Instinkt hingeführt wird, durch den Trieb zur Familie und zum Vaterlande, durch das Gefühl für das Schickliche u. dgl. Das Denken aber, die vernünftige Überlegung, d. h. die Erhebung verworrener Vorstellungen zur vollen Deutlichkeit ist doch schließlich die dem menschlichen Geiste einzig angemessene Tätigkeit, und als solche von vornherein mit Lust verbunden; ihre selbständige Übung gewährt eben jene dauernde Lust und jene „ruhigeren Freuden“, die (nach Schillers „Künstlern“) „im Genusse nicht verscheiden“. Durch diese Lust verfolgt die „Natur“ ihre Zwecke mit unserm Geist, wie sie ja auch die zweckmäßigen Betätigungen unsers Körpers mit Lust verbunden hat.

Insofern also eine vernunftmäßige Erfassung des Weltganzen die höchste Glückseligkeit für das „Ich“ bedeutet, ist der Mensch allerdings auf Glückseligkeit angelegt, aber auch nur in diesem Sinne[1]); sie erwächst ihm erst auf dem Wege der Erziehung und der steten Vernunftarbeit, die unseren bewußten Willen mit dem notwendigen Geschehen in der besten aller möglichen Welten in Übereinstimmung bringt und die uns aus dem Zustand der Verknechtung unter das Naturgesetz zur vollen Freiheit verhilft. Frei also ist der Mensch, der das erkannte Weltgesetz zu seinem eigenen macht; der, wie es der Dichter der „Künstler“ ausdrückt, „seine Pflichten denkt, die Fessel liebt, die ihn lenkt“ und selbst das Geschoß des Todes „mit freundlich dargebot'nem Busen vom sanften Bogen der Notwendigkeit“ empfangen kann. Diesen Gesichtspunkt hatte nun die deutsche Aufklärung besonders betont, indem sie die Vollkommenheitslehre mit einem „geläuterten Epikureismus“[2]), wie sich Mendelssohn ausdrückte, vorsichtig verband: „Jede gute Tat sei mit einem seligen Gefühl verknüpft, das süßer ist als alle sinnliche Wollust“; und dies „Vergnügen“ dürfe man in der angewandten Ethik ruhig zu Hilfe nehmen, in der theoretischen freilich müßten Grund und Folge um so sorgfältiger geschieden werden. Es ist unschwer, hier die Quelle zu Schillers Gedankengängen im

1) Immerhin ist die Stelle mißverständlich. Zwar spricht Schiller nur von dem „Zweck der Natur“ mit dem Menschen, scheidet aber diesen Naturzweck nicht scharf genug von der sittlichen Bestimmung. Ganz anders in den „Ästhetischen Briefen“, wo die „Glückseligkeit“ (als worauf u. a. unser ästhetisches Verhalten zielt) von dem „moralischen Adel der Menschennatur“ viel schärfer getrennt wird. Vgl. Bd. XII, S. 3, Z. 7; S. 91, Z. 2 u. ö. Inwiefern übrigens die oben entwickelten Gedankenreihen sich mit denen des Grafen Shaftesbury berühren, muß einer eigenen Darstellung vorbehalten bleiben. Einstweilen vgl. die soeben erschienene, tiefgreifende Arbeit von Chr. Fr. Weiser, Schiller und das deutsche Geistesleben (Leipzig 1916, B. G. Teubner).

2) Schriften, herausg. von Brasch, Bd. II, S. 120. Vgl. Jodl, Geschichte der Ethik, 2. Aufl., Bd. I, S. 532.

ersten Abschnitt von GdV. zu erkennen. Hier erscheint das ästhetische Vergnügen als erster Ausdruck unserer Freiheit; es hat also Beziehung auf unser sittliches Leben, wenn auch durchaus keinen selbständigen, sittlichen Wert.

Man hat nun allerdings behauptet, daß Schiller seine Lehre von dem Vergnügen als Endzweck der Kunst im zweiten Absatz seiner Abhandlung GdV. gleich wieder aufhebe, indem er ins Moralisieren verfalle; freilich sagt Schiller, daß der ästhetische Zweck nur durch moralische Mittel erreicht werden könne, daß „also die Kunst, um das Vergnügen, als ihren wahren Zweck, vollkommen zu erreichen, durch die Moralität ihren Weg nehmen müsse". Hat nun Schiller damit wirklich einer Kunst moralischen Inhalts im üblichen Sinne das Wort geredet, einer Kunst, die uns sittliche Vorbilder aufstellt, die vor dem Bösen warnt oder deren höchste Wirkung etwa in der Läuterung unseres moralischen Urteils über menschliche Handlungen und Charaktere besteht? Zunächst wird Schiller in demselben Absatz nicht müde zu betonen, daß die Kunst zwar einen „in die Augen fallenden Einfluß auf die Sittlichkeit" habe und damit „den höchsten Zweck der Menschheit in großem Maße befördere", daß sie aber diese Wirkung „nur beiläufig leiste". Der versittlichende Einfluß der Kunst ist also eine bloße Nebenwirkung und hat mit dem „Vergnügen" als solchem nichts zu tun — und doch wird das Vergnügen nur auf dem Wege der „Moralität" erreicht? Wenn das nicht ein Widerspruch in sich selber sein soll, so muß das Wort „Moralität" an der angeführten Stelle etwas anderes bedeuten als „Sittlichkeit", muß der Begriff der „Freiheit", mit dem Schiller auch weiterhin arbeitet, seines normativen Charakters entkleidet werden. Tatsächlich finden wir nicht erst bei Hegel die Erklärung: „Das Moralische muß in dem weiteren Sinne genommen werden, in welchem es nicht bloß das Moralisch-Gute bedeutet"[1]); die Aufklärung macht denselben Unterschied. Wir lesen in Crusius' „Vernunftwahrheiten", § 13: „Was vermittelst des Willens und vernünftigen und freien Geistes dergestalt bewerkstelligt wird, daß derselbe nach wissentlichen Endzwecken strebt", das ist moralisch; und J. Micraelius hatte schon im 17. Jahrhundert festgestellt, daß es „gute und böse moralische Handlungen" gebe, denn moralisch sei alles, wozu wir durch innere geistige Gründe veranlaßt werden.[2]) Daß aber eine nicht legale, sondern an sich verwerfliche Handlungsweise doch als Ausfluß freier Entscheidung des Menschen einen gewissen moralischen Wert habe, das hatte gerade Kant in jenen geschichtsphilosophischen Abhandlungen betont, die seine erste Berührung mit Schiller herbeiführen

1) Enzyklopädie, § 503. Vgl. zum folgenden: Eisler, Wörterbuch der philosophischen Begriffe II (3. Aufl.), S. 823.

2) „Morales actus probi et turpes" . . . „moralis causa est, quae aliquid praestat suadendo, docendo, instigando, contradistincta causae physicae." Lexicon philosophicorum terminorum, Jena 1653. S. 675 f. Vgl. auch Herders „Ideen", IV 4 (in Kürschners National-Literatur, Bd. 77 I a, S. 141): Selbst im ärgsten Mißbrauch seiner Freiheit bleibt der Mensch noch ein König.

sollten[1]). In seinem Aufsatz: „Mutmaßlicher Anfang der Menschengeschichte" (1786) verteidigt der Königsberger Denker den „Sündenfall" im Paradies als den „ersten Versuch einer freien Wahl", als den ersten Schritt von der Herrschaft des Instinkts zu der der Vernunft. Freilich unterdrückt er sein Moralurteil nicht: „Der erste Schritt also aus diesem Stande war auf der sittlichen Seite ein Fall; auf der physischen waren eine Menge nie gekannter Übel des Lebens die Folge dieses Falles, mithin Strafe. Die Geschichte der Natur fängt also vom Guten an, denn sie ist das Werk Gottes; die Geschichte der Freiheit vom Bösen, denn sie ist Menschenwerk"; und doch fing die sittliche Vervollkommnung des Menschengeschlechts mit diesem ersten „bösen", aber doch „freien" Schritte an. Die etwas gequälte Haltung des Philosophen, der nicht bloß mit theologischen, sondern mit moralischen Bedenken zu kämpfen hat, fehlt gänzlich in Schillers kleiner Arbeit „Etwas über die erste Menschengesellschaft nach dem Leitfaden der mosaischen Urkunde", die 1791 erschien und in Kants Geschichtsphilosophie wurzelt. Hier wird der Sündenfall schlechtweg als „Übergang des Menschen zur Freiheit und Humanität" behandelt. Für Schiller ist jener „vermeintliche Ungehorsam" gegen das göttliche Gebot nichts anderes als ein Abfall des Menschen „von seinem Instinkte, also erste Äußerung seiner Selbsttätigkeit, erstes Wagestück seiner Vernunft, erster Anfang seines moralischen Daseins". Durch seinen Fall wird der Mensch „aus einem vollkommenen Zögling der Natur ein unvollkommenes moralisches Wesen"[2]); d. h. wir finden schon moralisches Dasein, wo wir Selbsttätigkeit und Freiheit wahrnehmen. Schiller hat gefühlt, daß ein Unterschied besteht zwischen einer bloß freien und einer Handlungsweise, die einem höchsten sittlichen Gebot im Sinne Kants entspricht — aber er sieht darin einen Gradunterschied, während Kant die freiwillig böse Handlung nur als ersten Versuch des Menschen in der Freiheit betrachtet, der sich weiterhin zu einer völligen Umkehr des Willens unter der Wucht des Sittengesetzes wird bequemen müssen. Diese Umdeutung Schillers aber, die aus seiner Entwicklung unter der Leitung Leibnizischer Ideen[3]) wohl verständlich ist, bedingt jenen schillernden Gebrauch der Worte „Sittlichkeit", „Moralität" usw., der das Verständnis seiner tragischen Abhandlungen solange erschwert hat.

Nach allem Vorangegangenen dürfte soviel klar sein: das Vergnügen, das die Kunst gewährt, ist keine gemeine Belustigung, die etwa nur die Sinnlichkeit des Menschen vergnügt — so wenig, als sie, einer wissenschaftlichen Beschäftigung gleich, etwa den Geist allein angeht oder im Sinne einer moralisch guten Handlung unser sittliches Gefühl allein befriedigt. Sie ist ein „freies",

1) Schiller an Körner, 29. August 1787. 2) Bd. XIII, S. 26.

3) Wie nahe Leibnizens sittliche Grundsätze wieder mit denen der Engländer und besonders Shaftesburys verwandt sind, hat Jodl im XIV. Kapitel seiner Geschichte der Ethik eingehend gezeigt.

also nicht unter dem Zwang unserer Sinnlichkeit stehendes Vergnügen, weil bei ihrer Ausübung „die geistigen Kräfte, Vernunft und Einbildungskraft, tätig sind, und die Empfindung durch eine Vorstellung erzeugt wird"; sie hat also auch moralischen Wert, insofern ja die „ganze sittliche Natur des Menschen", d. h. alles was den Menschen zum Menschen macht, seine freie Menschlichkeit dabei beschäftigt ist. Auf diese, und nur auf diese Weise nimmt die Kunst als solche ihren Umweg durch die Moralität, indem sie sich an den freien, sich selbst bestimmenden Menschen wendet. Das Tier hat keine Kunst und keinen künstlerischen Genuß, obwohl es dem rein sinnlichen Reize des Angenehmen sehr wohl zugänglich ist. Insofern aber das freie Verhalten des Menschen in seiner einfachsten Form, die Betrachtung des Sinnlichen ohne Begierde schon eine Betätigung der Vernunft mit ihrer befreienden Kraft darstellt, wirkt die Kunst eben schließlich doch wieder erzieherisch auf den Menschen ein und bereitet ihn auf höhere Stufen moralischer Leistungen vor, so wenig der ästhetische Reiz das strenge Sittengesetz verdrängen oder auch nur in seiner Würde beeinträchtigen darf. (Schluß folgt.)

Soldatenleben im deutschen Sprichwort.[1]

Von **Friedrich Seiler** in Wittstock.

Das Sprichwort spiegelt durchaus eine Zeit wider, in der es noch kein für ideale Ziele, für die Freiheit und Größe des Vaterlandes begeistertes Volksheer gab. Das sind Begriffe, die dem Sprichwort noch völlig fremd sind. Der Soldat ist ihm nichts anderes als der Landsknecht, der im bürgerlichen Leben gescheitert ist und nun seine Haut für wenig Geld zu Markt trägt. Soldat zu werden ist die letzte Zuflucht für Taugenichtse. Es ist immer noch besser als betteln gehn: „Wer Vater und Mutter nicht folgt, muß dem Kalbfell folgen." „Soldaten ihr Leben für einen Pfifferling geben." „Landsknechte verkaufen ihre Haut um wenig." „Soldatenbrot ist besser als Bettelbrot." Erhält der Soldat kein Geld, so schlägt er sich schlecht oder geht zum Feinde über: „Guter Sold schlägt den Feind." „Ein Soldat ohne Geld hat weder Lust noch Mut zum Streit im Feld." „Wer seinen Soldaten den Sold entzieht, der liefert sich dem Feind in die Hände."

Gute Soldaten gibt es nur wenige und besonders ehemalige Studenten taugen nicht viel; Bauernjungen sind das beste Material: „Gute Soldaten sind schwer zu kaufen." „Soldaten, die das Recht studieren, können nicht den Degen führen." „Die besten Soldaten kommen vom Pflug."

Dies zusammengelaufene Volk muß dann wohl eingeübt, in strenger Zucht gehalten und besonders vor Müßiggang bewahrt werden; sonst schlagen die Leute sofort über die Stränge: „Es gehört mehr zu einem Kriegsheer als ein Haufen Leute." „Soldaten muß man wohl zahlen und wohl henken." „Wer mit Kriegsvolk will was chaffen, der muß zahlen und ernstlich straffen." „Wer mit Soldaten will Ehr' erjagen,

1) Vgl, den Artikel: Der Krieg im deutschen Sprichwort Z. f. d. d. U. 1916 S. 507.

muß sie wohl zahlen und rechtschaffen plagen." „Kriegsvolk soll man nicht lassen müßig sein." Denn: „Krieger ohne Zucht bringen üble Frucht."

Die Soldaten führen im allgemeinen ein elendes Leben: „Soldatenleben ist voll Not; saurer Wein und hartes Brot." „Wer in den Krieg zieht, der ißt selten fett und schläft auf hartem Bett." „Soldatenmagen kann alles vertragen." „Soldatenstand ist ein glänzend Elend." „In Landsknechts Bett schlafen" bedeutet unter freiem Himmel auf der Erde schlafen. Geht's ihnen einmal gut, so dauert es nicht lange: „Soldatenhoffart währt nit lang." Kommen sie in ein besseres Quartier, so sind sie ihren Wirtsleuten eine furchtbare Plage. Denn sie lassen nichts übrig von dem, was sie vorfinden. Sie wollen das Leben genießen, solange sie es noch können: „Soldatenzähne tun den Bauern wehe." „Soldaten sind wilde Gäst', sie fressen gern das Best'." „Im Kriege frißt und säuft man." „Hungrige Soldaten lassen sich mit Worten nicht speisen." „Kriegsknecht und Bäckerschwein wollen stets gefüttert sein." „Ein Landsknecht und ein Bäckerschwein, die sollen allezeit voll sein, dieweil sie niemals wissen nicht, wann man sie würgt oder niedersticht (oder: denn sie können die Zeit ausrechen, wenn man ihnen wird die Kehl' abstechen)." „Der Kriegsknecht im Haus macht dem Frieden den Garaus." Mancher gewöhnt sich als Soldat den Trunk an: „Alte Soldaten leiden gern an Durst."

Was die Soldaten nicht verzehren, das nehmen sie mit: „Soldaten holen nur und bringen nichts." „Der Soldat lebt vom Raube (Ovid Met. 1, 144: vivitur ex rapto)." „Der Krieg macht Diebe." „Soldaten stehlen nicht, sie beuten nur." „Soldaten sind brave Leute, haben's kein Geld, so haben's andre Leute." „Soldaten erben, ehe die Leute sterben." „Landsknechte bedürfen keiner Katzen, sie können wohl selber mausen." „Landsknechte lassen nichts liegen als Mühlsteine und glühend Eisen." Darum besteht nicht, wie heutzutage, Einheit und Einigkeit zwischen Soldaten und Volk, sondern ein scharfer Gegensatz: „Wann die Soldaten gewinnen, so verlieren die Bauern." „Soldaten sind voll schlimmer Taten", und mit scharfem Wortwitz: „Soldaten sind keine Wolldaten" (Wortwitz: „Wohltaten", aber mit Anklang an „wollen": Soll-daten und Woll-daten).

Unter den Soldaten gibt es viele, die ihrem innersten Wesen nach eigentlich keine sind. Die Abzeichen und Waffen machen noch keinen Soldaten: „Den Krieger macht nicht der Hut, sondern der Mut." „Es seynd nit all (gute) Soldaten, die Spieß (Piken) tragen." „Es ist nicht jeder ein Soldat, der einen Säbel in der Hand hat." „Nicht alle sind Soldaten, die eine Flinte laden." „Viele Soldaten sind nur geharnischte Hasen." „Wenig Kriegsleute haben ehrliche (d. h. ehrenvolle) Wunden." Viele sind feig, suchen sich zu drücken und fliehen statt zu kämpfen: „Wenn's zur Schlacht geht, will keiner der erste sein." „Feige Soldaten tun mit den Fersen die besten Taten."

Andere sind eitle und ruhmredige Maulhelden: „Der ist noch kein guter Soldat, der mit der Zunge fechten kann." „Eitle Soldaten verrichten keine Heldentaten." „Geputzte Kriegsleut' schrecken keinen Feind." „Freidige (d. h. kühne, mutige, dann entstellt zu „freudige") Kriegsleut' machen wenig Wort'." „Ein tapf'rer Krieger rühmt sich nicht, was er im Krieg hat ausgericht." „Wenn die Soldaten so viel Kugeln hätten als Lügen, so brauchten sie in einem ganzen Feldzuge kein Blei." Besonders wenn die Gefahr vorüber und wieder Friede ist, geht das Rühmen

und Bramarbasieren los: „Wenn Friede ist (oder: nach dem Kriege), fehlt es nicht an tapferen Soldaten." „Nach dem Kriegsspiel gibt's der tapfern Helden viel." Andere mögen nach dem Kriege nichts mehr davon hören oder lesen: „Wer einmal im Krieg gewesen, der liest nicht gerne davon."

Das Volk macht sich aber auch ein Idealbild des Soldaten. Er ist zur Verteidigung des Vaterlandes da und soll den Krieg gegen den Feind führen, nicht gegen friedliche Landgenossen. Tapferkeit ist seine wichtigste Eigenschaft, daneben Kameradschaftlichkeit: „Soldaten sind des Feindes Trutz, des Landes Schutz." „Wenn Soldaten in den Krieg ziehen, müssen sie siegen oder sterben." „Ein tapferer Soldat schlägt zehn furchtsame." „Ein tapferer Soldat stirbt nicht gern im Bett." „Ein guter Soldat kann zahlen, wie er will, nur nicht mit Fersengeld." „Ein guter Soldat darf die Fersen nicht sehen lassen." „Ein guter Soldat fürchtet das Feuer nicht." „Alte Soldaten können's Pulver vertragen." „Vor dem Soldaten müssen die Feinde zittern, nicht Kisten und Kasten." „Ein guter Soldat ist ein guter Kamerad." Rauheit und Grimmigkeit steht dem Soldaten wohl an: „Soldaten und Kettenhunde seynd je böser je besser."

Die Leute, die sich anwerben lassen, hoffen durch den Krieg ihr Glück zu machen: „Mancher meint, Krieg sei ein' Sach, die alle Knecht zu Herren macht." Aber das Glück lächelt nur wenigen, viel mehr gehen bei dieser Spekulation zugrunde: „Krieg macht einen reich und zehn arm." „Krieg macht den einen reich, den andern bleich." „Der Krieg bringt manchem Glück, aber nicht jeder kehrt zurück." „Eine Schlacht ist ein ungesundes Geschäft." Wohl kann man im Kriege schlechte Gäule teuer verkaufen und auch ein Landgut wohlfeil erstehen: „Im Kriege werden die Ackergäule zu Pferden." „Im Kriege sind die Landgüter wohlfeil." Aber man kann auch sein Pferd verlieren: „Der Krieg hilft manchem auf die Beine, daß aus dem Reiter ein Fußgänger wird." Auch versteht es der Soldat nicht, was er gewonnen, zusammenzuhalten: „Im Krieg gewonnen ist leicht zerronnen." „Kriegergut flieht tom Fenster ut." Im Alter hat der Soldat gewöhnlich nichts; er muß betteln gehen und vor den Leuten kriechen: „Junge Soldaten, alte Bettler." „Aus Kriegern werden Kriecher."

Freilich werden nur wenige alt. Die meisten fallen in den Schlachten. „Man find't selten einen alten Landsknecht." „Wer in den Krieg zieht, spielt mit seinem Blute." „Die viel Schlachten han getan, die sind in Schlachten untergahn." „Wer mit dem Schwert auszieht, weiß nicht, ob er zurückkehrt." „Wenn die Schlacht vorbei ist, kann man gut lachen." Tröstlich ist demgegenüber: „Es ist keine Schlacht so groß, daß nicht ein paar übrig bleiben." „Eine jede Kugel, die trifft ja nicht." Aber gerade die Tapfersten werden zuerst und zumeist dahingerafft: „Ein tapferer Soldat wird selten alt." „Das sind die schlimmsten Kriegsleute nicht, die auf der Walstatt liegen bleiben." Wer daher klug ist, der erträgt lieber Armut und Kummer daheim als daß er Soldat wird: „Besser als Soldatentod im fremden Land ist Kummerbrot im Vaterland."

Die Gefahren und Strapazen, unter denen der Wachtdienst nicht die geringste ist — „Soldatenleben hat Gott gegeben, aber die Wacht hat der Teufel erdacht" —, hindern den Soldaten indessen nicht, wenn es ihm gut geht, fröhlich zu sein. „Soldatenleben, und das heißt lustig sen", heißt's im Soldatenliede, und das Sprichwort sagt: „Soldaten und Studenten sind allezeit fröhlich." Auch singen sie gern und geben auch

im Kampfe ihrem Angriff durch Gesang Nachdruck: „Kampf ohne Sang hat keinen Drang." Das Verhältnis des Soldaten zum weiblichen Geschlecht wird im Sprichwort nur wenig berührt. Eine Dirne gehört ebenso wie Spieß und Degen gleichsam zur Ausstattung des Landsknechts: „Ein Landsknecht soll stets bei sich hegen Schön Hur', langen Spieß und kurzen Degen." Die Behandlung dieser Weiber war rauh: „Kriegers Weib und Fischers Hund haben's beide schlecht." Wo der Soldat auf seinen Kreuz- und Querzügen hinkommt, findet er leicht ein Liebchen, aber auf Treue dürfen die Mädchen ebensowenig rechnen wie sie selbst treu sind: „Landsknechtsehen werden im Maien[1]) gemacht; die währen nicht länger denn der Sommer." „Wo de Soldat weggat, da latet se wat, wo se henkommt, da finnt se wat." „Soldaten und Frauen ist nicht viel zu trauen."

Aus diesen in verschiedenen Perioden der Vergangenheit entstandenen Sprichwörtern ist leicht zu ersehen, wie sehr die allgemeine Wehrpflicht und die großen Volks- und Befreiungskriege des 19. Jahrhunderts die Anschauungen des Volkes vom Wert und Leben des deutschen Soldaten gewandelt haben. Ein großer Teil der genannten Sprichwörter hat heute keine tatsächliche Berechtigung mehr. Andere freilich werden gelten, solange es Soldaten gibt.

Über „beginnen" und seine sinnliche Grundbedeutung.

Von **Theodor Braune** in Berlin-Halensee.

Beginnen, anfangen und anheben werden jetzt im allgemeinen ohne großen Unterschied gebraucht, nur daß anheben mehr in gehobener Sprache erscheint und beginnen wieder gegenüber anfangen als gewählterer, vornehmerer Ausdruck gilt. Bei zwei der Verben liegt die grobsinnliche Bedeutung, von der aus sich der Gebrauch entwickelt hat, klar zutage. Anfangen (in älterer Sprache an-fahen, im Althochdeutschen ana-fâhan) bedeutet, dem ahd. fâhan 'fangen, ergreifen' entsprechend, so viel wie 'an etwas fangen, Hand anlegen, etwas anfassen, angreifen, an etwas tätig werden', anheben hingegen, das im Althochdeutschen nicht nachzuweisen ist[2]), 'an etwas heben, um es zu bewegen'. Ein sinnliches Fassen und Heben dient somit der späteren Bedeutung zur Unterlage. Hinsichtlich der sinnlichen Bedeutung von beginnen sind wir aber im unklaren, da das Simplex, das nur im altnordischen ginnan 'allicere, anködern', angels. ginnan 'incipere' und im Mittelhochdeutschen[3])

1) Dazu ist zu vergleichen: „Im Maien gehen Huren und Buben zur Kirche" (Wander, Sprichwörterlexikon 3, 346) und: „Twischen Paschen (d. h. Ostern) un Pingsten fryen de Unseligen" (Körte, Sprichwörter der Deutschen, Nr. 5858). Diese Sprichwörter entstammen dem römischen Brauche, daß ehrliche Leute im Mai nicht heirateten, weil in diesem Monat die Lemurien gefeiert wurden. Ovid Fasti 5, 490: Mense malas Maio nubere vulgus ait, Plutarch: quaest. Rom. 86: *διὰ τί τοῦ Μαίου μηνὸς οὐκ ἄγονται γυναῖκας.*

2) Im Nibelungenliede findet sich das reflexive sich heben ('dô huop sich — schal' 2003, 2. 2015, 4. 2037, 4; 'des huop sich michel vreude' 270, 4; 'diu fluht huop sich dan' 2017, 1; 'dô huop sich — nôt' 2074, 2), Wolfram von Eschenbach kennt aber anheben ('als dô sin bestiu zît huop an' 469, 22).

3) Im Mittelhochdeutschen findet sich gunde für begunde, und Folz, H. Sachs und Waldis bieten häufiger für begunde bloßes gund(t). Vgl. auch obsoletes engl. gin = begin.

und Neuhochdeutschen in schwachen Resten in letzterer Bedeutung vorliegt, uns keinen Aufschluß gibt. Ebensowenig Klarheit schaffen über die zugrunde liegende Anschauung Zusammenstellungen mit indogermanischen Wörtern wie asl. po-čęti, na-čęti 'anfangen', koni 'Anfang', ir. cinim 'ich entspringe', cét 'zuerst' oder alb. ζε 'berühre, fange, fange an', und andere Erklärungsversuche, die sich darauf gründen, daß ein anderes Kompositum zu ginnan, das ahd. in-ginnan[1]), neben der Bedeutung 'incipere' auch die Bedeutung 'aperire, secare' zeige.

Jakob Grimm hat (s. D. Gr. III, 76) den Grundsatz, der auch heute noch gelten sollte, aufgestellt, daß alles, was im Germanischen sich zu denselben[2]) Buchstaben bekenne, unter einer Wurzel zu vereinigen sei, wenn auch die Bedeutungen noch so sehr abweichen; er stellt deshalb ahd. bi-ginnan, in-ginnan usw. mit an. gîna 'hiare', gin rictus, 'Schlund', mhd. ginen 'oscitare', nhd. gähnen, ahd. geinôn 'ringere' zusammen[3]) (s. D. Gr. II, 810, 811) und sagt, indem er noch das ags. gin, ginn in der Bedeutung 'capedo, intercapedo' und an. ginna 'allicere, einnehmen' vergleicht, die Grundbedeutung von ginnan müsse wohl 'capere, complecti' sein. An anderer Stelle (s. Haupt, Zeitschr. 8, 18 und Grimm, D. Wb. I, 1296) gibt er aber eine andere Erklärung: Ginnan habe ursprünglich den Sinn von 'schneiden, spalten', gann den von 'ich habe geschnitten, gespalten' in sich geschlossen; wer sich Brot, Fleisch geschnitten, den Apfel geschält habe, der hebe an zu essen. Alle späteren Deutungen knüpfen mehr oder minder an diese immerhin, wie man gestehen muß, etwas gewundene Erklärung an. So heißt es bei Heyne, D. Wb.: „Die zugrunde liegende sinnliche Bedeutung des mit gähnen wurzelhaft verwandten Wortes ist 'öffnen, erschließen', wie sie auch in dem ahd. inkinnamês aperiamus Gloss. 1, 673 (zu Amos 8, 5) von dem nur in der Vorsilbe unterschiedenen ahd. inginnan hervortritt; der einst bloß auf das Örtliche gehende Begriff wandte sich dazu, den Anfang einer Tätigkeit zu bezeichnen," und bei Weigand 5: „Da als ursprüngliche Bedeutung im Althochdeutschen bei biginnan (ebenso bei in-ginnan) noch 'eröffnen, aufschneiden, spalten' (vgl. fr. entamer 'anschneiden, anfangen') hervortritt, hat man das Wort zu gähnen, ahd. ginên, gestellt, also eigentlich 'klaffen machen'."

Gegen solche Erklärung und Deutung von bi-ginnan sprechen aber gewichtige Gründe. Zunächst ist nicht erwiesen, daß auch beginnan die Bedeutung 'aperire, und 'secare', die in-ginnan zeigt, gehabt hat[4]); es geht deshalb auch nicht an, diese

1) Vgl. noch mhd. en-ginnen, mnd. ent-ginnen 'anschneiden, (von Fässern) anstechen', ags. on-ginnan (neben a- und be-ginnan) 'anfangen, unternehmen', mnld. ontginnen 'entamer, casser', nld. 'mit der Zerlegung beginnen'.

2) Es scheint mir deshalb auch nicht anzugehen, das ahd. in-ginnan in der Bedeutung 'auftun, öffnen, aufschneiden, spalten' von in-ginnan im Sinne von be-ginnan zu trennen, wie es bei Torp, W. d. germ. Spr., S. 133 (vgl. dazu S. 125) geschieht, und sich damit bescheiden zu wollen, es sei mit be-ginnan in der Bedeutung 'anfangen' „formell zusammengefallen".

3) Vgl. noch ags. tô-gînan 'klaffen', ags. gin(n) 'Schlund', ags. ginian 'weit offen sein' und gânian 'gähnen'.

4) Das ahd. bi-ginnan wird bei Graff IV in den Bedeutungen 'incohare, incipere, (ex-, ad-)oriri, (ad-)niti, proponere, acceptare, exponere', bei Grimm, D. Gr. in den Bedeutungen 'aliquid aggredi' angeführt; in-ginnan hingegen bei Graff in den Bedeutungen 'inchoare, incipere, inire, initiare, conari, moliri, niti, componere (psalmos), imponere, aperire (frumentum), adniti, secare', bei Grimm in den Bedeutungen 'incipere,

Bedeutung bi-ginnan ohne weiteres zuzusprechen, wir werden vielmehr für beide Verben nach einer Grundbedeutung suchen müssen, aus der sich sowohl die Bedeutung 'incipere' wie 'secare' und 'aperire' ergeben konnte. Sodann spricht gegen eine transitive Grundbedeutung wie 'aperire, secare' noch eine Beobachtung, die wir dem in den ältesten Denkmälern bezeugten Sprachgebrauch entnehmen müssen.

Im Gotischen vertritt die Stelle von bi-ginnan 'incipere' ein anderes Kompositum du-ginnan. Dieses Verbum wird nie mit einem sächlichen Objekt verbunden. Es folgt auf duginnan stets nur ein Infinitiv. Meist ist es — ich zähle 27 Fälle — ein Ausdruck des Sagens oder — in 4 Fällen — ein Ausdruck der Äußerung einer Gefühlsstimmung, wie grêtan, gaunon jah grêtan, unverjan und faginon, und nur 13mal ein anderes Verb.[1]) Beachtenswert erscheint also, daß meist ein Verb des Sagens oder einer Gefühlsäußerung folgt, so daß man diese Art der Verwendung für die ursprünglichste ansehen möchte; beachtenswert aber auch, daß duginnan vielfach gar nicht den Anfang einer Tätigkeit bezeichnet, sondern nur, wie so oft unser beginnen (vgl. 'Ach, wie begann er nun zu klagen' bei Chamisso oder 'Der herre loben in'z began' im Nibelungenlied 91, 4) nur zur Umschreibung des Begriffs des abhängigen Infinitivs dient, wie Mark. 14, 69, wo der griechische Text einfach εἶπεν bietet, oder (s. unten Anm. 1) Mark. 14, 72, Luk. 6, 25, Phil. 1, 18 und anderwärts.

In ähnlicher Weise wird bi-ginnan, um einen althochdeutschen Dichter zu nennen, bei Otfried verwendet. Nach dem mir vorliegenden Material stehen etwa 40 Stellen, wo ein Verb des Sagens folgt oder zu ergänzen ist, und 12 Stellen, wo ein Ausdruck der Gefühlsäußerung folgt, etwa 29 mit anderen Verben gegenüber. Doch erscheint es hier auch, und zwar im ganzen etwa 27mal, mit einem sächlichen Objekt im Genitiv verbunden, sehr selten — zweimal — mit einem Substantiv[2]) (1, 19, 6: 'Wanne thu biginnes thes thines heiminges' und 4, 4, 20: 'So er thera reisa bigunni') und einmal mit einem substantivierten Infinitiv im Genitiv (5, 13, 25: 'Petrus — bigonda suimmanes', vgl. 'pekunda lebennes' bei Graff IV). Meist steht es hier

---

aperire, conari, (ad-)niti, imponere'. Die Bedeutung 'aperire' und 'secare' ist also für bi-ginnan nicht erwiesen, auch nicht durch die Stelle bei Otfried 3, 7, 27: 'Thoh findu ih melo tharinne, in thiu ih es biginne, joh brosmun suaza in alawar, thes senses leib indue ih thar', wo die Worte 'ih es biginne' formelhaft stehen wie öfters, so 5, 25, 11. 83; 5, 19, 60; 4, 1, 25 u. a.

1) Duginnan wird verbunden mit qiþan Mark. 10, 32 (dugann qiþan = ἤρξατο λέγειν). 12, 1. 14, 69 (= εἶπεν). Luk. 20, 9. 3, 8. 7, 49. Matth. 11, 7, rodjan Luk. 4, 21. 7, 15. 24, leisjan Mark. 4, 1. 6, 2. 8, 31, merjan Mark. 1, 45. 5, 20, bidjan Mark. 5, 17. 15, 8, hropjan jah qiþan Mark. 10, 47, hazjan Luk. 19, 37, bilaikan Luk. 14, 29, afdomjan jah svaran Matth. 26, 74, afaikan jah svaran Mark. 14, 71, andbeitan Mark. 8, 32, idveitjan Matth. 11, 20, miþsokjan Mark. 8, 11, anafilhan 2. Kor. 3, 1, faurqiþan Luk. 14, 18, — mit einem Ausdruck des Affekts wie grêtan (dugann grêtan = καὶ ἐπιβαλὼν ἔκλαιεν) Mark. 14, 72, gaunon jah gretan duginnit (= πενθήσετε καὶ κλαύσετε). Luk. 6, 25, unverjan Mark. 10, 41, faginon (akei jah faginon duginna = (χαρήσομαι) Phil. 1, 18, — mit anderen Verben wie speivan Mark. 14, 65, þagkian Luk. 5, 21, raupjan (dugunnum skevjandans raupjan ahsa = ἤρξαντο ὁδοιπορεῖν τίλλοντες τοὺς στάχυας) Mark. 2, 23, bairan Mark. 6, 55, goljan Mark. 15, 18, usvairpan Mark. 11, 15, natjan Luk. 7, 38, meljan Luk. 1, 1, hneivan Luk. 9, 12, insandjan Mark. 6, 7, taujan-viljan 2. Kor. 8, 10, visan Luk. 15, 24, alaþarba vairþan Luk. 15, 14.

2) In den Worten: 'Laz sia duan thi werk, thiu si bigan' 4, 2, 31 hängt der Akkusativ thiu, mit dem bigan verbunden zu sein scheint, von einem zu ergänzenden duan ab.

mit dem Genitiv eines Fürworts, wie susliches (4, 20, 29: 'bigan er susliches zi ente thesses riches, mit thiu er thaz lant al ubargiang'), insbesondere mit (oder ohne, vgl. 1, 1, 39: 'Ni sie in frenkisgon biginnen, sie gotes lob singen') thes (5, 23, 15ff.: 'Thaz will ih hiar gizellen — thaz si in mer gimnati thiu himilriches gnati. Thes wolt ih hiar biginnan, ni mag iz thoh bibringan') oder es (5, 25, 11. 4, 11, 19. 2, 23, 14. 3, 7, 27. 69), meist mit nachfolgendem selbständigen Satz, der das, was mit beginnen gemeint ist, erläutert, wie 3, 19, 7: 'Thaz wir thes biginnen, wir honida gihengen' (s. Graff IV), 5, 12, 6. 1, 1, 109, oder mit folgendem Nebensatz mit thaz, wie 2, 18, 19: 'Oba thu thes biginnes, thaz thu geba bringes', 4, 4, 11 und 2, 12, 80 oder in der Widmung an Ludwig V. 51: 'Oba es iaman bigan, thaz er widar imo wan'. Wir sehen, daß der transitive Gebrauch noch verhältnismäßig selten ist und sich bis auf drei Stellen auf ein Fürwort im Genitiv beschränkt, das die Stelle eines Infinitivs, der leicht zu ergänzen ist, vertritt.

Ähnlich ist der Gebrauch von beginnen noch im Mittelhochdeutschen, z. B. im Nibelungenliede, wo nur etwa elfmal ein sächliches Objekt damit verbunden wird, und zwar viermal ein Substantiv im Genitiv (306, 4: 'Ortwin unde Hagene vil grôzer wunder began' 471, 1: 'Wan beginnet ir der spil', 665, 2: 'Eines spils begonde — Sîfrit', 2207, 4: 'Rüedegêr des strîtes — began'), einmal im Ausruf im Akkusativ (1360, 4: 'Hei waz man kurzewîle dem künege z'êren began!'), sechsmal ein Pronomen im Genitiv (1823, 2: 'Welt ir ihtes beginnen', 1031, 2: 'Wes welt ir biginnen'? 130, 2: 'Sô was er ieder beste swes man da began', 2031, 4: 'Swes Irinc begunde, sie wolden's alle im gestân', 132, 1: 'Swes man ie begunde, des was sîn lîp bereit' und 669, 2: 'Do er des began, daz er sie wolde twingen' mit folgendem Daß-Satz, wie so oft bei Otfried). Sonst folgt ein bloßer Infinitiv (einmal mit ze 903, 2: 'ê daz wir beginnen hie ze jagene', vgl. Pars. 29, 30. 575, 22), meist wieder von einem Verbum des Sagens oder einer Äußerung eines Affekts (in etwa 83 Fällen) oder eines anderen Verbs (in etwa 69 Fällen).

Nach allem, was wir sehen, hat sich der transitive Gebrauch unseres Zeitwortes erst nach und nach entwickelt, und insbesondere scheint es, daß, um eine sinnliche Grundbedeutung zu finden, auszugehen ist von Wendungen, in denen auf got. duginnan oder ahd. beginnan, mhd. beginnen, ein Ausdruck des Sagens oder der Gefühlsäußerung folgt. Da beide Verben vielfach nur zur Umschreibung der durch den folgenden Infinitiv ausgedrückten Tätigkeit dienen und oft gar nicht einmal den Anfang einer Handlung im eigentlichen Sinne bezeichnen, so scheint es, als ob sie eine Tätigkeit ausgedrückt haben müssen, die zu der des Sprechens oder der Gefühlsäußerung speziell in Beziehung steht und einen ihr vorausgehenden Vorgang angibt. Welches ist nun aber ihre eigentliche Bedeutung? Daß sie mit Verben wie mhd. ginên, ahd. ginên und ginôn verwandt sein müssen, läßt sich kaum bestreiten. Das scheint auch ein allerdings nur in spätmittelhochdeutscher Zeit in der Bedeutung 'gähnen' (s. Grimm, D. Wb. IV, 1a, S. 1148) jener Verben bezeugtes ginnen zu bestätigen. Daß aber zunächst nicht von einer transitiven Bedeutung wie 'aperire, secare' oder 'schneiden, spalten, klaffen machen' auszugehen ist, lehrt, wie wir gesehen haben, der in den ältesten Zeiten befolgte Sprachgebrauch. Wir werden uns nach einer anderen Grundbedeutung umsehen müssen, die die Möglichkeit bietet, den intransitiven Gebrauch wie den späteren transitiven zu erklären. Dieser Forderung genügt,

wenn wir auch ginnen, ebenso wie mhd. ginên, in der, wie oben gesagt ist, in spätmittelhochdeutscher Zeit bezeugten Bedeutung 'gähnen' nehmen, das heißt in der Bedeutung 'den Mund, den Rachen[1]) auftun oder öffnen'. Ein solcher Akt kann den Beginn der verschiedenartigsten Tätigkeiten einleiten. Man kann den Mund öffnen, um zu reden[2]) (dugann qiþan), um zu weinen (dugann grêtan, weinen siu began, Nib. 1763, 1), um zu lachen (er lachen began, ib. 1716, 4). Man kann ihn aber auch öffnen, um zu speien (dugunnun speivan, Mark. 14, 65), um zu benetzen (dugann natjan, Luk. 7, 38), um zu löschen (diu [d. i. die liehte] begonde er lescen, Nib. 663, 3), um zu trinken (dô begonde er trinken, Nib. 2115, 3) und zu anderen Verrichtungen. Wir sehen, daß bei solcher Auffassung der Kreis der Verben, die von duginnan und biginnan abhängig wird, sich erweitert und nicht bloß auf die Verben des Sagens und der Gefühlsäußerung beschränkt. In noch größerem Umfange dürfte dies der Fall gewesen sein; man denke nur daran, daß der Naturmensch, wenn er eifrig mit etwas beschäftigt ist, unwillkürlich den Mund aufsperrt (vgl. 'das volc si allenthalben kapfen[3]) an began', Nib. 74, 3; 'sie began er scowon frawalichen ougon', Otfried III, 6, 15 u. a.). Da das Aufsperren des Mundes als die einleitende Tätigkeit auch zu anderen Vorgängen aufgefaßt wurde, kamen unsere Verben im Laufe der Zeit zu der jetzt herrschenden Bedeutung 'anfangen' und wurden dann auch, nachdem die Erinnerung an die Grundbedeutung geschwunden war, mit anderen Verben, zu denen sie zunächst nicht in Beziehung standen[4]), verbunden. Der Übergang des intransitiven Gebrauchs von dem ahd. bi-ginnan zum transitiven scheint sich so vollzogen zu haben, daß ein leicht aus dem Zusammenhang zu ergänzender Infinitiv durch ein Pronomen wie es oder des oder dann weiter durch es oder des mit folgendem selbständigen oder abhängigen Satz (mit daz) ersetzt wurde und endlich, wie wir gesehen haben, an dessen Stelle ein Substantiv im Genitiv, im Althochdeutschen und Mittelhochdeutschen allerdings noch sehr selten, trat.[5]) Fälle, wie deren einer oben angeführt ist: 'Laz sia duan thi werk, thiu si bigan', wo der Akkusativ thiu eigentlich von einem zu ergänzenden duan abhängig ist, mögen dazu verführt

1) Vgl. mhd. gin 'Rachen', ags. gin und ginn 'intercapedo, capedo', an. gin 'rictus, hiatus, intercapedo, spatium, Rachen, Schlund', mhd. ginunge 'hiatus, rictus, gähnender Rachen', mhd. er-ginen, -gënen 'das Maul aufsperren, angähnen, gähnend verschlingen', und weiter mhd. giwen, gëwen 'das Maul aufsperren, gähnen', ahd. giwên in ana-giwên 'inhiare', ahd. gîen gîjên 'das Maul aufsperren, gähnen' und das mit unsern Verben wie ginên, nhd. gähnen, und näher noch mit an. gan 'Gähnen', gana 'gähnen, sich öffnen, klaffen', verwandte griech. χαίνω 'den Mund öffnen (auch zum Sprechen), aufsperren, gähnen'.

2) Vgl. engl. gab 'Mund, Maul', mit vb. gab 'plaudern, schwatzen', auch 'scherzen, lügen', ags. gabben 'deridere, illudere' von der Wurzel gab 'gaffen' (s. Torp), einer Schwesterwurzel zu gap (an. gapa 'gaffen', gap 'Schlund, Öffnung', mnd. gapen, nhd. gaffen).

3) Vgl. unser gaffen, das 'gähnen, den Mund aufsperren' und 'scharf (d. h. mit geöffnetem Munde) auf etwas sehen, spähen' bedeutet.

4) Zu dieser Erweiterung des Gebrauchs mögen Wendungen beigetragen haben, wie bei Otfried 5, 6, 42: 'Biginnent thanne rivan ('jammern') joh iro brusti bliwan' ('schlagen'), wo in einer Aussage zwei Infinitive vorkamen.

5) Von solchen früher intransitiven Verben mit dem Genitiv, „die mit der Partikel bi- ohne merkliche Veränderung des Sinnes, bloß intensivisch, zusammengesetzt wurden", wie Grimm, D. Gr. III, 803/04 sagt, vgl. ahd. bi-dîhan ('succedere in aliquo, promovere alqd.'), sih biheizan ('spondere, sich mit Worten beilegen'), bi-ladan ('beladen mit'), bi-linnan ('ablassen von'), bi-quëman ('hinkommen, gelangen zu').

haben, dann biginnan auch mit dem Akkusativ zu verbinden, der bei der Mehrzahl der mit der Partikel bi- zusammengesetzten Verben von jeher üblich war, und der sich schon an einer Stelle des Nibelungenliedes 1360, 4: 'Hei waz man kurzewîle dem künege z'êren began', im Ausruf (s. oben) findet.

Die Grundbedeutung 'gähnen', das heißt 'den Mund, den Rachen aufsperren und auftun', gibt aber auch eine Erklärung für den transitiven Gebrauch des ahd. in-ginnan in der Bedeutung 'aperire, secare', insofern man nicht nur bei sich selbst[1]), sondern auch bei anderen Wesen (und im übertragenen Sinne bei Dingen) den Mund oder Rachen aufsperren kann. Die transitive Bedeutung eignete sich insbesondere für ein mit der oft die Trennung bezeichnenden Vorsetzpartikel ent- zusammengesetztes in-ginnan.

Zum Reim.

Von **Rudolf Blümel** in München.

1. Reimwort, Reimstrecke, Reimstück und Deckung; gedeckte und ungedeckte Reimstücke.

Wir sprechen davon, daß ein Wort im Reime stehe, demgemäß auch von Reimwörtern. Aber wenn wir auf den Reim selbst achten, sehen wir, daß in sehr vielen, ganz gewöhnlichen Fällen keineswegs das ganze Wort für den Reim in Betracht kommen kann. Wohl sehr selten sind allerdings die Beispiele, wo nur der vordere Teil des Wortes reimt, z. B. in Wilhelm Buschs Max und Moritz: **Jeder weiß, was** so ein Mai-|Käfer für ein Vogel sei. Dagegen stoßen uns auf Schritt und Tritt Beispiele auf, wo nur ein hinteres Wortstück für den Reim von Bedeutung ist, z. B. in den Göttern Griechenlands von Schiller Helden|spiel: Ziel Strophe 7, Ge|filde: Bilde Strophe 12, Dichter|lande: Gängel|bande vorletzte Strophe, ver|bannt: ver|wandt Strophe 6.

Anmerkung. Seltner kommt der Fall vor, daß zwei Wörter zusammen den Reim ergeben, etwa Des am Staube Klebens müde: lebensmüde bei Rückert (Reclam, S. 236), es kann auch vorkommen, daß ein Stück eines Wortes und ein Wort zusammen auf ein anderes Wort reimen, in demselben Gedicht reimt unter anderm auch ver-| gebens müde.

Es ist nun notwendig, daß dasjenige, was dem Klange nach (denn der entscheidet wesentlich für den Reim) für den Reim in Betracht kommt, mit dem Wort, das im Reim steht, nicht zusammengeworfen, sondern davon unterschieden werde, auch in Fällen, wie sagen: Wagen (Götter Griechenlands, 3. Strophe), wo das, was klanglich für den Reim in Betracht kommt, und das Reimwort zusammenfallen.[2])

Was für den Reim zu beachten ist (nach dem Klang), ist die Reimstrecke, in ihr ist das Reimstück (z. B. agen in sagen: Wagen, ang in lang: bang) von der etwa vorausgehenden Deckung zu unterscheiden. Das Reimstück, z. B. ang, ist durch l und b in lang und bang gedeckt.

Anmerkung. Es können auch zwei (auch noch mehr?) Reimstrecken zusammen auf-

1) Doch vgl. auch Anwendungen unseres gähnen in Wendungen wie 'die Kinnlad' auseinander gähnen'.

2) Saran, Deutsche Verslehre S. 255, Anmerkung hebt ausdrücklich hervor, bei den Reimen sei „ihr Klang, nicht ihr Wortmaterial in den Vordergrund zu stellen".

treten, z. B. in dem Gedicht Nachtwache von Rückert, Reclam S. 176: Hat sein Wacht- horn | Nicht versucht, | Das der Nacht Sporn | Gibt zur Flucht Strophe 11, dagegen Nachtruf: Wachtruf in der vorausgehenden Strophe stellt eine Reimstrecke dar.

2. Wann genügt ein Reim mit ungedecktem Reimstück?

Rudolf Hildebrand hat in dieser Zeitschrift, Band 5, S. 577 ff., vgl. Band 6, S. 1 ff., mit besondrer Deutlichkeit auf eins hingewiesen, was dem Reim wesentlich notwendig ist: genau gleiches Reimstück, aber mit verschiedener Deckung.

Es ist aber noch eine Möglichkeit, auf die Rudolf Hildebrand damals nicht hingewiesen hat: nämlich daß ein Reimstück ohne Deckung auftritt, so daß Reimstrecke und Reimstück in diesem Falle äußerlich eins sind.

Nicht jeder Fall gehört hierher, der auf dem Papier so aussieht. Es fragt sich, ob dem Vokal, der die Reimstrecke scheinbar beginnt, nicht in der Aussprache doch ein andrer Laut vorhergeht, z. B. nach der gewöhnlichen, wahrscheinlich auch des Dichters Aussprache in Goethes Faust, 2. Teil, 5. Akt (Bergschluchten, Wald, Fels, Einöde, Chor und Echo: Löwen, sie schleichen stumm- | Freundlich um uns herum), mit einer Silbentrennung, die schon im r, nicht erst mit u beginnt. In andern Fällen ist zu fragen, ob nicht das Knackgeräusch des Kehlkopfs den Anfangslaut der Silbe bildet, so in Miedings Tod von Goethe, 4. Strophe: Wie? Mieding tot? erschallt bis unters Dach | Das hohe Haus, vom Echo kehrt ein Ach! Ach ist hier offenbar wie der Ausrufesatz Ach, also mit Knackgeräusch vor dem einzigen, anlautenden hochbetonten Vokal zu sprechen.

Ich kann auf die Frage, wann das Knackgeräusch im Satzinnern nach nord- und süddeutscher Aussprache, nach der vom Dichter geforderten Aussprache steht oder nicht, hier nicht eingehen. Soviel ist aber sicher, daß es Fälle gibt, wo Reimstücke mit Vokal ohne Knackgeräusch beginnend, also ungedeckte Reimstücke vorkommen. Wer nicht an das Beispiel in Schillers Gedicht an die Freude glaubt, (Freude heißt die starke Feder | In der ewigen Natur, | Freude, Freude treibt die Räder | In der großen Welten- uhr, Strophe 4) wo der Süddeutsche, wahrscheinlich im Sinne des Dichters, das n bei der vorletzten Silbe läßt, -uhr aber ohne Knackgeräusch beginnt, der denke an Fälle wie Milli|onen: wohnen, im selben Gedicht, Strophe 1, wo wirklich der Vokal die Silbe beginnt, also ungedecktes Reimstück vorliegt.

Reimt nun eine Reimstrecke, die aus einem ungedeckten Reimstück besteht, so ist (außer der genauen Gleichheit des Reimstücks selbst) die Verschiedenheit notwendig, daß das andere Reimstück gedeckt ist. Der zuletzt angeführte Reim Milli|onen: wohnen ist also ein richtiger, dagegen der Reim Cypri|a: Urani|a (wo nur a reimt) in den Künstlern von Schiller (fünftletzte Strophe) ist ebenso ungenügend wie der mit gleicher Deckung: Ge|nie: Harmo|nie (Strophe 17, „Doch höher stets ..."). Denn in dem Reim Cypri|a: Urani|a liegen zwei ungedeckte Reimstücke vor.

Zwei Reime[1]) sind also genau, wenn

1. ihre Reimstücke (für das Ohr) gleich sind,
2. wenn die Reimstücke verschieden gedeckt oder das eine gedeckt, das andre nicht gedeckt ist.

Zusammenstellung von gleich gedeckten oder zwei ungedeckten Reimstücken gibt keinen eigentlichen Reim.

1) Reimen mehr als zwei Reimstrecken, so denke man sich, daß jede Reimstrecke mit der andern reimt.

Ein Vorschlag zur Zeitstreckung im deutschen Literatur-Unterrichte.

Von **Bernhard Maydorn** in Thorn.

Wo alles von neuen Gedanken belebt und mit neuen Antrieben erfüllt wird, kann es gar nicht anders sein, als daß auch die Schule und die Erziehung aus der großen Stunde ihren Gewinn davontragen. Das neue, innerlich gefestigte und um seine Weltgeltung ringende Deutschland braucht eine gleichzeitig ideal und praktisch eingestellte Schule, die den nationalen Kulturwerten eine grundlegende und richtunggebende Bedeutung zumißt, zugleich aber auch imstande ist, für die Wirklichkeiten des modernen Lebens Sinne und Fähigkeiten zu üben.

Das wird allgemein zugegeben; strittig ist nur, auf welchem Wege man diesen Zielen näher kommen könne, als es bisher schon geschah. Strittig vor allem darum, weil sich hier die widerstreitenden Ansichten der Fachleute begegnen, die jeder für sein Fach eine unangreifbare Stellung im Schulplane behaupten wollen und darum nicht ohne weiteres geneigt sind, sich Einschränkungen zu unterwerfen.

Auf diesem Wege also wird es im Kampfe der Meinungen schwerlich zu einer freundwilligen Einigung kommen. Vielleicht aber auf einem anderen, der den Versuch macht, im einzelnen Fache unnützen Ballast über Bord zu werfen und damit Bewegungsfreiheit zu gewinnen für das, was mehr in der Richtung des vorgesteckten Zieles liegt. Die folgenden Bemerkungen möchten für den deutschen Unterricht auf eine solche Möglichkeit hinweisen.

Die hohe Ausbildung der Pädagogik als Wissenschaft seit den Tagen Pestalozzis und Herbarts hat wie mit Naturnotwendigkeit zu einer überwiegenden Geltung der wissenschaftlichen Theorie mit ihren festumschriebenen Methoden geführt. Dadurch wird aber zurückgedrängt, was der Lehrer von Persönlichem seinem Unterrichte beimischen kann, also gerade das, wodurch die großen Meister der Erziehungskunst ihre größten Erfolge erzielt haben. Die Theorie wird zur Fessel, die im einen Falle die freie Bewegung in der Auswahl hemmt, im andern da zu verweilen zwingt, wo ein schnelleres Ausschreiten ohne Gefahr für den Unterrichtszweck wertvollen Zeitgewinn bringen könnte.

Ein Hemmnis der Bewegungsfreiheit ist es, wenn alle Gesinnungsstoffe ohne Ausnahme auf einen spruch- oder leitsatzartig ausgeprägten Gedächtnisgewinn hinausgearbeitet werden sollen. Macht an sich schon diese Arbeit der sog. „Zusammenfassung" meist erhebliche Schwierigkeiten, wenn die Schüler selber daran beteiligt werden, so ist auch der tatsächliche Erfolg in der Regel durchaus fragwürdig.

Denn der Gesinnungsstoff muß durch sich selbst wirken, durch die ihm innewohnende Moral, wie der Lehrer nicht durch Gebote und Verbote, sondern durch seine Persönlichkeit.

An der abstrakten Idee kann sich das mitten im Eigenpersönlichen lebende Kind nicht aufrichten, vor der Fülle sachlicher Belehrungen zieht es sich scheu in sich zurück. Die Idee muß ihm an der Person lebendig und greifbar, den Sachen muß eine innere Beziehung zu dem bereits erworbenen Erkenntnisbesitze gegeben

werden. Nur dann ist beides für den Schüler erträglich, nur dann nutzbar zu machen. Wenn aber auch bei solchen Stoffen, die in erster Reihe oder ausschließlich ästhetisch zu werten sind, der Weisheit letzter Schluß darin bestehen soll, daß eine Lebensregel oder ein Zuwachs an Gedächtniswissen daran gewonnen werde, dann wird das Unpersönliche zu stark in den Vordergrund geschoben, es wird zum Tyrannen, gegen den sich das natürliche Empfinden mit Recht auflehnt. Daß diese Gefahr nicht bloß in der Theorie, sondern in der lebendigen Praxis da ist, liegt zum guten Teile mit daran, daß der Lehrer seine eigene Persönlichkeit nicht hinreichend zu Geltung bringen kann oder — darf.

Wir leiden zuviel unter methodischer Gleichmacherei. Und doch ist im Erziehungs- und Unterrichtsgeschäft die Persönlichkeit das Wichtigste, die Methode nur Ersatzhilfe, um nach dem Worte Pestalozzis „Mittel zu finden, durch die auch der Ungeübteste und Unwissendste mit seinen Kindern zum Ziele kommen könne".

Sollte es noch eines besonderen Beweises bedürfen, daß die zerpflückende Methode bei literarischen Besprechungen durch diesen Zwang der Methode geradezu geweckt und befördert wird? Es ist eine durch alle Bücher und alle Pädagogikklassen hindurchgehetzte Vorschrift, daß nichts gelernt werde, was nicht vorher zum vollen Verständnisse gebracht ist. Über die Unmöglichkeit, diesen Grundsatz durchzuführen, besteht in der Praxis des Unterrichts kein Zweifel.

Wenn er in seinen letzten Folgerungen durchgeführt werden sollte, dann würde überhaupt das Allermeiste ungelernt bleiben müssen. Das sieht man an sich selber, wenn man früher Gelerntes oder Gelesenes, vermeintlich wohl Verstandenes nach geraumer Zeit wieder vornimmt. Dann geht einem auf Grund der inzwischen reifer und weiter gewordenen Erfahrung für manches ein neues, für anderes überhaupt erst ein Verständnis auf, und man erkennt, daß es früher eben noch nicht verstanden war.

So ist's auch in der Schule. Oft finden erst reifere Kinder das richtige Verständnis für früher Gelerntes, wenn es auch noch so gut erklärt war. Denn die Erkenntnisse, auch die einfacheren, sind so mannigfaltig miteinander und so unentwirrbar verwoben, daß es gar nicht möglich ist, für den unfertigen Verstand etwas herauszuwickeln, das von ihm restlos verstanden werden könnte. Die Forderung verlangt also Unmögliches.

Sie verlangt aber auch Unnötiges. Die Kinder, die großen und die kleinen, verlangen gar keine restlose Erklärung. Lernen, wenn es ihnen nur in angenehmer Weise beigebracht wird, ist ihnen nur eine erwünschte und unterhaltende Übung ihrer Gedächtniskraft, geistiges Turnen, das die Kräfte stählt und die Gewandtheit steigert, das ihnen also das Gefühl der Genugtuung über gesteigertes Können gewährt. Sie sind es zufrieden, wenn nur einiges, ihnen Naheliegendes ihrem Verständnisse erschlossen wird, und überlassen das andere, noch Unverstandene, von dem sie gar kein Bewußtsein haben, getrost dem reiferen Verständnisse der Zukunft.

Man sollte also nicht zu ängstlich sein mit dem, was den Kindern zugemutet wird, vor allem aber soll man, wenn es schon erklärt sein muß, nicht schlechthin alles erklären wollen. Dazu reicht vielfach das eigene Verständnis des Lehrers nicht aus, aber wenn schon das der Fall wäre, so würde man damit den Kindern die Gegenstände nur verkümmern, das Zuviel würde ihnen auch die Freude an dem rauben,

was ihrem Verständnisse und ihrer Auffassungsgeneigtheit gerade angemessen ist und darum genügt.

Die Lesestunde ist, richtig gegeben, eine Weihe- und Andachtsstunde, die dem inneren, mehr unbewußten Aufbau des jungen Menschenkindes zu dienen hat. Und so wenig in religiösen Andachtsstunden daran gedacht wird, die selbsttätige Wirkung der alten Lieder oder Bibelworte durch formale oder sachliche Nebengedanken zu unterbrechen, auch wo einmal nicht alles recht verstanden ist, so wenig darf das bei der auf ästhetische Erbauung angelegten Darbietung eines Kunstwerkes geschehen.

Also mehr Bewegungsfreiheit für alle, die es können! Da man je länger je mehr zum Unterrichte nur noch solche heranläßt, die es verstehen, so wird damit auch die Gefahr der Versündigung am Dichtergeiste immer geringer werden.

Der Krieg hat uns eine wertvolle Freiheit gebracht durch den Ministerial-Erlaß vom 6. November 1914, der es als eine der schönsten Aufgaben des Jugendbildners bezeichnet, durch stete Bezugnahme auf die Großtaten unseres Volkes und auf die gewaltigen Leistungen unseres tapferen Heeres in die Seele der Jugend den Samen vaterländischer Begeisterung einzupflanzen, der auch in der Zukunft noch reiche Frucht tragen soll, und bei allem Festhalten an der Forderung treuer Pflichterfüllung zugunsten des Eingehens auf die Tagesereignisse Verschiebungen und Lücken in der vorgesehenen Stoffverteilung gestattet. Es wäre zu wünschen, daß uns diese Bewegungsfreiheit, angewendet auf alles, was nationalem Denken und Fühlen in unserer Jugend Vorschub leisten kann, auch über das Kriegsende hinaus in die Tage der Friedensarbeit erhalten bliebe. Mancher Stoff, der heute unter der Herrschaft von Theorie und Methode anscheinend nur dem Gedächtniswissen dient, könnte dann besser ausgenutzt werden in der Richtung auf das völkische Hochziel, dem unsere Schulen jetzt und, Gott gebe es, in aller Zukunft mit immer noch vermehrten Kräften zustreben. Und mancher Lehrer, der jetzt vielleicht unter dem Zwange des Herkömmlichen seufzt, würde dann mehr aus seiner Persönlichkeit heraus wirken können und damit auch festere Verbindungsfäden knüpfen zu den Seelen der Schüler, die so leicht für alles Persönlich-Wahre und Echte erwärmt werden.

Wenn nun aber auch das Ethische und Didaktische an sich seine beherrschende Stellung im Unterrichte nicht verlieren darf, so wird es auf dem angedeuteten Wege doch seiner formalen Gebundenheit entkleidet. Und damit ergibt sich zugleich ein Zeitgewinn, der gerade im Hinblick auf die Zukunftsaufgaben der deutschen Schule nicht zu unterschätzen ist.

Bei allem, was aus der Literatur der Jugend zum Verständnisse gebracht werden soll, wird immer noch vielzuviel Zeit verschwendet auf eine mehr oder weniger notizenhafte Erklärung. Es geht aber damit noch Wichtigeres verloren.

Wenn ein Gedicht durch viele Stunden hindurch behandelt wird, wenn sich das gemeinsame Lesen eines Dramas oder eines Epos über ein viertel oder ein halbes Jahr ausdehnt, muß die innere Beteiligung erlahmen, von Stimmung ist dann natürlich keine Rede mehr, und das Beste, das aus der Lektüre erwachsen soll, die Erwärmung für das Schöne und Gute bleibt aus.

Noch immer steht es mir als Schreckbild vor Augen, wie uns seinerzeit in der Sekunda Goethes „Hermann und Dorothea“ dadurch so verleidet worden ist, daß

wohl keiner in den nächstfolgenden Jahren das Gedicht zu seiner Erbauung wieder vorgenommen hat. Mir ist es erst lange nachher lieb geworden, als ich es im frühlingsprangenden Herrschaftsgarten, der dem erinnerungsreichen Park in Weimar in vielem ähnlich ist, an freundlicher Stätte in einem Zuge durchlas. Da war die Stimmung in der Umgebung, da war in sich geschlossenes Genießen ohne aufdringliche Hemmungen durch gar nicht begehrte Sachnotizen.

Sollte man nicht den Schülern einen ähnlichen ungehemmten Genuß verschaffen können? Freilich ganz ohne Erläuterungen geht es nicht ab; dazu sind die Schüler noch nicht reif und erfahren genug. Aber mehr dürfte das nicht sein, als was unerläßlich ist, um sie an den Gegenstand nahe genug heranzuführen und ihnen die Augen zu öffnen für die ihm innewohnenden Schönheiten und für die darin verborgenen Anregungen zu sittlichem Wollen.

Ich könnte mir beispielsweise bei „Hermann und Dorothea" die gesamte Behandlung zusammengedrängt denken auf 5 Stunden eines Vormittags, die damit unter ausnahmsweiser Aussetzung des geordneten Stundenplanes zu einer ästhetischen Festfeier werden müßten. Der Vorbereitung dürfte davon höchstens eine Stunde dienen, dann wäre das Ganze ohne Unterbrechung zu lesen, am besten m. E. vom Lehrer — wenn er gut lesen kann —, die gleichmäßige Spannung, ich möchte sagen Andacht der Schüler könnte dadurch nur gewinnen, der Rest der Zeit bliebe dann für eine Herausarbeitung des wichtigsten Ertrages an künstlerischen und sittlichen Werten übrig, diese unter vorwiegender Selbstbetätigung der Schüler, aber ohne aufdringliche Lehrhaftigkeit. Sofern aber die Besorgnis bestünde, daß für ein und denselben Gegenstand nicht so lange Zeit hindurch die gleiche Kraft der Aufmerksamkeit vorausgesetzt werden kann, so wäre die Besprechung auf spätere Stunden zu verschieben, die Behandlung schlösse dann fürs erste mit dem Vortrage des Gedichtes ab und hinterließe, was gewiß auch seine Vorzüge hätte, den ungeminderten unmittelbaren Eindruck des geschlossenen Kunstwerkes.

Das weitere Eingehen auf den Inhalt hätte sich zu beschränken auf zweierlei. Zunächst wären die besonderen Schönheiten der künstlerischen Gestaltung des Stoffes herauszuheben: Gruppierung der Vorgänge, sprachliche, namentlich dichterische Form und Übereinstimmung zwischen beiden. Dann aber die Stellung und Bedeutung der Hauptpersonen in ihrer besonderen Auswirkung und in ihren Beziehungen zueinander.

Hierbei kommt es durchweg darauf an, daß die Schüler selber vorwiegend zu Worte kommen, indem sie vorbringen, was sie behalten haben, und das unter Anleitung des Lehrers in eine übersichtliche Ordnung bringen, kraft deren es auch über die Stunde und vielleicht über die Schulzeit hinaus Teilnahme erhaltend und das Wollen anregend wirken kann. Und hier könnten dann auch besonders wichtige und ergreifende Stellen, wie vor allem der 4. Gesang, wiederholt nachgelesen werden. Für das alles aber müßten wenige Stunden (2—4) genügen und dürfte nur auf das wirklich Wesentliche Zeit verwendet werden, damit nicht das glücklich erregte Interesse durch nachfolgenden Kleinkram totgeschlagen werde.

Ganz in ähnlicher Weise wäre bei kleineren Gedichten in entsprechend verkürztem Maßstabe zu verfahren. Schillers „Glocke" z. B. läßt sich im wesentlichen genau so behandeln, auch hier müßten 5 bis höchstens 8 Stunden ausreichen. Bei

den großen Balladen wäre nach der nötigen Vorbereitung jedenfalls ein ununterbrochenes zusammenhängendes Lesen des Ganzen an das Ende einer Stunde zu legen. Der Eindruck, den dann die Schüler etwa von den „Kranichen des Ibykus“ mit ihrer dramatischen Spannung und Lösung oder vom „Taucher“ mit seiner ergreifenden Steigerung davontragen, wird gewiß nachhaltig und unvergeßlich bleiben.

Für kurze Balladen, wie Goethes „Fischer“, sollte grundsätzlich nicht mehr als eine Stunde verwendet werden. Bei reinlyrischen Gedichten müßte alles Erläuternde in der Vorbereitung gebracht und diese im wesentlichen darauf angelegt werden, in die Stimmung einzuführen. Der Vortrag des Gedichtes schlösse auch hier die Behandlung ab, um die Schüler mit dem ungeminderten Eindrucke des ganzen Kunstwerkes zu entlassen.

Etwas anders würde sich freilich die Lektüre größerer Dichtungen, Epen und Dramen, gestalten müssen. Aber auch hier ist zeitliche und sachliche Beschränkung geboten und die zusammenhängende Darbietung größerer in sich geschlossener Abschnitte anzustreben. Nibelungenlied und Gudrun bieten dazu bequemen Anhalt durch ihre Gliederung in einzelne Abenteuer. Nur wird hier die Vorbereitung etwas breiter ausfallen müssen, damit die Einzelerläuterung der weit abliegenden Verhältnisse ritterlicher Kultur nicht zum Totengräber des Verständnisses werde. Aber auch da darf es nicht auf einen Mißbrauch des Stoffes zu kulturgeschichtlicher Pedanterie hinauslaufen. Bei den homerischen Gedichten, soweit sie in deutscher Übersetzung gelesen werden, liegen die Verhältnisse ebenso. Die Herausarbeitung des ästhetischen und ethischen Ertrages in sorgfältiger Beschränkung auf das Allerwesentlichste schließt sich an die einzelnen Abschnitte an.

Was die Dramen anbetrifft, so sollte es, wenn sie nicht gar zu lang sind, wie der „Don Carlos“, doch möglich sein, gelegentlich das eine oder das andere im ganzen zu lesen. Wenn wir es unseren Söhnen und Töchtern zutrauen, daß sie an einem Theaterabende ein ganzes Stück in einem Zuge in sich aufnehmen, so darf es ihnen auch zugemutet werden, dasselbe bei der Klassenlektüre zu tun. Die Theaterpausen werden dabei durch die Unterrichtspausen ersetzt. In der Regel aber müssen sich die Dramen in der Schule die Zerteilung in mehrere getrennte Stundenpensen gefallen lassen. Gleichwohl sollte die Teilung immer nur so erfolgen, daß ein geschlossener Abschnitt, ein bis zwei Aufzüge, zusammenhängend gelesen wird, und die Lektüre so rechtzeitig begonnen werden, daß nicht das Glockenzeichen mitten in die Szene hineinfällt.

Die Vorbereitung gilt, allem vorangehend, dem ganzen Stücke. Eine sogenannte Vorbereitung in Gestalt der mündlichen Wiedergabe des in der vorangegangenen Stunde Gelesenen jedesmal dem Weiterlesen voranzuschicken, ist alter Schlendrian, der, anstatt den gelockerten Zusammenhang wiederherzustellen, nur dazu dient, durch gewaltsame Hemmung des Dranges zum Weiterlesen die Bruchstelle zu vertiefen und damit kostbare Zeit zu verschwenden.

Und das um so mehr, als es zu den schwierigsten Aufgaben für die Pflege des mündlichen Ausdruckes gehört, das, was nur in der Form des Gesprächs vorliegt, in eine zusammenhängende Erzählung der dramatischen, namentlich der psychologischen Vorgänge umzusetzen, bei der eine stümperhafte Wiedergabe von Rede und Gegenrede („A sagte“, „B antwortete“ usw.) ausgeschlossen sein soll. Als Sprach-

und Gedankenübung darf diese Aufgabe natürlich nicht fehlen, sie kann vielmehr, richtig geleitet, bei reiferen Schülern, zu einer wertvollen Betätigung geistiger Kraft werden. Aber dann muß sie in besondere Stunden verlegt werden, die auch sonst der Pflege des mündlichen und schriftlichen Ausdruckes dienen. Aber auch da darf sie nur an einer Auswahl besonders geeigneter Abschnitte vorgenommen werden, denn zu einer restlosen Verarbeitung in sprachlich-grammatischem und stilistischem Sinne sind auch unsere dramatischen Kunstschätze zu schade. Auch empfiehlt es sich, diese Übungen nicht neben der Lektüre hergehen zu lassen, sondern sie erst dann vorzunehmen, wenn diese beendet ist, am besten in einer noch weiter hinausgeschobenen, späteren Zeit.

An den Schluß kommt ebenso auch hier wieder in einer fürsorglich beschränkten Zahl von Stunden die gemeinsame Arbeit von Lehrer und Schülern an der Gewinnung des ethischen und ästhetischen Ertrages, dieses im wesentlichen, um die Schüler in das Verständnis des Gegenstandes als Kunstwerk einzuführen, jenes, um sie für die darin enthaltenen Persönlichkeitswerte zu erwärmen.

Was bei diesem Verfahren gewonnen wird, ist zunächst also ein Doppeltes. Einmal vorbeugend die Abwehr aller die innere Beteiligung ertötenden Pedanterie, für die dabei keine Zeit bleibt. Sodann aufbauend die Sicherung eines deutlich bewußten inneren Verhältnisses zum Gegenstande, das nicht nur dem Wachstum der Erkenntnis, sondern auch dem Aufbau des Charakters dient.

Darüber hinaus aber wird die damit gewonnene Zeit frei für eine dringend nötige Vermehrung der Stoffe. Wenn jetzt im halben Jahre kaum die Zeit ausreicht etwa für ein größeres Gedicht oder für eine kümmerliche, von Zufälligkeiten und persönlicher Willkür beeinflußte Auswahl kleinerer Gedichte, so wird es dann möglich sein, in der selben Zeit 3—4 Dramen oder eine reichliche Auswahl aus der Lyrik zu behandeln.

Hier weitet sich auch der Raum für das so notwendige Eingehen auf die neuere Dichtung, ohne daß darum die unserer Bildung unentbehrlichen Werte unserer klassischen Dichtung verkürzt werden müßten. Auch manches Kabinettstück aus entlegenen Schätzen, an die man jetzt gar nicht herankommt, weil Wichtigeres Zeit und Arbeitskraft voll in Anspruch nimmt, die aber doch ihren eigenen Bildungswert haben, wird dann zum Genusse gebracht werden können. Damit aber gewinnen die jetzt verfügbaren Stunden auf einmal eine Weite, die wohl imstande ist, eine äußerliche Stundenvermehrung auf ein erträgliches Maß zu beschränken und dabei noch den Vorteil einer wertvolleren und ertragreicheren Ausnutzung mit sich führt.

Die vielumstrittene Frage, wie in der Schule der Zukunft dem deutschen Unterricht eine größere Ellbogenfreiheit gegeben werden könne, erscheint daher wenigstens auf einem seiner Teilgebiete durch innere Erneuerung gelöst.

Kunstgemäße Kinderdichtungen der Kriegszeit.

Von **Karl Wehrhan** in Frankfurt a. M.

Der furchtbare, alles militärische nicht nur, sondern auch wirtschaftliche und geistige, überhaupt das ganze innere und äußere Leben des Volkes in seinen Bann reißende Weltkrieg hat mancherlei Kräfte angespannt, die, sonst schwach und kaum bemerkbar, sich nunmehr in einer Form und Stärke hervorwagen, daß man nicht achtlos mehr an ihnen vorübergehen kann. Auch unsere Kinder, die in ihrem Tun und Lassen sich von dem, was die Erwachsenen treiben, mehr beeinflussen lassen, als man gemeinhin anzunehmen geneigt sein möchte, haben sich dem Zuge der Zeit angeschlossen und ihre Gedanken und Wünsche in mehr oder weniger gelungenen Reimen niedergelegt. Gewöhnlich sieht man diesen ihren kindlichen Ursprung nur zu deutlich an; denn Reim und Versfuß hinken häufig sehr stark, auch sonst ist die Form nicht selten kindlich-mangelhaft.

Die meisten dieser Kindergedichte kommen deshalb auch nicht ans Licht der Sonne, sondern finden ihre Anerkennung höchstens bei ihren Urhebern oder im engsten Familienkreise, wo der kleine Dichter bzw. die unmündige Dichterin liebevolles Verständnis und vor allem nachsichtige Beurteilung erfährt.

Von eigentlichen Kinderreimen, deren die Kriegszeit immerhin eine ansehnliche Zahl hervorgebracht hat, wie

> Flieg, Zeppelin, flieg!
> Hilf uns im Krieg!
> Fliege nach Engeland,
> Engeland ist abgebrannt.
> Flieg, Zeppelin, flieg!

oder die unzähligen Reime auf Hindenburg und andere derartigen Sachen, soll hier ganz abgesehen, sondern nur auf solche Erzeugnisse hingewiesen werden, die schon mit zur Kunstdichtung im engeren Sinne gerechnet werden müssen.

Diese Kindergedichte stehen etwa auf der Grenze zwischen Volks- und Kunstdichtung und neigen bald mehr nach dieser, bald nach jener Seite hin. Den strengen Maßstab, den man an die eigentlichen Kunstschöpfungen legt, darf und wird man bei den Reimversuchen der Kinder nicht benützen dürfen, trotzdem manche — und das will für ihren Wert nicht wenig sagen — einer solchen Beurteilung durchaus nicht mit Bangen entgegen zu sehen brauchen.

Noch in anderer Beziehung haben die Kinderreime Berührungspunkte mit der volkstümlichen Dichtung. Es fehlt ihnen meistens urwüchsige Kraft, schöpferische Selbständigkeit, eigene Gedankenentwicklung, reifes Gefühl, dagegen suchen sie nach echter Kinderweise deutlich Halt an Vorbildern, geben in einfacher Form allgemein bewegende Gedanken und zeigen kindlich einfältige, aber dadurch mitunter recht anziehende Ausdrücke.

In jedem Falle sind sie, wie die volkstümliche Dichtung überhaupt, von besonderem psychologischen Wert und lassen uns tiefe Blicke in das kindliche Geistesleben tun, weshalb ein kleiner Überblick über eine Reihe von Kindern verfaßter Dichtungen nicht ohne Bedeutung ist. Sie sind den Tageszeitungen entnommen

und mögen hier und da von Erwachsenen etwas nachgefeilt sein, was sich im einzelnen nicht nachprüfen läßt, zeigen aber trotzdem ein bemerkenswertes Bild von der Tätigkeit der Kleinen.

Wenn man bezweifeln möchte, ob Kinder überhaupt schon fähig seien, ihre Gedanken und Gefühle in Reimformgestaltung zu bringen, erinnere man sich nur an die zahllosen recht schönen Kinderreime, die im Spielleben unserer Kleinen eine so bedeutende Rolle einnehmen und die zu einem nicht geringen Teile von Kindern selbst gestaltet oder aber nach vorhandenen, von Erwachsenen übernommenen Vorbildern in selbständige, kindliche Form umgestaltet worden sind.[1])

Ein bezeichnend kindlicher Gedankengang, herzhaftes Stammeln der Unmündigkeit tritt uns in einem gewiß um so innigeren und anmutigeren Abendgebet entgegen, daß das kleine aufgeweckte Hänschen nach der Versicherung seiner Mutter (Berliner Lokalanzeiger vom 9. Okt. 14) selber gedichtet hat und nun allabendlich von ihm, statt des „alten, ungültigen", dem lieben Gott vorgetragen wird:

Ich bin klein, mein Herz ist rein,
Und Papi tut im Felde sein.
Ach, lieber Gott, ich bitte dich,
Mach einen Krieger auch aus mich.
Ich will auch immer artig sein
Und nie mehr bei das Baden schrein.
Und laß, bis ich mit kann, daweilen
Den Papi unse Feinde keilen,
Wie alle heißen auch mit Namen,
Damit kaputt sie gehen. Amen!

Unendlich ist die Zahl der von Kindern verfaßten Reime, die von fleißigen Strickerinnen und anderen Spendern den zahlreichen Liebesgaben beigefügt worden sind. Aus der großen Anzahl, unter der sich nur höchst selten etwas Wertvolles hervorhebt, seien hier nur folgende Proben mitgeteilt.

Wir üben fleißig unsre Hände
Im Dienste nur fürs Vaterland,
Um Gaben freudig und behende
Zu legen in des Kriegers Hand.
Wir stricken Strümpfe, Stauchen, Socken,
Von morgens früh bis abends spät,
Damit sie halten warm und trocken
Den Krieger, der im Felde steht.
Auch diese Gaben wurden gerne
Von mir gemacht zu diesem Zweck;
Den Empfänger grüßet aus der Ferne
Die Schülerin Sybilla ...

(Königsberg, Hartungsche Ztg., 1. Dez. 14. Eine kleine Kölnerin.)

Als kleiner Preuße send' ich gerne
Hier dies kleine Christgeschenk
Für unsre Krieger in der Ferne
Bet' ich, daß Gott uns bald den Frieden schenkt.

(Breslau, Gen.-Anz., 9. Jan. 15. Schüler Hans Jorde in Breslau, 8 Jahre alt.)

Die große hingebende Freudigkeit, der kindliche Stolz, schon mithelfen zu dürfen an dem großen, alle Kräfte beanspruchenden Werke der Abwehr und Selbsterhaltung,

---

1) Vgl. K. Wehrhan, Kinderlied und Kinderspiel (Handbücher der Volkskunde Bd. IV). Leipzig 1909, W. Heims. S. 408 ff. Vgl. des weiteren meine Ausführungen über „Zeppelin im Kindermund" in der Frankfurter Zeitung Nr. 243, Abendblatt vom 2. Sept. 1909, und „Kinderlieder und Kinderreime über Zeppelin und seinen Luftballon" in der Zeitschrift für den deutschen Unterricht XXIV, 1910, S. 345—364.

Auch 1870/71 haben die Kinder ähnliche Beweise kindlicher Dichtkunst gegeben. Ein Beispiel dazu fand ich dieser Tage noch in dem Buche von Ernst Wachsmann, Sammlung der deutschen Kriegs- und Volkslieder des Jahres 1870. Berlin S. 52, wo ein Gedicht „Aus Kindesmund", von dem 12 jährigen Sohne eines Kossäten in Göttwitz bei Stumsdorf (Saalegegend) von dessen Lehrer mitgeteilt war.

geht so recht aus folgenden schönen Versen einer Schülerin der Mädchen-Fortbildungsschule in Altenburg (Altenbg. Ztg. für Stadt und Land, 24. Nov. 14) hervor, die sie einer Liebesgabenkappe beifügte:

Ich hab' bei der Arbeit gesungen,
Sie hat mich wirklich beglückt,
Und hab' meine besten Wünsche
In die warme Kappe verstrickt.
Sie möge den Tapfern begleiten
Hinein in den blutigen Krieg,
Beim heiligen Kampf um die Heimat,
Ihn führen zum sicheren Sieg.
Und wenn die Glocken verkünden
Dem Lande Frieden und Glück,
Dann bringe sie ihn zur Heimat,
Zu seinen Lieben zurück.

Auch die Knaben sind nicht ganz untätig gewesen. So „dichteten" die Knaben der Schule Lohkoppelstraße 36 zu Hamburg (Hambg. Nachr., 22. Nov. 14) als Begleitvers zu einer Liebesgabensendung an das Marinelazarett Veddel:

Der Knaben viele sammelten fleißig
Lohkoppelstraße sechsunddreißig.
Sie sind zu jung in ernsten Zeiten
Schon für das Vaterland zu streiten,
Doch alt genug, um die zu laben,
Die vor dem Feind geblutet haben,
Laßt euch die Gaben trefflich munden
Und mögen alle bald gesunden!

Und die Untertertia des Gymnasium Georgianum in Hildburghausen fügte ihrer Spende von Liebesgaben folgende hübsche Auslassung bei (Tägl. Nachr., Hildburghausen, 9. Juni 15):

Auch wir sind deutsche Jungen
Und wären wir groß wie ihr,
Dann drückten wir nimmer die Schulbank
Und säßen gewiß nicht hier.
Dann zögen als tapfere Soldaten
Wir mutig ins Feld hinaus,
Und teilten genau wie ihr heute
Die kräftigsten Hiebe aus.
Doch leider heißt es noch pauken
Latein und Mathematik,
Man kriegt den ganzen Rummel
Am Ende schließlich dick.
Ein Trost ist noch die Geschichte:
Wir stehen ja mitten drin
Und erleben mit klopfendem Herzen
Alldeutschlands einigen Sinn.
Wir schauen in die Zukunft,
Hellaugig mit frohem Gesicht
Und tun als deutsche Jungen
Daheim auch unsre Pflicht.
Es kam uns der Gedanke,
Wir könnten auch helfen zu Haus,
Und leerten alle vergnüglich
Den kleinen Spartopf aus.
Es bringen euch die Gaben
Viel liebe Grüße mit,
Zahlt ihr dafür mit Hieben
Dem Feind, dann sind wir quitt.

Recht kindlich und gemütvoll, anmutig und sinnig, aufrichtig und deutschehrlich muten beifolgende Proben an:

Oft hörte ich in diesen Tagen
Die großen Leute einander sagen:
„Wir wollen uns nichts zu Weihnachten schenken,
Denn daran mag man jetzt gar nicht denken;
Zu traurig und ernst ist dazu die Zeit,
Dies Jahr gibt es zuviel Sorge und Leid."
In den Krieg zog mancher von unseren Lieben,
Und mancher ist tot auf dem Schlachtfeld geblieben.
Da sollen auch meine Wünsche schweigen,
Als deutsches Kind will ich mich zeigen,
Nicht Spiel und Tand und Näscherei;
Mein Weihnachtswunsch und -freude sei:
Christkind, laß werden
Sieg unsern Waffen und Friede auf Erden!

(Berlin, Deutscher Kurier, 31. Dez. 14. Fritz Belleville, Quintaner des Friedrich-Werderschen Gymnasiums, Berlin.)

O lieber General Hindenburg,
Hau tüchtig nur die Russen durch,
Damit du bald kannst in Berlin,
Durchs Brandenburger Tor einziehn.
Wir schreien dann auch laut Hurra,
Und ich, ich bin gewiß auch da,
Und sicherlich erkennst du mich,
Denn der am lautesten schreit — bin ich.

Gibst du 'ne Siegesnachricht aus,
Fällt jedesmal die Schule aus,
Drum danken wir dir auch recht schön
Und möchten dich bald selbst mal sehn.
(Thorn, Presse, 16. Jan. 15. Erich Krüger, ein Berliner Schüler.)

In diesen kindlichen Gedichten zeigen sich nicht selten rührende Beispiele vaterländischer Opferwilligkeit. So erzählte der Rektor einer Berliner Gemeindeschule:

„Die Knaben der 2. Klasse traten an mich mit der Bitte heran, unsern Kriegern im Felde eine Weihnachtsfreude bereiten zu dürfen. Ein jeder von ihnen wollte eine kleine Gabe mitbringen und dann sollte eine Weihnachtskiste abgeschickt werden. Von Herzen gern gab ich meine Zustimmung, und es ist ein stolzes Kistchen zusammengebracht worden. Heute kam nun noch ein Knabe und brachte mir seine Mundharmonika, die bis jetzt ihm Freude gemacht hatte. Hinten auf das Schächtelchen, in dem sie lag, hatte er folgende Verse geschrieben (Steglitz, Anzeiger, 30. Nov. 14):

Und wenn ein Vaterlandslied erklingt
Und euch das Gefecht tapfer gelingt,
So denkt an den, der dieses gab.
Es ist mein Liebstes, was ich hab'.

Ein anderes Beispiel von der Berliner Schuljugend gibt uns das Gedicht, das sieben lustige Mädchen der 1. Klasse der IV. Gemeindeschule zu Reinickendorf ihrem Weihnachtspaket für „die lieben Feldgrauen" beilegten (Berlin, Morgenpost, 9. Dez. 14):

Sieben kleine Mägdelein,
Die kamen überein:
„Wer noch einmal ein Fremdwort sagt,
Zahlt in die 'Pinke' rein!"

Sieben kleine Mägdelein,
Die haben nun „gepinkt",
Und haben das zusammeng'spart,
Was euch die Feldpost bringt.

Sieben kleine Mägdelein,
Die strickten spät und früh;
Denn wenn man an euch Feldgraue denkt,
Spürt Müdigkeit man nie.

Sieben kleine Mägdelein,
Die hab'n zu euch Vertraun.
Ihr laßt den Feind schon nicht ins Land
Ihr werd't ihn schon verhaun!!!

Sieben kleine Mägdelein,
Die fassen sich jetzt Mut,
Und sagen's euch ganz leis ins Ohr:
„Wir sind euch schrecklich gut!"

Sieben kleine Mägdelein,
Die beten Tag und Nacht:
„Der liebe Gott beschütze euch
In jeder heißen Schlacht!"

Er führ euch glücklich wieder heim
Zu euren Lieben dann,
Die wohl voll Sehnsucht denken heut'
An Bräut'gam, Bruder, Mann.

Sieben kleine Mägdelein
Vergessen euch auch nicht,
Wenn hell der Weihnachtsbaum erstrahlt
Im bunten Kerzenlicht.

Sieben kleine Mägdelein
Voll Inbrunst bitten werden,
„Dir, Gott, sei Ehre in der Höh!
Herr, gib uns Fried' auf Erden!"

Sieben kleine Mägdelein,
Die wären hochbeglückt,
Wenn ihr vom Schlachtfeld ihnen mal
Ein Lebenszeichen schickt!

Sieben kleine Mägdelein,
Die euch das hier geschrieben,
Die grüßen euch herzinniglich
Als Eure
„lust'ge Sieben!"

Ein anderes Weihnachtsgedicht, von einem zehnjährigen Knaben verfaßt, knüpft an das sonst auch häufig bearbeitete „Rauchen" an (Oldenburg, Nachr. für Stadt und Land, 17. Nov. 14):

Es kam ein Notschrei vom deutschen Heer:
„Wir haben nichts zu rauchen mehr!"
Da griffen viel eifrige Hände zu
Und dreitausend Päckchen war'n fertig im Nu.
Und immer wird eifrig noch weiter geschafft
Und Tabak und Pfeifen zusammengerafft.
Die Tabakhändler, die schmunzeln nur so,
Und erst unsre Feldgrauen, die sind froh.
Nun können sie endlich mal wieder paffen
Und nicht nur immer nach den Glücklicheren gaffen,
Die sich etwas zu rauchen mitgenommen,
Oder von Hause etwas geschickt bekommen.
Und wenn man liegt im Schützengraben
Und denkt: Könnt' ich ein Bett mal haben!
Und denkt von neuem und von altem,
Ob sich Verdun wird lang noch halten,
Ob wir nun Warschau endlich kriegen,
Und ob wir noch lang' im Graben liegen,
Und ob wir denn nicht endlich stürmen,
Wenn sich auch Leichenhaufen türmen.
Man ist doch dann ein Stückchen weiter,
Und selbst die Brummigsten sind heit'rer.
Dann steckt man sich ein Pfeifchen an
Und sagt hübsch: Danke, Weihnachtsmann!

Und nun noch ein hübsches Weihnachtsgedicht von Gertrud Jahns, einer fünfzehnjährigen Schülerin in Potsdam (Potsdam, Tageszt g., 7. Jan. 15). Das Gedicht schildert in zuweilen sehr hübschen Worten die Weihnachtsfeier im Felde:

Weihnacht bei unserm Heer.

In den Landen in Ost und West
Wandelt eilig, majestätisch und fest
Eine Märchengestalt mit goldblondem Haar,
Kommt aus dem deutschen Lande gar.
Weihenacht wandelt! Doch horch, was für Laute!
Kriegsgeschrei ist es! Es tobt die Schlacht!
Weihenacht hört es und schaudert sacht.
Ihr Auftrag ist schwer! Vom Heimatland
Bringt sie viel Briefe in Feindesland
Zu den Gatten und Söhnen da draußen,
Die mutig kämpfen im Kugelsausen.
Sie eilet weiter, ein Hurra ergellt.
„Das Fort ist unser! Sprung auf! Marsch, marsch!"
Und dann aus der Führer Mund tönt's nach:
„Zu Hause in Deutschland ist Weihenacht!"
Das Fort ist genommen, stolz und hoch
Wehen die Fahnen schwarz-weiß-rot.
Weihenacht wandelt. Doch fern auf dem Feld
Liegt manch tapferer junger Held.
Sie beugt sich über den einen schnell,
— Der Mond erleuchtet die Gegend hell —
Da liegt der Held, ein Kindergesicht,
Zum letzten Mal öffnet die Augen er jetzt:
„Freiwillig ging ich in Kampf und Tod
Für meinen Kaiser in höchster Not.
Der Feind ist besiegt! Wir siegen! Ich sterbe
Für meinen Kaiser freiwillig und gerne.
Und zu Hause in Deutschland ist Weihenacht."
„Viel Grüße und Küsse von Hause her
Bring ich dir Tapferer eilends her!"
„Grüß wieder und sage, sie sollen nicht klagen,
Sollen mutig das Schwere ertragen!"
Lächelnd stirbt er. Sacht und süß
Leiten ihn Engel ins Paradies.
Traurig wendet die Weihenacht sich.
Dort im Fort, dort schimmert ein Licht,
Eilig wendet den Schritt sie dorthin,
Tritt in die Tür mit leichterem Sinn.
Das Zimmer zerschossen, öde und leer.
Auf ermattete Krieger der Himmel sieht her,
Die Hände sind mager, ein großer Bart
Ziert das Gesicht nach Kriegerart.
Viel Kameraden liegen kalt und starr
Auf dem Feld der Ehre da.
Heiß war der Tag, das muß ich sagen,
Doch wir haben den Feind geschlagen.
Aus dem Blut der Tapferen da draußen
Baut das neue Deutsche Reich sich auf.
„Doch hört! Zu Haus in Deutschland ist Weihenacht.
Habt ihr daran schon wohl gedacht?
Von Eltern und Weib, von Kindern und Braut
Bring' ich viel Grüße, lieb und traut."
Männer draußen im Kugelbraus
Denken tränenden Auges nach Haus.
Träumen den seligen Weihnachtstraum,
Denken heim an den Tannenbaum.
Denken heim an den Lichterglanz,
Sehen der Kinder jubelnden Kranz.
Über das weite, das dunkle Meer,
Wo keine Brücke und kein Steg,
Wandelt schweigend die Weihenacht.
Kommt aus dem fernen Lande her,
Hat zu wandeln gar weiten Weg,
Hat zu tragen gar schwere Fracht.
Weihenacht sucht! Ein Schiff! Hallo!
Freudig steigt sie an Schiffes Bord.
Schiffsvolk mobil! Tag und Nacht
Ist es stetig auf treuer Wacht.

Am Deck steht ein Seemann. Voller Lust
Schlägt das Herz in des Tapferen Brust.
„Heute in Deutschland ist Weihenacht!“
Daran hat er wohl jetzt gedacht.
Er beschattet die Augen mit seiner Hand
Und flüstert: Dort liegt mein Heimatland.
Wie werden sich freuen Weib und Kind,
Wenn wir morgen wieder beisammen sind.
Dort liegt das Ziel, ich seh' es genau,
Und schimmert's auch in weiter Ferne nur grau.
Weihenacht tritt an den Seemann sacht:
„Zu Haus in Deutschland ist Weihenacht.
Bärtiger Mann, einen süßen Gruß
Tu ich von Kindern und Weib dir kund.
Ich bin bei ihnen am morgenden Tag,
Bei ihnen zur seligen Weihenacht.“

Der Morgen dämmert, ein Krach erschallt
Und über das Schiff das Kommando hallt.
Man sagt es weiter von Mann zu Mann,
Das Furchtbare: „Rette sich, wer kann!“
Noch einmal denkt der Seemann nach Haus,
An Kinder, Weib, Eltern, Vaterhaus,
Noch einmal sieht er den Weihnachtsbaum,
Dann reißt man ihn los von dem schönen Traum.
„Alles verloren! Rette dich!
Hörst du denn das Kommando nicht?“
Das Schiff geht unter mit Mann und Maus,
Von ihnen kehret keiner wieder nach Haus.
Das Ziel so nahe, so mußten sie sinken,
Schon sahen sie Deutschland herüberwinken. —
Zu Hause aber ist Weihenacht.

Eigenartige Schilderungen, die recht tiefe dichterische Begabung und verständnisvolle Naturbetrachtungen beweisen, bietet uns der Gymnasiast Kurt Zetzsche aus Plauen in seinem Gedicht (Plauen, Vogtl. Anzeiger und Tageblatt, 20. Sept. 14):

Heimat.

Dunkelnde Herbstnacht. Ich schritt über Feld;
Ach! Wie verlassen lag doch die Welt!
Büsche rauschten am staubigen Rain,
Durchs Blätterdach schimmerte Mondenschein,
Und ein warmer würziger Duft
Stieg aus dem Boden
In die nachtklare Luft.

Friedliche Stille schlumm're du nur
Weiter in Wald und erdbrauner Flur;
Plätschere leise im Silberstrahl
Murmelnder Bach durchs enge Tal;

Und auch ihr Tannen, nebelbetropft,
Träumt, wenn der Wind in den Wipfeln klopft,
Rauscht und raunet uralten Sang
An blaudämmerndem Bergeshang!

Schlaft ihr Gefilde, mit all eurer Pracht!
Der euch bebaute, der hält für euch Wacht!
Mit eiserner Faust umkrampft er das Eisen:
Weh denen, die euch ihn wollen entreißen!
Denn er kämpft für die Scholle, auf der er gelebt,
Das Heiligste, für das sein Herz ihm erbebt,
Er kämpft für die Heimat! — — —

In den hübschen Kinderbriefen, die an die Väter gerichtet sind, finden sich verhältnismäßig selten Reime; denn der Reim ist in vielen Fällen nur eine Art Verlegenheitsform, die angewandt wird, wenn man denjenigen, dem man schreibt, nicht näher kennt und infolgedessen nur allgemeine Gefühle zum Ausdruck bringen will. Da das aber bei den Kindern ihren Vätern gegenüber anders ist, haben sie in solchen Fällen im allgemeinen nicht zu der Gedichtsform gegriffen. Anders hat es jener zehnjährige Knabe, Harald, gemacht, der seinem Vater nebst ungebundenen Worten zwei wunderschöne Gedichtchen geschrieben hat (Oldenburg, Nachr. für Stadt und Land, 4. Dez. 14). Er schreibt:

Lieber Vater!

Ich bin durchaus nicht damit einverstanden, daß du meine Gedichte aller Welt zeigst. Da es dich nun aber freut, was mich auch freut, meine Gedichte zu hören, so will ich hier einige nachfolgen lassen. Die Begründung dazu ist: Ich muß oder will: Klavierspielen, Arbeiten, Besorgungen machen und dazu noch unzählige Dankesbriefe schreiben? Ne, das behagt mir nicht. Nun will ich eine wahre selbstgesehene Geschichte folgen lassen:

Heimatlos.

Einst ging ich an einer Gruppe vorbei,
In einem Winkel, ihrer zwei,
Ein Arbeiter, einfach und schlicht,
Ein Belgier, gefangen, mit stierem Gesicht.
Sie standen und arbeiteten fleißig und stumm,
Da dreht der Arbeiter sich um
Und sagt: „Ich möchte wissen,
Tust du deine Heimat missen?"
Der Belgier, er macht ein betrübt Gesicht
Und sagt: „Welcher Belgier liebt seine Heimat nicht?
Doch komme ich wieder, mein Haus liegt im Schutt,
Und mein König und Belgien sind ganz kaputt!"
Der Arbeiter macht ein betrübtes Gesicht
Und sagt: „Kränken, das wollt ich dich nicht.
Und wär' ich ohn' Weib und Kind, aller Mittel bloß,
Das Schlimmste, das denk ich mir: heimatlos!"

Dann schrieben wir an Wilhelm:

Wir saßen in fröhlicher Stimmung
Und sangen die „Wacht am Rhein"
Und dachten in steter Erinnerung
An die Freunde groß und klein.

So mancher, der kämpfte mutig,
Er fiel auf dem Felde der Ehr;
Sein Leben bezahlte er blutig,
Er setzte sich kräftig zur Wehr.

Doch laßt euch durch dieses nicht trüben,
Ihr kommt doch als Sieger zurück;
Sind auch die andern verschieden
Dem Langen, dem huldigt das Glück.

Zu den herzerfreuendsten Ergüssen kindlicher Liebe gehört aber jedenfalls das, was die Kleinen ihrem eigenen Vater gewidmet haben. Außer der schon oben mitgeteilten Probe lese man daraufhin „Ännchens Weihnachtswunsch an den Vater im Felde" (Bad. Presse, Karlsruhe, 19. Dez. 14):

Heut' habe ich noch tüchtig zu tun;
Meine kleinen Händchen dürfen nicht ruhn.
Muß richten noch so viele Sachen,
Möcht' Vater ein Weihnachtspäckchen machen.
Was tu ich denn nur zuerst hinein?
Schokolade wird wohl das Beste sein!
Dann den Zucker, den ich aufbewahrt
Und mir morgens beim Kaffee abgespart.
Auch Seif' und Wurst kann Vater brauchen
Und guten Tabak zum Pfeifchen rauchen.
Zuletzt die Socken, die ich gestrickt;
Sie sind mir zwar nicht so ganz gut geglückt,
Vergaß am Käppchen oft das Nähtchen
Und strickte auch manchmal halbe Fädchen,
Doch Vater versteht das nicht so sehr;
Ja, wenn es fürs gute Mütterlein wär,
Dann wäre mir's nicht so einerlei;
Es hieße dann, daß ich ein Leichtsinn sei.
Wenn Vater erst meinen Brief entdeckt,
Den ich ganz unten hinein hab' gesteckt,
Wie groß wird dann seine Freude sein,
Weil diesmal geschrieben ich ihm allein,
Und nicht mal die Hände mir beschmutzt,
Auch die Feder gleich wieder abgeputzt;
Erst gar, wenn er darin gelesen,
Daß ich stets brav und fromm bin gewesen,
Dann denkt er sicher freudig nach Haus,
Besonders an mich — seine kleine Maus.

Im Brief hab' geschrieben am Schluß ich ganz klein:
„Tausend Grüße und Küsse
Dein Töchterlein."

(Minna Kahn, Karlsruhe.)

Bei den Knaben, die seit Ausbruch des Krieges keine schönere Unterhaltung kennen als das Soldatenspiel, die in echter Jungenweise heldenhafte Sturmangriffe in den Straßen und unblutige Kämpfe auf den Angern ausführten, die dann im stolzen Zuge mit wehenden Fahnen siegreiche Heimkehr feierten — — bei solchen schon in der Jugend mit Heldensinn begabten Buben kann man wohl verstehen, daß sie den in obigen Versen ausgesprochenen Wunsch hegen, hinausziehen zu dürfen auf das Feld der Ehre, von dem sie nach ihrer Auffassung eben nur die Ehre und den Erfolg in den Vordergrund stellen. Darum sind Fälle, wie sie ein Oberlehrer von einem seiner Sekundaner erzählt (Straßburg, Post, 5. Dez. 14; Kassel, Tagebl.,

20. Dez. 14), der in der Mathematikstunde eifrig und weltvergessen auf weißem Blatt seinen im Felde stehenden Ordinarius andichtete, nicht vereinzelt:

Wir sind allhier und sitzen
Bei Algebra und schwitzen
Und täten lieber draußen schwärmen,
Als uns mit I² abzuhärmen.

Wir zögen gern mit Ihrem Regiment!
Das gäb 'ne Freud! Potzelement!
Den Franzmann würden wir versohlen;
Die Inglisch soll der Teufel holen . . .

Doch ach! Wir hier — wir sitzen
Bei Algebra und schwitzen
Und grüßen herzlich den Magister
Der weidlich lacht, so dieses liest er!

Daß ich Soldat jetzt wäre,
Wie schlüge stolz mein Herz!
Ich stritt für Deutschlands Ehre
Am Rhein und allerwärts.

Ich finge zehn Franzosen
An einem Tage ein
Mit ihren roten Hosen,
Paris müßt' unser sein.

Dem russischen Bären drüben
Zerzauste ich das Fell,
Daß er vor deutschen Hieben
Das Weite suchte schnell.

Den Briten klein zu kriegen,
Wär ich gewiß nicht faul,
Daß vor den deutschen Siegen
Verstummt sein Lügenmaul.

So ging es euch ans Leder,
Hätt' ich das Schwert zur Hand,
Und so denkt bei uns jeder
Im deutschen Vaterland!

(Berlin, Jugendwerke Nr. 17, Beilage zur Deutschen Warte, 17. April 15. Gedicht eines Sekundaners.)

Alle bedeutenden Tagesereignisse spielen sich deutlich auch im Kinderleben ab und finden ihren Niederschlag in den dichterischen Versuchen unserer Jugend. Wie der Zorn über den heimtückischen Verrat unseres früheren Bundesgenossen alle Kreise, selbst die jüngsten Jahrgänge, gepackt und sie veranlaßt hat, ihrer Entrüstung Ausdruck zu geben, geht aus folgenden Zeilen eines vierzehnjährigen Kellnerlehrlings, Kurt Wilfert, hervor (Vogtl. Anzeiger und Tageblatt, Plauen, 4. Juni 15):

Italia, Italia,
Von Freunden in der Not,
Du weißt es ja, du weißt es ja,
Gehn tausend auf ein Lot.

Und du bist so ein falscher Freund,
In Not ich dir stets half.
Und jetzt, wo in der Not ich bin,
Stellst du dich zu den Feinden hin! —

Doch komme nur, doch komme nur,
Ich nehme meine Sichel
Und mäh' dich ab, denn du bist reif,
Du kennst den alten Michel.

(Plauen, Voigtländ. Tagebl. u. Anz., 4. Juni 15.)

Aber selbst die deutschen Kinder fühlen, daß der einzig wahre, der schlimmste Feind, der eigentliche Kriegsbrandzünder das falsche, ränkevolle England ist, und wie selbst die Jugend schon die englische „Unschuld" zur Genüge erkannt hat, zeigt uns ein Neunjähriger aus Karlsruhe, Walter Werner, der sich auf das Dichterroß geschwungen und dem „vielgeliebten" England folgende nach der bekannten Fuchsenmelodie zu singenden geharnischten Verse gewidmet hat (Badischer Beobachter, Karlsruhe, 6. Nov. 14):

England, du hast den Frieden gestohlen,
Gib ihn wieder her,
Sonst muß dich der Deutsche holen
Mit Maschineng'wehr.

Unser neues großes G'schoß
Wirst du bald verspüren,
Dann verschwind't dein ganzer Troß,
Wenn wir einmarschieren.

England, England, laß dir sagen,
Wage nicht zuviel,
Deutschland wird dich sicher schlagen
Und du verlierst dein Spiel.

Nebenbei gesagt, geben uns diese Verse auch einen kleinen Einblick in die am meisten beliebte Art und Weise kindlichen Schaffens, das sich, wie schon erwähnt, gewöhnlich von Vorbildern noch nicht frei machen kann.

Sehr häufig sind die Kinder durch die Begeisterung und Aufregung des Augenblicks gefesselt worden, so auch jener neunjähriger Knabe, dessen kleines Gedichtchen beredtes Zeugnis davon gibt, mit welcher Begeisterung Deutschlands Jugend die Eroberung von Warschau aufgenommen hat. Die Verse (Kassel, Tageblatt und Anzeiger, 7. Aug. 15) lauten:

Eine Depesche ist gekommen,
Warschau sei genommen,
Der Hindenburg ging tapfer drauf,
Die Russen fliehn im vollen Lauf.
Es war mit uns der liebe Gott,
Er helf uns ferner aus der Not.
Heil, heil, hurra!

Ein Beweis dafür, wie sehr das Herz der Kinder von dem Weltkrieg erfüllt ist, möge folgendes eigenartige Gedichtchen von Dora Fiehn sein (Gubener Ztg., 12. Dez. 14):

Deutsche Granaten
Haben uns viel verraten:
Sie flogen nach Frankreich hinein,
Dort tranken die Deutschen den schönsten Wein
In Frankreichs Champagne.

Deutsche Granaten
Haben uns viel verraten:
Sie machten den Weg nach Paris uns frei,
Und ließen die deutschen Truppen vorbei,
Nach Paris, der französischen Hauptstadt.

Deutsche Granaten
Haben uns viel verraten:
So wird es dem Franzmann ergehen auch jetzt,
Er wird von allen Seiten gehetzt,
Von deutschen Granaten.

Recht natürlich ist es, wenn die kleinen Buben sich an den Beispielen der Tapferkeit unserer Feldgrauen begeistern und sich zum Ziele setzen, später selbst einmal ähnliche Heldentaten zu vollbringen, wie jener jugendliche Dichter der 1. Klasse der Grilloschule in Gelsenkirchen (Gelsenkirchen, Allgem. Ztg., 1. Dez. 14):

Ruft uns einst das Vaterland
Zu solchen Heldentaten,
Wir folgen all mit Herz und Hand,
Ihr Feinde, laßt's euch raten!

Und sind der Feinde noch so viel,
Die wollen uns verderben,
Und ist vernichten nur ihr Ziel,
Der Sieg muß unser werden.

Trägt alle Welt auch diesen Schein,
Wir würden bald verlieren,
Wir ziehen froh in den Kampf hinein,
Der Herrgott wird uns führen.

Tobt dann die Schlacht auch noch so sehr.
Wenn alles müßt vergehen,
Wir fürchten uns kein wenig mehr,
Wir bleiben feste stehen.

Fällt Mann für Mann in seinem Blut
Nach schwerem heißen Ringen,
Gott der an uns stets Wunder tut,
Er läßt's auch jetzt gelingen.

Gern stellen wir in Gottes Hand,
Dem Tod geweiht zu werden,
Denn herrlich ist's, fürs Vaterland
Den Heldentod zu sterben.

Wahrscheinlich eine Fortsetzung des Gedankenganges aus der deutschen oder Geschichtsstunde, in denen die Götterwelt der alten Germanen behandelt war, bieten die Reime der Schülerin Erika D. über die Walküren (Schwerin i. M., Mecklenb. Nachr., 15. Jan. 15). Dieses Gedicht ist jedenfalls ein schönes Beispiel dafür, wie der Unterricht selbst die Gedankenkreise der Schüler zu fassen, anzuregen und auf neue Verhältnisse anzuwenden vermag:

Es ist vorbei — die wilde, die tobende Schlacht,
Die Sterne halten die Totenwacht.
Nichts regt sich. — Nur Stöhnen hier und dort,
Ein Beben, ein Flüstern, ein letztes Wort.

Da schweben Gestalten in lichtem Gewand,
Den Helm auf dem Haupte, das Schwert in der Hand.
Sie schweben leicht übers blutige Feld,
Sie beugen sich nieder zu jedem Held.

„Wir sind die Walkür'n aus germanischer Zeit,
Bringen jubelnde Freude nach Kampf und Streit.
Du hast wie die alten Germanen gestritten,
Du hast wie die alten Germanen gelitten.

Dir bringen wir, junger Germanensohn,
Den reichsten, den schönsten, den himmlischen Lohn." —
Durch die Luft erzittert ein Jubelschall. — — —
In sonnigen Höhen auf nach Walhall!

Hübsche Ansätze zu späterer Meisterung des Dichterrosses und begründete Hoffnung auf beachtenswerte dichterische Entwicklung offenbart sich in den Versen zweier Kinder, die wir nun noch bringen wollen, und die von der Begeisterung unserer Jugend beredtes Zeugnis ablegt:

Longwy.

Es war ein furchtbarer Tag; —
Doch ob der Feind wiederkommen mag,
Und noch so mächtig und stark an Zahl,
Wir werden ihn schlagen noch einmal.

Die Schlacht, sie tobte an allen Kanten,
Granaten platzten, die Häuser brannten.
Da wich der Feind, er ergriff die Flucht;
Der Stoß war geführt ja voller Wucht.

Die Siegesbeute war sehr groß;
Wir verloren an tausend Leute bloß.
Gott gab uns den Sieg und gibt ihn weiter
In seiner Güte als Schlachtenleiter.

Es ist des Kronprinzen erster Sieg!
Der Feind ihm noch weiter unterlieg'!
Nur weiter vorwärts, du Kaisersohn,
Mit Stolz trägst du die Siegeskron'!

(Berlin, Morgenpost, 14. Febr. 15. Von einem zehnjährigen Schüler, Sohn eines Offiziers.)

Das andere Kind ist ein fünfzehnjähriges Mädchen, ein Mitglied der Familie von Zülow:

Dem deutschen Volk.

Deutsches Volk!
Als die Kriegsfeuer rings dich umlohten,
Als die Feinde dir überall drohten,
Standest du fest und warst bereit
Zum Streit!

Schwere Not
Zieht wie ein Sturm hin übers Land,
Rüttelt das Volk mit starker Hand,
Treibt es, kampflustig, ins Gefecht,
Fürs Recht!

Schneller Tod
Kommt durch die Reihen mit eisernem Tritt,
Reißt manchen nieder, zieht manchen mit.
Aber fallend und sterbend rufen sie noch:
„Deutschland hoch!"

Unverzagt!
Noch steht ein Höherer auf der Wacht,
Zeigt er nicht täglich seine Macht?
Drum vorwärts mit Gott! In Kampfes Wehr
Für Deutschlands Ehr!

Doch nie vergeßt,
Wie euch der Herr beschützt, bewahrt,
Vergeßt nicht die alte deutsche Art,
Vergeßt nie — allein den Lenker droben
Zu loben!

(Berlin, Neue Preußische Kreuz-Ztg., 1. Okt. 14.)

Über den „Feldzug 1914" widmete ein Sextaner seinem Vater folgende Verse, die an Uhlands „Schwäbische Kunde" und „Siegfrieds Schwert" anklingen:

O Vater, lieber Vater mein,
Es muß nun mal gefochten sein
Für unser teures Vaterland
Im Feld und an dem Meeresstrand.
Manch junger tapferer Soldat,
Der in dem Frieden viel Freude gehabt,
Der liegt jetzt röchelnd, bleich, blutig und tot
Dort unten sterbend beim Abendrot,
Und mancher deutsche Reitersmann,
Der auch im Feld seine Pflicht getan,
Der vergnügt noch eine halb' Stund' davor
Ritt durch ein altfranzösisch Tor.
Um ihn sind die bleiernen Kugeln geflogen,
Und doch hat er tapfer das Schwert gezogen,
Und als ihn die tödliche Kugel traf,
Da wurde sein Leben müde und schlaff,
Und weinend die Mutter am Grabe stand,
Und ihren Blick zum Himmel wandt'
Was half aber nun ihr Weinen und Flehen?
Um ihren Sohn ist es nun geschehen.

(Trier, Trierische Zeitung, 23. Sept. 14. Von dem zehnjährigen Sextaner Ernst Matthaei.)

Eine zwölfjährige Elsässerin, Margaretha Rot aus Gundershofen, verfaßte nach dem einwandsfreien Zeugnis ihres Lehrers (Straßburg, Post, 9. Jan. 15) durchaus selbständig das folgende, anschauliche und packende Gedicht:

An Weddigen.

U 9 stach in See mit deutschem Mut.
Nun, England, sei wohl auf der Hut.
Der Führer war ein Todfeind vom Brit',
Zur Fahrt nahm er seine Freunde mit.

Da hörte man rauschen, er wurde gewahr
Ein englisches Schiff, ein Kreuzer gar.
„Jetzt sei auf unser Leben verzichtet!
Es wird das erste Schiff vernichtet!

Jetzt Kameraden,
Die Kanonen geladen!
Es fehlt mir heute nicht an Mut.
Jetzt — abgedrückt! — — gezielt war's gut!
Und hört ihr nicht, wie da oben
Die Wellen mit den Trümmern toben?"

Der Führer war an den Spiegeln geblieben.
„Ein zweites Schiff kommt angetrieben!"
Herr Weddigen tat die Hände sich reiben.
„Noch hübsch an den Kanonen bleiben!

Zum Schusse fertig! Und gut geladen!
Der Brite soll in der Nordsee baden!
Sie müssen uns fürchten! Sie sollen erkennen,
Wen sie ihr Konkurrenzland nennen.

Ich habe soeben hinaufgeschielt.
Jetzt abgedrückt! — 's war gut gezielt!
Will sehn, ob noch andre sich zu uns wagen;
Kameraden, was wird unser Kaiser wohl sagen?" —

Das dritte Schiff. Wir sind in Not.
Jetzt, Freunde, gilt's um Leben oder Tod!"
Und siehe, sie rückten gleich wieder herbei.
„Geladen, gefeuert, eins-zwei-drei!"

Die Torpedos rissen das Schiff in Stück.
Jetzt, Kameraden, eiligst zurück!" —
„Die Anker geworfen, wir sind am Land —
Wir standen alle in Gottes Hand."

Der Lehrer der Kleinen, Heywang, hat ganz recht, wenn er diesen reizenden, unmittelbar wirkenden Versen hinzufügt: „Ich habe in dieser Kriegszeit schon Dutzende von Gedichten gelesen, die der Arbeit meiner Schülerin, was Fluß der Zeilen und Lebendigkeit der Auffassung anbelangt, auch nicht das Wasser reichen würden. Die kleine Dichterin erzählt nichts über den Hergang, sondern läßt ihren Helden von Anfang an handeln mit einer Anschaulichkeit und Lebendigkeit, von der wir Lehrer für unseren Unterricht manches absehen könnten. Über Weddigen habe ich ein besseres Gedicht überhaupt noch nicht gelesen."

In seiner Veröffentlichung teilt der Lehrer zugleich mit, daß sich in seiner Jugend in seinem Heimatsdorfe ebenfalls ein kleines Bauernmädchen befunden hätte, das Verse machte, so gut, daß sie hätten veröffentlicht werden können.

Wie sich die Erwachsenen gern an bestimmten Gestalten erheben und begeistern, so ist es noch mehr bei den Kindern der Fall. Eine der hervorragendsten Gestalten aus diesem Weltkriege, die nicht nur auf jeden Deutschen, sondern weit über die Grenzen unseres Vaterlandes hinaus von tiefem Eindruck auf das menschliche Gemüt gewesen sind, ist zweifelsohne der Graf Zeppelin. Diese Gefühle haben jedenfalls

auch einen kleinen Sextaner zu folgendem hübschen Gedicht[1]) für den Bezwinger der Luft begeistert (Berlin, Tägl. Rundschau, 26. Jan. 15):

Wer ist es, der die Luft bezwang?
Wer ist der greise Held?
Gepriesen von der Deutschen Sang.
Gepriesen von der Welt?
Zeppelin!

Wer ist's, der in den Lüften schwebt,
So stolz und ohne Scheu,
Daß alle Welt in Angst erbebt
Vor dem gewalt'gen Weih?
Zeppelin!

Hoch oben fliegt der große Aar,
Das deutsche Wappenbild;
Hoch aus der Luft, so hell und klar
Schickt seine Grüße wild
Zeppelin!

Nicht selten tritt auch die Person unseres Kaisers in den Gedankenkreis unserer Kleinen, zumal bei jeder Siegesfeier in der Schule auch seiner gedacht wird. Vor allem aber ist ja ein Tag ihm gewidmet, der Geburtstag, und das hat die dreizehnjährige Erika Janson angeregt, ihn folgendermaßen anzusingen (Bremen, Nachrichten, 27. Jan. 15):

Es ist ja dein Geburtstag heut',
Mein lieber, guter Kaiser!
Dein ganzes Volk sich mit dir freut.
Die Freude ist nicht leiser,
Wenn es auch sonst noch schöner war,
Als heut' in diesem Kriegesjahr,
Wo eine ganze Feindeswelt
Sich deinem Mut entgegenstellt,
Mein lieber, guter Kaiser!

Zwar kriegst du nicht so viel geschenkt
Zu deinem hohen Feste,
Doch daß dein Volk treu an dich denkt,
Das ist das Allerbeste;
Daß jeder für dich wirkt und webt
Mit seinem Gut und Blute,
Und nach dem Allerhöchsten strebt:
Nach deutschem Heldenmute!
Mein lieber, guter Kaiser!

Drum sei getrost, es wird auch gut
Ferner so weiter gehen;
Ein jeder gibt ja Gut und Blut
Und wird für dich einstehen.
Du bist ja unser Schutz und Hort
Und unser Wegeweiser;
Drum helf dir Gott auch weiter fort,
Mein lieber, guter Kaiser!

In der Hochflut von Reimen, die das gegenwärtige Völkerringen unserer Tage hervorgerufen hat, stehen unsere Kindergedichte nicht immer an letzter Stelle; ja, wir dürfen uns glücklich schätzen, daß einige dieser „Barbarenkindergedichte" zu dem gehören, was wir dem Besten und Vollendetsten der Dichtkunst zurechnen dürfen. Hierzu gehört vor allem das bekannte, warmempfundene, innige und unübertreffliche Gedicht[2]) „Für uns!" jenes Obertertianers eines Charlottenburger Gymnasiums, das seine Entstehung einer tiefen Ergriffenheit des Schülers über den Heldentod seines im Osten gefallenen Lehrers verdankt.

So mögen selbst unsere Kleinen, die zukünftigen Träger unserer „barbarischen" Kultur, Zeugnis davon ablegen, welcher Sinn im deutschen Volke herrscht, von welchem Geist es belebt wird und welch herrlichen Ausdruck das Innenleben selbst der Kleinen bei uns findet. Wenn wir unserer Kultur, unserm Sinnen und Trachten, unserm Wollen und Streben, solche Arbeiten verdanken, können wir getrost der Zukunft unseres Volkes entgegensehen, sind auch die Wunden, die das menschenmordende Völkerringen schlägt, schwer und tief und bleiben ihre Narben lange sichtbar und fühlbar.

1) Andere Kindergedichte über Zeppelin s. Zeitschrift für den deutschen Unterricht XXIV, 1910, S. 345—364.

2) Das Gedicht ist häufig gedruckt; vgl. z. B. „Schule und Krieg", Sonderausstellung im Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht, Berlin 1915, S. 14.

Über den kunstgeschichtlichen Unterricht an den höheren Schulen.

Von **V. C. Habicht** in Hannover.

Innerhalb der großen Aufgabe des Krieges als „Erneuerer", die man ihm von allen Seiten mit hochgespannten Erwartungen zugeschoben hat, spielt die „Reform" des höheren Schulwesens nicht die kleinste Rolle. Es ist durchaus das Recht einer jeden Wissenschaft, die Vermittlung ihrer Ergebnisse als die unerläßlichste anzusehen — anders wäre es schlimm um sie bestellt —, und es konnte deshalb nicht ausbleiben, daß die Forderungen hinsichtlich einer „Erneuerung" grundverschieden ausgefallen sind. Das Maß dieser Wünsche und deren Berechtigung sollen hier ebensowenig erörtert werden, als der Versuch gemacht sein soll, einen Ausgleichsvorschlag zu bieten. Dagegen möchte ich auf eine Wissenschaft hinweisen, von deren Seite seither — wenigstens während des Krieges — keine Wünsche für eine Beteiligung an der Neugestaltung des Unterrichtes an den höheren Schulen laut geworden sind, auf die Kunstgeschichte. Der Grund für diese Tatsache liegt einfach darin, daß Sachleute als Lehrer seither nicht zu dem Unterrichte herangezogen worden sind, und daß der Lehrplan hier eben eine Lücke aufweist. Diese Erscheinungen sind um so merkwürdiger, als der Wert der kunstgeschichtlichen Kenntnisse allgemein anerkannt, ja als Voraussetzung einer allgemeinen Bildung durchweg bezeichnet wird. Es bedürfte deshalb eigentlich gar keiner Worte, die Notwendigkeit der Vermittlung kunstgeschichtlicher Kenntnisse an den höheren Schulen darzutun. Ich kann mir deshalb auch ruhig eine Anpreisung unserer Wissenschaft ersparen. Nur auf einen schwerwiegenden Punkt möchte ich doch besonders hinweisen. Es ist allen Einsichtigen in diesen schweren, haßerfüllten Zeiten eindeutig klar geworden, daß wir in kommenden Tagen für unsere Selbstbehauptung mehr Selbstbewußtsein und mehr Achtung im Ausland dringend nötig haben werden. Wir „Hunnen" und „Barbaren" müssen uns zu diesem Ziele aber unserer Kulturwerte noch ganz anders bewußt werden. Es wird nicht mehr angehen, daß wir von allem in der Welt am besten und gründlichsten unterrichtet sind, von den Taten unseres Geistes aber nur eine unvollkommene Vorstellung haben. Ich darf ein Beispiel aus eigener Erfahrung anführen: von der überwiegenden Mehrheit der Gebildeten in Niedersachsen, die ich daraufhin anzusprechen Gelegenheit hatte, besaß eine verschwindende Minderheit auch nur eine Ahnung von niedersächsischen Meistern, wie Meister Bertram, Meister Francke, Hans Raphon usw. Ich glaube deshalb, daß man mit Recht fordern darf, daß hier eine Wandlung eintreten muß, die natürlich allein die Schule schaffen kann. Die Grundzüge der großen Geschichte der deutschen Kunst, besonders aber die der engeren Heimat, *müssen* jedem Deutschen der Zukunft vertraut sein. Daß hier seither unendlich viel versäumt worden ist, daß ein kunstgeschichtlicher Unterricht in die Lehrpläne *überhaupt nicht* aufgenommen war, und daß die Vorstellung von den Ewigkeitswerten der deutschen Kunst darum eine recht bescheidene sein mußte, darf aber keinen Anlaß zu irgendeiner Anklage geben. Unsere Wissenschaft ist noch jung, die Einstellung auf die historische, allein zuverlässige Methode stammt erst von gestern und gar die

Erforschung der uns am meisten angehenden deutschen Kunst hat erst so kurz begonnen, daß man sich über die Nichteingliederung dieser Wissenschaft nicht wundern kann. Aber nun sind die ästhetischen, mit Recht scheel angesehenen Betrachtungsweisen vorüber, wir erblicken in den Kunstwerken geschichtliche Denkmäler von größtem Werte und die Erforschung der deutschen Kunst hat so reiche Früchte gezeitigt, daß man die früher vielleicht einmal berechtigten Bedenken fallen lassen muß. Es geht nun nicht mehr an, daß man den kunstgeschichtlichen Unterricht für Mädchenschulen — wo ihn die Provinzialschulordnungen von Zeichenlehrerinnen geben lassen wollen — hingehen läßt, aber sonst für einen unnötigen Ballast erklärt. Aber ebensowenig geht es natürlich an, daß man die in irgendwelchen Fächern bestandene Prüfung für das höhere Lehrfach als Berechtigung ansieht, nun auch kunstgeschichtlichen Unterricht zu erteilen. Es wird und muß sich in erster Linie um den deutschen kunstgeschichtlichen Unterricht in Zukunft handeln, und da dort die Forschung noch in vollem Flusse ist, da gerade hier die Achtung vor dem Stoffe möglichst hoch sein sollte und da schließlich abschließende, zusammenfassende Darstellungen, aus denen sich auch ein Nichtfachmann leicht unterrichten könnte, nicht vorhanden sind, gebietet sich von selbst die Übertragung des Unterrichtes an Fachleute.

Die andere Frage betrifft die an sich schon befürchtete Belastung des Lehrplanes. Demgegenüber hilft aber bereits die Art des zu behandelnden Gegenstandes. Der Unterricht ist ohne Anschauung nicht zu erteilen. Man setze deshalb wöchentlich *eine* Stunde Kunstgeschichte für die beiden Primen gemeinschaftlich an, etwa im Physiksaal — oder wo sich ein Projektionsapparat befindet — und lasse da von einem Fachmanne im ersten Jahre über die heimische, im zweiten über die weitere deutsche Kunst sprechen. Ich bin überzeugt, daß die Schüler diesen Unterricht bald als einen Genuß ansehen und keineswegs als Belastung betrachten werden. Die Geschichts- oder Deutschlehrer, die an den Vorträgen teilnehmen, sollen dann im Geschichtsunterricht Anlaß nehmen, festzustellen, inwieweit das Vorgetragene haften geblieben ist.

Wo es die Verhältnisse nicht gestatten, den Unterricht in dieser Weise zu erteilen, muß man sich eben begnügen, die Haupttatsachen an Hand von Abbildungen im Geschichts- oder Deutschunterricht vermitteln zu lassen. Unerläßlich erscheint da aber das Verlangen, daß die Historiker im Nebenfache *deutsche* Kunstgeschichte gehört und darin auch ein Examen abgelegt haben.

Die Denkmäler der deutschen Kunst sind keine Gegenstände, die ästhetischer Spielerei höherer Töchter hingehen mögen, sie sind — und das sei mit allem Nachdruck betont! — die wichtigsten und eindringlichsten Zeugen der großen geistigen Vergangenheit unseres Vaterlandes, ja ich behaupte, man kann dieses Vaterland nicht in dem idealistischen Geiste lieben, dessen wir wie des Lebensodems bedürfen — wenn man diese geistigen Schätze nicht kennt!

Das deutsche Schulwesen in den baltischen Provinzen Rußlands.

Von **Alexander Hermann** in Berlin.

Der große Krieg rückt die Deutschen in aller Welt näher aneinander. Der Deutsche im Reiche hat die Wirkung des deutschen Blutes in den feindlichen oder unfreundlich-neutralen Ländern (wie Amerika) erfahren. Millionen Deutsche leben dort, oft schon in langer Geschlechterfolge der alten Heimat fern, meist auch als fremde Staatsangehörige scheinbar ganz mit den Interessen jener Länder verwachsen. Aber als der Krieg ausbrach und gleichzeitig ein Verleumdungsfeldzug von beispiellosem Umfang und unerhörter Gemeinheit einsetzte, als die Presse der ganzen Welt widerhallte vom Wutgeschrei gegen die „deutschen Barbaren", da empörte sich in ihnen das deutsche Blut und in Wort und Tat legten sie flammenden Protest ein gegen diese Verunglimpfung ihres Mutterlandes und Volkstums. So kämpfen und leiden jene „Auslanddeutschen" jetzt gemeinsam mit den Brüdern daheim. Sie werden bei unsern Gegnern als die „innern Feinde" um so heftiger bedrückt und verfolgt, je geringer die kriegerischen Erfolge gegen die äußeren Feinde sind.

Besonders schwer müssen die etwa 2—2½ Millionen Deutsche in Rußland dafür leiden, daß sie ihrem Volkstum treu geblieben sind. Nicht zum wenigsten die Balten in Liv-, Est- und Kurland. Als auf der ersten Kriegssitzung der russischen Duma im August 1914 die Vertreter aller Parteien und Völkerschaften des gewaltigen Zarenreiches sich nicht genug tun konnten in Beschimpfungen des Deutschen Reichs und Volks, erklärte der Freiherr von Fölckersam als Vertreter der Balten, seine Landsleute würden auch in diesem schwersten aller Kriege gegenüber dem Staate, dessen Untertanen sie seien, ihre Pflicht erfüllen, aber ihr Volkstum würden sie deswegen nicht verleugnen: „Gott hat uns als Deutsche geschaffen, und Deutsche werden wir bleiben." Dieses stolze und kühne Bekenntnis wurde auf öffentlicher Sitzung nicht bekämpft, aber um so mehr haben die Balten später im Laufe des Krieges für ihre deutsche Bekenntnistreue leiden müssen. Wohl am schwersten traf sie die Schließung ihrer deutschen Schulen, die sie im letzten Jahrzehnt mit großen Opfern und hingebender Liebe von Grund aus neu aufgebaut hatten. Was sie damals geleistet haben, verdient gerade jetzt rückblickend gewürdigt zu werden, denn unter dieses Kapitel haben die großen Weltereignisse unwiderruflich den letzten abschließenden Strich gezogen.

Bis zu den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts brauchten die Balten um ihr deutsches Schulwesen nicht zu kämpfen. Die russischen Zaren hatten seit der Eroberung des Gebiets die Unantastbarkeit seiner deutschen Kultur ausdrücklich beschworen und dieses Versprechen bis zum Regierungsantritt Alexanders III. auch tatsächlich gehalten. So blieb die Struktur dieser ältesten deutschen Kolonie auch unter russischer Herrschaft unverändert: die etwa 200 000 baltischen Deutschen bildeten zwar nur etwa ein Zehntel der gesamten Bevölkerung, aber sie waren die herrschende und tonangebende Oberschicht, Verwaltungs- und Gerichtssprache waren deutsch, und eine höhere Bildung konnte man sich auch nur in dieser Sprache erwerben. Die breite Masse der ländlichen Bevölkerung (etwa 1 Million Letten in Kurland und Süd-Livland, etwa 800 000 Esten in Nord-Livland und Estland) wurde in der Volksschule lettisch oder estnisch unterrichtet; wer aber aus diesen Schichten auf der sozialen Leiter höher emporstrebte, mußte die deutschen Schulen in den Städten besuchen und wurde allmählich vom Deutschtum aufgesogen, zumal nach dem akademischen Studium auf der deutschen Landesuniversität Dorpat.

Den Umfang und die Bedeutung dieses deutsch-baltischen Schulwesens im 19. Jahrhundert und seine brutale Vernichtung durch die Russifizierungspolitik der Regierung schildert A. v. Engelhardt[1]) knapp und anschaulich mit folgenden Worten: „Im 19. Jahrhundert nahm das deutsche Schulwesen in den Provinzen einen hohen Aufschwung. Zahlreiche Ele-

1) A. v. Engelhardt, Die deutschen Ostseeprovinzen Rußlands. Ihre politische und wirtschaftliche Entwicklung. München 1916, Georg Müller.

mentarschulen bereiteten die Schüler entweder zum Eintritt in die Gymnasien und Realgymnasien vor oder gaben ihnen die notwendigste Vorbildung für bescheidenere bürgerliche Berufe. Es entstanden mehrere ausgezeichnete Privatanstalten, die von bedeutenden Pädagogen geleitet wurden. Für die weibliche Jugend gab es außer den Elementarschulen noch Höhere Töchterschulen und private Lehranstalten. Die Ritterschaften gründeten und unterhielten mehrere reich dotierte, mit Alumnaten verbundene Landesgymnasien, die den Vergleich mit den besten derartigen Anstalten Deutschlands nicht zu scheuen brauchten. In Riga wurde von den Ständen des Landes und von der Stadt Riga eine Technische Hochschule, das Rigaer Polytechnikum, gegründet, die für das ganze russische Reich von Wichtigkeit war, obgleich der Staat nichts zu ihrem Unterhalt beitrug. Kaufmännische und Gewerbeschulen, allerhand kleinere Spezialschulen zeugten ebenso von der Regsamkeit des Bildungsgeistes in kleineren bürgerlichen Kreisen. Das ganze Land war durch die Blüte und Anziehungskraft seines Schulwesens zu einem starken deutschen Kulturgebiet geworden, das jahraus jahrein, ohne irgendeinen Druck auszuüben, zahlreiche Fremdstämmige dem Deutschtum zuführte. Nicht allein Letten, Esten, Litauer, Polen und Juden, sondern auch manche Russen, — gibt es doch noch heute manche Geschlechter mit echt russischen Familiennamen in den baltischen Provinzen, die ganz deutsch geworden sind.

Dieses ganze, mühevoll errichtete Kulturgebäude, der größte Stolz der baltischen Deutschen, wurde nach vereinfachter russischer Methode, das heißt durch Ukase des Zaren, ins Herz getroffen. Am 10. April 1887 erschien der brutalste dieser Befehle, ein Rechtsbruch von beispielloser, aller Vernunft und Scham entkleideten Gewalttätigkeit. Der Zar ordnete an, daß vom Schuljahr 1887/88 beginnend in allen männlichen mittleren und höheren Lehranstalten die deutsche Unterrichtssprache durch die russische zu ersetzen sei. Wie dieser Eingriff beschaffen war, sei hier nur an dem Schülerbestand der acht Gymnasien Livlands gezeigt, in denen sich unter 2293 Schülern befanden:

1685 =	73,5	v. H.	Deutsche
105 =	8,7	"	Esten
99 =	4,5	"	Russen
85 =	4,7	"	Letten

In den andern beiden Provinzen und an den vielen sonstigen Mittelschulen lagen die Dinge ähnlich. Die Ritterschaften konnten nichts anderes tun, als die von ihnen unterhaltenen Schulen schließen, da sie selbstverständlich keine russischen Verbildungsanstalten aus ihnen machen wollten. Nun folgten Ukas auf Ukas. 1890 wird die russische Unterrichtssprache auch an allen weiblichen Lehranstalten eingeführt. Schon 1889 beginnt die Russifizierung der Universität Dorpat. Zunächst wird ihr die Autonomie genommen, den Studenten wird ihre akademische Freiheit geraubt, dann wird der Kollegien- und Uniformzwang eingeführt. Die Frequenz und wissenschaftliche Bedeutung der Hochschule sinkt rapid . . ."

Gegenüber dieser brutalen Russifizierungspolitik waren die Balten machtlos. Ihr einziges Kampfmittel war der passive Widerstand, aber auch dieses Mittel versagte häufig. Der Versuch einiger Städte, dem Beispiel der Ritterschaften zu folgen und die aus städtischen Mitteln unterhaltenen Schulen vor ihrer Russifizierung zu schließen, schlug fehl, denn die Beschlüsse wurden von der Regierung als „ungesetzlich" nicht bestätigt. Ebenso wurde die Gründung von Privatschulen mit deutscher Unterrichtssprache verboten. So blieb denn endlich nur die Möglichkeit, die Jugend in häuslichen „Zirkeln" von höchstens 10 Teilnehmern (mehr durften es nicht sein, da größere Zirkel schon als „Geheimschulen" angesehen wurden!) in deutscher Sprache und deutschem Geiste zu unterrichten, und von diesem Recht wurde anfangs auch in ausgiebiger Weise Gebrauch gemacht. Aber diese Zirkel konnten natürlich keinen vollgültigen Ersatz für eine Schule bieten und außerdem war durch sie allein das äußere Bildungsziel nicht zu erreichen: alle Prüfungen zur Erlangung von „Bildungsrechten" mußten doch in den russischen Schulen abgelegt werden. Wohl konnten sich die Töchter wohlhabender Familien, die voraussichtlich nicht auf den eigenen Broterwerb angewiesen waren, auf den häuslichen deutschen Unterricht beschränken und auf alle rechtsgültigen Zeugnisse verzichten, aber die übrigen Mädchen und besonders alle Knaben mußten (schon wegen der Wehrpflichtsrechte!) doch früher oder später in die russischen Schulen mit ihren „Bildungsmonopolen"

eintreten. Diese Tatsache führte zu schweren Erziehungskonflikten in den deutschen Familien. Während unter normalen Verhältnissen Schule und Haus sich einträchtig in die Hände arbeiten müssen, war hier das Gegenteil der Fall. Die Eltern mußten alles tun, um die Wirkung der russischen Schule auf die Lebensanschauung ihrer Kinder aufzuheben, viele dort eingeprägte Lehren als schädlich bekämpfen und dadurch die Autorität der Lehrer untergraben. Eine traurige Aufgabe! „Was die Schule aufzubauen versuchte, mußte der religiös-sittliche und deutsch-nationale Geist des Hauses niederreißen. Schwere sittliche Konflikte traten früh in das Seelenleben des Kindes, denen nicht alle gewachsen waren, und vielen, denen die Beratung Erwachsener fehlte, ging darüber die tiefere sittliche Lebensauffassung verloren", — so heißt es in einem Bericht über die baltischen Schulverhältnisse jener Zeit.

Glücklicherweise dauerte diese düsterste Epoche im baltischen Schulleben nur knapp zwei Jahrzehnte, dann mußte die russische Regierung, dem Zwang der Verhältnisse nachgebend, ihre Schulpolitik ändern. Denn außer den deutschen Schulen in den Städten waren auch die estnischen und baltischen Volksschulen auf dem Lande russifiziert und damit zugleich dem Einfluß der deutschen Gutsbesitzer und Pastoren entzogen worden. Die nächste Folge davon war das schnelle Wachsen der Zahl der Analphabeten, die bisher in diesem Gebiet zu den seltenen Ausnahmen gehörten: in Livland z. B. waren nach dem Bericht des dortigen Gouverneurs 1892 schon 12 v. H. und 1899 sogar 20 v. H. der schulpflichtigen Kinder ganz ohne Unterricht geblieben. Anderseits waren die neuen russischen Lehrer der estnischen und lettischen Jugend meist gänzlich untüchtige Leute, oft sogar ohne pädagogische Vorbildung, die in ihrer Heimat gescheitert waren und nun in der „Grenzmark" als Russifikatoren wirken sollten. Sie taten das auch — auf ihre Weise und mit großem Erfolge, indem sie die unreife Jugend zum Kampf für die „Freiheit" begeisterten, d. h. sie gegen die „deutschen Herren" (Gutsbesitzer und Geistliche), letzten Endes aber gegen die Obrigkeit überhaupt aufhetzten und anarchistische Ideen verbreiteten. Diese Saat trug reiche Frucht während der Revolution von 1905, wo die meisten Ausschreitungen und Verbrechen gerade durch die ganz bildungslose oder von ihren gewissenlosen Erziehern mißleitete Jugend verübt wurden. Im April 1905 richtete daher die Livländische Ritterschaft an den Ministerpräsidenten in Petersburg eine Denkschrift und legte mit rückhaltloser Offenheit den ursächlichen Zusammenhang zwischen der Verwilderung der Jugend und der „Grenzmarkenpolitik" der Regierung dar. Der Erfolg war überraschend groß. Die Regierung gab ihren Fehler unumwunden zu und stellte dem früheren baltischen Schulwesen nachträglich ein glänzendes Ehrenzeugnis aus. In einer Entscheidung des Ministerkomitees, die am 18. Juni 1905 vom Zaren bestätigt wurde, hieß es wörtlich: „Die Lage des Schulwesens in den Ostseeprovinzen erscheint unbefriedigend. Die Hinweise auf den Verfall der Volksbildung sind gerechtfertigt. Die Folge eines solchen Verfalls des Schulwesens sind Verhältnisse, welche die Enwicklung des Unglaubens, eine Steigerung der Sittenlosigkeit und Vergrößerung der Zahl der minderjährigen Verbrecher begünstigen. Die obersten gebildeten Klassen des Ostseegebiets (d. h. die baltischen Deutschen) haben in gleicher Weise wie die besten Elemente Kernrußlands immer zu den Persönlichkeiten gehört, die ihrer Überzeugung nach Anhänger einer festen gesetzlichen Macht und staatlichen Ordnung sind. Sie haben in ihren Schulen auch unter der bäuerlichen Bevölkerung die Gefühle treu untertäniger Ergebenheit Seiner Majestät dem Kaiser gegenüber, Achtung vor der Religion und die Überzeugung von der Notwendigkeit einer Erhaltung des Bestehenden einzuflößen versucht. Daher muß in bezug auf das Ostseegebiet mit besonderem Nachdruck der Grundsatz betont werden, daß aus den Schulen in keinem Fall Werkzeuge einer künstlichen Durchführung russifikatorischer Prinzipien gemacht werden dürfen, und daß die Lehranstalten vor allem das Ziel einer Bildung der Jugend gemäß den Erfordernissen der örtlichen Gesellschaft und zur sittlichen Erziehung haben müssen."

Diese Selbsterkenntnis der russischen Regierung hat zwar, wie die Folgezeit erwies, nicht lange angedauert, führte aber zunächst doch zu recht erfreulichen Zugeständnissen an die Deutschen. Die baltischen Ritterschaften, die in den Schulfragen des Gebiets immer die Führung gehabt haben, erhielten als erste die Erlaubnis, ihre einst wegen der Russifizierung geschlossenen „Landesgymnasien" mit deutscher Unterrichtssprache wieder zu öffnen. Schon im August und September 1906, als die revolutionäre Bewegung noch nicht ganz unterdrückt worden war, begann der Unterricht in diesen Schulen. Unter ihnen befand sich auch

die altehrwürdige „Domschule“ in Reval, die nachweislich schon seit 1319 auf dem ragenden Domberg inmitten der alten Hansestadt bestanden hat und mithin zu den ältesten deutschen Schulen der Welt gehört.

Durch das am 19. April 1906 vom Zaren bestätigte Reichsratsgutachten war aber die deutsche Unterrichtssprache (außer in den ritterschaftlichen Lehranstalten) nur in Privatschulen des baltischen Gebietes gestattet, die Kommunen, insbesondere die Städte, durften nach wie vor nur Schulen mit russischer Unterrichtssprache unterhalten oder unterstützen. Da eine Änderung dieser Stellungnahme der Regierung nicht zu erwirken war, griffen die Balten zu kräftiger Selbsthilfe. In allen drei Provinzen bildeten sich (in Estland schon im September 1906, in den beiden andern Provinzen im folgenden Jahre) „Deutsche Vereine“, die alle Deutschen im Lande zum Kampfe für ihre Kulturgüter zusammenschlossen und als deren Hauptaufgabe der Wiederaufbau des deutschen Schulwesens betrachtet wurde. Mit geradezu beispielloser Opferwilligkeit — handelte es sich doch um ein Gebiet, das erst eben durch die Revolution schwer gelitten hatte — wurden durch diese „Deutschen Vereine“ so große Summen aufgebracht, daß in kurzer Zeit das ganze Gebiet mit einem Netz von deutschen Schulen aller Gattungen übersponnen werden konnte. Nach einer Statistik aus dem Jahre 1912 besaßen die Balten (wohlgemerkt: eine Gesellschaft von etwa 200 000 Köpfen, die also insgesamt an Zahl etwa den Bewohnern einer mittelgroßen Stadt gleichkommen) allein 30 höhere Lehranstalten mit deutscher Unterrichtssprache, und zwar:

I. Gymnasien (klassische und Realgymnasien)

1 in	Riga	mit	160 Schülern
1 =	Reval	=	173 =
1 =	Mitau	=	162 =
1 =	Libau	=	69 =
1 =	Dorpat	=	149 =
1 =	Wenden	=	118 =
1 =	Goldingen	=	69 =
1 =	Fellin	=	42 =
			942 Schüler

II. Oberrealschulen

1 in	Fellin	mit	41 Schülern
1 =	Riga	=	150 =
1 =	Mitau	=	80 =
1 =	Libau	=	52 =
			323 Schüler

III. Vorschulen zu den Gymnasien und Oberrealschulen

1 in	Riga	mit	54 Schülern
1 =	Wenden	=	23 =
1 =	Libau	=	33 =
1 =	Fellin	=	14 =
			124 Schüler

IV. Höhere Mädchenschulen.

5 in	Riga	mit	1131 Schülerinnen
3 =	Reval	=	585 =
2 =	Dorpat	=	537 =
1 =	Mitau	=	280 =
1 =	Fellin	=	41 =
1 =	Libau	=	143 =
1 =	Walk	=	96 =
1 =	Weißenstein	=	67 =
1 =	Lemsal	=	50 =
1 =	Stift Finn	=	44 =
1 =	Pernau	=	32 =
			3006 Schülerinnen

In diesen 30 Lehranstalten wurden also 1389 Schüler und 3006 Schülerinnen = insgesamt 4395 Zöglinge unterrichtet. Sie waren meist sehr schwach besucht, denn bei ihrer Gründung war der Grundsatz maßgebend, daß in jeder Stadt und jedem Städtchen mindestens eine Lehranstalt mit deutscher Unterrichtssprache vorhanden sein müsse, um allen deutschen Kindern der örtlichen Bevölkerung und nächsten Umgebung den Unterricht in ihrer Muttersprache zugänglich zu machen. Daß unter diesen Umständen trotz des verhältnismäßig hohen Schulgeldes für den Unterricht gewaltige Zuschüsse gemacht werden mußten, liegt auf der Hand, und in diese Kosten haben sich die baltischen Ritterschaften und die „Deutschen Vereine“ redlich geteilt. Erstere unterhielten die „Landesgymnasien“ in Reval, Birkenruh bei Wenden, Mitau und Goldingen, außerdem auch die Oberrealschule in Mitau (mit dem dortigen Gymnasium unter einheitlicher Leitung vereinigt), und leisteten bedeutende Zuschüsse bei der Schule in Fellin, wo wie in Mitau eine gemeinsame Anstalt mit Gymnasial- und Realabteilungen bestand. Die übrigen Knabenschulen wurden von den „Deutschen Vereinen“ unterhalten oder unterstützt, ebenso wie die meisten Mädchenschulen des Gebiets, die aber

wegen ihrer stärkeren Frequenz und der billigeren weiblichen Lehrkräfte geringerer Zuschüsse bedurften. Außerdem trugen die Ritterschaften und die „Deutschen Vereine" durch Stipendien und Schulgeldermäßigungen dafür Sorge, daß kein deutsches Kind aus pekuniären Gründen der deutschen Schule fernbleiben mußte.

Außer der Geldfrage galt es aber auch große innere Schwierigkeiten bei der Neuorganisation des deutsch-baltischen Schulwesens zu überwinden. Vor der Russifizierungsära war das Deutsche die herrschende Unterrichtssprache in den baltischen Mittelschulen und höheren Lehranstalten, sogar in den Regierungsanstalten (einschließlich der Universität zu Dorpat und der Technischen Hochschule in Riga), und alle dort erworbenen Zeugnisse hatten Gültigkeit für das ganze russische Reich. Nach den neuen Verfügungen des Jahres 1906 war das Deutsche als Unterrichtssprache nur geduldet, nicht mehr privilegiert. Die Regierungsschulen und alle von den Kommunen, außer den Ritterschaften, unterhaltenen Lehranstalten behielten die russische Unterrichtssprache ebenso bei wie die beiden Hochschulen des Gebiets, und, was das Wichtigste war, die deutschen Schulen erhielten keinerlei „Rechte", denn gültige Zeugnisse durften nur auf Grund russischer Prüfungen erteilt werden. Die Schüler der deutschen Privatschulen mußten sich deshalb der Maturitäts- und Einjährigenprüfung als „Externe" in den russischen Schulen unterwerfen, oder, da dieser Weg wegen der sehr gesteigerten Anforderungen an die „Außenseiter" oft nicht zum Ziel führte, in die oberen Klassen der betreffenden Schulen eintreten, wobei sie aber wegen des Wechsels der Unterrichtssprache auch oft ein Schuljahr verloren. Nur die „Landesgymnasien" der Ritterschaften hatten die besondere Vergünstigung erwirkt, daß die Prüfungen in der Anstalt selbst und von den eigenen Lehrern vollzogen wurden, — aber in russischen Sprache und unter der Aufsicht einer Regierungskommission mit entscheidender Stimme. Auch dort waren die Schwierigkeiten sehr groß, denn, abgesehen von den sehr bald hervortretenden Schikanen der Regierungsvertreter, war es eine ungemein schwierige pädagogische Aufgabe, die Schüler zu einer Prüfung vorzubereiten, die in allen Lehrfächern in einer andern als der Unterrichtssprache erfolgte, und es mußte deshalb eine besondere „Umlernklasse" eingerichtet werden. Diese Einrichtung war aber eine Qual für Lehrer und Schüler: den Jünglingen an der Schwelle der Universität wurde in der „Umlernklasse" kein neues Wissen geboten, sondern der bekannte Stoff in anderem Gewande behandelt, — und zudem ging dabei ein kostbares Jugendjahr verloren!

Es zeugt von hohem völkischen Idealismus, daß die deutsch-baltische Gesellschaft, all diesen Mißständen zum Trotz, mit solcher Zähigkeit an ihren deutschen Schulen hing und kein Opfer zu ihrer Erhaltung scheute, — aber in den geschilderten Verhältnissen war doch die (aus der oben gegebenen Statistik ersichtliche) geringere Frequenz der Knabenschulen gegenüber den Mädchenschulen begründet. Während die Töchter der deutschen Familien fast ausnahmslos und bis zum Abschluß ihrer Schulbildung die deutschen Lehranstalten besuchten, waren die Knaben aus den angegebenen Gründen oft gezwungen, in die oberen Klassen der privilegierten russischen Schulen überzugehen. Manche Eltern zogen es sogar vor, um dem fast unvermeidlichen Verlust eines Schuljahres und allen den anderen Schwierigkeiten in den deutschen Anstalten zu entgehen, ihre Söhne von vornherein russische Schulen besuchen zu lassen, freilich nicht die von deutschfeindlichem und russifikatorischem Geist erfüllten Regierungsschulen, sondern solche kommunale und Privatschulen mit russischer Unterrichtssprache, die durch die Persönlichkeit des Anstaltsleiters und die Zusammensetzung des Lehrpersonals eine gewisse Gewähr für „neutrale" Jugenderziehung boten. So sehr dieses Vorgehen menschlich entschuldbar und verständlich ist, so mußte es doch vom völkischen Standpunkt aus beklagt werden. — Die stärkere Frequenz der deutschen Mädchenschulen erklärte sich übrigens teilweise noch durch die Tatsache, daß diese — wegen ihres guten pädagogischen Rufes — auch von manchen nichtdeutschen Elementen besucht wurden: nicht nur Esten und Letten, sondern sogar Russen vertrauten ihre Töchter nicht ungern den deutschen Schulen an, während sie ihre Söhne ausnahmslos die privilegierten russischen Schulen besuchen ließen.

Außer den höheren Lehranstalten wurden im baltischen Gebiet seit 1906, wiederum vorwiegend durch die „Deutschen Vereine", zahlreiche deutsche Mittel- und Elementarschulen eröffnet, wobei gleichfalls der Grundsatz durchgeführt wurde, daß diese Anstalten

möglichst gleichmäßig über das ganze Land verteilt werden sollten. Im Schuljahr 1913/14 bestanden dort im ganzen:

14 Progymnasien (7 in Livland, 4 in Estland und 3 in Kurland),
3 Bürgerschulen (in Riga, Dorpat und Reval),
37 Elementarschulen (20 in Kurland, 11 in Livland und 6 in Estland),
6 Volksschulen („Winterschulen") für die in Kurland angesiedelten deutschen Kolonisten[1]),
4 Lehrlingsheime (2 in Riga, je 1 in Mitau und Dorpat).

Diese Schulen hatten nicht mit ähnlichen pädagogischen Schwierigkeiten zu kämpfen, wie die höheren Knabenschulen, da sie nicht auf die Erwerbung von bestimmten „Rechten" ausgingen. In den meisten von ihnen war der Grundsatz der gemeinsamen Erziehung beider Geschlechter durchgeführt. Der Unterricht wurde fast durchweg von weiblichen Lehrkräften erteilt, die bei sehr geringem Gehalt und meist ohne Aussicht auf Pension sich ihrer Aufgabe mit hingebendem Eifer und großer Opferfreudigkeit widmeten. Überhaupt ist die Arbeit der baltischen Frau bei der Neugründung des deutschen Schulwesens, auch in den „Deutschen Vereinen" und den mit ihnen Hand in Hand arbeitenden „Deutschen Frauenbünden", sehr hoch anzuschlagen. — Um aber auch tüchtige männliche Volksschullehrer, besonders für die stärker besuchten Schulen, heranzubilden, gründeten die „Deutschen Vereine" Livlands und Kurlands mit gemeinsamen Mitteln ein deutsches Lehrerseminar in Mitau. Für dieses sehr kostspielige Unternehmen wurden auch bewährte Pädagogen aus Deutschland gewonnen und es erfreute sich bald eines so guten Rufes, daß ihm sogar Zöglinge aus den deutschen Kolonien im Innern des russischen Reiches zuströmten und es für die Zukunft zu einem wertvollen Bindegliede zwischen den Balten im Norden und den deutschen Landsleuten im Süden Rußlands hätte werden können.

Beim Ausbruch des Weltkrieges wurden alle diese liebevoll gepflegten völkischen Kulturwerte erbarmungslos vernichtet. Die „Deutschen Vereine" und alle von ihnen unterhaltenen Schulen wurden sofort geschlossen, denn, wie der Ministerpräsident einem baltischen Reichsdumaabgeordneten erklärte, „Rußland führte diesen Krieg nicht nur gegen das Deutsche Reich, sondern gegen das Deutschtum überhaupt". Die übrigen deutschen Privatschulen konnten sich nur durch den Übergang zur russischen Unterrichtssprache vor der Zwangsschließung retten, — und sie taten es meist ihrer Zöglinge wegen, da diese beim Eintritt in die „echt russischen" Schulen einen Golgathaweg antreten mußten. Nur die ritterschaftlichen Schulen mit ihren besonders fest gesicherten Privilegien überdauerten noch das erste Kriegsschuljahr. Daher konnten die kurländischen Landesgymnasien in Mitau und Goldingen nach der Eroberung Kurlands, ohne merklichen Bruch in ihrer Entwicklung, ihre Schularbeit unter deutscher Verwaltung fortsetzen, — sogar mit ihrem früheren Lehrerbestande, nachdem die wenigen russischen Kollegen[2]) den Platz geräumt hatten. Im Mai 1916 erhielten die ersten Abiturienten dieser Schulen unter deutscher Herrschaft ihr Reifezeugnis. Es war ein Festtag für die deutschen Balten der ganzen Provinz! Die sehnsüchtige Hoffnung ihrer Landsleute in Livland und Estland streckt sich demselben Ziel entgegen. Ob sie es erreichen werden?

1) Wegen des gespannten Verhältnisses zwischen den baltischen Deutschen und der lettisch-estnischen Bauernbevölkerung seit der Revolution wurde vor einigen Jahren durch livländische und kurländische Gutsbesitzer der großzügige Plan durchgeführt, Bauern aus den sogenannten „deutschen Kolonien" in Südrußland im Baltenlande anzusiedeln. Obgleich die russische Regierung dem Unternehmen sehr mißtrauisch gegenüberstand und seiner Verwirklichung möglichst viel Hindernisse in den Weg legte, war doch bis zum Ausbruch des Krieges schon eine etwa 20 000 Köpfe zählende deutsche Bauernschaft, namentlich in Kurland, ansässig und stand in vortrefflichen Beziehungen zu den dortigen deutschen Gutsbesitzern.

2) Außer der russischen Sprache und Literatur mußten in den baltisch-deutschen Schulen auch die Geschichte und Geographie Rußlands russisch unterrichtet werden, und für diese Fächer kamen meist nur national russische Lehrer in Betracht.

Literaturbericht 1915/16.

Zeitalter des Barock (1600—1750).

Von **Wolfgang Stammler** in Hannover.

I. Allgemeines.

Die prächtige Erinnerungsgabe, welche die Universität Kiel zu ihrem 250jährigen Jubiläum durch M. Liepmann[1]) hat veröffentlichen lassen, gehört zum Teil in unseren Bericht hinein. Ein Stück deutscher Gelehrtengeschichte aus der Zeit des Barock entrollt sich vor den Augen des Lesers. Noch ist die große Zeit der Universität, welche die Namen eines Dahlmann, Droysen, Jahn, Müllenhoff, Waitz, Rohde usw. genügend kennzeichnen, nicht hereingebrochen; noch atmen die Briefe vielfach provinzielle Enge und Beschränktheit. Meist drehen sich die Episteln und Eingaben des Prorektors und der Professoren um Erhöhung des Gehaltes und sonstiger Bezüge, um Rang- und Titelfragen, um Kollegiengelder und feste Anstellung. Aber auch wissenschaftliche Fragen werden berührt. 1705 klagt Johann Burchard May, daß die Kollegien in deutscher Sprache so viel eingeführt seien, dadurch die Humaniora vernachlässigt würden und eine „gäntzliche barbarei hier einreisse". Von dem Satiriker Rachel ist ein Schreiben von 1671 (?) abgedruckt, sonst sind bedeutende Namen aus jener Zeit nicht zu erwähnen. Bedauerlich bleibt, daß Morhofs Stimme in dem Chorus nirgends ertönt; hat sich wirklich von ihm kein einziger Brief auffinden lassen?[2])

Auch aus der großen und wohlfundierten Familiengeschichte der Herren von der Asseburg, verfaßt von Max Trippenbach[3]), kommen hier einige wertvolle Biographien in Betracht, auf die hinzuweisen ich für nötig halte, damit sie nicht unbeachtet dort liegen bleiben.[4]) Manche Mitglieder des Geschlechtes betätigten sich schriftstellerisch: Ludwig IV. (1583—1669), von Annette v. Droste-Hülshoff im „Fegefeuer des westfälischen Adels" als „der Asseburger, der blutige Weih", besungen, hinterließ eine interessante eigenhändige Lebensbeschreibung, die man nach den

---

1) Von Kieler Professoren. Briefe aus drei Jahrhunderten zur Geschichte der Universität Kiel. Herausg. zur Erinnerung an das 250jährige Jubiläum der Universität in ihrem Auftrag von Dr. M. Liepmann, Prof. der Rechte in Kiel. Berlin 1916, Deutsche Verlagsanstalt. XVIII, 430 S. gr. 8. Geh. M. 12,—, geb. M. 15,—.

2) Ein komisches Versehen ist es, wenn der übermütige Brief eines Studiosen Geibel aus dem Jahre 1822 dem Dichter Emanuel Geibel zugeschrieben wird. Dieser war damals erst sieben Jahre alt.

3) Asseburger Familiengeschichte. Nachrichten über das Geschlecht Wolfenbüttel-Asseburg und seine Besitzungen. Verfaßt im Auftrage von Friedrich Grafen von der Asseburg-Falkenstein von Max Trippenbach, Pastor in Wallhausen. Mit Stammtafeln und Abbildungen. Hannover 1915, Hahnsche Buchhandlung. VII, 543 S. gr. 8.

4) Nicht in meinen Bericht fällt die Lebensbeschreibung der Amalie Friederike Elisabeth von der Asseburg (1746—1788), die, ein rechtes Kind der Wertherzeit, auch mit Goethe bekannt ward und am 28. August 1786 als Papagei aus den „Vögeln" ihm gratulierte (vgl. Goethes Brief an Frau v. Stein vom 30. August 1786). Ein Gedichtfragment der nicht unbegabten Dame wird mitgeteilt. — August Friedrich von der Asseburg (1700—1761) wurde im Volksmund ohne Grund mit dem „Junker von Falkenstein" in Bürgers Ballade „Des Pfarrers Tochter von Taubenhain" identifiziert.

mitgeteilten Proben gern vollständig lesen würde. Sein Vetter, Ludwig V. (1611 bis 1693), erzählte genau und umständlich die Reisen, die er 1632, 1634 und 1641 unternommen hatte; auch hier wird der Wunsch nach gesamter Veröffentlichung laut, da Ludwig die Sehenswürdigkeiten der besuchten Städte hübsch verzeichnet. Besonders aufschlußreich gestaltet sich die Biographie der „Prophetin des Pietismus" Rosamunde von der Asseburg (1672—1712). Ihr wechselvolles Schicksal wird anschaulich geschildert; die differenzierte Gestalt der zarten, schwärmerischen Pietistin ist ein lehrreicher Typus jener verzückten „Heiligen"; ergreifend wirkt das tragische Los Rosamundes, welche die Anteilnahme der Herzogin Sophie und Leibnizens erregte und auch als Dichterin pietistischer geistlicher Lieder die Aufmerksamkeit der Literarhistoriker beansprucht. Trippenbachs Darstellung, aus den Quellen geschöpft, wird belebt durch Mitteilungen aus Akten und zeitgenössischen Briefen, welche lebendige Bilder von dem Treiben der Sektierer und ihrer Gegner entwerfen.

Wie die Aufklärung über das „barbarische", das „dunkle" Mittelalter erbarmunglos den Stab brach, so hat sie auch dem 17. Jahrhundert kein Verständnis entgegengebracht; beides Auffassungen, die noch heute in Laienkreisen gelegentlich fortspuken. Wie die Romantik sich mit voller Liebe wieder in das Mittelalter versenkte und längst vergessene Schätze von dort an das Tageslicht brachte, öffnete sie dem kommenden Geschlecht auch die Augen über die Literatur des 17. Jahrhunderts. Ludwig Tieck war der erste, welcher auf die volkstümlichen Schriftsteller des 17. Jahrhunderts begeistert hinwies, welcher sich in die Mystiker jener Jahre hineinlas. Frank Riederer[5]) geht mit Urteil und Sachkenntnis diesen Arbeiten und Forschungen des romantischen Altmeisters nach und vertieft dadurch einerseits unsere Auffassung von Tieck, anderseits auch unsere Kenntnis von der literarischen Barockkultur. Die zahlreichen Neuausgaben, Biographien und Sammlungen aus dem Bereich des 17. Jahrhunderts, welche im ersten Drittel des 19. Säkulums herauskamen, gehen auf Tiecks Vorgehen zurück; durch sie ward erst eine wirkliche Kenntnis jener vergangenen Epoche angebahnt. Allein sein dichterisches Schaffen ließ Tieck nicht durch solche Versenkung in frühere Zeiten beeinflussen; weder ein Grimmelshausen noch ein Scheffler, die er beide liebte, vermochten den Kern seiner poetischen Individualität anzutasten. Das geschah bei anderen, Arnim wie Brentano, und es wäre sehr zu wünschen, daß wir auch über ihre Beziehungen zum 17. Jahrhundert so gründlich und sorgsam unterrichtet würden, wie es Riederer mit Tieck getan hat.

Eine anspruchslose kleine Schrift über Gellert bietet Gustav Plath.[6]) Mit Wärme und Sachkenntnis geschrieben verfolgt sie den apologetischen Zweck, klarzustellen, was Gellert noch der heutigen Zeit zu sagen hat, und erfüllt diesen Zweck gut. Auf wissenschaftliche Bereicherung ist es nicht abgesehen.

II. Lyrik.

Der Elsässer Jesuit und Neulateiner Jakob Balde hat seit Herders Wiederentdeckung mannigfach die Forschung beschäftigt. Nachdem vor allem dank Wester-

5) Frank Riederer, Ludwig Tiecks Beziehungen zur deutschen Literatur des 17. Jahrhunderts. Dissertation. Greifswald 1915. 125 S. 8.

6) Christian Fürchtegott Gellert. Von Gustav Plath, Kreisschulinspektor in Glogau. Berlin 1915, Verlag des Evangelischen Bundes. 30 S. kl. 8. M. —,40.

mayers (1868) und J. Bachs (1904) Arbeiten das biographische Fundament festgelegt ist, gibt Henrich in einer tiefeindringenden Studie[7]) eine Charakteristik von Baldes lyrischer Dichtkunst.[8]) Balde ist der typische Vertreter jener Richtung, die Humanismus und gläubigen Katholizismus zu vereinigen suchte, „die nicht danach strebte, den eigentlichen Geist des klassischen Altertums zu erfassen und zu neuem Leben zu erwecken, sondern die Formen der Antike ihren ganz anders gearteten geistlichen Zwecken dienstbar zu machen suchte, die alle Kunstwerke der Antike in kleine Stücke zerschlug und aus diesen Stücken ein neues christliches Kunstwerk aufzubauen sich abmühte". Henrich betrachtet die Gedichte zunächst nach ihrem Inhalt (moralisierende, Gelegenheits-, Zeit-, religiöse Gedichte) und zieht aus ihnen die Rückschlüsse auf Baldes äußere und innere Persönlichkeit. Zu Baldes Klagen über seinen dauernd leidenden körperlichen Zustand hätte als schöne Parallele der fromme evangelische Dichter Gellert herangezogen werden können. Hervorhebung verdient die vorsichtige Zurückhaltung, die sich Henrich bei Ausschöpfung der Gedichte auf ihren persönlichen Gehalt auferlegt; stets legt er sich die Frage vor, was bei dem Renaissancepoeten wirklich erlebt, was nur traditionell nachgesungen ist. Der ausgezeichnete zweite Teil beschäftigt sich mit der inneren und äußeren Form der Gedichte. Meist sind Baldes Poesien Gelegenheitskinder, von der Reflexion gezeugt; das Gefühl kommt selten unmittelbar und in natürlichem Ausdruck zur Geltung; nur wenn es sich zur Begeisterung steigert, erlangt es größere Bedeutung. Horaz und Catull haben lebhaft auf Balde eingewirkt, aber allmählich ringt er sich zu freier Bewegung in den überkommenen Formen durch. Die Metra sind stets die horazischen mit der Einschränkung, daß Balde öfter dreizeilige Strophensysteme verwendet. Eine vorsichtige Chronologie beschließt das gehaltvolle Buch. Sein wissenschaftlicher Wert wird noch erhöht durch die allgemeinen methodischen Betrachtungen und Winke, welche Henrich vielfach in die spezielle Darstellung eingeflochten hat, und welche jedem Forscher auf dem Gebiete der Renaissance- und Barockdichtung vom 15. bis 17. Jahrhundert zustatten kommen.

Des alten unverwüstlichen Logau Sinngedichte hat Reinhard Piper[9]) in einer geschmackvollen Auswahl wieder zugänglich gemacht. In der jetzigen Zeit des Weltkrieges kommen sie sehr gelegen und muten oft überraschend zeitgemäß und „aktuell" an. Piper hat mit Recht die alte Ausgabe von 1654 zugrunde gelegt und die ursprüngliche kernige Fassung überliefert, nicht Ramlers oft verwässernde Abschleifung. Wer den wackeren Schlesier noch nicht kennt, wird in dieser Auslese ihm wohl bald Freund werden.

---

7) Anton Henrich, Die lyrischen Dichtungen Jakob Baldes. (Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker. Herausg. von A. Brandl, A. Heusler, F. Schultz. 122.) Straßburg 1915, Karl J. Trübner. 5 Bl., 233 S. 8. M. 6,50.

8) Das genaue Verzeichnis von Paul Mury und C. Sommervogel, „Jacques Balde. Notice et Bibliographie" (Straßburg 1901), ein vermehrter Sonderabdruck aus Sommervogels „Bibliothèque de la Compagnie de Jesus" scheint Henrich entgangen zu sein, da er es nicht zitiert, sondern auf das ältere Werk von de Backer zurückgreift.

9) Friedrich v. Logau, Deutsche Sprüche. Auswahl von Reinhard Piper. München 1916, R. Piper u. Co. 99 S. kl. 8. Geh. M. 1,—, in Pappband M. 1,50.

III. Epische Prosa.

Das Lalebuch, von 1597, den Vater der „Schildbürger" (1598) und des „Grillenvertreibers" (1603), legt Karl v. Bahder[10]) in einem sorgfältigen Neudruck vor, dem die Vorreden, Einschiebungen und Erweiterungen der beiden Nachahmungen beigegeben sind. In der Einleitung geht v. Bahder auf die vielumstrittene Frage nach dem Verfasser der Volksbücher ein. Fußend auf dem Wortschatz stellt er, in Übereinstimmung mit Edward Schröder (Vierteljahrschrift für Literaturgesch. 1, S. 471 bis 474) fest, daß der Verfasser des Lalebuches aus dem Südwesten stammte, ein Elsässer war; daß er akademischen Kreisen angehörte[11]), in irgend einem Dienstverhältnis zu einem Adligen stand und diesen auf einen Landtag begleitet haben muß. Mehr ist vorläufig nicht zu ergründen; auf alle Fälle ist Jeeps Hypothese, Hans Friedrich v. Schönberg sei der Verfasser, abzulehnen. Ebensowenig wissen wir über die Verfasser der Nachahmungen. Den „Grillenvertreiber" hat, wie wiederum der Wortschatz beweist, ein aus dem Hessisch-Nassauischen Gebürtiger, ein Westerwälder oder Oberhesse, zusammengestellt, unmöglich derselbe, welcher das Lalebuch herausgab. Dagegen macht v. Bahder wahrscheinlich, daß auch die „Schildbürger" von dem Kompilator des „Grillenvertreibers" herrühren. Derselbe Mann hat im Auftrag des Frankfurter Buchdruckers Paul Brachfeld das Lalebuch einmal flüchtig umgearbeitet und dabei statt der unbestimmt bezeichneten Lalen (Narren) die Bewohner des meißnischen Städtchens Schilda als Typen eingeführt, um schließlich eine Art erweiternder Fortsetzung der „Schildbürger" mit dem „Grillenvertreiber" zu liefern. Allerdings lassen sich die Buchstaben und Pseudonyma, hinter denen sich der Name des Verfassers versteckt, noch nicht befriedigend erklären, so scharfsinnige Vermutungen auch v. Bahder darüber äußert. Dem Text sind bibliographische und quellenkundliche Anmerkungen untergefügt. Ein Glossar wäre bei dem reichen Vorkommen von mundartlichen und seltenen Worten und Ausdrücken sehr erwünscht gewesen. An den Verlag sei die Bitte gerichtet, künftig zur bequemeren Zitierung eine Zeilenzählung am Rande beizudrucken.

IV. Drama.

Der frühverstorbene Johann Elias Schlegel gehört zu den Dichtern, denen gegenüber die Nachwelt sich undankbar erwiesen hat. Ein fruchtbarer Dramatiker, fanden seine Stücke Beifall bei den Zeitgenossen, und für die Geschichte des deutschen Dramas bilden seine Tragödien eine stoffliche Bereicherung: Sein „Hermann" steht am Beginn der langen Reihe von Arminiusdramen, die seitdem die deutsche Literatur bevölkern, und sein „Canut" eroberte der deutschen Literatur die dänische Geschichte als Stoffgebiet. Veranlaßt wurde Schlegel zum „Canut", wie die sorgfältige Untersuchung Gustav Pauls[12]) lehrt, durch eine historische Studie seines Freundes Hans

10) Das Lalebuch (1597) mit den Abweichungen und Erweiterungen der Schildbürger (1598) und des Grillenvertreibers (1603) herausg. von Karl v. Bahder. (Neudrucke deutscher Literaturwerke des 16. und 17. Jahrhunderts. Nr. 236—239.) Halle a. S. 1914, Max Niemeyer. LXXVII, 199 S. 8. M. 2,40.

11) Der Ortsname „Uthen" = „Nirgendwo" dürfte wohl in Anlehnung an „Athen" gebildet sein.

12) Gustav Paul, Die Veranlassung und die Quellen von Joh. Elias Schlegels „Canut". Dissertation. Gießen 1915. 54 S. 8.

Gram. Als Quellen dienten ihm in erster Linie das Geschichtswerk des Saxo Grammaticus[13]), der schon im 17. Jahrhundert nicht selten für dichterische Zwecke benutzt wurde, ferner die Knytlingasaga, die „Reichschronik" von Arrild Huitfeldt, die „Historia rerum Norvegicarum" von Thormod Thorffäus und das „Hofrecht" Knuts. Paul will auch die Verwertung englischer Geschichtswerke durch Schlegel wahrscheinlich machen, doch hat er mich davon nicht überzeugen können.

V. Didaktik.

Auf Grund umfassender Quellenstudien zeigt Heinrichs[14]), wie lange Galen noch durch das Mittelalter bis in die Renaissancezeit, ja bis in das 17. Jahrhundert hinein fortwirkte. Gegen die Lehren des Pergameners machte zuerst Theophrastus Paracelsus Front; auf seinen Spuren folgte Johann Baptist van Helmont (1577 bis 1644) und trug die Paracelsischen Gedanken in weitere Kreise. Eine andere Reihe der Antigaleniker vertreten Bernhardinus Telesius und der Deutschniederländer Andreas Vesalius im 16. Jahrhundert; auf ihren Schultern stehend verkündete dann Harvey (1578—1657) seine geniale Lehre vom Blutkreislauf. Damit war der Galenischen Anatomie und Physiologie der Todesstoß versetzt. Glänzend ergänzte Harveys Lehren Glisson (1597—1677) durch die Einführung des Begriffes des Reizes. Die Arbeit von Heinrichs gibt ein anschauliches Bild von dem fluktuierenden Geistesleben der Übergangszeit im 15. bis zum 17. Jahrhundert und kommt nicht nur der Geschichte der Naturwissenschaften im besonderen, sondern überhaupt der Ideengeschichte jener Epoche zugute.

Die philosophie-historische Forschung hat sich in den letzten Jahrzehnten mit Vorliebe der Entwicklung und Ausbildung der philosophischen Begriffe zugewandt; in diesen Kreis gehört die Schrift von K. J. Grau über den Bewußtseinsbegriff.[15]) Sie findet ihren Schwerpunkt in den beiden letzten Kapiteln über Leibniz und die deutsche Aufklärungsphilosophie. Klar und geschickt schält der Verfasser das System des großen Hannoverschen Weltweisen heraus, wie es in seiner reifsten Form in den Briefen und Schriften nach dem Jahre 1685 niedergelegt ist, und entwickelt, unter Zurückstellung der genetischen Gesichtspunkte, die Leibnizsche Lehre vom Bewußtsein auf Grund des Substanzbegriffes. Auf Einzelheiten kann hier nicht eingegangen werden. Christian Wolff wird, mit gutem Recht, von dem Vorwurf gereinigt, lediglich ein Popularisator und Verflacher der Leibnizschen Lehre gewesen zu sein, und sein Versuch, ein fertiges, alle Gebiete des Wissens umfassendes System der Wissenschaften zu entwerfen, wird gebührend gewürdigt. Bei seiner Lehre des Bewußtseins streift er den metaphysischen Untergrund, den sie noch bei Leibniz besaß, soviel als möglich ab und sucht sie dem sogenannten gesunden Menschenverstand anzupassen.

---

13) Schon Schätzlein war in seiner Dissertation „Saxo Grammaticus in der deutschen Dichtung vom Ausgange des Mittelalters bis zum Verfall der Romantik" (Münster 1913) ausführlicher auf Schlegels Drama eingegangen (S. 24—28), was Paul nicht bemerkt hat.

14) Heinrich Heinrichs, Die Überwindung der Autorität Galens durch Denker der Renaissancezeit. (Renaissance und Philosophie. Beiträge zur Geschichte der Philosophie. Herausg. von Adolf Dyroff. 12.) Bonn 1914, Peter Hanstein. S. 1—80. 8.

15) Kurt Joachim Grau, Die Entwicklung des Bewußtseinsbegriffs im 17. und 18. Jahrhundert. (Abhandlungen zur Philosophie und ihrer Geschichte. Herausg. von Benno Erdmann. XXXIX.) Halle a. S. 1916, Max Niemeyer. VIII, 242 S. 8. M. 7,—.

Eine ungeheure Wirkung in die Weite und in die Breite hat Wolffs Lehre ausgeübt. Und so werden seine Anschauungen vom Bewußtsein nach seinem Tode von den Anhängern mit erstaunlicher Kritiklosigkeit ins Endlose kolportiert, bis Kant gebieterisch Halt ruft und eine völlig veränderte Problemstellung einführt. Grau hat mit lobenswerter Sorgfalt die einzelnen Momente dieser Entwicklung während zweier Jahrhunderte verfolgt, einer Entwicklung, welche die letzten Wurzeln des Begriffs des Unbewußten enthält, der bis in die neueste Zeit hinein eine ständig wachsende Rolle im philosophischen Denken und in der Literatur gespielt hat.

Bayle und sein Wörterbuch (1693—1695) gehören heutzutage zu den Dingen, die in der Literaturgeschichte mehr zitiert als gelesen zu werden pflegen. Dem gewaltigen Einfluß, welchen der französische Polyhistor und Wahrheitsfanatiker auf das europäische Geistesleben des 18. Jahrhunderts ausgeübt hat, nachzugehen, wäre eine ebenso reizvolle wie lohnende Aufgabe. Zu einer solchen Gesamtdarstellung fehlen aber noch die Vorarbeiten, welche die Stellung einzelner Schriftsteller, literarischer Gruppen oder ganzer Länder zu Bayle festlegen. Gottsched hat das große Verdienst, den „Dictionnaire“ durch eine brauchbare Übersetzung in Deutschland eingeführt zu haben. Auf äußeren Anstoß hin übernahm er die Herausgabe des Werkes, überwachte und besserte die Übersetzungen der Mithelfer und stand mit seinem Namen für das von orthodoxer Seite vielangefeindete Werk ein, als es in vier Foliobänden 1741—1744 erschien. Gottsched begnügte sich aber nicht mit solcher übertragenden oder aufsichtführenden Tätigkeit, er fühlte sich verpflichtet, zu den kritischen Bemerkungen Bayles Stellung zu nehmen. Vor allem bezweckte er dabei, Bayles skeptisches Gift unwirksam zu machen durch Gegenmittel, die er der Theodizee von Leibniz entnahm; seine rationalistische Glaubensauffassung, die aber nicht die letzten Konsequenzen einer reinen Vernunftreligion zu ziehen wagte, warf er der Bayleschen Philosophie und Theologie entgegen. Aber auch zu nationalen und kulturellen Streitfragen ergreift Gottsched das Wort, meist gegen Bayle polemisierend; seine Anschauungen über Wesen und Zweck der Dichtkunst, über Schauspiel und Theater legt er mehr oder minder ausführlich, aphoristisch oder breitabhandelnd, nieder und liefert so Anmerkungen des Übersetzers zu Anmerkungen des Verfassers. Dadurch erhalten Gottscheds Anmerkungen eine bisher nicht beachtete Bedeutung für seine innere Entwicklung und spiegeln in ihrer Gesamtheit getreu das Bild Gottscheds als eines Repräsentanten der deutschen Aufklärung wider. Lichtenstein[16]) hat mit kundigem Blick demgemäß seine Aufgabe angepackt und betrachtet Gottscheds Theologie, Philosophie, Ästhetik, Poetik, literarische und sprachliche Bestrebungen und sein Deutschtum auf Grund einer genauen Durchmusterung dieser Anmerkungen zu Bayle. Gottscheds Widersprüche und Unzulänglichkeiten, Inkonsequenzen und Halbheiten in seinen theologischen, philosophischen und ästhetischen Ideen treten klar zutage. Aber schön hebt Gottsched sich wiederum hervor durch sein unentwegtes Eintreten für deutsche Sprache und Eigenart. Ein Praeceptor Germaniae seiner Zeit, geißelt er die Schwächen und Laster seiner Landsleute, ihre Uneinigkeit, ihre Nachäfferei fremder Sitten und

16) Gottscheds Ausgabe von Bayles Dictionnaire. Ein Beitrag zur Geschichte der Aufklärung von Erich Lichtenstein. (Beiträge zur neueren Literaturgeschichte. Herausg. von Max Freiherrn v. Waldberg. Neue Folge. VIII.) Heidelberg 1915, C. F. Winter. XI, 151 S. 8. M. 4,20.

Moden, ihre Anbetung alles Ausländischen, und sucht ihnen Stolz auf ihr eigenes Volkstum, Rückgrat gegenüber dem Fremden, warme Liebe zum Vaterlande einzuflößen. Gottscheds Patriotismus war das „formende Prinzip seines Lebens" und versöhnt immer wieder mit seiner Selbstliebe und Eitelkeit, die in allen Sachen, wo es ihm um das nationale Besitztum zu tun ist, zurücktritt vor dem Eifer des Gelehrten um das große Ganze Deutschlands.

Dem Hallenser Professor Johannes Friedrich Joachim (1713—1768) widmet Wolfram Suchier pietätvoll ein Gedenkblatt.[17]) Sein stilles Gelehrtendasein verbrachte Joachim ganz in seiner Vaterstadt Halle a. S. Für die Wissenschaft ist er von Bedeutung durch seine diplomatischen Arbeiten. Als erster lehrte er in der „Einleitung zur deutschen Diplomatik" (1748) eine Methode zum Lesen der deutschen Kaiser- und Königsurkunden und zu ihrer Beurteilung nach Echtheit und Inhalt. Ebenfalls als erster hielt er diplomatische Übungen an der Universität ab und veranlaßte durch sein Beispiel auch Professoren anderer Hochschulen, Übungen und Kollegs über dieses Fach abzuhalten. Sprachgeschichtlich verdient Joachim Beachtung, da er als erster den Namen der „Diplomatik" in den wissenschaftlichen Sprachgebrauch einführte und als erster das bis dahin übliche Wort „diploma" durch die deutsche Bezeichnung „Urkunde" ersetzte.

Volkskunde.

Von **Rudolf Stübe** in Leipzig.

In einer vielfach umgearbeiteten zweiten Auflage ist Otto Schraders kleine, gehaltvolle Darstellung der Kultur der Indogermanen erschienen.[1]) Der Verfasser hat den Problemen der indogermanischen Altertumskunde eine weit ausgedehnte Arbeit zugewandt, die überall durch eine reiche Fülle des Stoffes und vorsichtiges Urteil ausgezeichnet ist. Gegenüber seinen großen Werken („Sprachvergleichung und Urgeschichte" und „Reallexikon der indogerman. Altertumskunde") bedeutet dieses kleine, für einen weiteren Leserkreis berechnete Buch eigentlich ein neues Werk. Seit das Tocharische in Ostturkestan als eine indogermanische, den Kentum-Sprachen zugehörige Sprache entdeckt ist, stehen wir vor einem neuen, noch nicht gelösten Problem, das sich ungemein erweitern würde, falls Hrozný mit seiner neuesten Annahme Recht behält, wonach auch die Sprache der alten Hethiter indogermanisch wäre, und zwar dem Latein auffallend nahe stände.[2]) Das müßte starken Einfluß auf die

17) Wolfram Suchier, Johann Friedrich Joachim. Ein Gedenkblatt. Halle a. S. 1915, Heynemannsche Buchdruckerei Reinhold Wolff. 15 S. 8. (Nur in 50 Exemplaren gedruckt und nicht im Handel.)

1) Prof. Dr. O. Schrader, Die Indogermanen. 2. verb. Aufl. Leipzig 1916, Quelle u. Meyer. (Wissenschaft und Bildung 77.) M. 1,25.

2) Da die Hypothese Hroznýs in die Tagespresse übergegangen und hier oft als sichere Erkenntnis in weitere Kreise getragen ist, so möchte ich während des Druckes nachtragen, daß die Sprache der Hethiter in den wenigen bisher erkennbaren Zügen charakteristische Erscheinungen mit den Kaukasussprachen (Georgisch usw.) gemeinsam hat. Anthropologisch gehören die Hethiter nach F. von Luschan zu einer vorindogermanischen Bevölkerung in Kleinasien. Hroznýs Hypothese wird in beachtenswerter Weise bestritten von Ferd. Bork „Ist das Hethitische arisch?" (Orientalist. Literaturzeitung 1916, Okt.). Schon jetzt kann

Frage nach der Urheimat der Indogermanen haben, die Schrader früher in den südrussischen Steppen suchte. Jetzt steht er seiner eignen Hypothese kritisch gegenüber. Ursprünglich geht Schraders Forschung von der Sprachwissenschaft aus. Aber er verschließt sich der Erkenntnis nicht, daß die Sprachwissenschaft allein schwerlich die geschichtlichen Fragen lösen kann. So hat er seine Arbeit erweitert, indem er einerseits die Arbeiten der Prähistoriker heranzieht, andrerseits — und das ist ein wesentlicher Fortschritt dieses Buches — das sehr altertümliche Volksleben der Südslawen, der Russen (insbesondere der Weißrussen) berücksichtigt. Dagegen tritt etwas zurück, was etwa die keltische Überlieferung (z. B. in rechtlichen Bestimmungen) bietet. Um sein Werk auch dem Nicht-Philologen verständlich zu machen, beschränkt sich Schrader auf Griechisch, Latein und Deutsch. Das skandinavische und niederdeutsche Material, einschließlich des Angelsächsischen, würde das Bild noch vertiefen. So würde z. B. die nordische Überlieferung für Blutrache und Animismus zur Ergänzung der altslawischen Tatsachen manches ergeben.

Ein Buch von einschneidender Bedeutung, in dem eine Fülle neuer, wertvoller Erkenntnisse zur Kulturkunde und Wirtschaftsgeschichte in anspruchsloser Form vorgetragen werden, hat Prof. Ed. Hahn weiteren Kreisen vorgelegt, in dem er die Ergebnisse aus früheren, nicht immer nach Gebühr beachteten Schriften zusammenfaßt.[3]) Wie hat die Menschheit die Grundlagen ihrer Wirtschaft gewonnen und was sind die Ergebnisse der menschlichen Arbeit an der Umwelt? Das etwa ist das Thema. Die Wirtschaft der Naturvölker hat der Verf. eingehend untersucht und ist dadurch zu den wirtschaftlichen Anfängen der Menschheit vorgedrungen. Besonders für die Fragen der Feldbestellung und der Viehzucht sind hier ganz überraschende, neue Erkenntnisse gewonnen. Wir lernen etwa, daß unser Gartenbau die Fortsetzung der ältesten Form des Landbaus, des Hackbaus, ist, oder wir sehen, daß auch die Kulturtiere durch den Menschen eine Umwandlung erfahren. Daß es z. B. milchgebende Tiere gibt, ist erst eine Folge der menschlichen Tätigkeit (S. 75). Sehr wichtig ist, daß das alte Schema der Wirtschaftsstufen (Jäger, Hirten, Ackerbauer) endgültig überwunden ist. Das Buch gewinnt aber aus seinen historischen Untersuchungen auch eine Fülle von Gedanken zur modernen Wirtschaft (Stadtflucht — Industrie und Landwirtschaft — Stadt und Land — Inland und Ausland). Dieses vor dem großen Kriege geschriebene Buch gibt eine eingehende Darlegung über die wirtschaftliche Unabhängigkeit der deutschen Volksernährung. Der Hinweis auf Gemüsebau und Einschränkung des Fleischgenusses (S. 103), auf die Vereinigten Staaten und China und vieles andere hat nur die Fragen voraufgenommen und in der Weise erledigt, die der Krieg später herbeigeführt hat. Dieses kleine Buch ist eines der tiefsten und gedankenreichsten Werke über alle Lebensfragen, die uns heute umgeben und die die Zukunft erfüllen werden.

In den engeren Kreis heimischen Volkslebens führt uns eine sehr dankenswerte

ich auch hinweisen auf die demnächst erscheinende Arbeit von Ernst F. Weidner, Studien zur hethitischen Sprachwissenschaft (Leipziger Semitist. Studien VII, 1 u. 2), die gleichfalls zu Ergebnissen kommt, die Hrozný widersprechen. Vorläufig darf man noch nicht mit den Hethitern als Indogermanen rechnen.

3) Prof. Dr. Ed. Hahn, Von der Hacke zum Pflug. Leipzig 1914, Quelle u. Meyer. (Wissenschaft und Bildung 127.) M. 1,25.

und sympathische Darstellung des niederdeutschen Volkslebens von Prof. Dr. O. Lauffer.[4]) Der Verf. wurzelt mit selbständiger volkskundiger Forschung im Hamburgischen Gebiet und stellt uns nach dem Kriege eine Hamburger Volkskunde in Aussicht. Überwiegend ist es das nordwestdeutsche Gebiet, das hier geschildert wird. Dabei hat der Verf. auf ältere, in ihrer Bedeutung für die Volkskunde wenig beachtete Quellen zurückgegriffen, vor allem auf E. M. Arndt und Joh. Heinr. Voß, dessen wenig bekannte plattdeutsche Gedichte eine beachtenswerte Vertrautheit mit dem Volksdenken bekunden. Äußere Lebensformen, Sprache und Dichtung, Volksglaube und Volkssitte bilden die Hauptkapitel des Buches. Von besonderem Wert sind die recht guten Bilder von Bauten, Innenräumen und Trachten sowie auch die Proben niederdeutscher Volksdichtung. Das Buch ergänzt aufs beste die Arbeiten für Mecklenburg von Rich. Wossidlo, der uns in seinem Bühnenstück „Ein Winterabend in einem mecklenburgischen Bauernhause" (2. Aufl., Wismar 1905. Hinstorff) ein farbenreiches Bild mecklenburgischen Volkslebens in Sprache und Brauch gegeben hat.

Einiges volkskundlich interessantes Material bieten die zwei Bände Brendels zur deutsch-böhmischen Volkskunde.[5]) Sie sind durchaus populären Charakters, mehr volkstümliche Unterhaltungsschriften. Indes ist der erstgenannte Band reich an merkwürdigen Stücken. Wir finden hier noch Überreste des alten Volksschauspiels (z. B. Genoveva) und des biblischen Schauspiels, wie das Höritzer Passionsspiel. In Deutschböhmen sind die Rübezahlsagen bemerkenswert. Für Schul- und Volksbibliotheken seien diese Bände empfohlen.

Ein Band der „Hessischen Volksblätter"[6]) bringt neben einem wertvollen Aufsatz „Aussterbende Handwerke" von Molz-Gießen eine überaus interessante Prozeßverhandlung aus der Gegenwart, die tiefe Einblicke in den Volksaberglauben gewährt. Nur mit Bewegung kann man die Nachrufe lesen, die dieses Heft bringt. Von vier Toten sind drei ein Opfer des furchtbaren Krieges, unter ihnen ein besonders schmerzliches Opfer: Professor Richard Wünsch, der ausgezeichnete klassische Philologe, der aus der Schule Useners den weiten Blick für die Weiten des Volkstümlichen mitgebracht hatte und der auch für die Volkskunde durch seine Studien zur antiken Volksreligion überaus Wertvolles geleistet hat. Doppelt schmerzlich empfinden wir seinen Verlust, wenn wir aus Hepdings stimmungsvollem Nachruf erfahren, daß Wünsch an einer großen Darstellung der griechischen Religionsgeschichte gearbeitet hat. Vielleicht ist doch ein Teil des Werkes oder wenigstens der Grundriß so weit fertig gestellt, daß wir aus Wünschs Nachlaß irgend etwas erwarten dürfen. Es wäre ein Werk geworden, das ebenbürtig neben Helms ausgezeichneter germanischer Religionsgeschichte gestanden hätte. So schließen auch wir den diesjährigen Bericht über „Volkskunde" mit der Totenklage um einen der besten Männer, dessen wirkungsreiche Zukunft der Krieg zerbrochen hat, nachdem er uns mit der Fülle seiner Gaben bereichert hat.

---

4) Otto Lauffer, Niederdeutsche Volkskunde. Leipzig 1917, Quelle u. Meyer. (Wissenschaft und Bildung 140.) M. 1,25.

5) Josef Brendel, Zur Volkskunde der Deutschen im Böhmerwalde. Sitten und Gebräuche, Sagen, Lieder und Volksschauspiele. — Zur Volkskunde der Deutschen im östlichen und nördlichen Böhmen. Sitten und Gebräuche, Sagen, Lieder und Märchen. Wien und Prag 1915, im Kaiserl.-Königl. Schulbücherverlage. Je M. 3,—.

6) Hessische Blätter für Volkskunde, herausgegeben . . . von Karl Helm. Bd. 14, Heft 1—3. Leipzig 1915, B. G. Teubner. M. 5,60.

Anhang: Nach Drucklegung dieses Berichtes ging noch eine sehr gute Darstellung der deutschen Feste und Volksbräuche von Eugen Fehrle ein.) Die schwere Aufgabe, die Unmenge von Bräuchen ansprechend darzustellen, herauszuheben, was einzelnen Gegenden, was dem ganzen Volke gemeinsam und was uns schließlich mit anderen Völkern verbindet, ist hier ausgezeichnet gelöst. Man erfährt das Notwendige an Geschichtlichem und über das Alter, sowie den Wandel und die Umdeutungen der Bräuche; die Erklärungen gehen oft auch über das in solch kurzer Darstellung sonst übliche hinaus. Die Anmerkungen bezeugen die wissenschaftliche Gründung alles Gebotenen. Hofst.

Zwei Selbstanzeigen.

Deutsche Namenkunde.

Von Friedrich Kluge in Freiburg.

Vor sechs Jahren habe ich im Verlag Max Niemeyer (Halle a. Saale) einen kleinen Abriß der deutschen Wortbildungslehre veröffentlicht. Damals regten sich die Bestrebungen, die zur Gründung des Germanistenbundes führten, und ich hoffte, die Absichten des deutschen Sprachunterrichts meinerseits fördern zu können, weil frühere Zuhörer mir von selbst versicherten, daß von der ganzen Sprachwissenschaft der Germanistik die Wortbildungslehre für den Schulunterricht am fruchtbarsten wäre. Aber nicht jeder Germanist hat auf der Hochschule die Gelegenheit wahrgenommen oder gehabt, eine Einführung in die deutsche Wortbildung zu hören, und zu Nutz und Frommen solcher Deutschlehrer habe ich dann den kleinen Abriß verfaßt.

Jetzt ist nun durch die großen Ereignisse, in deren Mitte wir leben, die Forderung nach Vermehrung und Vertiefung des Unterrichts in der Muttersprache lauter und gebieterischer erhoben als je zuvor. Konnte ich mir vor dem Krieg mit so vaterländischen Forderungen Feindschaft und Verfolgung zuziehen, so hat nun die Entdeckung und das Verständnis der sogenannten lateinischen Rasse den wahren Wert des Deutschtums in das rechte Licht gesetzt. Mehr Deutsch — so lautet jetzt dieser lateinischen Rasse gegenüber die Forderung unserer Muttersprache. Die Muttersprache muß endlich in den Mittelpunkt aller Spracharbeit treten. Und der unendliche Reichtum dieses Stoffes zwingt uns Lehrende und Lernende gewaltsam, aber nicht mit totem Wissenskram, zum Verständnis und damit zur Liebe der Heimat.

Aber in den Rätseln der Eigennamen, in deren Mitte wir leben, besitzen wir einen Unterrichtsstoff von zwingender Gewalt. Belebung des Unterrichts muß die Losung sein, und der Eifer, die Anteilnahme der Jugend auf der Oberstufe wendet sich gewiß dem Stoffe zu, der uns alle täglich und stündlich umgibt. Unsere Umwelt packt den Einzelnen und die Gesamtheit. Wo uns Anregung so nahe liegt, was brauchen wir in die Ferne schweifen! Keine neue Belastungsprobe muten wir dem Unterrichtsstoff der Oberstufe zu. Das Auswendiglernen von unbekanntem Sprachstoff stößt uns hier nicht ab. Wir brauchen uns hier nur umzuschauen, so bestätigt und befestigt sich das einmal Durchgenommene ganz von selbst.

7) Eugen Fehrle, Deutsche Feste und Volksbräuche. Mit 30 Abb. ANuG 518. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. Geb. M. 1,50.

Aber liegt darin nicht eine Gefahr für die Straffheit des Unterrichts? Wenn Personen- und Ortsnamen der engen und engsten Heimat in die Schulstunde gezogen werden, wird dann nicht einem tollen Drauflosetymologisieren von seiten der Schüler die Bahn gewiesen? Es wird die Sache des Lehrers hier wie allerwärts sein, die Schranken der Stoffbehandlung festzusetzen. Und Anregungen können unter keinen Umständen schaden! Die Mitarbeit der Schüler erleichtert dem Lehrer die Unterrichtsstunden.

Wo es noch nicht geschehen ist, sollte wenigstens der Versuch gewagt werden, die deutsche Namenkunde in den Lehrstoff aufzunehmen. Und weil dies nicht ohne Leitfaden geschehen kann, habe ich ein Hilfsbüchlein für die Oberstufen unserer mittleren Lehranstalten abgefaßt, das demnächst im Verlag Quelle und Meyer unter dem Titel „Deutsche Namenkunde" erscheinen wird. Es wendet sich an Schüler und Lehrer. Aber der Lehrer wird gut tun, größere Werke über Namenkunde zu Rate zu ziehen wie Heintzes „Deutsche Familiennamen", deren siebente Auflage Professor Cascorbi im Jahre 1908 besorgt hat, und das 1914 in „Natur und Geisteswelt" erschienene Buch von Alfred Bähnisch, Die deutschen Personennamen; desgleichen Rob. Franz Arnold, Die deutschen Vornamen (Wien 1901), und schließlich E. Förstemann, Die deutschen Ortsnamen 1863 — um nur das Wichtigste anzuführen.

Möge mein Leitfaden die Beachtung finden, die der wichtige Stoff verdient. Ich habe dem Büchlein den kleinsten Umfang (47 Seiten) gegeben, damit sein Preis keine Hinderung für das neue Schulbuch sein sollte. Ich habe dem Buche kein Vorwort mit auf den Weg gegeben um der Raumersparnis willen. Um so dankbarer bin ich, daß mir die Zeitschrift für den deutschen Unterricht die Gelegenheit gibt, die vorstehenden Zeilen dem Büchlein als Geleit mit auf den Weg zu geben.

Deutschkunde.

Von **Walther Hofstaetter.**

Auch ich möchte hier ein Wort in eigner Sache sagen für ein Buch, das ich unter Mitwirkung von Schulmännern und Gelehrten herausgegeben habe und das den deutschen Lehrern und Schülern wie dem deutschen Hause dienen will. „Ein Buch von deutscher Art und Kunst" soll die „Deutschkunde"[1]) sein, soll auf allen Gebieten der Entwicklung herausheben, was für deutsche Art wesentlich war und bis in die Jetztzeit fortwirkt. Durch diese Betrachtung sucht sie mit einigendem Band zu umschlingen, was sonst im Geschichts-, Kirchengeschichts-, Literatur- und Erdkundeunterricht getrennt behandelt wird und nur allzuselten zueinander in lebendige Beziehung gebracht werden kann. Zusammenhänge in Bekanntem aufzuweisen, war das eine Ziel; dann aber galt es in diese Zusammenhänge auch die Kunst, die Musik, die Vorgeschichte, die Volks- und Kulturkunde mit einzubeziehen, die ja nur ganz gelegentlich auf der Schule gestreift werden.

So geht das Büchlein aus vom deutschen Land, seiner Besiedelung und Ausnutzung (Dr. Mahler-Dresden), schildert dann die Pflanzen- und Tierwelt und ihre Unter-

1) Deutschkunde. Ein Buch von deutscher Art und Kunst. Herausg. von **Walther Hofstaetter**. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 172 S., 2 Karten, 32 Tafeln u. 8 Abb.

werfung (Prof. Dr. Braeß-Dresden). Auf Grund der Funde wird der vorgeschichtliche Mensch auf deutschem Boden gezeichnet (Dr. Kiekebusch-Berlin), dann die Entwicklung vom Germanen zum Deutschen (Herausgeber). Die deutsche Sprache und die Schrift werden in ihrer wesentlichen Entwicklung gezeigt (derselbe), Märchen, Sage, Religion, Sitte und Brauch in ihrem Wesen gekennzeichnet (Prof. Dr. Lehmann-Landskron), das Dorf und das Bauernhaus sowie die äußeren Formen des gesellschaftlichen Wesens in Hauptformen besprochen (Herausgeber). Es folgen die wirtschaftliche, die soziale und die Entwicklung der Stände (Dr. Jentzsch-Dresden), Recht, Staat, Handel und Kolonisation, woran sich eine Würdigung des Deutschtums im Auslande anschließt (Dr. Hönger-Dresden). Dann ein Überblick über Burgen, Schlösser, Paläste, die deutsche Stadt, die kirchliche Baukunst und die bildende Kunst (Dr. von der Gabelentz-Linsingen-Florenz, jetzt Dresden) — eine kurze Geschichte des Theaters (Prof. Dr. Gaehde-Dresden), eine Würdigung der deutschen Musik (Prof. Dr. Abert-Halle) und zusammenfassend ein Überblick über die geistige Entwicklung in ihren Hauptzügen (Prof. Dr. Petsch-Posen).

Noch ist es ein Versuch, dessen sind wir uns wohl bewußt. Möchte es uns vergönnt sein, in Zeiten des Friedens zu bessern und auszubauen, für jeden Vorschlag dazu werden wir dankbar sein. Aber wir hoffen, daß unser Büchlein auch in dieser Form helfen wird zur Erkenntnis deutscher Art und zum Verständnis deutscher Kunst. Wir wünschen, daß es die Herzen erheben helfe zu freudigem Bewußtsein unseres reichen Erbes, das unserem Volke kein Feind nehmen kann, und den Willen stärke, dies Erbe treu zu bewahren.

Sprechzimmer.

Ein altes Aufsatzbuch und eine neue Forderung.

Wernekes praktischer Lehrgang des deutschen Aufsatzes (Paderborn, Schöningh)[1]), dessen 7. Auflage, besorgt von Gymnasialdirektor Heun in Hadamar, soeben erschienen ist, unterscheidet sich von vielen Büchern gleicher Gattung. Der Lehrgang ist nicht bloß Aufsatzbuch, er ist auch Lesebuch; die einschlägigen Stücke haben den Zweck, den Gesichtskreis zu erweitern. Diese Anlage des Buches läßt es nun besonders geeignet erscheinen, eine in der letzten Zeit mehrfach erhobene Forderung in die Praxis überzuführen. Diese lautet: Die Schüler sollen Aufsätze schreiben lernen im Anschluß an geeignete Lesestücke, sie sollen aus kleineren und größeren Zusammenhängen die Gliederung herausfinden und das Wesentliche von dem Unwesentlichen, das Kernhafte von dem Nebensächlichen unterscheiden lernen. Das ist aber nicht bloß wichtig für die Erlernung der Technik des Aufsatzes, sondern auch für das ganze Studium und für jeden Beruf. Die Sache ist auch nicht eben leicht. Sie muß an kleineren, übersichtlicheren Zusammenhängen (Lesestücken) geübt und gelernt werden. Und in dieser Hinsicht könnte der praktische Lehrgang noch praktischer werden. Der Herausgeber müßte diejenigen Lesestücke, die ihm für jenen Zweck geeignet erscheinen, auswählen und an deren Schlusse die Aufgabe stellen, die Gliederung aufzufinden. Schon der Druck könnte die Aufgabe vorbereiten und erleichtern, z. B. Übergänge und Stichworte einzelner Abschnitte mögen gesperrt gedruckt werden. Auf die Übergänge wäre großes Gewicht zu legen. Der Blick für die rein äußerliche und für die innere Verknüpfung müßte geschärft werden; zweckdienliche Bemerkungen müßten bei den einzelnen Lesestücken dazu anleiten. Ich greife als geeignete Stücke heraus Nr. 68 (Die Wichtigkeit der Wälder), Nr. 69 (Über den Einfluß der Winde auf das Klima), Nr. 71 (Die verschiedenen

1) In dieser Zeitschrift besprochen im Jahrgang 1898.

Beweggründe zum Studium der Wissenschaften), Nr. 97 (Die weltgeschichtliche Bedeutung der Eroberung Galliens durch Cäsar).

Es ist wohl zweifellos, daß der neue Herausgeber ganz in Wernekes Sinne handeln würde, wenn er sich mit dem Vorschlage befreunden wollte. Er ist ja offenbar, und mit vollem Recht, bestrebt, den Gesamtcharakter des Buches pietätvoll zu wahren. Nur wirklich Veraltetes und Überholtes hat er getilgt und hat es in besonnener Auswahl durch Zeitgemäßes ersetzt. Die hinzugekommenen (18) Dispositionen sind eine wertvolle Ergänzung. Von den alten Dispositionen verdiente eine Umarbeitung St. 118. Was da über den Unterschied zwischen den Horazischen Satiren und Episteln gesagt wird, ist z. T. nur mit Einschränkung richtig, z. T. können die Schüler aus ihrer Lektüre darüber gar nichts selbst finden. Thema 49 würde ich vorschlagen, so zu fassen: „Welche Szene aus dem ersten Buche der Ilias kann man als den fruchtbarsten Augenblick in dem Verlaufe des Streites zwischen Agamemnon und Achill bezeichnen?"

Möge das bewährte Buch, das schon gar manchem Schüler über Hemmungen der Begabung oder der äußeren Umstände hinweggeholfen hat, in seiner verbesserten Gestalt zu den vielen alten noch viele neue Freunde gewinnen.

Frankfurt a. M. Wilhelm Knögel.

Aufnahmebestimmungen für Sexta.

In Preußen sind durch Ministerialerlaß vom 30. August 1916 neue Bestimmungen über die Aufnahme von Schülern in die unterste Klasse der höheren Lehranstalten herausgegeben, die die bisher geltenden Bestimmungen von 1837 abändern. Die Anforderungen im Deutschen lauten:

a) Lesen. Fähigkeit, Lesestoffe, welche im Gesichtskreis neunjähriger Knaben liegen, in deutschem und lateinischem Drucke geläufig, lautsicher und sinngemäß zu lesen.

b) Erzählen. Einige Geübtheit, gelesene oder vorerzählte Stoffe der unter a) genannten Art nachzuerzählen.

c) Rechtschreibung. Der aufzunehmende Schüler muß fähig sein, ein kurzes Diktat aus dem unter a) bezeichneten Gebiete im wesentlichen ohne gröbere Fehler in deutscher sorgfältiger und gut lesbarer Schrift niederzuschreiben.

d) Sprachlehre. Kenntnis der Bestandteile des einfachen Satzes mit den deutschen Bezeichnungen: Satzgegenstand, Satzaussage; die Kenntnis der weiteren Satzbestimmungen ist nicht zu fordern. Von den Wortarten: Dingwort, Geschlechtswort, Eigenschaftswort, Zahlwort, persönliches und besitzanzeigendes Fürwort, Tätigkeitswort. Ein- und Mehrzahl. Regelmäßige Biegung des Dingwortes. Steigerung des Eigenschaftswortes. Hauptzeitformen des Tätigkeitswortes (Gegenwart, Vergangenheit, Zukunft in der Wirklichkeitsform der Tätigkeitsform).

Die fremdsprachlichen grammatischen Bezeichnungen dürfen nicht gefordert werden. Ihre Aneignung muß der höheren Schule selbst vorbehalten bleiben.

In der Presse sind merkwürdigerweise viele Stimmen laut geworden, daß damit die bisherigen Anforderungen herabgesetzt werden; und weitgehende Befürchtungen sind angeknüpft worden. Allerdings gegen die Bestimmungen von 1837 bedeuten sie eine Ermäßigung; und das war auch die Absicht. Aber gegen den im allgemeinen herrschenden Zustand ergeben sie eine Verschärfung; wer das nicht schon aus der Erfahrung wüßte, könnte es leicht aus einer Durchsicht der Jahresberichte erfahren. (Übrigens wäre es anregend, wenn ein Zahlennachweis über die bisherigen Anforderungen, die oft nur Schreiben, Lesen und gewisse Kenntnisse in der Rechtschreibung, also gar nichts Grammatisches, enthalten, gemacht würde.) Daß gewisse Anforderungen in der Sprachlehre gestellt werden, ist sicher nur gut, da die bisherigen Prüfungen oft keine Gelegenheit boten, die geistige Veranlagung der Kinder festzustellen; das ist jetzt doch — wenigstens bei sehr vorsichtiger Handhabung — möglich.

Besonders wichtig ist, daß — Abschnitt 2 — auch die Vorschulen sich nach dem Erlaß zu richten haben und in ihren Anforderungen in der Sprachlehre nicht über die hier festgesetzten Lehrziele hinausgehen dürfen. In den Vorschulen beansprucht der Unterricht in

der Sprachlehre leicht einen unverhältnismäßig großen Raum. Grammatische Bildung wird aber nicht dadurch erreicht, daß der Stoff möglichst früh daran kommt; im Gegenteil: die beklagenswerte grammatische Rückständigkeit unserer Schüler wird viel besser bekämpft, wenn wir — um von der notwendigen Neugestaltung des grammatischen Unterrichtes hier abzusehen — manche Stoffe höheren Klassen zuweisen als bisher. Darum ist es mir fraglich, ob der Erlaß den Kindern nicht schon etwas viel zumutet.

Wenigstens sollte jeder Deutschlehrer in Sexta den ganzen grammatischen Stoff noch einmal von Anfang an durchnehmen (nicht bloß wiederholen), schon um seine Schüler dadurch besser aufeinander einzustimmen.

Mülheim (Ruhr). B. Luther.

Mitteilungen.

Das Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht in Berlin veranstaltet vom 28. März bis 5. April 1917 eine Pädagogische Osterwoche in Berlin. Für den deutschen Unterricht sind folgende Vorlesungsreihen angekündigt: Prof. Dr. Wunderlich: Die neuere deutsche Sprachforschung und ihre Verwertung in der Schule. — Geh. Studienrat Prof. Dr. Otto Schroeder: Der deutsche Aufsatz. — Prof. Dr. Herrmann: Die Behandlung des Dramatischen im deutschen Unterricht. — Prof. Dr. Milan: Übungen im Vortrag deutscher Gedichte. — Dr. Cäsar Flaischlen: Vom Wesen und Handwerk der Lyrik. Die Teilnahme an dem Kursus ist unentgeltlich. Meldungen sind bis zum 15. März an die Geschäftsstelle, Berlin W 55, Potsdamer Straße 120, zu richten.

Ein entsprechender Herbstkursus soll im Oktober 1917 in Frankfurt a. M. abgehalten werden (Teilnehmeranmeldungen bis 15. September nach Berlin). Hier wird Prof. Milan wieder Übungen abhalten (s. o.), außerdem wird für den deutschen Unterricht angekündigt: Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Panzer: Kunst und Kultur des deutschen Mittelalters in ihren Beziehungen zur gleichzeitigen Dichtung. — Prof. Dr. Petersen: Dramaturgische Grundfragen. — Prof. Dr. Sprengel: Das Staatsbewußtsein in der deutschen Dichtung seit Kleist. — Direktor Dr. Bojunga: Die deutsche Sprachgeschichte im Unterricht der höheren Schulen.

Vom Kriege. Wie lang liegt der glänzende Vormarsch an die Marne hinter uns, aber gern gehen unser aller Gedanken immer wieder zu ihm zurück. So hat es wohl seine Berechtigung, wenn ein Kriegsteilnehmer, Dr. H. Lohrisch, von seinem Zuge „Im Siegessturm von Lüttich an die Marne" berichtet (200 S., mit 6 Skizzen. Leipzig, Quelle und Meyer. Geb. M. 3,40). Er versteht zu erzählen und kann sich auf ein gutes Tagebuch stützen. Dadurch bringt er viel Einzelzüge und läßt auch Stimmungen zu ihrem Recht kommen; darin sehe ich die eigentliche Bedeutung des Buchs.

Paul Hildebrandt (Vorm Feind. 212 S. mit 18 Phot. Leipzig, Quelle und Meyer. Geb. M. 3,—) läßt eine Reihe deutscher Oberlehrer, die sich schon früh das Eiserne Kreuz I. Kl. erworben haben, von ihren wertvollsten Erlebnissen berichten. Es sind lebensvolle Schilderungen aus West und Ost — freilich muß man die Bedeutung des Dargestellten oft zwischen den Zeilen lesen, da die Bescheidenheit die Verf. hemmt. Wem noch der Beweis erbracht werden müßte, daß auch die Oberlehrer sich im Felde bewährt haben, der findet ihn hier — wir anderen wollen uns an der Fülle von Einzelbildern freuen.

Ich muß doch wieder einmal auf Anton Fendrich hinweisen, dessen Kriegsbücher zum Allerbesten gehören und all unseren Jungens und Mädels in die Hand gegeben werden sollten. Wer sein Buch An Bord (Kriegserlebnisse bei den See- und Luftflotten. Stuttgart, Frankh. M. 1,—) nicht mit wahrer Herzensfreude liest, dem ist nicht zu helfen.

Als Ergänzung dazu empfehle ich meines lieben Onkels Paul König schlichtes und doch so eindrucksvolles Büchlein: Die Fahrt der Deutschland (Ullsteins Kriegsbücher. M. 1,—).

Carl Busse hat seine alten und neuen Kriegsnovellen gesammelt (Sturmvögel. Leipzig, Quelle und Meyer. Geb. M. 3,60). Ich halte sie mit für das Beste, was uns der Krieg an künstlerischen Darstellungen gebracht hat, weil sie alle vom Äußeren ab auf das innere Erleben hinlenken. Mit Recht behauptet Busse, ihm stehe das Menschliche obenan — gerade das sichert seinen Erzählungen einen bleibenden Wert.

Eine feine Auswahl: Deutsche Kriegslieder aus den Jahren 1914—1916 gibt der Schule Wilhelm Peper, der bekannte Kenner und Betrachter deutscher Lyrik (Quellensammlung f. d. geschichtl. Unt. II, 175. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner. M. —,40), Lieder, in denen Zorn und Vaterlandsliebe, jugendliche Begeisterung und ernste Opferfreudigkeit ihren Ausdruck finden.

Reinhard Volker zeigt sich in seinen Kriegsliedern („Der heilige Zorn" und „Trotz Tod und Teufel". Beide Weimar [jetzt Dresden], Verlag Das größere Deutschland. Je M. 0,50) als Dichter voll Kraft und Schwung und tiefer Heimatliebe; das meiste reizt geradezu zum Vortrag und ist für Schüler sehr gut geeignet; anderes wird man gern einmal als volkstümliche derbe Zugabe am Schluß der Stunde mit dreingeben.

Eine Kulturgeschichte des Krieges bieten eine Reihe Leipziger Professoren (Weule: Urzeit; Bethe: Altertum; Schmeidler: Mittelalter; Doren: Zeitalter des Absolutismus; Herre: Zeitalter der nationalen Kriege) und lenken so den Blick von der Gegenwart auf die großen Zusammenhänge, in die es unser Erleben einzuordnen gilt. Ein dankenswertes Unternehmen. (ANuG 561. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. M. 1,50.)

Für ein einzelnes Schlachtfeld läßt Artur Schloßmann die Vergangenheit wieder aufleben: Die Kämpfe Julius Cäsars an der Aisne im jetzigen Gefechtsbereich sächsischer Truppen. (Leipzig, F. C. W. Vogel. M. 0,90.) Dies Kriegsgeschichtsbüchlein eines Arztes sei als Grundlage für Übungen in kurzem Bericht empfohlen.

Eindrücke des Krieges auf deutsche Frauen der Vergangenheit, von der Gottschedin bis zu Bettina von Arnim, hat unsere Mitarbeiterin Anna Brunnemann in einem fleißigen Büchlein zusammengestellt (Deutsche Frauen in Kriegszeiten. Dresden, Flammen-Verlag. M. 3,—). Wie verschieden spiegelt sich doch der Krieg zu verschiedenen Zeiten!

Und wie spiegelt er sich heute! Wie steht neben Zeugnissen tiefsten Empfindens der schmählichste Schund. Allen Lehrern des Deutschen empfehle ich Paul Samuleits sachkundigen Vortrag: Kriegsschundliteratur (Berlin, Carl Heymann. M. 1,—). Wir können uns nicht oft genug hinweisen lassen auf die schweren Gefahren, in die unsere Jugend gerade unter völkischer Flagge gelockt wird.

Vom Kriege und aus der Heimat berichtet der Gesundbrunnenkalender 1917 des Dürerbundes, den wir unseren Lesern nicht besonders zu empfehlen brauchen. Nur hinweisen wollen wir darauf, daß er heuer unter das Zeichen „Storm" gestellt ist (geh. M. 0,75, geb. M. 1,20).

Die Heimat nennt Heinrich Mohr ein neues Jahrbuch für das deutsche Volk (Freiburg: B. Herder. Pappb. M. 4,50, Feld-Ausg. M. 3,80), in dem er Altbewährtes und Neues vereinigte, Geschichtliches und Erlebtes, Gedichte und Erzählungen, Ernstes und Heiteres. Und überall klingt heimatliche Art hindurch. (Nur eine Frage: Was soll hier „Tod und Begräbnis im alten Ägypten"??) Ich wünsche diesem Buche, daß es die feinen katholischen Schriftsteller recht breiten Kreisen bekannt mache; sie verdienen es.

Winkelglück überschreibt ein ungenannter Dichter 8 Geschichten, die mit einem wundervollen Humor aus den kleinen Nöten der Kriegsentbehrungen heraushelfen; wer könnte nicht mit ihm fühlen, wenn er von den stets hungrigen Kindern erzählt, die mit Geschick über den Mangel hinweggebracht sein wollen, wer könnte ohne herzerfrischendes Lachen von der Kriegsgans oder dem selbstgesuchten Pilzgericht lesen. Ein Lebenskünstler, der sich immer wieder zu einem befreienden Lachen hindurchfindet und damit unsere Liebe erringt. (Winkelglück, ein fröhlich Buch in ernster Zeit. Leipzig, Quelle und Meyer. 240 S. Geb. M. 2,40.)

Von ganz stiller glücklicher Zeit berichten Erzählungen aus Siebenbürgen, die Anna Schuller-Schullerus herausgegeben hat und die uns nun in hochdeutscher Übertragung vorliegen (Heimweh. Leipzig, E. F. Amelung. Geb. M. 1,—). Als bedeutendste Mundartdichterin Siebenbürgens bezeichnet Adam Müller-Guttenbaum die Verfasserin und wir glauben es ihm, wenn wir diese tiefen, heimatfrohen Kindheitsgeschichten lesen; sie werden erfolgreich für unsere hartgeprüften Stammesgenossen in den Karpathen werben.

Hofstaetter.

Für die Leitung verantwortlich: Dr. **Walther Hofstaetter,** Dresden, 3. Zt. im Heeresdienst.
Alle Manuskriptsendungen sind an B. G. Teubner, Leipzig, zu richten.

Schiller und das Problem des Tragischen.

Von Robert Petsch in Posen.

(Forts. u. Schluß v. S. 14.)

Die Verwechslung des moralischen Zustandes im Sinne des freien Verhaltens gegenüber der Sinnlichkeit mit dem Moralisch-Guten war die eine Quelle des Mißverständnisses von Schillers Absichten; die andere fließt in seiner wiederholten Abwehr dramatischer Darstellungen, die das moralische Gefühl in uns verletzen könnten. Und doch kann man kaum freier in der Beurteilung künstlerischer Themata sein, als der Dichter, der sich auch die Zweckmäßigkeit eines Bösewichts in der Ausübung seiner Pläne als Gegenstand der Tragödie gern gefallen lassen will, „solange wir uns keines sittlichen Zwecks erinnern, dem dadurch widersprochen wird". Und es ist einfach eine psychologische Wahrheit (vielleicht nicht für eine „moralinfreie" Neuzeit, wohl aber für den „deutschen Idealismus"), wenn Schiller hinzufügt: „Fällt es uns aber ein, diesen Zweck nebst seinen Mitteln auf ein sittliches Prinzip zu beziehen, und entdecken wir alsdann einen Widerspruch mit dem letzteren, ... so tritt eine tiefe Indignation an die Stelle jenes ersten Vergnügens".[1] Das moralische Pflichtbewußtsein des Zuschauers wird also als selbstverständlich vorausgesetzt, muß aber durch die künstlerische Darbietung nicht notwendig erregt werden; geschieht es doch, so darf der Zuschauer jedenfalls in seinem sittlichen Empfinden nicht verletzt werden; eine heftige, moralische Reaktion würde ihn sonst aus jenem Gleichgewicht der Seele herausreißen, das nun einmal für den vollen künstlerischen Genuß unentbehrlich ist. Das tragische Erlebnis setzt nach Schiller das Gleichgewicht von Einbildungskraft und **Vernunft** voraus; er würde ganz entsprechend urteilen, wenn er über das Schöne zu sprechen hätte, das nur bei voller Gleichgewichtslage zwischen Einbildungskraft und **Verstand** genossen werden kann. Auch hier müßte Schiller mit Kant verlangen, daß der Gegenstand unserer Betrachtung als zweckmäßig erscheine, ohne daß wir uns seines Zwecks bewußt würden, anderseits aber auch den Eindruck des Unzweckmäßigen, des Falschen, des Verzerrten vermeide, um uns nicht aus der Stimmung herauszureißen. Die schöne Kunst soll nicht lehren, so wenig wie die erhabene erziehen soll, aber Schiller würde auf der einen Seite so wenig einen Zuwachs an erfahrungsmäßigen Begriffen oder an scharfer Erfassung der Außenwelt als **Nebenwirkung** ablehnen, wie auf der andern Seite eine Festigung der

1) Bd. XI, S. 152.

moralischen Kraft. Sieht der Künstler nicht wirklich schärfer, als wir gewöhnliche Menschen, selbst da, wo er nicht gestalten will?

Damit ist die allgemeine Grundlage gelegt: die Kunst gewährt ein freies Vergnügen, wie es allein aus der Gleichgewichtslage unserer Gemütskräfte erwachsen kann, und zwar gehört die Tragödie nach Schiller zum Gebiet der „rührenden Künste" (im Gegensatz zu den „schönen" Künsten). Das im 18. Jahrhundert noch recht vieldeutige und unbestimmte Wort „rühren"[1]) wird hier nicht im Sinne von „attendrir", sondern von „toucher" gebraucht, wie der erklärende Zusatz beweist: „Künste des Gefühls und Herzens". Sie alle beschäftigen die Einbildungskraft mit der Vernunft, d. h. sie betätigen sich in der Darstellung eines vorgestellten Gegenstandes, woran die Freiheit des Menschen irgendwie zum Ausdruck kommt, und wodurch unser Freiheitsbewußtsein irgendwie erweckt wird.

Schillers jugendliche Auffassung des Kunstgefühls als echten Humanitätsgefühls im Vollgenuß der Einheit von Verstand und Einbildungskraft stimmte aufs beste mit Kants Ästhetik des Schönen zusammen; um so eher war er bereit, auch seine Betrachtung der „rührenden Künste" unter die beherrschenden Gesichtspunkte von Kants Analytik des Erhabenen zu stellen. Nun hat man nicht ohne Grund behauptet[2]), daß Kants Lehre an dieser Stelle wohl den Forderungen unserer Sittlichkeit unter realen Verhältnissen, kaum aber dem ästhetischen Erlebnis gerecht werde. Kant redet von der Unlust, die unsere Sinnlichkeit bei der Wahrnehmung unübersteigbarer Schranken und unüberwindlicher Widerstände erfaßt, er spricht auch von der Lust unserer sittlichen Natur ob ihrer Überlegenheit über jegliche Begrenzung, läßt aber den Konflikt zwischen dieser Lust und jener Unlust ungelöst bestehen. Mit dem Siege unserer besseren Menschlichkeit über das Sinnliche können wir uns denn auch im Leben wohl zufrieden geben: er bestärkt eben unser Sicherheitsgefühl, das aber im ästhetischen Zustande, wo es sich ja um den bloßen Schein handelt, gar nicht ernsthaft gefährdet ist. Hier verlangen wir die Erhebung zur reinen Betrachtung so gut wie bei der Wahrnehmung des Schönen: hier soll unsere sittliche Natur in Tätigkeit versetzt, aber nicht zu einem ernsthaften Eingreifen veranlaßt werden. Daß Kant derartiges gelegentlich bedacht hat, weist Kosalewski aus einer Äußerung in der „Kritik der Urteilskraft"[3]) nach: „Das Urteil selber bleibt hierbei immer nur ästhetisch, weil es . . . bloß das subjektive Spiel

1) Vgl. meine Anzeige von Koschmieders Herderbuch im Archiv für neuere Sprachen, Bd. CXXXI, S. 448. Dazu J. A. Eberhard, a. a. O., S. 85, § 66: „Die vornehmste Vollkommenheit eines schönen Werkes ist ohne Zweifel seine belebende Kraft, die es hat, wenn es Leidenschaften erregt. Alsdann nennt man es im weitern Sinne rührend. Die Leidenschaften aber sind entweder angenehme, unangenehme oder vermischte. Wenn es vermischte erregt, so ist es rührend im engern Verstande. Das Vermögen eines schönen Werkes oder einer Vorstellung, eine solche Rührung oder den höchsten Grad der Rührung hervorzubringen, ist das Pathos."

2) Kosalewski, S. 19ff. 3) S. 99 der 2. und 3. Auflage.

der Gemütskräfte selbst durch ihren Kontrast als harmonisch vorstellt." Vollends verhängnisvoll soll dann für Schiller eine andere, mehr terminologische Unklarheit Kants geworden sein; der Kritiker der Urteilskraft, der im allgemeinen Ästhetik und Ethik so sauber auseinander hielt, bezeichnete nach Kosalewski[1]) das Ästhetisch-Erhabene als ein Gefühl der Achtung für unsere übersinnliche Bestimmung; da lag denn die Verwechslung nahe mit jenem andern Gefühl der Achtung, das er in der „Kritik der praktischen Vernunft" als „moralisches Gefühl" mit dem Sittengesetz verbunden hatte. In Wahrheit ist natürlich dieses Gefühl des „Moralisch-Erhabenen" von dem reinen Geschmacksurteil des Ästhetisch-Erhabenen streng zu scheiden. Ein Teilgefühl des Ästhetisch-Erhabenen ist aber tatsächlich jenes Gefühl des Gegensatzes zwischen meinem sittlichen Vergnügen und meiner durch Unlust angegriffenen Sinnlichkeit, das Kosalewski mit freier Anwendung eines Schillerschen Ausdruckes „reines Freiheitsgefühl" nennt. Dieses reine Freiheitsgefühl ist subjektiv und erwächst mir aus dem völligen Absehen von meiner sinnlichen im Gefühl meiner übersinnlichen Natur; aber es ist eben nur ein Teilgefühl und weist auf eine Kluft zwischen Sinnlichkeit und sittlicher Natur hin, die im vollkommenen ästhetischen Zustande eigentlich überwunden werden sollte. Das reine Geschmacksurteil des Erhabenen kommt also erst zustande, wenn ich mich frei über jene Kluft erhebe, indem ich mich gleichzeitig auf beide Seiten meines Selbst bezogen, gleichmäßig als sinnlicher wie als sittlicher Mensch erregt fühle. Von diesem Gesichtspunkte aus wirft Kosalewski Schiller nun vor, daß er, durch Kants terminologische Unklarheit verführt, den letzten Schritt nicht getan; er habe das Ästhetisch-Erhabene mit der ästhetischen Beurteilung sittlicher Handlungen verwechselt und habe das Tragische nur aus dem reinen Freiheitsgefühl der von den Ansprüchen der Sinnlichkeit sich befreienden sittlichen Natur abgeleitet.

Nehmen wir nun aber Kosalewskis Kritik von Kants Begriff des ästhetisch Erhabenen wirklich an, so bleibt doch noch fraglich, ob jene ästhetische Aussöhnung des Gegensatzes zwischen Vernunft und Sinnlichkeit, in der das ästhetische Gefühl der reinen Freiheit schließlich verschwinden soll, von dem Begriff des Erhabenen im allgemeinen so ohne weiteres auf die besondere Aufgabe der Tragödie übertragen werden darf, die doch Schiller in seinen Aufsätzen nie aus dem Auge verliert. Ich leugne nicht, daß ein großer tragischer Dichter sehr wohl imstande ist (und Schiller selbst gewährt uns Beispiele die Fülle!), uns auf Augenblicke zu jener erhabenen Ausgleichsstimmung emporzuführen, wo der schmerzhafte Sinneseindruck und das reine Mitschwingen unserer sittlichen Natur einander nicht mehr beeinträchtigen. Vielleicht soll das auch der Zustand sein, in dem uns die Tragödie schließlich entläßt. Ist das aber wirklich jener Tatbestand inneren Erlebens, auf den wir erfahrungsgemäß das Wort „tragisch" anwenden?

1) A. a. O. S. 24ff., S. 92ff.

Ist es auch nur die in unserer Seele vorherrschende Haltung während der Aufführung des Dramas? Kommt nicht jener Ausgleich immer nur auf Augenblicke zustande, um alsbald wieder heftigen Angriffen auf unsere Sinnlichkeit und kräftigen Erhebungen unserer freien Menschlichkeit Platz zu machen? Und Schiller ist es doch zunächst nur darum zu tun, das Tragische im engsten Sinne näher zu bestimmen, bzw. die allgemeine Grundlage für solche Bestimmung zu legen. Und hier werden wir uns im allgemeinen mit dem Gefühl unserer reinen Freiheit begnügen müssen.

Kosalewski behauptet ja aber weiterhin, für dies Gefühl der reinen Freiheit habe Schiller, wenigstens in der ersten Abhandlung, das Gefühl der Achtung eingesetzt; das tragische Vergnügen beruhe nach ihm auf der ästhetischen Beurteilung einer bestimmten Handlung, die unmittelbar oder (bei dem reuigen Übeltäter) mittelbar die Macht des Sittengesetzes veranschauliche. Der Kritiker wird damit Schiller schon immerhin gerechter, als die meisten seiner Vorgänger, die ihm das „Moralisieren" schlechtweg vorwarfen. Er betont, daß von moralischer Beurteilung im erweiterten Sinne keine Rede sei, wohl aber von jenem Achtungsgefühl, das eben doch keine rein-ästhetische Wirkung bedeute. Hier heißt es besonders genau auf Schillers Worte und vor allem auf den Gedankengang seiner Abhandlung achten.

Schiller bestimmt das Vergnügen an der „rührenden Kunst" zunächst nicht analytisch, sondern genetisch, durch eine Betrachtung über die stofflichen Voraussetzungen, unter denen es überhaupt zustande kommen kann. Und unter diesen spielt das Moralische im weitesten Umfange natürlich die Hauptrolle. Denken wir an Schillers Bemühungen um einen objektiven Schönheitsbegriff in den „Kalliasbriefen" zurück und erinnern wir uns, mit welchem Nachdruck er darauf drang, in dem als schön empfundenen Gegenstande wirkliche oder „geliehene Freiheit als Voraussetzung unserer ästhetischen Lust nachzuweisen, so werden wir verstehen, wie er es hier gehalten haben will: sollen wir innerlich erhoben werden durch das freie Spiel zwischen unserer Vernunft und unserer Einbildungskraft, so müssen wir in dem Gegenstande, den wir betrachten (und das ist in der Tragödie nun einmal eine Handlung, die sich zwischen Menschen, also freien Wesen abspielt), irgendwie jene ernstgemeinte Freiheit wahrnehmen, kraft deren wir uns unseres eigenen, sittlichen Vermögens in der allgemeinsten Form bewußt werden. Wie das geschieht, sagt später die zweite Abhandlung (TK.), besonders im Hinblick auf die dramatische „Verwechslung" des Zuschauers mit dem Helden. In dem uns vorliegenden Aufsatz (GdV.) aber kommt es Schiller nur darauf an, die „Quellen", d. h. die materialen Grundlagen des ästhetischen Vergnügens aufzudecken und zu zeigen: 1. daß jede Handlung, die Freiheit offenbart, zu solcher Grundlage geeignet ist, auch wenn sich diese Freiheit nicht als ein pflichtmäßiges Handeln erweisen und der Gedanke an die Pflicht nicht einmal hintennach in der Reue des Übel-

täters auftauchen sollte; 2. daß aber gleichwohl auch eine solche Handlung, die nicht durch ihren moralischen Gehalt im engeren Sinne der Betätigung unserer Freiheit entgegenkommt, uns nicht durch die Herausforderung unseres sittlichen Mißfallens in unserm Vergnügen stören darf; 3. daß die Kunst und besonders die tragische Kunst, die unsere Freiheit fortwährend zur Betätigung aufruft und unserer Moralität im engeren Sinne schon um ihrer selbst willen nicht ins Gesicht zu schlagen wagt, unserer Sittlichkeit letzten Endes nur förderlich sein kann, also mit gemeiner Belustigung nicht verwechselt werden darf.

Wie wenig aber Schiller bei dem Gefühle der Achtung (etwa für die moralisch gute Handlung eines leidenden, tugendhaften Menschen) stehen bleiben wollte, zeigt die Tatsache, daß er schon in der ersten Abhandlung nicht den Begriff des Erhabenen, sondern des „Rührenden" in den Mittelpunkt rückt; ferner aber die Art, wie er diesen Begriff auffaßt, den er mit dem Tragischen wesentlich gleichsetzt. Wie Kant im Erhabenen, so sieht Schiller im Rührenden nicht eine Eigenschaft des Objekts, sondern ein Gemütserlebnis des ästhetisch genießenden Menschen.[1]) Weit entfernt, etwa einer Tragödie im Sinne Mendelssohns das Wort zu reden, die auf die „Bewunderung" eines tugendhaften Helden ausginge, hält er es eher mit Lessings Forderung eines leidenden Helden, der für seine Leiden selbst verantwortlich ist: Schillers Tragödie will aber auch bei der schmelzenden Wirkung nicht stehen bleiben. Das herbe Leid, das wir über das Schicksal des Helden empfinden (und je herber, desto besser!), soll unsere Menschlichkeit zum äußersten Widerstande aufreizen; und aus dieser erhöhten, wenn auch nur spielenden Betätigung unserer „moralischen Natur" (d. h. unserer Freiheit, nicht unserer moralischen Beurteilung der Handlung) erwächst uns, wie aus jeder rein menschlichen Tätigkeit, eine hohe, reine, dauernde Lust. Mendelssohn hatte in seinen „Briefen über die Empfindungen" das Mitleid als „eine vermischte Empfindung" bestimmt, die „aus der Liebe zu dem Gegenstande und aus der Unlust an dessen Unglück zusammengesetzt ist". Daran knüpfte Lessing an, als er sich (1756 und 1757) mit seinen Berliner Freunden auf einen äußerst ertragreichen Meinungsaustausch über das Wesen des Tragischen einließ.[2]) Sie alle gehen im Grunde von der aristotelischen Behauptung aus, Mitleid empfänden wir mit dem Leiden eines Unschuldigen; Mendelssohn hatte im Grunde nur an Stelle der moralischen Billigung der Person des Leidenden eine wirkliche Liebe gesetzt. Lessing unterscheidet nun drei Stufen dieses Mitleids: „Rührung, Tränen, Beklemmung". Alle drei sind gemischt aus dem Gefühle der Vollkommenheiten des Bemitleideten einerseits, seiner Leiden anderseits; sind nun die zugrunde liegenden

---

1) Vgl. Bolze, S. 65, 67.

2) Lessings Briefwechsel mit Mendelssohn und Nicolai über das Trauerspiel. Herausg. von R. Petsch (Philosophische Bibliothek, Bd. 121), Leipzig 1910, Meiner. Bes. S. 69ff. (Brief Lessings vom 29. November 1756).

Begriffe nur „dunkel", so kommt wohl eine Rührung zustande, wie beim Anblick jedes Bettlers, aber Tränen wird er erst erwecken, wenn wir sein Leiden und seine Verdienste gleichzeitig und gleich stark empfinden, und diese Stufe ist die für die Tragödie fruchtbarste. Damit ist freilich nur das reale Gefühl der stärkeren Rührung beschrieben und noch nichts über unsere Lust an seiner Darstellung gesagt. Lessing spricht sich auch darüber aus[1]), indem er das berühmte Schulbeispiel von der gemalten Schlange im Sinne der „Bewegungstheorie" des Dubos erklärt: jeder Affekt gefällt uns, soweit er nur unser Lebensgefühl nicht unmittelbar verletzt; das ist aber auch beim traurigen und traurigsten Affekt nicht der Fall, wenn er durch eine bloß nachgeahmte Handlung erweckt wird. Mag die gemalte Schlange noch so abscheulich, mag die gehörte Musik noch so traurig sein, wir werden uns bei „jeder heftigen Begierde oder Verabscheuung eines größeren Grades unserer Realität bewußt und dieses Bewußtsein kann nicht anders als angenehm sein".

Erhöhte innere Tätigkeit als Zuwachs an „Realität" genommen — das klingt nach Leibniz, der aber nicht jedes starke Erlebnis gleichmäßig in diesem Sinne gewertet haben dürfte; jedenfalls verfährt Schiller mehr in seinem Sinne, wenn er, nun in deutlicher Anlehnung an Kant, die starke Erregung unserer moralischen Natur durch einen Eindruck aus der Sinnlichkeit als die eigentliche Grundlage unseres Vergnügens am Rührenden wie am Erhabenen darstellt. Damit wird er aber auch dem ästhetischen Erlebnis selbst um so besser gerecht. Bei Lessing eine reale Erregung, dann das Bewußtsein der künstlerischen Täuschung und nun „ein um so größeres Gefallen, je heftiger wir vorher über die gemalte Schlange erschrocken sind" — das ist ein Hin und Her zwischen Kunstgefühl und Wirklichkeitsgefühl, das kein ruhiges Genießen aufkommen läßt. Bei Schiller dagegen ein Spiel zwischen unseren sinnlichen und sittlichen Kräften, das sich von Anfang an und ununterbrochen auf dem Boden der reinen Betrachtung vollzieht. Die Lust erwächst hier nicht aus der Vortrefflichkeit des Leidenden, sondern aus unserem inneren Widerstande gegen die Unlust, die sein Leid in uns erregt, und aus der dadurch erweckten und gesteigerten Anspannung unserer moralischen Kräfte. Diese kann, um es noch einmal zu wiederholen, durch moralische Einflüsse im engeren Sinne, z. B. durch den Gehorsam des Helden gegen das Sittengesetz, bestärkt werden[2]), aber abhängig ist sie davon nicht. Und die Tragödie will uns nicht in erster Linie zu moralischen Urteilen veranlassen und weiterhin zu moralisch handelnden Menschen erziehen (höchstens kämen solche Erfolge als sehr entfernte, zufällige

---

1) In dem Briefe vom 2. Februar 1757, S. 98ff. in unserer Ausgabe.

2) Im Sinne eines Beispiels, einer Parallele aus dem Leben, die natürlich auch als Stoffelement in das Drama eingehen könnte, ist der Satz S. 146, Z. 1f. zu verstehen: „Nur dann erweist sich die ganze Macht des Sittengesetzes, wenn es mit allen übrigen Naturkräften im Streit gezeigt wird und alle neben ihm ihre Gewalt über ein menschliches Herz verlieren."

Nebenwirkungen in Betracht[1]), sondern sie will uns „moralische Lust" im höchsten Grade vermitteln, wie sie aus der spielenden Betätigung unserer Freiheit gegenüber einem bloß vorgestellten Leiden erwächst: auch hier eine Steigerung der „sich fühlenden Menschlichkeit", auch hier eine Erhöhung unserer „Realität", um mit Lessing zu reden, und doch in anderem Sinne, als Lessing sie gefaßt hatte.[2])

Trotz dieser durchsichtigen Auseinandersetzungen ist Schiller wieder und wieder mißverstanden worden[3]), und nicht ganz ohne seine Schuld. Er hat Ausdrücke wie „sittlich" und „moralisch" in dem beschriebenen Doppelsinn verwendet, hat in der ersten Hälfte seines Aufsatzes GdV. seine Ansicht über das freie Vergnügen ziemlich kurz und am Schluß die moralischen Bestandteile des dramatischen Stoffes um so breiter behandelt, die eingehende Erörterung des tragischen Erlebnisses selbst aber ohne besonderen Hinweis auf den zweiten Aufsatz verspart.

Die zweite Abhandlung TK. schließt nicht unmittelbar wie eine Fortsetzung an die erste an, setzt aber ihre Kenntnis voraus und bezieht sich mehrfach auf sie; ja, beide Aufsätze ergänzen einander, indem sie den Gegenstand von verschiedenen Seiten anfassen; in GdV. ist die Rede hauptsächlich von den allgemeinen Grundlagen jedes freien Vergnügens, also auch des tragischen; genauer: von dem, was uns trotz der stärksten Rührung, ja gerade inmitten der heftigsten Angriffe auf unsere Sinnlichkeit am sichersten aufzurichten vermag, also gewissermaßen von dem positiven Faktor des tragischen Eindrucks. Noch bleibt eine eingehendere Erörterung des negativen Einschlages übrig, für dessen Behandlung die Grundlinien bereits gezogen sind: wer den ersten Aufsatz in sich aufgenommen hat, der wird nicht mehr erwarten, daß Schiller das Weh, das uns jede echte Tragödie zu fühlen gibt, verstecken und verdecken, in reine Bewunderung des Helden, in subjektive moralistische Befriedigung oder sonst ein außerästhetisches Erlebnis des Zuschauers umwandeln solle: im Gegenteil, wir werden uns unserer sittlichen Natur (in dem oben bezeichneten Sinne), um so stärker bewußt, je reiner und je tiefgreifender unsere Rührung ist.

Dazu muß zunächst die Vorfrage beantwortet werden, warum ein unlustvoller Affekt überhaupt uns zu gefallen vermöge, warum der Schmerz nicht von vornherein jede Lust zerstöre. Schiller folgt im allgemeinen den Grundsätzen Dubos', wie sie ihm hauptsächlich Mendelssohn vermittelt haben dürfte.

1) Vgl. Bd. XI, S. 141, Z. 29.

2) Auch Bolze bespricht (S. 77ff.) die Auseinandersetzung Lessings mit Mendelssohn, übersieht jedoch über den mancherlei Berührungen mit Schiller in der Fragestellung und in einzelnen Ausführungen die grundsätzliche Verschiedenheit in der Auffassung des tragischen Erlebnisses.

3) Zuletzt von Bolze, dessen kurze Abfertigung Gneißes (S. 62) keine ernsthafte Widerlegung bedeutet. Aber auch Gneiße irrt, wenn er (S. 17) Schillers Worte, die Kunst müsse „ihren Weg durch die Moralität nehmen", auf die Darstellung eines tragischen Leidens deutet, „welches als ein Sieg der sittlichen Kräfte sich darstelle" usw.

„Der Zustand des Affektes für sich selbst, unabhängig von aller Beziehung auf unsere Verbesserung oder Verschlimmerung, hat etwas Ergötzendes für uns"; das gilt schon von dem ursprünglich schmerzhaften Affekt, denn sonst würden wir uns nicht freiwillig auf Hasardspiel einlassen, in Gefahren stürzen u. dgl. Viel stärker aber tritt jene eigentümliche Lust bei dem bloß mitgeteilten oder nachempfundenen Affekt hervor, wo die nahe Beziehung zu unserem Glückseligkeitsbetriebe fehlt. Die Unlust, die der schmerzhafte Affekt mit sich bringt, entspringt aus unserer Sinnlichkeit; aus „unserer moralischen Natur aber quillt die Lust hervor, wodurch uns schmerzhafte Affekte in der Mitteilung entzücken und, auch sogar ursprünglich empfunden, in gewissen Fällen noch angenehm rühren". Damit weist Schiller nicht bloß die äußerliche Anwendung von Dubos' Grundsätzen auf die Tragödie zurück, sondern auch die sentimentale Erklärung des Mitleids aus dem „Vergnügen der Seele an ihrer Empfindsamkeit" und die moralistische Beziehung der Rührung auf „die Entdeckung sittlich schöner Charakterzüge", die der Held im Kampfe mit dem Schicksal offenbart. Solche Züge mögen, wir wiederholen es, die Selbsttätigkeit unserer moralischen Natur und die im engeren Sinne moralische Nebenwirkung des Dramas befördern — mit dem eigentlich künstlerischen Eindruck haben sie nichts zu tun: hier handelt es sich um ein freies Mitschwingen jener Kraft, die letzten Endes unsere Menschlichkeit ausmacht. „Diese Kraft nun ist keine andere als die Vernunft, und insofern die freie Wirksamkeit derselben, als absolute Selbsttätigkeit, vorzugsweise den Namen der Tätigkeit verdient . . . insofern ist es freilich der befriedigte Trieb der Tätigkeit, von welchem unser Vergnügen an traurigen Rührungen seinen Ursprung zieht."[1]) Hier wird also die Lehre Dubos' und schließlich auch Leibnizens in die Gedanken Kants und Schillers umgebogen; in dem heftigen Angriffe auf unsere Sinnlichkeit, der eine noch viel kräftigere Äußerung unserer sittlichen Natur zur Folge hat, liegt die höchste Zweckmäßigkeit des traurigen Affekts schon im Leben begründet, wo er sich als Mittel dem höchsten Zweck der Menschheit und der Welt (im Sinne der „teleologischen Urteilskraft") einordnet. Dieses Mittel aber macht die tragische Kunst zu ihrem Hauptzweck: sie will den Menschen rühren und auf dem Wege der Rührung zum vollsten Gefühle seiner Menschlichkeit bringen; alles weitere überläßt sie der Nachwirkung.

Damit sind die grundsätzlichen Ausführungen Schillers beendet: die tragische Kunst „im allgemeinsten Verstande" ist diejenige Kunst, welche sich das Vergnügen des Mitleids insbesondere zum Zweck setzt. Alles weitere gilt der reinen Technik, d. h. der „Nachahmung der Natur in denjenigen Handlungen, welche den mitleidenden Affekt vorzüglich zu erwecken vermögen".[2]) Schiller hat keinen Grund, in diesem Abschnitt noch einmal auf die Frage der letzten Wirkung und der Nachwirkung des Trauerspiels einzugehen

1) Bd. XI, S. 160. 2) Ebenda, S. 161.

und etwa zu zeigen, inwieweit sich nun das Gefühl der Überlegenheit unserer Freiheit über unsere Sinnlichkeit weiterhin in ein Gefühl der Harmonie beider Vermögen auflösen läßt. Wir aber dürfen uns fragen, wieweit er etwa als Dichter diese von Kosalewski geforderte Harmonie selbst empfinden und in uns zu erwecken bestrebt war. Sein „Don Carlos" schloß mit einer Dissonanz und im ersten tragischen Kunstwerk der Reifezeit, im „Wallenstein", ist es nicht anders. Gewiß, wir alle fühlen in uns selber schließlich eine harmonische Nachwirkung, aber sie rührt davon her, daß wir unter der Einwirkung des Dichters die angeschlagenen Lebensstimmungen in uns nachklingen und schließlich zusammentönen lassen: je weiter wir damit kommen, um so mehr entfernen wir uns aber von der gegebenen Handlung, von dem greifbaren Bühnenbilde, um so mehr verliert sich auch schließlich, was das Erlebnis zum „tragischen" im engeren Sinne machte. Wie wir mit dem Ganzen menschlich fertig werden, hängt letzten Endes von unserer Weltanschauung ab und liegt nicht mehr innerhalb jenes Bereiches rein ästhetischer Erlebnisse, die bei uns mit dem Anspruch auf allgemeine Gültigkeit auftreten. Ästhetisch könnten wir die letzte Harmonie, wenigstens im Geiste des deutschen Idealismus, doch wohl nur sub specie aeternitatis erfassen. In diese Richtung weist Schillers Traum von einer dichterischen Idylle höchster Art, der Vermählung des Herakles mit der Hebe[1]) — in der tragischen Dichtung selber aber herrscht das große Leid und der Sieg vor, die keine allzu rasche Versöhnung zulassen.

„Die Tragödie wäre demnach dichterische Nachahmung einer zusammenhängenden Reihe von Begebenheiten (einer vollständigen Handlung), welche uns Menschen in einem Zustand des Leidens zeigt und zur Absicht hat, unser Mitleid zu erregen."[2]) Darauf allein ist jetzt Schillers ganzes Augenmerk gerichtet, wie dies Mitleid in der rechten Weise und im rechten Maße, weder zu schwach noch zu stark erregt werde, damit weder eine moralische noch eine sinnliche, außerästhetische Regung unsere Stimmung künstlerischen Genießens zerreiße! Daher seine Abwehr des Leidens Unschuldiger und des Auftretens vollendeter Bösewichter. Auf der andern Seite aber soll unser ganzer Mensch zum Mitleiden, d. h. zum Personentausch mit dem leidenden Helden angeregt, also auch unsre moralische Natur so stark als möglich herausgefordert werden — zur Selbstbetätigung, nicht zum Urteil. Dabei ist denn freilich nicht zu leugnen, daß diese Wirkung von der moralischen Widerstandsfähigkeit des tragischen Helden mit abhängt und daß ein gewisses Maß seiner sittlichen Vollkommenheit sie befördern kann. Die höchste Steigerung des Tragischen wird freilich erreicht werden, wenn „die Ursache des Unglücks nicht allein nicht der Moralität widersprechend, sondern sogar durch Moralität allein möglich ist, und wo das wechselseitige Leiden bloß von der Vorstellung herrührt, daß man Leiden

1) Vgl. den wichtigen Brief an W. v. Humboldt vom 30. November 1795.
2) Bd. XI, S. 173.

erweckte".[1]) Damit aber auch hier alles wegfalle, was uns aus dem Reiche des künstlerischen Scheines in das des hausbackenen Moralisierens reißen könnte, wünscht Schiller den Unwillen über das Leid so glückswürdiger Personen auf eine Notwendigkeit abzulenken, die denn doch wieder kein rohes, grausames Schicksal bedeuten darf. Der moralischen Note in unserer persönlichen Anteilnahme an dem Helden antwortet der moralische Grundton in Schillers Weltanschauung, die, wie wir sahen, in Leibniz wurzelte, aber erst unter Kants Einwirkung Klarheit und innere Geschlossenheit erhalten sollte. Sie kündigt sich hier noch schüchtern an, wenn er „die Ahnung oder lieber ein deutliches Bewußtsein" (nicht aber die lehrhafte Darstellung) „einer teleologischen Verknüpfung der Dinge, einer erhabenen Ordnung, eines gütigen Willens" aus dem Drama mit fortnehmen möchte. Wiederum sehen wir Schillers persönliche Teilnahme an seinem Helden in ein allgemeines Weltgefühl einmünden, wie es schon in seinen jugendlichen Versuchen der Fall war.

Schiller hat das tragische Erlebnis auf seine Wurzeln zurückgeführt. Es bleibt ihm noch übrig, die Kräfte, die den tragischen Eindruck in uns hervorrufen, in ihrem Zusammenwirken zu schildern und das ästhetische Gebiet noch genauer gegen das moralische abzugrenzen. Die Abhandlung „Vom Erhabenen", die 1793 im 3. und 4. Stück des 3. Bandes der „Neuen Thalia" erschien und von der Schiller späterhin nur den zweiten Teil unter dem neuen Titel „Über das Pathetische"[2]) in seine kleineren Prosaschriften (Band III, 1800) aufnahm, wollte zunächst „zur weiteren Ausführung einiger Kantischer Ideen" dienen. Tatsächlich versucht Schiller jetzt seine Lehre vom Tragischen wieder in nähere Verbindung mit Kants Analytik des Erhabenen zu bringen. Kant hatte zwischen dem Mathematisch- und dem Dynamisch-Erhabenen geschieden, Schiller spricht mit ganz ähnlicher Scheidung vom Theoretisch- und Praktisch-Erhabenen, widmet aber dem letzteren eine viel eingehendere Betrachtung, als sie auf Kants Wege gelegen hätte; das Theoretisch-Erhabene setzt unser Freiheitsgefühl gegen die Vorstellung des Unendlichen, das Praktisch-Erhabene ruft es gegen die Gefährdung durch das Furchtbare zu Hilfe. Wir können dies Furchtbare zunächst ruhig betrachten und erleben dann das „Kontemplativ-Erhabene", z. B. beim Anblick eines vernichtenden Meeressturmes oder bei der Vorstellung der aus den Wogen aufsteigenden Schlangen, die den Laokoon und seine Söhne umschlingen sollen, nach der Schilderung des Vergil. Wir können aber auch das Furchtbare, dessen Gipfel der Tod ist, selbst erleiden, um uns alsbald darüber zu erheben; wir fühlen uns dann durch unsere Freiheit in den Zustand des „Pathetisch-Erhabenen" versetzt, der somit die höchste Steigerung des Erhabenen überhaupt darstellt, sachlich aber genau mit dem zusammenfällt, was Schiller in TK. das „Rührende" genannt hatte.

1) Bd. XI S. 164.
2) Wir bezeichnen die Abhandlung im folgenden mit P.

Soll aber diese Wirkung eintreten, so kann es sich nicht um ein reales Leiden unserer Person handeln, was unsere freie Haltung ausschließen würde; ja selbst die „Sympathie" mit dem wirklichen, sinnlich wahrgenommenen Leiden eines andern ist keine freie Äußerung des Gemüts, sondern eine „unwillkürliche, durch das Naturgesetz bestimmte Affektion des Gefühlsvermögens".[1]) Erst wenn das Leiden bloße Illusion oder Erdichtung ist oder wenn es nicht unmittelbar den Sinnen, sondern der Einbildungskraft vorgestellt wird, kann es ästhetisch wirken. Auch hier erzeugen wir, infolge jenes Naturgesetzes der Sympathie, ein Nachgefühl des fremden Leidens in uns selber; aber dieses „Mitleiden", d. h. dieses Nacherleben irgendeines traurigen Affektes des andern, diese mitleidende Furcht, Angst, Entrüstung, Verzweiflung usw. kann durch unsere Vernunft überwunden werden, sofern wir uns noch innerlich von der leidenden Person unterscheiden, solange also unser Mitleiden trotz unserer „Verwechslung" mit dem Helden nicht in ein Selbstleiden übergeht. Wir erfahren den Eindruck des fremden Leidens zwar mit einer gewissen Naturnotwendigkeit, verhalten uns da also pathologisch, aber wir bewähren sofort unsere Selbständigkeit, indem wir der „Vorstellung" des Leidens unsere moralische Freiheit entgegenstellen.[2]) Denn dadurch wird nun die Vorstellung eines Leides erst „pathetisch-erhaben", daß wir imstande sind, uns „aus der sinnlich lebhaften Vorstellung des Leidens in das Gefühl eigener Sicherheit" zu retten. So werden zum Pathetisch-Erhabenen zwei Hauptbedingungen erfordert: „Erstlich eine lebhafte Vorstellung des Leidens, um den mitleidenden Affekt in der gehörigen Stärke zu erregen. Zweitens eine Vorstellung des Widerstandes gegen das Leiden, um die innere Gemütsfreiheit ins Bewußtsein zu rufen. Nur durch das erste wird der Gegenstand pathetisch, nur durch das zweite wird das Pathetische zugleich erhaben. Aus diesem Grundsatz fließen die beiden Fundamentalgesetze aller tragischen Kunst. Diese sind erstlich: Darstellung der leidenden Natur; zweitens: Darstellung der moralischen Selbständigkeit im Leiden."[3])

Der neue Begriff des Pathetischen und seine Unterordnung unter das „Erhabene" im weiteren Sinne bewahrt uns vor jenen Mißverständnissen, denen Schillers Lehre vom „Rührenden" allenfalls noch ausgesetzt gewesen war. Denn das Wort „rührend" hatte eben doch einen Beiklang, der zu Mißverständnissen Anlaß geben konnte: bei Lessing, aber auch bei Schiller. Darum weist der Meister der idealistischen Tragödie jetzt mit einer gewissen Heftigkeit alles ab, was seinen reinen Begriff des „Pathetisch-Erhabenen" gefährden könnte; ausdrücklich verurteilt er den stoischen Helden, dessen Mangel an Leid

1) Bd. XII, S. 317.

2) Auf die Schwierigkeiten dieser Stelle (XII, 316ff.) hat Kosalewski 109 aufmerksam gemacht. Vgl. auch Bolze, S. 90f.

3) Bd. XII, S. 319f.

auf einem Mangel an Empfindungsfähigkeit beruht, und rühmt den frostigen Franzosen gegenüber die frische Sinnlichkeit der Griechen, die sich durch keine falschen Schicklichkeitsrücksichten von dem starken Ausdruck ihres Schmerzes zurückhalten ließen. Er verwirft aber ebenso die bloß „schmelzenden" Affekte in den Rührstücken im Gefolge der „Sara", in den empfindsamen Romanen u. dgl.; und er lehnt endlich eine rohe Nervenbearbeitung durch Schauerstücke ab, die aus dem leidenden Menschen ein gequältes Tier machen: sein Ziel ist die edle Natur des Menschen, die sich über das tiefste Leiden nach Menschenart zu erheben weiß. Man hat in Schillers Ablehnung der „gemeinen Passion" eine verhängnisvolle Einseitigkeit sehen wollen. Bolze (S. 84) macht auf Gestalten wie Ophelia und Desdemona, auf Emilia Galotti und Egmont aufmerksam — tragische Gestalten, die „dem Gebiete des Erhabenen fernstehen". Ich glaube, da liegt ein Mißverständnis vor. Schiller spricht auch jetzt nicht davon, daß die leidenden Gestalten selber imstande sein müssen, sich frei über ihr Unglück zu erheben, sondern daß sie uns nicht die Möglichkeit der freien Erhebung nehmen dürfen. Erst wenn die genannten dramatischen Personen angesichts ihres Schicksals vor uns in Tränen zerflössen oder wie gefangene Tiere an den Eisenstäben ihres Kerkers rüttelten, wenn sie in dumpfer Verzweiflung dahinbrüteten oder sich mit gemeinem Spott über alle Menschenwürde hinwegsetzten, würden sie Schillers Verdammungsurteil verfallen. Wer wollte in Emilia Galotti eine gewöhnliche Rührstückheldin sehen, die vornehmlich auf unsern „Tränensack" wirkte? Wohl möglich, daß unser Filmpöbel (und was ihm so im 18. Jahrhundert entsprechen mochte) jenen von Schiller anschaulich gemalten, „ins Tierische gehenden Eindruck der Sinnlichkeit" auch einer Emilia gegenüber zustande bringt — einem menschlich gebildeten Zuschauer wird ihr Schicksal die innere Freiheit nicht rauben, die sich über das Furchtbare und Furchtbarste hinwegsetzt. Und selbst der Tod einer Desdemona wird ihn in edler Fassung antreffen und ihn nicht der Verzweiflung zum Raube werden lassen.

Um solchen Mißverständnissen vorzubeugen, geht ja der Dichter im zweiten Teil der Abhandlung P. noch eigens auf jenes Erhabene ein, was das Pathetische erst ästhetisch, also tragisch wirksam macht. Während die von der Natur abhängigen Teile des Körpers die Gegenwart des Leidens offenbaren, sollen alle die der blinden Gewalt entzogenen Teile das Leiden nur im allergeringsten Maße andeuten, vielmehr auf Freiheit zielen. Das kann auf zweierlei Art geschehen: wenn der ethische Mensch von dem physischen das Gesetz nicht empfängt und dem Zustand keine Kausalität für die Gesinnung gestattet wird, so entsteht das Erhabene der Fassung, wie es der römische Senat nach der Schlacht bei Cannä offenbarte; und gehört Emilias Opfertod und Egmonts letzte Haltung etwa nicht in diese Reihe? Und selbst Desdemona leidet doch mit einer Würde, die uns an der Erhebung unseres sittlichen Selbst nicht hindern

wird.[1]) Gibt dagegen der ethische Mensch dem physischen das Gesetz, erhält die Gesinnung Kausalität für den Zustand, geht also das negative in ein positives Erlebnis über, so erfahren wir das „Erhabene der Handlung". Auch diese aber kann sich auf zweierlei Weise äußern. Entweder mittelbar und nach dem Gesetz der Freiheit, wenn der Mensch aus Achtung für irgendeine Pflicht das Leiden erwählt: hier wird die Pflichtvorstellung zum Motive, das Leiden zur Willenshandlung. Anders, wenn er eine übertretene Pflicht moralisch büßt: hier ist sein Leiden eine bloße Wirkung der Macht, die das Pflichtgesetz auf sein Gewissen ausübt. Schiller nennt als Beispiele für die erstere Art Regulus, der sich der Rachegier der Karthager aussetzt, um sein Wort zu halten. Wir möchten auch an Goethes Götz von Berlichingen erinnern: „Da waren selbst einige von den Bündischen, die zu mir sagten, ich habe törig getan, mich meinen ärgsten Feinden zu stellen, da ich doch vermuten könnte, sie würden nicht glimpflich mit mir umgehen; da antwortet' ich: Setz' ich nicht meine Haut an andrer Gut und Geld, sollt' ich sie nicht an mein Wort setzen?"[2]) Im andern Falle wäre ein Regulus, der sein Wort gebrochen hätte und unter den Folgen seiner Tat seufzte — wir denken auch an Götz, wenn er aus seiner „Terminei" herausgeht und Anführer der Bauern wird, oder an Karl Moor. Aber wohin sollen wir Schillers Wallenstein rechnen? In sein Handeln tritt das Sittengesetz oder wie Schiller sagt, „die Pflicht", weder als Motiv noch als eine bestimmende Macht ein, die ihn mit Reue quälte. Fast möchte es scheinen, als sei Schiller unversehens ins moralisierende Fahrwasser geraten und wolle nur solche Helden als tragisch gelten lassen, die dem Sittengesetz in irgendeiner Form, freiwillig oder gezwungen, ihre Hochachtung bezeigen — oder als hätte er unversehens das Wort Pflicht für „Freiheit" eingesetzt; dann müßten wir sagen, der Held nehme Leiden auf sich, um irgendwelchem selbstgewählten „Lebensprinzip"[3]) treu zu bleiben, wie es ja Schiller seinem Wallenstein selber nachsagt. Das letztere wäre möglich, aber ich glaube doch, daß der Dichter seinem Helden nur das „Erhabene der Fassung" zugestanden haben würde; erläutert er doch diese Form des Erhabenen an Miltons „Lucifer", der „sich in der Hölle, seinem künftigen Wohnort, zum erstenmal umsieht, und uns, dieser

1) Bolze macht (S. 88) noch einen andern Einwand gegen Schillers Erhabenheitsbegriff im allgemeinen. „Groß kann man sich im Glück, erhaben nur im Unglück zeigen", sagt Schiller, natürlich vom Standpunkt des tragischen Dichters aus. Bolze erinnert an Napoleons Einzug in Moskau, an die Gestalt des segnenden Moses u. a., was Volkelt als das „Erhabene der wohltuenden Art" zusammenfaßt. Schiller würde darauf erwidern, daß hier freilich von einem Unglück im einzelnen die Rede nicht ist, daß aber das Erhabene der Handlung in solchen Gestalten sich gegenüber der allgemeinen Begrenztheit und Unzulänglichkeit der menschlichen Natur offenbart. Gerade indem wir auf einmal empfinden, wie wenig menschliche Kraft sonst vermag, und wie viel in diesem Augenblick erreicht ist, empfinden wir das Erhabene der Handlung. In der Tragödie aber offenbart sich jene Unzulänglichkeit des Menschen notwendig als „Unglück".

2) Gegen Schluß des 4. Aufzugs.

3) An W. v. Humboldt, 21. März 1796. (Jonas, Bd. IV. S. 436.)

Seelenstärke wegen, mit einem Gefühl von Bewunderung durchdringt".[1]) Fassung bewahren wir gegenüber einem schweren Schicksal oder einem andern unentrinnbaren Angriff der Sinnlichkeit; eine solche Gefahr aber, der wir nicht entfliehen können, ist schließlich auch jede besondere Lage, in die uns unsere eigene Leidenschaft hineingestürzt hat und die uns nun völlig zu unterwerfen droht. Hier ist der Platz für alle jene dramatischen Helden, deren Handlungsweise frei und doch nichts weniger als moralisch vorbildlich ist.

Wie wenig aber Schiller gesonnen war, sich und andern die Darstellung, und zwar die sympathische Darstellung auch solcher Charaktere zu verwehren, zeigt der große Schlußabschnitt seiner Abhandlung P., der nun, eingehender und freier als die bisherigen Ausführungen, noch einmal moralische und ästhetische Größenschätzung voneinander scheidet. Schiller wird nicht müde, zu betonen, daß ein Gegenstand ästhetisch brauchbar, aber moralisch nicht befriedigend sein kann und umgekehrt. Was wir an Moralität von dem tragischen Helden in ästhetischem Sinne verlangen, ist nur die Möglichkeit einer absoluten Freiheit des Willens, nicht ihre Anwendung im Sinne des Moralgesetzes. Die Tat des Leonidas als solche gewinnt nach der moralischen Seite unsere Billigung (nicht mehr als das, weil alles menschliche Handeln dem Sittengesetze mit knapper Not gerecht wird!), aber die Möglichkeit, daß Menschen so handeln können, setzt uns in Entzücken. Doch auch eine moralisch verwerfliche Handlung, wie die Selbstverbrennung des Peregrinus Proteus, kann uns ästhetisch noch befriedigen, da sie das Vermögen des Willens zeigt, sich selbst über den Trieb der Selbsterhaltung noch hinwegzusetzen. Ja, Schiller sieht in der moralischen Beurteilung geradezu ein Hindernis für die ästhetische[2]); sie mengt eben immer wieder in unsere Betrachtung das Interesse der Vernunft ein, daß recht gehandelt werde, während ästhetisch fruchtbar nur die Möglichkeit solcher Handlungsweise ist. Diese Möglichkeit aber liegt in jeder starken Äußerung von Freiheit und Willenskraft vor, und Schiller weiß recht wohl, daß große Laster oft eine größere Anlage zur wahren moralischen Freiheit ankündigen, als Tugenden, die eine Stütze von der Neigung entlehnen; nur den halbguten Charakter stößt er mit Entrüstung von sich. So langt denn der Kritiker da an, von wo der Dichter seinen Ausgang genommen hat: bei dem „erhabenen Verbrecher" von der Art Karl Moors.[3])

1) Bd. XI, S. 263.

2) Schon in den Aufzeichnungen aus den ästhetischen Vorlesungen (1792/93) finden wir den Satz: „Auch die moralische Rührung, welche sich auf ein sehr lebhaftes Interesse der Vernunft gründet, kann das Schönheitsgefühl verfälschen". (Bd. XII, S. 346.)

3) Man merkt Schillers Sätzen auf den letzten Seiten des Aufsatzes P. eine zunehmende Wärme an, während er den moralisch tadellosen Charakteren doch mit einem gewissen, an Lessing gemahnenden Mißtrauen gegenübersteht. Bolze (S. 101) rügt das und weist auf Schillers eigenes Beispiel vom Leonidas hin, das doch beweise, „daß ein und dieselbe Handlung zugleich moralisch und ästhetisch gefallen kann". Das ist gewiß richtig, nur hat Schiller sehr richtig herausgefühlt, daß eine unbedingte moralische Billigung uns ebensowohl aus der

Wie weit Schiller mit seinen Auseinandersetzungen über die „Hamburgische Dramaturgie" und damit über die Katharsistheorie des Aristoteles hinausgedrungen ist, hat man längst erkannt.[1]) Das Maßgebende ist und bleibt die Betonung unserer Widerstandskraft gegen den niederdrückenden Eindruck des wahrgenommenen Leidens; und das Vertrauen auf unsere moralische Freiheit bringt eine vorurteilsfreiere Auffassung des tragischen Helden mit sich, worin sich die wertvollsten Beobachtungen Lessings und Mendelssohns vereinigen. So hat Schiller in immer wieder einsetzender, folgerecht fortschreitender Arbeit seine innere Erfahrung von dem tragischen Erlebnis zu einer Theorie abgeklärt, die zwar so wenig wie irgendeine andere Theorie der Tragödie das Trauerspiel schlechtweg, wohl aber seine eigene, reife Dichtung erklärt. Das gilt vor allem von der angestrebten tragischen Wirkung, weniger von den Mitteln, sie zu erreichen. Diese mußte sich mit Schillers zunehmender Erfahrung ständig erweitern[2]) und vertiefen; sein Ziel aber blieb dasselbe, und das Grundergebnis seiner Untersuchungen unerschüttert. So vermochte denn Schiller im Anschluß an seine „Briefe über die ästhetische Erziehung" des Menschen auch das tragische Erlebnis von einem höheren Gesichtspunkte aus mit Rücksicht auf die letzten Ziele der Menschheit anzusehen. Unendlich gereift kehrt er also noch einmal zu der Frage zurück, wie weit die Schaubühne etwa auch als moralische Anstalt in Betracht kommen könne, und beantwortet sie in dem Schlußteil seiner Abhandlung „Über das Erhabene"[3]) — vielleicht dem tiefsten Bekenntnis, das der Mensch Schiller uns hinterlassen hat.

Schiller macht sich längst keine Illusionen mehr über die Welt der Erfahrung; er hat sein sittliches Selbst unter andauernden Kämpfen behaupten lernen und kann das Ideal der „schönen Seele" augenscheinlich nicht mehr recht als das seine anerkennen.[4]) Ihm ist klar geworden, „daß die Natur, im Großen angesehen, aller Regeln, die wir durch unsern Verstand ihr vorschreiben, spottet, daß sie auf ihrem eigenwilligen freien Gang die Schöpfungen der Weisheit und des Zufalls mit gleicher Achtlosigkeit in den Staub tritt, daß sie das Wichtige wie das Geringe, das Edle wie das Gemeine in einem Untergang mit sich fortreißt, daß sie hier eine Ameisenwelt erhält, dort ihr herrlichstes Geschöpf, den Menschen, in ihre Riesenarme faßt und zerschmettert,

---

reinen ästhetischen Stimmung herausreißen kann, als ein plötzliches Aufflackern sittlichen Widerwillens.

1) Vgl. die bequeme Übersicht über die ältere Literatur bei Kosalewski, S. 120ff.

2) So hat Schiller nach seiner Vorrede zur „Braut von Messina" den Chor der tragischen Wirkung in seinem Sinne dienstbar machen wollen: „Das Gemüt des Zuschauers soll auch in der heftigsten Passion seine Freiheit behalten. Dadurch, daß der Chor die Teile auseinander hält und zwischen die Passionen mit seiner beruhigenden Betrachtung tritt, gibt er uns unsre Freiheit zurück, die im Sturm der Affekte verloren gehen würde."

3) Diese Abhandlung dürfte, wie neuerdings Bolze (S. 127, Anmerkung 104) erhärtet hat, gegen Ende des Jahres 1795 verfaßt sein.

4) Vgl. Bolze, S. 103ff.

daß sie ihre mühsamsten Erwerbungen oft in einer leichtsinnigen Stunde verschwendet, und an einem Werk der Torheit oft jahrhundertelang baut".[1]) Und doch ist diese Welt die „Bewahrerin unserer Glückseligkeit", ist sie der Schauplatz unserer besten Kräfte! Unser höchstes Ideal ist, mit der „physischen Welt in gutem Vernehmen zu bleiben, ohne darum genötigt zu sein, mit der moralischen zu brechen, die unsere Würde bestimmt". Dies Verhältnis aber will gelernt und geübt, der Wille muß gestählt sein, um im Augenblick der höchsten Gefahr, wo „das Schicksal alle Außenwerke ersteigt, auf die der Mensch seine Sicherheit gründet", sich „in die heilige Freiheit der Geister zu flüchten".[2]) Und zu solcher Stellung reicht die Erfahrung des wirklichen Lebens nicht aus; denn das wahre Unglück „wählt seine Zeit und seinen Mann nicht immer gut; es überrascht uns oft wehrlos, und was noch schlimmer ist, es macht uns oft wehrlos". So stellt sich denn die tragische Kunst mit ihrem Scheinunglück ein, um uns „das unvermeidliche Schicksal zu inokulieren, wodurch es seiner Bösartigkeit beraubt und der Angriff desselben auf die starke Seite des Menschen hingeleitet wird". Und je öfter unser Geist „diesen Akt der Selbsttätigkeit erneuert, desto mehr wird ihm derselbe zur Fertigkeit, einen desto größeren Vorsprung gewinnt er vor dem sinnlichen Triebe".[3]) Wir sehen am Wortlaut, wie weit sich Schiller über seinen nächsten großen Vorgänger, über Lessing, erhebt, der mit seiner Lehre von den „tugendhaften Fertigkeiten" noch ganz innerhalb der erfahrungsmäßigen Seelenkunde und Seelenleitung stehen geblieben war. Und weiterhin stellt sich Schiller turmhoch über jene ältere Abhärtungstheorie, auf die er schon in seiner jugendlichen Abhandlung über die Schaubühne angespielt hatte: sie verlangte die Unterdrückung, Lessing die wohlverstandene Mäßigung der natürlichen Regungen der Furcht und des Mitleids. Erst Schiller läßt der Menschennatur ihr ganzes Recht, ja er verlangt eine volle Ladung des Schmerzes, deren Beschränkung nicht durch irgendwelche äußeren Nützlichkeits- oder Schicklichkeitsrücksichten bedingt ist, sondern lediglich durch die Möglichkeit einer ästhetischen Selbstbehauptung der Persönlichkeit. Die ästhetische Freiheit aber gewährleistet uns keine bessernde Umgestaltung unseres „empirischen Charakters", sondern allein die Möglichkeit, uns unserer „intelligibeln Persönlichkeit" bewußt zu werden. Und nur insofern arbeitet sie unserer moralischen Vollendung im höchsten Sinne vor. Es ist sicher, daß Schiller zum klaren Ausdruck seiner Gedanken erst durch eine immer eindringendere Beschäftigung mit Kant gelangen konnte. Aber der schroffe Gegensatz zwischen Sinnlichkeit und Vernunft, die Wertschätzung der natürlichen Welt als der „Bewahrerin unserer Glückseligkeit" und das Ringen um ein höheres Dasein, das unsere wahre Freiheit gewährleisten soll, sie wurzeln in Schillers menschlicher Art; und so spricht seine tragische Theorie letzten Endes nur das

1) Bd. XII, S. 277f. 2) Ebenda S. 279.
3) An Goethe, 7. August 1797.

geheime Grundgesetz seines künstlerischen Schaffens aus. Man kann seine Befreiung aus den moralistischen Banden seiner Jugendzeit nicht besser darstellen, als durch jene Worte, mit denen er selbst 1797 von Diderot abrückte und die seine Meinung von der sittlichen Wirkung der Kunst noch einmal zusammenfassen: „Mir kommt vor, daß es Diderot ergeht wie vielen anderen, die das Wahre mit ihrer Empfindung treffen, aber es durch das Raisonnement manchmal wieder verlieren. Er sieht mir bei ästhetischen Werken noch viel zu sehr auf fremde und moralische Zwecke, er sucht diese nicht genug in dem Gegenstande und in seiner Darstellung. Immer muß ihm das schöne Kunstwerk zu etwas anderem dienen. Und da das wahrhaftig Schöne und Vollkommene in der Kunst den Menschen notwendig verbessert, so sucht er diesen Effekt der Kunst in ihrem Inhalt und in einem bestimmten Resultat für den Verstand, oder für die moralische Empfindung. Ich glaube, es ist einer von den Vorteilen unserer neueren Philosophie, daß wir eine reine Formel haben, um die subjektive Wirkung des Ästhetischen auszusprechen, ohne seinen Charakter zu zerstören." [1])

Die Nibelungensage in ihren verschiedenen Fassungen und Bearbeitungen als Lehrstoff des Deutschen.

Von Otto Koch in Zehlendorf.

Wie die homerischen Gestalten dem Volk der Griechen, so sind die Helden der Nibelungensage uns Verkörperungen germanischer Eigenart. Die Namen Hagen, Siegfried, Rüdeger, Volker, Kriemhild, Brunhild umschließen jeder in sich ganz bestimmte Gefühlswerte, die zu starken sittlichen Triebkräften für unser Denken und Handeln werden können. Außer der geschichtlichen Bedeutung der Nibelungensage läßt also ihr germanisch-ethischer Gehalt sie als besonders wertvoll zur Bildung der heranwachsenden Jugend erscheinen.

Das griechische Volk war nun in der beneidenswerten Lage, den Sagenstoff in einer mustergültigen, für die Poesie aller Zeiten und Völker maßgebenden Form zu besitzen, während auch die uns wertvollste Fassung der Nibelungensage, das Epos, an so erheblichen Mängeln leidet, daß seine unmittelbare Darbietung bei Erwachsenen und Heranwachsenden nicht das freudig zustimmende Interesse erregt, das er seinem inneren Werte nach verdient. Es war ein glücklicher Zufall, daß ein einheitlicher Sagenstoff wie der der Ilias oder der Odyssee, mag er in Einzelliedern vorgelegen haben oder nicht, zur rechten Zeit einen überragenden Dichter fand, der ihn gestaltete oder zusammenschweißte zu dem Werk, vor dem wir bewundernd stehen. Es war ein unglücklicher Zufall, daß ein nicht überragender, christlicher Dichter verschiedene heidnische Sagenstoffe in einem Epos zu vereinigen trachtete, ohne ihrer völlig Herr werden zu können. Zu den Schwächen der Komposition, die auch ein Hebbel nicht ganz zu überwinden vermochte, kommt bei dem Dichter des Nibelungenliedes noch

1) An Goethe, 7. August 1797.

hinzu, daß er als Spielmann zu viel Gewicht auf Schilderung des ihm verschlossenen höfischen Lebens legt und so ermüdet und vom Wichtigen abzieht. Ziehen wir noch das mühsame Einarbeiten des Lesers in eine vergangene Sprachform, deren eigenen Reiz keine Übersetzung erhalten kann, in Betracht, so verstehen wir die ablehnende Haltung weiter Kreise gegenüber dem Nibelungenlied, das tatsächlich mehr gepriesen als gelesen wird.

Sind wir aber durch die Schwierigkeiten und Schwächen zu dem Wesentlichen durchgedrungen, so zeigen sich uns so allgemein gültige Gestalten deutschen Wesens, daß wir den Zwang spüren, die hier ruhenden Werte dem deutschen Volk neu zu beleben, ihm den Schatz zu künstlerischer und sittlicher Aneignung neu zu schenken.

Das haben einzelne Dichter durch Bearbeitungen des alten Stoffes zu erreichen gesucht; mit verschiedenartigem Erfolg, aber keiner mit dem Ergebnis, daß wir das Recht hätten, an Stelle der alten Darstellungen, Sage und Lied, nun diese eine neuere zu setzen. Erst aus der Gesamterkenntnis des Alten und des Neuen, des durch das Neue vergegenwärtigten Alten, ergibt sich uns die Fülle der im Stoffe liegenden Werte, die die heidnischen Germanen wohl noch unmittelbar empfanden, die aber schon dem christlichen Mittelalter nicht mehr vollbewußt waren, und die endlich auch unsere größten Nibelungendichter, Hebbel und Wagner, nicht restlos ausgeschöpft haben.

Eine derartige Gesamtkenntnis, die über die Mängel jeder Einzeldarstellung hinweg zu dem Wesen vordringt, kann den breiteren Massen der Gebildeten nur die höhere Schule vermitteln. Dabei strebt sie natürlich keinen wissenschaftlichen Überblick über alle Fassungen und Bearbeitungen des Stoffes an, vielmehr beleuchtet sie nur die in Schönheit strahlenden Berggipfel der poetischen Nibelungengestaltung, die Täler läßt sie im Dunkeln liegen. Diese Richtung ist auch in den preußischen Lehrplänen zu erkennen, die für Tertia „Lesen von Gedichten und Prosastücken (aus dem deutschen Volksepos, auch aus dem nordischen Sagenkreise)" fordern und auf dieser Grundlage aufbauend für die Oberstufe verlangen: „Ausgewählte Abschnitte aus dem Nibelungenliede ... im Urtext oder in Übersetzungen. Im Anschlusse hieran Ausblicke auf die großen germanischen Sagenkreise (auch den nordischen, soweit dessen Berücksichtigung zum besseren Verständnis der deutschen Sage beiträgt)". Die Praxis der höheren Schule hat an vielen Anstalten diese Forderungen durch Aufnahme von Hebbels Nibelungen in die dramatische Lektüre der Oberstufe ergänzt. Auf andere Bearbeitungen, etwa auf Jordan und Ibsen oder Wagner, einzugehen, scheint mir ein Abweg in eine historisch-wissenschaftliche Betrachtungsweise, die über die Aufgaben der Schule hinausgeht und darum besser unterbliebe. (Auch bei Wagner? D. Hg.)

Im allgemeinen vermeidet man es, im Deutschen denselben Stoff in mehrfacher Wiederholung, wenn auch jedesmal in anderer Gestaltung, den Schülern zu bieten. Man befürchtet bei dem mangelhaft ausgebildeten Formensinn der Jugend, ja der Deutschen überhaupt, statt einer freudigen Aneignung des Gebotenen, nur Ermüdung und Überdruß zu bewirken. Diese Gefahr liegt zweifellos auch bei der schon in den Lehrplänen geforderten zweimaligen Behandlung des Nibelungenstoffes vor, die an den Anstalten, die auch noch Hebbel mit einbeziehen, erheblich gesteigert erscheint.

Was rechtfertigt trotzdem die wiederholte Behandlung, und wie läßt sich die erwähnte Gefahr vermeiden? Zur Beantwortung der ersten Frage sei nur angedeutet,

daß der Nibelungenstoff eine solche Fülle von Mythischem, Sagenhaftem, Historischem, Kulturhistorischem und vor allem Psychologischem enthält, daß eine einzige Behandlung, auch wenn sie in der Oberprima geschähe, nicht fruchtbar und ausschöpfend sein kann. Bei einer, wie mir scheint, unumgänglichen Lektüre des Liedes im Urtext, würde außerdem zweifellos das Sprachliche Zeit und Interesse überwiegend beanspruchen.

Eine eingehende Betrachtung erfordert die Beantwortung der zweiten Frage. Die befürchtete Ermüdung wird sicher bei den Schülern eintreten, wenn auf den in Betracht kommenden Klassenstufen jedesmal andere Lehrer den Unterricht erteilen, ohne genau zu wissen, unter welchem Gesichtspunkt und in welcher Beschränkung der Nibelungenstoff in den zurückliegenden Klassen behandelt worden ist. Das äußere Geschehen wird jedesmal wieder eine Hauptrolle spielen. Der Schüler sieht keine Schwierigkeiten, deren Überwindung ihn reizt. Er empfindet nur die Langeweile der Wiederholung. Gehen dagegen die Lehrer bei der Behandlung auf den verschiedenen Klassenstufen nach einem festliegenden Plane vor, suchen sie in immer ernsterem Einleben von dem äußeren Geschehen zu dem psychologischen Mittelpunkt des Nibelungenstoffes vorzudringen, so ist eine Ermüdung des Schülers ausgeschlossen. Er wird andauernd in Atem gehalten und wird eher Mühe haben, dem Lehrenden zu folgen. Es ergibt sich also die Aufgabe, diesen Lehrplan des Nibelungenstoffes, die Verteilung auf die einzelnen Klassenstufen und die didaktische Behandlung je nach dem Alter der Schüler zu erörtern.

UIII. Als Grundlage geben wir dem Schüler die Nibelungensage in der einfachsten Form, in einer dem Alter angepaßten, neueren Prosaerzählung. Diese Prosaerzählung wird sorgfältig zwei Klippen vermeiden müssen. Sie darf zunächst nicht ausschweifend phantastisch sein, sie darf nicht in moderner Weise „Milieu" schildern und psychologisch zergliedern wollen, denn beides würde dem Leser den Geschmack an der Schlichtheit des Nibelungenliedes schon im voraus verderben. Andererseits darf sie aber auch nicht in eine Trockenheit ausarten, die die jugendliche Phantasie nicht zum selbständigen Ausgestalten des Gelesenen anregt. Die in Muffs Lesebuch gegebene Nacherzählung der nordischen Sage nach A. Lange und die Nacherzählung des Liedes von O. Schalck in seinem deutschen Heldenbuch scheinen mir den rechten Ton zu treffen.

Zweifellos sind die Tertianerjahre mit ihren wirr-romantischen Ritter- und Heldenideen der günstigste Boden für die erste Saat. Nichts, was wir später geben, prägt sich so tief ein, wie diese ersten Mitteilungen aus einer neuen Welt. Diese tiefgehende Wirkung der Jugendeindrücke müssen wir berücksichtigen und verwerten. Die preußischen Lehrpläne schreiben nun vor: „Gedichte und Prosastücke (aus dem deutschen Volksepos, auch aus dem nordischen Sagenkreise)". Muffs Lesebuch legt sich die Bestimmung so aus, daß es in Untertertia die nordische Sage in Prosa-Nacherzählung und Teile aus dem Lied in neuhochdeutscher metrischer Übertragung nebeneinander bietet. — Das scheint mir verfehlt zu sein. Wir schaffen damit als Grundlage in der Kindesseele ein nicht wieder zu ordnendes Durcheinander der beiden Sagen, das durch die Übertragung derselben Namen auf verschiedene Personen (nordische Gudrun = deutsche Kriemhild, nordische Kriemhild = deutsche Ute), durch die Veränderung der verwandtschaftlichen Verhältnisse (der nordische Hagen ist ein Bruder

Gunthers usw.) zu den unglaublichsten Verwechslungen Anlaß gibt. Trotzdem müssen wir beide Fassungen geben. Die nordische Fassung brauchen wir später bei der Erklärung der Brunhild und ihres Verhaltens gegenüber Siegfried, aber auch auf die deutsche Sage möchte ich aus verschiedenen Gründen, die ich weiter unten anführen werde, für die Tertia nicht verzichten. Als Ausweg zeigt sich die nach den preußischen Lehrplänen mögliche Verteilung der beiden Sagen auf die zwei Jahre der Tertia.

Welche Fassung erscheint als geeigneter für Untertertia?

Ich gebe der nordischen den Vorzug: nur sie erzählt uns von dem jugendlichen Helden Siegfried, und gerade der Amboßzerschmetterer und Fafnirstöter zieht den Knaben in diesem Alter besonders an. Auch schließt sich diese mythische Fassung am besten an die in Untertertia übliche Behandlung der germanischen Mythologie an. Endlich ist die nordische Sage geschlossener; das Interesse richtet sich auf wenige große Gestalten, eigentlich nur auf Brynhild und Sigurd, deren gemeinsames Schicksal sie dem Leser als unlöslich verbunden einprägt. Der Lehrer wird die Tragik der drei schuldlosen Hauptgestalten, der zum Menschen erniedrigten Götterjungfrau, des durch den Vergessenheitstrunk betrogenen Sigurd und der von keinem Betrug wissenden Gudrun besonders hervorheben. Das auf der Unterstufe gelernte Gedicht „Jung-Siegfried" wird der Lehrer bei dieser Gelegenheit im Gedächtnis der Schüler auffrischen und gemeinsam singen lassen. Didaktisch wird er die nordische Sage als Leseübung verwerten, auch mündliche und schriftliche Nacherzählungen als Vorübung des eigentlichen Aufsatzes anschließen, etwa in der Weise, daß er die Ereignisse vom Standpunkt einer bestimmten Person aus erzählen läßt, z. B. „Gudrun erzählt ihrer Tochter Swanhild von Sigurds Leben und Tod".

OIII. Wenn der Schüler dann nach einem Jahre wieder dem Nibelungenstoff, jetzt der deutschen Sage, zugeführt wird, hat sich die nordische Fassung in ihm festgelegt, und die Gefahr der Vermengung beider Sagen ist viel geringer. Trotzdem wird gerade jetzt der Lehrer immer wieder durch gelegentliche Fragen prüfen, ob keine Unklarheit herrscht. Was die Form anbetrifft, in der der Stoff geboten werden soll, glaube ich, daß es unmöglich ist, in einer neuhochdeutschen Übersetzung den Reiz der naiven, herzlichen mittelhochdeutschen Sprache wiederzugeben. Das dürfte noch weniger befriedigend werden, als bei den Übersetzungen aus einer fremden Sprache, wo unser Sprachgefühl doch nicht so kritisch fein eingestellt ist wie bei unserer Muttersprache. Und wenn wir im fremdsprachlichen Unterricht darauf hinwirken, Dichtungen im Urtext zu lesen, nicht um der Sprachübung willen, sondern um ihren Gehalt voll auszuschöpfen, so müssen wir dasselbe erst recht für die besten Dichtwerke unserer eigenen Vergangenheit fordern. Wenn ich trotz dieser Bedenken für das Nibelungenlied als Lehrstoff der Obertertia eine metrische Übersetzung vorschlage, so ist das notwendige Folgerung aus den Aufgaben, die der Obertertia in bezug auf unseren Unterrichtsgegenstand zuzuweisen sind. Sie soll einen Teil der allzu umfangreichen Aufgaben der Obersekunda vorwegnehmen. Auf der Obersekunda beansprucht das Sprachliche einen großen Zeit- und Kraftaufwand, so daß es schon aus diesem Grunde unmöglich ist, alle zu einem Überblick über das ganze Werk unentbehrlichen Teile zu lesen. Augenscheinlich verlangen die preußischen Lehrpläne aus der Kenntnis dieser Schwierigkeiten heraus auch nicht unbedingt das Lesen in der Ursprache. Diese Schwierigkeiten können nur überwunden werden

indem wir die Lesung des Epos teilen: In Obertertia würde nur Übersetzung gelesen, in Obersekunda nur Urtext. Natürlich dürften bei dieser Teilung nicht dieselben Abschnitte auf beiden Klassenstufen behandelt werden. Die praktischste Einteilung gibt uns das Lied selbst mit seiner Zweiteilung in die Hand. Auf der Obertertia wird der erste Teil gelesen, den wir mit Hebbel „Siegfrieds Tod" überschreiben können; auf der Obersekunda der zweite „Kriemhilds Rache". Auf diese Weise schließen wir den Obertertia-Stoff zweckmäßig an den der Untertertia an und behalten den wertvollsten Teil des Liedes dem reiferen Verständnis der Obersekunda vor. Zugleich geben wir den Schülern, die mit dem Einjährigenschein die Schulzeit abschließen, wenigstens eine Anregung, das Werk ganz kennen zu lernen. Wegen dieser Schüler das ganze Lied etwa in der Untersekunda zu lesen, wie verschiedentlich gefordert wird, halte ich für unangebracht.

Unter welchen Gesichtspunkten werden wir nun den ersten Teil des Nibelungenliedes behandeln? Zurückgreifend auf Untertertia können wir zunächst die Entstehung von Sagenkreisen erläutern, indem wir zeigen, daß die deutsche Fassung schon eine Verschmelzung der getrennten nordischen Sagen ist; daß außerdem noch andere uns nicht als Einzelsagen erhaltene Züge hinzugekommen sind. Die Sage vom hörnernen Siegfried wird uns z. B. in der Edda nirgends erzählt, auch in dem Liede geschieht das nicht. Wir merken aber bald, daß sie vorausgesetzt wird. Auch der Unterschied von Mythos und Sage wird erklärt, und auf die wesentlichen Gründe der Umgestaltung, auf die Wirkung der Völkerwanderung und den Einfluß des Christentums hingewiesen. Als bezeichnendes Beispiel kann man die Umgestaltung, die Siegfrieds Charakter erfahren hat, auseinanderlegen. Der nordische Sigurd handelt nicht treulos gegenüber Brynhild. Ein Zaubertrunk enthebt ihn aller Schuld. Als er um Brynhild für Gunnar wirbt, ist er schon verlobt. Die christliche Gestaltung faßt den Tod Siegfrieds als Sühne für irgendeine Schuld auf, und sie formt auch eine Schuld, die schon bei Kindern der Siegfriedgestalt den hellen Glanz nimmt. Der Siegfried des Liedes spricht davon, daß er Brunhild kennt, daß nur er sie erringen könne. Kein Zaubertrunk nimmt den Makel der Untreue von ihm; durch einen Betrug verschafft er die ihm bestimmte Jungfrau dem schwächlichen Gunther und, um das Maß der Schuld voll zu machen, läßt er sich als Handelspreis Kriemhild versprechen. Allerdings hat auch die nordische Sage das Trugmotiv; aber hier ist Sigurd der betrogene Betrüger, eine tragische Gestalt. An einer offenen Darlegung dieser Charakterwandlung kommt man nicht vorbei, da die Schüler mit feinem Empfinden selbst durch Fragen eine Erklärung fordern. Erst die hinterlistige Ermordung pflegt dem Helden die Sympathie der Jugend wiederzugeben, obwohl auch da noch gelegentlich einer der schärferen Köpfe die Tat Hagens rechtfertigt, der den unverwundbaren Mann im ehrlichen Zweikampf gar nicht habe bezwingen können. Der christliche Einschlag des Liedes wird dann von den Schülern durch weitere Belege bewiesen. Auch die Gestalt Hagens macht dem Obertertianer Schwierigkeiten. Sein Tatmotiv ist nicht rein. Neben der aus der Vasallentreue folgenden Verpflichtung, Brunhild an Siegfried zu rächen, treibt ihn auch der Neid zum Mord. Gerade das Unheimliche, Finstere seines Wesens macht ihn trotzdem zur Lieblingsgestalt der männlichen Jugend. Den König Gunther wird kein Lehrer vor dem vernichtenden Urteil der Schüler retten können und wollen. Im übrigen hält der Lehrer am besten kritische

Bemerkungen zurück, soweit er nicht durch Fragen der Schüler zur offenen Aussprache gezwungen wird.

Eine vorsichtige Behandlung verlangt auch die Schilderung der unglücklichen Hochzeit Gunthers. Ganz umgangen werden kann sie nicht, denn gerade hier entwickeln sich die Konflikte, die zuletzt den Tod aller Burgunden herbeiführen. Geradezu erschreckend beleuchtet ein kurzes Wort Hagens die Lage. Er sagt, als Giselher vom Morde abrät: „Suln wir gouche ziehen?" Er nimmt also an, daß Brunhild mit Siegfried in ein ehebrecherisches Verhältnis treten werde, wenn der Tod sie nicht voneinander schiede. Wie weit soll nun der Schüler das erotische Motiv kennen lernen? — Die Schilderung der Brautnacht fehlt selbstverständlich in jeder Schulausgabe, der eingesetzte verbindende Text hat mehr die Absicht zu verhüllen, als zu erklären. Das scheint mir auch für diese Altersstufe die einzige Möglichkeit. Der Lehrer erhebt das Nebenmotiv zum Hauptmotiv. Der Betrug wird zur Ursache des Konfliktes gemacht, die Liebe Brunhilds zu Siegfried nur mit dem Hinweis auf die aus Untertertia bekannte nordische Sage angedeutet. Leider muß der Lehrer dann auch dem Streite der Königinnen die Spitze abbrechen, indem er die höchste Steigerung, den Schrei Kriemhilds: „Du Kebsweib!" nur ganz allgemein als Schimpfwort erklärt. Eine vertiefende Erkenntnis wird der Schüler später aus Hebbel schöpfen, wenn er reif zum Verständnis ist.

Neben der Kenntnis der Ereignisse des ersten Teiles soll der Nibelungenunterricht der Obertertia noch in anderer Weise der Obersekunda vorarbeiten. Die Kulturverhältnisse des Mittelalters, soweit sie sich im Nibelungenlied spiegeln, müssen dem Schüler vertraut werden. Bei der Lesung wird der Lehrer also jede Gelegenheit zur Anknüpfung kulturgeschichtlicher Erläuterungen benutzen. Gleich die erste Aventüre eignet sich zur Besprechung der Bedeutung der Familie im Mittelalter, als Schutz-, Friedens- und Rechtsgenossenschaft im Krieg und Frieden; die zweite Aventüre veranlaßt eine Aussprache über die Jugenderziehung; die Schwertleite wird als erste Schilderung eines Hoffestes ausgebeutet, bei Siegfrieds Ankunft in Worms ergibt sich ungezwungen eine Besprechung des Gastrechtes und der feierlichen Form beim Empfang der Gäste. Bei der Lesung der Kampfspiele werden die mittelalterlichen Spiele mit den heute beliebten verglichen. Die Tjost zwischen Lüdegast und Siegfried wird neben den in der fünften Aventüre geschilderten Buhurt gestellt, und eine ausreichende Kenntnis des Turnierwesens und der ritterlichen Rüstungen und Waffen gegeben. Der Dänenkrieg veranlaßt auch Bemerkungen über Fehderecht, Gottesfriede, Fehdebrief und Verlauf einer Heerfahrt. Der männlichen Brunhild wird die weibliche Kriemhild gegenübergestellt, und das Außergewöhnliche an Brunhild durch eine Beschreibung des Lebens ritterlicher Frauen hervorgehoben. An Siegfrieds vorgetäuschte Vasallenstellung knüpft sich eine Darstellung des Lehnswesens und der sozialen Schichtungen im Mittelalter. Bei der Schilderung des Hochzeitfestes wird die Aufmerksamkeit besonders auf die Fahrenden und die Sänger gelenkt. In ähnlicher Weise werden in der 16. Aventüre bei der Pirschjagd auch die anderen Jagdarten, Falken- und Hetzjagd, beschrieben. Eine eingehende Kenntnis der Anlage einer Burg und der Wohnverhältnisse darf nicht fehlen. Vieles des hier Angeführten findet sich in Schullesebüchern in guter Darstellung. Gerade das Kulturhistorische eignet sich zur Behandlung in Aufsatzform für die Ober-

tertia, während Charakteristiken der Hauptgestalten besser für Obersekunda aufgespart werden.

Auch das Formelle darf nicht nebensächlich behandelt werden. Die Nibelungenstrophe und das Wesen des Epos werden erklärt und als fester Wissensbesitz verlangt. Eine Wiederholung in Obersekunda wird gerade auf diesem Gebiet trotzdem sehr nötig sein. Auf die Verwendung von historischen Persönlichkeiten und Ereignissen in der Sage geht der Lehrer wohl besser erst in Obersekunda ein, wenn Etzel, Dietrich usw. bekannt sind.

O II. Nach der zwiefachen Behandlung in Tertia folgt in Obersekunda die mittelhochdeutsche Fassung des Nibelungenliedes. Im Gegensatz zu Rudolf Lehmann, der die Schwierigkeiten des Epos überhaupt stark unterschätzt, lege ich auch für diese Klassenstufe ebensoviel Gewicht auf den Inhalt wie auf die Form. Wenn der Schüler — wie Lehmann will —, bevor er in die Lesung eines bestimmten Abschnittes eintritt, genau über den Inhalt aus Übersetzungen oder Prosawiedergaben sich unterrichten soll, damit nur noch Formales, Sprache und Metrik, ihn beschäftigen, so scheint mir das geeignet, den so oft zu beobachtenden Überdruß zu erzeugen. Man muß der Jugend, die der Form kein Interesse entgegenbringt, scheinbar nachgeben, um sie dann doch unvermerkt auch für das Formale zu erwärmen. Eine erzwungene krampfartige Beschäftigung mit mittelhochdeutscher Sprache und Metrik hat keinen Wert. Der Gedanke, daß auch dem Obersekundaner etwas inhaltlich Neues geboten werden muß, ist für mich neben den schon angegebenen Gründen mitbestimmend, Kriemhilds Rache als Schullektüre für die Obersekunda aufzusparen. Gegenüber den zahllosen Nacherzählungen „fürs Volk" oder „das deutsche Haus", über die Lehmann klagt, ist die Schule ebenso machtlos, wie gegenüber dem durch Eltern gern erlaubten Besuch einer Vorstellung von Hebbels Nibelungen im Tertianeralter.

Um das Interesse am Nibelungenlied für die Obersekunda neu zu beleben, wird der Lehrer zweckmäßig die nationalen Gefühle der Jugend aufrufen, indem er darauf hinweist, daß im Jahre 1813 die deutschen Studenten das Nibelungenlied wie ein heiliges Buch im Tornister mit ins Feld nahmen und sich am Lagerfeuer an den Heldengestalten deutscher Vorzeit zu eigenen großen Taten begeisterten. Die Kämpfer von 1813 sind dem Schüler sicher unverdächtige Zeugen der Bedeutung des Liedes.

Eine eingehende Besprechung erfordert das Sprachliche, das dem Anfänger viele Schwierigkeiten bietet. Sie sind aber leichter als bei jeder Fremdsprache zu überwinden, da einmal gar nicht ein mündlicher Gebrauch angestrebt wird, außerdem aber der Anteil an der Entstehung und den Wandlungen der eigenen Sprache sich in den romantischen, jugendlichen Ideenkreis mit seiner historischen Richtung gut einfügt. Sache einer geschickten Führung ist es, diesen Anteil dauernd rege zu halten. Jenseits der niederdeutschen Sprachgrenze ist das mit sicherem Erfolg durch Heranziehung der heimatlichen Mundart zu erreichen. Auf niederdeutschem Gebiet rückwärts an die vor der hochdeutschen Lautverschiebung stehengebliebene Mundart anzuknüpfen empfiehlt sich als zu weitführend in diesem Zusammenhange nicht. Aber auch hier ist Erfolg beschieden, wenn der Lehrer sich hütet, eine systematische Kenntnis der mittelhochdeutschen Grammatik geben und verlangen zu wollen. Ganz allmählich im Laufe der Lesung wird sich ein geschlossenes Bild der Lautlehre mit ihren interessanten Übergängen zum Neuhochdeutschen von selbst einstellen, wenn

der Lehrer an geeigneten Beispielen die Hauptgesetze finden läßt. Auch die Beugungsunterschiede werden in dieser Weise nach und nach erkannt. Ebenso der Wandel der Wortbedeutung. Der Schüler mag zu Hause grammatikalische Schwierigkeiten nachschlagen; aber der Lehrer wird ihm keine „Grammatik aufgeben". Syntaktische Fragen bleiben am besten ganz unerörtert. Erst nach Abschluß der mittelhochdeutschen Lektüre ist ein zusammenfassender Rückblick auf die mittelhochdeutsche Grammatik am Platze. Keinesfalls darf ihre Kenntnis Vorbedingung der Lektüre sein. Die Schwierigkeiten des Lesens des Mittelhochdeutschen werden zunächst durch Vorlesen durch den Lehrer und regelmäßiges Wiederholen durch die Schüler erleichtert. In geeigneter Beschränkung weist der Lehrer auf die vom Neuhochdeutschen abweichenden, kurzen Vokale hin; die langen Vokale sind durch Zirkumflex kenntlich gemacht. Er übt die diphthongische Aussprache von ie, uo, üe zeigt, warum das e nach i im Nhd. als Dehnungszeichen aufgefaßt wird, und erklärt den als z geschriebenen s-Laut. In der Schule wird regelmäßig laut gelesen, und auch als Hausaufgabe wird das laute Lesen eines kurzen Abschnittes verlangt. Auf diese Weise wird sich bald das Sprachgefühl des Schülers so gefestigt haben, daß er mit sinngemäßem Ausdruck lesen kann. Die Metrik knüpft an das in Obertertia Gelernte an; doch ist auch hier Beschränkung auf das Wichtigste geboten. Außer dem Gesetz der Nibelungenstrophe muß der Schüler nur den Grundsatz altdeutscher Metrik kennen, daß nur die Hebungen in Betracht kommen, die Anzahl der Senkungen gleichgültig ist, ja, daß sogar jede Senkung zwischen zwei Hebungen fehlen kann. Das ist häufig im zweiten Halbvers der vierten Langzeile der Fall, der durch seinen um einen Fuß längeren Bau dem Schüler an sich schon schwierig wird; doch entwickelt auch hier regelmäßiges Lesen ein sicheres Sprachgefühl, wenn keine Ungenauigkeit unverbessert bleibt. Die sprachlichen und metrischen Hindernisse wird der Obersekundaner leichter überwinden, wenn er in den ersten Stunden inhaltlich vertrauten Text vor sich sieht.

Das gibt zugleich Gelegenheit zu einer zusammenfassenden Wiederholung des ersten Teiles des Nibelungenliedes, die aber unter einem neuen Gesichtspunkt stehen muß. Lehmann schreibt: „Der Schüler soll einen Blick in die schaffende Volksseele tun." Ich möchte als Gesichtspunkt der wiederholenden Behandlung des ersten Teiles und auch der Neudurchnahme des zweiten Teiles Folgendes aufstellen: Einblick in den künstlerischen Aufbau des Nibelungenliedes. Eine schaffende Volksseele hat es nie gegeben. Geschaffen haben immer nur einzelne; das Volk hat immer nur zersetzend auf die Werke der einzelnen eingewirkt, wobei nicht geleugnet werden soll, daß die Ergebnisse dieser Zersetzung eine eigene ästhetische Schönheit zeigen, wie ein faulender Baumstamm phosphoreszierend leuchtet. Einen bewußten künstlerischen Aufbau müssen wir unbedingt anerkennen, der Lehrer wird also die Dichterpersönlichkeit herausarbeiten, die ihn errichtet hat.

Gegenüber denen, die kleinlich nur die Fehler sehen, führe ich Hebbel an: „Der gewaltige Schöpfer unseres Nationalepos war in der Konzeption Dramatiker vom Wirbel bis zur Zehe. Ihm mit schuldiger Ehrfurcht für seine Intentionen auf Schritt und Tritt zu folgen, soweit es die Verschiedenheit der epischen und dramatischen Form irgend gestattet, schien dem Verfasser Pflicht und Ruhm zugleich." Schon bei der wiederholenden Durchnahme des ersten Teiles weist der Lehrer auf die

beabsichtigte Zweiteilung des Epos hin und läßt finden, daß der Dichter mit vollem Bewußtsein den dritten Baustein, den ihm die Sage bot, Siegfried als Drachentöter, nicht benutzt, weil diese Geschichte ihm zu märchenhaft erscheint. Sie paßt ihm nicht in seinen Bau, denn ihr fehlt die Wucht der Leidenschaften und der Konflikte. Die Geschlossenheit des Aufbaus erkennt der Schüler am besten, indem er veranlaßt wird, die Entwicklung des Konfliktes im Nibelungenlied zu verfolgen, wobei man nicht mehr an dem erotischen Motiv vorbeigegangen werden darf. Der Schüler muß jetzt klar sehen, welche ungeheuerliche Beschuldigung Kriemhild ihrer Schwägerin ins Gesicht schleudert mit dem Worte: „Kebsweib". Er muß empfinden, daß Brunhild daraufhin den Tod des Schwätzers verlangen muß. Erst wenn dieser Konflikt in seiner ganzen Schärfe erfaßt ist, rückt die Tat Hagens in das rechte Licht.

Bei einer Betrachtung der Komposition des Epos liegt es nahe, auch das Hortmotiv als wesentlich mit zu beleuchten; ich halte das für falsch. Im Liede hat der Hort nur einen praktischen Zweck; Kriemhild benutzt ihn, um Anhänger gegen Hagen zu werben. Das Mythologische tritt zurück. Der Dichter des Nibelungenliedes kann für seinen Kampf der Leidenschaften keine überirdische Zaubermacht brauchen. Glück und Unglück schaffen seine Menschen sich selbst.

Der zweite Teil bietet inhaltlich nicht mehr die Schwierigkeiten des ersten Teiles. Zunächst wird der Lehrer den kulturellen Abstand zwischen den germanischen Recken und den Hunnen noch über die Andeutungen des Dichters hinaus scharf herausarbeiten, um dem Entschluß Kriemhilds, die Werbung des ungeliebten Heiden aus Treue gegen Siegfried anzunehmen, das rechte, Schlimmes ahnende Verständnis zu verschaffen. Auch das heidnische Gesetz der Blutrache, unter dem Kriemhild steht, wird gewürdigt, denn nur so erhält ihr Rachedurst, der nicht vor den ärgsten Greueln zurückschreckt, um an den Mörder heranzukommen, den tragischen Inhalt einer schweren, von den Göttern aufgelegten religiösen Pflicht. Leider versagt der Dichter am Schlusse des Liedes in so auffallender Weise, daß eine kritische Besprechung vor der Klasse nicht umgangen werden kann. Unter dem Zwange des ihm ungelegenen Hortmotives und der in der Zeit liegenden Überschätzung des äußeren Besitzes, läßt er Kriemhild dem Hagen die Freiheit versprechen, falls er den Nibelungenhort herausgebe; und um nur in den Besitz des Hortes zu gelangen, läßt sie ihrem Bruder Gunther das Haupt abschlagen. Also statt der zwingenden Gewalt der Blutrache bestimmt plötzlich Habsucht die Handlungen der Kriemhild. Aus seinen in Tertia erworbenen Kenntnissen heraus wird der Obersekundaner leicht verstehen, daß an dieser Stelle der Dichter seinem Stoff erlegen ist; er wird in seiner Phantasie die Szene so umgestalten, daß endlich die Todfeinde Kriemhild und Hagen einander gegenüberstehen, und Kriemhild die Pflicht der Blutrache erfüllt. Auch die rührende Inkonsequenz Hildebrands wird herausgestellt, der Kriemhild die Berechtigung ihrer Tat, also der Blutrache, abspricht und sich deshalb gedrungen fühlt, an ihr den Tod des Helden zu rächen. Der Lehrer erläutert diese Stelle als charakteristisch für den zwischen germanisch-heidnischen und mittelalterlich-christlichen Anschauungen schwankenden Dichter. Die schwächliche Rolle, die im ersten Teil Gunther spielt, fällt im zweiten Etzel zu. Es ist unbegreiflich, daß er, nachdem die Ermordung seines Sohnes ihn aller Gastgeberpflichten entledigt hat, nicht selbst zum Schwert greift, sondern nur seine Recken zum Kampfe hetzt. Völlig unfaßlich ist sein Jammern um den erschlagenen Hagen. Eher verständlich ist die Hal-

tung Dietrichs von Bern, der auch schon im Lied, nicht erst bei Hebbel, als Vertreter des christlichen, friedfertigen Geistes erscheint. Immerhin kämpft er schließlich mit Hagen und Gunther und beschränkt sich nicht auf Tränen wie Etzel. Auch das Verhältnis der Burgunderkönige zu Hagen muß im zweiten Teil scharf erfaßt werden, während Hagen im ersten Teil mehrfach Gelegenheit hat, seine Vasallentreue zu bewähren, vergelten im zweiten Teile die drei Brüder ihm Gleiches mit Gleichem. Nur ihn fordert Kriemhild, aber seine Herren schützen ihn und sterben lieber, als daß sie ihm die Treue kündigen. Der Gewissenskonflikt Rüdegers bietet dem Verständnis des Schülers keine Schwierigkeit. Auf den feinen Bau der Rüdegerszenen, der erst als retardierendes Moment das Idyll in Bechlaren bringt, um darauf das tragische Geschick Rüdegers aufzurichten, macht der Lehrer aufmerksam.

Nicht unwesentlich ist bei der Durchnahme des zweiten Teiles das Geographische. Während im ersten Teile nur Worms, Xanten, Island, Spessart und Odenwald bekannt sein müssen, wird man im zweiten Teil die Reise nach Etzelenburg auf dem Atlas verfolgen. Kritische Bemerkungen sind dabei unangebracht, da sie doch keine wissenschaftlichen Ergebnisse vermitteln können. Nicht unterbleiben darf ein vergleichender Blick auf die Helden des Nibelungenliedes als historische Persönlichkeiten, zu dem die Schüler das Nötige aus dem Geschichtsunterricht beibringen können. Das freie Schalten der Sagenbildung wird dadurch anschaulich.

Eine Geschichte des Nibelungenliedes wird der Lehrer nur in knappestem Auszuge geben. Die Haupthandschriften werden genannt; erwähnt, wie es allmählich in Vergessenheit gerät. Ebenso kurz behandelt man die Wiederentdeckung, teilt das Urteil Friedrichs des Großen mit, das den Zeitgeschmack gut beleuchtet, stellt Goethe in Gegensatz dazu, und erwähnt die an die Romantik anknüpfende germanistische Wissenschaft, die vom Nibelungenlied ausging. Mit einem Hinweis auf die poetischen Bearbeitungen des Stoffes im 19. Jahrhundert schließen diese kurzen Anmerkungen.

U I oder O I. Vielfach wird mit dem Obersekunda-Abschluß der Nibelungenstoff endgültig verlassen. Welche Gründe lassen sich dagegen für die Lesung von Hebbels Nibelungen in der Prima anführen? Die entscheidende Antwort finden wir in Hebbels Tagebüchern (Bd. II, S. 425). „Das Nibelungenlied kommt mir jetzt, wo ich mich viel damit beschäftigen muß, wie ein taubstummes Gedicht vor, das nur durch Zeichen redet." Psychologisch beschränkt sich das Lied nur auf Andeutungen, die dem Auge des Schülers zweifellos entgehen, wenn es nicht besonders darauf gelenkt wird. Und selbst wenn das geschieht, wie es die vorstehenden Ausführungen als Vorbereitung auf Hebbel zu tun versuchen, so fehlt dem Schüler doch die Fähigkeit, selbständig arbeitend, die Andeutungen des Dichters zu vertiefen. Sieht er aber die Gestalten des Liedes plastisch im Drama, so zwingt ihm das unmittelbar wirkende Leben des Dramas das psychologische Verständnis auf. Die Lesung von Hebbels Nibelungen in Prima bezweckt also die psychologische Entfaltung dessen, was nur knospig im Liede gegeben ist. Erst mit dieser neuen Betrachtungsweise haben wir den Nibelungenstoff ausgeschöpft. Dabei fällt uns Goethes Urteil über das Nibelungenlied in einem Briefe an Knebel ein: „Der Wert des Gedichtes erhöht sich, je länger man es betrachtet."

Die ganze Trilogie in der Klasse lesen zu lassen, ist schon aus Zeitmangel ausgeschlossen. Nach der vorbereitenden Arbeit der Tertien und der Obersekunda ist das aber auch nicht nötig. Die Teile, in denen der Dichter nur das im Liede klar

zutage Liegende dramatisiert, werden als Privatlektüre aufgegeben, über deren Inhalt der Schüler in der Klasse zusammenhängend berichtet. Dabei wird der Lehrer wichtige Stellen unterstreichen und die nötigen Einzelerklärungen geben. Der eingehenden Durcharbeitung in der Klasse bleiben die Szenen vorbehalten, die gegenüber dem Liede die psychologische Entfaltung bringen. Sie werden mit verteilten Rollen vorgetragen, wie auch der Lehrer, wenn er die Privatlektüre als Hausaufgabe stellt, anregen wird, in kleinem Freundeskreise gemeinsam mit verteilten Rollen zu lesen.

Die Behandlung Hebbels geht aus von dem grundlegenden Unterschiede zwischen dem Liede und dem Drama. Während der Dichter des Liedes uns den Untergang eines ganzen Geschlechtes schildert, legt Hebbel allen Nachdruck auf die Gestaltung der Kriemhild. Der Lehrer läßt finden, daß Hebbel die Entwicklung dieses Charakters geben will, wobei das Hauptgewicht auf die Entwicklung zu legen ist. Mit der Erkenntnis dieses inneren Grundes des Dramas erklärt sich dem Schüler auch die Form der Trilogie. Der Lehrer wird nicht irgendwelche antiken Vorbilder als maßgebend für Hebbel hinstellen, sondern er wird die Form aus der Grundidee heraus erläutern. Will der Dichter die Entwicklung eines Charakters, wie sie erst das Schicksal im Laufe des ganzen Lebens bewirkt, darstellen, so muß er die Form des gebräuchlichen fünfaktigen Dramas sprengen. Der Raum wird ihm zu eng; so kommt Hebbel zu der Trilogie, die ihrem Wesen nach nur ein elfaktiges Drama ist. Das Vorspiel „Der gehörnte Siegfried" wird zweckmäßig in der Klasse gelesen, um in den Stoff einzuführen und die wichtigen Einleitungsfragen zu erledigen. Hier betont der Lehrer als besonders wichtig die Zeitlosigkeit der Hebbelschen Nibelungen. Nicht mehr haben wir die Helden im Gewande des höfischen Rittertums vor uns, in keiner Weise spielt die ritterliche Konvention eine Rolle. Aber der Dichter hat auch nicht auf die mythologischen urgermanischen Verhältnisse der nordischen Sage zurückgegriffen. Menschen, wie wir, bereiten sich ihr Schicksal. So ist das Drama im strengen Sinne zeitlos. Gegenüber dieser negativen Feststellung zeigt der Lehrer dann auch positiv den gewaltigen Kampf der Weltanschauungen, auf dem das Drama aufgebaut ist. Hagen und Dietrich von Bern sind die bezeichnenden Vertreter heidnischer und christlicher Weltanschauung. (In diesem Zusammenhange will ich gleich bemerken, daß nach der beendigten Lesung der Trilogie der Hinweis nicht fehlen darf, daß Hebbels Schöpferkraft hier zu viel gewollt hat. Der Kampf der Weltanschauungen kommt nicht zur vollen Darstellung. Es wäre auch menschenunmöglich, zwei so alles andere verzehrende Grundideen, die Weibestragödie der Kriemhild und den Geisterkampf, nebeneinander zu gestalten, ohne daß eine unentwickelt bliebe. Das Mißlingen empfindet der Schüler unmittelbar in den Schlußworten Dietrichs: „Im Namen dessen, der am Kreuz erblich.") Die Bedeutung des Vorspieles findet der Schüler in dem ersten Erscheinen Kriemhilds. Länger verweilend behandelt der Lehrer die wichtige Szene zwischen Mutter und Tochter. Kriemhild ist noch ganz Kind, aber unbewußt ahnungsvolle Regungen weisen schon in ihre Zukunft. Ihr gegenüber die Frau, die tiefstes Leid erfuhr, aber ungebrochen, gereift, daraus hervorging. Ferner zeigt der Lehrer, wie schnell sich der Knoten schürzt. Was wird diese junge Frauenseele, die ihr Schicksal schon ahnt, einst aus dem Leid machen? Wie schnell vernichtet die Gegenwart Siegfrieds die hellsehende Zukunftsfurcht! Wie dräuend die Geberde Hagens am Ende des Vorspiels! (Hagen legt den Finger auf den Mund, sieht Siegfried an und schlägt

ans Schwert. Siegfried: „Bin ich ein Weib? In Ewigkeit kein Wort.) Ferner zeigt er, wie Hebbel das nordische Motiv des Vergessenstrunkes nicht verwertet und erklärt, warum der moderne Dramatiker es nicht gebrauchen kann. Er betont aber außerdem, daß Hebbel hier auch nicht dem Dichter des Liedes folgt, sondern eigene Wege geht. Siegfried hat Brunhild gesehen; der Vogel hat ihm gesungen: Das ist die Braut! aber sie läßt ihn kalt. So reitet er — ohne von Brunhild bemerkt zu werden — fort, denn „wer da fühlt, daß er nicht werben kann, der grüßt auch nicht!"

„Siegfrieds Tod" wird in der Hauptsache als Hauslektüre aufgegeben. Die Schwierigkeiten sind gering; Brunhilds Seherworte kann der Lehrer, auf der Kenntnis der nordischen Sage fußend, unschwer erklären. Auf das Verhältnis der Brunhild zu Siegfried weist er besonders hin. Ihn grüßt sie zuerst; ihm gilt ihre unbewußte Neigung, die bald in heißer Liebe auflodert und sich in tötlichem Hasse äußert. Besonders unterstreichen wird er die zwei Aussprüche Hagens, die dies Verhalten in erhabener Beleuchtung zeigen. (IV. Akt, 9. Szene.) „Sie liegt in seinem Bann, und dieser Haß hat seinen Grund in Liebe." Und einige Zeilen weiter: „Ein Zauber ists, durch den sie ihr Geschlecht erhalten will, und der die letzte Riesin ohne Lust wie ohne Wahl zum letzten Riesen treibt." Der Klassenlektüre bleibt der V. Akt vorbehalten. Er bringt zunächst die entscheidende Tat mit der doppelten Motivierung Hagens, in der der Dichter das Zwiespältige im Epos, Neid und Pflichttreue, psychologisch fein verknüpft, dann aber die wunderbare Nachtszene in Kriemhilds Gemach. Ihre Unruhe: „Mich hat mein Blut geweckt. Heut sehn ich mich nach dem Gebet im Dom." Die feine Fortführung der beängstigenden Stimmung im Gespräche mit Ute, die auch nicht schlafen kann. Die friedliche Auflösung in den philosophischen Betrachtungen über den Schlaf der verschiedenen Altersstufen und — äußerst wirkungsvoll — in diese ruhige Betrachtung hineinplatzend der Schrei des Kämmerers „Heiliger Gott! Ein toter Mann liegt vor der Tür!" Die ergreifenden Worte Kriemhilds an Siegfrieds Leiche, die ein wunderbares Licht auf die Reinheit der jungen Ehe werfen. „Du teures Haupt, ich küsse Dich und such nicht erst den Mund, jetzt ist er überall. Du kannst nicht wehren, sonst tätest Du's vielleicht. Denn diese Lippen — es tut zu weh ... Ich hab den Lebenden nur halb umarmt, das lern ich jetzt am Toten. O wär es umgekehrt. Ich küßt ihn noch nicht einmal auf die Augen! Alles neu! Wir glaubten Zeit zu haben!" Bei der neunten Szene berichtet der Lehrer von der Totenzeremonie bei der Bestattung der österreichischen Kaiser (Hebbels Tagebücher, Bd. II, S. 418). Am Schluß des V. Aktes wirft der Lehrer die Frage auf: Was hat das Leid aus dieser Frau gemacht? Nur ein Gedanke lebt in ihr: „Gericht, Gericht! Und wenns der König weigert, so ist er selbst mit diesem Blut bedeckt." Jedes andere Gefühl ist in ihr ausgelöscht, nur so erklärt sich ihre Antwort auf Utes Worte: „Halt ein, Du wirst Dein ganzes Haus verderben." „Es mag geschehn! Denn hier ists überzahlt!"

Dieselbe Frage: Was hat das Leid aus dieser Frau gemacht? setzt der Lehrer über die Behandlung des dritten Teiles: „Kriemhilds Rache". Der erste Aufzug wird — um dieser Frage auf den Grund zu kommen — in der Klasse gelesen. Wiederum wird der Unterschied zwischen dem Dichter des Liedes und Hebbel aufgezeigt. Im Liede steht Kriemhild noch unter dem verpflichtenden Gesetz der Blutrache. Das gibt ihrem Wesen und Tun bis zum Schluß den gewaltig tragischen Hintergrund. Sie ist kaum noch Mensch, fast nur Träger einer über Menschenvermögen hinausgehenden

Pflicht. Mit dieser Auffassung kann der moderne Dichter nichts anfangen. Er läßt Kriemhild sich selbst rächen; Vergeltung für das ihr angetane Leid fordert sie, und — wenn sie ihr verweigert wird — übt sie die Vergeltung selbst. Diesen Grundgedanken verfolgt die Klasse in gemeinsamer Arbeit im I. Akt. Rückblickend macht sie sich den weiten Weg von der kindlichen Jungfrau im Vorspiel über das liebende Weib im 2. Teil bis zu der durch das Leid versteinten Frau klar, die nun, von den Menschen betrogen, innerlich tot erscheint. Nur nach diesem Überblick wird die dritte und vierte Szene in ihrer Bedeutung erfaßt. Ein Rest von weiblich mütterlichem Liebesempfinden glüht noch in der ausgebrannten Schlacke und findet seine Befriedigung im Umgang mit Vögeln und einem Eichkätzchen. Auch Hebbels Tagebücher müssen hier herangezogen werden, mit den ergreifenden Aufzeichnungen über des Dichters Verhältnis zu den Tieren. Z. B. Eintrag am 5. Januar 1862: „Von den Menschen getäuscht, bin ich zu den Tieren geflohen." Wie muß dieser Frau die Werbung Etzels vorkommen? Und wie muß sie es auffassen, daß ihre Mutter sich zur Verkünderin der Werbung macht? Tiefste Schmach sieht sie darin: „Und meine Mutter hält für nötig, es mir zu melden? Hätt' ich doch gedacht, die stumpfste Magd, die uns im Stalle dient, wär Weib genug, das Nein für mich zu sagen; wie ist es möglich, daß Du fragen kannst!" Und weiter unten wieder zur Mutter: „Dich kann ich eben nicht verstehen." Auf dem vollen Verständnis dieser bedeutenden Stellen baut der Lehrer die Frage auf: Durfte diese Frau mit diesen Empfindungen eine zweite Ehe eingehen? Nein, denn sie vernichtet sich selbst innerlich. Der Schüler muß begreifen, wie unsäglich schwer ihr der Entschluß wird. Sie versucht, diese Selbstopferung noch zu vermeiden und ruft noch einmal Klage über Hagen Tronje (6. Szene). Und darauf die fürchterliche Entscheidung: „Mag die Welt mich anfangs schmähen, sie soll mich wieder loben, wenn sie das Ende dieser Dinge sieht."

Der 2. und 3. Aufzug werden als Privatlektüre erledigt und in der Schule besprochen. Schwierigkeiten bergen sie nicht. Als interessant wird die Umgestaltung des Hortmotives bei Hebbel hervorgehoben. Kriemhild fragt zweimal — einmal gleich beim Empfang der Nibelungen, dann wieder, als Hagen gefangen vor ihr steht — nach dem Hort. Aber nicht für sich verlangt sie ihn, sondern für Etzel, der die Morgengabe noch nicht empfangen hat.

Der IV. Akt wird gemeinsam in der Klasse gelesen. Volkers Lied vom Hort erfordert manche Erläuterung des Lehrers. Weiter zeigt dieser, wie das Interesse immer energischer auf Kriemhild und Hagen als die Gegenpole sich konzentriert. Zum letzten Male fordert Kriemhild Gericht über Hagen in der 4. Szene. Noch schaudert sie vor dem großen Morden zurück; aber nichts bleibt ihr erspart. Die Szene schließt mit der gewaltigen Auseinandersetzung zwischen Hagen und Kriemhild. Nirgends sonst stehen sich zwei Gestalten des Dramas so in nackter Offenheit Rede. Wie zwischen der Schwester und Giselher mit Gerenot sich der Konflikt unüberbrückbar zeigt (Giselher: O, Schwester, halte ein, wir können ja nicht anders! Kriemhild: Kann denn ich?), so auch gibt es zwischen Hagen und Kriemhild nur eine Lösung: den Tod. Namentlich Kriemhilds innere Selbstvernichtung findet hier einen ergreifenden Ausdruck. Was sie fortan tut und redet, erweckt in uns nur den grausenden Eindruck: wäre es nur bald geschehen. Und mit Rüdiger sagen wir: „Ist dies das Weib, das ich in einem See von Tränen fand? Mir könnte vor ihr grauen." Die Gestalt Etzels gewinnt unter den Händen Hebbels sehr. Vergleichend mit dem Texte des Liedes wird der Schüler er-

kennen, daß Hebbel die welthistorische Gestalt Attilas wieder in das ihr zukommende Licht gerückt hat. Über die Bedeutung Dietrichs von Bern ist schon alles Wesentliche gesagt. An Einzelerklärungen zu seinen schwer verständlichen Worten wird der Lehrer nicht sparen dürfen. Auf den Kampf der Weltanschauungen macht er bei der Lektüre der 20. und 21. Szene wieder besonders aufmerksam. Ob Kriemhilde Otnit hereinbringen läßt, um durch ihn Grund zum Ausbruch des Kampfes zu bekommen, ob sie so ohne jede Teilnahme dem Kinde gegenübersteht, daß sie es bewußt opfert, ist schwer zu entscheiden. Jedenfalls wird der Lehrer darauf hinweisen, daß sie kein inneres Verhältnis zu Otnit hat, und er wird finden lassen, wie im Augenblick des Mordes doch noch das Muttergefühl auflodert. Wunderbar ist dabei die wortkarge Ausdrucksweise Hebbels. „Das Kind! Mein Kind!" Mit dem Erscheinen Dankwarts und der Ermordung Otnits ist das Signal zum Kampfe gegeben.

Wenn die Zeit irgend ausreicht, wird der V. Akt gemeinsam gelesen. Nicht, weil er psychologische Schwierigkeiten gegenüber dem Liede enthielte, sondern um den grausigen Eindruck, den das Wüten dieser Teufelin macht, tief einzugraben. Welch ein Morden muß es gewesen sein, das einen Etzel, der in Blut zu waten gewohnt war, völlig vernichtet zusammenbrechen läßt: „Nun soll ich richten — rächen — neue Bäche ins Blutmeer leiten — doch es widert mich, ich kann's nicht mehr."

So haben wir den Nibelungengang durch die höhere Schule vollendet. Auf keiner Stufe kann infolge der Stoffverteilung übermäßige Zeit beansprucht werden; auf keiner Stufe bleibt die Behandlung bei einer ermüdenden Wiederholung stehen, sondern Schritt für Schritt werden alle ästhetischen und ethischen Schätze von den Schülern gehoben. So kommen wir dem Wunsche nach, den August Wilhelm von Schlegel für das Nibelungenlied hegte, „daß jede höhere Schule das Buch neben die Bibel stellen möge".

Christusdichtung.

Worte, mit denen Hauptmanns „Emanuel Quint" zur Privatlektüre ausgeliehen wurde.

Von A. H. Kober in Köln.

Vier Werke, erfüllt vom Glanze einer erdenfernen Traumwelt, leuchten aus der langen Kette der herben Diesseitsbilder, die wir dem Dichter Gerhart Hauptmann verdanken: die Novelle „Der Apostel", die Dramen „Hannele", „Die versunkene Glocke", der Roman „Der Narr in Christo Emanuel Quint". Man hatte in dem sozialen Drama „Vor Sonnenaufgang" die Tragik einer im Laster allmählich erstickenden Familie kennen gelernt, in dem Familienstück „Das Friedensfest" vernahm man aus einem solchen Chaos heraus den sehnsüchtigen Schrei nach Rettung vor der unerbittlichen Konsequenz einer Familiensünde, der Seelendialog „Einsame Menschen" kündete ein Emporsteigen reiner verirrter Menschen über die Wirren des Alltags zu den Höhen einer geistigen Gemeinschaft, alle Qual der geduckten Proletarierseele drängten „Die Weber" in den grellen Schrei „Hunger!" zusammen — da erblickte man den Dichter des Erdenelends und der Daseinsschwere plötzlich auf einem ganz anderen Platze: Die kleine Studie „Der Apostel" sang das stille Lied des Ein=

samen Frommen, das alte Lied vom reinen Toren. Als Vorläufer des großen Romanes, der uns hier hauptsächlich beschäftigen soll, ist jene Novelle hier zu erwähnen. Die Handlung ist bald erzählt: Ein moderner Naturapostel ist am Pfingstfeste auf der Durchreise von Italien nach Deutschland in Zürich eingekehrt. Am Frühmorgen des heiligen Tages schreitet er hinaus in die Freiheit der Seen und Berge, und mit jedem Schritte in die Gottesschöpfung hinein wächst in ihm ein traumhaft-fantastischer Gedanke zu allmählicher Klarheit: er fühlt sich Christus. Kinder folgen seinem Wandel, Spötter und Bewunderer kreuzen seinen Weg. Die Menge hinter ihm wächst zur Schar der Jünger, zur Meute der Feinde, er entweicht in die Berge, predigt den Steinen und Blumen. Die ungeheure Gewißheit seiner göttlichen Sendung an diese Menschheit steigert sich zu Schauern der Ehrfurcht vor seiner eigenen Göttlichkeit. Als die Pfingstglocken ertönen, nimmt er ihren Klang hin wie den Gruß einer Heimat. „Er beugte sich vor und lauschte, als es zu ihm heraufkam. Er beugte das Haupt nicht, er kniete nicht nieder. Er horchte lächelnd wie auf eines alten Freundes Stimme, und doch war es Gottvater, der mit seinem Sohne redete." Welch andre Welt tut sich hier dem Dichter auf, der bisher dem Schritte des Elends in die Weberhütten, in die dumpfen Stuben der Großstadtarmen nachgegangen war. Und doch ist auch dieser Hauptmann wieder der Dichter der „Weber", der Dichter der Tragik des harten unerbittlichen Alltags nämlich. Mit wunderbar feiner psychologischer Kunst wird im „Apostel" das allmähliche Hineinwachsen des heiligen Unheiligen in seinen Traum geschildert. Sein Vorleben, sein Vorstellungskreis, die Art, wie er die Natur auf sich wirken läßt, bestimmen alle Vorgänge und Wandlungen seines Innern mit logischer Konsequenz. Kein plötzlich überfallender Wahn, keine Erleuchtung oder Bekehrung ruft jene Erschütterungen hervor. Die Natur selber schreibt ihre großen geheimnisvollen Zeichen auf diese reine leere Seele. Nie wieder hat Gerhart Hauptmann einen Menschen so restlos glücklich werden lassen wie diesen Züricher Toren. Weil er nie wieder eine Gestalt geschaffen hat, die sich so ganz der Natur hingeben kann. Gerade der Dichter des modernen „Milieus", jenes furchtbaren Fatums, dem seine Kinder nie entrinnen können, gerade er weist uns wieder auf jene Seligkeit des unmittelbaren Zusammenlebens und -wirkens von Mensch und Natur, das Gottesdienst ist. Die herrliche Goethesche Einheit alles Natürlichen als eines Gottes mächtiger Atem, die gerade zur Zeit der ersten Hauptmannschen Dichtungen zu einem flachen Pantheismus erniedrigt worden war, erscheint nun wieder bei einem Dichter, der sich hatte durchbeben lassen von den Schrecken entweihter Menschlichkeit.

Auf jene erste religiöse Dichtung folgt die Traumdichtung „Hanneles Himmelfahrt", getrennt vom „Apostel" durch die Diebskomödie „Der Biberpelz". Wieder hatte man geglaubt, den Dichter als einen Zeichner großstädtischen Elends festlegen zu können, als mit einem Male ein frommer Kindersang erklang. Das arme Hannele, geplagt von einem rohen Vater, weiß nur von einem Glücke: vom Himmel und vom Herrn Christus, wie ihn der schwärmerisch geliebte Dorflehrer geschildert hat. Das Kindchen sucht und findet den Tod, und nun setzt der Dichtung zweiter Teil ein, Hannele erscheint in ihrem Himmel, in jenem Kinderhimmel, dessen Christus die Züge des Lehrers, dessen Engel die Züge der Dorfgespielen tragen, und in dem das zarte Bild der lieben guten Mutter die Schrecken des schwarzen Todesengels verblassen läßt. Die tiefste Lyrik Hauptmanns offenbart sich hier in den Weihereden

des Herrn, in den süßen Sängen der Engelchöre. Der Naturalismus steigt hier zum höchsten Symbolismus: unmittelbar aus der Sphäre des Armenhäuslerstübchens wächst die ganze Herrlichkeit des Kinderhimmels.

Man braucht neben „Hannele" nur „Die versunkene Glocke" zu stellen, um zu erkennen, daß Hauptmann zu seinem Traumbilde nicht gekommen war infolge theoretischer Überlegungen, sondern einfach aus seiner tiefen Verwurzelung mit der Volksdichtung hinaus. Der geheimnisvolle Zauber seiner heimatlichen schlesischen Berge, das schwerfällige Spintisieren der frommen Herrnhuter, die knorrige Bibelfestigkeit einfältiger Bauern lassen solche Dichtungen entstehen. Und jedesmal wenn Hauptmann in einer Reihe von Werken Probleme des modernen zersetzenden Lebensgetriebes geformt hat, kehrt er zurück in seine Heimat, um dort auszuruhen. So dichtet er nach seinen ersten Sumpfbildern, die mit dem Blute der Großstadt gezeichnet sind, die Seligkeit der Natur im „Apostel", die Einfalt schlichter Kinderherzen im „Hannele"; nach schwer schlagenden Jahren des Künstlerleides den Konflikt, der den Künstler von Natur zu Kultur schwanken läßt, in der „Versunkenen Glocke"; nach unendlich mühsamen Wanderungen durch die Dornenwege von Männer-, Menschen- und Völkerschicksal die versöhnende Weihe des Todes im „Michael Kramer", die sokratische Geruhsamkeit im „Griechischen Frühling", die makellose Reinheit des Urchristentums im „Emanuel Quint". Immer sind Hauptmanns religiös-symbolische Dichtungen aus tiefstem Erleben geboren, und das gibt ihnen eine Sonderstellung inmitten der modernen schwärmerisch stammelnden All-Einsdichtung.

Die Gestalt des Rabbi von Nazareth wandelt seit langem in unserer Literatur. Zwei große epische Werke vom Ende des 9. Jahrhunderts sind die ersten starken Zeugen hierfür: Heliand und Otfrieds Evangelienharmonie. In jenem niederdeutschen Werke erscheint Christus mit seinen Jüngern wie der Held einer Volkssage mit seinen Mannen. Bildhaft, kräftig werden die Szenen entworfen, der poetische Reiz der Erzählung liegt in der treuherzigen Vergegenwärtigung und Gegenständlichkeit, mit der uns das Schicksal des Volkskönigs mitgeteilt wird. Es herrscht hier jene so seltene, aber auch heute noch im Bereiche der Einfachen geübte reine Lust am Erzählen, der Fabuliertrieb, die naive Freude am Ausspinnen bekannter Vorstellungen. Das Gedicht des Mönches Otfried von Weißenburg ist dagegen viel individueller, das Werk eines einzelnen Denkers und Theologen, der mit allen Mitteln seiner Gelehrsamkeit, Formgewandtheit und Schulung an den lateinischen Kirchendichtungen eine lyrisch-moralisierende Jesusgeschichte schreibt. Solch eine Christusgestalt von ausgeprägt eigenartigem Charakter konnte als Ganzes natürlich nicht Gemeingut des Volkes werden; man kann aber von hier eine andere Art der Evangeliendichtung verfolgen: die lyrisch erbauliche Hinnahme und persönliche Ausdeutung der Heilsgeschichte. Diese beiden Formen, die epische erzählende und die lyrisch erbauende, ziehen sich nun durch die ganze Geschichte unserer geistlichen Dichtung. Nach zahlreichen Versuchen und Prägungen erfahren diese Dichtungsarten in einer Zeit gesteigerter religiöser Empfindung ihre klassischen Gestaltungen. Das Epos wird zum Jesusdrama, wie wir es zum Beispiel in dem bekannten Oberammergauer Passionsspiele finden. Hier wird die ganze Heilsgeschichte, sowohl ihr Verlauf in der Aufzeichnung der Bibel wie auch ihre Wiederholung im Leben des einzelnen Gläubigen, zu einem großen weltgeschichtlichen Drama größten Stiles zusammengefaßt

an die Stelle der einfachen schlichten Erzählung, des Berichtes, ist nun die bildliche Darstellung getreten. Damit hat die objektiv berichtende Christusdichtung einen letzten höchsten Ausdruck gefunden. Die erbauliche Auffassung spaltet sich nach der Vertiefung der evangelischen Sittlichkeit durch Luther in zwei Darstellungsarten. Einmal zeichnet man jetzt ein gewissermaßen innerliches Bild der Geschichte Jesu: man fordert zu seiner Nachfolge auf und erläutert diese an dem Beispiele eines ideal christlich lebenden Menschen. Das Büchlein von der Nachfolge Christi ist uns bekannt. Von einer dichterischen Jesusgestalt kann dabei nicht eigentlich mehr die Rede sein; es greift in die Geschichte der Jesusdichtung nur mittelbar ein, als Zeugnis nämlich für die allgemeine Wendung zur individuellen persönlichen Auffassung der kirchlichen Dogmatik. Zum zweiten wird die Geschichte und Gestalt Jesu mitten in den Strom des modernen Lebens hineingestellt: man stellt sie dar als eine zeit- und ortlose typische Erscheinung, die sich oft wiederholen könnte. Solche Versuche erscheinen zuerst in Predigten des 17. und 18. Jahrhunderts, sie werden dann häufiger in der Romantik: die Tragödie von Nazareth wird symbolisch für die Tragödie des reinen innerlichen Menschen unter der Masse der rohen äußerlichen überhaupt. Moderne Dichter haben dann aus dem Strome des modernen Lebens einen neuen Christus erstehen lassen: Kretzer (Das Gesicht Christi), Frenssen (Hilligenlei) und Hauptmann im Emanuel Quint. Ein Vergleich dieser drei Werke charakterisiert die Stellung des heutigen Dichters zur Christusgestalt überhaupt. Bevor ich diese unmittelbar schon auf Hauptmann hinführende Darstellung gebe, schalte ich die Erwähnung eines Werkes ein, die ich bisher geflissentlich vermieden habe: Klopstocks Messias. Man kann nämlich dies Werk nicht eng genug an unsere modernste Dichtung heranrücken, weil darin vieles, was unsere Zeit noch als Versuch beschäftigt, schon vollendet dargestellt worden ist. Die Tendenz, die Gestalt Christi als lebendigen Bestandteil in das Gesamtbild der Gegenwart hinein zu zeichnen, erfordert zunächst eine stilistische Vereinheitlichung des Ortes, der Zeit und des Gedanken- und Gefühlsgehaltes der Handlung. Man kann dies erreichen entweder dadurch, daß man Christus modernisiert, oder dadurch, daß man unsere Gegenwart antikisiert. Klopstock aber nimmt noch, wie jene alte Mysterienbühne des mittelalterlichen Passionsspiels, eine allgemeine weltgeschichtliche Einheit zwischen der Heilsgeschichte Christi und der des einzelnen Gläubigen an: er braucht nur die Geschichte des Rabbi von Nazareth zu erzählen, um damit eine Handlung vorzutragen, an der jeder Einzelne aller Zeiten beteiligt ist. Daher bei K. der großartige symbolische Stil, dessen Feierlichkeit für göttliche Dinge gleichermaßen gilt wie für die gewöhnlichsten menschlichen. Wir sehen den Herrn leiden und sterben, wie auf der alten Bühne, und wir fühlen in jedem Augenblicke: dies ist auch unser aller Leiden und Sterben. Nie wieder seit dem „Messias" ist eine solche selbstverständliche Vergegenwärtigung der Christusgestalt in einem tiefen innerlichen Sinne gelungen. Heute ist der Jesusdichter nicht mehr in der glücklichen Lage, mit der e i n e n Figur des neutestamentlichen Erlösers den ganzen Reichtum seelischen Empfindens im Volke zu erregen, unsere geistigen und gefühlsmäßigen Interessen sind jetzt viel zu sehr in einzelne verschiedene Gebiete zersplittert. So muß denn bei der Schilderung einer Jesusgestalt ein Kompromiß eintreten: entweder wird Christus in Anspruch genommen als klassischer Vertreter irgendeiner einzelnen modernen Lebensanschauung, eines modernen Lebensgefühls, oder man stellt seine

eigenartige Lehre dem Strome des heutigen Lebens, Denkens und Fühlens gegenüber. Rein künstlerische Gestaltung ist bei einem solchen ethischen Unterfangen nicht möglich; anderseits auch keine rein ethische, denn um dichterisch darzustellen ist durchaus die Berücksichtigung aller möglichen künstlerischen Stil- und Empfindungswerte nötig.

Max Kretzer läßt in seinem „Gesicht Christi" einen armen Berliner Arbeiter aus Not und Hunger zum Visionär werden: er sieht plötzlich Christus neben sich wandeln, hört seine Worte, empfängt seine Weisungen, folgt seiner Lichtgestalt. Und dabei gerät dieser moderne armselige Apostel immerfort in Widerstreit mit seiner Umgebung. Von seinen Arbeitsgenossen verhöhnt, aus politischen Parteikreisen verstoßen, in Konflikt geraten mit der Obrigkeit, verebbt dieser Glaube zu dem stillen heimlichen Glücke eines ekstatischen Sonderlings. Man kann eigentlich nicht sagen, daß in diesem Romane Christus auf den Boden der Großstadt hinabsteigt, denn immer und überall handelt es sich um das Gesicht, um die Vision des armen Mannes. Die Jesusgestalt erscheint immer nur durch einen Schleier gesehen, und das macht den Roman mehr zu einer Herzensangelegenheit des sehenden Apostels als zu einer selbständigen Christushandlung. Das nunmehr öfter behandelte Thema: Wie würde Christus heute unter uns empfangen? wird hier in einer primitiven Form verwendet, die einfach die reine Lehre Christi dem gottlosen und christusfremden Treiben der modernen Großstadt gegenüberstellt. Es ist dies Buch also ein ethischer Tendenzroman, in dem der Nazarener zum Sprecher und Vertreter bestimmter sittlicher und sozialer Anschauungen gemacht wird. Von hier aus geurteilt ist Frenssens „Hilligenlei" eher ein eigentlicher Christusroman. Denn da fällt die Gegenüberstellung von himmlischer und irdischer Welt von vornherein fort, nur das Leben der Hilligenleier, d. h. der Heiligenländer, wird uns geschildert. Dies Hilligenlei soll Nazareth im 20. Jahrhundert sein. Die Personen und Charaktere des Neuen Testamentes tauchen hierin auf als moderne Menschen, mit unseren Schicksalen, Handlungen, Gefühlen und Gedanken. Kein Zweifel: der Dichter will uns die Entwicklungsgeschichte des Nazarenertums aus modernen, mehr noch, aus allgemein menschlichen Beweggründen klar werden lassen. Das ist also diesmal ein psychologischer Versuch einer Biographie Christi und seiner Anhänger. Handelt es sich dabei noch um den Christus aus Nazareth, wie er in unserem Herzen längst als ein fester Denk- und Gefühlsbestand besteht? Sicherlich nicht. Frenssen will eben gerade zeigen, daß der Jesus der Bibel nicht eine bestimmte einmalige historische Erscheinung ist, sondern ein zeitloses Symbol für eine typische Sehnsucht des tiefen Menschen überhaupt. Es muß deshalb seiner Jesusgeschichte der große historische Hintergrund fehlen; und da dieser Hintergrund nichts Geringeres ist als die ganze Welt geistiger und gefühlsmäßiger sozialer Beziehungen, fehlt dem Bilde Frenssens der soziale Gedanke im höchsten und tiefsten Sinne. Bei Kretzer — sozialer Roman ohne Christuspsychologie, bei Frenssen — Christuspsychologie ohne soziale Bedingtheit. Der Dichter, der uns beides zugleich gibt und damit den ersten Christusroman in einem universalen Sinne, ist Gerhart Hauptmann mit seinem „Emanuel Quint".

Kretzer war zu seinem Christusromane gekommen, weil er als sozialer Dichter notwendig zu jener großartigsten aller sozialen Revolutionen gelangen mußte, die in der Nächstenliebeethik Jesu von Nazareth steckt. Es ist daher verständlich, wenn

Kretzer in diesem Werke den Stil, die künstlerische und sittliche Haltung seiner Dichtungsart überhaupt beibehielt; wie denn etwa auch der Lyriker Rilke seine Marienerlebnisse in den ihm bis dahin schon eigentümlichen Stil formt. Eine Klopstocksche Stilrevolution fehlt auch dem Christuswerke Frenssens. Dieser Mann, kann man sagen, kam zur Jesusgestalt als psychologischer Idyllendichter. Die Idylle großen Stiles, d. h. die Beobachtung bestimmter geschlossener Lebens- und Weltausschnitte — des bäuerlichen, erdenschweren besonders — ist das eigentliche Arbeitsfeld Frenssens. Hier findet er mit dem sicheren Auge des Liebenden und Verehrenden all die feinen Goldadern des verinnerlichten einfachen reinen Menschen und schmiedet aus ihnen die großen starken Schicksale zusammen. Je näher er dem primitiven Menschen, der Urkraft der Mutter Erde gewissermaßen kommt, desto weiter und mannigfaltiger werden die Schicksalsmöglichkeiten, die sich hier gewinnen lassen. Denn das ist die große Kunst Frenssens, aus psychologischen, mehr und tiefer noch: aus elementaren, natürlichen Vorbedingungen Menschen und Geschehnisse organisch herauswachsen zu lassen. Und so nun ist jener Christus in „Hilligenlei" entstanden, so kürzlich der epische Bismarck. Es sind große Symbole für die unerschöpfliche Werdekraft der ewigen Erde und ihrer Erscheinungsformen schlechthin. Die idyllische Dichtung wird auf ihren Höhepunkten zur kosmischen.

Bei Hauptmann liegen die Vorbedingungen zum Christusroman nicht so klar zutage. Er ist der mannigfaltigste, der schillernde, unruhige unter den drei modernen Dichtern, die hier genannt sind. Lyrik, Novelle, Drama, soziale Stoffe, Märchendramen, historische Stücke, symbolische Dichtungen, Bearbeitungen und Nachformungen älterer Werke — das alles lag schon vor dem Roman „Emanuel Quint". Man hat gemeint, der Dichter habe, stets schwankend von Erlebnis zu Erlebnis, überall nach festen Haltepunkten für seinen unsicheren Ausdruck getastet und sei so auch — als ein rastlos Irrender, Haltloser — zu der Gestalt des Nazareners gelangt. Diese Annahme läßt sich indessen nicht halten, wenn man einmal tiefer sieht und beobachtet, wie bei aller Mannigfaltigkeit doch immer wieder die ganz bestimmte Eigenart des Dichters hervorkommt: ein mit tiefen Augen in die Welt aller Erscheinungen hineinblickender sehnsuchtserfüllter Schicksalssucher, dem sich unmittelbar aus dem einfachsten geringsten Vorgange heraus die größten Wunder offenbaren. Man kann Hauptmann den Propheten des Alltags nennen; all sein „Naturalismus" und „Realismus" zeigt uns nur immer wieder, wie überall unter der Oberfläche des klar Sichtbaren das Wunderbare verborgen liegt, all sein Symbolismus weist immer wieder darauf hin, daß dem guten und reinen Menschen sich die großen Geheimnisse des Übernatürlichen willig entschleiern. Dies ist die absolute Einheit der Hauptmannschen dichterischen Welt: der Mensch als Maß der Dinge ist der Schnittpunkt des Natürlichen und Übernatürlichen, der Durchgang der großen gewaltigen Schicksale. Aus der Beobachtung und Formung des modernen sozialen Lebens und seiner Charaktere gewann Hauptmann die Einsicht in die Wechselwirkung von Mensch und Mitwelt, in die Verankerung des einzelnen Charakters mit der Allgemeinheit seines Volkes, der Menschheit überhaupt. Aus der Beobachtung der geschichtlichen Vorgänge gewann er die Weite des Blickes über große Epochen der Menschheitsgeschichte hin. Aus der Beobachtung des mittelalterlichen antiken Kulturkreises (Griechischer Frühling) die Kenntnis verschiedener Lebensgefühle.

verschiedener Formen des Verhältnisses von Mensch und Natur. Mit dem Eindringen in die Welt des Wunders und des Märchens enthüllte sich ihm die Logik und Psychologie des Geheimnisvollen außer uns, die Natur als unmittelbare Schöpfung eines Gottes.

Aus solchen Wurzeln heraus entstand der Christusroman „Der Narr in Christo Emanuel Quint".

Zum Komma vor „und".

Zu der im 30. Jg. 12. Heft S. 717 ff. von G. Lunze besprochenen Frage geht uns folgende wichtige Mitteilung aus Bayern zu:

„G. Lunze betrachtet mit Recht als Zweck des Kommas, einen gewissen Gegensatz oder wenigstens eine Trennung und Auseinanderhaltung von Worten bzw. Begriffen anzudeuten, und fordert demgemäß, daß vor dem rein kopulativen „und", auch wenn es Sätze mit verschiedenem Subjekt miteinander verbindet, das Komma weggelassen wird. Diese Auffassung steht im Einklang mit der Interpunktionslehre, wie sie das amtliche bayerische Regelbuch für die deutsche Rechtschreibung schon seit 1903 darbietet. (Regeln für die deutsche Rechtschreibung nebst Wörterverzeichnis. Herausgegeben vom Kgl. Bayerischen Staatsministerium des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten auf Grund Vereinbarung mit den deutschen Bundesregierungen und mit Österreich.) Hier heißt es auf S. 34: „Der Beistrich steht in Satzverbindungen um die einzelnen Sätze derselben zu trennen. Sind die Sätze mit „und" und „oder" verbunden, so wird kein Beistrich gesetzt, z. B. Tiefe Stille herrscht im Wasser, ohne Regung ruht das Meer und bekümmert sieht der Schiffer glatte Fläche rings umher." Die am Schlusse des Aufsatzes von Lunze erwähnten unvollständigen Vergleichungssätze werden nach der Bestimmung des bayerischen Regelbuches ebenfalls nicht vom Vorangehenden durch Komma getrennt. Ebenso wird in diesem Büchlein auch der Beistrich vor den Nennformen des Zeitworts mit zu, um zu usw. im allgemeinen für überflüssig erklärt. Es ist bedauerlich, daß das Einigungswerk in der deutschen Rechtschreibung vor der Lehre von den Satzzeichen Halt gemacht hat. Sonst wäre die bayerische Wohltat einer Einschränkung des Kommas vielleicht auch den anderen Bundesstaaten zuteil geworden und die Fälle, in denen ein Autor zum „Opfer kommawütiger Setzer" wird, hätten sich bereits vermindert. Prof. Dr. Alfred Seilchenfeld, Fürth i. B."

Es ist dringend zu wünschen, daß die nordmainischen Staaten dem guten Beispiel Bayerns folgen; sie würden dadurch den Unterricht von einer sehr schweren Last befreien, die uns und den Schülern, wenn man von Lunzes Standpunkt ausgeht, nicht einmal zu Recht auferlegt wird.

Literaturbericht 1915/16.
Philosophische Propädeutik.

Von **Rudolf Stübe** in Leipzig.

I. Geschichte der Philosophie.

Die geschichtliche Arbeit auf philosophischem Gebiet hat eine erfreuliche Anregung durch Leibniz' 200. Todestag am 14. November 1916 gewonnen. Leibniz ist trotz aller Abstände, die uns von seinem metaphysischen Weltbild, dieser kosmologischen Dichtung des Optimismus, trennen, keineswegs ein Toter. Er teilt in der Fülle ewig lebendiger Kräfte das wunderbare Geschick Platons. In seiner Leibniz-Schrift hat Wilhelm Wundt kürzlich dargelegt, was seine eigne lange Forschung und was die moderne Wissenschaft, Philosophie und Psychologie vor allem, Leibniz verdanken. Den Entwicklungsgedanken, der im 19. Jahrhundert eine wissenschaftlich leitende Idee geworden ist, ist von Leibniz im Gesetz der Kontinuität ausgesprochen. Das Gesetz von der Erhaltung der Kraft ist schon von L. erreicht worden.

Das Schicksal, das die Philosophie Leibniz' in unserer Geistesgeschichte getroffen hat, spiegelt sein persönliches Geschick wider. An Universalität hat er auf deutschem Boden niemand seines gleichen, in der harmonischen Einheitlichkeit und lichtvollen Klarheit ist ihm nur Goethe gleich. In seinem Denken wie seinem Wesen ist alles Kraft, Emporstreben zum Höchsten, Glaube und freudiger Lebenswille. Vielleicht ist in keinem unserer großen Denker die Kraftfülle und Lebensbejahung des deutschen Wesens so allseitig ausgeprägt wie in Leibniz. Und diese unermeßliche Größe entschwand unserer Geistesgeschichte schon bei Lebzeiten. Weniger, weil Leibniz seine Arbeiten lateinisch und französisch geschrieben hat, als deshalb, weil er seinen Reichtum über ganz Europa ausgestreut hat in Briefen an mehr als 1000 Personen, in zahllosen kleinen Skizzen, Mitteilungen und Abhandlungen. Er hinterließ fast nur die Materialien zu einem Bau, der neben allem andern in seinem Geiste fertig war, die gewaltigste Metaphysik, die je ein Geist geschaffen hat, die erste deutsche Philosophie. Nur auf die eine bedrückende Frage „si deus, unde malum?", wie sie Bayle stellte, fand er in der „Theodicee" die Antwort „Harmonia universalis id est deus", die großartige Idee einer ethisch-ästhetischen Weltharmonie.

Die Erneuerung der „Philosophischen Bibliothek" durch die rege und verständnisvolle Pflege dieses großartigen Unternehmens im Verlage Felix Meiner hat uns zum Leibnizjahre eine völlig neue Bearbeitung der „Nouveaux Essais" in der ausgezeichneten Übersetzung von E. Cassirer gebracht.[1]) In die Geschichte des Problems, der Frage nach Ursprung und Gültigkeit unserer Erkenntnis, führt die Einleitung vortrefflich ein. Zur Erklärung sind in den Anmerkungen sehr wertvolle Beiträge gegeben. Es ist eine philologisch wie philosophisch höchst beträchtliche Leistung, die hier vorliegt.

Mehr noch als dieses streng wissenschaftliche Werk bedeutet für die Allgemeinheit

1) G. W. Leibniz, Neue Abhandlungen über den menschlichen Verstand. In 3. Aufl. neu übersetzt, eingeleitet und erläutert von Ernst Cassirer. Leipzig 1915, Felix Meiner. M. 7,50, geb. M. 8,50.

die vom Verlage Felix Meiner veranstaltete Ausgabe der „Deutschen Schriften" von Leibniz, eine Gabe zum 200. Todestage Leibniz, für die wir dem Verlage dankbar sein müssen. Die umfassenden und bedeutenden Arbeiten, die Leibniz in deutscher Sprache geschrieben hat, sind so gut wie vergessen. Von der auf acht Bände berechneten Sammlung sind die beiden ersten erschienen.[2])

Daß Leibniz als erster für deutsche Sprache und Bildung eintrat, ist allgemein bekannt. Nicht nur die Reinheit der durch ausländische Einflüsse völlig zersetzten Sprache wollte er wieder herstellen; er erkannte auch in der Sprache das einzige Band der Volksgemeinschaft, das für seine Zeit noch bestand. Deshalb sollte das Deutsche im **Unterricht** stärker betont werden. Deutsche Bildung will Leibniz zur Freiheit von dem französischen Wesen führen. Im zweiten Bande tritt uns Leibniz noch stärker als Politiker und Patriot entgegen. Es ist in der Tat überraschend, wie er schon die Weltprobleme des 19. Jahrhunderts vorauf genommen hat: die Rückgewinnung des Elsaß, die ablenkende Beschäftigung Frankreichs in Afrika, die Bedeutung Ägyptens, der Suezkanal und Indien, Belgiens und Polens nähere Verbindung mit Deutschland, die russische Gefahr und vieles andere, auch die heutige Wehrpflicht, ist von Leibniz mit einem Fernblick erfaßt, der ihn zu einem der größten Politiker aller Zeiten macht. Wir werden hoffen dürfen, daß aus diesen „Deutschen Schriften" der größte deutsche Universalgeist dem deutschen Volke nahetritt und ihm nun endlich in seinem überwältigenden Reichtum völlig zu eigen wird. Wir dürfen nun erwarten, daß er seinen Platz im deutschen Leben neben Goethe findet. Diesen Erfolg wünschen wir dem verdienstvollen Unternehmen des Verlages, das eine Kulturtat für Deutschland bedeutet.

Neben dieser Ausgabe der Schriften von Leibniz ist hier ein philosophisches Lesebuch von hohem Werte zu nennen. Solche Auswahlen sind bei der ungeheuren Masse der philosophischen Literatur ein Bedürfnis. Die Schwierigkeit, solche Bücher zu schaffen, liegt darin, aus der reichen Fülle einmal solche Stücke auszuwählen, die für den einzelnen Denker charakteristisch sind, sodann wenigstens annähernd ein Bild seiner Grundanschauung zu gewinnen. Diese beiden Forderungen sind aufs trefflichste erfüllt in dem philosophischen Lesebuch von **Przygodda**, der besten unter den mir bekannten philosophischen Chrestomathien. Infolge des Kriegs liegt bisher nur der zweite Band vor.[3]) Er reicht von Fichte bis Ed. v. Hartmann und bietet neben den großen Führern der deutschen Philosophie (Schelling, Schopenhauer, Hegel, Herbart, Fechner, Lotze) auch wertvolle Stücke aus W. v. Humboldt, Schleiermacher, v. Baader, K. C. F. Krause, Fries, Bolzano und Feuerbach. Geschichtliche, literarische und sachliche Angaben oder Erläuterungen fehlen ganz. Das Buch kann also sehr wohl neben einer Geschichte der Philosophie dem historischen Studium dienen. Wahrscheinlich aber ist die Absicht des Verfassers, daß es als Unterlage für philosophische Übungen dienen soll. Dafür wäre es durch den Umfang der gewählten Abschnitte, die eine tiefer eindringende Erklärung fordern, jedenfalls sehr geeignet.

---

2) G. W. **Leibniz**, Deutsche Schriften. I. Band. Muttersprache und völkische Gesinnung. II. Band. Vaterland und Reichspolitik. Leipzig 1916, Felix Meiner. Je M. 2,—, geb. M. 2,60.

3) **Paul Przygodda**, Deutsche Philosophie. Ein Lesebuch. II. Band. Von J. G. Fichte bis E. v. Hartmann. Berlin 1916, Jul. Springer. M. 8,—, geb. M. 10,60.

Wir können nur der Hoffnung Ausdruck geben, daß es dem Verf. vergönnt sei, aus dem großen Kriege zu seiner Arbeit heimzukehren und uns bald den in Aussicht gestellten ersten Band zu bringen, der zeitlich hoffentlich wenigstens in begrenzter Auswahl weit zurückgreift. Er wird ja in Kant gipfeln und dadurch das Fundament zum zweiten Bande bilden.

Zur Geschichte der Philosophie erwähnen wir hier zunächst die von Prof. A. Messer in Gießen in „Wissenschaft und Bildung" veröffentlichten Bände, von denen die drei ersten bereits in zweiter Auflage vorliegen, während ein vierter Band die Reihe mit der jüngsten Philosophie abschließt Der 1. Band[4]) hat nicht unerhebliche Erweiterungen erfahren, besonders in den Kapiteln über Plato und Aristoteles. Auch die mittelalterliche Philosophie (bis Nicolaus Cusanus) hat manches gewonnen, seit die jüngste Forschung vieles zur Kenntnis der Scholastik und der Mystik geleistet hat.

Der 2. Band[5]) umfaßt das 16., 17. und 18. Jahrhundert und führt von der Renaissance zu Kant. Es ist eine bewundernswerte Leistung von diesem Stoffe, der in einer Fülle von Einzelheiten erscheint, ein in große Linien geschlossenes Bild zu geben. Die Fähigkeit, schwierige Gedanken klar darzustellen, sie begreiflich aus den Voraussetzungen der Zeit zu machen, tritt besonders in den Abschnitten über Leibniz und Kant hervor.

Der 3. Band[6]) reicht dann von Fichte bis Nietzsche. Von unserer klassischen Philosophie und den auf die Gegenwart noch unmittelbar wirkenden Gedanken, wie des Positivismus, des Evolutionismus und Nietzsches, erhalten wir ein überraschend eindringendes Bild. Dabei bietet der Verf. sich auch als sicherer, ganz objektiver kritischer Führer, der zu eignem Nachdenken über die Probleme und ihre Lösungsversuche hinleitet. Was er z. B. über Materialismus und Positivismus bringt, ist in dieser Richtung ausgezeichnet.

Vollends gibt uns der 4. Band[7]) ein höchst bewegtes, anschauliches und überall klar umrissenes Bild der philosophischen Gegenwart. Sie bereits historisch aufzufassen und zu würdigen, ist hier mit großem Erfolg versucht. Die einzelnen Gestalten treten uns überall höchst anschaulich, lebendig entgegen. Die philosophischen Gedanken werden in ihrem Verwachsensein mit den allgemeinen Zeitverhältnissen erfaßt. Schwerlich gibt es eine Darstellung für die Gegenwart der Philosophie, die so allseitig und energisch in ihre Bewegungen und Gegensätze einführt. Es ist ein ganz ausgezeichnetes Buch.

Fassen wir den Eindruck dieser vier Bände zusammen, so dürfen wir sie als Muster gemeinverständlicher und doch wissenschaftlicher Darstellung rühmen. Die Verknüpfung der philosophischen Entwicklung mit den allgemeinen Kulturverhältnissen tritt ergänzend neben die scharf gezeichneten Gestalten der einzelnen Denker. Diese

4) August Messer, Geschichte der Philosophie im Altertum und Mittelalter. 2. verbess. Aufl. Leipzig 1916, Quelle u. Meyer. (Wissenschaft und Bildung 107.) M. 1,25.

5) A. Messer, Geschichte der Philosophie von Beginn der Neuzeit bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. 2. verbess. Aufl. Leipzig 1917, Quelle u. Meyer. (Wissenschaft und Bildung 108.) M. 1,25.

6) August Messer, Geschichte der Philosophie im 19. Jahrhundert. 2. veränd. Aufl. Leipzig 1917, Quelle u. Meyer. (Wissenschaft und Bildung 109.) M. 1,25.

7) August Messer, Die Philosophie der Gegenwart. Leipzig 1916. Quelle u. Meyer. (Wissenschaft und Bildung 138.) M. 1,25.

Bücher tragen aber auch einen persönlichen Charakter. Der Verf. will nicht nur Geschichte lehren, sondern durch sie zu den bleibenden Menschheitsfragen hinführen und damit der Philosophie selbst zu ihrem Recht und ihrer Wirksamkeit im Leben verhelfen. Das ist aufs schönste gelungen. Man kann aus diesen Büchern nicht nur Belehrung, sondern auch persönlichen Gewinn holen.

In 2. Auflage liegt Br. Bauchs „Immanuel Kant" vor[8]), ein Zeichen, wie willkommen diese kurze, aber wertvolle Darstellung weiteren Kreisen ist. Das Buch will denen dienen, die in ernsthafter Weise sich in den Gedankenbau Kants hineindenken wollen. Die Anlage der 1. Auflage hat das Buch beibehalten. Abgesehen von einzelnen Ergänzungen und Besserungen besteht der Wert der 2. Auflage darin, daß der Verf. die Hauptbegriffe Kants — Erfahrung und Idee — schärfer beleuchtet und damit das Gesamtwerk Kants nach der Seite seiner Einheit verständlich macht.

Einen ganz anderen Charakter trägt das interessante Kant-Buch von Döring[9]). Sein Ziel ist, Kant zum geistigen Besitz des deutschen Volkes zu machen. Es soll auch dem Einfach-Gebildeten ermöglicht werden zu sehen, was Kant an geistigen Werten bietet und was er als moralische Macht bedeutet. Es ist bewundernswert, mit welcher Klarheit hier Kants Gedanken dargelegt werden. Eine bessere Einführung in Kants schweres System und — was mehr besagen will — in seine Gedankenarbeit, läßt sich kaum denken. Wer überhaupt eine gewisse Denkarbeit leisten mag, dem ist hier wirklich der Weg zu unserm größten, freilich auch schwersten Philosophen geöffnet. Der Verf. geht so vor, daß er uns — nach gewissen Voraussetzungen — die Fragestellung Kants und seine Lösungen als eigne miterleben läßt. Wir werden hier nicht von außen her an den Riesenbau heran- und dann in ihn hineingeführt, sondern sehen ihn entstehen. Das zweite ist die Würdigung Kants als moralische Größe, als einer höchsten Offenbarung unserer tiefsten Kräfte. Wer möchte bezweifeln, daß uns Kant grade jetzt viel zu sagen hat? Das Bild, was der Verf. von Kant gibt, ist von einer monumentalen Geschlossenheit und inneren Einheitlichkeit. Es ist für die Aufgabe dieses Buches ein durchaus berechtigter Schritt, daß die Möglichkeit verschiedener Auffassung Kants — in Wahrheit wohl eine Auswirkung nach verschiedenen Richtungen hin — gar nicht zu Worte kommt. Zunächst ist der Kant zu betrachten und zu erfassen, den Döring schildert. Ob Kant wirklich diese volle Einheitlichkeit in seinem Schaffen war, ist eine Frage für sich. Das unten zu nennende Buch Vaihinger gibt darauf die entscheidende Antwort.

Eine sehr erfreuliche Gabe ist die 4. Auflage von Vaihingers Nietzschebuch[10]), die als Feldausgabe eingerichtet ist. Neben der Bibel und Goethes „Faust" ist Nietzsches „Zarathustra" besonders oft mit ins Feld gezogen. Gerade diese kleine Schrift aber ist geeignet, denen, die Nietzsche im ganzen aufnehmen wollen, zu dienen. Was der Schrift ihren Wert verleiht ist einmal die durchaus objektive Darstellung der Lehre

---

8) Bruno Bauch, Geschichte der Philosophie. V. Immanuel Kant. 2. verb. Aufl. Berlin und Leipzig 1916, G. J. Göschen. (Sammlung Göschen 536.) M. 1,—.

9) Woldemar Oskar Döring, Das Lebenswerk Immanuel Kants. Vorlesungen, gehalten im Auftrage der Oberschulbehörde zu Lübeck im Kriegswinter 1916. Lübeck o. J., Charles Coleman. 5. Aufl. M. 3,—, geb. M. 4,—.

10) Hans Vaihinger, Nietzsche als Philosoph. 4. vom Verf. neu durchgesehene Aufl. Feldausgabe. 1. bis 10. Tausend. Berlin 1916, Reuther u. Reichard. M. 1,—.

Nietzsches; mehr noch aber bedeutet es, wenn der Verf. hier die oft weit aufgelöste Gedankenwelt in ihrer inneren Einheit erfaßt, wenn er das System in N. darlegt. Es ist eine rein historische Behandlung Nietzsches; Kritik an den Voraussetzungen oder Konsequenzen N.s zu üben, ist nicht die Absicht. Und diese sachliche, tendenzlose Führung durch die Welt Nietzsches zeigt, daß er ein Philosoph von Bedeutung ist. Dem, der zuerst an N. herantritt, wie dem, der schon in ihn eingedrungen ist, wird eine zusammenfassende Darstellung seiner Lehre als eines lebensvollen Zusammenhanges wertvoll sein.

An dieser Stelle will ich ein Werk nennen, daß auch in der Geschichte der Philosophie von bleibender Bedeutung sein wird durch den Anhang, der eine — man darf so sagen — neue Deutung Kants gibt. Was Vaihingers großartiges Werk „Die Philosophie des Als Ob"[11]) als eine bahnbrechende Leistung der systematischen Philosophie für Erkenntnistheorie und Weltanschauung bedeutet, das denke ich in dieser Zeitschrift in einem besonderen Aufsatz auszuführen. An dieser Stelle kommt es nur in Frage, soweit es der Erklärung Kants neue Wege weist. Und das ist geschehen mit dem quellenmäßigen, tiefgreifenden Nachweis, daß in Kants Denken zwei Strömungen nebeneinander gehen, von denen die eine mehr in der Tiefe bleibt, aber sich später doch mit großer Stärke bemerkbar macht. Vaihinger hat den zwingenden Nachweis gebracht, daß neben dem rationalen Denken in Kant, besonders in seinen religiösen und ethischen Schriften, der Begriff der Fiktion eine starke, wenn auch vielfach verdeckte Unterströmung bildet. Worum handelt es sich dabei? Dazu ist es unvermeidlich, auch den Grundgedanken des „Als Ob", wie ihn Vaihingers großes Werk durch das ganze Gebiet der geistigen Tätigkeit und durch die Weiten des praktischen Lebens verfolgt, kurz darzulegen. Das eine Problem, das Kern und Inhalt des Buches bildet, lautet: „Wie kommt es, daß wir mit bewußt falschen Annahmen doch richtige Erkenntnisse gewinnen?" Eine Annahme nennen wir falsch, wenn sie mit der Wirklichkeit unserer Erfahrung nicht übereinstimmt oder wenn sie in sich selbst Widersprüche enthält. Gleichwohl dienen Annahmen beider Art in Wissenschaft und Leben als Stützen des Erkennens und des Handelns. Wir erfahren täglich, daß wir solche Annahmen nicht entbehren können, um Erkenntnis zu erreichen oder um zweckmäßig zu handeln. Als die sprachliche Form dieser Verknüpfung erscheinen die mit „als ob" eingeleiteten Sätze. Wir denken oder handeln, als ob eine bestimmte Voraussetzung zutreffe. In diesen Annahmen liegt nun eine Gefahr: sie scheinen uns „wahr" zu sein, weil sie helfen, Wahrheiten zu gewinnen. Wir rechnen deshalb die Hilfslinien, die wir ziehen müssen, oft in die Erkenntnis hinein, die wir mit ihrer Hilfe gewinnen. Und das ist begreiflich, denn das Geflecht der Hilfsgedanken ist oft unendlich fein und verwickelt. Diese Hilfskonstruktionen nun, die keinen Selbstzweck haben, die wir fallen lassen können, wenn sie ihren Dienst geleistet haben, die aber das ganze Denken und Leben stetig begleiten, bezeichnet Vaihinger als „Fiktionen". Wir sind uns ihres Charakters oft deshalb nicht bewußt, weil sie leicht mit „Hypothesen" verwechselt werden. Die Grenze zwischen Hypothese und Fiktion

11) Hans Vaihinger, Die Philosophie des Als Ob. System der theoretischen, praktischen und religiösen Fiktionen der Menschheit auf Grund eines idealistischen Positivismus. Mit einem Anhang über Kant und Nietzsche. 2. Aufl. Berlin 1913, Reuther u. Reichard. XXXV u. 804 S. M. 16,—, geb. M. 18,50.

scharf gezogen zu haben, ist eines der wesentlichen Verdienste des großen Werkes. Hypothesen sind nicht Hilfsmittel, sondern eine der Wahrheit angenäherte Form der Erkenntnis. Eine Hypothese kann zu voller Erkenntnis erhoben werden, eine Fiktion niemals. Das kopernikanische Weltensystem z. B. ist eine Hypothese, der wir heute den Wert wissenschaftlich gesicherter Erkenntnis beilegen. Das Atom ist dagegen eine Fiktion, die als Mittel des Erkennens von wirklichen Hergängen, als rechnerisches Hilfsmittel, dient. Doch soll der systematische Gehalt von Vaihingers großem Werke einer besonderen Behandlung vorbehalten bleiben. Hier handelt es sich um seinen historischen Ertrag zur Kanterklärung.

Zunächst weist V. nach, daß die „Als Ob"-Betrachtung schon von mehreren Denkern in Ansätzen erreicht ist. Der erste, der sie in Kant erkannte, war der Jenaer Forberg, der im Fichteschen Atheismusstreit eine bedeutende Rolle spielte. Sie tritt aber auch bei Schleiermacher, F. A. Lange und Nietzsche hervor. Bei ihnen allen erscheint sie als der religions-philosophische Grundgedanke, daß sich die religiösen Begriffe nicht auf substantielle Realitäten beziehen, sondern daß ihre Wahrheit und ihr Wert sich im religiösen Vorstellungs- und Empfindungsgehalt erschöpft. Auf dieser inneren Unabhängigkeit und Selbstgenügsamkeit beruht der Wert der religiösen Ideen. Diesen „Als Ob"-Gedanken hat nun Vaihinger bei Kant als eine sehr starke Strömung erwiesen. Der überlieferten, schulmäßigen Auffassung Kants stellt Vaihinger den „radikalen Kant" gegenüber. Die traditionelle Auffassung ist ja, daß Kant in der Kr. d. r. V. die Unerkennbarkeit der intelligiblen Welt gelehrt, dagegen auf moralischem Wege die Realität der Ideen in Gott, Freiheit, Unsterblichkeit bewiesen habe. In der Tat — das bestreitet auch Vaihinger nicht — stützt sich diese Auffassung auf zahlreiche Ausführungen Kants. Vaihingers Verdienst beschränkt sich aber nicht darauf, die daneben laufende Strömung der „Als Ob"-Anschauung mit Nachdruck durch eine vollständige Vorlegung des Quellenmaterials erwiesen zu haben; das Wesentliche ist, daß Vaihinger behauptet, Kants wirkliche, auf der Höhe seiner kritischen Energie erreichte Anschauung sei der Fiktionismus. Die Tatsache der „Als Ob"-Betrachtung kann man in Kant natürlich nicht bestreiten. Stellt nun Vaihinger den „wahren" Kant heraus? Ich glaube man muß die Frage bejahen. Vaihinger erkennt natürlich völlig an, daß neben dem radikalen, kritischen Kant der rationale Dogmatiker steht. Was aber Kants höchste Denkleistung ausmacht, das ist diese daneben hergehende Strömung der Fiktionstheorie, die sich im 19. Jahrhundert in Ansätzen als höchst fruchtbar erwiesen hat und deren fundamentale Bedeutung Vaihingers großes Werk darlegt, indem er sie durch weiteste Gebiete der Wissenschaft und des Lebens in ihrer Geltung verfolgt.

Zunächst muß das Ergebnis überraschen, daß Kant in seinem Denken nicht so einheitlich und streng geschlossen ist, wie man gewöhnlich annimmt. Vor allem aber ist die Frage: Wie konnte Kant zwei gegensätzliche Denkrichtungen nebeneinander festhalten, warum hat er nicht aus der „radikalen" Anschauung die Konsequenzen gezogen? Die Antwort scheint einerseits in der Art des kantischen Denkens, andererseits in seiner Persönlichkeit zu liegen. Kant ist der kritische Denker, d. h. er verfolgt nie einen Gedanken als allein entscheidend, sondern wägt ihn nach allen Richtungen hin, stellt ihn neben andere Wege. Die Objektivität seines Denkens ist es, die auch den eignen Anschauungen gegenüber darin zur Geltung kommt. Sodann kommt

neben dem Denker auch der Mensch Kant — auch in seiner geschichtlichen Gebundenheit — zur Geltung. Kant war trotz höchster Energie im Denken, trotz seiner „alles zermalmenden" Lehre, kein Stürmer und Dränger. Er hat auch die kühnsten Gedanken, den Fiktionismus, mit einer gewissen Zurückhaltung und Zaghaftigkeit behandelt. Ein stärkeres Temperament wäre mit diesen Gedanken durchgebrochen; Kant aber blieb in der Bahn, die er sich selbst gesteckt hatte. Sein Fiktionismus blickt in ein neues Land, aber es ganz und allein zu betreten, war ihm nicht gewährt. Vaihinger findet den „radikalen" Kant besonders in Ausführungen innerhalb der „transzendentalen Dialektik" in der Kr. d. r. V. Dort scheidet Kant völlig scharf die „Ideen" von den Hypothesen und bezeichnet jene ausdrücklich als „heuristische Fiktionen", deren Wert eben darin bestehe, Erkenntnis finden zu helfen. Fiktionen sind Begriffe, die uns befähigen, Fragen zu lösen, deren „Gegenstand außer dem Begriff nicht angetroffen wird". Die Vernunft nimmt außerhalb der Erscheinungen einen Standpunkt an, der als Verstandeswelt erscheint. Und ebenso ist das Gebiet der absoluten Zwecke eine bloße Idee. Vaihinger bezeichnet als den absoluten Höhepunkt der kritischen Philosophie den Satz Kants: „Und hier eben liegt das Paradoxe, daß bloß die Würde der Menschheit, als vernünftiger Natur, ohne irgendeinen anderen dadurch zu erreichenden Zweck oder Vorteil, mithin die Achtung für eine bloße Idee demnach zu einer unnachlaßlichen Vorschrift des Willens dienen sollte." Von hier kommt Kant auch auf die Gottesidee, die er als ein Ideal der reinen Vernunft bezeichnet, das keine weitere Beglaubigung ihrer Realität aufzuweisen hat und ihrer — so darf man im Sinne Kants hinzufügen — auch nicht bedarf. Für die theoretische Vernunft ist die Gottesidee eine heuristische Fiktion, vermöge der wir über die Natur denken können, als ob es zu allem, was zur Existenz gehört, einen notwendigen letzten Grund gäbe, wodurch systematische Einheit in das Erkennen gebracht wird. Es sind damit nur einige entscheidende Punkte angedeutet, an denen die entscheidende Bedeutung der „Als Ob"-Betrachtung bei Kant hervortritt. Nur der letzte Teil des großen Werkes ist damit hier behandelt; und auch nur seinen Leitgedanken haben wir dargestellt. Der Ertrag an einzelnen Erkenntnissen zur Erklärung Kants ist daneben noch überaus reich, und überdies bringt das Werk zur Geschichte des Fiktionsbegriffes im 19. Jahrhundert noch eine Fülle anregendster Beiträge; besonders über F. A. Lange erhalten wir eine tiefgehende Würdigung dieses reichen Geistes. Wir gedenken, über den systematischen Gehalt des großartigen Werkes, der sich dem engen Rahmen dieses Jahresberichtes entzieht, in einer besonderen Arbeit eingehender zu berichten. Das Studium von Vaihingers Werk, das sei schon hier bemerkt, bedeutet für jeden eine Bereicherung, wie sie nur von ganz großen Schöpfungen ausgeht. Im Unterricht können die Vertreter aller Fächer, die Mathematiker und Physiker am meisten, aber auch — und recht viel — die Religionslehrer gewinnen. Ganz besonders aber kann der Unterricht, wenn er auf oberer Stufe sich mit Goethe und Schiller beschäftigt, aus der „Als Ob"-Betrachtung Förderung gewinnen. Beide sind reich an Beziehungen zum kantischen Fiktionsbegriff. Und vielleicht darf man einmal unser größtes dramatisches Werk, den „Faust", in das Licht des „Als Ob" rücken. Es würde sich viel Wertvolles für das Verständnis des „Faust", besonders seine tiefste philosophische Einheit, daraus gewinnen lassen.

Gegen eine Mißdeutung durch Hugo Bund (recte Hugo Otczipka) verteidigt

Vaihinger seine „Philosophie des Als Ob"[12]). Eine geistvolle und wertvolle Streitschrift, die zugleich ein beschämendes „document humain" ist, ist hier aus einem recht unerfreulichen Anlaß entstanden. Denn die Schrift von Hugo Bund („Die Naturwissenschaft als Stützpunkt des religiösen Glaubens") ist nicht nur eine Mißhandlung Kants — als solche würde sie wohl wenig schaden —, sondern auch ein bedenkliches Zeichen der Zeit. Der Verf. fordert gegen höchst verdiente Männer eine Art Ketzerprozeß. Er macht vor allem auch Vaihingers großes Werk unter vollständiger Verkennung der Tatsachen sogar verächtlich. Indes ist diese kleine Schrift nicht so sehr als Abwehr Bunds bedeutsam, als vielmehr durch die zusammenfassende Behandlung, die Vaihinger selbst von seiner Auffassung Kants gibt und durch die Einblicke in die Entstehungsgeschichte seines großen Werkes.

Das bereits in 3. Auflage vorliegende Buch Richerts über Schopenhauer[13]), in der Darstellung der Persönlichkeit des Philosophen und in der abschließenden Kritik erheblich bereichert, verdient erneut empfohlen zu werden. Die beherrschenden Gedanken in Schopenhauers Werk sind scharf und klar gezeichnet. Daß die reiche Fülle des Gedankengehaltes und die mit lebendiger Anschaulichkeit getränkte Darstellung Schopenhauers damit nicht erreichbar ist, betont der Verf. selbst. Aber als ein Mittel, um sich in diese Gedankenwelt hineinzufinden, ist das kleine Buch durch ausgezeichnete Kenntnis des Denkers und durch seine Sachlichkeit empfehlenswert.

Um Eucken[14]) hat sich ein ganzer Schriftenkreis gelagert, die sich meist als „Einführungen" in seine Gedanken bezeichnen. Euckens flüssige Darstellung macht das Verständnis dessen, was er zu geben hat, leicht. Und seine Probleme sind allgemeine Zeitfragen, sie kommen den Stimmungen und Bedürfnissen weiterer Kreise entgegen. Der Idealismus, den Eucken bietet, hat sicher viele Suchende befriedigt, und die anmutende Einkleidung hat manchen gewonnen. Kultur- und Lebensfragen sind es, die Eucken in den Vordergrund stellt, und darauf beruht seine starke Wirkung. Sie spricht sich auch darin aus, daß dankbare Verehrer uns immer aufs neue einzelne Gedankenkreise aus Euckens Arbeit in umgegossener Form darstellen. Wer Euckens Schrift „Zur Sammlung der Geister" kennt, kann die unten genannte Schrift entbehren, an der sonst zu loben ist, daß sie auf verständnisvoller Kenntnis Euckens ruht.

Zu den geschichtlichen Hilfsmitteln wollen wir hier noch zwei kleine philosophische Wörterbücher stellen, über deren Zweckmäßigkeit nur die Erfahrung entscheiden kann. Die großen Nachschlagewerke von Kirchner-Michaelis und von Rud. Eisler sind als sehr nützliche Hilfsmittel erwiesen. Für Anfänger und weitere Kreise mögen die unten genannten kleinen Bücher nützlich sein. Das Buch von Thormeyer[15]) ist zwar knapp, aber ausgezeichnet durch klare und präzise Darstellung. Etwas ausführlicher,

---

12) Hans Vaihinger, Der Atheismusstreit gegen die Philosophie des Als Ob und das Kantische System. Berlin 1916, Reuther u. Reichard. M. 1,—.

13) Hans Richert, Schopenhauer. Seine Persönlichkeit, seine Lehre, seine Bedeutung. 3. verb. Aufl. Leipzig und Berlin 1916, B. G. Teubner. (Aus Natur und Geisteswelt Nr. 81.) M. 1,50.

14) Paul Oldendorff, Von deutscher Philosophie des Lebens. Zwei Abhandlungen zur Einführung in Rudolf Euckens Gedankenwelt. Langensalza 1916, Herm. Beyer u. Söhne (Friedr. Manns Pädagogisches Magazin. Heft 620.) M. 0,45.

15) Paul Thormeyer, Philosophisches Wörterbuch. Leipzig 1916, B. G. Teubner. (Aus Natur und Geisteswelt Nr. 520.) M. 1,50.

mitunter breit und für ein Lexikon etwas subjektiv gefärbt ist das ähnliche Buch von H. Schmidt.[16]) Ein Vorzug vor dem erstgenannten Buche sind die gut ausgewählten Literaturangaben. Manche Artikel scheinen recht überflüssig. Was haben „Pharisäer" oder „Philister" im heutigen Sprachgebrauch hier zu suchen. Bei „Zarathustra" stehen Zahlen über seine Lebenszeit, die niemand verantworten kann. Ein Vorzug ist der reichliche Inhalt an biographischen Artikeln, wobei freilich der Artikel „Goethe" sich auf die an sich ja berechtigte Mahnung „Man lese ihn selber" und auf einige Büchertitel beschränkt.

Verschiedenes.

Berichte und Nachschlagwerke. Die Verhandlungen der 52. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner (1913) (Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner. Geh. M. 6,—) berichten u. a. über folgende Vorträge: Die pädagogische Vorbildung der Oberlehrer, Wortschöpfung und Wortwahl, Der Ursprung des Humanismus, Germanen und Indogermanen, Probleme der deutsch-romanischen Wortgeographie, Moderne deutsche Lyrik und die höhere Schule, Über die Behandlung erotischer und sexueller Probleme im deutschen Unterricht, Von deutschen Konjunktionen, Hebbels Agnes Bernauer, Zur Entwicklungsgeschichte des Wortbegriffes Stil, Beiträge zur Charakteristik Hartmanns von Aue, Entstehung der deutschen Lutherbibel, Die Arbeit des Verfassers in der Vatnsdoelasaga, Goethes Gedicht: „Der Gott und die Bajadere", Die Aufgaben der Schiller-Philologie, Die Katastrophe in Lessings „Emilia Galotti", Über die deutschen Mundarten in Südungarn, Die Bedeutung der spätmittelalterlichen Predigthandschriften für die Sagen- und Märchenforschung.

Aus dem Bericht über die Verhandlungen der XVI. Tagung des Allgemeinen deutschen Neuphilologenverbandes (1914) (Heidelberg, Winter. M. 4,—) heben wir hervor die Aussprache über die Bestrebungen zur Vereinfachung und Vereinheitlichung der grammatischen Beziehungen. Mit Recht ist darin betont, daß hier eine wichtige Aufgabe für Neu- und Deutschphilologen liegt. Vorarbeit zu ihrer Lösung brachte in unserer Zeitschrift (1914 S. 417) Kl. Bojunga.

Leider hat der Krieg es verhindert, daß das Jahrbuch der Königlich preußischen Auskunftsstelle für Schulwesen (1. Jahrg. 1913. Berlin, Mittler u. S. 1914) fortgesetzt wurde. Dies Jahrbuch ist aus der Praxis erwachsen und verspricht mit seiner Fülle von Stoff für alle Arten Schulen ein wertvoller Wegweiser zu werden. Für den deutschen Unterricht finden wir hier eine Zusammenstellung von Lehr-(anschauungs)mitteln.

Vom Systematischen Verzeichnis der (Programm-) Abhandlungen, bearbeitet von Prof. Dr. R. Klußmann, ist der 5. Band, 1901—1910 umfassend, erschienen (Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner 1916. Geh. M. 14,—, Halbfranz M. 18,—). Wir können dem Verfasser nicht dankbar genug sein, daß er durch seine Arbeit die reichen Schätze, die in all den Programmen vergraben liegen, heben hilft. Die Anlage ist sehr übersichtlich.

---

16) Heinrich Schmidt, Philosophisches Wörterbuch. 2. umgearbeit. und verm. Aufl. Leipzig 1916, Alfred Kröner. M. 1,20.

Richard M. Meyers Anleitung zur deutschen Lektüre ist in zweiter Auflage erschienen (Berlin, Bondi. Brosch. M. —,80, geb. M. 1,25). Das kleine Büchlein gibt einen feinen Anhalt, wie man sich in die Literatur einlesen kann, und wenn auch nicht jeder der allzu systematischen Anleitung wird überall folgen wollen, so wird man sich immer wieder gern hier Rats erholen.

Über den Kreis kaufmännischer Bildungsanstalten hinaus kann des bewährten Alfred Kühne Verzeichnis für Schülerbüchereien kaufmännischer Schulen wertvolle Hilfe leisten mit seinen Angaben über schöne Literatur, Literaturgeschichte, Geschichte, Erdkunde, Lebenskunde usw. Besonders erfreulich ist's, daß überall Verlag und Preis mit angegeben ist und daß bei der Aufstellung der Liste die Wünsche von etwa 10000 Schülern und Schülerinnen geprüft worden sind (Leipzig, B. G. Teubner. M. 1,—).

Die Berichte der Dürerschule Hochwaldhausen (1. Bericht 1914. Leipzig, B. G. Teubner. M. 1,—. 2. Bericht 1915, ebenda, M. 1,60) empfehle ich allen, die sich für eine Weiterentwicklung der Schule und eine Durcharbeitung des deutschen Unterrichts erwärmen. Man findet sehr viel Anregendes in diesen Berichten, und der Deutschlehrer der großstädtischen Schule kann nur mit Neid auf dieses Zusammenarbeiten von Lehrern und Schülern blicken. Hier kann wirklich gemeinsam gelesen und gearbeitet werden. Was da bisher geleistet worden ist, gibt erfreuliche Ausblicke in die Zukunft. Sehr fein ist auch die Möglichkeit einer starken Zusammenfassung alles sonst in Fächer Zerstreuten in drei großen Gruppen: Weltkunde, Kulturkunde, Sprachkunde. Natürlich wird dabei der literargeschichtliche Stoff der Kulturkunde zugewiesen und manches Kunstwerk wird durch solche Einordnung zu kurz kommen — aber der Gewinn eines Gesamtbildes ist sehr wertvoll. Die Einsicht in den Aufbau der deutschen Sprache soll im grammatischen Unterricht bis Untersekunda erledigt sein, auf der Oberstufe soll ein vertieftes Wissen um die Entwicklung der Muttersprache und die Erkenntnis der grundlegenden Bedeutung der Sprache für die Kultur gewonnen, anderenteils soll sie als Mittel des künstlerischen Ausdrucks erfaßt werden.

Daß auch die bisherigen Schulen sehr viel für das Zusammenfassen tun können, zeigt Karl Olbrich: Die Konzentrationsmöglichkeiten im Lehrplane der Oberstufen einer realgymnasialen Studienanstalt (Breslau, Trewendt u. Granier. M. 2,50). Der Deutschunterricht wird viel durch eine geeignete Verbindung mit der Geschichte gewinnen und durch eine Durchdringung des Epos in O II, des Dramas und der Lyrik in I und auch der Aufsatz wird sehr gefördert. Aber in seiner Begeisterung fürs Zusammenfassen geht Olbrich zu weit; die Rücksicht auf das Historische z. B. gefährdet den inneren Aufbau des Deutschunterrichts, die Rücksicht auf die Reife der Schüler wird oft stärker sein müssen als die Forderung stofflicher Zusammenfassung, und auch für die Aufsatzthemen wird die Persönlichkeit des einzelnen Beachtung verdienen. So kann ich nicht immer mit Olbrich gehen. Aber das ändert an der Wertschätzung seines überaus anregenden Buches nichts. Hierzu vergleiche man auch Lohmann, Der deutsche Unterricht in Klasse I des Lyzeums (Ein Beitrag zur Sichtung des Stoffes Frauenbildung 15. Jahrg. 1916, S. 379ff.), wo die großen epischen Dichtungen geschlossen überblickt werden.

Die Schulzeitschrift und ihre Bedeutung für Erziehung, Unterricht und Jugendkunde (mit Proben und Abbildungen aus den „Monatsheften des Altonaer

Reformrealgymnasiums) behandelt **Willi Warstat** (Säemann-Schriften Heft 13. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner. Geh. M. 2,40). Er zeigt, wie wichtig es ist, den Selbsttätigkeitstrieb innerhalb der Schule zu beschäftigen und das Gemeinschaftsgefühl zu wecken und betont die Bedeutung für den Aufsatzunterricht, der hier eine wertvolle Bereicherung erfährt. Aber er zeigt auch die Schwierigkeiten, die entstehen; auch er hat eine reine Lösung der Aufgabe noch nicht gefunden. Sein Werk wird nach dem Kriege eine wertvolle Grundlage für Versuche bilden, die unbedingt wieder aufgenommen werden müssen.

Auf ein gutes Hilfsmittel weist **Georg Schneidemühl** hin: Die **Psychologie der Handschrift** im Dienste der Schule (S.-A. aus der Ztschr. f. lateinl. höh. Schulen. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner. Geh. M. —,80). Seine Ausführungen sind sehr einleuchtend und verdienen Beachtung. Wer sich weiter über diese Frage unterrichten will, sei auf desselben Verfassers Büchlein: Die Handschriftenbeurteilung (ANuG Bd. 514. M. 1,50) hingewiesen. Hier liegt ein neues, wichtiges Arbeitsgebiet für den Psychologen und Pädagogen.

Für die ernste Frage des Lichtbildtheaters bieten sich zwei Führer. **Emilie Altenloh** (**Zur Soziologie des Kino**: die Kinounternehmung und die sozialen Schichten ihrer Besucher [Jena, Diederichs. M. 2,50, geb. M. 3,50]) entrollt das ganze Problem in seiner Schwierigkeit. Hier ist mit einer Verurteilung der oberflächlichen Erholung nichts getan, wir haben hier eine sehr tiefgehende Erscheinung, zu der gerade wir Lehrer Stellung nehmen **müssen**. Die Voraussetzungen zu dieser Stellungsnahme gibt uns die Verfasserin in einer sehr klaren, tiefdringenden Arbeit. — Heraushelfen aus der Schwierigkeit wollen **Willi Warstat** und **Franz Bergmann** (**Kino und Gemeinde**, herausg. von der Lichtbildnerei G. m. b. H. M. Gladbach, Volksvereins-Verlag. M. 1,50). Sie legen alle Mißstände offen dar und berichten über den bisherigen Kampf gegen sie, andernteils zeigen sie, was das Kino für die Jugend- und Volksbildung leisten könnte, und fordern darum einen großen Verband zur Errichtung von Gemeindekinos, wobei sie auf schon bestehende hinweisen können.

Hofstaetter.

Mitteilungen.

Eine wichtige Neuerung ist von der **Züricher** Universität zu verzeichnen: unser Mitarbeiter, der Gymnasialprofessor Dr. Max Zollinger hält in diesem Wintersemester einen theoretisch-praktischen Einführungskurs für angehende Deutschlehrer. Wann wird wohl eine deutsche Universität solch einen Schritt tun?

Zur **Eingabe des deutschen Germanistenverbandes** äußert H. Philipp (Deutsches Philologenblatt 1916 Heft 46 S. 760) Bedenken. Er wendet sich besonders gegen die stärkere Betonung des Mittelhochdeutschen. Es genüge das Lesen mittelhochdeutscher Texte ohne eine genauere Pflege der Sprache. — Otto Weber (ebenda S. 761) nennt es einen Rückschritt, wenn alle höheren Schulen **einen** Mittelpunkt kriegen. Für ihn sind die Gegenstände des deutschen Unterrichts nur Sprache und Literatur, die ohne eine Erweiterung der Stundenzahl auskommen können.

Anders **Troeltsch** in einem Vortrag für die Freunde des humanistischen Gymnasiums in Berlin. Er verlangt eine Erweiterung des deutschen Unterrichts, dessen Ziel Verständnis der deutschen Kultur sein müsse. Allerdings meint er, dies Ziel müsse in der bisherigen Stundenzahl zu erreichen sein.

In seiner Streitschrift „**Wider den altsprachlichen Schulunterricht**" (Jena, Diederichs, M. 0,50), wendet sich Gustav **Wyneken** auch gegen den Gedanken einer

„deutschen" Schule. Ihm ist der gegenwärtige Deutschunterricht Schauplatz einer Mißhandlung des geistig lebendigen Schülers. Schon jetzt wüßten die meisten Lehrer nichts mit ihm anzufangen; er fürchtet auch eine Überwertung des Deutschnationalen, eine Verkennung dessen, was eigentlich deutsch ist. Er fordert statt dessen die freie Schulgemeinde. Dort habe man nicht das beschränkte Gebiet der Literatur im Auge, sondern auch bildende Kunst, Musik, Religion, Philosophie, Erleben der Wissenschaft. Dort suche man nicht in der Kultur etwas Gegebenes, sondern eine Form des Lebens, die es noch nicht gibt, eine Aufgabe. Man müsse ein Ideal von Menschentum leben. Nun — wenn auch wir ein Ideal von Menschentum erleben lassen wollten, wenn auch wir ein künstlerisches Leben der Schule erstrebten? Wenn wir unser Ideal in einem deutschen Menschentum sähen, das sich seiner Grenzen aber auch seiner Tiefen bewußt würde. Freilich, nach Wyneken ist's eine Sache der Würde und des Selbstbewußtseins, daß der Deutsche sich nicht um sein Deutschtum bemühe. Aber ist's denn nicht gerade eine Sache der Würde und des Selbstbewußtseins, sich über sein Ideal des Menschentums klar zu werden, besonders wenn man in dies Ideal andere einleben lassen will? Auch uns ist Deutschtum nicht etwas Fertiges, etwas Werdendes, Gott sei dank, sondern etwas, an dem auch der junge Mensch mitarbeiten soll. Und es ist uns das Zunächstliegende, daher suchen wir auch in der neuen künstlerischen Erziehung, die Wyneken ja vermißt, ans Deutsche anzuknüpfen. Solange die freie Schulgemeinde, deren Wert ich hochschätze, nicht allgemein einführbar ist, — so lange muß Wyneken uns im Rahmen des Gegebenen nach einer Form suchen lassen, wie wir auch unserer Jugend ein Ideal vor Augen setzen. Wenn er uns freilich dessen für unfähig hält, weil wir „Oberlehrer" sind, so tut's uns leid, er sollte Oberlehrer genug kennen, deren ehrliches Streben er anerkennen muß.

Hebbels Nibelungen hatte Franz Lempfert in unserer Zeitschrift (1909, 23. Jahrg. S. 691ff.) in der Gesamtanlage und in vielen Einzelheiten einer scharfen Kritik unterworfen. Diese Arbeit bekämpft jetzt August Hopf in einem Aufsatz: „Die Nibelungen von Friedrich Hebbel", der uns in einem Sonderabdruck aus dem Mittelfränkischen Schulanzeiger 1916 vorliegt. Er geht an den Ausstellungen gegen Kleinigkeiten vorbei, weist aber bei Größerem Lempfert erfolgreich nach, daß er allzu gekünstelt und „gelehrt" sei und hält — mit Recht — auch mit dem Vorwurf der Voreingenommenheit nicht zurück. Es gelingt ihm wirklich, „das Recht des Dichters zu wahren, aus sich selbst verstanden und gewürdigt zu werden und zu verhüten, daß durch Hervorkehren einzelner Mängel und Schwächen, die bei keinem Werke von Menschenhand ganz fehlen, der Blick für das Ganze und Große verloren gehe."

Immer wieder begegnen wir heute dem Streben, Christus dieser Kampfeszeit als Helden vorzuhalten. Da gehen von selbst unsere Gedanken zurück zum Heliand, dem Sang vom Herzog Jesus. Und ebenso führt zu ihm das immer zunehmende Streben, sich auf das Beste in der deutschen Art zu besinnen. So ist es ein rechtes Zeichen der Zeit, daß eine Künstlerin, J. L. Ströver tief ergriffen von diesem Gedicht Darstellungen aus dem Leben Jesu im Lichte altgermanischer Anschauung gibt. (Heliand. Mappe I. 7 Tafeln auf Tondruck 55 × 74 cm. Cassel-Berlin, Furche-Verlag. M. 7,50.) Am besten zeigt sie das Reckenhafte: wenn der (bartlose) Christ im Walde wandert, wenn er von der Spitze des Wikingerschiffs den Sturm stillt — so sind das ergreifende Bilder. Auch die Bergpredigt und das heilige Mahl sprechen unser Innerstes an, bei der heiligen Nacht und der Kreuzigung erscheint das Germanische als äußere Zutat. Am wenigsten befriedigt die Erweckung des Lazarus. — Als Ergänzung bietet die Künstlerin eine zweite Mappe mit 35 Skizzen (22 × 29 cm, M. 3,—). Hier kann das Bild des öfteren die Kluft nicht überbrücken, die zwischen dem Gegenstand und der germanischen Anschauungswelt klafft, ja das Bild weist geradezu darauf hin. Auch gelingt es nicht, das Gedankliche der Gleichnisse auszudrücken, konnte auch nicht gelingen. Doch finden wir auch hier viel Anziehendes. Jedenfalls verdient das ganze Unternehmen der Künstlerin liebevolle Beachtung. Die Ausführung und Ausstattung ist sehr gut.

Heft 3/4 kann wegen Überlastung der Druckerei erst im April erscheinen.

Für die Leitung verantwortlich: Dr. Walther Hofstaetter, Dresden, z. Zt. im Heeresdienst.
Alle Manuskriptsendungen sind an B. G. Teubner, Leipzig, zu richten.

Dürers Deutschland.

Von **Wilhelm Waetzoldt** in Halle.

Wir blicken nicht mehr mit den Schwärmeraugen der Stürmer und Dränger zu Dürers ehrwürdiger Gestalt auf als dem Inbegriff von deutscher Art und Kunst, wir weisen auch nicht mit der leidenschaftlichen Gebärde der Romantik auf Dürer hin als auf den heiligen Georg der Malerei, der den Drachen des welschen Klassizismus erschlagen hilft. Wir haben vielmehr gelernt, zu erkennen, wieviel Dürer der Schulung durch Antike und Renaissance verdankt, wie er aus Italien die Idee einer schöpferischen Kunst als Vermächtnis der großen Renaissancemeister empfing und wie er gerade im Kampfe um einen selbständigen nationalen Stil so urdeutsch ist und bleibt.

Deshalb dürfen wir — ohne falsch verstanden zu werden — Dürer befragen, wie er Deutschland, Land und Leute, sah, was ihm sein Vaterland an landschaftlichen und sittenbildlichen Motiven gab. Von Dürer selbst lassen wir uns durch seine vielgestaltige Welt führen, vom Nahen zum Fernen, vom Greifbaren bis an die Grenze des Unbegreifbaren, durch Natur und Geisteswelt.

Man muß sich hüten, vor Dürers Werken allzuviel von Gemüt zu reden. Es ist ein Irrtum, zu glauben, daß Dinge, die unser Gefühl stark ansprechen, auch aus Gefühlüberschwang geschaffen sein müßten. Wenn Dürer z. B. aus der Grillenperspektive das sogenannte große Rasenstück (L. 472) malt, so tut er es weniger in andachtsvoller, religiöser Vertiefung in die Wunder der Natur als aus höchster Sachlichkeit und dank einer unglaublichen Aufnahmefähigkeit des Auges, das nichts auslassen will, das auch das kleinste und unscheinbarste Hälmchen sich zu eigen zu machen strebt. Es ist auch nicht richtig, in diesen und verwandten Stillebenstudien Dürers ein Zeugnis insonderheit deutscher Naturauffassung zu erblicken. Italiener, wie der große Naturforscher Leonardo da Vinci, Niederländer wie Hugo van der Goes haben sich liebevoll dem Studium des pflanzlichen und tierischen Mikrokosmos hingegeben. Ja: ein Italiener: Jacopo de Barbari, dessen Bekanntschaft für Dürer ein bedeutendes Erlebnis wurde, war es, der mit seinem 1504 gemalten toten Rebhühnern mit dem Fechthandschuh das erste selbständige Stilleben schuf.

Als Beiwerk in Vorder- und Hintergründen religiöser Bilder ist der Blume und dem Tier schon vor Dürer ein Daseinsrecht in der Bildwelt zugestanden worden. Man braucht nur an Bildertitel zu denken, wie an die Maria in den

Erdbeeren des Oberrheinischen Meisters, an Meister Wilhelms von Cöln Madonna mit der Erbsenblüte und an die Marien im Rosenhag von Stefan Lochner und Martin Schongauer!

In Dürers zeichnerischem Werk spielt das Stilleben freilich eine besondere Rolle. Das Sehen in Ausschnitten, die Vertiefung in das Einzeldasein toter Dinge sowie lebender Pflanzen und Tiere muß als ein Wesenszug seiner künstlerischen Begabung begriffen werden. Wie Menzel kennt Dürer keine Rangunterschiede in der Natur: vor seinen Augen sind alle gleich: ein Kalb mit sechs Beinen und ein Rinozeros, Adlergefieder und ein Bündel Veilchen, Hirschkäfer, Helme und Ledergeschirr wie Bücher und Totenschädel. Dürer liebt als Zeichner zwei fassende und haltende Menschenhände (L. 136) nicht weniger als einen jungen, geduckten Feldhasen (L. 468). Was er schließlich in heimatlichen Höfen und Gärten, Häusern und Wäldern nicht findet, schenkt ihm die Fremde. So bringt er von der Reise nach den Niederlanden die schönen Zeichnungen eines Nashornes (L. 290) und zweier Löwen mit. Sieht man sich in der gleichzeitigen deutschen Kunst nach Verwandtem um, so zeigen sich nur wenige gleichwertige graphische Blätter, z. B. der berühmte sich kratzende Hund des Hausbuchmeisters, die drei Reiher von japanischer Zartheit und Lebenstreue, die der sogenannte Meister der Spielkarten gestochen hat, und die Hasen im Kartenspiel des Meisters P. W. aus Köln. Aus den Skizzen und Studienblättern läßt Dürer denn seine Lieblingstiere hinüberwandern in die höhere Sphäre der religiösen Darstellungen und in den nur der Phantasie unterworfenen Bezirk der Randzeichnungen zu Kaiser Maxens Gebetbuch, da stehen Kaiser und Stier; als Illustration zu den Worten: „Führe uns nicht in Versuchung" spielt der Fuchs den dummen Hühnern zum Tanze auf. Neben seiner Weinkanne liegt ein langer Hans-guck-in-die-Luft, auf den ein Reiher wütend losschnattert. Als Haustiere und wohl auch als Spielzeug für das Jesuskind finden sich zu Füßen der sitzenden Madonna mancherlei Wesen: die Meerkatze (B. 42), die Heuschrecke (B. 44), die drei Hasen (B. 102). Im Paradiesesgarten zu Adam und Evas (B. 1) Füßen Katze und Maus, Hirsch und Kuh, und bei der Madonna mit den vielen Tieren gar: Papagei — Specht — Pintscher — Hirschkäfer — Schnecke — Libelle — Fuchs — Spatz — Kauz — Eule — Schmetterling — Frosch — Krabbe — Schwan und Storch, kurz ein Auszug aus der deutschen Tierwelt (L. 460).

Von der Kleinwelt der nächsten Umgebung, von all dem, was um uns kreucht und fleugt, liegt und steht, hängt und wächst, hebt sich der Blick und umfaßt das Haus, in dem wir wohnen, die Stadt, in der wir leben, das Land, das wir durchreisen, Heimat und Ferne, Vaterland und Fremde. Eine neue Provinz in Dürers Reich erschließt sich: die Landschaft. Dürer war ein großer deutscher Landschafter in einer Zeit, die eigentlich noch keine Landschaftsmalerei besaß. Ja sogar die Einführung des Wortes „Landschaftsmaler"

verdankt man Dürer, der im Tagebuch aus den Niederlanden Patinir einen guten Landschaftsmaler nennt.

Während in der großen öffentlichen Kunst das Landschaftliche nur seine Rolle als Bühne oder Hintergrund menschlichen Geschehens spielte, zeichnete und aquarellierte Dürer still für sich eine Fülle intimer Landschaftsdarstellungen. Sie entstanden frisch und unbefangen als Gelegenheitsarbeiten; sie sind sozusagen Dürers lyrische Gedichte: sie sagen, wie es ihm ums Herz ist. Die nächste Heimat: Nürnberg und Umgebung gibt ihm die ersten Motive, wie der werdende Bildniskünstler im eigenen Gesicht, in Eltern und Verwandten die frühesten Modelle zu finden pflegt. Dann folgen Erinnerungen von der Wanderschaft nach Handwerksburschenart von Stadt zu Stadt und Reisebilder aus dem Ausland. Zwischen den Fahrten ins Weite und am Ende: die Heimkehr, und mit ihr das vertiefte, verinnerlichte Sehen der Heimat. Der reife Mann hört andere Stimmen aus der Natur heraus als der Jüngling. Und wenn unter seinem Pinsel die in der Jugend gemalte Landschaft ein neues Gesicht bekommt, so ist nicht so sehr ein Mehrkönnen auf technischem Gebiete schuld, als ein Besserverstehen in seelischer und künstlerischer Hinsicht.

Man erinnert sich aus Gottfried Kellers Lebensbuch dem Grünen Heinrich (I. 206ff.), wie der Jüngling einer gewaltigen Buche mit dem Zeichenstift Herr zu werden sich müht und schließlich an der ungeheuren, für einen Anfänger viel zu schweren Aufgabe scheitert. In ähnlicher Bedrängnis mag Dürer an einem schönen Sommertage auf der Nürnberger Stadtmauer gesessen haben, als er die alte Linde auf der Bastei (L. 162) zeichnete. Er hat sich abgequält, Blatt für Blatt und Laubgruppe nach Laubgruppe, den unendlichen Reichtum an Einzelformen zu bewältigen. Der doppelte Schatten verrät nicht nur den Anfänger, sondern auch die Dauer der Arbeit: die Bastei schattet nach links, die Linde nach rechts, also ist die Sonne während der Arbeit über Mittag von links nach rechts gewandert. Die gleiche Art, die nichts auslassen und aus lauter Einzelzügen die Gesamtform zusammenbauen will, zeigt auch das hübsche farbenfrohe Blatt mit der Drahtziehmühle (L. 4). Man muß eine solche Landschaft lesen, an einer Ecke anfangen, jedes Figürchen und Bäumchen berühren und an der anderen Ecke aufhören. Wie weit wandert der Blick durch Vorder-, Mittel- und Hintergrund, wieviel gab es zu sehen und sauber nachzuzeichnen! In reifen Jahren und mit reifer Kunst hat Dürer fast die gleiche Ansicht noch einmal aufgenommen: nun vereinfachte er und zog auf wenige starke Akzente das Vielgestaltige zusammen (L. 349).

Mit neunzehn Jahren verläßt Dürer Nürnberg, geht auf die Wanderschaft und bleibt vier Jahre weg. Kolmar war ein Hauptziel. Aber der Weg dahin führte Dürer durch einen großen Teil des südlichen und westlichen Deutschlands und durch ein Stück der Schweiz. Mit Hilfe einer alten Nürnberger Karte, die „die Landstraßen durch das Römische Reich von einem Königreich zum

andern, die an Deutschland stoßen, von Meilen zu Meilen mit Punkten verzeichnet", hat J. Meder Dürers Reiseweg rekonstruiert. Er wanderte von Nürnberg zunächst über Nördlingen, Ulm, Regensburg an den Bodensee und über ihn hinüber nach Konstanz.

Unterwegs wird Dürer viel gezeichnet haben: Burgen und Berge, an deren reichen Formen sein Auge sich freute, die weite Seefläche und die Wand der Alpen hinter ihr. Nachklänge solcher Naturstudien lassen sich in den nach der Rückkehr entstandenen Holzschnitten aufweisen. So die Bodenseelandschaften in der Apokalypse, das Wasserschloß im Seewinkel, über dem Johannes die Weisung gen Himmel erhält (B. 62) und das Kirchdorf in der Bucht mit der alpenähnlichen Bergkette dahinter, über der Michael den Drachen bekämpft (B. 72). In der schönen See- und Burgenlandschaft des Meerwunders (B. 71) glaubt Meder eine freiumgestaltete Erinnerung an Mersburg zu sehen: Von Mersburg fuhr man ja nach Konstanz hinüber. Von Konstanz ging die Weiterreise über Schaffhausen nach Basel — und auch Rheinuferlandschaften klingen in den Hintergründen mancher Zeichnungen, Stiche und Holzschnitte nach — von Basel wanderte Dürer nach Kolmar und von dort schließlich zurück über Straßburg — Pforzheim — Kannstadt — Nördlingen nach Nürnberg.

Kaum zu Hause, rüstet Dürer schon wieder zur Reise, diesmal über die Grenzen deutsch sprechender Länder hinaus nach Oberitalien. Auch hier läßt eine alte Karte der Romwege seine Marschroute mit ziemlicher Sicherheit verfolgen — und reich ist die Ausbeute an landschaftlichen Reiseerinnerungen, die Dürer heimbringt. Ein lustiges Aquarell von Innsbruck (L. 451) legt die erste Station durch ein künstlerisches Dokument fest. Über Donauwörth, Augsburg, Partenkirchen, Mittenwald hatte Dürer Innsbruck erreicht. Dann geht es weiter auf der Brennerstraße, dem Wege, auf dem die Sehnsucht nach dem Süden so viele Deutsche seit den Tagen der Hohenstaufen hat ziehen lassen. Dabei kam Dürer wohl auch an dem Schloß vorbei, dessen malerischen Schloßhof (L. 452) er zeichnete. In der reichen Flußlandschaft zu Füßen des großen Glückes, dessen mit Stillebentreue durchgezeichneten Flügel Vasari so bewunderte, erkannte Haendcke eine freie Variation nach einer Naturstudie aus Klausen in Südtirol. Wie solche Aufnahmen nach der Natur etwa aussehen, zeigen die beiden Ansichten von Trient (L. 109) und seinem Schlosse (L. 90). Das sind keine gotisch stilisierten oder in das romantisch Märchenhafte umgestimmte, sondern objektiv gesehene Landschaften. Die Ansichten der festen Schlösser Welsberg und der sogenannten Venetier Klause (L. 303), die geographisch noch nicht identifiziert ist, bezeichnen Erinnerungen vom Durchschreiten des Grenzgebietes zwischen deutschem und welschem Land. Über Roveredo — Verona — Vicenza — Padua kam Dürer an das Ziel seiner Wünsche, nach Venedig, das er nach 10 Jahren zum zweitenmal betreten sollte.

Die Reise und vor allen Dingen Italiens Kunst hatten Dürers Auge ge-

bildet und erzogen. Nach Nürnberg heimgekehrt, war er ein anderer geworden; ihm war der Sinn aufgegangen für ein Sehen in großen Massen und Flächen und für die Ökonomie der künstlerischen Mittel. Ihm hatte sich der Horizont in jeder Hinsicht geweitet. Wenn er jetzt vor das Tor mit seinem Malgerät wandert, lockt ihn nicht mehr die Linde auf der Bastei, sondern ein Stück Stadtansicht. So bringt er die Befestigungen der Stadt auf das Papier von Westen bis zum Thiergärtnertor, dahinter die Burg (L. 103). — Alles ist gesagt, aber mit welcher neuen Betonung und wie zusammengefaßt! Noch greifbarer wird der Unterschied in Dürers landschaftlichem Sehen, wenn man sich der Drahtziehmühle entsinnt und mit ihr das Dorf **Kalkreuth** (L. 105) bei Nürnberg vergleicht. Dürer plaudert nicht mehr so munter von dem Mann, der ausging zu fischen, von den Hühnern, die um den großen Mühlenstein picken und all den anderen kleinen Dorferlebnissen. Dafür gibt er mit fast impressionistischer Sachlichkeit die Dächerwelt des fränkischen Dorfes, die Bergkulisse und die großen Laubballen der Bäume. Eine typisch deutsche Landschaft aus der Umgebung Nürnbergs, Wiesenland, Fluß und Hügel und vorn eine Mühle zeichnete Dürer mit pietätvoller Vertiefung in der Wassermühle (L. 302). Nun beginnt auch ein neuer Zug seiner Landschaftskunst hervorzutreten: das Abrunden des Naturmotives zum Bildchen und das Auftauchen phantastischer aus Gedächtnisbildern und frei erfundenen Elementen sich aufbauender Themata. In die erste Gruppe gehört als Prachtbeispiel das auch für den Stich der Madonna mit der Meerkatze benutzte Weiherhäuschen (L. 220). In Wasser und Himmel, oder richtiger im Himmel, wie ihn die Fläche des Sees spiegelt, liegt der besondere malerische Reiz des rund in sich geschlossenen Stückes. Noch stärkere Beleuchtungseffekte spielt Dürer in der unvollendeten Nadelholzlandschaft (L. 219) aus. Wie eine Vorzeitlandschaft mutet sie an. Verschwunden ist die menschliche, uns nah vertraute Staffage. Waldeseinsamkeit, hoher Wolkenzug und das Pathos des Sonnenaufgangs beherrschen das Blatt. Auf diesem Wege gelangte dann Altorfer zu seinen Märchenlandschaften, z. B. zu jener, die die Szene der Alexanderschlacht hergibt. Hierzu nehmen wir das ganze reiche Landschaftsleben, das in den Stichen und Schnitten steckt: den deutschen Bergwald, aus dessen Lichtung St. Eustachius (B. 57) der Wunderhirsch entgegenschreitet, die See- und Dorfweite, vor der die Türken die große Kanone (B. 99) bestaunen oder die aus Trientiner und Innsbrucker Erinnerungen zusammengesetzte Stadt, die wie die Silhouette Marburgs vom Fluß sich zum Schloßberg hinaufbaut, deren Schönheit aber den in sein Brevier vertieften heiligen Antonius (B. 58) nicht kümmert. In allem enthüllt sich das nationale Gesicht der Landschaftskunst A. Dürers. Er kennt, wie im 19. Jahrhundert am tiefsten vielleicht Schwind, die Poesie der heimlichen Winkel, das traulich Warme des Dorfes, das Geheimnisvolle der Wälder und die Schwermut spiegelnder Wasserflächen. Der Reichtum deutscher Landschaft zieht an uns

vorüber. Seegestade und Waldsäume, Feldwege und Gartenzäune, Mulden und Bruchwände, rindenmürbe Eichen und Erlengruppen. Und aus all dem so treu und gewissenhaft Gesehenen spricht doch noch mehr: ein geheimnisvolles Leben der Form und die Sehnsucht nach dem Ungebundenen, nach Rätsel und Tiefe.

Als fünfzigjähriger Mann zieht es Dürer noch einmal 1520/21 in die Weite. Diesmal führt ihn der Weg nach Nordwesten, den Niederlanden und der Nordsee zu. Von seiner Frau begleitet, das größte Stück der Strecke gemächlich auf dem Wasserwege gleitend, zieht Dürer vorbei an Bamberg — Schweinfurth — Würzburg — Miltenberg — Frankfurt — Mainz — Rüdesheim — Andernach — Cöln — bis er in Antorff, d. h. in Antwerpen an das erste niederländische Ziel gelangt. Die Rückreise ließ ihn von alten deutschen Städten noch Aachen kennen lernen. Als eine Erfrischung aller Sinne muß Dürer diese Geschäftsreise empfunden haben. Nimmermüde stürzt er sich auf die ganze Welt neuer und teilweise fremdartiger Sichtbarkeiten. Wie sich das Tagebuch der Reise mit einem bunten Durcheinander von Notizen füllt über Trinkgelder, gemachte Zechen und Einnahmen aus dem Verkauf seiner graphischen Blätter, mit Bemerkungen über Handschuhpreise, Beschreibungen von Kuriositäten, erhaltenen Geschenken und gesehenen Bildern und Bauwerken, werden in Dürers Taschenbuch Menschen und Tiere, Fluß- und Stadtlandschaften aufgenommen. Und alles ist gleich liebevoll gesehen, mit gleicher zarter Schärfe gezeichnet. Das Arbeiten auf dem Schiffsdeck gab neue reizvolle Perspektiven: großgesehene Menschen vor Uferlandschaften: so porträtierte Dürer vor Andernach am Rhein einen jungen Mann (L. 59), vor S. Michael in Antwerpen (L. 338) eine junge Vlämin. Die Antwerpener Schiffslände (L. 566) hielt er in einem Blättchen von Hafenluft und Schifferpoesie fest. In Aachen fesselten sein bautenfrohes Auge das Münster (L. 404) und das Rathaus (L. 339).

Das ganze Maß an künstlerischem Geist im Abwägen der Ausschnitte, in der Wahl der Standpunkte, die hohe Reife und Weisheit in der Handhabung der Mittel und der Herzensanteil an den dargestellten Objekten blieb auf die Graphik beschränkt. Erst unter den Händen der niederländischen Maler des 17. Jahrhunderts wuchsen sich diese Motivkreise zu eigenen Stoffprovinzen der Malerei aus: Zum Hafen- und Stadtbild, zum Blumenstück, zum Marinebild und wie sie alle heißen.

Nach der Heimkehr — am Abend seines mit 57 Jahren jäh abbrechenden Lebens — ist Dürers Phantasie mit Bildern der „letzten Dinge" gefüllt und sein Interesse an großgesehenen Menschenköpfen neu erwacht. Die Landschaft tritt zurück.

Dürer war weder ein moralisierender Sittenschilderer in der Art Hogarths, noch ein sentimentaler Erzähler von Familiengeschichten wie L. Richter. Am ehesten läßt sich sein Verhältnis zum Genre mit dem Rembrandts vergleichen.

Die Natur- und Menschenforscherader in beiden großen Germanen führt sie zum Charakteristischen, in welcher Gestalt sie es auch antreffen. Der junge Dürer mag sich noch lustig gemacht haben gleich den Schwankdichtern Nürnbergs über die armen Bäuerlein und das säuerlich-pfiffige Handwerkervolk, der reife Dürer urteilt nicht mehr, sein Griffel stellt einfach Tatsachen fest und für den vollendeten Künstler verlieren gar die wechselnden Erscheinungen des Sittenbildlichen wie auch die Landschaft ihren Reiz — sein Sinn ist rein auf die typische und bleibende Form gerichtet; an Stelle des jugendlichen Realismus tritt „die hohe Idealität der letzten Jahre" (Wölfflin).

Gleich Landschaft und Stilleben hatte das Sittenbild ein heimliches Dasein in der religiösen Bildwelt schon lange vor Dürer geführt, die christlichen Legenden boten mannigfache Gelegenheit, dem epischen oder dramatischen Ablauf kleine sittenbildliche Züge einzuflechten. Maler und Betrachter erholen sich vom Pathos und Ernst der Geschichte am Humoristischen, Burlesken oder Behaglich-Schwatzhaften solcher Szenen aus dem Volksleben. Um einige Beispiele zu nennen: Der Tanz der Salome gestattet das Auftreten populärer und komischer Musiker- und Gauklergestalten, beim Einzug des Herrn in Jerusalem klettern die jüdischen Straßenjungen auf die Bäume, um das neugeborene Christkind scharen sich Gevatterinnen, weise Frauen und Freundinnen der Wöchnerin. Mit dem Portinarialtar des Hugo van der Goes drängt sich auch das Volk, vertreten durch die „derbe Niedrigkeit" der Hirten (M. J. Friedländer) zur Krippe des Kindes: das Altarbild hat sich der Andacht des einfachen Mannes geöffnet.

Eine andere Quelle der deutschen Genremalerei liegt in den Monats- und Planetenbildern seit dem 12. Jahrhundert. Im Gefolge ihrer Monate treten Fischer, Schnitter, Winzer, Zimmerleute auf, als Planetenkinder erscheinen Vertreter verschiedenster Berufe: so die Goldschmiede, Bildhauer, Orgelbauer, die Musiker u. a. m. Schließlich hat das Malervolk sich selbst und seinen Gewohnheiten ein Denkmal gesetzt in den St. Lukas-Bildern, die Künstler und Modell im Atelier so erdentreu schildern (z. B. Meister des Peringsdörffer Altars). Petrus den Fischer, Josef den Zimmermann und Ritter Georg kennt jedes Kind.

Die ersten Realisten der deutschen Kunst waren Israhel van Meckenem und der in seiner Persönlichkeit immer noch nicht faßbare Hausbuchmeister. Wie er in den um Christi Rock würfelnden Kriegern Soldatentypen malte (Freiburg), so hat er vor allen Dingen als Kupferstecher den Stoffkreis erweitert und das profane Gebiet: Straßenleben, Jagd, Volkssagen, Marktbauern und Musikanten als gleichberechtigt der religiösen Welt zur Seite gestellt. So waren Dürers sittenbildliche Episoden bereits vorbereitet. — Auch Dürer ließ gleich Rembrandt das Volkstümliche in der Schilderung alt- und neutestamentlicher Szenen zu Worte kommen. Was für ein verwogener Gesell gießt z. B. dem

Pilatus (B. 11) auf dem Blatt der kleinen Passion das Wasser in die Schüssel! Bei der Marter Johannis (B. 61) in der Apokalypse drängt sich hinter der Schranke allerlei Volk: Ein Krieger als Posten, ein satter Bürger, der eifernde Gottesmann, ein stumpfsinniges Bäuerlein, neugieriges Manns- und Weibervolk. Auf der Grenze zwischen biblischer Illustration und selbständiger Genredarstellung aus der Dorfwelt steht der Kupferstich des verlorenen Sohnes (B. 28, T. 222). Neben dem Trog seiner grunzenden Schweine kniet im Mist des Hofes der verlorene Sohn. Rings Ställe, Wohnhäuser und Scheunen, teilweise verkommen, ein Musterbeispiel für das Aussehen eines fränkischen Dorfes um 1490. Dürers inneres Verhältnis dem Bauernthema gegenüber hat eine ganz ähnliche Wandlung durchgemacht wie seine Landschaftsauffassung: aus dem Erzähler von Geschehnissen und dem Charakterschilderer wird Dürer zum souveränen Gestalter von Sichtbarkeiten; die Gefühlsbetonung verschwindet. Hatte die deutsche Literatur Szenen aus dem Bauernleben schon seit Neidhardt von Reuenthal dargestellt, und war im 15. Jahrhundert der Bauer zu einer stehenden komischen Figur der Schwankdichtung geworden, so scheint der junge Dürer aus solcher Hans-Sachs-Stimmung heraus seine frühesten bäuerischen Gruppen gestochen zu haben. Man muß lachen über diesen keifenden Bauern (B. 83), dessen Schimpfworte die Frau schweigend über sich ergehen läßt, oder über das halbstädtische Paar, den Koch und seine Frau (B. 84). Dieser Dickwanst, der vor Fett kaum aus den Äuglein sehen kann und unter der winzigen Stirn nur an Essen und Trinken denkt, ist eine Spottfigur, und das Blatt soll wie ein Witz wirken. Vielleicht hat Dürer auch mit leichtem Lächeln auf der Gruppe der drei Bauern (B. 86) gerade dem alten Knickebein das Schwert, dessen Klinge unten aus der Scheide sieht, wie einen Spazierstock in die Hand gegeben, während der derbe Hofbesitzer den Eierkorb trägt. Die zu Markt ziehenden Landleute hatten schon Schongauer interessiert. Ganz anders sehen Dürers Bauern etwa 10 Jahre später aus. Gewiß: über den Bärentanz des Bauernpaares (B. 90) kann man lachen. Allihn will sogar eine versteckte Illustration zu einer der beliebten Bauernszenen erkennen, in denen der „Hoppaldei" vom Ackertrapp und der Fridauna, den bekannten Neidhardtschen Charakteren, getanzt wird. Man muß aber empfinden, daß Humor in der Art des Rubens dieses Blatt geschaffen hat, das sind die derben Kinder der deutschen Scholle, laut und unverstellt in ihren Gemütsäußerungen und nicht zimperlich in Schmerz und Lust. Vom gleichen Stamme ist der Sackpfeifer (B. 91) und das Paar der Marktbauern (B. 89). Wer nur den „großen" Dürer kennt, traut ihm soviel Laune und Behagen gar nicht zu.

Von diesem breitbeinigen Kerl und der Hühnerfrau mit der Knubbelnase führt die Brücke hinüber zu den holländischen Genredarstellungen des 17. Jahrhunderts, zu Rembrandts Bettlern und Rattenfängern, zu Brouwers und Ostades Bauern. Bei der einzelnen Figur, beim Paar und der Gruppe zu Dreien

ist Dürer stehen geblieben. Weder den Markt, noch die Kirchmeß, keine Rauferei und keine Bauernhochzeit hat er gestochen. Aber in den Randzeichnungen zum Gebetbuch greift er noch einmal in den alten Vorrat von Erinnerungen und Studien aus dem Bauernleben: Zum Texte „cantate domino canticum novum" spielen die Dorfmusikanten auf und das „Jubilate" illustrieren tanzende Bauernpaare.

Geister erster Ordnung unterscheiden sich neben anderem auch darin von den Begabungen mittlerer Größe, daß sie mehr als eine Saite auf dem Instrument ihrer Seele haben — sie wissen in tiefem Weltverstehen Tragik und Komik, Pathos und Sachlichkeit, den Sinn für das Zarteste wie für das Derbste nebeneinander zu bewahren und zu gebrauchen. Wie Goethe, Shakespeare und Rembrandt war auch Dürer ein vielseitiger Mensch: in seinen Werken spielt neben dem Ergreifenden und Tiefernsten auch das Burleske eine Rolle. Sieht man seine Menschen durch, so fällt auf eine naive Freude am Häßlichen im Alltagssinne. Er hat es selbst aus der Theorie nicht ausgeschlossen; will er doch in der Proportionslehre zeigen: „wie man lieblich und häßlich Ding möge machen". Was für Schustergesichter, welche Spitälerphysiognomien, wie sauerliche und muffige Gesellen treten auf Dürers Bildbühne auf! Mit Liebe ist der schweinerüsselige Teufel mit den Knopfaugen durchgezeichnet, der dem reitenden Ritter nachtappt. Taucht hier in Dürers Phantasie altes Erbgut aus den vergangenen Jahrhunderten auf, in denen die Wasserspeier der Dome, die an burlesken Szenen reiche Kapitell- und Portalplastik entstanden?

Eine Musterkarte burlesker männlicher und weiblicher Gestalten entfaltet Dürer in der Zeichnung Holzschnitt des Frauenbades (L. 101) und in der des Männerbades (B. 128). In seiner Befestigungslehre entwirft Dürer auch den Plan zu einer idealen Fürstenstadt, in deren Bauorganismus Zünften und Gewerben, Bürgern und Soldaten ihre Wohnbezirke zugewiesen werden. An einer der Hauptstraßen zeichnet er sich gegenüberliegend auch ein Männerbad und ein Frauenbad dem Plane ein. Die Badestuben waren ja volkstümliche Erholungsstätten, von deren Beliebtheit das Sprüchlein des 15. Jahrhunderts zeugt: „Außig Wasser, Inne Wein, laßt uns alle fröhlich sein." Hans Sachs hat in einem seiner Spruchgedichte Dürers Frauenbad in Worte übersetzt. R. Wustmann will in den lederzähen Männergestalten die Nürnberger Maler Wolgemut, Pleydenwurff und ihre Gesellen sehn und des jungen Dürers Gestalt in dem Zuschauer hinter dem Baume erkennen. Wie dem auch sei: anders sahen jedenfalls die Gevatter Metzger, Bäcker, Lederer, Schmiede, Schneider, Tuchmacher, Kürschner und Bierbrauer nicht aus, die je einen Vertreter ihrer Zunft in den Kleinen Rat Nürnbergs entsandten. Die übrigen Handwerkerdarstellungen Dürers stecken in den biblischen Szenen. Die schönste und volkstümlichste ist die Josefs als Zimmermann in Ägypten (B. 90). Immer wieder werden deutsche Augen sich an dem Blatt freuen, in dem der

kinderlose Dürer so lustig die Engelkinder spielen und Vater und Mutter helfen läßt. Wieder blickt man von Gipfel zu Gipfel, von Dürer zu Rembrandt hinüber, der in der Kasseler Holzhackerfamilie das niederländische Gegenstück aus innerlich verwandtem Geiste geschaffen hat. Damit sind wir unvermerkt zu den Familienszenen hinübergeschritten, die freilich nur im Rahmen der Mariengeschichte sich finden lassen. Kein Dürerbiograph ist vorübergegangen an dem fröhlichen, auch den bayerischen Maßkrug nicht vergessenden Blatt, das die Geburt der Maria (B. 80) darstellt, und an der volksliedhaften Anmut der Flucht nach Ägypten (B. 89). Hätte Dürer, über dessen Eheleben wir wenig und nichts Erfreuliches wissen, wohl den Worten des von ihm verehrten Luther zugestimmt, daß „es keine lieblichere, freundlichere und holdseligere Gesellschaft gebe, denn eine gute Ehe?"

Die Frauenwelt tritt in Dürers sittenbildlichen Darstellungen zurück. Dürer besitzt eine stilistisch bedingte Vorliebe für harte, sehnige, knochige Männlichkeit und nur hier und da gibt es die „wellengelinde Weiblichkeit" (R. Vischer). Seine Marien sind wie Joh. Heinrich Merck in den Rettungen A. Dürers schrieb „keine himmlischen Erscheinungen Raphaels oder Guidos, aber alle . . . Darstellungen inniger deutscher Mutterliebe".

Zwei Seiten deutschen Lebens bleiben uns noch zu berühren: was sagt Dürer aus über die Männer des Schwertes, über Landsknechte und Ritter, wie sieht er die Männer des Geistes an der Arbeit? Nachdem die Ritterheere allmählich durch die Landsknechte abgelöst worden waren, fand dies neue, teilweise phantastisch gekleidete Kriegervolk zunächst im Rahmen der Passionsgeschichte Eingang auch in die Kunst. Der Hausbuchmeister, Martin Schongauer und der Meister P. W. von Köln in den Illustrationen zu Pirkheimers, des Dürerfreundes „Schweizerkrieg" von 1499 bemächtigten sich dieses neuen Motivkreises.

Der Soldat lockte auch den jungen Dürer zunächst wohl als Kostümfigur, kommt er doch unter Donatellos und Mantegnas Einfluß dahin, ihn antikisch zu kostümieren. Dünne, zappelige Männlein vom Gewächs der Hausbuchmeistergestalten, behängt mit der ganzen theaterhaften Maskerade der Landsknechtstracht stehen wie eine phantastische Feldwache (B. 88) in Deckung beieinander oder drei von ihnen, gestützt auf ihre langen Lanzen, halten Kriegsrat (L. 2). In einem Hohlweg drängt sich ein Reiterzug (L. 100). Da der eine Gaul hinter dem Reiter auch eine Frau trägt, handelt es sich wohl um einen, sagen wir außerdienstlichen Spazierritt. Man ist versucht, wie bei den frühen Bauernbildern, dem Zeichner zuzutrauen, daß er mit geheimem Schmunzeln die dem soliden Bürger und Handwerker nicht ganz geheure Gesellschaft der Heerstraßen und Feldlager seiner Sammlung von deutschen Charakterfiguren eingereiht haben. In diese Gruppe gehören auch der Kurier und das Fräulein zu Pferde, dem der verliebte Knappe zur Seite schreitet (B. 80).

Unter all dem deutschen Heervolk tauchen dann als Gruß aus dem mit Nürnberg und Venedig durch vielerlei Beziehungen verknüpften Orient die Blätter mit den Türkenfiguren auf. Man muß sich erinnern, daß Europa zu Dürers Zeit erfüllt war mit der Furcht vor den Türkeneinfällen, schrieb doch Dürer aus dieser Sorge heraus am Abend seines Lebens den „Unterricht zur Befestigung der Städte, Schlösser und Flecken“: „nit allein, daß ein Christ vor dem andern beschützt, sondern auch die Länder, so dem Türken gelegen sind, sich vor desselben gewalt und geschoß erretten“.

Dem malerischen Reiz der fremdländischen Gestalten hatten sich weder die niederländischen noch die oberitalienischen Meister entziehen können. In Deutschland waren wieder der Hausbuchmeister und Schongauer als Türkendarsteller Dürer vorangegangen. Dieser gibt zunächst den Typus des gefürchteten türkischen Kriegers in der Türkenfamilie (B. 85), während die Zeichnung der beiden vornehmen Türken (L. 93) mit ihrem schwarzen Diener wie eine Erinnerung anmutet an harmlose Begegnungen auf dem Rialto Venedigs. Durch die Randzeichnungen des Gebetbuches zieht dann noch einmal der Orientale mit seinem Kameel am Halfterband.

Dürers Soldatenstudien wandeln ihren Charakter mit dem Jahre 1500. Auf einmal tritt der Ernst, die Würde und die Schönheit des waffentragenden Mannes hervor. Wie stark gesehen, vor einer großgemessenen Weite, schwingt der Fähnrich (B. 87) seine Fahne. Ein wahrer Feldsoldat sitzt der heilige Georg (B. 54) auf dem Gaul neben dem Stilleben des erlegten Drachen. Ruhe, beherrschte Kraft, unbeirrter Wille zum Siege ohne Aufwand an Gebärde: was wir als Wesenszug des deutschen Soldaten kennen und lieben, hier klingt es an, um schließlich zum Sinnbild jedes wahren Kriegsknechtes gesteigert und geläutert zu werden im Stich des christlichen Ritters (B. 98), den weder Tod noch Teufel scheren.

Im zweiten Teil des Faust hat Goethe den Typus des mittelalterlichen Raub- und Mordsoldaten, wie er durch Grimmelshausens Simplizissimus sporenklirrend schreitet, ins Mystische erhoben: in den Gestalten der drei Gewaltigen: Raufebold, Habebald und Haltefest: „Wenn einer mir ins Auge sieht, — Werd' ich ihm mit der Faust gleich in die Fresse fahren, — Und eine Memme, wenn sie flieht, — Faß ich bei ihren letzten Haaren.“ Wer diese Stimmung bei Dürer sucht, findet sie in der Frucht glühender Jugendkraft, in den vier apokalyptischen Reitern (B. 64).

Den Krieg hat Dürer nicht dargestellt, es sei denn, daß man den großen Holzschnitt der Belagerung einer Stadt (B. 137) als Kriegsbild gelten lassen will. Dieses merkwürdige Blatt entstand als Nebenfrucht seiner fortifikatorischen Studien. Es zeigt eine mittelalterliche Stadt, deren veraltete Mauerbefestigung verstärkt und modernisiert worden ist durch eine riesige im Halbrund vorspringende, nach Dürers Theorien erbaute Bastei („Schütte“)

von deren Plattform aus das Feuer der feindlichen Artillerie erwidert wird, die am jenseitigen Rande des tiefen Wallgrabens in Stellung gegangen ist. Das Blatt wird verständlich, wenn man eine in den Druck der Befestigungslehre Dürers nicht aufgenommene Manuskriptstelle über Verteidigung heranzieht: „Item in der Zeit, wo man sich von dieser Schütt' heftig wehrt, daneben sollen die aus der Stadt auch mit Geschoß und gutem Volk auf zweien Seiten herausziehen in guter Ordnung und mannlich versuchen, ob sie den Feinden mögen Abbruch tun oder auf das Wenigst an dem Sturm hindern." Der Zusammenstoß der Belagerer mit dem Belagerten bei einem Ausfall in großem Stile ist dargestellt.

Aus der großen in die kleine Welt, aus dem Schlachtenlärm in die Stille der Malerwerkstatt und des Gelehrtenzimmers führt uns schließlich der Weg. Einen St. Lukas bei der Arbeit hat uns Dürer nicht geschenkt, aber für sein theoretisches Buch, die „Unterweisung in der Messung mit Zirkel und Richtscheit" ließ er in Holz schneiden: den Aktzeichner (B. 149), den Bildniszeichner (B. 146) und den Zeichner einer Vase (B. 148). Zu einer Art Genrebild: „schreibender Humanist" wurde ihm der Bildnisstich des Erasmus von Rotterdam (B. 107), bei dem der Porträtcharakter hinter dem liebevollen Bücherstilleben fast verschwindet. Sieht man von der Nebenfigur eines Arztes unter den Gebetbuchzeichnungen ab, so hat Dürer das wahre Gelehrtenblatt in seinem Hieronymus im Gehäus (B. 60) geschaffen. Der Nordländer Dürer kennt die Gemütlichkeit des Hauses, er weiß, wie wohl es einem zwischen seinen vier Pfählen sein kann und es ist kein Zufall, daß die Ausbildung der Interieurmalerei im Sinne einer Vermittlung der Poesie des geschlossenen Binnenraumes mit malerischen Mitteln das Werk deutscher und niederländischer Künstler geworden ist. K. Voll hat mit Glück der kalten, zugigen italienischen Halle, in der Antonellos da Messina Hieronymus arbeitet, diese sonntäglich stille und durchsonnte deutsche Gelehrtenstube gegenübergestellt. Die wohlige Raumstimmung übertragen wir auch auf den Bewohner. In der Stille, die nur das Kratzen der Feder und das Atmen der schlafenden Haustiere unterbricht, scheint der Heilige nur das Glück der gelehrten, geistig schaffenden Arbeit zu genießen.

Aber Dürer, dieser von wissenschaftlicher Leidenschaft durchglühte Mensch, kennt nicht nur die Freuden, sondern auch die Qualen des Schaffenden. Er weiß, daß es Stunden gibt, in denen Künstler und Gelehrte Feder und Zirkel sinken lassen, weil dumpfe Tatenlosigkeit den Menschen überfällt. Diesen Zustand der Apathie, der Unlust der Seele zu jeder schöpferischen Regung nennt Dürer Melancholie (B. 74) und mit ans Herz greifender Gewalt hat er ihr Bild gezeichnet. Die älteren Darstellungen, z. B. des Augsburger Kalenders vom Ende des 15. Jahrhunderts oder des Vergil Solis bleiben hinter Dürer weit zurück, obwohl sie die Elemente des Melancholiestiches, z. B. die

sitzende Frau mit dem Zirkel, schon enthalten. Uns braucht der Streit um die Deutung der Melancholie nicht zu kümmern. Ob Paul Weber recht hat, der in den Gegenständen rings um die sitzende Frau die Symbole für die mittelalterlichen artes liberales und artes mechanicae erkennen will, oder ob K. Giehlow zuzustimmen ist, der die Melancholie als eine in geheimnisvollen Bildzeichen geschriebene Urkunde deutet, die die Ansicht des maximilianischen Humanistenkreises enthält über die Aristotelische Lehre der Melancholie als typischer Anlage des Geistesarbeiters, wer will das entscheiden? Auch die jüngste Erklärung, die A. Endres gab, für den die Melancholie im Sinne des Nikolaus von Kusa nichts anderes ist als die Philosophie als Gotteserkenntnis oder die natürliche Theologie, auch diese Deutung befriedigt nicht. Es bedarf aber gar nicht so künstlicher und gelehrter Bemühungen. Das Blatt muß jedem verständlich sein, der die Sorge kennt:

„Wen ich einmal mir besitze,
Dem ist alle Welt nichts nütze,
Ewiges Düstre steigt herunter,
Sonne geht nicht auf noch unter,
Bei vollkommen äußern Sinnen,
Wohnen Finsternisse drinnen.
Und er weiß von allen Schätzen
Sich nicht in Besitz zu setzen." —

Aus der bunten Menge der Typen deutschen Volkslebens lösen sich einzelne Gestalten: Männer und Frauen, heraus, die ihre Namen nennen und als feste Persönlichkeiten vor uns treten. Vom Sittenbildlichen werden wir hinübergeleitet zum Bildnis. Wie Dürer und die ihm nahestehenden Menschen aussahen, das lehren rein und treu seine Bildniszeichnungen, -stiche, -holzschnitte und die gemalten Bildnisse.

Freilich war Dürer kein berufsmäßiger Bildniskünstler in der Art Cranachs oder des jüngeren Holbein. Seine Bildnisse sind, wie die Landschaften, überwiegend Gelegenheitsarbeiten: Werke des Studiums, Gaben der Freundschaft, Reiseerinnerungen, wenige Auftragsarbeiten.

Am Anfang, in der Mitte und am Ende der Reihe stehen Selbstdarstellungen. Dazwischen treten auf die nächsten Angehörigen Dürers, seine Freunde, hervorragende Männer der Vaterstadt, Gelehrte und Künstler aus Deutschland und den Niederlanden, Frauen aller Stände von der slawischen Bäuerin bis zur Markgräfin von Brandenburg, kirchliche und weltliche Fürsten bis hinauf zum „letzten Ritter", dem Kaiser Maximilian.

Die Gesamtheit der Bildnisse Dürers verteilt sich ziemlich gleichmäßig über seine ganze Lebenszeit. Es lassen sich aber zwei ihrem künstlerischen Charakter nach deutlich unterschiedene Perioden feststellen. Die erste von 1503 bis 1516 umfaßt in der Hauptsache Bildniszeichnungen — unter ihnen als Hauptblatt die Zeichnung der Mutter Dürers — und wenige Bildnistafeln.

In der zweiten, durch Dürers Anwesenheit auf dem Augsburger Reichstage 1518 eingeleiteten Periode, die mit seinem Todesjahr 1528 endet, entstanden die reifen gemalten Bildnisse, deren Gruppe das Porträt des Holzschuher beherrscht, ferner die Bildnisstiche und Bildnisholzschnitte. Eine Fülle gezeichneter Bildnisse brachte die niederländische Reise, auf der Dürer so viele mit der Kohle oder dem Stift „conterfeit" hatte.

An diese chronologische Folge der Bildnisse bindet sich unsere Betrachtung nicht. Sie geht vielmehr — wie schon bei der Betrachtung der Landschaft und des Sittenbildes — vom Nächsten: Dürer und den Seinen aus, um die Kreise allmählich weiterzuziehen, Vertreter der Berufsgruppen zu berühren und mit der Gestalt des kaiserlichen Gönners Dürers zu schließen.

Wie sah Dürer aus? Die Folge der Selbstbildnisse gibt die Antwort. Zuerst die Silberstiftzeichnung des Dreizehnjährigen 1484 mit der Spannung im Blick, die durch das Zeichnen nach dem Spiegelbilde entsteht, dem ausdrucksvollen Munde und der kindlich weisenden Hand (L. 448, Wien, Albertina). Dann eine seltsam ausdrucksreiche Selbstdarstellung aus der Jünglingszeit (L. 429, Erlangen, Universität). Ein von Sturm und Drang der Entwicklungsjahre gepackter Kopf blickt uns an, wie übernächtig, wie von Zweifeln und Rätseln gemartert. Beruhigt, ja selbstsicher und froh tritt dann der Dürer der Lehr- und Wanderjahre auf, als Bräutigam vielleicht in dem Bilde von 1493 (früher Sammlung Felix in Leipzig, jetzt Goldschmidt, Paris) und in dem festlich bunten Gemälde des Prado-Museums (1498). Gewiß: so sah Dürer aus, so kostümierte er sich, etwas künstlerhaft phantastisch, so blickte er ruhig treu aus deutschen Augen, so hielt er die Hände fest ineinander, als wolle er an sich halten und in einer Gebärde der Selbsterziehung das Temperament bändigen. Wie er aber aussehen wollte, und nicht nur das, sondern, wie Dürer wollte, daß der deutsche Mann und Künstler aussehe, das zeigt erst das nach 1500 entstandene Münchener Selbstbildnis, von dem unsere Vorstellung von Dürer beherrscht wird. Die kennzeichnenden Merkmale seines Kopfes: das zurücktretende spitze Kinn, die Nase mit leicht gehobener Spitze, die hervortretenden Backenknochen, die starke Öffnung der Augenhöhlen und die geschwungene Oberlippe, sind in einer höheren Rechnung aufgegangen. Das Große in seiner Physiognomie hat Dürer mit monumentaler Wucht herausgehoben und unvergeßbar zu einem Idealbilde seiner selbst gesteigert. Wie schmerzlich und tragisch berührt neben dem strahlenden Bilde die letzte Selbstzeichnung (Bremen, Kunsthalle). Wahrscheinlich im Todesjahre entstanden, ist sie vielleicht zum Zwecke schriftlicher Konsultation von dem kranken Künstler einem Arzte zugeschickt worden. „Da der gelb Fleck ist und mit dem Finger darauf deut', da ist mir weh" lautet die Inschrift. Dürer starb 57 Jahre alt an einem inneren Leiden, das in seinen Anfängen wohl bis auf die Unregelmäßigkeiten der niederländischen Reise zurückging.

Als Dürer 1490 das Elternhaus verließ, um auf die Wanderschaft zu gehen, malte er den Vater Goldschmied (Florenz). Er war ein „geduldig Mann und sanftmütig, gegen jedermann friedsam". Das Bildnis ist noch befangen und im Formalen kleinlich ausgefallen, gibt aber den ehrlichen Handwerkerkopf herzlich und mit der eingehenden Sorgfalt ehrfürchtiger Sohnesaugen gesehen. Das Bild, das Dürer 19jährig schuf, gefiel ihm sieben Jahre später nicht mehr; er malte den Vater noch einmal (London), da ihm ein neuer Begriff von menschlicher Würde aufgegangen war. Nun wird ein groß gesehenes und wunderbar klar gestaltetes Werk geschaffen, dem nur etwas von der Wärme und Naivität der Jugendarbeit fehlt. Auch einen jüngeren Bruder Andreas, gleichfalls von Beruf Goldschmied, kennen wir aus einer herben Zeichnung Dürers, die 1514 entstand (Albertina), als Andreas Meister wurde. Mit diesem Andreas und dem Bruder Hans, der sich in Krakau niederließ, verschwindet die Familie Dürer, die mit dem Vater des Malers erst aus Ungarn nach Deutschland eingewandert war. Und nun die Mutter, die Nürnberger Goldschmiedstochter Barbara Holper, die 63 Jahre alt von Dürer gezeichnet wurde (L. 40). „Diese meine fromme Mutter", schreibt der Sohn in seinem Gedenkbuch, „hat 18 Kind tragen und erzogen, hat oft die Pestilenz gehabt, viel anderer schwerer merklicher Krankheit, hat große Armut gelitten, Verspottung, Verachtung, höhnische Wort, Schrecken und große Widerwärtigkeit, noch ist sie nie rachselig gewest." Vor der lebensgroßen Kohlezeichnung darf das Wort „häßlich" nicht laut werden. Der Sohn hat die ernste Schrift des Lebens in dem geliebten Haupt der Mutter verstanden und mit Ehrfurcht gedeutet. Immer wird es ein Wunder bleiben, mit welcher Sicherheit diese ergreifend wahren Kohlestriche gezogen sind, die zu Stirn und Auge, Mund und Hals geworden sind. Von der Frau Agnes Dürer haben wir keine rechte Vorstellung. Als Jungverheiratete gibt sie eine ganz rasch hingeschriebene Federskizze (Albertina), wie belauscht in einer Augenblickshaltung. Spätere Blätter, so das Berliner von 1521, zeigen eine behäbige und feste Matrone, der man die wenig freundlichen Geschichten schon glauben möchte, die von Dürers Hausfrau erzählt werden. Die „ideale Frau" — vielleicht Agnes zum Idealbild gleichermaßen geläutert und gesteigert, wie Dürer aus seinem Kopfe das christusähnliche Haupt des Münchener Bildes gewann — malte Dürer 1507 in jenem herrlichen Bildnis (Berlin, K. Fr. M.), das wie eine Erinnerung an großgebildete venetianische Frauenköpfe anmutet.

Dann der Kreis der Freunde und Nachbarn. Der dem Herzen Dürers nächste war Willibald Pirkheimer, in dessen Vaterhaus die Familie Dürer zur Miete gewohnt hatte. Eine Profilzeichnung 1503 (L. 376) gibt das derbsinnliche, aber kluge Gesicht mit der eingeschlagenen Nase, ein Stich von 1524 (B. 106), sieht taktvoll über dieses entstellende Ähnlichkeitsmerkmal hinweg, um sich an die unsere Vorstellung von Pirkheimer beherrschenden Züge: das

lebendige Auge und den schwellenden Mund, zu halten. Diese „aktiven" Naturen lagen Dürer, seine ausdrucksstarke Linienspräche fand in den Köpfen der Männer des sprudelnden Temperamentes, der warmen Innerlichkeit die dankbarsten Darstellungsaufgaben. So wird Dürer auch den struppigen, aber seelenvollen Kopf des Nürnberger Gymnasialrektors und deutschen Reformators Melanchthon mitempfunden haben, als er ihn zeichnete (Florenz, Herbert Horne) und 1526 in Kupfer stach (B. 105). Die rein geistigen, verschlossenen Existenzen, wie Erasmus von Rotterdam (L. 361), entzogen sich Dürers Bildnisfähigkeit. Wie ein Bildnis in dem Maße Kraft und Wirkung gewinnt, in dem es von Dürer Ausdrucksgestaltung, nicht nur Wiedergabe eines optischen Tatbestandes fordert, lehrt das Blatt, das den alten Rotschmied und Stifter des Allerheiligenbildes Matthäus Landauer darstellt (1511, L. 75). Durch eine letzte, nur der genialen Hand mögliche Beschränkung in den Mitteln ist hier eine unglaublich vergeistigte Wirkung gewonnen. Der Ausdruck der Andacht liegt im Auge des Greises; nur dieses ist betont.

Von Künstlern hat Dürer den niederländischen Kollegen Bernaert van Orley liebevoll gemalt und den ruhig festen Kopf des Lukas van Leyden (L. 403) gezeichnet. Ein Bild seines Lehrers Wohlgemut ist wenigstens als Kopie (München) erhalten. In Augsburg entstand wohl die Zeichnung des Malers Burgkmair (L. 396). Als Vorstufe für eine der Assistenzfiguren auf dem Rosenkranzbilde schuf Dürer die Bildniszeichnung des Augsburger Meisters Hieronymus, des Architekten des Fondaco dei Tedeschi in Venedig (1506, L. 10). Man ist versucht, den Typus des deutschen Künstlers zu Dürers Zeit in diesem Manne zu sehen, dem in einem harten Schädel so seherhafte Augen sitzen. Schon hier braucht Dürer die wirren, eigenwillig den Kopf umrieselnden Haare als Ausdruckswerte für das Temperament des Mannes. Solche Wirkungsrechnungen machen — dem Bildnisbetrachter unbewußt bleibend — das Geheimnis der späten Bildnisse Dürers aus. Ohne einer Momentanisierung des Bildnisses mit Hilfe der Gebärde zu bedürfen, ohne beziehungsvolles Beiwerk oder einen stimmenden Hintergrund, allein aus der Klarheit und Bestimmtheit der Vorstellung, gewinnt Dürer Menschendarstellungen, die bis an der Tage Ende als erschöpfende Aussagen über deutsche Charaktere empfunden werden müssen. Musterbeispiele sind die Bilder der Nürnberger Patrizier von 1526 Hieronymus Holzschuher und Jakob Muffel (Berlin, K. Fr. M.). Sie muten nebeneinandergesehen an wie gewollte Gegensätze des cholerischen und phlegmatischen Temperamentes. Holzschuher vollblütig, mit rollenden Augen, voll Temperament bis in die Haare, die sicher über das Maß des Natürlichen hinaus von Dürer bewegt worden sind. Muffel, eine Erasmusnatur, an sich haltend, verschlossen, kalt und knapp. Das sind Mitglieder jener Nürnbergischen Geschlechterregierung, die den Gesandten Alvise Moncenigo 1548 Nürnberg mit Venedig vergleichen ließ.

Dürer hat keinen der Charakterzüge besessen, die den Hofmaler zu kennzeichnen pflegen. Seine kritische, stets vom Eignen zu gebende, ja zum Eignen hin stilisierende Bildniskunst hat vor den Großen dieser Welt nichts aufgegeben. Bei Gelegenheit des Augsburger Reichstages 1518 zeichnete er den Kardinal Lang von Wellenburg (L. 548) und den Kardinal Albrecht von Brandenburg als Vorlage für das erste seiner gestochenen Bildnisse (L. 547, B. 102). Er gab unverstellt das aufgeschwemmte und sinnliche Gesicht des Kirchenfürsten. Erst, als er Kardinal Albrecht zum zweiten Male porträtierte, ging er, im Sinne höherer künstlerischer Forderungen, sicher nicht aus höfischer Schmeichelei, über die Natur hinaus zu einem Bildnis, das die wahrhaft bedeutenden Züge in gehobener Form bewahrt, das allzu Irdische stillschweigend unbetont läßt (B. 103). Unter den gleichen Wandlungsgesetzen steht das gestochene Bildnis des Kurfürsten Friedrich von Sachsen (B. 104, 1524), Dürers Gönners, gegenüber der Silberstiftzeichnung nach der Natur (L. 387). Die Vorzeichnung gibt weniger an Form als der Stich, und das, was sie gibt, ist weniger ausdrucksvoll. Umgekehrt liegen die Dinge beim Bildnis des Kaisers. Weder die Holzschnitte, noch das gemalte Porträt können mit der Kohlezeichnung der Albertina (L. 546) wetteifern, die, wie die Aufschrift besagt, zu Augsburg, hoch oben auf der Pfalz, in seinem kleinen „Stüble" entstand. Nicht nur, daß diese Bildniszeichnung die charakteristischen Merkmale des Habsburger Kopfes enthält, macht ihre Bedeutung aus, sondern daß über allen Ähnlichkeitsgehalt hinaus der Ausdruck des Geistigen und Vornehmen siegreich triumphiert. Die Vorstellung des „ritterlichen" Kaisers wird an dieses Bildnis gebunden bleiben. Und wie bei einer großen historischen Dichtung besitzt diese Menschendarstellung eine unantastbare innere Wahrheit, die besteht neben der geschichtlichen Richtigkeit und unabhängig davon, wie weit sich beide decken.

Wer Dürers deutsche Menschen auf ihre Seelenhaftigkeit hin kennzeichnen will, findet vielleicht den deckendsten Ausdruck in den Versen des Angelus Silesius:

„Rein, wie das feinste Gold,
Steif, wie ein Felsenstein,
Ganz lauter wie Kristall
Soll dein Gemüte sein."

Am Beginn unserer Betrachtungen stand ein Stilleben, an den Schluß stellen wir das Kaiserliche Bildnis. Unser Blick durchmißt noch einmal die ganze Weite des Pendelschlages Dürerischen Geistes. In ihm verschmelzen zwei Eigenschaften, die sich in gewöhnlichen Menschen zu widersprechen scheinen: Genialität und Korrektheit, Phantasieflug und pedantische Sachlichkeit, das brennende Herz des Bekenners, Sehers und Suchers und die trockene Arbeitstreue des einstigen Goldschmiedsgesellen. Diese Mischung ist deutsch, wir kennen sie z. B. von Menzel, von Mommsen u. a. großen Deutschen her — heute wird sie tausendfach draußen im Felde erlebt als Verschwisterung von Heldenhaftig

keit und Kleinbürgerlichkeit. Dem romanischen Auslande ist der deutsche Geist in der Form des dämonischen Pedanten unfaßbar und unheimlich geblieben.

Dürers deutsche Bildnisse, Landschaften und Sittenbilder sind sein „Lob des Vaterlandes". Blicken wir zurück, so fallen uns die schönen Sätze ein, die Gottfried Keller den Fähnrich der Sieben Aufrechten sprechen läßt: „Ei, was wimmelt da für verschiedenes Volk im engen Raume, mannigfaltig in seiner Hantierung, in Sitten und Gebräuchen, in Tracht und Aussprache! Welche Schlauköpfe und welche Mondkälber laufen da nicht herum, welch Edelgewächs und welch Unkraut blüht da lustig durcheinander, und alles ist gut und herrlich und ans Herz gewachsen, denn es ist im Vaterland!"

Literaturnachweise.

1. Abbildungswerke und -verzeichnisse.

„Dürer", Des Meisters Gemälde, Kupferstiche und Holzschnitte. Mit einer biographischen Einleitung von Valentin Scherer. Stuttgart u. Leipzig 1904, Klassiker der Kunst IV.
F. Lippmann, Zeichnungen von Albrecht Dürer. Berlin 1883ff. (zitiert: L.).
A. Dürer, Handzeichnungen, hrsg. H. Wölfflin. 2. Aufl. München 1914.
Bartsch, Le peintre-graveur 1803—1821. Bd. VII (zitiert: B.).
The Dürer Society, London 1898—1911.
A. Dürers Holzschnittwerk, hrsg. C. v. Lützow. Nürnberg o. J.
A. Dürers Sämtliche Kupferstiche. Mit Text von Wilhelm Lübke. Nürnberg o. J.
A. Dürers Leben der Jungfrau Maria, hrsg. A. Lichtwark. Hamburg 1893.
Der Meister des Amsterdamer Kabinetts, hrsg. M. Lehrs. Intern. chalkographische Gesellschaft 1893, 1894.
50 Bildniszeichnungen von A. Dürer, hrsg. Jaro Springer. Bards Bücher der Kunst, Bd. IV.
Kaiser Maximilians I. Gebetbuch, hrsg. K. Gieblow. Wien 1907.

2. Lebensgeschichte. Dürers Kunst im allgemeinen.

H. W. Singer, Versuch einer Dürer-Biographie. 1903.
Moritz Thausing, Dürer. 2. Aufl. Leipzig 1884.
Robert Vischer, A. Dürer und die Grundlagen seiner Kunst. In: Studien zur Kunstgeschichte. Stuttgart 1886.
M. Zucker, Albrecht Dürer. Halle 1900.
R. Wustmann, Albrecht Dürer. Leipzig 1906.
Heinrich Wölfflin, Die Kunst A. Dürers. München 1908.
Ernst Heidrich, Dürer und die Reformation. Leipzig 1909.
Ferdinand Laban, Dürer und die Rasse. In: „Verstreut und gesammelt". Berlin 1911.

3. Dürers schriftlicher Nachlaß.

A. Dürer, Über die Befestigung der Städte, Schlösser und Flecken. 1527.
Moritz Thausing, Dürers Briefe, Tagebücher und Reime. Wien 1872.
Lange und Fuhse, Dürers schriftlicher Nachlaß, hrsg. Halle 1893.
Ernst Heidrich, A. Dürers schriftlicher Nachlaß, hrsg. Berlin 1908.
M. Zucker, A. Dürer in seinen Briefen, hrsg. Berlin 1908.
A. Dürer, Tagebuch der Reise in die Niederlande. Leipzig, Insel-Verlag.

4. Dürers Kunst. Einzelfragen.

A. Warburg, Dürer und die italienische Antike. Sonderabdr. Verhandl. 48. Vers. deutscher Philologen. Hamburg 1905.
Ernst Heidrich, Geschichte des Dürerschen Marienbildes. Leipzig 1906.
B. Händke, Chronologie der Landschaften Dürers. 1899.
Luise Klebs, Dürers Landschaften. Repertorium. 1907.
G. Pauli, Dürers Landschaften. Kunst und Künstler. 1905.

Charles Ephrussi, Les bains des femmes d'Albert Dürer. Nürnberg o. J.
Max Allihn, Dürerstudien. Leipzig 1871.
Wilhelm Suida, Die Genredarstellungen Albrecht Dürers. Straßburg 1900. Studien zur deutschen Kunstgeschichte. 27. Heft.
Paul Weber, Beiträge zu Dürers Weltanschauung. Straßburg 1900.
K. Giehlow, Dürers Stich „Melencolia I" und der maximilianische Humanistenkreis. Wien 1904. Mitt. d. Ges. f. vervielfältigende Kunst.
Josef Meder, Neue Beiträge zur Dürer-Forschung. Jahrb. d. A. H. K. H. 1912, S. 183 ff.
J. H. Enders, Albrecht Dürer und Nikolaus v. Kusa. München 1913. S. A. „Die christliche Kunst" IX. Jahrg., Heft. 2—4.

5. Verschiedenes.

Wilhelm Waetzoldt, Dürers Befestigungslehre. Berlin 1917.
Wilhelm Waetzoldt, Einführung in die bildenden Künste. Leipzig 1912.
H. Th. Bossert und Willy Storck, Das mittelalterliche Hausbuch, hrsg. im Auftrage des deutschen Vereins für Kunstwissenschaft. Leipzig 1912.
Max J. Friedländer, Von Eyck bis Brueghel. Berlin 1916.
M. Lehrs, Geschichte und kritischer Katalog des deutschen, niederländischen und französischen Kupferstichs im 15. Jahrhundert. Wien 1908.

Die Entwicklung der Erzählungskunst.

Von **Julius Wiegand** in Köln-Deutz.

Die folgenden Ausführungen haben einen doppelten Zweck. Sie sollen zeigen, wie man die Kleinkunst erzählender Dichtungen vergleichend würdigt, wie auch die unscheinbarsten Kleinigkeiten zu verschiedenen Zeiten oder von verschiedenen Dichtern mannigfach gestaltet werden, sie sollen die Aufmerksamkeit auf ein wenig beachtetes Gebiet der Forschung lenken und die Methode dieser Forschung verfeinern helfen; indem ich aber alle Ergebnisse aus kleinen Proben herausgeholt, will ich zugleich zeigen, wie man Lernende am besten in diese Betrachtungsweise einführt. Alles Stoffliche und Gedankliche habe ich indessen außer acht gelassen, weil man das besser am ganzen Werk oder bei fehlender Zeit an der Inhaltsangabe (vgl. meinen Aufsatz Jg. 30 S. 99.) untersucht. Damit ist nicht gesagt, daß sich an einer kurzen Probe nicht auch in dieser Hinsicht vielerlei feststellen lasse. Die verschiedene Auffassung der Liebe ließe sich aus den fünf Proben ableiten: eine ziemlich blutlose Vorstellung von der Allgewalt der Minne im Iwein (J.); rohe Sinnlichkeit, mit asketischer Verachtung der Liebe beurteilt, im Simplicissimus (S.); Ehe und Liebe von spießerhaftem Nützlichkeits- und Bequemlichkeitsstandpunkt aus geschätzt in der schwäbischen Gräfin (Gr.), verzehrende, pathetische Leidenschaft, sich zermürbend im Kampf gegen die Sitte, Liebe als das Erlebnis, als der Mittelpunkt des Daseins in den Wahlverwandtschaften (Wv.); ein außereheliches Verhältnis, auf tiefer Liebe und gegenseitiger Achtung beruhend, aber voll stiller Entsagung, mit kampfloser Unterwerfung unter die gesellschaftliche Ordnung in Irrungen Wirrungen (Irw.).

Es ist also hier nur die Rede von der künstlerischen Gestaltung. Naheliegende Vergleichung der fünf Proben habe ich ausgelassen. Durch parallele Anordnung der Erläuterungen ist es aber ermöglicht, die Entwicklung jeder Erscheinung leicht durch die fünf Werke zu verfolgen. Sehr aufschlußreich ist stets die Frage: wie hätte ein bestimmter anderer Dichter denselben Inhalt gestaltet, welche anderen Gestaltungs-

möglichkeiten standen für diesen Inhalt noch zur Verfügung? Solche Fragen sollte der Forscher sich und der Lehrende dem Lernenden öfter stellen. Ich habe, abermals der Raumersparnis halber, solche Fragen nicht so häufig gestellt und beantwortet, wie ich gerne getan hätte; ich hoffe, daß meine Anleitung den aufmerksamen Leser dazu befähigt, es selbst zu tun.

Bei der Auswahl der Proben waren folgende Gesichtspunkte maßgebend: jede Probe mußte einen gleich wichtigen Ausschnitt darstellen, da die Darstellung des Nebensächlichen sich von der des Wichtigen vielleicht unterscheidet. Stoffliche Übereinstimmung war nicht gerade nötig, aber auch kein Fehler. Ich hoffe, daß die fünf Stücke für die Hauptentwicklungsstufen der deutschen Erzählkunst bezeichnend sind, ohne daß ich behaupten will, daß damit die möglichen Typen erschöpft seien. Daß ich die drei in einem früheren Aufsatz vorwiegend inhaltlich besprochenen Werke wiederum heranziehe, hat den Zweck, zu erproben, ob die Inhaltsangabe in Verbindung mit einem Textausschnitt, der auch stilistisch zu würdigen wäre (in der von mir in Nr. 5, Jahrg. 1915 dieser Zeitschrift gezeigten Weise), sich zu einem Gesamtbild rundet.

Bei so kleinen Proben muß man sich natürlich vor vorschneller Verallgemeinerung hüten. Der Hauptzweck dieses Aufsatzes ist nicht, geschichtliche Ergebnisse zu liefern, sondern nur zu zeigen, wie solche Ergebnisse gewonnen werden können, zu zeigen, wie man zum Verständnis, zur Beurteilung, zum Genuß von Kunstwerken anleitet. Es gibt sicher auch heute noch Schriftsteller, die in der Art Grimmelshausens erzählen; es mag sogar möglich sein, daß innerhalb eines Werkes sich Abschnitte in verschiedenen Erzählstilen finden. Umfangreichere Proben, eine größere Zahl von untersuchten Werken würde noch manchen Kunstgriff, manche andere Möglichkeit technischer Gestaltung zutage fördern. Die Untersuchung ganzer Werke z. B. würde über Aufbau, Kontrastwirkungen und Charakterdarstellung mancherlei bloßlegen, was kleine Stücke nicht ahnen lassen. Die Frage der Selbständigkeit und Originalität, die für das Endurteil sehr wichtig ist, ist natürlich von solchen Proben aus nicht zu beurteilen und deshalb nicht einmal gestreift. Es ist natürlich nötig, daß Forschung wie Unterricht sich auch vollständiger Werke annehmen. Daß auch die Zergliederung von kürzeren Proben Wert hat, glaube ich zu zeigen. Im allgemeinen herrscht ein gewisses Vorurteil gegen Chrestomatien. Wenn sich als Ergebnis meines vorigen Aufsatzes eine Sammlung von Inhaltsangaben als Grundlage literarischer Übungen empfahl, so wird sich nach diesen Ausführungen auch eine Sammlung passend ausgewählter Proben aus Erzählungen, Romanen, Epen als zweckmäßig erweisen. Auch balladenartige Gedichte lassen sich übrigens in der unten erläuterten Weise betrachten: beim Drama würden die Gesichtspunkte zum Teil andere sein.

Eine kurze Einführung in den Zusammenhang müßte den Proben vorausgehen oder vom Lehrer gegeben werden. An dieser Stelle darf ich es wohl für überflüssig halten, sie vorauszuschicken.

Iwein 2245—2420.

2245 sus stuont er ûf und gie dan mit vreuden als ein sælec man, und wart doch undâre enpfangen: dô er kom gegangen, weder sîne sprach noch enneic. 50 dô sî alsô stille sweic, daz begunde im starke swâren, unde enweste, wie gebâren, wan er saz verre hin dan und sach sî bliuclîchen an. 55 dô sî beidiu swigen, dô sprach diu magt: „her îwein, ir sît sô verzagt? lebt ir ode habt ir munt? ir sprâchet doch in kurzer stunt: wenne wurdent ir stumbe? 60 sagt durch got, warumbe vliehet ir ein so schoene

wîp? got hazze iemer sînen lîp, der âne danc deheinen man, der selbe wol gesprechen kan, 65 ze schoenem wîbe ziehe, der sî sô sêre vliehe. ir möchtent sitzen näher baz: ich geheize iu wol daz, mîn vrouwe bîzet iuwer niht. 70 sweme von dem andern geschiht sô leide als ir ir habt getân, und sol man des genâde hân, dâ zuo hoeret bezzer lôn. ir habt den künec askalôn, 75 ir vil lieben man, erslagen: wer solt iu des gnâde sagen? ir hât vil grôze schulde: nû suochet ouch ir hulde. nû bite wir sî beide, 80 daz sî ir leide geruoche vergezzen." dô wart niht mê gesezzen, er bôt sich drâte ûf ir vuoz und suochte ir hulde undir gruoz 85 als ein schuldiger man. er sprach: „ichn mac noch enkan iu gebieten mêre wandels noch êre, wan richtet selbe über mich: 90 swie ir welt, alsô wil ich." „welt ir allez daz ich wil?" „jâ, michn dunkets niht ze vil." „sô nim ich iu lîhte den lîp." „swie ir gebietet, sælic wîp." 95 „nu waz hulfe danne rede lanc? sît ir iuch âne getwanc in mîne gewalt hât ergeben, næme ich iu dan daz leben, daz wære harte unwîplich. 2300 her îwein, niene verdenket mich, daz ichz von unstæte tuo, daz ich iuwer alsus vruo gnâde gevangen hân. ir hât mir selch leit getân, 05 stüende mir mîn achte und mîn guot als ez andern vrouwen tuot, daz ich iuwer niht enwolde sô gâhes noch ensolde gnâde gevâhen. 10 nû muoz ich leider gâhen. wandez ist mir sô gewant: ich mac verliezen wol mîn lant hiute ode morgen. daz muoz ich besorgen 15 mit eime manne, der ez wer. der ist niender in mîme her, sît mir der künec ist erslagen: des muoz ich in vil kurzen tagen mir einen herren kiesen 20 ode daz lant verliesen. nune bit ich iuch niht vürbaz sagen. sît ir mînen herren hânt erslagen, sô sît ir wol ein sô vrumer man, ob mir iuwer got gan, 25 sô bin ich wol mit iu bewart vor aller vremden hôchvart. und geloubet mir ein mære: ê ich iuwer enbære, ich bræche ê der wîbe site: 30 swie selten wîp mannes bite, ich bæte iuwer ê. ichn nôtliche iu niht mê: ich wil iuch gerne; welt ir mich?" „spræche ich nû, vrouwe, nein ich, 35 sô wære ich ein unsælec man. der liebste tac, den ich ie gwan, der ist mir hiute widervarn. got ruoche mir daz heil bewarn, daz wir gesellen müezen sîn." 40 dô sprach diu künegîn: „ouwî, mîn her îwein, wer hât under uns zwein gevüeget dise minne? es wundert mîne sinne, 45 wer iu geriete disen wân, sô leide als ir mir hât getân, daz ich immer würde iuwer wîp." „mir riet ez niuwan mîn selbes lîp." „wer riet ez dem lîbe, durh got?" 50 „daz tete des herzen gebot." „nû aber dem herzen wer?" „dem rieten aber diu ougen her." „wer riet ez den ougen dô?" „ein rât, des muget ir wesen vrô, 55 iuwer schoene unde anders niht." „sît unser ietwederz giht, ez sî des andern vrô", sprach die küneginne dô, „wer ist, der uns des wende, 60 wirne geben der rede ein ende? dazn vüeget sich niht under uns drin: nû gên wir zuo den liuten hin. ich habe gester besant die besten über mîn lant: 65 vor den suln wirz niht stillen. ich hân in mînes willen ein teil darumbe kunt getân. die suln wir an der rede han: deiswâr ez vüeget sich deste baz." 70 nu tâten sî ouch daz. dô sî sich ze handen viengen unde in daz palas giengen, und sî den hern îwein gesâhen, benamen sî des jâhen, 75 sî gesæhen nie so schoenen man. dâne lugen sî niht an. ouch wart nie rîter anderswâ baz enpfangen danner dâ. sî besâhen in als ein wunder, 80 und sprâchen alle besunder: „wer brâchte disen rîter her? ob got wil, ez ist der, den mîn vrouwe nemen sol." in behagte nie riter alsô wol. 85 alsus fuorten sî in durch die liute enmitten hin, und gesâzen beide an einer stat. diu vrouwe ir truhsæzen bat, daz er ir rede tæte und sî des alle bæte, daz sî ez liezen âne zorn; si het ir disen man erkorn. si sprâchen, ez wære âne ir haz unde in geviele nie kein baz. 95 ein ros daz willeclîchen gât, swer daz mit sporn ouch bestât, sô gêt ez deste baz ein teil. sî mochten ir willen unde ir heil ir lihte gerâten. 2400 ich wæne sî rehte tâten: wan dûhtez sî alle missetân, sî wolt in doch genomen hân. dô der truhsæze getete sîner vrouwen rede nach ir bete, 05 unt dô sî ouch hôrten sagen, ez koeme in vierzehen tagen der künec artûs dar mit her; vunder den brunnen âne wer, so wær er benamen verlorn, 10 wan er hete der vart gesworn; unde als in rehte wart geseit des rîters geburt und vrümekeit zuo der schoene, die sî sâhen, von rehte sî des jâhen, 15 ez wære vrume unde êre. waz sol der rede mêre, wan ez was michel vuoge: dâ wâren pfaffen gnuoge, die tâten in die ê zehant. 20 sî gâben im vrouwen unde lant.

Allgemeines. Wir haben zwei Szenen vor uns, eine breiter ausgeführte, mit vorwiegend direkter Rede, und eine weniger wichtige, knapper gehalten, mit meist indirekter Rede. Am Schlusse wird die Eheschließung kurz erwähnt („Szenenkeim"); auch sie hätte Stoff zu einer ausgeführten Szene geboten; aber dieser äußere, nicht rein ritterliche Vorgang schien dem Dichter eingehender Behandlung nicht wert.

Die Reden. Im J. liegt der Schwerpunkt der Szenen in den Reden. Das zeigt sich am auffallendsten in der ersten Szene, wo auf 125 Verse 105 Verse direkte Rede kommen, also 82 %. In der zweiten Szene von 50 Versen sind drei Verse direkte, 14 Verse indirekte Rede, also 33 %; das macht für beide Szenen mit Redeeinführungen 76 %. Dieser Vorliebe für Reden, vor allem für direkte, entsprechend ist auf deren Ausgestaltung besondere Sorgfalt verwandt. Sie sind stark stilisiert, mit Vorliebe für mehr lyrische Behandlung. Der Dichter sucht die Gedanken und Gefühle der Personen möglichst wirkungsvoll, geistreich, überraschend auszudrücken. Lunetens Spottrede verarbeitet 25 Zeilen lang durch Variierung des Ausdrucks etwa drei bis vier Gedanken. Es ist nicht anzunehmen, daß in Wirklichkeit J. so viele Worte über sich ergehen ließ, ehe er sich regte. Dann nimmt Laudine die Führung des Gesprächs in die Hand; ihr auch erreichtes Ziel ist, J. zu Geständnissen seiner Liebe zu bringen. Ihre Hauptrede, 40 Verse lang, bringt die Gründe für die Heirat logisch gut fortschreitend, in klarer Gedankenfolge, wie jemand spricht, der sich seine Worte vorher zurecht gelegt hat und über seine Gefühle vollkommen klar ist. Sie schließt in 2333 mit einer Anspielung auf Js. Worte in 2290. Neben den längeren Reden steht die damals beliebte Stichomythie, 2291—94 und 2348—55. Diese gekünstelte Form ist allenfalls berechtigt bei starkem Widerstreit der Meinungen, hier, vor allem im zweiten Fall, hat sie etwas geistreich Spitzfindiges an sich, wie die Minnelyrik jener Zeit. Auf den Eindruck der Lebenswahrheit kommt es dem Dichter nicht an. Die Redenden sprechen dieselbe Sprache wie der Dichter in seinen Erzählversen. Die Personen sind nicht durch ihre Sprache, sondern nur durch die geäußerten Gedanken unterschieden. Ein Beweis für die starke Stilisierung der Reden ist die Chorrede 2381—83. Indirekte Rede läge da näher: es ist nicht anzunehmen, daß die Lehnsleute alle dieselben Worte gebrauchen. Indirekte Rede nur in Szene 2, benutzt, um das Nebensächlichere schneller abzutun. „Redeersatz" (s. u.) findet sich nicht.

Die Gesprächsführung ist recht lebhaft, im Einklang mit dieser etwas dramatischen Art (ich meine hier mit „dramatisch" selbstverständlich nur die Auflösung der Entwicklung in Reden). Der Redende wechselt in Szene 1 17*, in Szene 2 fünfmal. Die Durchschnittslänge der direkten Reden beträgt sechs Verse (= zwei Zeilen), wenn wir aber die stichomythischen Stellen nicht berücksichtigen, 13 Verse. Die Länge schwankt, zwischen 1 und 40 Versen bei den direkten, bei den indirekten, die selbstverständlich kürzer sind (zu kürzen ist ja ihr Hauptzweck), zwischen 1 und 5 Versen.

Es ist selbstverständlich, daß bei der Stichomythie die Einführung der Rede wegbleibt. Aber sie fehlt auch an anderen Stellen, im ganzen 13 mal; diese Erscheinung werden wir erst bei Fontane wiederfinden. Von den fünf Redeeinführungen füllen vier eine Zeile, von der Art etwa: dô sprach diu künegin. Einmal wird sie erst nach zwei Redeversen eingeschoben (2358), einmal geht der Rede eine Ankündigung des Inhalts voraus (2284 f.). Bei indirekter Rede fehlt die Einführung natürlich nicht.

Neben den Reden treten die äußeren Zustände und Vorgänge zurück

Zeitangaben fehlen, die Handlungen beziehen sich aufeinander. Neunmal findet sich Anknüpfung mit dô in nur 50 Erzählversen. Dabei wird mehrmals bereits erzählte Handlung wiederholt: er ging hin: 2249 und da er kam gegangen; sie schwieg: 2250 da sie aber stille schwieg (vgl. 2255). In der ersten Szene ist kein Ort angedeutet, in der zweiten wird nur gesagt, daß sie nach dem Palas gingen. Das Kommen J.s wird vor der ersten Szene, das des Paares vor der zweiten erzählt, das der Nebenpersonen wird übergangen. Über das Äußere der Personen wird nichts gesagt, außer daß J. die Schönheit der Laudine, die Mannen die J.s preisen. Auch was an Gesten vorgebracht wird, ist unbedeutend. Sie spricht nicht und verneigt sich nicht: Unfreundlichkeit; er weiß nicht, wie er sich benehmen soll, setzt sich abseits, sieht sie schüchtern an: Scheu, Schüchternheit; er kniet vor ihr: Verehrung; sie gehen Hand in Hand: Einigkeit, Liebe. Sind diese Gesten anschaulich, so sind die zusammenfassenden Bezeichnungen länger dauernder Handlungen und Handlungsgruppen blaß: er wird unfreundlich empfangen, kein Ritter wurde besser empfangen; „sie besahen ihn wie ein Wunder" wirkt einigermaßen durch den Vergleich; sie führten ihn mitten durch die Leute (damit alle ihn sehen können?) ist die einzige nicht ganz herkömmliche und naheliegende Handlung. Im ganzen sind das etwa 28 Verse, 16% des Ganzen.

Seelische Vorgänge werden vorwiegend durch Reden kundgetan. Direkte Beschreibung seelischer Vorgänge nur in 2246, 2251, 2384, also 2 %. Auch durch die oben genannten Gesten wird meist ein innerer Vorgang angedeutet, und zwar besser als durch abstrakte Angabe des Gefühls, der sich die beiden oben genannten Angaben über unfreundlichen (2247) und guten Empfang (2377) schon sehr nähern.

So geschickt der Dichter demnach in den Reden ist, so gering ist seine Schilderungskunst und Beobachtungsgabe in den Erzählversen. Nur bei Kleidern, Waffen, Rossen, Kostbarkeiten ist er ausführlicher, ja stellenweise zu ausführlich; aber eine derartige Stelle liegt uns nicht vor. Von gleichmäßiger epischer Breite kann also keine Rede sein. Das Gesagte ist häufig matt, Wiederholungen müssen die Stelle von energischen Einzelbeobachtungen vertreten: die Bewunderung der Lehnsmannen wird etwa viermal hintereinander erzählt: in indirekter Rede, durch Schilderung, durch direkte Rede und abermals durch Schilderung (2374—84). Die häufigen superlativischen Wendungen und Übertreibungen sind auch ein Beweis dafür: 2375, 2378, 2384, 2336. Durch die Menge der Geistlichen sucht er die Trauung glänzender zu gestalten. Weitere Ausmalung bricht er ab mit den Worten: waz sol der rede mêre? — Daß Hartmann Unwichtiges wegläßt, ist kein Versehen, sondern ein Vorzug. Doch scheint es von mangelnder Klarheit des Bildes, das er selbst sich von den Szenen macht, zu zeugen, wenn er Lunete nach ihrer Rede ganz vergißt (bis auf die Erwähnung in 2361), wenn J. in der zweiten Szene ganz untätig ist. Wer über J.s Tapferkeit und Abkunft die Mannen belehrt, wird nicht gesagt, vermutlich der Truchseß, dessen Rede überhaupt zu kurz kommt. Das soll hier nicht als Fehler angekreidet werden, ist aber doch für Hartmann bezeichnend; der plastischeren Vorstellungskraft Goethes oder Fontanes wäre es nicht zugestoßen. 2389 ff. sagt die Königin dem Truchseß den Inhalt der Rede, die er halten soll; Homer oder das Spielmannsepos hätten den Truchseß in seiner Rede die Worte der Königin noch einmal wiederholen lassen; Hartmann aber, volkstümliche Art meidend, sagt: als der Truchseß der Bitte seiner Herrin nachgekommen war.

Bei der Betrachtung der Charaktere kommt es uns hier nicht darauf an, welche

Typen vorhanden sind, sondern auf die Charakterisierungskunst des Dichters. J.s Bild ist schablonenhaft: Schönheit und maßlose Verliebtheit; letztere allerdings nur in seinen Reden vorhanden. Tapferkeit und hohe Herkunft werden beiläufig erwähnt. Laudine tritt reicher hervor. Schönheit und Verliebtheit auch bei ihr. Schalkhaft ist ihre Drohung, dem J. das Leben zu nehmen. Sehr schüchtern ist sie nicht. Gegen den Vorwurf der Unstäte wehrt sie sich wohl vergeblich. Ihre Reden sind etwas widersprechend. Das kommt daher, daß sie sich verstellt. Sie schämt sich ihrer Unstäte, ihrer Aufdringlichkeit. Zunächst ist sie unfreundlich, wohl um nicht zu entgegenkommend zu erscheinen. Sie erklärt, ihn nur zu nehmen, damit sie einen Schützer für ihr Land habe. Gleich darauf bietet sie sich selbst an, spricht von Liebe zwischen ihnen beiden, sagt: ich will euch gern; sie will sich verstellen und verrät sich doch. Es ist ein kleiner Nachteil der „dramatischen" Gestaltung, daß die Reden ohne Erläuterung dastehen, und daß z. B. Verstellung, wie im Drama, nur aus dem Gesamtcharakter der Person erkannt wird, wenn der Dichter nicht selbst das Wort ergreifen will (im Drama hat er die nicht ganz hochkünstlerischen Mittel des Beiseitesprechens und Alleingesprächs zu diesem Zweck). Der Dichter ist begeistert für seinen Helden J., der unwiderstehlich schön ist und allen gefällt; Laudine wird, wie die schalkhafte Bemerkung 2395 ff. beweist, etwas von oben herunter beurteilt.

Lebenswahrheit. Die Darstellung strebt nicht nach Lebenswahrheit, sondern nach Wirkung. Das beweisen die abstrakte Vorstellung von der Allgewalt der Minne, die Idealisierung von J.s Charakter, die mangelnde Anschaulichkeit im Äußern, die wohlgesetzten Reden, die unnatürliche Stichomythie; vor allem aber wirkt auch der Vers stilisierend, wirklichkeitentfernend. Er nötigt zu gehobener Sprache, duldet nur edle Züge, da er schon unedle Wörter verbannt, hält aus demselben Grund allzu realistische Züge fern; er bringt, vor allem durch Rücksicht auf den Reim, ein gewisse Weitschweifigkeit des Ausdrucks mit sich, die die Darstellung allzusehr aufschwemmen würde, wenn der Dichter mit Einzelheiten allzu freigebig sein wollte.

Hervortreten des Dichters. Streng genommen tritt in allen Erzählversen der Dichter-Erzähler hervor, ja schon in der indirekten Rede. Ich meine hier aber nur die Fälle, wo der Dichter auffällig sich vordrängt, meist sind es Betrachtungen über die Handlung. Die Verse 2395—2402 gehören hierher. Diese Betrachtung über das Verhalten der Lehnsleute und Laudinens dient aber weniger der psychologischen Vertiefung als der Absicht, schalkhaft-witzig die Handlung zu glossieren. Beliebte Randbemerkungen mittelalterlicher Dichter sind noch die Wahrheitsbeteuerungen, wie 2376. 2416 ist eine Übergehungsformel, 2417 wieder eine Bemerkung über die Handlung, ziemlich nichtssagend. Das macht zusammen elf Verse, 6 %.

Grundstimmung. Nicht gerade lustig, aber auch nicht allzuernst, gemächlich fabulierend; kleine leis-komische Einzelheiten werden nicht gemieden, vgl. die Rede der Lunete, besonders 2269 und die Randbemerkung 2395 ff.

Simplicissimus 5. Buch, 7. Kap.:

Herzbruder stirbt, und Simplicius fängt wieder an zu buhlen. Nach dem ersten Drittel des Kapitels:

Da näherte sich jenseit dem Wasser eine Schönheit an das Gestad, die mich mehr bewegte (weil sie nur den Habit einer Bauerndirne antrug), als eine stattliche Damoiselle sonst

nicht hätte tun mögen. Diese hub einen Korb vom Kopf, darin sie einen Ballen frische Butter trug, solchen im Sauerbrunn zu verkaufen; denselben erfrischte sie im Wasser, damit er wegen der großen Hitze nicht schmelzen sollte. Unterdessen satzte sie sich nieder ins Gras, 5 warf ihren Schleier und Bauernhut von sich und wischte den Schweiß vom Angesicht, also daß ich sie genug betrachten und meine vorwitzigen Augen an ihr weiden konnte. Da dünkte mich, ich hätte die Tage meines Lebens kein schöner Mensch gesehen; die Proportion des Leibes schien vollkommen und ohne Tadel, Arme und Hände schneeweiß, das Angesicht frisch und lieblich, die schwarze Augen aber voller Feuer und liebreizender Blicke. Als sie nun 10 ihre Butter wieder einpackte, schrie ich hinüber: „Ach, Jungfer, ihr habt zwar mit euren schönen Händen eure Butter im Wasser abgekühlt, hingegen mein Herz durch eure klare Augen ins Feuer gesetzt!" Sobald sie mich sahe und hörete, lief sie davon, als ob man sie gejagt hätte, ohn daß sie mir ein Wörtlein geantwortet hätte, mich mit all denjenigen Torheiten beladen hinterlassend, damit die verliebte Phantasten gepeinigt zu werden pflegen. 15

Aber meine Begierden, von dieser Sonne mehr beschienen zu werden, ließen mich nicht in meiner Einsamkeit, die ich mir auserwählt, sondern machten, daß ich den Gesang der Nachtigallen nicht höher achtete als ein Geheul der Wölfe. Derhalben trottete ich auf Sauerbrunn zu, schickte meinen Jungen voran, die Butterverkäuferin anzupacken und mit ihr zu markten, bis ich hernach käme. Dieser tät das Seinige, und ich nach meiner Ankunft auch das 20 Meinige. Aber ich fand ein steinern Herz und eine solche Kaltsinnigkeit, dergleichen ich hinter einem Bauernmägdlein nimmermehr zu finden getrauet hätte, welches mich aber viel verliebter machte, unangesehen ich, als einer, der mehr in solchen Schulen gewesen, mir die Rechnung leicht machen können, daß sie sich nicht so leicht würde betören lassen.

Damals hätte ich entweder einen strengen Feind oder einen guten Freund 25 haben sollen: einen Feind, damit ich meine Gedanken gegen demselbigen hätte richten und der närrischen Liebe vergessen müssen, oder einen Freund, der mir ein anders geraten und mich von meiner Torheit, die ich vornahm, hätte abmahnen mögen. Aber ach leider, ich hatte nichts als mein Geld, das mich verblendete, meine blinden Begierden, die mich verführten, weil ich ihnen den Zaum schießen 30 ließ, und meine grobe Unbesonnenheit, die mich verderbete und in alles Unglück stürzete; ich Narr hätte ja aus unsern Kleidungen als aus einem bösen Omen judizieren sollen, daß mir ihre Liebe nicht wohl ausschlagen würde. Denn weil mir Herzbruder, diesem Mägdlein aber ihre Eltern gestorben und wir dahero alle beide in Trauerkleidern aufzogen, als wir einander das erste Mal sahen, was hätte unsre 35 Buhlschaft für Fröhlichkeit bedeuten sollen? Mit einem Wort, ich war mit dem Narrenseil rechtschaffen verstrickt und derhalben ganz blind und ohne Verstand wie das Kind Cupido selbsten, und weil ich meine viehischen Begierden nicht anders zu sättigen getrauete, entschloß ich, sie zu heiraten. Was? gedachte ich, du bist deines Herkommens doch nur ein Bauernsohn und wirst deine Tage kein Schloß besitzen; diese Revier ist ein edel Land, das sich gleichwohl 40 dies grausame Kriegswesen hindurch gegen andern Orten zu rechnen im Wohlstand und Flor befunden; über das hast du noch Geld genug, auch den besten Bauernhof in der Gegend zu bezahlen; du willst dies ehrliche Bauerngretlein heiraten und dir einen geruhigen Herrenhandel mitten unter den Bauern schaffen. Wo wolltest du dir eine lustigere Wohnung aussehen können als bei dem Sauerbrunn, da du wegen der ab- und zureisenden Badgäste 45 gleichsam alle sechs Wochen eine neue Welt sehen und dir dabei einbilden kannst, wie sich der Erdkreis von einem Säculo zum andern verändert. Solche und dergleichen mehr tausendfältige Gedanken machte ich, bis ich endlich meine Geliebte zur Ehe begehrte und (wiewohl nicht ohne Mühe) das Jawort erhielt.

Allgemeines. Die Abenteuerhäufung ist im S. noch viel größer als im J. In unserer Probe, die etwa so lang ist wie das J.-Stück, wird ein ganzes Lebensschicksal entschieden, ein Schicksal, dessen Gestaltung allein einen Roman füllen könnte. Der Abenteuerroman muß sich beim einzelnen Erlebnis kurz fassen, wenn er nicht ins Ungemessene wachsen will. Aber daß man Abenteuer häuft, um einen Roman zu bekommen, das ist doch wieder ein Zeichen dafür, daß liebevolle Versenkung ins einzelne

nicht mehr oder noch nicht möglich ist. Da hier eine neue Handlung begonnen wird, ist eine wenn auch noch so knappe Exposition nötig.

Wir haben also hier keine so breit angelegten Szenen wie im J.; was überhaupt „szenisch" dargestellt ist, ist viel knapper behandelt; daneben einige gerade angedeutete Szenen, „Szenenkeime", ähnlich der Trauung im J.; die Hälfte des Ausschnitts aber füllt zusammenfassende Darstellung von Zeiträumen und Betrachtung des Dichters über die Handlung. Im einzelnen ist der Bau folgendermaßen: 1—15 Szene am Fluß; 16—18 zusammenfassende Darstellung der durch die vorige-Szene angeregten Gefühle; 19—20 Szenenkeim, Absendung des Jungen; 20—23 Szene am Markt, sehr knapp; 23—24: es ist unklar, ob es Gefühle sind, die die Marktszene begleiten, oder zusammenfassende Darstellung des ihr folgenden Zustandes. 25—36 Betrachtungen über die Lage des S. 36—47 Zusammenfassende Darstellung der Gedanken und Gefühle des S. in der damaligen Zeit, zum Teil in die Form einer Gedankenrede gekleidet, die uns aber kaum verhüllen kann, daß es sich um zusammenfassende Darstellung handelt. 48—49 Szenenkeim, der Heiratsantrag. Ein mehr „dramatisch" veranlagter Dichter hätte mit Leichtigkeit aus den Zusammenfassungen Szenen bilden können, durch Einführung eines Vertrauten, mit dem S. seine Gefühle und Pläne besprechen könnte. Der Szenenkeim 19—20 war kaum wert, breiter ausgeführt zu werden; aber den Heiratsantrag mit seinem Hin und Her der Reden hätte sich Hartmann nicht entgehen lassen; ebenso hätte die Marktszene einem redefrohen Dichter Stoff zu breiterer Gestaltung gegeben.

Die Reden. Der Knappheit der Szenen entspricht die Knappheit der Reden: eine direkte von zwei Zeilen, 4%; eine indirekte von einer Zeile in Z. 19—20; Gesamtverhältnis der Reden 6%. Die große Gedankenrede 39—47 zähle ich nicht mit, da sie eine zu durchsichtige Verkleidung zusammenfassender Gefühlsdarstellung ist. Etwas häufiger ist das, was ich „Redeersatz" nennen möchte: eine längere Äußerung, ja ein ganzes Gespräch wird kurz zusammengefaßt; so, wenn es von dem Gespräch am Markte heißt: der Junge tat das Seinige und ich das Meinige. Das ist noch viel blasser, noch viel mehr zusammenfassend als indirekte Rede. Des Mädchens Antwort muß man sich dann herausholen aus den Worten: ich fand ein steinern Herz. Ähnlich Z. 48—49. Dem Dichter kommt es eben bloß auf das Ergebnis, nicht auf die Entwicklung an. Er lebt vom Stoff, nicht von dessen Gestaltung. Für geschickte Gesprächführung, geistreiches Hin und Her hat er kein Verständnis. Die einzige direkte Rede ist so geschraubt, so unnatürlich, daß man nicht verstehen kann, wie der in Liebesdingen nicht mehr unerfahrene S. sich einbilden kann, mit solchen Worten ein Bauernmädchen kirre zu machen, und daß man fast an komische Absicht denken möchte. Die zwei Redeeinführungen geben kaum Stoff zu Bemerkungen.

Äußere Zustände und Vorgänge. Bei der allgemeinen Knappheit ist auch nicht an Anschaulichkeit im Äußeren zu denken. Zeitangaben fehlen; es ist nicht einmal gesagt, wieviel Zeit zwischen der Marktszene und dem Antrag verstreicht. Etwas besser ist der Ort behandelt. Die erste Szene nennt als Ort: jenseits dem Wasser und am Gestade; im vorausgehenden war gesagt, daß S. in den Wald gegangen war, worauf die Erwähnung der Nachtigallen und Wölfe in 17—18 noch einmal zurückweist. Über Ortsveränderung sind zwischen Fluß- und Marktszene fünf Angaben gemacht. Da dann keine Szene mehr folgt, sind weitere Ortsveränderungsangaben

nicht mehr nötig und wären auch nur noch einmal möglich. Vom Treiben auf dem Markt hören wir kein Wort. Wenn trotz dieses Mangels an Anschaulichkeit das Äußere des Mädchens eingehender dargestellt ist, so hat das seinen Grund darin, daß mit ihm eine neue, wichtige Person auftritt, und daß ihre Schönheit der Grund für die Leidenschaft des S. ist. Kleid, Hut, Schleier, Körperbau, Hände, Arme, Angesicht, Augen, Blicke werden beschrieben oder wenigstens erwähnt. Daß sie ebenso wie S. bei der ersten Begegnung Trauerkleider trug, erfahren wir erst Z. 35 in ganz anderem Zusammenhang, ein Zeichen, daß der Dichter das Bild der Szene nicht klar vor Augen hatte. Gesten und Mienen fehlen vollständig, bis auf das allerdings sehr gut kennzeichnende Fortlaufen des Mädchens; die Beschreibung der Hantierungen der Schönen ist aber anschaulich, energisch angefaßt, mit realistischen Einzelzügen: ins Gras setzen, Hut und Schleier abnehmen, Schweiß abwischen usw., im ganzen etwa 24%.

Seelische Vorgänge. Um nun die umfangreiche Entwicklung zweier Menschen schnell abtun zu können, muß der Dichter sich hauptsächlich auf die zusammenfassende, abstrakte Beschreibung seelischer Vorgänge verlegen. Wegen der Icherzählung kann er allerdings die Gefühle des Mädchens nur erschließen; den Grund für die auffallende Zurückhaltung des Mädchens gibt er erst in einem späteren Kapitel, als S. ihn erfährt. Er spricht also vorwiegend von seinen Gefühlen. Er kennzeichnet Gefühle direkt durch Abstrakta: sie ist kaltsinnig, ihr Widerstreben macht ihn noch verliebter, er hat nur seine Begierden, seine Unbesonnenheit usw. Er benutzt Vergleiche: er fand ein steinern Herz, er war mit dem Narrenseil verstrickt, ganz blind usw. Er schildert durch die Wirkung: der Gesang der Nachtigall lockt ihn nicht mehr. Er beruft sich auf allgemeine Tatsachen: Torheiten, mit denen verliebte Phantasten geplagt zu werden pflegen; auf seine früheren Erfahrungen (23—24); oder sagt umgekehrt, daß das Gegenteil des zu Erwartenden eingetreten sei: die Bauerndirne macht mehr Eindruck als eine stattliche Demoiselle; solcher Kaltsinn war bei einer Bauerndirne nicht zu erwarten. Dazu kommt dann die achtzeilige Gedankenrede, die die Gründe, die ihn zur Heirat bestimmen, der Reihe nach angibt. Die meisten der abstrakten Gefühlsbeschreibungen beziehen sich auf sein sinnliches Verlangen; sie variieren alle denselben Gedanken, zeugen nicht von tiefer Seelenkunde. Im ganzen kommen auf diese seelischen Vorgänge etwa 51%. Dazu kommen noch die Betrachtungen vom Standpunkt des gealterten S. aus über seinen damaligen Zustand (s. u.), neun Zeilen, zusammen 69%.

Die Schilderungskunst des Dichters bewährt sich im Seelischen nicht sehr, beim Sichtbaren auch nur gelegentlich, anscheinend in den niederen Sphären. Im allgemeinen ist die Darstellung nicht sehr plastisch; wir erfahren nicht einmal den Namen des Mädchens. Er ist zwar kein schlechter Beobachter, aber er nimmt sich selten die Zeit dazu. Er schildert auch nicht nur direkt, sondern auch durch Handlungen und Bewegungen: das Mädchen nimmt den Korb vom Kopf, wirft Schleier und Hut weg; von seinen schönen Händen und klaren Augen hören wir aus des S. Worten; die direkte Beschreibung beginnt erst, als sie sitzt und S. nun Muße hat, sie zu betrachten.

Charaktere. Entsprechend den inneren Bedingungen der Icherzählung erfahren wir zwar ziemlich viel von dem Äußeren, aber sehr wenig vom Seelenleben des Mädchens. Ausführlicher ist S. geschildert: sinnlich, in Liebeshändeln erfahren, leichtsinnig,

wankelmütig, vergnügungssüchtig, stolz auf sein Geld, selbstsüchtig auch in der Liebe, Scheingründen zugänglich, wenn es sich um seine Leidenschaften handelt. Während Hartmann seinen J. nicht genug als Musterbild herausstreichen kann, bringt Grimmelshausen eine Fülle von abfälligen Bemerkungen über seinen Helden, entsprechend der lehrhaften Absicht, und wiederum ermöglicht durch die Icherzählung und die mittlerweile im Icherzähler vorgegangenen Wandlungen.

Lebenswahrheit. Bis auf die geschraubten Worte des S. sind die psychologisch ja sehr einfachen Vorgänge wohl möglich und auch glaubhaft dargestellt.

Hervortreten des Dichters. Wegen der Icherzählung fällt es wenig auf. Es kommt vor allem die Stelle Z. 25—36 in Betracht. Dann aber die die ganze Erzählung durchziehenden, das Handeln des S. verurteilenden Seitenhiebe, die öfter nur in einem Beiwort, ja in dem Gefühlswert eines an sich nötigen Wortes beruhen. So wenn er seine Augen vorwitzig nennt (Z. 7), von den Torheiten verliebter Phantasten redet (Z. 14—15), seine Liebe als närrisch (26), seine Begierden als viehisch (38) bezeichnet usw. Tadelnd ist auch die Bemerkung über Nachtigallensang und Wolfsgeheule. Auf das unglückliche Ende wird hingewiesen, vor allem in der Bemerkung über die Trauerkleidung. In diesem Zusammenhang ist auch auf die manchmal recht langen Überschriften (bis zu drei Zeilen) hinzuweisen, die den wesentlichsten Inhalt der kurzen Kapitel meist allzu deutlich verraten.

Grundstimmung. Durch die Urteile über das Geschehende bekommt die Erzählung einen moralisierenden, grämlichen, schulmeisternden, mürrischen, weltverachtenden, nörgelnden Ton.

Icherzählung. Ihre Gesetze sind wohlbeachtet: die Handlung ist von einheitlichem Gesichtspunkt aus aufgefaßt, vom Standpunkt des S. zur Zeit, wo er das alles erlebte. Deswegen wird verschwiegen, was S. damals noch nicht wissen konnte, das nämlich, was in der Seele des Mädchens vorgeht. Der Nachteil ist dann aber, daß wir über die Vorgänge nur halb unterrichtet werden. Da der Erlebende aber nicht sofort nach den Erlebnissen, sondern in weitem Abstand davon erzählt, kann er zugleich doch einen zweiten Blickpunkt, den des alten Mannes, zur Geltung bringen; daher denn die moralische Verurteilung der erzählten Begebenheiten. Die Icherzählung könnte auch die kunstlose, nur auf Mitteilung der Ergebnisse abzielende Darstellungsart rechtfertigen; aber es kann bezweifelt werden, ob Grimmelshausen ohne Icherzählung anders gestaltet haben würde.

Leben der schwedischen Gräfin von G. (Gellerts sämtl. Schr. 4. Teil. Leipzig 1839. S. 222—225.)

Nunmehr kömmt eine von den wundersamsten Begebenheiten meines Lebens, welche mir von Leuten, die den Stand lieben und die Menschen nicht nach ihren Neigungen und Eigenschaften, sondern stets nach der Geburt und dem Range untereinander vergleichen, schwerlich wird vergeben werden. Ich war noch in meinen besten Jahren und die Annehm-
5 lichkeiten in meiner Bildung waren noch nicht verloren gegangen, oder höchstens zum Teile nur so verloschen, wie die kleinen Züge in einem Gemälde, die man nicht sehr vermißt. Es fanden sich verschiedene Holländer von Ansehn und großem Vermögen, die mich zur Frau begehrten. Allein ihr Suchen war umsonst. Wer einen so liebenswürdigen und vortrefflichen Gemahl als ich gehabt, konnte in der Liebe wohl etwas eigensinnig sein. Ob nun gleich
10 keiner von meinen Freiern seine Absicht erreichte, so weckten sie doch die Erinnerung von der Süßigkeit der Liebe in mir wieder auf. „Du willst“, dachte ich, „um dieser Herren los zu

werden, dich selbst zu einer Wahl entschließen." Diese Ursache zu einer Ehe ist etwas weit hergeholet. Indessen war es gewiß, daß ich sie bei mir selber vorfand. Der Herr R. kam an einem Nachmittage zu mir auf meine Stube und fragte mich, ob ich mich bald der Ehe zum besten entschlossen hätte. „Raten Sie mir denn", sprach ich, „daß ich wieder heiraten soll?" 15 „Nicht ehe", versetzte er, „als bis ich sehe, daß es Ihnen Ihr eigen Herz geraten hat" usw. (R. empfiehlt nun in einer Rede von 12 Zeilen einen seiner Freunde. Dann geht es weiter:) Ich versicherte ihn, daß ich mich seines Rates bedienen würde, sobald ich meine eigene Neigung zu Rate gezogen hätte. „Warum", fuhr ich fort, „heiraten Sie denn nicht?" „O", sagte er, „ich würde es gewiß getan haben, wenn meine Umstände und die Liebe mir zur Ehe geraten 20 hätten. Die Liebe und meine Philosophie sind einander gar nicht zuwider. Eine recht zufriedene Ehe bleibt, nach allen Aussprüchen der Vernunft, die größte Glückseligkeit des gesellschaftlichen Lebens. Zeigen Sie mir eine Person, die mir anständig ist, und die Ihnen die Versicherung gibt, daß sie mich zu besitzen wünscht, so werde ich sie, sobald ich sie kenne, mit der größten Zufriedenheit zu meiner Gattin wählen. Wir haben alle eine Pflicht, uns das Leben 25 so vergnügt und anmutig zu machen, als es möglich ist. Und wenn es wahrscheinlich ist, daß es durch die Liebe geschehen kann, so sind wir auch zur Liebe und Ehe verbunden." „Allein", versetzte ich, „Sie haben ja, solange ich Sie kenne, gegen unser Geschlecht sehr gleichgiltig zu sein geschienen. Wie kömmt es denn, daß Sie der Liebe itzt das Wort reden?" „Ich bitte", sprach er, „vermengen Sie die Bescheidenheit nicht mit der Gleichgültigkeit! Ich weiß, daß 30 man dem andern mit seiner Liebe oft so beschwerlich fallen kann als mit seinem Hasse. Und aus diesem Grunde bin ich stets behutsam, aber nicht gleichgiltig gegen das Frauenzimmer." „Ich weiß eine Person", hub ich an, „die Sie liebt, und ich glaube nicht, daß Sie Ihnen mißfallen wird. Allein deswegen weiß ich noch nicht, ob es eben diejenige ist, mit der Sie das genaueste Band der Liebe schließen wollen." Er war bestürzt und fragte mich wohl zehn- 35 mal, wer sie wäre. Ich hielt ihn lange auf, und endlich versprach ich ihm, daß er sie nachmittags zu sehen bekommen sollte. Nachmittags schickte ich ihm mein Porträt und schrieb ein Billet ungefähr dieses Inhalts an ihn:

So hat die Person in ihrer Jugend ausgesehen, die Sie liebt. Erst hat sie nur Freundschaft und Erkenntlichkeit gegen Sie empfunden. Die Zeit und Ihr Wert hat diese Regungen 40 in Liebe verwandelt. Der liebste Freund meines Gemahls hat das erste Recht auf mein Herz. Sie sind so großmütig und tugendhaft mit mir umgegangen, daß ich Sie lieben muß. Antworten Sie mir schriftlich. Entschuldigen Sie sich nicht mit Ihrem Stande. Sie haben die Verdienste. Was geht die Vernünftigen die Ungleichheit des Standes an? Um die Unvernünftigen dürfen wir uns nicht bekümmern, weil hier niemand von meinem Stande weiß. 45

Er kam den Augenblick zu mir. Und eben der Mann, der sowohl bei meines Gemahls Lebzeiten als nach seinem Tode nie so getan hatte, als ob er mir eine Liebkosung erweisen wollte, wußte mir itzt seine Zärtlichkeit mit einer so anständigen und einnehmenden Art zu bezeigen, daß ich ihn würde zu lieben angefangen haben, wenn ich ihn noch nicht geliebt hätte. „Nunmehr", sagte er, „haben Sie mir das Recht gegeben, Ihnen mein Herz sehen zu lassen. 50 Und nunmehr kann ich Ihnen ohne Fehler das gestehen, was mich die Ehrerbietung sonst hat verschweigen heißen. Ich habe an das Glück, das Sie mir itzt anbieten, der Himmel weiß, kaum gedacht. Und wenn ich auch daran gedacht hätte, so würde mich meine wenige Eigenliebe niemals diesen Gedanken haben fortsetzen lassen. Es fehlt zu meiner Zufriedenheit nichts, als daß Sie mich überzeugen, daß ich Ihrer wert bin: so will ich mich für den glück- 55 lichsten Menschen schätzen." Kurz, wir gingen zu unserer Wirtin, wir sagten ihr unseren Entschluß, und sie war nebst ihrem Mann über diese unvermutete Nachricht ausnehmend erfreut.

Allgemeines. Die Breite der Darstellung ist immer noch sehr gering, da auch dieser Roman noch die Handlungen häuft, sie allerdings zum Teil ineinanderschlingend. Doch tritt wieder das Gespräch sehr in den Vordergrund. Selbstverständlich zugleich mit starker Bevorzugung szenischer Gestaltung. Aufbau: 1—4 Betrachtungen über die kommende Handlung. 4—13 zusammenfassende Darstellung der Grundlagen des Folgenden. In 11—12 gibt sich die Zusammenfassung als Gedankenrede. Ein auf szenische

Gestaltung ausgehender Dichter hätte vielleicht die Werbung eines Holländers szenisch vorgeführt, z. B. vielleicht die des Freundes von R.; die Gründe, die zur Ablehnung der Holländer, aber zum Entschluß, eine neue Ehe einzugehen, führen, hätten in einem Gespräch mit einer Vertrauten entwickelt werden können; oder auch in dem gleich folgenden Gespräch mit Herrn R., in das auch die Zurückweisung der Holländer sich leicht hätte hineinverweben lassen. 13—37 Gespräch zwischen R. und Gr. 37—45 ein Brief, der aber nur zusammenfassende Darstellung enthält; diese Gedanken werden nicht im Gespräch mitgeteilt, weil das für die Gr. zu peinlich wäre. 46—56 knappe Szene. 56—59 Szenenkeim.

Die Reden. Die Reden dienen in erster Linie der Darstellung von Anschauungen und Gesinnungen. Vor allem Herr R., der Träger der Gellertschen Anschauungen, spricht viel in allgemeinen Gedanken, und auch wo er „ich" sagt, könnte häufig durch kleine Änderungen eine Sentenz hergestellt werden. Herr R. redet 30 Zeilen gegenüber den 9 der Gr. Mit Einschluß des Briefes und der ausgelassenen Worte des R. sind etwa zwölf Zeilen sentenzenartig! Die Darstellung der Gesinnungen erforderte indessen die Reden nicht unbedingt; sie hätten sich auch zusammenfassend mit Erzählworten etwa so anbringen lassen: „Herr R. hatte nicht geheiratet, weil die Umstände ihm nicht zur Ehe geraten hatten; an sich waren seine Philosophie und die Liebe sich keineswegs zuwider." Dadurch wären die Gedanken des R. und deren Darstellung aber noch trockener und langweiliger geworden. Allerdings spricht auch die Icherzählung zugunsten der gesprächsweisen Entwicklung der Anschauungen des R.; denn woher würde die Gr. sie sonst kennen? Doch ließe sich diesem Einwand auch auf andere Weise begegnen. Der Gang des Gespräches in der Hauptszene wird durch die Gr. bestimmt, und wie bei Laudine ist auch ihr Ziel, durch geschickte Fragen den Partner zum Geständnis der Liebe oder vielmehr seiner Eheabsichten zu veranlassen. Seine Antworten rufen gleich neue Fragen hervor; die Gr. sucht ihm Widersprüche zwischen seinen einzelnen Äußerungen oder zwischen seinen Ansichten und seinem Leben nachzuweisen. So ist die Gesprächsführung geschickt und nicht undramatisch: sie eilt einem Ziele zu. In der zweiten Szene hingegen spricht nur R. einmal, sechs Zeilen hindurch, ohne unterbrochen zu werden; was die Gr. sagt, fehlt; er spricht trotz der Erregung, in der er sein müßte, klar, wohlgeordnet, nichts Wesentliches vergessend; die Rede ist eben nichts anderes als eine stilisierte, zusammenfassende Darstellung seiner Gefühle, die der Dichter ihm in den Mund legt.

Mit Einschluß der in der Probe ausgelassenen Zeilen entfallen auf direkte Rede 55 %, mit Hinzunahme des Briefes 65 %. Auf indirekte Rede entfallen noch zwei Zeilen; Redeersatz in Z. 36 und 56—57, im ganzen dreimal. Indirekte Rede und Ersatz sind am Anfang und Ende der Szenen angebracht, also richtig verwendet, indem sie abkürzen und das Nebensächliche zurücktreten lassen. Es wird siebenmal direkt, viermal indirekt gesprochen. Durchschnittslänge der direkten Rede 5½, der indirekten Rede eine halbe Zeile. Die Länge der Reden schwankt zwischen 1 und 13 Zeilen. Dem gemächlichen, schlichten Erzählstil gemäß ist keine Rede ohne Einführung, und die Einführungen sind sehr knapp und einfach; sprach, fragte, hub an, versetzte.

Wie durch lehrhafte Absicht, dramatische Hinlenkung auf ein Ziel oder planvolle Gliederung die Reden stilisiert und von der Nachahmung der Wirklichkeit entfernt sind wurde oben gezeigt. Zwischen der Sprache der beiden Redenden und den Erzählworten

des Dichters ist kein stilistischer Unterschied. R. vor allem spricht sehr buchmäßig, salbungsvoll und gelehrt; er bildet z. B. 23—25 einen Satz mit schwieriger Schachtelung der Nebensätze.

Äußere Zustände und Vorgänge. Da es vorwiegend auf die Gesinnungen ankommt und Gellert keine plastische, sinnenfrohe Natur ist, so tritt das Äußere hier mehr zurück als in irgendeinem der fünf Werke. Über die Länge der zusammenfassend dargestellten Zeit wird nichts gesagt, die Szene dann mit „eines Tags" begonnen, „nachmittags" wird der Brief geschrieben, R. kommt „sofort". Das reicht allerdings völlig aus. Vom Ort nur ein Wort: er kam auf meine Stube. Dann noch zwei Bewegungsangaben, nur mit gehen oder kommen gebildet. Über das Äußere des R. nichts, über die Gr. die langatmige, aber blasse Angabe, daß sie noch schön war, eine Angabe, die die Werbung der Holländer und ihre eigene Liebessehnsucht begründen soll. Handlungen oder Gesten auch wieder nur an einer Stelle, weitschweifig und doch blaß und wenig anschaulich, Z. 47—49. Durch Gegensatz zu seinem früheren Verhalten und durch die Wirkung auf die Gr. sollen des R. feurige und doch ehrbare Liebkosungen gezeichnet werden; man vergleiche damit das Verhalten Liebender bei Goethe und Fontane!

Seelische Vorgänge. Sie werden in den Reden geschildert, sind also direkter Beschreibung nicht mehr sehr bedürftig. Es handelt sich nur um die einfachsten Ausdrücke: erfreut, bestürzt, Süßigkeit der Liebe, eigensinnig in der Liebe usw., im ganzen 9 %. Ich zähle hierbei die Gedankenrede mit, Z. 11—12; dazu kommt noch eine Bemerkung des Erzählers über die Handlung: um dem Einwand des Lesers zu begegnen, daß der Grund zur Wiederverheiratung nicht triftig genug sei (12—13), wird die tiefsinnige, aufschlußreiche Begründung gegeben: es war aber doch so!

Die Schilderungskunst des Dichters ist demnach sehr gering.

Charaktere. Das Bild der Gr. ist nicht sehr reich: hübsch, liebebedürftig, nicht gerade schüchtern, ohne Vorurteile gegen den Bürgerstand. Herr R. ist Schablone, blutlose Abstraktion des Gellertschen Mustermenschen, voll von Grundsätzen; sehr selbstlos, bescheiden, schüchtern, zartfühlend, leidenschaftlich und doch voll Selbstbeherrschung, sehr gebildet, ein Aufklärungs- und Nützlichkeitsphilosoph. Von seelischem Scharfblick ist bei Gellert nichts zu bemerken. Nur einfache Gefühle, keine Verwicklungen von der Art etwa, wie sie schon Hartmann versucht hatte: Liebe zum Mörder des Gatten, und zwar gleich nach dessen Tod. Die Charakterzeichnung geht vorwiegend durch Reden vor sich; es ist so leicht, zu charakterisieren, wenn man die Personen Sentenzen und Grundsätze äußern läßt; wie ein Spruchband, das aus dem Munde kommt. Die Personen äußern sich auch öfter über sich selbst und übereinander. Urteile über die eigene Person in Reden: Z. 20—21, 32, 53—54. Urteile über den Partner: Z. 28—29, 42, 43—44. Der Gegensatz ist zweimal zur Vertiefung der Zeichnung benutzt: der arme R., die reichen Holländer; der schüchterne R., die selbstbewußte Gr. Des Dichters Stellung zu seinen Helden ist durch die Icherzählung nicht verdunkelt; die Urteile der Gr. über R. sind die Gellerts; R. ist also des Dichters Liebling.

Lebenswahrheit. R. ist fast eine Allegorie, blutlos. Solche Menschen zugegeben, klappt die Begründung allerdings tadellos: Begründung wird neben Begründung gesetzt; die anscheinenden Widersprüche in R., die die Gr. aufdecken will, werden von ihm beseitigt; das trägt sehr zur Klarheit bei. Die etwas befremdliche

Aufdringlichkeit der Gr. wird gemildert durch Rs. Schüchternheit und bürgerlichen Stand; die Peinlichkeit der Werbung einer Frau soll noch gemildert werden durch die Briefform. Weder Szenenbau noch Gesprächführung noch Sprache der Personen streben nach Wirklichkeitsnachahmung, sondern sind vom Gesichtspunkt der Einfachheit. Gradlinigkeit, Klarheit aus stilisiert.

Hervortreten des Dichters. Die Möglichkeit von Betrachtungen über die Handlung, die durch die Icherzählung gegeben ist, wird nicht so sehr und anders ausgenutzt als im S. Abfällige Urteile über die Handlung fehlen, es werden ja Vorbilder aufgestellt! Z. 1 weist spannungerweckend auf das folgende hin. 2—4 sucht in Betonung der Tendenz, des Kampfes für die Gleichberechtigung des Bürgerstandes, ein etwaiges absprechendes Urteil des Lesers zu beeinflussen. Auch 12—13 wendet sich gegen einen möglichen Einwand, allerdings gegen einen Einwand gegen die Glaubwürdigkeit des Erzählten. Im ganzen 7%.

Grundstimmung. Satte Genügsamkeit mit sich und der Welt, philisterhaft, selbstgefällig, selbstgerecht, wichtigtuend; was Schalkhaftigkeit, Scherz oder gar Komik ausschließt.

Icherzählung. Der Standpunkt der Gr. ist folgerichtig beibehalten. Bei der Klarheit der Aussprache der beiden bleibt aber auch der Gr. nichts unbekannt. Im übrigen ist den besonderen Reizen der Icherzählung nicht Rechnung getragen; wenn man die dritte Person einsetzte, würde sich kaum etwas zu ändern brauchen. Insbesondere widerstreitet die ausführliche direkte Wiedergabe der Reden etwas den Bedingungen dieser Form.

Goethe, Wahlverwandtschaften, 2. Teil, 13. Kap. nach dem ersten Viertel.

Ottilie hatte diesen Nachmittag einen Spaziergang an den See gemacht. Sie trug das Kind und las im Gehen nach ihrer Gewohnheit. So gelangte sie zu den Eichen bei der Überfahrt. Der Knabe war eingeschlafen; sie setzte sich, legte ihn neben sich nieder und fuhr fort zu lesen. Das Buch war eins von denen, die ein zartes Gemüt an sich ziehen und nicht wieder
5 loslassen. Sie vergaß Zeit und Stunde und dachte nicht, daß sie zu Lande noch einen weiten Rückweg nach dem neuen Gebäude habe; aber sie saß versenkt in ihr Buch, in sich selbst, so liebenswürdig anzusehen, daß die Bäume, die Sträucher ringsumher hätten belebt, mit Augen begabt sein sollen, um sie zu bewundern und sich an ihr zu erfreuen. Und eben fiel ein rötliches Streiflicht der sinkenden Sonne hinter ihr her und vergoldete Wange und Schulter.
10 Eduard, dem es bisher gelungen war, unbemerkt so weit vorzudringen, der seinen Park leer, die Gegend einsam fand, wagte sich immer weiter. Endlich bricht er durch das Gebüsch bei den Eichen; er sieht Ottilien, sie ihn; er fliegt auf sie zu und liegt zu ihren Füßen. Nach einer langen stummen Pause, in der sich beide zu fassen suchen, erklärt er ihr mit wenig Worten, warum und wie er hierher gekommen.
15 Er habe den Major an Charlotten abgesendet, ihr gemeinsames Schicksal werde vielleicht in diesem Augenblick entschieden. Nie habe er an ihrer Liebe gezweifelt, sie gewiß auch nie an der seinigen. Er bitte sie um ihre Einwilligung. Sie zauderte, er beschwur sie; er wollte seine alten Rechte geltend machen und sie in seine Arme schließen; sie deutete auf das Kind hin.
20 Eduard erblickt es und staunt. „Großer Gott", ruft er aus, „wenn ich Ursache hätte, an meiner Frau, an meinem Freunde zu zweifeln, so würde diese Gestalt fürchterlich gegen sie zeugen. Ist dies nicht die Bildung des Majors? Solch ein Gleichen hab ich nie gesehen."
„Nicht doch!" versetzte Ottilie, „alle Welt sagt, es gleiche mir." „Wäre es möglich?" versetzte Eduard, und in dem Augenblick schlug das Kind die Augen auf, zwei große, schwarze,
25 durchdringende Augen, tief und freundlich. Der Knabe sah die Welt schon so verständig an; er schien die beiden zu kennen, die vor ihm standen. Eduard warf sich bei dem Kinde nieder;

er kniete zweimal vor Ottilien. „Du bist's," rief er aus, „deine Augen sind's! Ach aber! laß mich nur in die deinigen schauen. Laß mich einen Schleier werfen über jene unselige Stunde, die diesem Wesen das Dasein gab. Soll ich deine reine Seele mit dem unglücklichen Gedanken erschrecken, daß Mann und Frau entfremdet sich einander ans Herz drücken und einen gesetzlichen Bund durch lebhafte Wünsche entheiligen können! Oder ja, da wir einmal so weit sind, da mein Verhältnis zu Charlotten getrennt werden muß, da du die Meinige sein wirst, warum soll ich es nicht sagen? Warum soll ich das harte Wort nicht aussprechen: Dies Kind ist aus einem doppelten Ehebruche erzeugt! Es trennt mich von meiner Gattin und meine Gattin von mir, wie es uns hätte verbinden sollen. Mag es denn gegen mich zeugen, mögen diese herrlichen Augen den deinigen sagen, daß ich in den Armen einer andern dir gehörte; mögest du fühlen, Ottilie, recht fühlen, daß ich jenen Fehler, jenes Verbrechen nur in deinen Armen abbüßen kann!"

„Horch", rief er aus, indem er aufsprang und einen Schuß zu hören glaubte, als das Zeichen, das der Major geben sollte. Es war ein Jäger, der im benachbarten Gebirge geschossen hatte. Es erfolgte nichts weiter; Eduard war ungeduldig.

Nun erst sah Ottilie, daß die Sonne sich hinter die Berge gesenkt hatte. Noch zuletzt blinkte sie von den Fenstern des oberen Gebäudes zurück. „Entferne dich, Eduard!" rief Ottilie. „So lange haben wir entbehrt, so lange geduldet. Bedenke, was wir beide Charlotten schuldig sind. Sie muß unser Schicksal entscheiden, laß uns ihr nicht vorgreifen. Ich bin die Deine, wenn sie es vergönnt; wo nicht, so muß ich dir entsagen. Da du die Entscheidung so nahe glaubst, so laß uns sie erwarten. Geh in das Dorf zurück, wo der Major dich vermutet. Wie manches kann vorkommen, das eine Erklärung fordert. Ist es wahrscheinlich, daß ein roher Kanonenschlag dir den Erfolg seiner Unterhandlungen verkündet? Vielleicht sucht er dich auf in diesem Augenblick. Er hat Charlotten nicht getroffen, das weiß ich; er kann ihr entgegengegangen sein, denn man wußte, wo sie hin war. Wie vielerlei Fälle sind möglich! Laß mich! Jetzt muß sie kommen. Sie erwartet mich mit dem Kinde dort oben."

Ottilie sprach in Hast. Sie rief alle Möglichkeiten zusammen. Sie war glücklich in Eduards Nähe und fühlte, daß sie ihn entfernen müsse. „Ich bitte, ich beschwöre dich, Geliebter!" rief sie aus. „Kehre zurück und erwarte den Major!" „Ich gehorche deinen Befehlen", rief Eduard, indem er sie leidenschaftlich anblickte und sie dann fest in seine Arme schloß. Sie umschlang ihn mit den ihrigen und drückte ihn auf das zärtlichste an ihre Brust. Die Hoffnung fuhr wie ein Stern, der vom Himmel fällt, über ihre Häupter weg. Sie wähnten, sie glaubten einander anzugehören; sie wechselten zum ersten Mal entschiedene, freie Küsse und trennten sich gewaltsam und schmerzlich.

Die Sonne war untergegangen, und es dämmerte schon und duftete feucht um den See. Ottilie stand verwirrt und bewegt; sie sah nach dem Berghause hinüber und glaubte Charlottens weißes Kleid auf dem Altan zu sehen . . .

Allgemeines. Die Probe bietet nur eine breit ausgeführte Szene. Sie stellt einen gewaltigen Fortschritt dar gegenüber der Magerkeit des S. und Gellerts. Sie übertrifft auch J. weit im Gegenständlichen. Goethe ist zu dieser breiten Ausführung imstande, weil sein Roman nur noch eine Handlung hat. Doch hieße es eine falsche Vorstellung erwecken, wenn man glauben machen wollte, daß G. immer so arbeitet; meist hat auch er noch knappe Szenen und zusammenfassende Darstellung.

Reden. 28 von 60 Zeilen kommen auf Reden, 46 %. Davon sind drei Zeilen indirekt, also direkte Rede 40 %. Dazu noch in Z. 13—14, 17—19, 53 fünfmaliger Redeersatz. Von allen Möglichkeiten macht also der Dichter Gebrauch; wiederum wird vorwiegend am Anfang und Ende indirekte Rede und Ersatz angewandt, Unwichtiges und Einleitendes so kurz abgetan; die letzten Worte der Szene werden sogar ganz unterdrückt, da dort Gesten vorwiegen und das Stammeln des Abschiedsschmerzes sich nicht zu schönen Worten (die wünscht G. noch) fassen läßt, wenn man wahr bleiben will. Die Redegestaltung hat an Natürlichkeit sehr gewonnen. Wir haben keine Debatte

mehr, an deren Ende ein Ziel erreicht sein soll, nichts Theatralisches mehr in den Reden. Das Gespräch geht nicht von Anfang an auf einen Punkt hin, es wird durch Assoziationen, äußere Eindrücke in Fluß gehalten: das Erscheinen Eduards, der Anblick des Kindes, der Schuß, die sinkende Sonne geben Ausgangspunkte ab. Es folgt nicht immer Rede und Gegenrede; mehrmals fährt dieselbe Person nach einer Pause von etwas anderem fort. Die einzelnen Reden sind noch kürzer geworden, auch ein Zeichen größerer Natürlichkeit. Die Länge schwankt zwischen einem Wort und zwölf Zeilen. Nehmen wir nach jeder Pause eine neue Rede an, auch wenn dieselbe Person spricht, so ist die Durchschnittslänge der direkten Reden drei Zeilen. Direkte Reden sind vorhanden neun, indirekte eine, Redeersatz fünfmal. Es kommen aber noch einige neue Verbindungen vor, ein Zeichen, wie G. die Form meistert: Übergang aus Redeersatz in indirekte Rede; Redeersatz eingeschoben zwischen zwei direkte Reden derselben Person; dieselbe Person fährt zweimal nach Pausen direkt zu reden fort. Die Redeeinführung fehlt nie, sie steht immer nach den ersten Worten der direkten Rede; der Leidenschaftlichkeit der Reden entsprechend wird sechsmal rufen oder ausrufen verwendet. Zum ersten Mal haben wir den Versuch vor uns, die Sprache nach dem Charakter abzustufen. Zwar sprechen beide eine edle, gehobene Sprache, nicht Umgangssprache (z. B. „gleiche" Z. 23; „in die deinigen" statt „in deine" Z. 28); aber Eduard spricht schwungvoller, pathetisch, fast rhetorisch. In seiner großen Rede wendet er viermal Anapher an (einmal sogar eine vierfache), er häuft Nebensätze (Z. 31—33), er gebraucht rhetorische Fragen, Ausrufe, Wortwiederholungen (mögest du fühlen, recht fühlen), er gebraucht die Figur der Zurücknahme (revocatio): soll ich erschrecken? Oder ja, da wir . . . Warum soll ich nicht . . . ? Die Andeutung des doppelten Ehebruchs ist so geschickt, daß auch ein Hochgebildeter sie nicht in der Erregung fände; sie könnte so nur bei vorheriger Überlegung geformt werden. Otts. Worte sind viel schlichter; sie spricht in kurzen Sätzen, bevorzugt Beiordnung; sie gebraucht höchstens einen Nebensatz. Die kurzen Sätze sollen zugleich ihre Angst und Hast malen.

Äußere Zustände und Vorgänge. Der Fortschritt ist groß. Die zeitlichen Vorstellungen sind deutlicher, allerdings auch, weil sie für die Entwicklung von Bedeutung sind (Tod des Kindes wegen Zeitversäumnis und großer Eile). Am Nachmittag beginnt der Spaziergang; Ott. vergißt Zeit und Stunde; dann gibt die untergehende Sonne dreimal die fortschreitende Zeit an. Da G. das zufällige Zusammentreffen begründen will, hat er reichlich Orts- und Bewegungsangaben gemacht: Z. 1, 2, 10—12. Darum begleiten wir auch Ott. auf ihrem Wege; aber wenn der Dichter nur sagte: Ed. traf Ott. zufällig im Park, so müßten wir auch zufrieden sein. Auch die Beleuchtung wird beachtet; am Anfang, in der Mitte, am Ende wird die immer mehr sinkende Sonne erwähnt. Sie soll Ott. zur Eile mahnen; aber sie wird auch zur Erhöhung der Anschaulichkeit benutzt: sie vergoldet Ottiliens Gestalt, blinkt aus den Fenstern zurück, ist schließlich ganz verschwunden. Der feuchte Duft am See erinnert Ott. an die kommende Nacht, hat aber auch Selbstzweck. Von Geräuschen wird nur der Schuß erwähnt; der ist aber nicht Selbstzweck. Das Äußere der Hauptpersonen ist von früher her bekannt; die Liebenswürdigkeit der lesenden Ott. wird trotzdem beschrieben; daß wir sie in einer bestimmten Stellung vor uns sehen, wirkt ganz anders als die vage Bemerkung über das Aussehen der Gr. Das Kind aber, das Ed. nun zum erstenmal

erblickt, das für die Handlung und die Reden so wichtig ist, wird ausführlich beschrieben mit etwa acht verschiedenen Angaben über sein Äußeres (22—26).

Und welcher Reichtum an Bewegungen und Gesten! Hier endlich benimmt sich ein Liebespaar naturgemäß: er fliegt auf sie zu, liegt ihr zu Füßen, will sie in die Arme schließen, blickt sie an; dann am Schluß Umarmungen, Zärtlichkeiten, Küsse. Damit vergleiche man die Unbestimmtheit der entsprechenden Angaben bei Gellert! Wie spricht sich die seelische Bewegung in Gesten aus! Ed. wirft sich nieder vor dem Kind. Er springt auf beim Schuß; Otts. Angst vor Charlottens Tadel läßt sie deren weißes Kleid am Berghaus sehen usw. Im allgemeinen sind die Gesten pathetisch, groß, leidenschaftlich, fast etwas theatralisch. Wirkungsvoll ist die lange, stumme Pause bei der unerwarteten Begegnung; bezeichnend und plastisch ist es, wenn Ott. seine Zärtlichkeit mit einer Handbewegung nach dem Kind hin abwehrt. Wie erkennt man Otts. Wesen im Kinde, wenn es die Welt schon verständig ansieht; wie bezeichnend und beziehungsreich ist es, wenn es die beiden zu kennen scheint! Daneben eine Menge von Handlungen. Wie anschaulich ist Otts. Spaziergang und sie auf dem Wege dargestellt! Ich zähle etwa 26 Zeilen hierhergehöriger Bemerkungen, 43 %, gegen 16 % und 10 % in J. und Gr. Wie hat nun die Szene Fülle und Gestalt bekommen, wie ist sie abwechslungsreich geworden, wie voll Leben und Auf und Ab und Bewegung!

Seelische Vorgänge werden infolge der Menge der gefühlsbedeutenden Gesten und Handlungen selten abstrakt beschrieben. Und wie viel mehr sagt auch das Aufspringen Eds. bei dem Schuß, als der bald darauf folgende Ausdruck: Ed. war ungeduldig. Daß Ott. über dem Buch Zeit und Stunde vergißt, ist ein besserer Ausdruck ihrer Versunkenheit, als wenn es nur hieße: sie war ganz in das Buch vertieft (natürlich ist der Zug auch durch die Handlung gefordert). Ganz ist abstrakte Gefühlsangabe aber nicht gemieden. Den Zwiespalt der Gefühle (Ott. war glücklich und fühlte, daß sie ihn entfernen müsse) kann man wohl nicht anders ausdrücken. Aber fast allen Fällen abstrakter Angabe hat Goethe doch irgendwie etwas Besonderes verliehen. 58 nimmt er den Vergleich mit dem Stern zu Hilfe. Oder der Ausdruck ist stimmungsdurchdrängt durch stilistische Mittel: sie trennten sich gewaltsam und schmerzlich. Oder die Gefühle sind feiner abschattiert, als das bei den Vorgängern der Fall war, vor allem als bei S. und Gr., während J. schon durch zwiespältige Gefühle zu wirken suchte. Abstrakte Gefühlserläuterung noch in Z. 4, 13, 62; im ganzen gegen 10 %.

Schilderungskunst. Nach alledem bedarf es kaum noch der Versicherung, daß Schilderungskunst und Beobachtungsgabe erheblich größer sind als bei allen Vorgängern. Das zeigt sich schon rein äußerlich in dem Anwachsen der Zeilen, die das Äußere behandeln (43 %, gegen 14, 24, 10 % bei den Vorgängern), während die Beschreibung seelischer Vorgänge in den Hintergrund tritt (10 % gegen 51 % im S.). Allerlei Hilfsmittel und Kunstgriffe finden sich: Schilderung durch Wirkung: ein Buch von denen, die nicht loslassen; Wirkung in bedingender Form: die Bäume hätten sie bewundert, wenn . . Die Beleuchtung wird betont, um Otts. Bild zu heben; ein ganz neuer Kunstgriff! Die Reihenfolge ist nicht verändert; die Darstellung ist vollständig bis auf das Ende, das uns die letzten Abschiedsworte vorenthält.

Charaktere. Was uns zunächst auffällt, ist der große Reichtum an Schattierungen, an bezeichnenden Äußerungsweisen desselben Charakterzuges; gewiß können Ed. und Ott. auf so engem Raum nicht den ganzen Reichtum ihres Charakters entfalten; aber

wie viele und bezeichnende Züge weist Eds. Leidenschaftlichkeit auf! Er hat keinen andern Gedanken als Ott.; er denkt nicht an Rücksicht auf seine Frau; er sieht nur Ott., übersieht das Kind, sein Kind, das in seiner Abwesenheit geboren wurde. Und statt in dem Kind einen Grund für weiteres Aushalten neben Charlotte zu sehen, sieht er darin einen neuen Scheidungsgrund! Die geheimsten Vorgänge aus seiner Ehe plaudert er aus, wenn er hoffen kann, damit Ott. zu gewinnen für seine Pläne. Mit Scheingründen betrügt er sich: nur in Otts. Armen könne er seine Schuld an der Geburt dieses Kindes abbüßen! Die Verabredung des Kanonenschusses zeigt seine Leidenschaft bereits auf den Bahnen des Absonderlichen. Er klammert sich an jeden Hoffnungsschimmer, hofft beim Schuß des Jägers, will mit Rücksicht auf die kommende Scheidung schon Ott. in die Arme schließen, überrumpelt schließlich die Widerstrebende. Und ähnlich reich ist Ott. in engem Kreis gezeichnet. Eine zarte Seele, aber rücksichtsvoller, vernünftiger, verständiger als Ed.; schließlich aber übermannt auch sie die Leidenschaft; aber sie leidet unter dem Zwiespalt und der Unklarheit ihrer Stellung, während Ed. alle Bedenken hat fahren lassen. Ihre Lieblichkeit wird betont; wir fühlen, wie der Dichter auf ihrer Seite steht, wenn er sie mit dem Gold der Abendsonne wie mit einem Heiligenschein umgibt. Reden und Handlungen überwiegen als Kennzeichnung; direkte Beschreibung ist nur bei dem Kind angewandt, das eben noch nicht reden und handeln kann. Selbstcharakteristik in den eigenen Reden ist unbedeutend. Gellerts allgemeine Sprüche sind wieder verschwunden.

Was uns dann weiter auffällt, ist der Fortschritt im Psychologischen. Der J. hatte schwierigere Vorwürfe versucht, sie aber nur oberflächlich angefaßt. Die Entwicklung der Liebe ging im J. ungeheuer schnell vor sich; nach der ersten Aussprache folgte sofort die Heirat; mit dem abstrakten Hinweis auf die Allgewalt der Minne wurden all die Schwierigkeiten, die für Laudine in der Heirat mit dem Besieger ihres Gatten usw. lagen, abgetan. Die seelischen Fragen in S. und Gr. aber waren die ganz einfachen der Sinnlichkeit oder Neigung mit der kleinen Erschwerung durch Ungleichheit des Standes oder der Vermögensverhältnisse. In Gr. waren durch die vorurteilslosen Anschauungen der Gr. indessen die Schwierigkeiten schon weggeräumt, ehe sie da waren. Hier in Wv. erheben sich auf einmal verwickeltere seelische Fragen: Seelenkämpfe, innere Hindernisse der Liebe, Rücksichten auf Sitte und nahestehende, verehrte, befreundete Personen, denen man weh tun muß durch die Liebe, denen man Rücksichten schuldig ist; Versuchungen der Leidenschaft, denen schwer zu widerstehen ist, da vielleicht nur kurze Zeit noch von dem Augenblick trennt, wo die Leidenschaft erlaubt ist; Eheleute, die im Augenblick der Hingabe beide an andere geliebte Personen denken, geistiger Ehebruch; zartnervige, feinfühlende Charaktere, feinfühlend in den Empfindungen und im Sittlichen. Das alles ist ein weiterer, höchst wichtiger Fortschritt.

Lebenswahrheit. Sie wird gesteigert durch die Fülle der Einzelbeobachtungen, durch das Hineinstellen der Personen in bestimmten Raum, durch die Plastik der Vorgänge. Nur Eds. Sprache ist vielleicht noch etwas zu rhetorisch, seine Gesten etwas zu theatralisch; wobei zu beachten ist, daß Goethes Zeit überhaupt eine Zeit größerer Leidenschaftlichkeit und Gefühlsseligkeit war.

Hervortreten des Dichters fehlt fast völlig. Einen kleinen Rest könnte man in der etwas gesuchten Bemerkung: „er kniete zweimal vor Ott." sehen. Der Dichter tritt zurück, weil er die Illusion nicht stören will durch Hinweis darauf, daß die Geschichte

nur erzählt, nicht wirklich ist. In den vorausgehenden Proben war der Anteil noch 6, 18, 7 % gewesen.

Grundstimmung: tragisch.

Fontane, Irrungen, Wirrungen, Berliner Roman. (Fischers Bibl. zeitgenössischer Romane. 3. Jahrg. Band 1. Berlin. S. 106 ff.)

Und nun kam er. Lene stand am Gitter und empfing ihn wie sonst; nicht der kleinste Zug von Vorwurf oder auch nur von schmerzlicher Entsagung lag in ihrem Gesicht. Sie nahm seinen Arm, und so gingen sie den Vorgartensteig hinauf.

„Es ist recht, daß du kommst ... ich freue mich, daß du da bist. Und du mußt dich auch freuen." 5

Unter diesen Worten hatten sie das Haus erreicht, und Botho machte Miene, wie gewöhnlich vom Flur her in das große Vorderzimmer einzutreten. Aber Lene zog ihn weiter fort und sagte: „Nein, Frau Dörr ist drin ..."

„Und ist uns noch bös?"

„Das nicht. Ich habe sie beruhigt. Aber was sollen wir heut mit ihr? Komm, es ist 10 ein schöner Abend, und wir wollen allein sein."

Er war einverstanden, und so gingen sie denn den Flur hinunter und über den Hof auf den Garten zu. Sultan regte sich nicht und blinzelte nur beiden nach, als sie den großen Mittelsteig hinauf und dann auf die zwischen den Himbeerbüschen stehende Bank zuschritten.

Als sie hier ankamen, setzten sie sich. Es war still, nur vom Felde her hörte man ein Ge- 15 zirp, und der Mond stand über ihnen.

Sie lehnte sich an ihn und sagte ruhig und herzlich: „Und das ist nun also das letzte Mal, daß ich deine Hand in meiner halte?"

„Ja, Lene, kannst du mir verzeihn?"

„Wie du nur immer fragst. Was soll ich dir verzeihn?" 20

„Daß ich deinem Herzen wehe tue."

„Ja, weh tut es. Das ist wahr."

Und nun schwieg sie wieder und sah hinauf auf die blaß am Himmel heraufziehenden Sterne.

„Woran denkst du, Lene?" 25

„Wie schön es wäre, dort oben zu sein."

„Sprich nicht so. Du darfst dir das Leben nicht wegwünschen; von solchem Wunsch ist nur noch ein Schritt ..."

Sie lächelte. „Nein, das nicht. Ich bin nicht wie das Mädchen, das an den Ziehbrunnen lief und sich hineinstürzte, weil ihr Liebhaber mit einer andern tanzte. Weißt du noch, wie 30 du mir davon erzähltest?"

„Aber was soll es dann? Du bist doch nicht so, daß du so was sagst, bloß um etwas zu sagen."

„Nein, ich hab' es auch ernsthaft gemeint. Und wirklich (und sie wies hinauf), ich wäre gerne da. Da hätt' ich Ruh. Aber ich kann es abwarten ... und nun komm und laß 35 uns ins Feld gehen. Ich habe kein Tuch mit herausgenommen und find' es kalt hier im Stillsitzen."

Und so gingen sie denn denselben Feldweg hinauf, der sie damals bis an die vorderste Häuserreihe von Wilmersdorf geführt hatte. Der Turm war deutlich sichtbar unter dem sternenklaren Himmel, und nur über den Wiesengrund zog ein dünner Nebelschleier. 40

„Weißt du noch", sagte Botho, „wie wir mit Frau Dörr hier gingen?"

Es folgen nun noch 20 Zeilen, fast nur Gespräche, deren Ende lautet:

„Und nun komm und laß uns umkehren. Sieh nur, wie die Nebel steigen; ich denke, Frau Dörr ist nun fort, und wir treffen die gute Alte allein. Sie weiß von allem und hat den ganzen Tag über immer nur ein und dasselbe gesagt." 45

„Und was?"

„Daß es so gut sei."

Frau Nimptsch war wirklich allein, als Botho und Lene bei ihr eintraten. Alles war

still und dämmerig, und nur das Herdfeuer warf einen Lichtschein über die breiten Schatten,
50 die sich schräg durch das Zimmer zogen. Der Stieglitz schlief schon lange in seinem Bauer, und man hörte nichts als dann und wann das Zischen des überkochenden Wassers.

„Guten Abend, Mutterchen", sagte Botho.

Die Alte gab den Gruß zurück und wollte von ihrer Fußbank aufstehen, um den großen Lehnstuhl heranzurücken. Aber Botho litt es nicht und sagte: „Nein, Mutterchen, ich setze
55 mich auf meinen alten Platz."

Und dabei schob er den Schemel ans Feuer.

Eine kleine Pause trat ein; alsbald aber begann er wieder: „Ich komme heut, um Abschied zu nehmen und Ihnen für alles Liebe und Gute zu danken, das ich hier so lange gehabt habe. Ja, Mutterchen, so recht von Herzen. Ich bin hier so gern gewesen und so glück-
60 lich. Aber nun muß ich fort, und alles, was ich noch sagen kann, ist bloß das: es ist wohl das beste so."

Die Alte schwieg und nickte zustimmend. „Aber ich bin nicht aus der Welt", fuhr Botho fort, „und ich werde Sie nicht vergessen, Mutterchen. Und nun geben Sie mir die Hand. So. Und nun Gute Nacht!"

65 Hiernach stand er schnell auf und schritt auf die Tür zu, während Lene sich an ihn hing. So gingen sie bis an das Gartengitter, ohne daß weiter ein Wort gesprochen wäre. Dann aber sagte sie: „Nun kurz, Botho. Meine Kräfte reichen nicht mehr; es war doch zu viel, diese zwei Tage. Lebe wohl, mein Einziger, und sei so glücklich, wie du's verdienst, und so glücklich, wie du mich gemacht hast. Dann bist du glücklich. Und von dem andern rede nicht
70 mehr, es ist der Rede nicht wert. So, so."

Und sie gab ihm einen Kuß und noch einen und schloß dann das Gitter. Als er an der andern Seite der Straße stand, schien er, als er Lenens ansichtig wurde, noch einmal umkehren und Wort und Kuß mit ihr tauschen zu wollen. Aber sie wehrte heftig mit der Hand. Und so ging er denn weiter die Straße hinab, während sie, den Kopf auf den Arm und den
75 Arm auf den Gitterpfosten gestützt, ihm mit großem Auge nachsah.

So stand sie lange, bis sein Schritt in der nächtlichen Stille verhallt war.

Allgemeines. Der Schritt zur vollständigen Auflösung der Handlung in wenige große Szenen ist von Fontane getan. Was bei Goethe Ausnahme war, ist hier Regel. Zusammenfassende Darstellung und kleine, nur eben angedeutete Szenen (Szenenkeime) finden sich kaum. Wir bieten zwei aufeinanderfolgende Szenen. Unserer Probe geht der Brief voraus, in dem Botho seinen letzten Besuch ankündigt. Was zwischen diesem Brief und dem letzten Besuch liegt, wird übersprungen. Es würde in kleine Szenen zerflattern oder zusammenfassend abgetan werden müssen. Es würde auch die Stimmung der Abschiedsszene vorausnehmen; was Lene und Botho in der Zwischenzeit empfinden und denken, das können sie auch bei dem letzten Zusammensein ausdrücken, und ein kurzer Rückblick auf die beiden Tage läßt sich mühelos ins Gespräch verweben: Z. 44—47, 67—68. Es ist dieselbe Art, in der der Dramatiker übersprungene Zeiträume und Vorgänge nachholt.

Die Reden. Auch hier zeigt sich die dramatische Erzählart; auch das Absetzen nach jeder noch so kurzen Rede erinnert an die Druckart des Dramas. Mit Einschluß der 20 ausgelassenen Zeilen kommen 54 Redezeilen auf 75 Zeilen, 63 %, gegen 70 % im 3. Indirekte Rede fehlt ganz, die wäre undramatisch. Aus demselben Grund nur ein Redeersatz, der auch nur ein Wort ersetzt: die Alte gab den Gruß zurück. Z. 12 und 62 besteht die Antwort nur in Gesten. Die Gesprächführung geht wie bei Goethe von äußeren Anlässen aus, nicht von logischen Gesichtspunkten: Anwesenheit der Frau Dörr, die Sterne, der Weg, die steigenden Nebel. Das Gespräch hat scheinbar kein Ziel, geht zwanglos weiter, wie im gewöhnlichen Leben, ist nicht disponiert; aber es kommt

doch im Laufe des Gespräches alles zur Geltung, was in einer solchen Lage gesagt werden muß. Bei Goethe waren die beiden Hauptreden doch noch so angelegt, daß Ed. und Ott. in je einer längeren Rede die Gesamtheit ihrer Ansichten und Gefühle niederlegten, ohne unterbrochen zu werden; das Wichtige war noch zusammengeballt, in je einer zusammenhängenden Rede vereinigt. Also zeigt sich bei Fontane noch eine weitere Steigerung der Natürlichkeit, der realistischen Anlehnung an die Wirklichkeit; er sucht auch all die Zufälligkeiten des Alltags mit in seine Gespräche aufzunehmen. Die einzelnen Reden sind noch kürzer, der Wechsel noch häufiger. Die Länge schwankt zwischen zwei Worten und neun Zeilen (ich rechne das Ausgelassene immer mit). In 54 Zeilen wird 28 mal gesprochen, Durchschnittslänge also zwei Zeilen. Bei dem häufigen Wechsel und der Kürze vieler Reden wäre es langweilig, wollte man die **Redeeinführung** immer wiederholen, so daß denn 21 Fälle fehlender Einführung den dramatischen Eindruck verstärken helfen. Die vorhandenen Einführungen sind einfach (sagte, fuhr fort, begann). Einmal ist auch Andeutung des folgenden vorausgeschickt: litt es nicht und sagte, wobei „litt" auch eine Geste andeuten kann.

Das Streben nach dramatischer Gestaltung bringt es mit sich, daß Reden nicht nur für vor dem Beginn der Szene liegende Handlungen eintreten (s. o.), sondern auch Handlungen ersetzen oder andeuten, die während der Szene vor sich gehen. Das ist also zum letztenmal, daß ich deine Hand halte, sagt Lene; die Tatsache selbst wird uns aber nicht erzählt. Auch die Anwesenheit der Frau Dörr erfahren wir nur aus Reden; es könnte natürlich auch heißen: da Frau D. im Zimmer war, wollte Lene nicht mit Botho hineingehen. So entnehmen wir das Umkehren (43), das Steigen des Nebels (43), Wetter und Temperatur (11; 36) den Reden. Beim Abschied Bothos heißt es nur: So, nun geben Sie mir ihre Hand! Das Händegeben fehlt dann. Zweimal allerdings folgt den Worten auch noch die Erzählung: 36—38 und 70—71 („So, so")

Die **Lebenswahrheit der Sprache** ist noch gewachsen. Zum erstenmal in unsern Proben ist die Sprache des Alltags getroffen. Der schlichteste, einfachste Ausdruck herrscht vor, auch bei dem gebildeten Botho. Abschleifungen der Umgangssprache werden wiedergegeben: hab' ich, hätt' ich, dir's, ich find' es; jedoch vor Konsonant: ich wäre gerne da. Ausdrücke der Umgangssprache: Frau Dörr ist drin; was sollen wir mit ihr? Du bist nicht so, daß du so was sagst; Abbrechen der Rede Z. 28. Lene spricht meist Hauptsätze, wie Ott., mit höchstens einem Nebensatz. Doch spricht sie nicht Mundart, was gewiß Absicht ist, da Fontane Frau Dörr z. B. ruhig berlinern läßt: laß, Lenecken, er geht nu mal mit die Hühner zu Bett (S. 30); oder: wo's nich drin steckt, da kommt es auch nich.

Äußere Zustände und Vorgänge. Was anschauliche Fülle anlangt, so übertrifft Fontane Goethe noch erheblich. Er hat alle abstrakte Gefühlskennzeichnung aufgegeben. Seine Erzählung besteht nur noch aus Reden und Bühnenanweisungen, d. h. Angaben über die Ausstattung des Ortes und die Bewegungen der Personen. Auf 63 % Reden kommen noch 37 % Angaben über äußere Vorgänge. Die Zeit ist durch die Beleuchtungsangaben mitbestimmt. Wir hören, daß es Abend ist; da die Ereignisse in fast lückenloser Folge erzählt werden, können weitere Zeitangaben auch entbehrt werden. Das Örtliche ist mit großer Liebe behandelt. Das hängt damit zusammen, daß die eine Szene im Freien spielt. Aber bei der Innenszene ist es ähnlich. Und hätte nicht auch Gellert die Aussprache auf einen Spaziergang verlegen können

Und hätte nicht Fontane einfach sagen können: sie gingen ins Feld und hatten folgende Unterredung? Wir haben also zunächst eine „Bewegungsszene“ vor uns. Ich zähle gegen 17 Angaben von Ortsveränderungen. Geht man, wie im Drama, von der Ortsveränderung als einem Kennzeichen der Szenenbildung aus, so zerfallen unsere beiden Szenen nochmals in 4 + 2 Unterabteilungen. Manche der Ortsveränderungen tragen zugleich als Gesten zur Kennzeichnung der inneren Bewegung bei. Die Ortsbeschreibung ist keineswegs vorwiegend direkt gegeben; vieles ist aus den Reden oder aus den Bewegungen und Handlungen zu entnehmen, also Beschreibung ist in Handlung umgesetzt (Lessings Laokoon). Nur die Aussicht auf Wilmersdorf (39—40) und die Beschreibung des Zimmers (48—51) sind größere direkte Beschreibungen. Aus Reden und Bewegungen entnehmen wir über den Ort etwa folgendes: Tür, Haus, Gitter, Vorderzimmer, Flur, Hof, Garten, Mittelsteig, Himbeerbüsche, Bank, Feld, Feldweg, dann im Zimmer Fußbank, Lehnstuhl, Schemel. Die Witterung wird beobachtet: schöner Abend, Kühle, Nebelschleier im Wiesengrund; noch mannigfacher die Beleuchtung: Mond, blaß heraufziehende Sterne, der vom klaren Sternhimmel sich abhebende Turm, dämmeriges Dunkel im Zimmer, Licht des Herdfeuers, breite Schatten schräg durchs Zimmer. Die Witterung wird mehrmals in den Reden erwähnt, in Nachahmung der zwanglosen Führung der Alltagsgespräche, die so gern vom Wetter ausgehen. Auch die Eindrücke für das Ohr sind nicht vergessen: Stille im Feld, dann im Zimmer, Zirpen der Grille, Zischen des überkochenden Wassers. Tiere dienen als Staffage: der schlafende Stieglitz und Sultan vor seiner Hütte. Die Anschaulichkeit des Bildes, das sich der Leser von den Vorgängen macht, ist somit noch größer als bei Goethe, von den andern ganz zu schweigen. Fontane hat aber zweifellos bei all dem noch eine andere Absicht: er will im Leser eine Stimmung erwecken, die zu der Handlung paßt; die äußeren Zustände sollen zu den seelischen in Parallele gesetzt werden. Das stille, dämmrige Zimmer mit den gespenstisch huschenden Schatten paßt zu der Wehmut des Abschieds; das zugleich Anheimelnde der Schilderung erinnert noch einmal an das frühere Glück, das Botho und Lene in diesen Räumen genossen. Und Mond, Nebel, Sterne, Nacht verstärken die Wehmut des Abschieds. Nur Sultan, der den beiden zublinzelt wie sonst immer, hat keine Ahnung von der schweren Stunde und bildet einen wirksamen Gegensatz.

Um so mehr könnte es bei dieser anschaulichen Fülle auffallen, daß das Äußere der Personen ganz vernachlässigt ist; sie sind eben längst bekannt (anders im S.). Um so reicher ist wieder das Mienen- und Gebärdenspiel, das ja in erster Linie die abstrakten Gefühlsangaben ersetzen muß. Immer sehen wir die Personen in bestimmter Stellung und Haltung: Lene am Gitter wartend, beide auf der Bank sitzend, die Alte auf der Fußbank, Botho auf dem Schemel am Feuer sitzend; Lene stützt den Kopf auf den Arm, den Arm auf den Gitterpfosten und sieht Botho nach. Ich will nicht alle Gesten aufzählen, es sind deren etwa 25. Sie begleiten die Reden: sie lächelt über seine Worte; weist zu den Sternen, als sie von ihnen spricht. Lenes Liebe und Zärtlichkeit sie nimmt Bothos Arm, lehnt sich an ihn, hält seine Hand in der ihren. Wie bezeichnend ist der Versuch der Alten, den großen Lehnstuhl herbeizuholen, und Bothos Vorliebnehmen mit dem Schemel: Ehrfurcht und Leutseligkeit. Wie gut ist seine Rührung gezeichnet, wenn er nach den Abschiedsworten schnell aufspringt und zur Türe eilt! Das wiederholte Schweigen (23, 57, 62, 66) malt vortrefflich die gedrückte, bange

Stimmung. Für Reden treten Gesten ein: Lene zieht Botho fort, als er ins Zimmer treten will; die Alte nickt zustimmend. Meisterhaft ist das stumme Spiel 71—75. Wir empfinden Lenes grenzenlose Verlassenheit, die Leere ihres künftigen Lebens nach dieser Beschreibung des wortlosen Abschieds besser als nach langen, abstrakten Erklärungen. Allen Gesten fehlt das Theatralische, Pathetische der Wahlverwandtschaften; Fontane hat eine Scheu vor allem Überschwenglichen, wie das Alltagsleben selbst.

Seelische Vorgänge werden also nur durch Reden und Gesten gegeben. Auch die Bemerkung Z. 1—2 geht mehr auf die Mienen als auf abstrakte Gefühlsmalerei. Der Gefühlsausdruck in den Reden ist sehr schlicht und selten, entsprechend der Schlichtheit Fontanescher Menschen: es tut weh (22), es war zuviel diese zwei Tage (67—68).

Schilderungskunst. Das meiste darüber ist schon gesagt. Fontane drückt das Seelische durch Sichtbares aus; und alle Angaben, die sich auf Äußeres, auf Ort, Beleuchtung usw. beziehen, sind zugleich mit Stimmung durchtränkt. Direkte Beschreibung ist verhältnismäßig selten; sie wird in Handlung und Bewegung aufgelöst. Die Darstellung ist so eingehend wie bei keinem Vorgänger; es wird der Eindruck erweckt, daß alles Geschehende und Gesagte auch erzählt werde; trotzdem ist Belangloses ausgelassen: was auf dem Weg zur Bank gesagt wird, die ersten Worte Bothos, was sie auf dem Heimweg sprechen, was Lene während Bothos Abschied von der Mutter tut. Fontane verschweigt lieber, als daß er zu zusammenfassender Darstellung greift, um die Erzählung zu kürzen.

Charaktere. Die Personen sind gekennzeichnet durch viele Eigenschaften, und jede einzelne Eigenschaft ist wieder reichlich durch Einzelzüge belegt. Ich glaube, es ist nicht nötig, das auszuführen. Direkte Charakterbeschreibung so gut wie gar nicht. Der Dichter steht seinen Personen ganz objektiv gegenüber; wir wissen aus keiner Äußerung, keinem Zug, auf wessen Seite sein Mitgefühl, seine Billigung, seine Bewunderung ist (nur der Titel sagt uns, daß er beider Verhalten für unklug hält).

Die psychologischen Vorgänge sind wieder einfacher als bei Goethe; aber des Dichters Kunst zeigt sich darin, daß er das Alltägliche, Ungewöhnliche in allen seinen Feinheiten und Schattierungen zu beobachten versteht. Ihn reizt es zu zeigen, wie vielfältig zusammengesetzt auch das Einfache ist. Gut beobachtet sind die wiederholten Rückerinnerungen an die vergangene Zeit des Glückes (30—31, 38, 41), die Absicht, die Stätten des Glückes noch einmal aufzusuchen, das Spielen Lenes mit dem Gedanken an den Tod, die erzwungene Ruhe des Mädchens bis zuletzt, die Absicht, dem Geliebten zu verbergen, wie unglücklich sie die Trennung macht, usw.

Lebenswahrheit. Der Eindruck der vollen Naturwahrheit ist sehr groß, infolge der Natürlichkeit der Charaktere und Reden, der Sprache der Redenden, der Vermeidung alles Pathetischen, Feierlichen, der großen Zahl der Einzelzüge und Beobachtungen, der liebevollen Ausmalung der Umwelt, der verhältnismäßig großen Vollständigkeit der Darstellung: Fontane einer der besten Vertreter des Realismus.

Hervortreten des Dichters fehlt völlig, würde die Illusion stören.

Grundstimmung traurig, wehmütig, entsagungsvoll, ergeben ins Schicksal. Wie die Natur zu Hilfe gerufen ist, wurde oben schon gezeigt.

Die Ergebnisse und Merkmale, die sich zahlenmäßig erfassen lassen, stelle ich im folgenden noch übersichtlich zusammen:

	Prozentsatz der Reden	Prozent der äußeren Zustände und Vorgänge	Prozent der seelischen Vorgänge	Prozentuales Hervortreten des Dichters	Zahl der direkten Reden	Durchschnittslänge der direkten Reden in Zeilen	Fehlende Rede-einführung	Prozentsatz der Darstellung	
								Gesten¹)	Umwelt¹)
	1	2	3	4	5	6	7	8	9
Iwein . . .	76	16	2	6	17	2	13	4	1
Simpl . . .	6	24	51	18	1	2	0	1,5	3
Gräfin . .	71	10	9	7	7	5½	0	3	1
Wahlv. . .	46	45	10	—	9	3	0	14	7,5
Irrwirr. .	63	37	—	—	28	2	21	17	15

Noch einmal: Die Nibelungensage als Lehrstoff des Deutschen.

Von **Robert Petsch** in Posen.

Die Ausführungen von Otto Koch über die Behandlung der „Nibelungensage in ihren verschiedenen Fassungen" im deutschen Unterricht habe ich mit lebhafter Teilnahme gelesen und kann den Grundanschauungen des Verfassers nur lebhaft zustimmen. Gehört doch jener Zusammenhang mythischer, sagenhafter und geschichtlicher Züge, den wir als „Nibelungensage" bezeichnen, bei und vielleicht gerade wegen seiner Beweglichkeit und Wandelbarkeit zu jenen kostbaren Gefäßen tiefsten Gehaltes, nach denen gestaltende Künstler auch vom höchsten Range immer und immer wieder gegriffen haben, um ihr Erlebnis von der Welt und Menschheit im ganzen hineinzugießen. Zu diesen „Stoffen" (die aber nicht bloße Stoffe sind, sondern starken Stimmungsgehalt und festen Zusammenhang, also die Grundbedingungen für die Entfaltung der „inneren Form" in sich tragen) gehört ja auch die Faustsage, gehören die Geschichten von Parzival und Tristan und, um Geringeres zu nennen, die Legende von Genovefa oder die Geschichte der Makkabäer. In keinem Falle aber sind wir in so glücklicher Lage, wie hier, dem Schüler alle wichtigeren Gestaltungen durch den Volksmund oder durch die Schöpferkraft des Genies teils im Urtext, teils in guten Übersetzungen vorlegen zu können, so daß er den Pfad der Entwicklung bei sachgemäßer Anleitung selber zu finden vermag. Ich habe in meinem zweijährigen Kriegs-Aushilfedienst als Lehrer des Deutschen in der Sekunda der hiesigen Oberrealschule mehrfach mit ganz verschieden zusammengesetzten Klassen den Gegenstand durchgearbeitet und kann vielleicht aus eigener Erfahrung einiges zu Kochs Ausführungen hinzufügen.

Ich möchte vorweg bemerken, daß ich den Kreis etwas weiter gezogen habe als Koch vorschlägt. Ich habe W a g n e r s „Ring des Nibelungen" stets in den Unterricht mit einbezogen und davon durchaus keine üble Rückwirkung verspürt. Der hohe dichterische Gehalt, vor allem die staunenswerte Kraft der Charakteristik fesselt uns an Wagners Gestalten, auch wo uns die „Philosopheme" der deutschen Revolutionszeit, des „Jungen Deutschland" und besonders L. Feuerbachs nicht mehr innerlich bewegen und überzeugen können. Von dem jugendlichen Helden entwirft doch der erste Aufzug des „Siegfried" ein viel lebhafteres Bild, als etwa das Nibelungenlied,

1) Schon in Spalte 1 oder 2 enthalten.

und seine natürliche Frische kann Hebbels Darstellung nur wohltuend ergänzen. Auch die wortkarge Darstellung der „Edda" gewinnt hier Farbe, und gelegentliche Ausblicke auf das Gebiet des Märchens verlohnen allein schon eine kurze Besprechung, etwa im Anschluß an den Vortrag eines Schülers. Anderes wird man ganz kurz behandeln, aber einige Szenen des „Rheingold" und der „Götterdämmerung" wird der Lehrer doch gern verwerten, wenn auch zunächst nur um der reinen Anschauungswirkung willen. Hat er eine gereifte Klasse vor sich, so kann er dreist tiefer greifen. Ich habe hier mit einer sehr geweckten Obersekunda die Hauptmotive kurz durchgesprochen. Daß Wotan aus Furcht vor dem Ende sich seiner göttlichen Macht, Schönheit und Freiheit begibt und schließlich nur von dem freien Menschen erlöst werden kann, läßt sich auch ohne Feuerbach rein menschlich verstehen, und daß Jung Siegfried lieber das Leben von sich wirft, als daß er aus Vorsichtsgründen den Reif zurückgäbe, leuchtet dem jugendlichen Menschen ohne weiteres ein. Auch Brünhildes Tragödie wird er rasch verstehen und zudem sehr leicht mit der Darstellung der „Edda" in Verbindung setzen.[1]) In einer an unserer Anstalt bestehenden „Literarischen Vereinigung" konnte ich mich nachmals überzeugen, daß meine Ausführungen durchaus auf fruchtbaren Boden gefallen und verständig weiter getragen wurden. Ein kurzes Eingehen auf Wagner bietet aber noch den weiteren Vorteil, daß sich von hier aus fruchtbare Vergleiche mit Hebbels Trilogie eröffnen, die natürlich nicht bis in Einzelheiten gehen dürfen. Die dramatische Entwicklung des „Ringes", insbesondere innerhalb der Siegfriedstragödie, spiegelt das Allgemeinmenschliche. Der gesunde Mensch in seinem natürlichen Drange nach freier Kraftentfaltung wird immer wieder in die Welt hinausstreben, wo er seine Ursprünglichkeit notwendig verlieren muß. Siegfrieds wie Wotans Erlebnis ist rein mythisch, aber eigentlich zeitlos: es handelt sich nicht um einmalige, sondern ewig wiederkehrende, in der Natur des Menschen und des Lebens begründete Verhältnisse; das Symbolische tritt allenthalben stark hervor, wie es denn beim musikalischen Drama nicht wohl anders sein kann. Bei Hebbel dagegen wird das Gesetz der geschichtlichen Entwicklung zur mächtigen Triebkraft. Ähnlich wie Grillparzer und andere Dichter aus der Mitte des 19. Jahrhunderts stellt er uns gern zwischen zwei Welt- und Zeitalter, und wenn auch der Kampf zwischen alt und neu an sich wieder ewig und immer wiederkehrend ist, so drängt sich doch jeweils die besondere Form dieses Ringens in den Vordergrund, und wir sehen auch, wenigstens in den späteren Dramen des Dichters, aus dem Aufeinanderprall des Entgegengesetzten zum Schluß ein Höheres, Drittes erstehen, wo die Gegensätze „aufgehoben" erscheinen. Diese zwei Grundformen des geschichtlichen Dramas dem Schüler klar zu machen, zeigt sich hier eine Gelegenheit, wie sie der deutsche Unterricht selten wieder darbieten dürfte. Von hier aus kann ich aber auch Koch nicht darin zustimmen (vgl. S. 91), daß in den Worten „Im Namen dessen, der am Kreuz erblich" ein Zeugnis des Mißlingens läge. Sie gehören mit den Worten des Kaplans am Schluß von „Siegfrieds Tod" eng zusammen, und es legt sich hier ein fester Ring um das ganze Drama, wie Walzel in seinen „Hebbelproblemen"[2]) ein-

1) Vgl. meine Abhandlung über „Dornröschen und Brynhild" in Paul und Braunes Beiträgen, Bd. 42, S. 80ff.

2) (= Untersuchungen zur neueren Sprach- und Literaturgeschichte, Neue Folge, Bd. I.) Leipzig, Hässel 1909.

dringlich gezeigt hat — einem Buch, an dem kein Lehrer des Deutschen vorbeigehen darf. Im übrigen sehe ich mit Koch in der scharfen Gegenüberstellung von Hagen und Siegfried ein treffliches Mittel, um dem Schüler den durchgreifenden Unterschied zwischen Reckentum und Christentum zur Anschauung zu bringen. Wem diese Dinge für eine Obersekunda zu schwierig erscheinen, der komme ruhig in Prima noch einmal auf den Stoff zurück; er verdient schon, daß man ihm immer wieder ein paar Stunden widme. Glücklich, wer eine Klasse vom ersten Erwachen besseren Verständnisses bis zum tieferen und selbständigeren Eindringen in die Sache führen kann.

Gerade dafür hat doch Koch die wertvollste Anregung gegeben. Ich möchte nur, wo es sich um Darbietungen des Inhalts unserer Heldensage und Heldendichtung für die Mittelklassen handelt, ausdrücklich für die klassischen Erzählungen von Ludwig **Uhland** eintreten, die man heutzutage fast vergessen zu haben scheint. Man mag ihre herbe Ausdrucksweise hier und da etwas glätten, wenn man es für nötig hält, man mag einige erläuternde Winke einfügen usw., aber wenn ich die Wahl zwischen Uhland und irgendeiner neueren Nacherzählung habe, so gebe ich der Fassung eines unserer allerersten Germanisten, der zudem ein begnadeter Künstler und ein Meister des Wortes war, wie wenige, unbedingt den Vorzug. Jedes Mittel sollte ergriffen werden, um unsere Schüler wieder zu ihm hinzuführen, und zwar nicht bloß zu seinen Gedichten, noch weniger zu seinen „Dramen", sondern zu seinen wissenschaftlichen Arbeiten. Auch aus seiner Abhandlung über das Volkslied sollten größere Abschnitte in jedem Lesebuch erscheinen! Wer den Schülern gelegentlich etwas aus den „Schriften" vorlesen will, findet jetzt eine einbändige, freilich nicht leicht zu handhabende und durch den Druck nicht sehr einladende, aber doch vollständige Ausgabe der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart vor (herausgegeben von Holthof, gebunden 4 M.). Bequemer, aber etwas kostspieliger ist die ausgezeichnete, trefflich eingeleitete und in den Anmerkungen ergänzte Ausgabe der Werke (6 Bände mit den Prosaschriften) und der Volkslieder (4 Bände, je 1 M.) durch Hermann Fischer, die in Cottas „Bibliothek der Weltliteratur" erschienen ist.

Daß Koch die Darbietung der nordischen und der deutschen Sagenform in Tertia voneinander trennen will, kann ich durchaus nur billigen. Auch der Sekundaner wird die beiden Sagengestalten besser auseinanderhalten, wenn er sie frühzeitig jede für sich hat innerlich aufnehmen und durchleben dürfen, und auch ich möchte der nordischen für die Untertertia den Vorzug geben. Ob aber die „Edda" in die U III gehört?[1]) Ich möchte fast bezweifeln, daß die Schüler auf dieser Stufe die Schale so weit zu durchdringen vermögen, daß sie den Kern genießen können. Der einzelne, der sich's zutraut, mag es dennoch versuchen, es kommt auch hier viel auf die Persönlichkeit an. Nur verallgemeinern darf man natürlich die Forderung nicht, und bei dem, was man über die „Edda" selbst mitteilt, wird man sich auf das Allernotwendigste beschränken müssen, die „jüngere Edda" also am besten unerwähnt

1) Ich möchte die Gelegenheit nicht vorbeigehen lassen, auf die wissenschaftlich vortreffliche und zugleich künstlerisch vollendete Übersetzung der „Edda" von Felix **Genzmer** zu verweisen, die mit wertvollen Erläuterungen von A. **Heusler** in der Sammlung „Thule" (Jena, Diederichs) erschienen ist. Für die Prosaedda und für die von Genzmer noch nicht veröffentlichten Götterbilder wird man stets auf **Gerings** Übersetzung zurückzugreifen haben. Simrocks und gar Wolzogens „Verdeutschungen" haben in der Schule kein Daseinsrecht mehr.

lassen. Will man aber auf diese Dinge eingehen, dann schärfe man hier schon den Schülern ein, was gar nicht oft genug wiederholt werden kann, daß die nordischen Heldenlieder keineswegs die „älteste Form" der Sage selbst darstellen und daß sie erst in der Zeit vom 9. bis zum 13. Jahrhundert entstanden sind. Selbst der Obersekundaner ist immer wieder überrascht, wenn ihm klar gemacht wird, daß manches dieser Lieder jünger ist als der „Parzival" oder der „Tristan"! Das Vorurteil von der „Urpoesie" in den „Edden" ist gar nicht auszurotten.

Wenn man der O III (in Realanstalten) das Verständnis der homerischen Gedichte zumutet, so wird man ihr wohl auch das Nibelungenlied in einer der metrischen Übersetzungen („von ihnen reden ist Verlegenheit") nicht vorenthalten dürfen. Entschieden würde dadurch die Obersekunda bedeutend entlastet werden; lieber wäre mir ja die Behandlung des Gegenstandes in U II, da man denn auf Homer zurückgreifen könnte — doch der deutsche Unterricht in dieser Klasse ist nach den bestehenden Lehrplänen einstweilen so mit Stoff überlastet, daß ich an der Möglichkeit verzweifle, das gewaltige Nibelungenlied hier unterzubringen. Aber man könnte in der Form von Aufsätzen doch wohl gelegentlich auf den Gegenstand zurückkommen und vor allem in zusammenfassender Betrachtung in den Realanstalten Homer und das deutsche Epos miteinander in Verbindung setzen. Aber warum sollte nur der „erste Teil" des Liedes gelesen werden? Man kann der Privatlektüre ruhig das Ganze zumuten, und wer sich aus der wissenschaftlichen Forscherarbeit der letzten Jahre über das Verhältnis des ersten zum zweiten Teile etwas genauer unterrichtet hat, der wird bald darauf verzichten, den Schüler, der zum ersten Male mit einer unserer bedeutendsten Dichtungen bekannt gemacht werden soll (vollends den mit dem „Einjährigen" abgehenden!), gerade bei dem unselbständigsten und unerfreulichsten Abschnitt anfangen und . . . stehen zu lassen. Steht uns wenig Zeit zu Gebote, so können wir, in welcher Klasse es auch sei, gar nicht schnell genug über die erste Hälfte des Liedes hinwegeilen, um zu dem eigentlichen Angelpunkt der epischen Handlung zu gelangen. Daß man einzelne Perlen, wie die Fahrt nach dem Isenstein und Siegfrieds Tod, genauer behandelt, versteht sich von selbst, schon im Hinblick auf die späteren Bedürfnisse der O II; was Koch über den Gehalt dieses ersten Teiles sagt, vor allem über Siegfrieds Schuld usw., vermag ich nicht zu unterschreiben und glaube mich mit der überwiegenden Mehrzahl meiner Amtsgenossen darin eins zu wissen (vgl. die treffliche Darstellung im 1. Band der Literaturgeschichte von Vogt und Koch). Aber darauf einzugehen, ist hier nicht der Ort, wo das Didaktische im Vordergrunde steht. Nur ganz allgemein müssen wir uns immer wieder der Gefahr erinnern, etwas in die Darstellung hineinzutragen, was dem Verfasser, besonders dem der ersten Hälfte des großen Leseepos, innerlich fern lag — wahrscheinlich sogar über seinen Gesichtskreis ging. Daß die wahren Motive der Handlung den Obertertianern noch zum Teil verschleiert werden müssen, ist freilich ein großer Nachteil für die Erklärung; man möchte fragen, ob man den Jungen wirklich eine epische Handlung darbieten soll, wo eine Haupttriebfeder verborgen bleiben muß; jeder Lehrer muß hier von Fall zu Fall entscheiden, was und wie er es seiner Klasse bieten darf. Es mag genügen, daß Koch (S. 86) auf die Bedenken hingewiesen hat. Eine bewußt schiefe Deutung ist und bleibt etwas Mißliches, zumal die Aufgeweckteren, namentlich in heutigen Zeiten, doch Bescheid wissen!

Was Koch S. 87ff. über die Einführung der Obersekundaner in die mittelhochdeutsche Sprache bietet, wird sich im allgemeinen halten lassen, stimmt auch wohl zu den Erfahrungen, die wir seit Rudolf Hildebrand und unter seiner Anregung gesammelt haben. Ich möchte hier ganz kurz einiges andeuten, was ich vielleicht anderwärts näher auszuführen Gelegenheit finde. Alle Schüler sollten vom fremdsprachlichen oder vom deutschen Unterricht in den Mittelklassen her mit dem Lautsystem gründlich vertraut sein. Wenn der Satz, daß jede Schulstunde zugleich eine deutsche Stunde sei, mehr ist als eine bloße Phrase (und ich hoffe, daß er das ist!), dann können die Neuphilologen so gut wie die Altphilologen hier gründlich vorbereitende Arbeit tun. Was stimmhaft und stimmlos, was ein behauchter[1]) und ein nichtaspirierter Mitlauter, was ein Zahn- und was ein Lippenlaut ist, vor allem aber was Umlaut[2]) und Ablaut bedeuten, das sollte jeder Schüler, der die O II betritt, in den Fingerspitzen haben! Dann wird es dem Lehrer nicht schwer werden, die Gründe für verschiedene Lautwandel an Beispielen auseinanderzusetzen. Vorausschicken sollte man eine kurze, aber nicht zu knappe Übersicht über die indogermanischen Sprachen, die Gliederung des Germanischen und die großen Mundartengruppen des Deutschen. Der Schüler muß wissen, daß sich das Germanische von den verwandten Sprachen durch die Stammbetonung, das schwache Präteritum und vor allem durch die erste Lautverschiebung unterscheidet. Beispiele für die letztere lassen sich auch in lateinlosen Schulen leicht aus den Fremdsprachen und den Fremdwörtern in unserer Sprache beibringen. Für die Erklärung der Vorgänge halte man sich an die Übergänge, die jeder Schüler in der Umgangssprache oder in der ihm gerade vertrauten Mundart beobachten kann. Das wird genügen, um die Durchnahme einiger (gotischer und) althochdeutscher Lesestücke nach dem Lesebuch darauf aufzubauen. Bald werden die Schüler selbst den Unterschied zwischen Althochdeutschem und Mittelhochdeutschem (die Abschwächung der unbetonten Vokale zu e) herausfinden. Von der mittelhochdeutschen Grammatik würde ich zuvörderst nichts weiter mitteilen, als eine ganz allgemeine Übersicht über die Ablautreihen, eingeleitet durch eine Vorlesung und vorläufige Erklärung der einleitenden Strophen des Nibelungenliedes. Es kommt alles darauf an, daß der Schüler den Grund des Ablautes in Betonungsverhältnissen erfaßt. Beispiele gibt die tägliche Rede, wie: „Das ist wahr“ (Normalstufe), „'s ist nicht wahr“ (Schwundstufe), „ob es wahr ist“ (Reduktionsstufe), ferner „Was ist das?“ (Normalstufe), aber „Waaas?“ (Dehnstufe). Hierauf ist dann kurz der Aufbau des starken Zeitwortes zu entwickeln und die schwierige 2. Person singl. ind. praeter. zu üben, was nach meiner Erfahrung den Schülern Spaß macht, sobald sie das Gesetz begriffen haben. Ebenso einfach leitet man aus ein paar Strophen der Nibelungen die anderen Unterschiede zwischen Mittelhochdeutschem und Niederhochdeutschem ab: die Verlängerung kurzer Vokale in offener, die Kürzung langer in geschlossener Silbe,

---

1) Der irreführende Ausdruck „Aspirata“ der älteren griechischen Schulgrammatik ist zu vermeiden! Sobald man in den Schulen das φ als f spricht und das χ als ch, was nun einmal unsere deutsche Art ist, soll man wenigstens den Namen vermeiden, der zwar auf die wirkliche griechische Aussprache in klassischer Zeit (p^h und k_h) paßt, aber nicht auf unsere Aussprache!

2) Auch den Ausdruck „Brechung“ sollte man heute vermeiden, soweit es sich nicht etwa um das Gotische handelt; „a-Umlaut“ ist klarer und genauer.

die Mono- und Diphthongierung. Das kostet kaum zwei Stunden, wenn mit der nötigen Frische vorgegangen wird. Ein in Einzelheiten abweichendes Verfahren, die Grammatik zu behandeln, das auch wohl erwogen zu werden verdient, hat P. Vogel in seinem ausgezeichneten „Lehrgang für den deutschen Unterricht in O II"[1]) vorgeschlagen. Weiteres Eingehen auf Einzelheiten sei dann dem Unterricht überlassen. Auch da ließe sich manches über die Anknüpfung an die lebende Mundart, über gelegentliche Ausflüge in das Gebiet der Wortbildung und des Bedeutungswandels, über die Verknüpfung von Rechtssprache und Rechtsaltertümern, von Wortschatz und Volkskunde sagen, was hier nicht gesagt werden kann.

Auch auf die psychologisch-ethische Deutung des Nibelungenliedes, wie sie Koch vorträgt, kann ich hier nicht eingehen, und greife nur eine Frage heraus, die einen weiteren literaturgeschichtlichen Ausblick ermöglicht. Die „unbegreifliche" Zurückhaltung Etzels, die Koch zu bemängeln scheint (S. 89 unten), die er aber richtig mit der Darstellung Gunters im ersten Teil vergleicht, ist nur so zu erklären, daß der König das eine wie das andere Mal als „repräsentative" Gestalt erscheint. So greifen ja auch Karl der Große und König Artus nicht in die großen Kämpfe ein, auf die sie ihre Getreuen aussenden. Damit kommen wir auf Stilfragen der alten Kunst überhaupt, die nur in geschichtlichem Zusammenhange erörtert werden können. Der Schüler muß scheiden lernen zwischen den Preisliedern der alten Germanen, wie deren eines auf Arminius gesungen wurde (vgl. das „Grab am Busento"), und den ganz anders gearteten Heldenliedern der Völkerwanderungszeit, aus der das Hildebrandslied zu uns herüberklingt, das schon mancherlei Wandlungen durchgemacht hat. Er muß wissen, daß das Einzellied späterhin, in den Händen der Spielleute, als „Ballade" fortlebte und die nie ganz ausgestorbene Strophenform wieder annahm, und er muß das ältere und das jüngere Hildebrandslied nach Lebensstimmung, Stoffgestaltung und Form genau zu scheiden wissen. Er muß endlich erfahren, daß sich ähnliche Lieder über einzelne Abschnitte der Siegfrieds- und der Nibelungensage nachweisen lassen (Marner!) und daß ein solches Lied von Kriemhilds Rache zu jener gewaltigen epischen Dichtung aufgeschwellt wurde, die dem zweiten Teil unseres Leseepos letzthin zugrunde liegt. Wie sich der Lehrer zu der von Roethe verteidigten[2]), von Vogt bekämpften[3]) Annahme einer lateinischen Nibelungias stellen will, ist seine Sache; er wird auch den Schülern nicht viel von dem Streit über diese Dinge erzählen, aber er kann den Gegenstand unmöglich angemessen behandeln, ohne selbst diese wichtigsten Arbeiten über den Gegenstand gründlichst in sich aufgenommen zu haben. Daß Heldenepen durch Addition von Einzelliedern entstanden wären, wird ja wohl heute niemand mehr den Schülern erzählen wollen; aber wie sich „Lied und Epos" in Wahrheit zueinander verhalten, sollte der Lehrer, wenn ihm das treffliche Buch von W. P. Ker über Epic and Romance (1897) nicht zur Verfügung steht, sorgfäl-

1) Fleckeisens „Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik", Bd. 152 (1895), S. 169 ff.

2) G. Roethe, Nibelungias und Waltharius, Sitzungsberichte der Berliner Akademie 1909, S. 649 ff.

3) F. Vogt, Volksepos und Nibelungias (Festschrift zur Jahrhundertfeier der Universität Breslau. Im Namen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde. Breslau 1911), S. 484 bis 516.

tigst in den ausgezeichneten Arbeiten Heuslers[1]) nachlesen. Dann schließen sich das Hildebrandslied und das Nibelungenlied, beide in weitem Zusammenhange behandelt, zu einem wundervollen, für den Unterricht unerschöpflichen Ganzen zusammen, und eine sichere Grundlage ist gewonnen, von der aus wir, im Hinblick auf die eigene Gestaltung des Nibelungenstoffs in unserem österreichischen Epos zur höfischen Dichtung übergehen können.

Wilh. Raabe als Verkünder des Weltkrieges.

Von **Rudolf Stübe** in Leipzig.

Es ist manchem nicht zum besten ergangen, der auf dem Jahrmarkt des Lebens Geist an den Mann bringen wollte. Wer es freilich verstand, der Stimmung des Tages entgegenzukommen, der ist schon eher auf seine Rechnung gekommen. Aber das Los der Besten, die nicht dem Geschmack der „gebildeten" Masse dienen konnten, ist oft langes Warten und Darben gewesen. Dafür hat ihnen dann das Urteil und die Liebe der Zukunft gehört. Einer der besten deutschen Männer, dessen Größe als Dichter unser Volk spät erkannt hat, soll einmal zu uns reden von dem, was er nur von Ferne gesehen hat, was wir aber als Gegenwart erleben. Ein solcher Mann ist **Wilhelm Raabe**. Gerade er, der Dichter, der kleines, enges und armes Leben mit tiefen Gedanken durchleuchtet hat, der sein Herz ganz besonders den von Leid und Mühsal Bedrückten zugewendet hat, verdient die Liebe des ganzen Volkes. Und er wird jetzt glücklicherweise auch viel gelesen; er sollte aber gerade im einfachen Volk noch mehr beachtet werden. Raabe ist freilich kein leichter Unterhaltungsschriftsteller; er fordert vom Leser stille Hingabe und inneres Mitsinnen. Dann aber gibt er jedem neuen Reichtum unverlierbarer Gedanken über Welt und Leben, die hoch über allen Tagesstreit hinaus weisen. So hat er auch in unserem nationalen Leben gestanden. Am Leben seiner Zeit hat er lebhaften Anteil genommen, aber sich ihm nicht gefangen gegeben. Den „deutschesten der neueren Dichter" hat ihn ein Freund am Sarge genannt. In der Tat, er ist ein Führer des deutschen Gemütes als der Dichter der Sehnsucht nach deutscher Größe und Einheit. Als Meister der geschichtlichen Erzählung hat er weit entlegene Zeiten unseres Volkes in blühendem Leben neu erstehen lassen. Aber er ist auch ausgerüstet mit der „Fülle der Gesichte", die das werdende Leben und das in ferner Zukunft aufsteigende Menschheitsschicksal ahnungsvoll erfaßt. Ein sehr bekannter Literaturhistoriker hat in einem vielgerühmten Buche behauptet, Raabe habe kein Verständnis für das Leben seiner Zeit gehabt. Unsere Leser mögen selbst urteilen, was von solcher Behandlung des Dichters zu halten ist. Raabes geschichtlicher Sinn ist unendlich fein; er hat wie ein politischer Prophet die Entwicklung Deutschlands zur Weltmacht schon 1871 (im „Dräumling") in fol-

1) A. Heusler, Lied und Epos 1905. Dazu J. Meier, Werden und Leben des Volksepos, Halle 1909, und Heuslers Abschnitte über „Dichtung" und „Heldensage" in dem „Reallexikon der germanischen Altertumskunde" von Hoops, Bd. I und II. Das große Werk von Hoops (Straßburg, Trübner) sollte natürlich in keiner Anstaltsbibliothek fehlen, und gerade die Abschnitte von Heusler sollten den deutschen Unterricht noch ganz anders befruchten, als das bisher der Fall zu sein scheint!

genden Worten geschildert: „Ein ganzes Volk stürzt sich heute in die lichte Woge der Schönheit, ein ganz großes, edles Volk besinnt sich heute auf das, was es ist! Es sieht mit glanzvollem Auge sich um im Erdensaal, und da es seinen Stuhl im Rate von andern besetzt findet, da es seinen Platz vergeblich sucht, da hebt es langsam die Hand und legt sie auf die Stirn . . ., ein Erstaunen, welches zum Schrecken wird, geht durch den Saal . . . Die Nationen am Tische der Menschheit rücken verlegen flüsternd zusammen — es wird Platz, und wir werden Platz nehmen . . . und wir haben einen gewaltigen Hunger nach dem Fasten von so manchem Jahrhundert."

Das Erstaunlichste, was ich überhaupt an politischer Fernsicht kenne, ist eine Seite in dem Roman „Die Leute aus dem Walde". Ein geradezu wunderbarer Tiefblick waltet hier in den Ausführungen über die Zukunftsstellung Amerikas, worin Raabe das Ziel der Weltgeschichte sieht, und über die Ausdehnungspolitik und die Begier, mit der Japan — mit dem man damals kaum die ersten Beziehungen anknüpfte — sich im Stillen Ozean geltend machen wird. Im Goldlande Kalifornien spielt ein Teil der Erzählung; dort hat eine edle deutsche Frau an der Seite des Gatten ihr Grab gefunden. Und am Grabe spricht ein wackerer deutscher „Hauptmann". Seine Rede ist die größte Prophetie Wilh. Raabes. Wir können hier nur einige Stellen aus ihr mitteilen: „Es wird eine Zeit geben, da wird die große Flagge der Zukunft hier (in Amerika) entfaltet sein. Dann gibt es vielleicht ein England des Stillen Ozeans, welches dann sehr lebendig sein wird. Wir nennen's heute Japan und stehen davor wie vor einem dunkeln stummen Rätsel. In jener Zeit werden gewaltige neue Nationen auf riesenhaften Schiffen zwischen den Ufern Asiens und Amerikas verkehren, wie jetzt zwischen Hull und Hamburg, Dover und Calais. Da wird die Zivilisation ihren Lauf um den Erdball vollendet haben, und die alte Europa, einst eine so schöne, blühende Jungfrau, wird dann ein vertrocknetes Mütterlein sein, das uralte und alte Schätze und Andenken in altväterlichen Kommoden und Schränken hält . . . Da werden die jungen Völker immer von neuem grübeln und staunen über die versunkene Welt . . . So wird die Menschheit ihren Weg vollenden. Hier auf dieser Seite des Erdballs wird die Zivilisation ihren Kreislauf vollenden."

Was Raabe hier verkündet, davon erleben wir im Kampf der Menschheit ein Stück, vielleicht den Beginn einer neuen Ordnung der Welt. In seinem tiefsinnigen „Abu Telfan" blickt er wieder auf die Zukunft Amerikas und Europas hin. In den „Vereinigten Staaten von Europa" sieht er einen Vorläufer für das letzte Ziel, für einen Weltstaatenverband und eine Weltgesetzgebung, wie der Weltpostverein bereits ein Stück solcher Weltgesetzgebung ist. In solchen Ausführungen Raabes haben wir mehr als bloße Phantasien; sie zeichnen das Werden der Völkergeschichte und spiegeln oft die im jetzigen Kriege eingetretene Lage wunderbar wider. So ist es begreiflich, daß Raabe auch die Gefahr sah, die uns von allen Seiten bedrohte. Aber er wurde nicht irre an der deutschen Kraft, die sich auch im furchtbarsten Sturm behauptet. In „Gutmanns Reisen" (1891) läßt Raabe den alten Gutmann das geradezu prophetische Wort sprechen, das im August 1914 seine Erfüllung gefunden hat: „Und dann meinetwegen laß sie kommen: Russen, Franzosen, Engländer und wer sonst noch Lust hat, sich an uns zu reiben. Ich meine, wenn wir so dabei bleiben,

werden wir es ihnen schon zeigen." Es ist, als ob Raabe nicht nur die heilige „Entente", sondern den — jetzt ist's ja wohl ein Zehnverband gegen uns geahnt hätte. Gefühlt aber hat er die innere Kraft seines Volkes; und aus seinem Vertrauen dürfen auch wir Mut schöpfen. Denn Raabe kannte sein deutsches Volk. Ganz wie Töne von heute und von der Front her aber klingen in dieser Erzählung die packenden Worte von dem „derben Knäul, mit den eisernen Knöcheln, der sich im Notfall jedem unverschämten Lümmel im Norden, Süden, Osten und Westen auf die Nase legen und Blut herausziehen kann". Den Krieg von 1870 hat Raabe in dem prächtigen Buche „Deutscher Adel" verarbeitet; der Held dieser Erzählung kämpft vor Paris und wird verwundet in die Heimat gebracht. Tiefe, schöne Worte spricht da seine Mutter am Sterbelager eines andern Verwundeten zur Braut ihres Sohnes. Wir dürfen wohl hinzufügen, daß dieses den Frauen errichtete Ehrenmal mehr noch als 1870 den Frauen von 1914 gilt: „Wir aber wollen den Kopf hochhalten und — die Welt aufrecht . . . Wir sind nachdenklich deutsches Volk, und es ist kein anderes, das so gut und ehrfurchtsvoll mit den Toten umzugehen weiß . . . Es ist deutscher Adel, den Tod nicht ernst zu nehmen, und die Toten mit Ernst und Respekt zu behandeln." Aus „Gutmanns Reisen" aber tönt uns ein Wort entgegen, so zukunftsfreudig und mutig, wie kein anderes. Und wie kein anderes soll es seine Erfüllung finden das Wort: „Und dieses deutsche Volk glauben sie unterkriegen zu können!" Unsere Tapferen haben den „schlagenden" Beweis geliefert, daß sie uns nicht „unterkriegen". Und wenn in diesen Tagen — soeben hat Deutschland im Bewußtsein seiner unüberwindlichen Stärke und im Gefühl edler Menschlichkeit sein Friedensangebot gemacht —, wenn es scheint, daß die Gegner noch nicht einsehen, daß wir uns nicht unterkriegen lassen, so werden sie durch weitere Erfahrung belehrt werden, daß auch heute noch das Wort eines alten Landsknechtsliedes gilt:

> Denn wer im Krieg will Unglück han,
> Der fang es mit den Deutschen an.

Wilhelm Raabe hat im Leben, in seinem stillen Braunschweig, bescheiden abseits gestanden. Er gehört aber unserem ganzen Volke; die Zeit, wo ihn die Liebe der Nation aufnimmt, ist wohl nahe. Zu sagen, was wir an dem gedankentiefen, großen Dichter haben, seine verständnisvolle Aufnahme in weiteren Kreisen vorbereiten zu helfen, das ist die wesentliche Absicht dieser Zeilen. Für das Geld, was in Schundliteratur und Kino vom deutschen Volk immer mehr vergeudet wird, könnte es in Wilhelm Raabe einen unerschöpflich reichen, edelsten Besitz gewinnen.

Beiträge zur Feldfliegersprache.

Von **Paul Beyer**, z. Zt. im Felde.

(Zum Aufsatz „Die Feldfliegersprache" Juli/August 1915, S. 464—468 u. 544.)

Wie schnell eine neue Kriegswaffe sich ihre neue Sprache prägt, hat R. Mothes bereits vor Jahresfrist gezeigt; sein Aufsatz hat nicht nur in der Wissenschaft, sondern, wie ich bestätigen kann, auch in der Fliegerei selbst viel Beifall, wenn auch mit Kritik gemischten Beifall, gefunden.

Wenn ich es heute unternehme, Ergänzungen, die zum Teil auch Berichtigungen

darstellen sollen, zu jenem grundlegenden Aufsatz zu liefern, so geschieht das besonders im Hinblick darauf, daß, wie mir längere Fliegertätigkeit auf mehreren Kriegsschauplätzen zeigt, die Entwicklung der Fliegersprache heute zu einem gewissen Abschluß gekommen ist.

Hiernach wird der Beobachtungsoffizier nirgends mehr „Späher" genannt, nur ironisch gelegentlich als „Schaffner", „Passagier", „lebender Ballast" noch bezeichnet; der „Franz" mit seinen schon von Mothes gebrachten Ableitungen hat sich überall durchgesetzt; die ursprünglich verächtliche Nebenbedeutung des „Franz" als des herrschaftlichen zweiten Dieners, der mit verschränkten Armen über sich ergehen läßt, was der andere will, ist durch den Krieg verloren gegangen. Im Gegensatz hierzu hat der Flugzeugführer keine feststehende Bezeichnung. „Heinrich" hat sich nicht durchgesetzt; im Osten und Südosten, teilweise auch im Westen, hört man ihn „Emil" nennen, beides übrigens in der Soldatensprache alteingebürgerte Namen (Horn, Die deutsche Soldatensprache, Gießen 1899); „Emil" hat wie „Heinrich", was schon W. Grimm gezeigt, für einen Diener etwas volksmäßiges; als Parallele zum „Diener" Franz immerhin bemerkenswert. Den „Kanonen" mit ihren Besonderheiten — Habicht von Verdun, Balkanadler, Immelmann „Habicht von Lille" bei den Engländern — stehen die Anfänger gegenüber, in der VI. Armee „Häschen" genannt, weil sie ohne Überlegung blindlings in die feindliche Beschießung hineinsausen.

Der Flieger „fliegt"; „fahren" zu sagen ist strafbar; die „aufgeblasene Konkurrenz" (lächerliche Konkurrenz ist meines Erachtens seltener) fährt, der „Honigmond" (Fesselballon) steht. Wohl aber „fliegt" der Flieger „mit großer Fahrt" oder er steigt „mit einer Affenfahrt" (oder: wie ein Affe).

Mothes unterscheidet „Flugwetter", bei dem geflogen wird, und „Flaschenwetter", bei dem man sich zur Flasche setzt. Weiter verbreitet dürfte heute der Unterschied sein: „Flugwetter" und „Fliegerwetter" in dem Sinne: Wetter für den Flug bzw. für die Flieger; nicht übel ist auch die Bezeichnung „Fliegers Traumwetter", die man statt „Fliegerwetter" bei der Armee Mackensen hören kann.

Ist Flugwetter, so wird die Kiste — auch „Kahn" oder „Schaukel", und wenn mit Umlaufmotor ausgerüstet, auch „Furzmolle" genannt — aus dem „Stall" gezogen, der Propeller „springt an", man „zischt in den Äther" hinauf, „klebt saubere Kurven an die Wolken", sieht einen „Aviatör" (feindlichen Flieger im Westen) über Arras „hängen" oder „stehn", fliegt hin, „gibt ihm Saures", kann aber auch „Saures empfangen", zumal mit Hilfe feindlicher Bakzüge (= Ballonabwehrkanonenzüge), heute bei uns richtiger „Flakzüge" (= Fliegerabwehrkanonenzüge) genannt; besondere Gefahrpunkte heißen „windige Ecken".

Schlechte Flugzeugführer sind als „Bruchpiloten" bekannt und gefürchtet. Sie suchen zumal bei „böckigem" oder „bockigem" Wetter (= böigem Wetter) das Fliegen zu vermeiden, behaupten, die Maschine sei zu sehr „vorder-, kopflastig" oder „hinter-, schwanzlastig", habe also eine falsche Gewichtsverteilung, oder der Propeller „zöge nicht durch", d. h. mache nicht die nötige Zahl Umdrehungen u. a. m. Ist er oben, so „gibt" er zu viel „Schnauze", d. h. drückt die Maschine, in einer Kurve „rutscht er ab", erhält noch einige „Backpfeifen" (Windstöße von der Seite), die Maschine „trudelt herab", d. h. sie schwankt dabei wie ein Be-

trunkener; natürlich kommt es zu einer „Damenlandung“, die Maschine liegt auf dem Rücken und ist „restlos verbraucht“ (völlig zerstört). Zu allem Schaden empfängt der Bruchpilot von seinem „Kapitän“ (Hauptmann und Abteilungsführer) noch „Personalböen“ (heftige Verweise).

Ist ein Flieger mit genauer Not dem Tode entgangen, so sprechen er und die Kameraden scherzhaft darüber: Da hätte es beinahe einen „schönen Verlust“ gegeben!

Hatte man Luftgefecht, so war das eine Begegnung mit einem, auch mehreren „Joffreschen“ oder „Joffres“ (sprich: Joffers), ganz gleich, ob die Bezeichnung im Osten, wo ich sie jetzt in der Dobrudscha auf rumänische und russische Flieger anwenden hörte, auch paßt; natürlich entstammt sie dem Westen und beweist, wie solche Ausdrücke wandern.

Sehr hübsch sagte einmal jemand auf der Flugschule zu Hannover von einem Schüler, der nach ständig vergeblichen Landungsversuchen noch immer die Luft durchschurrte: „Er verhungert.“ — Eine Fliegerabteilung des Westens besaß einen Hund, „Stoffel“ genannt. Als eines Tages der Stabsoffizier der Flieger dort zu Besuch war und die Hunde um die Herren herumspielten, führte sich „Stoffel“ schlecht auf. Man wagte nun nicht recht, den Hund beim Namen zu rufen und warum? Der Stabsoffizier der Flieger trägt den Anfangsbuchstaben seines Titels entsprechend ebenfalls die Bezeichnung „Stoffl“ und konnte vielleicht auf den Gedanken kommen, der Hund sei ihm zu Ehren so genannt worden.

Für wertvoll würde ich es halten, in der Fliegersprache zu unterscheiden zwischen anerkannten technischen Fachausdrücken und anderen. Wenn z. B. beim Flugzeug mit Umlaufmotor die Zündung weggenommen wird, was ein eigentümliches Geräusch erzeugt, so heißt der Fachausdruck hierfür „schnirpsen“, die Flieger sagen aber auch „furzen“. In Mothes Aufsatz sind eine ganze Anzahl Fachausdrücke, von denen man z. B. ziehen, drücken, Korkzieher drehn, Schwanzlandung, Bruch machen, Flugwetter, Fehlflug, Kopf stehen in dienstlichen Flugberichten öfters lesen kann. Zu den „andern“ zähle ich in erster Linie die Fülle von Übertragungen solcher Fachausdrücke, die Mothes fast vollständig aufgeführt hat; ich erwähnte noch „Personalböe“, auch „Damenlandung“ wird übertragen gebraucht, und was die Übertragung des „Entenfahrgestells“ (von dem heute nicht mehr gebräuchlichen Entenflugzeug) besagt, bedarf auch wohl keiner Erklärung.

Noch ein Beispiel einer doppelten Wortübertragung. Der in diesem Krieg zu besonderer Bedeutung gelangte Feldzahnarzt hat bei den Fliegern seinen Sondernamen: er ist der „Schnauzenmonteur“. Eigentlich ist „Schnauze“ — an sich schon übertragen — die vordere Blechhülle des Motors; fällt ein Flugzeug „auf die Schnauze“, so muß der zu jedem Flugzeug gehörige Monteur diese Schnauze öffnen, um mit seinen Instrumenten an alle Teile des Motors — gewissermaßen das Zahngebiß — gelangen zu können.

Ferner wäre eine schärfere Unterscheidung zu machen zwischen Ausdrücken, die wirklich der Fliegersprache entstammen und solchen, die aus der allgemeinen Soldatensprache oder sonstwoher eingebürgert sind. Fast alle die Ausdrücke, von denen Mothes (S. 468) sagt, daß sie nicht in unmittelbarer Beziehung zur Fliegerei ständen, entstammen der allgemeinen Soldaten- oder einer anderen Sondersprache und lebten

dort schon Jahre, bevor man von der Fliegerei etwas ahnte. Schon 1870 sagte man von einem, der das schwarz-weiße Band ersehnte, er habe „Kreuzschmerzen", den Parsevalschen Ballon nannte man schon kurz nach seinem ersten Auftauchen in Straßburg „Himmelsnülle", auch den Feldprediger als „Himmelsfähnrich" erwähnt schon 1899 Horn in seinem Buche, und nach demselben Horn sagte man 1870/71 ähnlich „Etappenseelen" statt „Etappenfritzen" und „Kolonnenscheißer" statt „Kolonnenschweine", und wenn der allzu diensteifrige Flieger heute „von der wilden Biene gebissen" (auch: vom Hahn bepinkert) ist, so war viel früher der entsprechende Soldat „vom wilden Soldaten gebissen". Ergänzend bemerke ich noch, daß „Bubanzen" nicht für „küssen" gebraucht wird, sondern eine weit stärkere erotische Bedeutung hat. Der Stab des Kronprinzen Rupprecht von Bayern nimmt seine Mahlzeiten getrennt in „Kochkiste" I und II ein, wogegen Mothes die Einteilung Kochloch I und II begegnet ist. Ein besonderes Unternehmen ist ein feiner „Film" (Mothes), aber auch ein famoser „Zinnober", ein merkwürdiges Wort, das ich für eine Weiterbildung des Worts „Zauber" halten möchte; beide Ausdrücke sind nicht nur in der Fliegersprache, sondern auch sonst gebräuchlich.

Die Lesestunde im Kriege.

Von **Walter Reichel** in Kamenz.

In dieser Zeit gewaltigster täglicher Spannung können wir dem Schüler nicht Geschichten wie die von der Gelbwurst vorsetzen. Wir Erwachsenen wollen uns aussprechen über das Große, was wir erleben, und der Schüler will das auf seine Weise auch, er will darüber hören und schreiben.

Ich lese mit meinen Jungen aus der vierten Realschulklasse jetzt U 202, diese prächtige Schilderung des Fachmannes, der sich hier mit dem Künstler vereinigt. Meister Hildebrand hat recht: „Laßt einen Erwachsenen voll sein von einer Frage — da wird es gut werden!" Das ist Stil, da ist Inhalt und nicht bloßes schönes Gerede!

Und diese jungfrische Hand, die das hingeworfen hat, schreibt das neue Deutsch, das Deutsch unserer Zeit. Hunderterlei Kleinigkeiten, aber auch wirkliche Fortschritte sind es, die ihm sein Gepräge geben. In Satzbau, Wortstellung und Betonung, Einmischen der Mundart, des Hausdeutschen dringt die Gesprochene siegreich vor, und mit der Ausgleichung des geschriebenen und gesprochenen Wortes fühlen wir uns heimisch auf dem Papier. Sätze ohne Prädikat: Eiliges, heftiges Gerenne im ganzen Boot — nichts einzuwenden, vielfach sogar notwendig, die Schüler versuchen sich darin: aber finde ich in unserem Lesebuche ein einziges Beispiel dafür? Nachstellung des Unwichtigen: daß wieder einmal Vergeltung geübt sei an unserem bestgehaßten Feinde (S. 17), Spitzenstellung des Wichtigen (In Märchenbüchern mußt du blättern, S. 34), Nachstellung der „Erweiterung" (daß sein unmenschlicher Angriff erneut pariert sei in einem starken, harten Stoß, S. 18), alles Kunstmittel, die unsere Schüler schon anwenden dürften, wenn sie sie nur gezeigt bekämen. Die Gegenwart hat recht, auch im Wortschatz! Selbst im Unterricht laufen einem manchmal Worte unter wie stumpfsinnig, fix, sie müssen also wohl „Gebrauch" sein, andere wieder scheinen wegen der Bedeutung unentbehrlich zu sein und stehen doch in keinem Wörterbuch (gleich bumst er, S. 58, die Ferngläser flitzen hoch, S. 12). Was tut der Verfasser anderes, als uns etwas zu erzählen, warum soll er nicht so erzählen, wie die Leute ge-

redet haben? Und so mag auch der Aufputz der neuesten Mode nicht fehlen, die schnoddrige Redensart des Tages zum Vorschein kommen: das ist doch die Höhe, nur die Ruhe kann es machen, S. 63. Da platzen die Schüler heraus, besonders wenn solche Lässigkeiten in dem würdigen Stelzton des vorlesenden Schülers erklingen. Und doch, wie schwer erkennen sie manchmal die Gesprochene wieder, wenn sie ihnen noch nicht auf dem Papier entgegengetreten ist. Ein ganz gescheiter Junge sollte lesen: zu dumm sowas („Rückung" zur Andeutung der Selbstverständlichkeit). Ich gab's ihm an, machte ihm das Tonzeichen, den nächsten Tag wieder falsch, er las zu dumm (nach dem regelmäßigen Ton des Unentbehrlichen).

Ja der Satzton — den erkennen auch die Erwachsenen nicht wieder, sonst würden sie nicht solche Umstände machen mit der Annahme meiner Zeichen. An dem Satzton wird wohl das Vorlesen meines U 202 scheitern — wie sollen denn die Schüler die Betonung richtig machen, die schweren Betonungen, von denen dieses Buch wimmelt? Denn der eine Stil verlangt „wenig Betonung", der langweilige Stil und der altertümliche, bei dem neueren stolpert man aller Augenblicke über einen beim Lesen vergessenen Ton und muß zurück. Mit Schrecken haben das die Amtsgenossen gemerkt bei dem hübschen Aufsatz „Die Goldsucher bei der Arbeit", der an die Schulen verteilt wurde, um die Jungen zur Goldsammlung anzuregen. Ein Amtsgenosse sagte mir, er habe das selber vorgelesen, die Jungen könnten das doch gar nicht richtig lesen (z. B.: Nehmt euch nur in acht, daß er euch nicht einmal handgreiflich klar macht, daß ihr ihn verschonen sollt — ich würde ihn anzeigen, wenn er das Geld nicht gibt). Also wir Lehrer sollen den Jungen Lesen beibringen, Lesen, die erste Arbeit des Abc-Schützen, und wissen im 7. Schuljahr immer noch nicht, wie wir das machen sollen. Es ist doch eigentlich eine Schande!

Oder glaubt man wirklich, wie mir einmal entgegengehalten wurde, daß die Schüler, wenn sie den Satz verstehen, ihn auch richtig betonen werden? Dann wäre ja alles in Ordnung, dann brauchte der Lehrer nicht, wenn er ein Gedicht durchgeht, die Tonstelle unterstreichen zu lassen und das Gedicht selber vorzulesen. Oder machen Sie es etwa anders, Herr Amtsgenosse? Und wie machen Sie es denn bei einem Prosastück? Lesen Sie das auch selber vor? Sie verbessern den Schüler, wenn er falsch liest, oder verbessern ihn auch manchmal nicht, denn es wird zu öde und störend, wenn es oft geschehen muß, nicht wahr? Und wenn's nun so dicke kommt wie in Kapitän Spiegels Stil? Sehen wir doch schnell einmal nach, wie oft im ersten Kapitel auf den zwei Seitchen Tonzeichen nötig oder erwünscht wären, und ordnen wir die Stellen in aller Eile gleich nach den drei Hauptregeln, die sich ergeben haben, und mit denen auch Herr Geheimrat Behaghel einverstanden ist.[1]): 1. Das Neue ist betont, unbetont bleibt das Wiederholte oder das, was sich aus dem Vorhergehenden, aus dem Zusammenhange, aus der Lage ergibt: Es war urgemütlich auf dem Turm — mir ist schon fast zu heiß in dem dicken Unterzeug — als sei es auch ihm plötzlich zu heiß geworden — und lockerte den dicken Kamelhaarschal, den er trug — er zerrte an dem treuen Freund des Winters, als ob er ihn abreißen wollte — na auch naß geworden — da haben Sie auch nicht aufgepaßt — zu dumm sowas. 2. Betont ist das Unentbehrliche, unbetont ist das, was auch wegbleiben könnte: der die Beine in das offene Luk, an dessen Rand wir saßen, baumeln ließ — warten Sie erst mal die Nacht ab -- ich fürchte, daß Sie ihn dann reumütig wieder in Dienst stellen werden — das hängt, wie stets, vom Wetter ab — wir ließen die Augen in die Ferne schweifen — der Spritzer, der zu uns auf den Turm geklettert war — ja wenn es stürmisch gewesen wäre — da

1) Siehe Fries u. Menge, Lehrproben und Lehrgänge 1913, 1 und die dort gegebene Empfehlung meiner Zeichen.

blieb meist kein Fäden an uns trocken — aber solch ein Frechdachs von Spritzer, der einen beim schönsten Wetter plötzlich überrascht, das ärgert einen nun mal — sie blies alle Wohlgerüche an unserer Nase vorbei. 3. Gleichwichtige Worte werden gleichbetont: das war Kàffee, schöner, würziger Kàffeegeruch. Gewöhnlich braucht die Gleichbetonung nicht bezeichnet zu werden: (das Wasser zog) in zwei breiten, weißen Schaumstreifen (an uns vorüber).

Finden würden die jungen Leute diese Töne nicht ohne weiteres, aber sind sie für den Erwachsenen nicht klar und unzweifelhaft? Sollten sie wirklich etwas dagegen haben, wenn etwa die Töne im Buch gleich eingedruckt wären? Man hat mir auf den Realschullehrertagen entgegnet: Ja, es gibt Stellen, wo Zweifel bestehen, wir Lesebuchherausgeber können dem Lehrer nicht zumuten, daß er eine Betonung aussprechen läßt, die er selbst nicht billigt. Nun dann läßt man eben solche Stellen im Drucke unbezeichnet. Aber deswegen lieber gar nichts tun? Das wäre doch das größere Übel. Deswegen noch weiter die Sprache mißhandeln lassen, es zieht einem die Stiefeln aus, wie auf den höheren Schulen gelesen wird, das gedankenlose Lesen der fremdsprachlichen Übungssätze macht alles tot. Nicht einmal das falsche Senken der Stimme inmitten des Satzes wird ausgemerzt. Am Schlusse des Satzes — ja da geht auch der stumpfeste Schüler herunter und verbessert sich gegebenenfalls, aber daß er oben zu bleiben hat, wenn die notwendige Bestimmung, Ergänzung folgt, das begreift er nicht, und das wird ihm auch nicht begreiflich gemacht. Das Lesebuch, das mir vorschwebt, würde jedes Heruntergehen inmitten des Satzes bezeichnen und damit alle Zweifel über das Obenbleiben beseitigen. Dieses Musterlesebuch müßte ferner auch die Atempausen bezeichnen, wo sie nicht durch Satzzeichen (Interpunktionen) schon gegeben sind: Auf der kleinen Plattform stand der Bootmannsmaat der Wache / und putzte mit einem Lederläppchen an den naß gewordenen Linsen seines Doppelglases.

Laut sprechen! Wenn die Jungen von der Bürgerschule kommen, reden sie laut. Allmählich wird ein Geflüster daraus. Deutlich sprechen! Mancher muß wieder peinlich die Konsonanten aussprechen lernen, das schließende t, und wenn's auch zunächst geziert klingt. Keine Silben verschlucken. Ich lasse jeden Schüler, der der Ehre gewürdigt wird, aus diesem Buche vorzulesen, erst einmal vor mir Probe lesen, mache ihn auf seine Schwächen aufmerksam und lasse ihn nicht eher auftreten, bis ich sehe, daß ihn die Schüler verstehen. Das Verstehen, das leichte und angenehme Zuhören ist das Ziel des Vorlesens, und was dazu gehört, erkennt der Schüler erst, wenn er als Zuhörer kein Buch in der Hand hat. Der vorlesende Schüler sitzt bei mir vorn auf dem Pult, er muß wie ein richtiger Vorleser die Zuhörer öfters ansehen, er muß die nötigen Worterklärungen geben (nach meinen Angaben); seltenere Worte gehoben und langsamer sprechen, auch wenn's keine Fremdworte sind: das leichtgängige Sehrohr, die Gummimuschel des Okulars. Die Absätze beachten, überhaupt bedächtig lesen, jedem wichtigeren Wort sein Recht werden lassen! Wer gut gelesen hat, das merken die Jungen selber, aber was dazu gehört, das sollen sie gezeigt bekommen. Und der Betrieb mit einem Lesebuch, das jeder Schüler in der Hand hat, schon vorher gelesen hat, ist eben nicht geeignet, ihm das zu zeigen, und muß umgestaltet werden.

Man ruft jetzt soviel: Nach dem Kriege muß das Deutsche Mittelpunkt werden, muß nun endlich Mittelpunkt werden! Sollten wir nicht schon im Kriege mit einem ordentlichen Lesen den Anfang machen können? Das Deutsch soll Weltsprache werden: Sollten wir nicht vorher genau in ihm Bescheid wissen?

Kleine Betonungslehre.

1. Betont wird das Neue, unbetont bleibt das Wiederholte oder das, was sich aus dem Vorhergehenden ergibt: Wir àlle wollen Hüter sein (vorher geht: Wer will des Stromes Hüter sein?). Der deutsche Jüngling, fromm und stark, beschirmt die heil'ge Landesmark (vorher geht: Wer will des Stromes Hüter sein).
2. Betont wird das Unentbehrliche, unbetont ist das, was auch wegbleiben kann. Solang ein Tropfen Blút noch glüht, noch eine Faust den Dégen zieht und noch ein Arm die Büchse spannt. — Der Mài ist gekommen. — Das wollte nie zur Kirche sich bequemen. — Und die Angst beflügelt den eilenden Fuß. — entrìssen worden war. — ins Bòot hinab.
3. Gleichwichtige Worte werden gleichbetont. Drum gab er Sábel, Schwért und Spieß dem Mann in seine Rechte. — Dréi Táge will ich dir schenken. — Eilt heim mit sórgender Séele. — Die Räume wàchsen, es déhnt sich das Hàus. — Doch wird auch hier der leichten Übersicht des Satzes wegen oder um den einheitlichen Begriff zu kennzeichnen, oft ein leichter Ton gegeben.
4. Deutlich gesprochen werden seltene Worte (das leichtgängige Sehrohr, mit Suchleinen und ausgebrachten Sprenggeräten, Kruppzeug), schwerverständliche Fremdworte, Eigennamen, Unerwartetes.
5. Betonen heißt hoch und stark sprechen. Geht die Stimme nach der betonten Silbe herunter, so haben wir den Ruheton ·, bleibt sie oben, so haben wir den Frageton ‛. Im Rufton ^ geht die Stimme besonders hoch und fällt gleich wieder (Dem Buben und dem Knecht die Âcht). Der Ruheton entspricht dem Punkt, kann aber auch inmitten des Satzes stehen, wenn ein Abschluß angedeutet werden soll: schlich Dàmon, (den Dolch im Gewande) — da lächelt der König mit arger List (und spricht nach kurzem Bedenken).

Der Frageton steht in Fragesätzen, im Fragevorsatz (den Jüngling — bringt kéines wieder. — Umsónst war unsere Fahrt nicht gewesen, S. 17), und wenn der Satz weitergeht: und fühlte meine übrigen Taschen nach Stréichhölzern ab, da fuhr von hinten her (S. 12). — Die vormals deinesgléichen waren, sie zwingt jetzt deines Zepters Macht. (Wenn er wenig ansteigt, wird er auch schwebender Ton genannt).

Oft ist kein Zeichen nötig, wenn alle Satzteile gleichmäßig betont sind: So saßen wir schwatzend und rauchend auf dem Turm (S. 10) — und putzte mit einem Lederläppchen an den naßgewordenen Linsen seines Doppelglases (S. 10). Meist wird nur da ein Zeichen gesetzt, wo die Höhenveränderung beginnt: Eine dicke, schwarzgelbe Sprèngwolke flieg von ihm auf (dick und schwarzgelb sind auch zu heben, S. 15/16). — Siebenmal in drei Tàgen hatten wir diese Enttäuschung erlebt (siebenmal und drei sind auch zu heben). — Was mochte es für ein Schiff séin, 'das da durch die Rundung des Erdballs unseren Blicken entzogen war' ('sein' ist nicht besonders stark, aber das Folgende bleibt tonlos in der Höhe). Manchmal ist die Tonlosigkeit eines Sätzchens noch besonders durch das Zeichen '' angegeben.

Es fehlt, wie es scheint, um in der Sache der Tonzeichen vorwärts zu kommen, an einer geeigneten Einrichtung (Organisation), die Neuerungen den Weg ebnet. Ein einzelner, wenn er nicht gerade Universitätsprofessor ist, kann so schwer etwas durchsetzen. **Könnten nicht die Herren Sachgenossen mir wenigstens einzeln jetzt schriftlich ihre Zustimmung ausdrücken zu dem Gedanken der Tonzeichen, zu ihrer Einführung im Lesebuche, und um gleich einen Anfang damit jetzt im Kriege machen zu können, zu ihrer Einführung in U 202?** Ich könnte dann dem Verlage Scherl empfehlen, eine bezeichnete Ausgabe zu veranstalten.

Zum Aufsatzelend auf deutschen Schulen.

Ein treuer Freund — drei starke Brücken,
in Freud und Leid und hinterm Rücken.

Verehrte Kollegen! Könnt Ihr darüber einen Aufsatz schreiben? zumal wenn Ihr sollt und müßt?

Vielleicht können's einige von den älteren, die schon lange Professor sind; denn seinerzeit lernte man ja über alles einen Aufsatz schreiben, besonders über das Selbstverständliche und das Unmögliche.

Die anderen aber — kaum haben sie sich klargemacht, was das „Thema" sagen will: Ein treuer Freund ist willkommen und nötig als Genosse im Glück, als Helfer im Leid, als Schirmer in Gefahr — so lassen sie die Feder sinken und schauen ratlos umher. Sie suchen nach dem Freund im Leid, der ihnen weiterhilft. Denn wirklich, was ist nun weiter zu sagen? Kaum ausgesprochen, hat's ja schon jeder begriffen. Also wozu noch einen Aufsatz darüber machen!

Aber mein Junge, der Obertertianer, sollte und mußte eine Abhandlung über diese Selbstverständlichkeit bis zum 10. Oktober des Kriegsjahres 1916 fertig haben. Er kam schon am 6. und sagte, es ginge nicht. Trotz sorgfältiger und wiederholter Besprechung in der Schule. Aber lieber Junge, das ist doch sehr einfach! Also: Thema? Ganz klar und eindeutig. Und die Einteilung liegt ja glatt vor. — Ja, aber was soll man darüber *sagen*? Ich weiß nicht, was ich schreiben soll. —

Ich wußte es zuerst auch nicht. Aber dann holte ich alle alten Künste herbei aus schönen Tagen des Lernens und machte (als Helfer im Leid) folgende Ausarbeitung, die mein Sohn dann wörtlich abschrieb. Jawohl, wörtlich abschrieb, mit Wissen und Willen seines unpädagogischen Vaters:

Ein treuer Freund — drei starke Brücken,
in Freud und Leid und hinterm Rücken.

Übersicht: A. *Einleitung*: — B. *Hauptteil*: Ein treuer Freund ist willkommen und nötig 1. als Genosse im Glück, 2. als Helfer im Leid, 3. als Schirmer in Gefahr. — C. *Schluß*: —

B 1 *Ausführung*: Das Glück allein zu genießen, erscheint zunächst als ein lockender Gedanke. Verliere ich nicht, wenn ich teile?[1])
Dennoch lehrt die Erfahrung, daß auch im Glück der Mensch auf die Gemeinschaft angewiesen ist. Die Genüsse werden schal, die Freuden vertrocknen, wenn der Mensch sie in Selbstsucht allein genießen will; sie werden reich und beglückend, wenn er sie mit anderen teilt. Das kann man nicht beweisen, man muß es erfahren haben; aber wer's erfahren hat, der weiß es. Der wird den Freund im Glücke nicht missen wollen; er wird ihn aufsuchen, es mit ihm zu genießen und es so zu verdoppeln.

1) Das ist nicht eine Einleitung zum ganzen Aufsatz; die wollten wir ja gar nicht machen, mein Sohn und ich, weil wir im allgemeinen sehr gegen Einleitungen sind. Es ist nur ein bescheidener Handgriff, um das „Glück" beim Schopfe zu packen.

B 2 Daß der Freund im Leide willkommen ist, braucht man nur auszusprechen, dann ist es schon bewiesen. Oder können wir allen Wechselfällen des Lebens mit eigener Kraft begegnen? Wir sind schwer krank und sehnen uns nach Trost, einsam und lechzen nach Gesellschaft, arm und sind dankbar für jede Hilfe. Was wäre aus Damon geworden ohne seinen Phintias!

B 3 Die Gefahr endlich ist einer der stärksten Anreize für die Menschen, sich zusammenzuschließen. Gemeinsam begegnen sie den feindlichen Naturgewalten, gemeinsam dem bösen Nachbar, dem der Einzelne hilflos erliegen müßte. Wer aber wird mir beistehen, wenn nicht der Freund!

So treiben Glück, Leid und Gefahr die Menschen zueinander.[1])

Mein Junge aber hat diesmal nur Genügend unter seinen Aufsatz bekommen. Siehst du, sagte ich, das ist die Strafe dafür, daß du von deinem Vater abgeschrieben hast.

Der Deutsche Gymnasialverein und der deutsche Unterricht.

Von Walther Hofstaetter.

1.

Am 7. Oktober 1916 hat der Deutsche Gymnasialverein in Frankfurt a. M. zum deutschen Unterricht und besonders zu der Eingabe des Germanistenverbandes Stellung genommen.[2]) Der Ton war manchmal gereizt und der Vorsitzende sowie der Hauptredner vergriffen sich des öftern stark im Ausdruck, auch war mancher Angriff auf den Germanistenverband ganz unberechtigt — aber ich will darauf nicht eingehen, sondern glaube dem deutschen Unterricht und dem Gymnasium mehr damit zu dienen, wenn ich mich nur an das sachliche Ergebnis der Verhandlungen halte.

Nur eins. Immer wieder wird die Germanisteneingabe mit der Frage der Einheitsschule zusammengebracht. Wrede geht sogar so weit zu erklären: „Anscheinend hat den Verfassern gegenüber der bisherigen Selbständigkeit der drei höheren Schulen das Programm der Einheitsschule vorgeschwebt, wenn diese auch in der immerhin vorsichtigen Broschüre nicht mit ihrem richtigen Namen genannt wird." Ich empfinde diesen Satz als eine Beleidigung — wenn uns die Einheitsschule als Ziel vorschwebte, würden wir es sagen; wir erstreben eine stärkere Einheitlichkeit in den allen höheren Schulen gemeinsamen Fächern, ganz unabhängig von der „Einheitsschule".

Doch kommen wir zur Sache.

Die ersten sechs Leitsätze Wredes, die Annahme gefunden haben, behandeln allgemeinere Fragen. Sie erklären, die Zeit sei für eine Schulreform nicht geeignet, warnen vor nationaler Abgeschlossenheit auch im deutschen Unterricht, wenden sich gegen die Wünsche auf stärkere Vereinheitlichung der höheren Schulen, „billigen nicht, den Anschluß an die Volksschule auf Kosten der wissenschaftlichen Aufgaben und Ziele der höheren Schulen enger als bisher zu gestalten", und betonen den Wert des Lateinischen. Endlich weisen sie darauf hin, daß kein Fach verstärkt werden dürfe auf Kosten der Hauptfächer, die die Sonderart tragen, und daß dem deutschen Unterricht keineswegs nur die Zahl der ihm unmittelbar gewidmeten Lehrfächer zugute

1) Dies ist auch kein sogenannter Schluß, sondern nur ein Qu. e. d., wie wir's früher am Schluß der Mathematikarbeiten machen mußten. D. h. also: man kann es auch ohne Schaden weglassen.

2) S. den Bericht von F. Bucherer, D. humanist. Gymnasium, 1916, Heft VI, S. 193ff.

komme. Letztere Feststellung wurde im Lauf der Aussprache recht eigenartig beleuchtet (s. S. 172).

Von den Punkten, die sich nun im besonderen dem deutschen Unterricht zuwenden, stelle ich zuerst zusammen, was im wesentlichen allgemeiner Zustimmung sicher sein wird.

8. Fertigkeit im mündlichen und schriftlichen Gebrauch der Muttersprache ist in allen Unterrichtsfächern zu erstreben. Förderung verdienen daher in den mittleren und oberen Klassen die kurzen Ausarbeitungen und Vorträge über engbegrenzte, im Unterricht durchgenommene Abschnitte (Sachaufsätze). Als allgemeines Lehrziel des deutschen Unterrichts kommt hinzu: Kenntnis der Hauptgesetze der deutschen Sprache und Einblick in ihre geschichtliche Entwicklung, ferner Vertrautheit mit den bedeutendsten Werken der deutschen Literatur und an ihrer Hand mit den wichtigsten Abschnitten der Literaturgeschichte. Die kulturgeschichtliche Verknüpfung mit andern deutschen Geisteserzeugnissen ist, soweit sie nicht dem Geschichtsunterricht und andern Fächern zufällt, wünschenswert, aber zurzeit lehrplanmäßig kaum durchführbar, ohne den Unterricht in größerem Umfange dem Dilettantentum und zweithändigem Wissen auszuliefern.

Das Wesentliche hieran ist der Schlußsatz. Er gibt also zu, daß der deutsche Unterricht sich erweitern muß zu einem Unterricht von deutschem Wesen. Der Weg, auf dem wir sind, ist also richtig. Das Nächste müßte demnach eine entsprechende Fortbildung der jetzt tätigen Deutschlehrer und eine Erweiterung der Vorbildung sein.

Satz 9 wünscht, daß der deutsche Unterricht des Gymnasiums die Vorbereitung auf das Hochschulstudium nicht außer acht läßt, wenn dieser auch ebensowenig ausschließlich auf zukünftige Germanisten berechnet sein darf wie der lateinisch-griechische Unterricht auf klassische Philologen.

13. Ausgewählte Abschnitte der mittelhochdeutschen Literatur, besonders des Nibelungenliedes, der Gudrun, Walthers von der Vogelweide, Hartmanns von Aue, vielleicht auch Wolframs von Eschenbach, dürfen nicht nur, sondern müssen im Urtext gelesen werden.

Das ist ein wesentlicher Fortschritt gegen das Bisherige. Gemäß dem letzten Satz von Punkt 8 wird das Ausmaß des zu Lesenden ja immer mehr gesteigert werden müssen. Sehr wichtig ist, daß Wrede und Geh. Rat Seeliger den mittelhochdeutschen Unterricht ebenso wie der Germanistenverband schon in Untersekunda beginnen lassen wollten und daß dies nur deshalb abgelehnt wurde, weil die Untersekunda jetzt schon überlastet sei; das Mittelhochdeutsche sei aber den oberen Klassen (nicht bloß der Obersekunda) zuzuweisen! (Seeliger erklärte ausdrücklich: Nur bei zweijährigem Lehrgang läßt sich einige Sicherheit in der mittelhochdeutschen Grammatik, soweit sie als Grundlage für das geschichtliche Verständnis des Neuhochdeutschen notwendig ist, erwerben.)

14. Auch prosaische und poetische Literaturwerke der neuesten Zeit, soweit sie sich für die Schule eignen, müssen auf allen Stufen in gebührender Weise berücksichtigt und behandelt werden. Die neueste Literatur zieht aber die Schüler als zeitverwandt von selbst stärker an und gestattet mit ausgedehnter Privatlektüre zu rechnen, welcher der Lehrer dennoch Anregung und Richtung geben wird. Im Mittelpunkt des Unterrichts müssen nach wie vor die Werke unserer klassischen Zeit stehen. (Hebbel und Wagner sind wohl hinzuzurechnen? W. H.)

§ 18 endlich redet einer stärkeren Weiterbildung der Deutschlehrer (auch durch Fortbildungskurse, Reisestipendien, reichere Ausstattung der Gymnasialbibliotheken, vielseitigen Zeitschriftenaustausch usw.) das Wort und betont dabei mit Recht die Bedeutung der Persönlichkeit des Lehrers gerade für den deutschen Unterricht.

Eine sehr wichtige Frage wirft Punkt 7 auf.

„Bei einer etwaigen Reform der Lehrpläne ist, wie überall so auch beim Deutschunterricht, in erster Linie nicht zu fragen, ob die Anforderungen sich steigern lassen, sondern ob sie bisher wirklich erfüllt worden sind, und, soweit dies nicht der Fall ist, welche Maßnahmen geeignet sind, das Ziel zu erreichen.

Hier legt Wrede den Finger entschieden auf eine Wunde, und an anderer Stelle (S. 205) erinnert er an all das, was die Tertia an Sprachlichem geben sollte, was aber nur selten erreicht wird. Aber woran lag denn das? Doch daran, daß der Unterricht eben zu sehr eingeengt war zugunsten anderer Fächer, und daran, daß er gerade wegen des schönen Zusammenarbeitens mit diesen anderen Fächern in die Hände von Männern gelegt wurde, die nicht die genügende Vorbildung besaßen, um alle Möglichkeiten auszunutzen. Hier liegt eine Schuld des alten Gymnasiums.

Ein Rest der alten Vorstellung klingt noch in Seeligers Worten (S. 216) nach: „Wünschenswert ist es, daß der deutsche Unterricht der Unter- und Mittelklassen auf den Gymnasien in der Hand der Altphilologen liegt; auch in den Oberklassen wird die Verbindung des Deutschen mit dem Lateinischen oder Griechischen besonders fruchtbar sein. Ist dazu der Nachweis einer Prüfung notwendig?" (Auch im folgenden läßt Seeliger diese Frage offen!) — Ebenso sagt Lück: „In der Praxis sieht man sich oft gezwungen, Lehrern deutschen Unterricht in den unteren und auch in den mittleren Klassen zuzuweisen, ohne nach der Fakultas zu fragen, und man hat damit keine schlechten Erfahrungen gemacht."

In dieser Praxis liegt aber gerade der Grund für die mangelhaften bisherigen Leistungen. Denn Biese hat nur zu sehr recht (S. 215):

„Als langjähriger Leiter höherer Lehranstalten habe ich die Erfahrung gemacht, daß in keinem Unterrichtsfach so viel Dürftiges geleistet wird, wie gerade im Deutschen. Es ist ein Irrtum, daß ein jeder deutsche Lehrer auch ein geborener Deutsch-Lehrer sei. Den schon jetzt herrschenden Dilettantismus darf man nicht noch steigern wollen. Nur der fachwissenschaftlich und pädagogisch (im Seminar) vorgebildete Lehrer darf vor die schwierigste Aufgabe gestellt werden, deutschen Unterricht zu erteilen."

Und Wrede selbst fällt folgendes vernichtende Urteil (S. 207):

„Es fehlt das Deutsche als obligatorisch für jeden Kandidaten! Und das muß die schwersten Bedenken hervorrufen. Die höheren Schulen sollen im Deutschen ihren Mittelpunkt haben, aber im Examen ihrer Oberlehrer kommt das Deutsche überhaupt nicht vor? Es bleibe dahingestellt, aus welchen Motiven der Regierungsentwurf darauf verzichtet, ob deshalb, weil er deutsche Kenntnisse bei einem sechs- oder mehrsemestrigen Kandidaten als etwas Selbstverständliches ansieht, oder deshalb, weil die Ergebnisse der Allgemeinen Prüfung im Deutschen gar zu kläglich ausgefallen sind. Daß letzteres nur zu oft der Fall ist, ist öffentliches Geheimnis. Bei klassischen Philologen, bei Historikern, bei Neusprachlern — von den Naturwissenschaftlern zu schweigen — wird häufig eine Hilflosigkeit gegenüber den einfachsten sprachlichen Vorgängen in der Muttersprache beobachtet, eine Ignoranz in deutscher Geistesgeschichte entlegenerer Zeiträume, etwa des 16., 17. Jahrhunderts, die wahrhaft erschreckend ist, und klassische Philologen, die über die gewaltigen Schätze der neuen Pygrusfunde gut Bescheid wissen, haben keine Ahnung von den Goethefunden der jüngsten Zeit, vom Urfaust oder Urmeister. M. H., wer das alte Gymnasium auch für die Gegenwart rückhaltlos verteidigt wie jeder unter uns, muß verlangen, daß seine Lehrer sich in ihren Studien sehr viel ernster und liebevoller mit der Grundlegung eines Verständnisses für deutschen Geist und deutsche Sprache befassen, als das jetzt der Fall zu sein pflegt."

Diesen Herren aber mit ihrer Hilflosigkeit gegenüber der Muttersprache übergibt man den Unterricht in ihr „und hat damit keine schlechten Erfahrungen gemacht". Hätte man es, warum dann der ganze Punkt 7?

Und wie ist's mit der Stundenzahl? Biese erklärt (S. 213):

„In den zwei (!) Stunden der Tertien ist das, was die Lehrpläne fordern, nicht zu leisten; zumeist kommt die so wichtige Wortbildungslehre zu kurz; auch in den oberen Klassen ist keine Stelle mehr für sie, und in den Lehramts-Prüfungen der Oberlehrer selbst stößt man auf erschreckende Lücken. Wie die Tertia, ist aber auch jetzt schon die Untersekunda überlastet, mehr zu tragen ist sie nicht imstande." (Anm. Neuerdings fordert Biese 4 Stunden für alle Klassen!)

Auch für Seeliger ist es „eine Voraussetzung, daß der deutsche Unterricht der Mittelklassen da, wo er bisher nur zweistündig ist, auf drei Stunden erhöht wird". Daraus zog die Versammlung leider nicht den Schluß, nun eine Erhöhung der Stundenzahl für Tertia und Untersekunda zu beantragen — aber wir werden doch in Zukunft der lebhaften Unterstützung des Gymnasialvereins sicher sein dürfen, wenn wir unsererseits diese Erhöhung fordern und zugleich, gestützt auf Wredes und Bieses Erfahrungen, verlangen, daß der deutsche Unterricht nur in die Hände von fachlich gebildeten Lehrern gelegt werden darf. Wenn dies aber schon angesichts der jetzigen Aufgaben des Deutschunterrichts nötig ist, wie viel mehr erst im Blick auf die Erweiterung zur „Deutschkunde", die ja Punkt 8 ausdrücklich als wünschenswert anerkannte und nur zurzeit für noch nicht durchführbar hielt.

Bieses und besonders Wredes eben angeführten Aussprüche beleuchten übrigens recht merkwürdig die beliebte Phrase, jede Stunde auf dem Gymnasium sei eine deutsche Stunde. Wir fanden sie oben in Punkt 5, wir lesen sie wieder bei Wrede (S. 203) (es gibt in der Gymnasialklasse nicht drei oder vier oder fünf, sondern dreißig wöchentliche deutsche Unterrichtsstunden), Immisch (S. 195) (alle unsere Stunden sind deutsche Stunden) und Lück (S. 209), der freilich einschränkt: nötig ist aber, daß auch jeder Lehrer sich als Lehrer des Deutschen fühlt. Aber nun frage ich: Hand aufs Herz, meine Herren: wollen Sie diesen Satz wirklich aufrecht erhalten, nachdem einer Ihrer Führer auf Grund langer Erfahrung, die von andern bestätigt wird, erklärt hat, daß „bei klassischen Philologen, bei Historikern, bei Neusprachlern — von den Naturwissenschaftlern zu schweigen — häufig eine Hilflosigkeit (Hilflosigkeit, nicht bloß Unkenntnis!! W. H.) gegenüber den einfachsten sprachlichen Vorgängen in der Muttersprache beobachtet wird, die wahrhaft erschreckend ist"? Wollen wir diese Phrase um der ehrlichen Weiterarbeit an unseren Gymnasien willen nicht lieber ein für allemal begraben? Es wäre nun wirklich an der Zeit. Daß man in allen Fächern etwas auch fürs Deutsche lernen **kann** und daß man bei manchem guten Lehrer auch wirklich etwas lernt, ist selbstverständlich, aber verallgemeinern wollen wir's lieber nicht und nicht allzuviel Aufhebens davon machen, sonst merkt man zu sehr, wie beschämend selten es der Fall ist.

Es bleiben zwei Punkte, wo wir ganz anderer Meinung sind.

10. „Für den Unterrichtsbetrieb des Deutschen, wie überhaupt für alle den verschiedenen Schularten gemeinschaftlichen Fächer, darf auch im einzelnen nicht diese Gemeinschaftlichkeit maßgebend sein, sondern im Gegenteil der gattungsmäßige Unterschied. Ihn gilt es nicht zu verwischen, sondern schärfer als bisher herauszuarbeiten. Der deutsche Unterricht auf dem humanistischen Gymnasium ist schlecht, wenn er derselbe ist wie auf den realen Anstalten. Die Klarheit der grammatischen Grundbegriffe und die sichere Einsicht in den Bau des Satzes wird als anerkannter Vorzug der Gymnasialbildung dem engen Ineinandergreifen des deutschen und lateinischen Grammatikunterrichts schon auf den unteren Stufen verdankt. Der Literaturunterricht der oberen Klassen wird immer wieder auf die vielseitigen Einflüsse der Antike in Inhalt und Form hinzuweisen haben, ebenso wie anderseits jede Homer- oder Sophokles- oder Platonstunde nicht nur mittelbar, sondern ganz unmittelbar dem Deutschen

zugute kommen soll und erfahrungsgemäß zugute kommt. Wir sind überzeugt, daß auch die nichthumanistischen Anstalten mit den ihnen eigenen Mitteln in entsprechender Weise dem Deutschen andere, aber nicht weniger fruchtbare Dienste zu leisten vermögen."

Demgegenüber bleibe ich dabei: Im Geiste des deutschen Unterrichts müssen alle höheren Schulen einig sein, nur die Wege dürfen insofern verschieden sein, als jede Schulgattung Verschiedenes zum Vergleich heranzieht. Ferner ist hier wieder der Fehler gemacht, daß lateinische und deutsche Grammatik gleichgesetzt werden. Und zum letzten: Es ist Aufgabe der altsprachlichen Stunden, die Fäden immer wieder bis in die Gegenwart herunterzuspinnen, so daß sie in dem deutschen Unterricht von selbst zutage treten — aber Aufgabe der deutschen Stunden ist dann gerade, das eigenartig Deutsche herauszuarbeiten, zu zeigen, wie alte Form und alter Inhalt deutsch geworden sind; sonst erhalten wir ein einseitig rückwärts gerichtetes Gymnasium, das auf den Ehrentitel einer deutschen Schule keinen Anspruch mehr machen kann.

12. „Bei den Lehraufgaben im einzelnen sind die bisherigen für die deutsche Grammatik ausreichend, nur müssen ihre Anforderungen wirklich durchgesetzt und durch ständige Wiederholung auch in den oberen Klassen gesichert werden. Im übrigen erhält der grammatische Unterricht auf dem Gymnasium auf allen Stufen durch den Vergleich mit den antiken Sprachen Farbe und Sicherheit. Zur Einführung in die Geschichte der deutschen Sprache gehört auch Berücksichtigung der deutschen Mundarten, doch muß hier den örtlichen Verhältnissen und den persönlichen Neigungen des Lehrers vorsichtig Rechnung getragen werden."

Hiergegen ist zu bemerken, daß ich nur das vergleichen kann, was ich kenne. Also ist eine gründliche grammatische Kenntnis des Deutschen Voraussetzung. Mit Recht sagt Rehm (212), gewiß sei es das Richtige, nicht am ersten Tage, vielleicht nicht einmal in den ersten Wochen mit der fremden Sprache zu beginnen, sondern erst einmal die deutschen Sprachkenntnisse der Sextaner auf einen einheitlichen Stand zu bringen, wie das einsichtige Lehrer gewiß schon immer und an vielen Orten getan hätten. Lück meint zwar (210): „Wie gut wird der Schüler auf die Geschichte seiner eigenen Sprache vorbereitet, wenn ihm der Vergleich des Homerischen und Attischen ähnliche Vorgänge auf dem griechischen Sprachboden zeigt!" Aber das heißt doch: das Pferd am Schwanze aufzäumen. Um eines rechten Vergleichs willen müssen wir also genauere Kenntnis der Grammatik fordern. Trotzdem ist dieser Leitsatz des Gymnasialvereins zu begrüßen wegen der Forderung von Wiederholungen, die freilich wiederum voraussetzen, daß Fachleute den deutschen Unterricht erteilen.

Eine weitere Forderung Wredes ist leider abgelehnt: „Die mündliche Reifeprüfung hat auf allen Anstalten nicht nur, wie bisher, Religion, Geschichte und Mathematik, sondern auch deutsche Grammatik und Literatur zu umfassen." Gründe für die Ablehnung sind im Verhandlungsbericht nicht angegeben! Ich hoffe, daß der Germanistenverband diese Forderung Wredes aufnehmen wird und setze darum Wredes Begründung hierher:

15. „Und zu alledem die These: die mündliche Reifeprüfung erstrecke sich auch auf deutsche Grammatik und Literatur. Sie muß zu dem nach wie vor in erster Reihe stehenden deutschen Aufsatz, der niemals einen orthographischen Fehler enthalten darf, als integrierender Bestandteil der Prüfung hinzukommen. Der Abiturient, der den griechischen Unterschied zwischen Verben auf o und auf mi selbstverständlich kennt, muß auch über starke und schwache Konjugation im Deutschen, über Ablaut und Umlaut, über die syntaktischen Voraussetzungen der deutschen Adjektivformen Bescheid wissen! Er muß über Nibelungenlied und über Hans Sachs, über Klopstock und Lessing, Herder und Wieland, Schiller und Goethe, Kleist und

Grillparzer, Uhland und Hebbel, über Dichtungsarten und metrische Formen examiniert werden. Und sollte damit das Überbürdungsgespenst etwa auch für unsere Reifeprüfung heraufbeschworen werden, nun so streiche man auf dem Gymnasium das neusprachliche, auf dem Realgymnasium das lateinische mündliche Examen, der Eigenart beider Schulen würde damit nur aufs neue gedient werden."

Damit sind wir mit den Leitsätzen zu Ende. Denn ein tragisches Geschick betrog Wrede und seinen Mitberichter Lück um die Krone ihres Gebäudes, auf die sie stolz waren: sie wollten den Bildungsgang der Oberlehrer reformieren. Das wurde aber nicht besprochen, da sich die Versammlung hier nicht festlegen wollte. So fehlt den Leitsätzen, wie sie jetzt vorliegen, der Abschluß; Satz 7 hängt dadurch ziemlich in der Luft.

Im allgemeinen wird man das Ergebnis der Tagung nur begrüßen können. Denn klar und unzweideutig ging aus den Verhandlungen hervor, daß der deutsche Unterricht jetzt noch nicht befriedige, daß er eine Verstärkung an Stundenzahl brauche (Rehm stellte dies ganz ausdrücklich fest und wünschte, es solle in die endgültige Fassung der Sätze eingearbeitet werden), daß er nur von fachlich vorgebildeten Lehrern gegeben werden dürfe und daß für die Zukunft die kulturgeschichtliche Verknüpfung der Sprache und Literatur mit anderen deutschen Geisteserzeugnissen wünschenswert sei. Das ist ein großer Fortschritt für den deutschen Unterricht, den wir freudig anerkennen wollen.

2. Die Vorbereitung der Deutschlehrer.

In der Vorbildung der Oberlehrer sieht Wrede die Hauptschwierigkeit für einen gedeihlichen Unterricht im Deutschen. Mit Recht. Er macht ernst mit dem Satze, daß jede Stunde eine deutsche Stunde sein solle und schließt daraus, daß dann auch jeder Lehrer fähig sein müsse, eine deutsche Stunde zu geben. Man fordere also von **jedem** Lehrer das, was jetzt in der Prüfung für die zweite Lehrbefähigung im Deutschen verlangt wird, was ja gegenüber dem von ihm für die Reifeprüfung verlangten kaum ein Mehr bedeute. „Damit würde nicht nur der deutsche Unterricht im besonderen, wie der Germanistenverband will, sondern der gesamte Unterricht besser, er würde „deutscher", er würde vor allem, unbeschadet aller Einzelfächer, im nationalen Sinne vereinheitlicht werden."

Also auch Wrede — so grimm er sonst gegen die Vereinheitlichung war, hinter der er gleich die Einheitsschule witterte —, auch er wünscht, der gesamte Unterricht solle im nationalen Sinne vereinheitlicht werden. So haben denn die bösen Germanisten doch nicht so ganz unrecht, und Wredes § 3 ist mit seiner Ablehnung jeder Vereinheitlichung gar nicht so schroff gemeint. Lück begrüßt Wredes Forderung mit Freuden: Die Fähigkeit, deutschen Unterricht auf den untersten Stufen zu erteilen, werde ja auch jetzt schon von jedem Lehrer vorausgesetzt, wenn deutsche Ausarbeitungen (Sachaufsätze) in allen Lehrgegenständen verlangt würden und jeder Kandidat im Seminarjahr zeitweilig deutsche Unterrichtsstunden zu erteilen hätte. Diese Sätze sind, wie gesagt, nicht besprochen worden. Nur schriftlich haben mehrere Herren dazu Stellung genommen. Dabei erfährt Wrede keine Zustimmung. Die Kulturprüfung im Deutschen wird auf Grund der schlechten Erfahrungen abgelehnt. Immisch sucht einen Notbehelf: „Alle Kandidaten des höheren Lehramts müssen Fertigkeiten und Kenntnisse erwerben, die sie befähigen, auf der unteren Stufe deut-

schen Unterricht zu erteilen. Gelegenheit und Anleitung hierzu erhalten die nicht mit einer Lehrberechtigung für Deutsch ausgestatteten Kandidaten nach dem Studium während des Vorbereitungsdienstes." Seeliger meint, man solle fürs Gymnasium den Kandidaten der altsprachlichen Gruppe empfehlen, daß sie sich die Lehrbefähigung im Deutschen mindestens der zweiten Stufe erwerben. Dann aber sucht auch er nach einem Notbehelf: „oder wenigstens nachweisen, daß sie an germanistischen Kollegien und Übungen teilgenommen haben". Aber das würde kaum über das bisher für die Kulturprüfung Verlangte hinausgehen und widerspricht seiner eigenen Forderung: „**Wenn wir wünschen, daß aller Unterricht auf den Gymnasien auf** w i s s e n s c h a f t l i c h e r **Grundlage zu ruhen habe, so gilt das gerade auch für den Unterricht im Deutschen selbst auf der Unterstufe."** Diese aber zeigt klar, daß hier mit Notbehelfen nichts anzufangen ist: „Es ist ein Irrtum, daß ein jeder deutsche Lehrer auch ein geborener Deutsch-Lehrer sei. Den schon jetzt herrschenden Dilettantismus darf man nicht noch steigern wollen. Nur der fachwissenschaftlich und pädagogisch (im Seminar) vorgebildete Lehrer darf vor die schwierigste Aufgabe gestellt werden, deutschen Unterricht zu erteilen."

Es ergibt sich also folgendes: Die bisherige Übung, wonach man deutschen Unterricht in unteren und Mittelklassen oft an Lehrer übertrug, ohne nach der Lehrbefähigung zu fragen, ist auszuschließen. Denn wenn die Ergebnisse der Kulturprüfung so schlecht sind, wie allenthalben behauptet wird, dann sind die für den deutschen Unterricht nötigen Kenntnisse nicht allgemein vorauszusetzen. **W e r a l s o d e u t s c h e n U n t e r r i c h t e r t e i l e n s o l l , m u ß m i n d e s t e n s d i e L e h r b e f ä h i g u n g f ü r d i e z w e i t e S t u f e n a c h w e i s e n .**

(Hält man es nun mit Seeliger für wünschenswert, daß der deutsche Unterricht der Unter- und Mittelklassen auf den Gymnasien in der Hand der Altphilologen liegt, so muß man eben von jedem Altphilologen die zweite Lehrbefähigung im Deutschen fordern. Es stände aber nichts dem entgegen, sie ebenso für die Neuphilologen und Historiker vorzuschreiben (von den Vertretern der exakten Fächer kann man wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Deutschen wohl nicht verlangen, wie Seeliger ausführt). — Damit hätte man die von Wrede mit Recht gewünschte Einheitlichkeit für einen großen Teil der Oberlehrer erreicht, und die höhere Schule wäre aus der Verlegenheit heraus, deutschen Unterricht in Hände zu legen, die nicht dafür gerüstet sind.)

Die Voraussetzung wäre allerdings, daß die Anforderungen für die zweite Stufe zum Unterricht bis Obertertia einschließlich wirklich fähig machen und daß diese Prüfung sehr ernst genommen wird, was nach den bisherigen Erfahrungen (s. Wrede) leider nicht der Fall gewesen ist.

Für die erste Stufe gälte dann Wredes Leitsatz 17:

„Man verlange von jedem Kandidaten über die bisherigen neu- und mittelhochdeutschen Forderungen gleichmäßig auch Vertrautheit mit der historischen Grammatik, mit dem Althochdeutschen und Gotischen. Die Prüfung lege Wert darauf, daß literarisches Wissen und Urteil auf ausgebreiteter Belesenheit beruht, und erstrecke sich nicht einseitig auf das Sprachliche und Literarische, sondern berücksichtige in verständiger Beschränkung auch die philosophischen Grundlagen, ferner Altertumskunde und Geschichte, kultur- und kunstgeschichtliche Zusammenhänge."

Zum letzten Punkt bemerkt Wrede:

„Die Ausdehnung über das rein Literarische und Sprachliche. Vergleicht man in dieser Beziehung die Vorschriften über die Prüfung in den alten Sprachen und im Deutschen, so springt der Unterschied in die Augen: dort sind antike Philosophie, Archäologie, Geschichte selbstverständliche Bestandteile der lateinisch-griechischen Prüfung. Entsprechendes muß auch für das Deutsche gelten, freilich, wie wir deutlich sagen, in weiser Beschränkung, denn niemals soll der Germanist ein dem Philosophen oder Kunsthistoriker ins Handwerk pfuschender Dilettant sein. .... Der neue Entwurf einer preußischen Prüfungsordnung sieht neben den Haupt- und Nebenfächern noch freiwillige Zusatzprüfungen vor, so in philosophischer Propädeutik, in Kunstgeschichte, in vergleichender Sprachwissenschaft, damit wäre unseren Kandidaten der richtige Weg zur wissenschaftlichen Erweiterung und Abrundung ihres Hauptfaches gewiesen."

Dem kann man nur zustimmen. So enthält dieser Teil des Frankfurter Berichtes wertvolle Winke für die schwere Frage der Vorbildung, die der Germanistenverband ja schon 1913 für seine nächste Tagung als Hauptgegenstand festlegte. Ich glaube, wir können hier ganz mit dem Gymnasialverein zusammengehen, wenn wir die oben gezogenen Schlüsse benutzen. Ich stelle dies mit besonderer Freude fest als Beweis für die Richtigkeit der immer wieder vertretenen Meinung, daß sich beide Verbände in der sachlichen Arbeit zusammenfinden müssen. So hat die Eingabe des Germanistenverbandes, die diese Aussprache veranlaßt hat, hier bereits reiche Früchte getragen.

Gotthold Klee †.

Von Richard Needon in Bautzen.

In einer dem deutschen Unterricht gewidmeten Zeitschrift darf es wohl nicht unerwähnt bleiben, wenn Leben und Wirken eines um dies Fach hochverdienten Mannes endet und so eine schmerzlich gefühlte Lücke in der Reihe der Lehrenden entsteht. Ein solcher Mann, dessen Bedeutung nicht auf seine Schule beschränkt ist, war Gotthold Ludwig Klee, gestorben am 9. Dezember 1916 in Dresden.

Sein äußerer Lebensgang war ziemlich einfach. Am 17. Mai 1850 wurde er als Sohn des Rektors der Kreuzschule in Dresden, Julius Ludwig Klee, geboren. Der Vater war eine geniale Natur, ein namhafter Gelehrter und Schulmann, dessen Freundschaft Männer, wie Moritz Haupt und Gustav Freytag, die gräfliche Familie Baudissin, ja der feinsinnige, gelehrte König Johann selbst suchten, obwohl tiefe Schatten seinem Leben nicht fehlten.[1]) Der geistvolle Freundeskreis des väterlichen Hauses wird nicht ohne Einwirkung auf den Knaben geblieben sein, der seine Vorbildung auf der Kreuzschule fand. Er verließ diese 1868, um in Leipzig Philologie, namentlich Germanistik, zu studieren. Hildebrand und Zarnke waren seine vorzüglichsten Lehrer. Seine Doktordissertation „Zur Hildesage", 1873 gedruckt, erregte die Aufmerksamkeit weiterer Kreise. Nachdem er 1874 die Staatsprüfung bestanden hatte, nahm er im Oktober dieses Jahres eine Stellung als Direktor der Lateinschule zu Deidesheim in der Rheinpfalz an und schloß noch in demselben Monat seinen Ehebund mit Helene, geb. Manz, die ihm über 42 Jahre eine treue und innigst geliebte Gattin gewesen ist. Sie hat ihn wenig mehr als zwei Wochen überlebt. — Elf Jahre freudigsten Lebensgenusses verlebte Klee im schönsten Gau des Vaterlandes, im

1) Man vergleiche darüber den Briefwechsel G. Freytags mit den Baudissins, Grenzboten 1916, Nr. 30, S. 117 ff., wo jedoch der Herausgeber in der Anm. Vater und Sohn Klee verwechselt!

Land des Weins und des Gesanges und der Romantik, die um die Burgen an den Ufern des deutschesten Stromes und um die alten Kaiserstädte dort webt. Mächtig mußte hier seine schon mitgebrachte Liebe zur alten deutschen Sage und Geschichte befruchtet und gestärkt werden. Die Tätigkeit an der kleinen Schule, so sehr sie auch unter ihm aufblühte, genügte ihm auf die Dauer nicht; er griff zur Feder, um der deutschen Jugend und dem Volke zu erzählen, was er in den alten Liedern und Geschichtsquellen vorfand an Schönheit und Herrlichkeit des deutschen Volkstums. Diese seine Erzählungen, z. T. auch formschönen Nachdichtungen, fanden weithin großen Anklang und richteten die Aufmerksamkeit auf ihn, so daß ihn das Kgl. Sächsische Ministerium des Kultus und öffentlichen Unterrichts 1885 an das Gymnasium zu Bautzen berief. Und er folgte dem Rufe gern; denn so schön es in Deidesheim war, so sehnte er sich doch nach der Heimat zurück; auch verlangte das Anwachsen seiner Familie ein sichereres und größeres Einkommen, als ihm die alte Stelle geben konnte. Über 30 Jahre hat er nun an der Bautzener Schule gewirkt. Schon in der Blüte der Jahre freilich ward ein schleichendes Leiden bei ihm festgestellt (Zuckerkrankheit), das ihm mehr und mehr die Lebensfreude beeinträchtigte und endlich auch von der Gesellschaft der Kollegen, wie vom öffentlichen Leben überhaupt fern hielt, ohne aber bis in die letzten Monate hinein seine Geistesklarheit trüben und seine Arbeitskraft brechen zu können. Freilich mußte er öfter und öfter Urlaub nachsuchen und seit Anfang des Jahres 1916 der Schule ganz fernbleiben. Mit dem Beginn des neuen Jahres sollte er in den Ruhestand treten, zog aber bereits Michaelis nach Dresden, um seinen Kindern näher zu sein. Der Umzug erschöpfte seine Kräfte. Er verbrachte die letzten Wochen im Friedrichstädter Krankenhaus, wo er endlich sanft entschlummert ist. Seine letzte Ruhestätte fand er auf der Familienbegräbnisstätte des Inneren Neustädter Friedhofes.

Als Lehrer war Klee in erster Linie Lehrer des Deutschen, und in diesem Fache leistete er, im Besitze gründlichster Sachkenntnis, ein feinsinniger Kenner und Bildner der Sprache, selbst ein dichterischer Geist, voll tiefster Empfindung für die Schönheiten der deutschen Dichtung nach Form und Inhalt, auch ein Meister des Vortrags, das Bedeutendste wohl, was auf diesem Gebiete denkbar ist. Begeistert für seine Aufgabe führte er die Schüler der Prima in unsere Literatur ein und erfüllte sie so mit Liebe zum deutschen Volkstum und Vaterland, gab ihnen an seinem Teile mit die Kraft, wie sie ihm aus den Schützengräben bezeugt und gedankt haben, in Not und Tod da draußen einzustehen für ihr Volk und Land.

Seine Erfahrungen beim deutschen Unterricht fanden ihren Niederschlag in dem 1891 herausgegebenen „Ausgeführten Lehrplan für den deutschen Unterricht an den sächsischen Gymnasien", einem Buch, das die höchste Anerkennung seiner Vorgesetzten fand und der Mehrzahl der jüngeren Kollegen lange Zeit zur Richtschnur diente, noch jetzt wohl ein unentbehrliches Hilfsmittel für sie ist. Ein Ergebnis seiner Vertiefung in sein Fach waren ferner die „Grundzüge der deutschen Literaturgeschichte für höhere Schulen und zum Selbstunterricht", die 1895 zuerst erschienen und 1916 kurz vor seinem Tode die 17. verbesserte Auflage erlebten, jetzt in mehr als 100 000 Stücken in Gebrauch, ein Beweis, wie trefflich er darin das für den Unterricht Geeignete zu finden verstanden hatte. Besonders war sein Buch, wie er selbst in der Vorrede sagt, das erste dieser Art, das neuere und neueste Dichtung planmäßig und vorsichtig in den Gesichtskreis der Schule rückte; es wurde bei seinem Erscheinen als die „modernste aller deutschen Schulliteraturgeschichten" bezeichnet. Doch warnte er selbst vor übermäßiger Modernheit. „Meines Erachtens", sagte er, „muß unbedingt das Bewährte, Große, Ewige der Schule stets näher am Herzen liegen, als das aufsehenerregende Neue, über das die Ansichten noch zu keiner Klärung gelangt sind." Eine ausführliche Literatur-

geschichte zu schreiben, war sein letztes großes Lebenswerk; bis ins letzte Jahr hinein hat er daran gearbeitet; es zu vollenden war ihm nicht vergönnt; es fehlt noch die neueste Zeit. Doch ist Aussicht, daß das Werk von anderer Hand vollendet erscheinen wird. Für den Schulgebrauch gedacht waren noch zwei kleinere Bändchen, bei Velhagen und Klasing erschienen, die „Deutsche Mythologie" und die „Deutsche Heldensage".

Am weitesten bekannt haben ihn aber doch die schon erwähnten Nacherzählungen und Nachdichtungen der alten deutschen Heldensagen und Geschichten gemacht, womit er 1878 in Deidesheim begann. Damals gab er zuerst die Gudrun, 1880 den „König Rother" und „Alpharts Tod" in Versen heraus. Von der Gudrun-Übersetzung rühmte K. Bartsch, daß sie die Simrocksche übertreffe. 1881 erschien das erste größere Prosawerk, die „20 deutschen Volksbücher für jung und alt wiedererzählt", 1883 die „Deutschen Heldensagen", die 1910 die 10. Auflage erlebten, 1884 die „Langobardischen Geschichten", 1886 „Alte deutsche Märlein und Schwänke", 1888 die „Griechischen Hausmärchen", die er später als „Sagen der griechischen Vorzeit" neu herausgab. 1889 und in den nächsten Jahren folgten drei Bände „Bilder aus der älteren deutschen Geschichte". Alle seine kleineren Bücher dieser Art hier aufzuführen, würde eine Überschreitung des zur Verfügung stehenden Raumes bedeuten. Es wird wenig Sagen und Geschichten des deutschen Altertums und Mittelalters geben, die er nicht behandelt hätte. Über seine Arbeitsweise sagt er in der Vorrede zu den „20 deutschen Volksbüchern": „Die sehr verschiedene Beschaffenheit der Originale brachte natürlich auch eine ungleiche Art der Behandlung mit sich, doch überall maßgebend war dabei die Rücksicht auf den Zweck dieser Sammlung: würdige Unterhaltung der Jugend und des Volkes. Ohne stichhaltigen Grund habe ich, wie ich wohl behaupten darf, nirgends geändert und gekürzt, Anstößiges aber und Langweiliges mußte ohne Schonung beseitigt werden... Zu bemerken bleibt noch, daß die historischen und geographischen Irrtümer, auch manche Entstellungen in den Eigennamen absichtlich beibehalten wurden; es steht ja nicht zu befürchten, daß jemand dies Buch in die Hand nimmt, um Weltgeschichte oder Erdkunde daraus zu studieren. Lernen kann man freilich manches aus diesen anspruchslosen Sagen, z. B., daß das ‚finstere' Mittelalter allerlei gezeitigt hat, was nicht übel ist, wie Treue, Frömmigkeit, Mannesmut und ähnliches. Und die Kopfhänger und Stirnrunzler, denen Gottes herrliche Schöpfung nur ein Jammertal ist, sie können lernen, daß ein guter Mensch auch einen guten Spaß nicht verachtet." Bezeichnende Worte für die freudige Lebensbejahung des warmherzigen Jugendfreundes und -bildners und seinen Humor, der ihn auch in trüben Tagen nie ganz verließ.

Aus der neueren Geschichte hat Klee nur das Leben der Helden zum Gegenstand seiner Erzählung gemacht, die besonders volkstümlich sind und um die sich deshalb trotz ihrer Neuheit schon das Gespinst der Sage rankt: Prinz Eugen, Nettelbeck, Friedrich der Große, Blücher. Ferner bearbeitete er die abenteuerliche Geschichte des Simplizissimus und des Armen Mannes im Toggenburg, sowie die Lebensbeschreibung Th. Platters. Von Grimmelshausens Werk veranstaltete er auch eine Schulausgabe. Neu heraus gab er einzelne Schriften Gotthelfs, ferner Schwabs Gedichte mit einer Biographie und desselben Sagen des klassischen Altertums und Volksbücher, Simrocks Werke in Auswahl, vor allem aber Tiecks und Wielands Werke (bei Cotta), mit Erläuterungen. Einige Goethesche Werke, Vossens Homerübersetzung kommen dazu; sie fallen außerhalb des Rahmens seines gewöhnlichen Gebiets der Romantik, in der er sonst ganz und gar mit seiner Arbeit lebte. Diese Neigung, sich in die Vergangenheit zu versenken, bewirkte auch, daß er wenig Anteil an den Tagesfragen und der Politik nahm, auch der Unterricht in der Geschichte, den er 1894

in der Oberprima übernahm und seitdem behielt, lag ihm weniger. Nur zögernd ging er an die Neuherausgabe des geschichtlichen Lehrbuchs von Ferdinand Schultz, 1907 und folgende Jahre, zeigte sich freilich auch hier als Meister der Erzählung. — Seine schriftstellerische Tätigkeit brachte Klee viel Anerkennung und Verehrung ein. Er stand in freundlichem Verkehr nicht nur mit den bedeutendsten Germanisten, sondern auch Dichter, wie Martin Greif, Wilhelm Raabe, Wilhelm v. Polenz, würdigten ihn ihrer Freundschaft. Der letztgenannte früh vollendete Lausitzer Dichter verdankt Klees eifriger Tätigkeit besonders sein Denkmal in Oberkunewalde.

So hat ein Leben reich an Arbeit und Erfolg geendet, an dessen Früchten sich noch lange Jahrzehnte Lernende und Lehrende erfreuen werden. Der Name Klee wird in der Geschichte des deutschen Unterrichts allezeit mit Ehren und Dankbarkeit genannt werden.

Zwei Vesuvbesteigungen im Jahre 1785.

Von Otto Clemen aus Zwickau i. S., z. Z. in Mitau.

Im Jahre 1785 weilte der letzte Herzog von Kurland, Herzog Peter, mit seiner Gemahlin Dorothea und dem „Fräulein von Wartemberg", einer natürlichen Tochter des Herzogs, die als Hofdame fungierte, in Italien. Ihr Reisemarschall war der Baron Heinrich von Offenberg, der dem Herzog bis zu dessen Abdankung treu gedient hat, 1795 beim Übergang Kurlands an Rußland von der russischen Regierung übernommen wurde und als kaiserl. russ. Geheimrat und Präsident des Kurländischen Oberhofgerichts 1827 in Mitau gestorben ist, — ein Mann von den lebhaftesten wissenschaftlichen und künstlerischen Interessen, von ebenso ausgebreiteten wie gründlichen Kenntnissen, unermüdlich in seinem Eifer, diese zu erweitern und zu vertiefen und Bekanntschaften zu machen, die ihn in idealem Sinne fördern konnten. Dies zeigen uns besonders die Tagebücher, die er auf den Reisen geführt hat, welche er in den Jahren 1778—1786 nach Deutschland, Holland, England, der Schweiz und Italien unternahm. Er hat sie an seinem Lebensabend der „kurländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst", zu deren Gründern er gehört, geschenkt; noch jetzt werden sie im Mitauer Provinzialmuseum aufbewahrt.[1]) Es sei mir gestattet, daraus die Beschreibungen zweier Vesuvbesteigungen mitzuteilen, die er am 11. Februar und am Himmelfahrtstage, am 5. Mai 1785, vornahm, das erste Mal mit der herzoglichen Familie, das zweite Mal mit einem Landsmann, einem Herrn v. Kleist, einem Professor Becker und einem Herrn Eberle aus Wien. Die Personalien der beiden letztgenannten Herren lassen sich aufhellen mit Hilfe des Stammbuchs unseres Barons, das eine Menge wertvoller Handzeichnungen und interessanter Autographen enthält, die Offenberg vornehmlich auf seinen Reisen zusammengebracht hat. Er hat es ebenfalls der kurländischen Gesellschaft hinterlassen.[2]) In diesem Album begegnen uns nun mit Einträgen eben vom 5. Mai 1785 die beiden Vesuvbegleiter Offenbergs, und zwar mit ihren Vornamen. Dadurch wurde es möglich, in dem „Herrn Eberle aus Wien" Ferdinand Eberle, den bedeutendsten Vertreter der Wiener Volks-

1) Sitzungsberichte der kurländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst 1878, S. 18ff.

2) Sitzungsberichte 1872, S. 34ff., 1887, S. 16ff., W. Neumann, Aus alter Zeit. Kunst- und kulturgeschichtliche Miszellen aus Liv-, Est- und Kurland, Riga 1913, S. 63ff.

dramatik im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts, zu rekognoszieren, von dessen Lebensumständen wir bisher nichts weiter wußten, als daß er Theaterdichter am Leopoldstädter Theater und später Direktor des Theaters in der Josephstadt war[1]), und in dem Professor Becker Wilhelm Gottlieb Becker, seit 1782 Professor der Moral und Geschichte an der Ritterakademie in Dresden, gestorben daselbst 1813 als Hofrat und Inspektor der Antikengalerie, des Münzkabinetts und des Grünen Gewölbes[2]). Becker hat seinem kurländischen Freunde ein schwungvolles Gedicht zur Erinnerung an das große gemeinsame Erlebnis eingetragen, das ich hier einfügen möchte:

Freund, gedenkst du des Tags, wo wir am tobenden Schlunde
Des Tyrannen Vesuvs saßen im traulichen Kreis,
Unter brüllendem Knall auf unserer Freunde Gesundheit
Leerten das heilige Glas voll des vulkanischen Weins?
Unvergeßlich ist mir das fürchterlich reizende Schauspiel,
Das kein Maler uns malt und kein Dichter uns singt.
Zauber stählte den Mut, hinabzuklimmen im Staunen
An dem gläsernen Fels, regenbogicht bemalt,
Über dampfende Spalten und Höhlen des feurigen Abgrunds
In den versteinerten See schweflichter Fluten hinab.
Jubelnd standen wir da auf brennenden Sohlen und trotzten
Des erstickenden Dampfs und der verborgenen Glut,
Nahten der feurigen Wunde, von brennendem Zorne geborsten,
Raubten vom flutenden Fels, glühend wie schmelzendes Gold,
Wandelten über den Schaum und scheuten nicht das Gebrülle
Des erzürnten Vulkans, lachten des sprudelnden Grimms,
Sahen die Flammen der Wut aus wogenden Wellen entlodern,
Doch die zermalmte vor uns nur den verwegenen Stab.

Freund, ich eile hinweg von diesem Schauspiel und blicke
In das ruhige Meer, das Neapel bekränzt.
Rings umher erheben sich Arme verwüsteter Städte,
Klagen ihr trauriges Loos und den Zorn des Vulkans. —
Welch ein Schauspiel, o Freund! Gedenkst du des zaubrischen Tages,
O dann denk auch entfernt deines Gefährten, o Freund!

Neapel, am Himmelfahrtstage
den 5. Mai 1785. W. G. Becker.

Zwei Jahre später, 1787, hat Goethe dreimal den Vesuv bestiegen, am 2., 6. und 20. März, das zweite Mal mit Tischbein; beim zweiten und dritten Male mußten zwei Führer das Hinaufschleppen in derselben Weise besorgen wie bei Offenberg und Genossen. Es liegt nahe, die Berichte von Goethes und Offenbergs Vesuvbesteigungen miteinander zu vergleichen. Von Goethes Bericht urteilt Hermann Grimm in seinen Goethevorlesungen: „Ich zweifle, ob die Darstellung einer Fahrt auf den Vesuv von irgend jemand in irgendwelcher Sprache an die in Goethes Briefen gegebene heranreicht.“ Natürlich reicht auch Offenbergs Bericht nicht heran. Man wird ihn trotzdem mit Interesse und mit Vergnügen lesen.

11. Februar, ein merkwürdiger Tag, denn wir machten eine Reise auf den Vesuv, die gewiß sehr beschwerlich war. Nach 12 Uhr verließen wir Neapolis und in weniger als einer

1) Allgemeine deutsche Biographie 48, S. 228f.
2) Ebd. 2, S. 228f. Über andere Beziehungen Beckers zu kurländischen Adligen vgl. Sitzungsberichte 1912/1913, S. 87. Becker kommt auch in Goethes Briefwechsel vor.

Stunde waren wir in Portici. Man passierte die Brücke von St. Magdalena[1]), worauf die Statue des heiligen Johannes, dem zur Gesellschaft der heilige Januarius[2]) gegenüber aufgestellt ist, die Rechte gegen den Vesuv haltend. Dieser Schutzgott von Neapolis ist Anno 1771 dahin gestellt worden, wie die erstaunende Eruption gewesen und man befürchtet hatte, daß ganz Neapolis das Schicksal jener Städte des Altertums haben würde, die durch eine Eruption von 79 so tief mit Lava verschüttet worden, daß sie der Nachwelt ganz verlorengegangen und erst nach so vielen hundert Jahren wieder entdeckt worden.[3]) In dieser Besorgnis wurde der heilige Januarius hier aufgestellt, und der Feuerstrom soll die große Achtung vor dessen Bildnis gehabt haben, wo er sogleich stillgestanden, da er doch seinen Lauf gegen Neapolis genommen hatte. Dies ist die Meinung des gemeinen Mannes, der einen jeden steinigen würde, welcher ihrem Schutzpatron diese Kraft absprechen wollte. In Portici, vier Meilen von Neapolis, nahmen wir Kavaliere Maulesel, und für die Damen waren Stühle oder vielmehr Tragsessel, wozu 8 Personen gehören, bestellt. Der Anfang des Wegs geht zwischen Weinberge herauf, die sehr berühmt sind, da der Wein vom Berge Vesuv für den besten gehalten wird, der in der hiesigen Gegend wächst. Betrübt aber ist der Gedanke, daß ein Strom Lava alle die Mühe und Fleiß, womit der Landmann diese Gegenden bearbeitet, in nichts verwandeln kann, wovon schon so viele Beispiele sind; und die fürchterliche Nachbarschaft des Vesuvs droht jeden Augenblick den Untergang vieler Tausende, die sich an dieser sonst fruchtbaren Küste niedergelassen.

Wir waren der Lava, die den gewöhnlichen Weg genommen, so nahe, daß wir uns an selbiger wärmen konnten, denn je höher wir kamen, desto rauher war die Wirkung. Ich setzte mich nebenbei, ohne zu wissen, daß unter mir glühende Lava war, und ich hätte mir da manche schöne Sachen verbrennen können, wenn nicht ein brandiger Geruch und die Untersuchung, wo selbiger herkam, den heimlichen Feind verraten hätte, der für mich keine andere üble Folge gehabt, als in meinem Rocke ein großes rundes Loch durchzubrennen ...

Man ritt nur bis etwas hinter den Eremiten, wo man schon über lauter Lava kriechen muß, die dunkelbraun aussieht und in lauter große und kleine Stücke gesprungen ist. Es ist eine halsbrechende Arbeit. Inzwischen sind die dasigen Leute diesen Weg so gewohnt, daß sie die Herzogin ohne zu stolpern über diesen runzligen Weg getragen haben. Die Lava von diesem Jahr fließt aus der Bocca, ohne daß der Berg eine Eruption gemacht, in einem starken Strom hinunter, der sich nachher in drei verschiedene andere teilt, welche sich zuletzt wieder vereinigen und so im Tal über die alte Lava fortfließt und von selbiger immer Stücke mit wegnimmt. Am Ende des Stroms war die Lava schon nicht mehr so fließend, so daß sie sich wenigstens zwei Faden[4]) aufgetürmt hatte und gegen fünf Faden breit war, und feuerrot. Sie fließt wie geschmolzenes Blei und wo sie aus dem Berge kommt mit einer erstaunenden Geschwindigkeit. Wenn man bis an die Bocca will, so ist es die Beschäftigung eines ganzen vollen Tages. Am Tage sieht man nichts als Rauch, aber des Abends ist es ein herrlicher obgleich schauerlicher Anblick, einen Strom von Feuer zu sehen. Öfters habe ich eine Garbe oder eine große Flamme aus dem Gipfel des Berges steigen sehen, die halbmanngroße glühende Steine mit sich brachte und um sich schleuderte ...

Zur Geschichte vom Vesuv gehört noch, daß wir uns bei dem Eremiten ausruhten, welcher uns mit einem Glas guten Lacrimae Christi bewirtete ... Es ist ein ehrwürdiger Greis von 70 Jahren, ein Franzose von Geburt ...

5. Mai, am Himmelfahrtstage. Herr Professor Becker, Herr Eberle aus Wien, Herr von

1) Ponte della Maddalena.

2) Vgl. über diesen Schutzgott Neapels Realenzyklopädie für protestantische Theologie und Kirche 38, S. 606f., ferner: Nachrichten von Neapel und Sizilien auf einer Reise in den Jahren 1785 und 1786 gesammelt von M. Friedrich Münter. Aus dem Dänischen übersetzt, Kopenhagen 1790, S. 8f. (Das Exemplar dieses Buchs in der Mitauer Museumsbibliothek hat einst Offenberg gehört. Über Münter, später Bischof des Stifts Seeland, vgl. Allgemeine deutsche Biographie 23, S. 53ff. In Offenbergs Tagebuch hat er sich in Rom am 15. Juni 1785 eingeschrieben. Er verkehrte auch mit Goethe.)

3) Pompeji, Herkulanum, Stabiä.

4) 1 russ. Faden = 2,1336 m.

Kleist und ich nebst unsern beiden Bedienten unternahmen es bei dem heutigen schönen und klaren Tage, den Vesuv bis in seiner höchster Spitze zu besuchen. Wir machten uns früh um 7 Uhr auf den Weg und fuhren in weniger als einer Stunde nach Portici, wo wir uns Maultiere nahmen und unsere Reise, von Bartolomeo, dem Cicerone des Vesuvs, begleitet, mit vieler Entschlossenheit antraten. Nachdem wir dreiviertel Stunde geritten waren, wandten wir uns rechts und ließen den Weg zur Lava und dem Eremiten gerade aus. Wir passierten eine gute Distance die Lava von 71, dann ein kleines grünes Tal und dann Sand. Nach dreiviertel Stunden Zeit stiegen wir von unseren Tieren und fingen, da der Berg schon steil zu werden anfängt, an zu wandern. Es ist ein erschrecklicher Weg im Sande oder vielmehr Asche, wo der Fuß immer wieder so weit zurückweicht, als man ihn vor sich gesetzt hat, über Felsen und Lavaklumpen. Oft mußten wir Atem holen, und selbst das wäre nicht genug gewesen, wenn wir nicht ein jeder von uns einen Führer gehabt, der sich ein Tuch um den Leib gebunden, in welches man greifen und durch welches man sozusagen heraufgeschleppt wird. Alle unsere Mühe aber und aller unser Schweiß wurde uns ersetzt, als wir am Gipfel ankamen und in den Krater hinunterschauten. Ich bebte zurück, als ich am Rande stand und alle Augenblicke eine Feuersäule, mit Schwefeldampf vermischt, aus der Bocca steigen sah, aus der tausend glühende Steine in die Luft geschleudert wurden. Ein hohles Gebrülle in den Eingeweiden des Berges ging voraus, und ein Geräusch, als wenn einige tausend Raketen auf einmal in die Luft flögen, folgte, ehe die Feuersäule erschien. Nachdem wir mehr als eine halbe Stunde dieses besondere Phänomen betrachtet, setzten wir uns in einen Kreis, um uns mit dem Wenigen, so wir hatten heraufbringen können, zu stärken. Ein Stück von gebratenem Huhn und einige frische Austern nebst Brot und Butter war alles, womit unsere Tafel serviert war, und ein Glas Lacrimae Christi, den das unterirdische Feuer selbst reif gemacht hatte. Er war der beste, der am Rande des Vesuvs wächst. Auf das Wohl unserer Freunde leerten wir das erste Glas voll aus[1]), und neue Kräfte fühlten wir in unseren Adern. Auch der fürchterliche Nachbar nahm an unserer Freude durch eine der stärksten Explosionen teil, wozu unsere Führer ein dreifaches Bravo riefen. Es schmeckte uns vortrefflich, und war es nicht, um satt zu werden, so war es doch, uns zu stärken. Wir brachen auf und, so fürchterlich es uns gleich im Anfange schien, beschlossen Hand in Hand im Krater hinabzusteigen und ihn zu umgehen. Rechts fingen wir unsern Weg an, und bald wären wir zurückgekehrt, denn eine Spalte von ungefähr vier Fuß Breite vom Gipfel bis auf die Mitte des Berges, die von heißem Schwefeldampf rauchte, lag uns im Wege. Wir sprangen herüber und bald waren wir in eben dieser Verlegenheit, bis wir endlich einen Ort fanden, da wir hinabsteigen konnten. Der Berg sieht oben wie ein Schwefelsee mit hohen Ufern aus, aus deren Mitte sich ein kleiner Berg erhebt, welcher die Bocca ist und aus seiner Öffnung Feuer und Steine um sich wirft. Aus einer niedrigen Öffnung kommt nur ein entsetzlicher Dampf und aus einer kleinen von ohngefähr neun Zoll im Diameter, die in der Höhe von einem Drittel des mittleren Berges ist, kommt Feuer und Schwefel, und unterwärts dieser Spritze, wie wir es genannt, fließt die Lava heraus. Alles, was in die Augen kommt, ist gelb von Schwefel, auch öfters grün und rot, mit Stücken von schwarzen ausgebrannten Steinen, die aus dem Innersten herausgeworfen worden. Über die brennende Lava und Spalten, selbst im Krater, gingen wir unerschrocken weg, ohne daran zu denken, daß unter uns alles hohl und voller Feuer ist. Wir nahten uns der Spitze, ja, daß wir einen Stein nahmen und die Öffnung damit zudeckten. Aber kaum hatten wir es gewagt, dem unterirdischen Feuer Einhalt zu tun, so entstand unter unseren Füßen eine Höhlung, und mit einem Geräusch, als wenn eine Batterie abgefeuert wurde, wurde der Stein in die Luft geschleudert, daß er unseren Augen entkam. Die brennende Lava rauchte unter unseren Füßen, ob sie gleich oben schon verhärtet war. Es war nicht zu ändern, wir mußten hinüber, und das geschah mit Versengung unserer Schuhe und Einatmung des Schwefeldampfes, der doch zuweilen zu arg kam, daß wir unsere Schnupftücher vor den Mund halten mußten. Wir hatten eine ganze Stunde zugebracht, 14 Spalten passiert und an schroffen Lavawänden geklettert, ehe wir bis an den Ort herumkamen, da wir gespeiset hatten. Wir hatten diesen Weg von eineinhalb italienischen Meilen gemacht, denn dies ist der Umkreis des Kraters, ohne an irgendeine Gefahr zu denken, einer munterte den anderen

1) Vgl. den Anfang des oben abgedruckten Beckerschen Gedichts.

auf, und ein jeder brach unerschrocken vom Rande des feurigen Schlundes für sein Naturalienkabinett, hob ohne Schrecken den Stein dazu auf, der in diesem Augenblicke glühend vor unsere Füße fiel. Wir hätten es wirklich gewagt, den mittelsten Berg, ob er gleich mehr aus Asche als aus Lava bestand, hinanzuklettern, wenn uns nicht unsere Führer zurückgehalten und uns die Gefahr erklärt hätten, der wir uns dadurch aussetzten. An Heldenmut fehlte es uns nicht.

Um unsere Führer, die sich zuweilen über unsere Herzhaftigkeit wunderten, bei guter Laune zu erhalten, riefen wir zuweilen: Viva S. Gennaro[1]), viva! Wir erholten uns eine halbe Stunde wenigstens auf unserem ersten Plätzchen und schauten mit Erstaunen auf den Weg hinunter, den wir gemacht, und jetzt erst sahen wir, daß wir wohl zu voreilig gewesen waren, und das Nichtsmehrtun wurde beschlossen. Daß wir vom Berge die herrlichste Aussicht haben mußten, konnte nicht anders sein, da wir 3659⅓ Fuß über der Meeresfläche erhoben waren, denn so hoch wird der Vesuv gerechnet ...

Die Reise herunter war zwar bis an unsre Maultiere in 50 Minuten gemacht, aber doch sehr unbequem, denn wir sanken jetzt noch tiefer in den Sand und die Asche als im Heraufsteigen, und unsere Schuhe waren alle Augenblicke damit angefüllt. Prof. Becker machte sich von der Mitte des Berges einen noch unbequemeren Weg nach der Lava, weil er selbige noch nicht da gesehen hatte, wo sie am breitesten war, und kam erst nach einer guten Stunde sehr ermüdet zu uns, und da setzten wir uns auf unsere Tiere und ritten zufrieden mit der Expedition des heutigen Tages nach Portici, wo unsere Kutsche auf uns wartete, zurück. Wir finden daselbst alle Weiber und Männer, weil es heute Himmelfahrt war, geputzt und auf der Straße die Tarantella[2]) tanzen ...

Literaturberichte 1916.

Philosophische Propädeutik.

Von **Rudolf Stübe** in Leipzig.

II. Systematische Gebiete.

Voranstellen dürfen wir ein Buch, das im engeren Sinne der philosophischen Propädeutik dient, und das mit umfassender Kenntnis und eindringendem Urteil die heute sehr wichtig gewordene Frage nach der Stellung der philosophischen Propädeutik im Unterricht erörtert. Es ist die sehr dankenswerte, durch ihre Sachkunde ausgezeichnete Schrift von Dr. Hans Schmidkunz[1]), wohl das beste Mittel, um sich über den gegenwärtigen Stand der Frage sicher zu belehren. Der Verfasser tritt mit Entschiedenheit dafür ein, daß im höheren Unterricht der philosophischen Propädeutik wieder ein selbständiger Platz gewährt werde. Der Gedanke, anderen Fächern die vorbereitende philosophische Bildung zuzuweisen, ist gewiß sehr schön, und er hat auch sein gutes Recht, sofern alle Fächer sich philosophisch durchdringen oder sich mit philosophischen Stoffen verbinden lassen. Aber er wird, wie ich mich immer wieder überzeugt habe, ein schönes, aber fernes Ideal bleiben. Schon die Ansprüche, die der rein fachmäßige Stoff an die Zeit stellt, werden selten die Möglichkeit zu philosophischer Ausweitung gestatten. Hier gilt es, praktisch gangbare Wege zu finden.

1) = Januarius.

2) Vgl. über diesen Tanz Goethe, Über Italien (Fragmente eines Reisejournals).

1) Hans Schmidkunz, Philosophische Propädeutik in neuester Literatur. Mit einer Einleitung von Dr. Alois Höfler. Halle a. S., Waisenhaus. M. 2,50.

Als die bedeutendste der mir vorliegenden philosophischen Arbeiten möchte ich **Kehrs** Arbeit über das Bewußtseinsproblem ansehen.[2]) Sie ist durch die klare Darstellung auch weiteren Kreisen zugänglich, und sie ist für philosophische Bildung von großem Wert, weil sie ein Problem von grundlegender Bedeutung behandelt. Es ist ein Zeichen für den unter Kants Einfluß erfolgten Wechsel der Problemstellung, daß die Philosophie die älteren Fragestellungen zurückgestellt hat, die sich etwa auf das Verhältnis von Stoff und Kraft, das Wesen der Materie, das Verhältnis von Leib und Seele, die Freiheit des Willens u. a. richteten, weil man sich schärfer als früher der Voraussetzungen bewußt geworden ist, die solche Fragen in sich bergen. So ist die moderne Arbeit im Gegensatz zu der vielfach populär gewordenen Behandlung solcher Fragen — Büchners „Kraft und Stoff" wird im Volke noch viel gelesen und die Erfahrungen an Häckels Büchern weisen in die gleiche Richtung — wesentlich erkenntnistheoretisch gerichtet. Es ist eine grundlegende Aufgabe geworden, die Bedingungen des Erkennens überhaupt zu untersuchen. Damit ist erst die Möglichkeit spezieller Erkenntnis klargestellt. Für das Studium der vorliegenden Arbeit empfiehlt es sich vielleicht, der Geschichte des Erkenntnisproblems nachzugehen, der der Verfasser eine ausgezeichnete Darstellung — von den Pythageern bis zur Gegenwart — am Schluß des Buches widmet. In der Behandlung des Problems selbst geht der Verfasser von der Tatsache des Bewußtseins aus. Der Bewußtseinsinhalt ist für unser Erkennen das allein Gegebene, das Grundlegende. Aber schon in ihm liegt die schwierige Frage, was der notwendig subjektiv gestaltete Bewußtseinsinhalt für die objektive Erkenntnis der Wirklichkeit, wie sie an sich ist, bedeutet. Aus dieser Grundfrage ergeben sich Ausführungen der Schrift über die verschiedenen Bedeutungen des Begriffs Bewußtsein, über die theoretische Bestimmung des Gewahrwerdens und dessen Erklärung als einer Fähigkeit. In den Abschnitten „Das Erblicken" und „Das Überblicken" wird sodann die positive Bestimmung des Gewahrwerdens entwickelt. Diese Arbeit verdient eingehendes Studium.

Eine vielseitige und sehr interessante Darstellung über die Anwendung der Psychologie im Gebiet anderer Wissenschaften und des praktischen Lebens gibt das kleine Buch von **Erismann**.[3]) Nach einer Einleitung über die Entwicklung der Psychologie zu einer angewandten Wissenschaft, behandelt der Verfasser die Fragen einer experimentell-psychologischen Prüfung geistiger Fähigkeiten für die Berufswahl, psychologische Untersuchungen in der Schule (Vorstellungstypen, Intelligenz), Psychologie und Recht, Psychologie und Sprachwissenschaft, Suggestion und Hypnose. In engem Rahmen ein reicher und gediegener Inhalt.

Der Psychologie anschließen läßt sich ein Buch, das manche Interessenten finden wird, ein neuer und kenntnisreicher Versuch, die Handschrift im Interesse psychologischer Interpretation zu benutzen.[4]) Durch ungenügende wissenschaftliche Be-

---

2) **Theodor Kehr**, Das Bewußtseinsproblem. Kritik und Lösungsversuch des Problems des Gewahrwerdens mit einem geschichtlichen Überblick. Mit 9 Figuren im Text. Tübingen 1916, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). M. 3,60.

3) **Th. Erismann**, Angewandte Psychologie. (Sammlung Göschen, Bd. 774.) Leipzig 1916, G. J. Göschen. M. 1,—.

4) **Magdalene Ivanović**, Menschenkenntnis durch die Handschrift. Lehrbuch zur praktischen Ausübung der Graphologie. Neuenhagen-Berlin o. J. M. 3,20.

gründung und dilettantische Willkür ist ja die Graphologie in Miskredit gekommen. In jüngster Zeit haben jedoch psychologisch geschulte Mediziner und Juristen wie Schneidemühl, Erlenmeyer, Kräpelin, Köster und der Kriminalist Hans Groß für die wissenschaftliche Deutung der Handschrift sehr wertvolle Ergebnisse gewonnen. Das vorliegende Buch ist wesentlich praktisch gerichtet und liefert in der Fülle der Handschriftenbilder ein höchst eindrucksvolles Material für ein psychologisches Verständnis der Handschrift. Jedenfalls ist heute als sicher anzunehmen, daß Charaktereigenschaften sich in der Handschrift ausprägen. Zweifelhaft scheint noch, ob geistige Fähigkeiten sich mit Sicherheit in der Handschrift finden. Jedenfalls bestreitet es Prof. Schneidemühl, der wohl einer der besten Handschriftenforscher von seiten der Medizin ist. Näher auf die hier liegenden, der Ausdruckspsychologie angehörigen Probleme einzugehen, ist hier nicht der Ort.

Eine kurze, in ihrer ganzen Anlage und Richtung eigenartige und selbständige „Ethik" verdanken wir dem Münchener Professor Otto von der Pfordten.[5]) Er sondert zunächst scharf das ganze kulturgeschichtliche und philosophisch-geschichtliche Material ab, um die Theorie der Ethik rein zu entwickeln. Das geschieht zunächst durch eine Untersuchung der Quellen ethischer Normen im Leben der Gemeinschaft und des Einzelnen. Daran schließt sich eine psychologische Untersuchung über die Erfassung der ethischen Normen. Die Hauptrichtungen der philosophischen Ethik werden sodann systematisch dargestellt. Als angewandte Ethik erscheint der Schlußteil, der die Ethik an den geschichtlichen Gebilden des Rechtes, des Staates und der Gesellschaft behandelt und in eine Tugendlehre ausgeht. Es kommt dem Verfasser darauf an „Moral zu begründen". Er findet in dem beherrschenden Gedanken des Ideals und der Aufgaben die Möglichkeit, gegensätzliche Richtung auszugleichen. Die Notwendigkeit einer philosophisch begründeten Sittenlehre findet in dem kleinen Buch eine tiefgegründete, eindrucksvolle Darstellung.

Eine beachtenswerte „Religionsphilosophie" verdanken wir demselben Gelehrten.[6]) Sie will heute nicht, wie es früher geschah, die Religion beweisen, widerlegen oder ersetzen, sondern nimmt, wie der Ästhetiker die Kunst, die Religion als eine geschichtliche Größe hin, als eine Erscheinung des Völkerlebens, die so unbefangen wie möglich zu untersuchen ist. Daraus ergibt sich bei der heutigen Lage der Probleme zunächst ein historisch aufgebauter Teil, der das Wesen der Religion und ihre Entwicklung an den wichtigsten geschichtlichen Formen nachweist. Daran schließt sich eine Religionspsychologie; in ihr liegt gegenüber älteren Werken das Eigentümliche und Verdienstliche dieses Buches. Der eigentlich religionsphilosophische, dritte Teil behandelt die religiösen Hauptbegriffe, insbesondere Wunder und Offenbarung, und schließt mit einer Erkenntnislehre ab, die für Philosophie wie Theologie heute eine neue Bedeutung gewonnen hat.

Von seinem Forschungsgebiet, der Anatomie und Physiologie der Pflanzen, aus ist der Wiener Botaniker Prof. J. v. Wiesner in einer sechs Jahrzehnte umfassenden Arbeit zu tief eindringenden Gedanken über den Entwicklungsbegriff ge-

---

5) Otto von der Pfordten, Ethik. (Sammlung Göschen, Bd. 90.) Berlin u. Leipzig 1916, G. J. Göschen. M. 0,90.

6) Otto von der Pfordten, Religionsphilosophie. (Sammlung Göschen, Bd. 772.) Berlin u. Leipzig 1916, G. J. Göschen. M. 1,—.

führt worden. Er legt ihn in einem inhaltreichen, klar geschriebenen Werke vor, das nicht nur für Naturphilosophie, sondern auch für Geschichtsphilosophie und Ethik von Interesse ist.[7]) Der Verfasser nimmt vor allem K. E. v. Baers Gedanken wieder auf und wendet sich besonders gegen H. Spencer. Den Entwicklungsbegriff inhaltlich zu klären und scharf zu begrenzen ist die Hauptaufgabe des Werkes. Die Frage, was Entwicklung — oder Evolution — ist, beantwortet v. Wiesner durch folgende Bestimmungen: Entwicklung kann sich nur in individuell ausgeprägten Wesen vollziehen durch in diesen wirkende innere Potenzen, die den Gang der streng gesetzmäßig verlaufenden Entwicklung bestimmen. Jede wahre Entwicklung führt zu einem bestimmten Ziele oder schlägt bei unendlicher Dauer eine bestimmte Richtung ein. Das Wesen der „wahren Entwicklung" liegt im Werden. Ein Werden freilich tritt auch in Umbildungen hervor, die den Schein der Entwicklung erwecken. Dem fortlaufenden Werden wird dann der Begriff des Entstehens gegenüber gestellt, das die notwendige Voraussetzung jeder Entwicklung ist. Der Verfasser unterscheidet hier 1. das gewöhnliche Entstehen, wobei der Bildung eines Körpers — z. B. eines chemischen Stoffes — das Beharren des Entstandenen folgt; 2. das Neuentstehen eines noch nicht dagewesenen Organismus, dem die Entwicklung folgt; 3. das Urentstehen, das als ein metaphysischer Gedanke, ebenso wie die Urzeugung, nicht der Naturwissenschaft angehört. Was nun das innere Wesen der Entwicklung anlangt, so bekennt der Verfasser, daß wir darüber so gut wie nichts wissen. Dem Satze Häckels, daß Entwicklung das Zauberwort sei, durch das wir alle Rätsel lösen könnten, stellt v. Wiesner die These gegenüber, daß das wahre innere Wesen der Entwicklung uns so gut wie rätselhaft sei, daß sie als etwas selbst noch Unerklärtes nicht den Schlüssel für alle Fragen des Weltgeschehens bilden kann. Jedenfalls ist das wesentliche Ergebnis, daß in der anorganischen Welt die sogenannte Scheinentwicklung herrscht; nur im Kristallwachstum liege echte Entwicklung vor. Umgekehrt ist im Gebiet des Organischen die echte Entwicklung die Regel. Inwieweit sich nun auf die Geschichte biologische Gesichtspunkte übertragen lassen, ist Gegenstand eingehender, an Lamprecht anknüpfender Untersuchungen. Der Verfasser weist die biologische Erklärung der Geschichte als einseitig zurück. Wie im Weltganzen handelt es sich auch in der Geschichte einerseits um innere Entwicklungskräfte der Menschen, anderseits um von außen wirkende Einflüsse. In der Ethik teilt der Verfasser ganz den Standpunkt Kants, daß das Sittliche lediglich eine im Menschen auftretende Erscheinung ist. Gegen Darwins Annahme, einer Entwicklung der menschlichen Ethik aus tierischen Anlagen, nimmt der Verfasser mit Schopenhauer hier eine völlige Neubildung an, wie auch Huxley und Lotze. Das ganze Werk ist eine Fortbildung der Gedanken von K. E. v. Baer, wobei Kant einen wesentlichen Einfluß übt. Im Begriff des Entstehens sucht es in einer von Kant gewiesenen Richtung weiter zu gehen. Unter den Neueren sind es Driesch und Reinke, die dem Verfasser am nächsten stehen.

Der Krieg hat seine tiefgreifende Wirkung auf das geistige Leben auch in der Philosophie fortgeführt. Namentlich sind allgemeine Lebensfragen mit neuer Kraft und Tiefe in Angriff genommen worden. Solche Kraft war in der inneren Richtung unseres Lebens schon vor dem Kriege da; jetzt aber hat die Bereitwilligkeit zu hören und

7) J. v. Wiesner, Erschaffung, Entstehung, Entwicklung und über die Grenzen der Berechtigung des Entwicklungsgedankens. Berlin 1916, Gebr. Paetel. M. 4,50

aufzunehmen viel weitere Kreise erfaßt. Daß unter diesen Stimmen auch die der draußen Kämpfenden, insbesondere auch der Jugend, vernehmbar wird, dürfen wir nur mit Freude und Dank begrüßen. Das gewaltige Erleben gibt ihnen ein Recht zu reden; und wir daheim hoffen, daß die einst Heimkehrenden auch für das innere Leben und Wachsen der Nation zu Führern werden.

Als eines der gehaltvollsten, tiefgreifendsten Kriegsbücher möchte ich die Sammlung von Reden und Aufsätzen des bekannten Berliner Theologen Prof. Reinhold Seeberg schätzen.[8]) Es sind 20 Aufsätze von sehr mannigfaltigem Inhalt hier verbunden, die ganz verschiedenen Fragen gelten. Es wird außer Ad. Harnack und Ernst Troeltsch kaum einen deutschen Theologen von so vielseitiger Bildung und tiefer Urteilsfähigkeit wie Seeberg geben. Es ist in der Tat erstaunlich, welchen Kreis von Problemen diese stets bedeutenden Arbeiten durchmessen. Zunächst tritt uns Seeberg als geschichtlich tiefblickender Kenner der Gegenwart nahe in den Aufsätzen „Vom Sinn der Weltgeschichte" und „Die weltgeschichtliche Bedeutung des gegenwärtigen Krieges". Dann schließen sich wesentlich politische Ausführungen über „Deutsche Zukunft" an. Das Schwergewicht des Buches aber liegt in den ethischen und religiösen Aufsätzen. Zu den ersteren zählen: Heldentum, Der Krieg und die allgemeine Menschenliebe, Der Sinn des Leidens. Sehr beachtenswert sind endlich die kulturpolitischen Aufsätze wie: Krieg und Kulturfortschritt, Kulturgefahren, Das Wesen des deutschen Volkstums, Volkserhaltung und Volksmehrung. Seeberg erkennt überall an, daß wir über die Zukunft unseres Daseins mitten im Kampfe noch nichts Gewisses sagen können. Aber er sieht auf allen Gebieten die Fülle der fast übergroßen Aufgaben; und sie fordern eine die Zukunft vorbereitende geistige Arbeit. Solche will sein Buch leisten. Insbesondere sind solche neuen Aufgaben auch der Religion gestellt, deren Selbständigkeit und Wert der Krieg wieder stark zur Geltung gebracht hat. Es gibt keinen Ersatz für lebendige Religion. Das haben wir wieder in Leid und Trauer erfahren. Es mochte in den letzten Jahrzehnten so scheinen, als ob in der gebildeten Welt Philosophie und Kunst, vielleicht auch Kultur und Wissenschaft, an die Stelle der Religion treten sollten, während in den unteren Schichten ein sozialer Altruismus als höchstes Ideal erschien. Schon vor dem Kriege verkündeten manche Anzeichen eine Neubelebung der religiösen Gefühle. Romantik und Mystik in verschiedensten Formen, oft mit der Kunst verbunden, wachten auf. Wie hier die Erfahrungen des Krieges gewirkt haben, können wir noch gar nicht überschauen. Eines tritt schon deutlich hervor: das religiöse Wirklichkeitsgefühl ist ganz anders geworden. Es bewegt sich durchaus nicht immer in Formen irgendwie kirchlicher Art, es geht seine eigenen Wege. Aber es ist wirkliche Religion, die lebensfähig ist. Und für die Zukunft des Volkes bedeutet das viel: es bleibt eben so, daß Weihe der Kraft und Quelle des Mutes für ein Volk nirgends so stark strömt wie im religiösen Glauben. Das sind, wenn ich zusammendränge, was Seeberg meint, die grundlegenden Gesichtspunkte in den religiösen Aufsätzen dieses Buches.

Hingewiesen sei vor allem auch auf die wertvollen philosophischen Beiträge in dem von Ernst Jäckh herausgegebenen Sammelwerk „Der große Krieg", Bd. I.[9])

---

8) Reinhold Seeberg, Krieg und Seele. Reden und Aufsätze aus den Tagen des Weltkrieges. Leipzig 1916, Quelle u. Meyer. Geb. M. 4,80.

9) Der große Krieg als Erlebnis und Erfahrung. Herausg. von Ernst Jäckh. I. Band. Das Erlebnis. Gotha 1916, Friedr. Andreas Perthes. M. 10,—.

Der letzte Abschnitt „Der Geist des Krieges" enthält mehrere philosophische Stücke von hohem Wert, von denen ich Karl Joels „Der Philosoph und der Krieg" und Max Schelers „Der Genius des Krieges und das Gesamterlebnis des Krieges" als Arbeiten von überragendem Wert hervorheben möchte.

Nicht unmittelbar aus dem Erleben des Krieges hervorgegangen, aber durch dieses stark berührt und wirksam geworden sind die 12 Reden des bekannten Hamburger Theologen Prof. Dr. Hunzinger über Hauptfragen der Lebensgestaltung.[10]) Die Teilnahme für praktische Fragen der Philosophie, die weiteste Kreise längst bewegte, war gewiß eine der Antriebe, die zu einer neuen Wertung der Philosophie in unserem ganzen Kulturleben führte. Hunzinger gibt in diesen geistvollen, durch ihre klare und eindringliche Sprache ausgezeichneten Reden — sie klingen hier und da an echt volkstümliche Predigt — einen ausgezeichneten Überblick über die philosophischen Richtungen der Weltanschauung, die zugleich nach ihrer Bedeutung für die praktische Lebensauffassung beurteilt werden. Nicht die historische Reihenfolge, sondern eine innere Steigerung ergibt die Anordnung: Naturalismus, Idealismus, Intellektualismus, Ästhetizismus, ethische Lebensrichtung, Persönlichkeitsideal, Pessimismus, Religion, Reich Gottes, Christus. Dabei wird der innere Zusammenhang zwischen den einzelnen Stufen betont, so daß wir das Bild eines innerlich geschlossenen Wachstums der Lebensauffassung gewinnen. Für das in derselben Sammlung erschienene Buch Hunzingers über das Christentum im Kampf der Weltanschauungen (2. Aufl. 1916) scheint mir dieses neuere Buch eine ausgezeichnete Einleitung zu bilden. Aber auch unabhängig davon wird es vielen den Dienst eines ausgezeichneten Führers leisten.

Die 2. Auflage von Elsenhans' „Charakterbildung"[11]) ist durch ihr Erscheinen im Kriege zu einem höchst wirksamen Appell an das Gewissen der Nation geworden. Daß die Zeit größter Taten ihre edelste Frucht in der Läuterung des Charakters der Nation bringen soll, wie es Charaktereigenschaften sind, die uns bisher erhalten haben, dieser Gedanke gibt dem Werke einen an Fichte gemahnenden Klang. Im übrigen ist es durch tiefgehende und klare Erörterung über das Wesen des Charakters, Charakter und Persönlichkeit und Entstehung des Charakters ausgezeichnet. Daneben kommt das sozialethische Interesse zur Geltung in den Erörterungen über Charakterbildung, in denen sich der Verfasser mit vollem Recht gegen manche Schäden des gesellschaftlichen und öffentlichen Lebens richtet. Hier soll die Erziehung eine ihrer großen Zukunftsaufgaben leisten. Durch die Weite seiner Gesichtspunkte hat das kleine Buch erheblichen Wert; es ist ein förderndes, auch neue Wege weisendes Buch. Als dem eben genannten Buche verwandt sei ein aus dem Erleben des Kriegs unmittelbar erwachsenes Buch von Engelbrecht genannt.[12]) Es sind kurze, in schlichter Klarheit geschriebene Einzelausführungen, in denen ein Bild des deutschen Charakters in seinen Licht- und Schattenseiten dargestellt wird. Das Buch bietet sich vor allem

---

10) A. W. Hunzinger, Hauptfragen der Lebensgestaltung. (Wissenschaft und Bildung, Bd. 136.) Leipzig 1916, Quelle u. Meyer. M. 1,25.

11) Theodor Elsenhans, Charakterbildung. 2. verb. u. verm. Aufl. (Wissenschaft u. Bildung, Bd. 32.) Leipzig 1915, Quelle u. Meyer. M. 1,25.

12) Kurt Engelbrecht, Die Seele deines Volkes. Ein deutscher Charakterspiegel. Halle a. S. o. J., Richard Mühlmann. M. 3,—.

als ein Führer im Werden des heranwachsenden Lebens. Es ist durch seine Wärme wie seinen Ernst, durch Bestimmtheit und Klarheit hervorragend geeignet, der Jugend zu helfen im Suchen und Werden. Zu einer Persönlichkeit, die in sich die innerlichen Kräfte deutscher Wesensart, ihre Selbständigkeit, ihre Charakterfestigkeit und ihren tapferen religiösen Glauben verwirklicht, will der Verfasser hinleiten. Und die sichere Hand eines zum Führen Berufenen ist in allen Ausführungen fühlbar.

Kulturfragen der Gegenwart und bleibende Lebensfragen im Zusammenhang mit dem Jugendleben erörtert in warmherzigen, eindrucksvollen Worten ein kleines Buch von Krämer[13]), daß man in recht vieler junger Menschen Hände wünschen möchte. Es wird in schlichter Weise hier viel ernste und tiefe Wahrheit im Alltäglichen gelehrt. Was wir von der Jugend zu halten haben und von ihr im Ernstfall hoffen dürfen, das hat uns der Krieg gelehrt. Und aus dem Kriege heraus kann es uns in ergreifender Weise eine kleine Briefsammlung zeigen, die zu den schönsten Stücken unserer Kriegsliteratur gehört.[14]) Es ist verständlich, daß die Gefahren, die in allen gesteigerten und bewegten Kulturleben liegen, besonders die Jugend angreifen. Hier aber zeigt sich, wie unendlich reiche und gesunde Kraft da ist, wenn die Not sie ruft. Ein solches Buch kann Hoffnung für die Zukunft wecken, wenn die Stimmen dieser hochgesinnten, tapferen Jung-Männer von allen gehört und als eine starke Mahnung empfunden werden. Sie dürfen nicht verwehen; denn sie sind ein edles Vermächtnis. Gerade bei den schönsten dieser Briefe steht hinter dem Namen des Schreibers das Kreuz. Möge ihr Andenken durch die Tat geehrt werden.

Ein sehr eigentümliches, stark persönlich gefärbtes, übrigens durch seine Klarheit wohltuendes Buch ist die philosophische Bekenntnisschrift eines bekannten sächsischen Politikers.[15]) Wie der Titel andeutet, handelt es sich nicht nur um die Darlegung einer philosophischen Grundanschauung; es liegt dem Verfasser daran, dem deutschen Volk in der Philosophie innere Lebenswerte zu erhalten. Die Programme aller unserer politischen Parteien sind ja von Weltanschauungsfragen mitbestimmt. Die allgemeinen Anschauungen, die der konservativen Partei eigen sind, treten hier in wissenschaftlich sehr achtbarer Gestalt hervor. Die Hauptfrage ist, ob die Philosophie, wie sie der Verfasser begründet, der Menschheit neue Lebenswerte und Kulturgüter schafft. In diesem praktischen Ertrage seines Systems sieht Opitz seinen Hauptwert. Freilich soll es auch eine ideelle Aufgabe lösen, nämlich, es soll die Philosophie aus der Verflechtung mit zahlreichen einzelnen Fachwissenschaften befreien und ihr ein Gebiet zuweisen, wo sie selbständig gebieten kann. Das aber sind nur die Psychologie als Erscheinungslehre und die Metaphysik als Wesenslehre.

---

13) Philipp Krämer, Sei ein Mann! Ein Büchlein für junge Menschen. 2. Aufl. Berlin o. J., Vaterländ. Verlags- u. Kunstanstalt. M. 1,80.

14) Willi Warstatt, Das Erlebnis unserer jungen Kriegsfreiwilligen. Nach den Feldpostbriefen, Tagebüchern, Gedichten und Schilderungen jugendlicher Kriegsfreiwilliger. Gotha 1916, Fr. Andr. Perthes.

15) H. G. Opitz, Mein philosophisches Vermächtnis an das Volk der Denker. Leipzig 1915. Kommissionsverlag von Quelle u. Meyer. M. 1,20.

Literaturforschung und Verwandtes.

Von **Julius Stern** in Baden-Baden.

I. Weltliteratur.

Der nun schon ins dritte Jahr tobende Ansturm wilden Hasses gegen alles, was deutsch heißt, hat es nicht vermocht, die deutsche Arbeit an der Erkenntnis fremder Geistesart und Dichtkunst und ihres Einflusses auf deutsches Geistesleben zu verkümmern oder auch nur einzuschränken. Es ist, als ob das Forschergewissen Deutschlands erst recht durch diese schmerzlichste und opferreichste aller Prüfungen gezwungen worden sei, eigenes und fremdes Wesen, eigene und fremde Leistungen aneinander zu messen und so die Kulturarbeit deutschen Geistes in neu begründetem Urteile vor das prüfende Auge hinzustellen und in ihrer ganzen gewaltigen, für Welt und Ewigkeit bedeutsamen Größe aufzuweisen. Diese sachtreue Gewissenhaftigkeit wird die deutsche Wissenschaft immer vor Überschätzung des Einheimischen bewahren und wird sie immer mehr als anderer Völker Forschung befähigen, dem Schaffen fremder Geister gerecht zu werden. Dabei bedarf es nicht besonderer Anlässe, wie etwa der Erinnerungsfeier für **Cervantes** und **Shakespeare**, deren 300. Todestag auf denselben Apriltag dieses Jahres fiel, um das Interesse für solche Weltgrößen in Deutschland zu wecken und wach zu erhalten. Denn nicht nur in allen großen und kleinen Zeitungen und Zeitschriften finden solche Gedenktage auch in diesen waffenklirrenden und bluttriefenden Tagen lebhaften Widerhall. Auch die ernste, tiefgrabende, zuweilen auch pedantische Gelehrtenarbeit geht wie in friedlichen Zeiten ihren zuweilen mühsamen Gang weiter. Daß z. B. **Wohlrabs**[1]) ästhetische Erklärungen zu Shakespeares Meisterdramen und die in demselben Verlage erschienenen erklärenden Ausgaben von **Conrad**[2]) immer wieder neue Auflagen erleben, liegt wohl in erster Linie an ihrem eigenen Gehalte, an der selbständigen Auffassung des Dichtwerkes und der auch literarhistorisch wichtigen Arbeit, wie sie z. B. in Conrads Hamlet-Ausgabe geleistet ist, beweist aber zugleich auch, daß unsere Schule in der Auswahl ihres Lehrstoffes sich nicht von kindisch-unsachlichen Gesichtspunkten leiten läßt, wie sie anderswo bestimmend sind. Als Beispiel eingehender Einzelforschung aus dem Gebiete der Shakespeare-Philologie sei **Meißners**[3]) Jung-Shakespeare genannt. Mit eisernem Fleiße geht M. allen irgendwie erreichbaren Quellen nach, um für die Bildungsgeschichte des großen Dramatikers den rechten Zeit- und Kulturhintergrund zu gewinnen. Er untersucht die Theaterzustände des ausgehenden 16. Jahrhunderts in England, besonders in London, die allgemeine Kultur des Elisabethischen Zeitalters, insonderheit der theaterfreundlichen Adelshäuser, spricht von den dort verkehrenden Gelehrten (Giordano Bruno), den dort gelesenen Büchern (Rabelais, Montaigne u. a.) und versucht, die vom Dichter für seine Jugenddramen (König Heinrich VI.

1) Dr. M. **Wohlrab**, Ästhet. Erkl. klass. Dramen I. Shakesspeares Hamlet 2. A. II. Sh. Coriolan. VI. Sh. Julius Cäsar. VII. Sh. Macbeth. VIII. Sh. König Lear. Dresden, Ehlermann. Jeder Bd. geh. M. 1,50, geb. M. 2,—.

2) Shakespeare, Hamlet, Kaufm. v. Venedig, Was ihr wollt. Herausg. v. H. **Conrad**. (Deutsche Schulausgabe, herausg. v. J. Ziehen Nr. 75, 77, 84.) Ebenda. Je M. 1,20.

3) **Joh. Meißner**, Jung-Shakespeare. Wien, C. Konegen. Geh M. 6,—, geb. M. 7,50

König Johann, die beiden Edelleute von Verona, die Zähmung der Widerspenstigen, die Komödie der Irrungen) benützten Quellen aufzuweisen, wobei es nicht immer ohne Stoffhubereien abgeht. Seine Hauptaufgabe sieht er aber darin, jedes Stück auf seine psychologische Einheit zurückzuführen, d. h. als variationenreiche Abwandlung eines psychologischen Themas, das nicht mit der sogenannten „Grundidee" verwechselt werden darf, aufzufassen. Dieser Gedanke wird dann im Anhang für alle Stücke Shakespeares durchgeführt. Daß solche schematisch anmutende Ausdeutung der vielgestaltigen und reichbewegten Dichterwelt zu allerhand Gewaltsamkeiten führt, liegt auf der Hand. Aber das Buch gibt viele Anregungen und zwingt zu klar prüfendem Nachdenken über das Lebenswerk des großen englischen Dramatikers, dem der deutsche Geist so viel verdankt.

Neben Shakespeare hat vielleicht keiner unter den führenden Geistern Englands dem deutschen Denken und Dichten so viel gegeben wie Shaftesbury. Der 1712 gestorbene „Virtuoso der Humanität" — so nannte ihn Herder — ist allerdings nicht in dem Maße Wesensbestandteil der deutschen Bildung geworden wie Shakespeare.[4]) In England selbst ist dieser Träger des germanischen Idealismus überhaupt nie von großem Einfluß gewesen; denn mit seinem großzügig idealistischen, auf wahrhaft sittliche Höherführung und Läuterung der Menschheit abzielenden Denken stand der rücksichtslose Egoismus seines Volkes in unversöhnlichem Gegensatze. Nur sein König Wilhelm III., der Oranier, war von warmherzigem Verständnisse für die edlen Gedanken Shaftesburys erfüllt; aber er stand seinem Volke ebenso fremd und unverstanden gegenüber wie der Verfasser der „Moralists" und der „Characteristics", der fern von der Heimat, verzweifelnd an der Befreiung seiner Mitbürger von ihrer damals schon um sich greifenden Herrsch- und Habgier, gestorben ist. Aber in Deutschland fiel die reiche Saat der von Sh. ausgestreuten Gedankenkörner auf dankbaren Boden. Dies zu erweisen, die auf Platon und Plotin zurückgehenden Wurzeln des Shaftesburyschen Idealismus zu verfolgen, zu zeigen, daß die von ihm verlangte Verinnerlichung als Ausgangspunkt philosophischer Lebens- und Weltanschauung den englischen Lord als Träger des Grundbedürfnisses germanischer Art erscheinen läßt und seine Lehre als ein Vermächtnis an die deutschen Geister, die ihn denn auch im 18. Jahrhundert mit Inbrunst ergriffen und zu einem bestimmenden Inhalte deutschen Denkens gemacht haben: Das ist die große lohnende Aufgabe, die sich Weiser[5]) in seinem schönen Buche gestellt und mit dem ergreifenden Feuer echter Begeisterung gelöst hat. Das Buch ist vor dem Kriege geschrieben und klingt doch wie eine aus der Not der Zeit aufschreiende Anklage. Der Verfasser mochte als in Amerika lebender Deutscher früher als wir in der Heimat die Unabwendbarkeit der gewaltsamen Auseinandersetzung mit dem anmaßenden Angelsachsentum voraussehen. Bei dieser prüfenden Gegenüberstellung englischer und deutscher Wesensart konnte es ihm nicht entgehen, daß das eigentlich Bedeutsame in Shaftesburys Lebenswerk sich nicht durch das empiristisch-analytische Genie Englands, sondern nur durch den spekulativ-synthetischen Geist Deutschlands entfalten konnte. So ist ein Werk ent-

4) Vgl. über dessen Eindeutschung das schöne Buch von Gundolf: Sh. und der deutsche Geist. Berlin, Bondi 1911. S. diese Zeitschr. 26. Jahrg., S. 136f.

5) Chr. Fr. Weiser, Shaftesbury und das deutsche Geistesleben. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner. Geh. M. 10,—, geb. M. 12,— (so auch zu lesen S. 11, Anm. 1).

standen, das in breiter, lebendiger, auf eingehenden welt-, kultur- und geistesgeschichtlichen Studien beruhender Darstellung das Leben und Schaffen dieses einzigartigen Engländers entrollt, den Gegensatz zwischen Romanismus und Germanismus klar erkennen läßt, die tiefen Zusammenhänge zwischen Ethischem und Ästhetischem, das Wesen von Natur, Staat, Wissenschaft und Religion mit den Gedanken Shaftesburys beleuchtet und ihn in seiner ganzen richtunggebenden Bedeutung für unsere großen Geister des 18. Jahrhunderts, der klassischen und neuhumanistischen Zeit, für Leibniz, Wieland[6]), Herder, Goethe, Schiller, Humboldt und viele andere aufweist. Besonders aber ist es dem Verfasser darum zu tun, in den hohen sittlichen Forderungen dieses erlauchten Geistes, der als echter Idealist in den Reihen der Platon, Plotin, der Mystiker, der Leibniz, Kant, Schiller steht, eine noch zu erfüllende Aufgabe der Menschheit zu zeigen, eine Aufgabe, die nur durch das berufene Volk des Idealismus, durch die Deutschen, in welterlösender Kraft erfüllt werden kann. Das Buch ist durchglüht von jugendlich starkem Enthusiasmus, entbehrt aber durchaus nicht einer sehr gewissenhaften gelehrten Grundlage, die jene modern geisteswissenschaftliche, psychologische Schulung erkennen läßt, wie sie etwa durch den Namen Wilhelm Dilthey gekennzeichnet ist. Der bibliographische Anhang ist ein Zeugnis für die ausgedehnten Forschungen des Verfassers. (Hier hätte unter den Schriften Walzels die Studie „Das Prometheussymbol von Shaftesbury bis Goethe" erwähnt werden müssen.) Der reiche Gehalt dieses Werkes, das seine aufhellenden Strahlen zurück bis in die platonische Akademie und vorwärts bis in die unmittelbare Gegenwart wirft, ist weniger ein Beitrag zur englischen Geistesgeschichte als vielmehr ein bedeutsames Kapitel aus der Geistesgeschichte der Kulturmenschheit und insbesondere eine Beleuchtung der Weltaufgabe des deutschen Geistes.

Wie stark dieser Shaftesburysche Geist der Humanität dem deutschen Geistesleben des 18. Jahrhunderts sein Gepräge gegeben hat, das leuchtet stark und hell aus einer feinsinnigen Betrachtung des Literaturhistorikers an der Basler Universität Rudolf Unger[7]) über das deutsche Ideendrama von Nathan bis Faust, auf die hier gleich hingewiesen sei. Wie aus dem Geiste der Aufklärung in Deutschland die dramatische Gestaltung philosophisch-ethischer Ideen erwachsen, aber schon von Anfang an (in Lessings „Nathan") darüber hinaus in den Lichtkreis und das Kunstideal der Humanität hineingewachsen ist; wie dann in Schillers „Don Carlos", in Goethes „Iphigenie" und „Tasso" und vor allem im „Faust" diese dem deutschen Wesen adäquateste Dramengattung als poetische Verherrlichung und Verklärung des Humanitätsideals ihre höchsten Triumphe feiert, das mag der Lehrer des Deutschen in dieser aus Diltheyschen Prinzipien geborenen Schrift mit reichem Ertrage für sich und seinen Unterricht nachlesen. Auch auf die Fortwirkung der philosophischen Dramatik ins 19. Jahrhundert (die Romantiker, Grillparzer, Hebbel u. a.) wird er anregende Ausblicke finden. Zugleich wird diese Schrift als Beitrag zur Aufklärung über das so vielfach verkannte Eigentümliche des deutschen Geistes sehr nützlich wirken. —

Nicht so weit wie Weiser, der Darsteller des in Shaftesbury verkörperten germanisch

---

6) Vgl. Grudzinski, Shaftesburys Einfluß auf Wieland. Stuttgart 1913, J. B. Metzler.

7) Dr. R. Unger, Von Nathan zu Faust. Zur Gesch. d. deutschen Ideendramas. Antrittsvorlesung. Basel, Helbing u. Lichtenhahn. M. 1,80.

humanistischen Geistes, konnte sich derjenige Forscher seine Aufgabe stecken, der das Leben und Wirken des englischen großen Romanschriftstellers und Humoristen Charles Dickens aus seiner Zeit und aus seinem Volke zu erläutern sich vornahm. Aber auch so ist ein ungewöhnlich gehaltvolles, belehrendes und anregendes Werk entstanden. Dibelius[8]) mußte, um die eigentümliche Persönlichkeit Dickens, in der sich romantisch-phantastische und realistische Züge seltsam einen, verständlich zu machen, recht weit ausholen; er mußte auf die englische Romanliteratur des 18. Jahrhunderts zurückgreifen, die politischen, sozialen und religiösen Strömungen in England um 1830 und 1843 ausführlich behandeln und von diesem düsterfarbigen Hintergrunde die merkwürdig schillernde Gestalt des Sitten- und Menschenschilderers sich abheben lassen. Alle Werke D.' von den Pickwickiers bis zu den Romanen der Spätzeit werden je nach ihrer Bedeutung eingehender oder kürzer charakterisiert und die künstlerische Persönlichkeit des Dichters mit all ihren Vorzügen und Schwächen lebendig gemacht. Für den Leser der Gegenwart mag es von besonderem Reize sein zu erkennen, daß D. gegen dieselben Nationallaster der Engländer gekämpft hat, die wir als die tieferen Ursachen des Weltkrieges empfinden: die unbändige Selbstsucht und die frömmelnde Heuchelei. Dem tief gelehrten Werke ist eine Dickens-Bibliographie angehängt, die für alle künftigen Dickensforscher unentbehrlich sein wird, und ein von Käthe Tamsen sorgfältig ausgearbeitetes Register.

II. Deutsche Literatur.

1. Zusammenfassendes.

Ein köstliches Vermächtnis des auf der Höhe seiner Leistungsfähigkeit vom Tode abberufenen Literarhistorikers Richard M. Meyer[9]) ist die von Pniower aus dem Nachlasse herausgegebene Geschichte der deutschen Literatur bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts. Das Vermächtnis eines Mannes, der sich sein Leben lang als der Berufensten einer — berufen durch Geist und Begeisterung — um die Erkenntnis des literarischen Schaffens des deutschen Volkes heiß bemüht und in einer reichen Fülle glänzender Leistungen die Ergebnisse seines Forschens dargeboten hat. Wie in einem Sammelbecken sind nun alle Strahlen dieses klaren Brunnens in dem vorliegenden Werke zusammengeflossen. Eine Geschichte der deutschen Volksseele zu schreiben — das lag wohl in des Verfassers Absicht — war ihm nicht mehr vergönnt; mit Resignation stellt er fest (S. 223), daß er sich dazu nicht mehr jung genug fühle. Aber eine einheitliche, auf das Wesentliche beschränkte Darstellung vom geistig-literarischen Schaffen der Deutschen in seinem organischen Wachstum aus den urgermanischen Anfängen in Mythus und Heldensage bis zur strahlenden Höhe des klassischen und romantischen Zeitalters unserer Dichtung ist in dem verhältnismäßig knappen Rahmen (647 S.) dieses bewundernswerten Buches gegeben. Anschaulich ist der glorreiche, aber zugleich schmerzliche Vorrang des deutschen Volkes vor allen Völkern darin gezeigt, daß es dreimal seine Literatur neu schaffen mußte, erst aus dem Nichts, dann aus der Vereinigung mit Antike und Christentum, schließlich aus der großen Geistes-

---

8) W. Dibelius, Charles Dickens. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner. Geh. M. 8,—, geb. M. 10,—.

9) R. M. Meyer, Die deutsche Lit. bis zum Beginn des 19. Jahrh. Volksausgabe. Berlin, G. Bondi. Geh. M. 4.50, geb. M. 6,—.

umwälzung des Reformationszeitalters. Diesem großzügigen Bilde von der Gesamtentwicklung entspricht es, daß das Biographische nur um seiner literarischen Bedeutung willen besprochen ist. Der Blick auf das Ganze befähigt ihn auch, das einzelne in richtiger Weise ein- und unterzuordnen. So entstehen manche Urteile, die dem oberflächlichen Blicke allzu kühn erscheinen mögen, aber immer nicht nur geistvoll, sondern wissenschaftlich und gewissenhaft begründet sind; etwa wenn ihm die Reformationszeit, rein ästhetisch betrachtet, nicht einen Anfang, sondern den Ausgang der alten deutschen Dichtung bedeutet (S. 223). Das hindert ihn aber nicht, eine wundervoll vertiefte Charakteristik Luthers zu geben. Immer packender und ergreifender wird seine Darstellung, je mehr sie sich der Höhezeit der deutschen Dichtung nähert. Das Heraufwachsen des deutschen Geistes aus der Armut und Öde des 17. Jahrhunderts durch die Vorstufen des halben Jahrhunderts von 1700—1750 auf Grund des durch Friedrich d. Gr. geschaffenen deutsch-„nationellen" Gehaltes zur strahlenden Höhe der klassischen Literatur, der „Weg zu Goethe", auf dem als Probe von des Verfassers psychologischem Tiefblick und geistvollem Stile die vergleichende Charakteristik von Lessing, Herder, Wieland liegt —, das sind Partien, die auf keinen Leser ihre Wirkung verfehlen können. Noch mehr gilt dies von den Kapiteln über Goethe und Schiller, die beide gleich warmherzig mit gerecht abwägendem Urteile in ihrer einzigartigen Bedeutung gewürdigt werden, und von der kritischen Betrachtung der Romantik als „fortschreitender Universalpoesie", die nur wenig dauernde Kunstwerke, aber unvergängliche ästhetische Anregungen hinterlassen hat. Ein besonderer Reiz ist dieser von Höhe zu Höhe wandelnden Darstellung dadurch gesichert, daß dem Verfasser alle bedeutsamen älteren und neueren Erscheinungen der Weltliteratur so vertraut sind, daß sie ihm jederzeit veranschaulichende Parallelen, blitzartig erleuchtende Hinweise liefern. Es wird wenige Bücher geben, die so wie dieses berufen sind, dem dichterischen Schaffen des deutschen Volkes unter den Gebildeten Freunde zu werben und zu erhalten. Der Herausgeber hat, um Abschluß und Abrundung zu gewinnen, in möglichster Anlehnung an des Verfassers Art eine kurze Darstellung der jüngeren Romantik beigefügt. Für eine zweite Auflage, die zweifellos bald nötig sein wird, empfiehlt es sich, einige Versehen zu beseitigen (ungenaue Zitate: S. 516 „gestehen" statt „bekennen"; S. 543 „entschuldigt" statt „erkläret"; S. 549 „Schuldigkeit" statt „Arbeit"; S. 572 „Vatermord" des Orest statt „Muttermord"; S. 576 ist als Todestag Schillers der 8. Mai angegeben statt des 9.). Einen schönen Schmuck des Buches bilden die fein ausgewählten acht Autorenbildnisse. Willkommene Erleichterung für die Benützung bieten die beigegebenen „Annalen" und Register.

Die Fortsetzung dieser Geschichte der deutschen Dichtung bis zur Gegenwart hat Meyer selbst schon früher geliefert in seiner deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts. Derselben Sammlung der Bondischen „Volksausgaben" gehört nunmehr auch ein Werk an, das in anderem Sinne als Fortsetzung der Meyerschen Literaturgeschichte gelten kann: Theobald Zieglers [10]) berühmte Geistesgeschichte Deutschlands im letzten Jahrhundert. Man kennt die hohen Vorzüge dieses Buches aus den zahlreichen früheren Auflagen, die es als ein wahres Volksbuch schon jetzt erscheinen lassen. Die Grundströmungen des deutschen Lebens auf geistigem und sozialem Ge-

10) Th. Ziegler, Die geistigen und sozialen Strömungen Deutschlands im 19. und 20. Jahrh. Volksausg. Berlin, G. Bondi. Geh. M. 4,50, geb. M. 6,—.

biete, wie sie die Entwicklung der deutschen Kultur während der letzte[n] hundert Jahre bestimmt haben, erleben hier eine von freier Gesinnung und w[ar]mherziger Gemütsteilnahme getragene Darstellung, der die vielseitige und tiefgrabe[nd]e Forschertätigkeit des betagten Verfassers zustatten kommt. Besonders w[e]rtvoll aber ist, daß sich Ziegler eine erstaunliche Jugendlichkeit des Geistes und des Temperamentes auch in das achte Jahrzehnt seines Lebens erhalten hat. Diese befähigt ihn, in dieser neuesten Bearbeitung seiner Kulturgeschichte der jüngsten Periode des Deutschtums bis an die Schwelle der unmittelbaren Gegenwart heranzutreten und von den Erfahrungen und Erkenntnissen des Weltkrieges aus die früheren Epochen in ihrer volks- und weltgeschichtlichen Bedeutung mit berichtigtem und geläutertem Urteile zu erfassen. Offen bekundet er seine Subjektivität, der etwa Schleiermachers Religionsphilosophie wertvoller erscheint als das ganze Treiben und Schaffen der anderen Romantiker, eine Subjektivität, die sich in Urteil und Stoffwahl um so deutlicher äußern muß, je mehr sich die Darstellung der eigenen Zeit des Verfassers nähert. Nicht Historiker will er sein, sondern Kultur- und Geisteskritiker und Moralist; er urteilt „historisch und moralisch zugleich". Das gibt seinen Ausführungen die starke Anziehungskraft des Persönlichen, ohne dem kritischen Leser die Bildung eines eigenen Urteils zu verwehren oder zu erschweren. Lebensvoll sind insonderheit die literarhistorischen Abschnitte über die Romantik und das literarische Leben bis zu Goethes Tode, die oppositionelle Literatur der dreißiger und vierziger Jahre, die Lyrik und Epik der fünfziger Jahre, die Poesie um die Jahrhundertwende, um nur die Teile hervorzuheben, die dem Literaturlehrer besonders interessant sein mögen. Daß daneben diesem wie dem Geschichtslehrer und dem Lehrer überhaupt das ganze Buch für alle Fragen der kulturellen Grundlagen des 19. Jahrhunderts, Aufklärung, Neuhumanismus und Klassizismus, Romantik, National- und Staatsbewußtsein, Philosophie, Religion, Wissenschaft, Schule, soziale und politische Neu- und Umgestaltung, ebenso über die richtunggebenden Persönlichkeiten des Jahrhunderts von Humboldt bis Bismarck, von Schleiermacher bis Nietzsche und darüber hinaus bis in unsere Tage des ein neues Kapitel der Weltgeschichte eröffnenden Krieges eine Fundgrube zuverlässiger Belehrung und lebendiger Anregung ist (ganz anders als das vielbesprochene Werk von H. St. Chamberlain), das ist bei einem Manne wie Ziegler selbstverständlich. Gerade die Lehrerwelt w[ir]d ihm, dem Freunde der Schule, auch für diese Gabe, der auch eine Reihe interessanter Männerbildnisse zum Schmucke gereichen, lebhaftesten Dank darbringen.

Mit dem geistigen und literarischen Leben der letzten Jahrzehnte in Deutschland beschäftigt sich eine interessante Studie von Lemke.[11]) Ausgehend von der Reizsamkeit des modernen Menschen charakterisiert er die Hauptströmungen der Zeit, Sozialismus, Individualismus, Realismus, Idealismus und die einerseits auf den Fortschritten der Naturwissenschaften fußenden (Materialismus, Monismus, Mechanismus, Darwinismus und Evolutionismus), anderseits auf rein philosophischem Boden erwachsenen Weltanschauungen, deren idealistischer Zweig zum religiösen Denken hinüberleitet. Er sieht in dem wildbewegten Geistesleben der letzten Jahrzehnte einen Sieg des Realismus. Das scheint ihm auch die Dichtung dieser Zeit zu beweisen.

11) E. Lemke, Die Hauptrichtungen im deutschen Geistesleben der letzten Jahrzehnte und ihr Spiegelbild in der Dichtung. Leipzig 1914. Quelle u. Meyer. Geh. M. 2,—.

Aber die jüngsten Erscheinungen im deutschen Dichterwalde, die neuromantische und die neuklassizistische Richtung, geben ihm die tröstliche Gewißheit, daß der Idealismus aufs neue erwacht ist, allerdings ein Idealismus, der auf dem Boden des Realismus gewachsen, darum für den Kampf um die Geltung in der Zukunft gewappnet ist. Im zweiten Teile der Abhandlung tritt er an eine nähere Beleuchtung der einzelnen literarischen Richtungen der jüngsten Vergangenheit heran: Realismus, Naturalismus (den er genauer physiologischer Impressionismus nennt), das Schwanken zwischen Realismus und Idealismus (S. 98 ist ihm der Fehler unterlaufen, daß er die beiden aus Fürth in Bayern stammenden Romanschriftsteller Kellermann und Wassermann zu den Österreichern rechnet), der neue Aufstieg des Idealismus, Richtungen, die in schnellem Verlauf sich neben- und nacheinander entwickeln und eine neue Blütenperiode vorbereitet zu haben scheinen. Das Büchlein, das sich auf die kulturpsychologischen Forschungen Lamprechts u. a. stützt, ist recht lesenswert.

2. Landschaftliches.

Die literarhistorische Schule, die das dichterische Schaffen und die Dichterpersönlichkeiten aus ihren landschaftlichen und heimatgeschichtlichen Bedingungen abzuleiten sucht (ihre Hauptvertreter sind etwa Sauer und Nadler [12]), hat auch in jüngster Zeit manche Proben ihres interessanten und neue Kenntnisse fördernden Strebens gezeitigt. Mir liegen zwei Versuche derart vor. Pompecki [13]) gibt in einem stattlichen, bildergeschmückten Bande eine Literaturgeschichte der Provinz Westpreußen, die er ein Stück „Heimatkultur" nennt. Daß er selbst im Weichselgau zu Hause und diesem Lande und seinem Geistesleben innig zugetan ist, hat er schon in früheren Studien bewiesen, z. B. in seiner Abhandlung über die Marienburg-Dichtungen.[14]) Hier nun führt er durch die Kulturentwicklung dieses Ostmarkenlandes von der Zeit der alten Pruzzen bis in die Gegenwart mit ihren Kriegsschrecken und ihren auch im Leben der Dichtung starken Neuregungen. Unter den Dichtern der jüngsten Generation, von denen manche schon dem Vaterland ihr Leben geopfert haben, stehen ihm am höchsten Max Halbe, Ernst Hardt, Kyser, Löns, Loercke, Th. v. Scheffer. In dem noch mehr an den Wohnort gebundenen Geistesleben früherer Zeiten ordnet er die literarischen Erscheinungen nach den Hauptkulturstätten des Weichselgaus: Danzig, Elbing, Thorn, Marienwerder. Aus Verliebtheit in die Heimat fließt ihm wohl mancher Name unter, dessen literarisches Gewicht nicht allzu schwer zieht. Aber eine warme Welle schollentreuer Heimatfreude rauscht durch das hübsch ausgestattete Buch, das in einem mit Fleiß zusammengetragenen bibliographischen Anhang die Dichtungen vereinigt, in denen westpreußische Orte und Persönlichkeiten besungen sind.

In ganz anderer, in wahrhaft künstlerischer Weise wird eine süddeutsche Grenzlandschaft vor die Phantasie des Lesers gezaubert in dem schönen Buch von Wilh. v. Scholz [15]) „Der See". Mit Gelehrtenfleiß, aber mehr noch mit Kunstgeschmack sind hier deutsche Dichtungen vom Bodensee aus einem ganzen Jahr-

12) S. diese Zeitschr. 28. Jahrg., S. 222f.

13) Br. Pompecki, Literaturgesch. d. Prov. Westpreußen. Danzig 1915. A. W. Kafemann. Geb. M. 7,—.

14) S. diese Zeitschr. 28. Jahrg., S. 223f.

15) W. v. Scholz, Der See. Ein Jahrtausend deutscher Dichtung vom Bodensee. Konstanz a. B., Reuß u. Itta. Geb. M. 5,—.

tausend zusammengestellt, vom Reichenauer Mönche Walahfried Strabo und dem St. Galler Ekkehard bis zum Kriegshaßsänger Lissauer. All die Zeiten, die dazwischen liegen, haben auch auf diesen schönen Gau die verklärenden Strahlungen ihrer Dichtung fallen lassen: die Minnesinger, die Mystiker, die Klassiker und ihre Zeitgenossen, die Romantiker und die anderen Sänger des 19. Jahrhunderts (die Schwäbische, die Münchener Schule usw.) und die Dichter unserer Zeit, auf die das Schwäbische Meer seinen unvergänglichen Zauber ausübt. Zu diesen gehört der Herausgeber selbst, der als Lyriker und Dramatiker sich einen Namen gemacht hat und jetzt als Schauspielleiter am Stuttgarter Hoftheater tätig ist. Seine geschmackvolle Auswahl aus der deutschen Prosaliteratur habe ich früher angezeigt[16]). Die für diese Auslese aus den deutschen Bodenseedichtungen maßgebenden Gesichtspunkte hat er in einem Vortrage dargelegt, der der Sammlung als orientierender Anhang beigegeben ist. Das auch äußerlich schöne Buch wird allen Freunden des Sees hochwillkommen sein.

3. Biographisches und Einzelstudien.

Hoffmann von Fallersleben ist uns der Sänger des Liedes, das wieder im Drange dieses Weltkampfes das „Lied der Deutschen" geworden ist: „Deutschland über alles." Daß im August dieses dritten Kriegsjahres gerade 75 Jahre vergangen waren, seitdem er auf Helgoland diesen machtvollen Ausdruck seiner vaterländischen Sehnsucht fand, ist wohl nur der äußere Anlaß zu Gerstenbergs[17]) frisch und begeistert geschriebenem Buche über den Dichter gewesen. In Wahrheit ist es eine selbstverständliche Forderung unserer Tage deutscher Not und deutscher Größe, daß diesem wahrhaft deutschen Sänger ein ehrendes Denkmal dankbarer Erinnerung errichtet wurde. G. verfolgt in lebhafter, frischer, besonders für die empfängliche Jugend reizvoller Darstellung den Lebensgang dieses Dichters, der, von Geburt Hannoveraner, nach Preußen ging und — Deutscher wurde. Er zeigt, wie aus dem vielbewegten Leben des Jünglings in politisch unruhevoller Zeit der deutsche Gelehrte, der deutsche Dichter, der deutsche Kämpfer erwuchs, dem nach vielen Verkennungen und Verfolgungen das höchste Glück erblühte in der Erkenntnis des Alters, daß sein Lied von der Einigkeit und Treue der Schlachtruf der Deutschen geworden ist. Es gibt wenig Bücher, die mit gleichem Rechte der Jugend unserer Tage in die Hand gegeben werden sollen. Auch für hübschen Bildschmuck hat der Verlag gesorgt.

Zwei anderen deutschen Dichtern, die einen großen Teil ihres Lebens als politische Verbannte in der Fremde zubringen mußten, Ferdinand Freiligrath und Gottfried Kinkel, hat Bollert[1]) ein lehrreiches Schriftchen gewidmet. Aus einer Reihe von bisher noch nicht veröffentlichten Briefen sind hier Auszüge mitgeteilt, die über die mehrfach gestörten Freundschaftsbeziehungen der beiden und insonderheit über die nicht ganz geradlinige Entwicklung des Politikers Kinkel neue Aufklärung bringen.

In einer fleißigen Arbeit über die Lyrik der Annette v. Droste-Hülshoff

16) S. diese Zeitschr. 30. Jahrg., S. 213f.

17) Dr. H. Gerstenberg, Deutschland, Deutschland, über alles! Ein Lebensbild des Dichters Hoffmann von Fallersleben. München, C. H. Beck. Geb. M. 2,—.

18) Dr. M. Bollert, Ferd. Freiligrath u. Gottfr. Kinkel. Veröffentlichungen d. Abt. f. Lit. d. deutsch. Ges. f. Kunst u. Wiss. in Bromberg.) Bromberg, Gruenauersche Buchdr. R. Krahl. M. 1,—.

verfolgt Pfeiffer[19]) den Entwicklungsgang der Dichterin an Hand ihrer Erlebnisse und versucht eine Analyse ihres Schaffens nach Motiven, Sprache und Technik.

Einen interessanten Beitrag zum Verständnis des jungen Hebbel liefert Ebhardt[20]) in seiner umfangreichen Dissertation über Hebbel als Novellisten. Der Novellist Hebbel ist nämlich eine Vorstufe des Dramatikers Hebbel. Solange er über sich und seinen künstlerischen Beruf noch nicht Klarheit gewonnen hat, tastet er, von Goethe, Kleist, Jean Paul angeregt, nach dem Erfolge des Novellendichters — im ganzen vergebens. Mit vielem Fleiße hat E. die sämtlichen novellistischen Versuche Hebbels kritisch nach Entstehung, Inhalt und Form untersucht und ihre literarhistorische Bedeutung festzustellen sich bemüht.

Mit reiferem Kunstverstande sucht Herka[21]) dem Wesen der Hebbelschen Lyrik nahe zu kommen. Er untersucht die theoretischen Bestrebungen Hebbels, wie sie in den gedankenreichen Tagebüchern, Briefen, kritischen Aufsätzen usw. vorliegen. Indem er diese zunächst literarhistorische Aufgabe zu lösen sucht, ist er gezwungen, eine ästhetische zu lösen: er muß das Werden der Objekte belauschen, um zu erkennen, was der Künstler allmählich gesetzmäßig aufnimmt und was er bewußt fallen läßt. So gewinnt er die „immanenten Werturteile" über die Kunstwerke. Gründliche Durchforschung der Quellen offenbart ihm, daß Hebbel die „Tiefe der Form" sucht, die „Idee" im Sinne Platos, die zugleich Ursache der Dinge und unserer Erkenntnis von diesen ist. Klar zeigt sich, warum Hebbel z. B. Schillers Lyrik als solche — bei aller Wertschätzung der ethischen Persönlichkeit Schillers — ablehnt, Uhlands Gedichte dagegen als vollkommene Muster preist, aus deren eindringender Erfassung seine eigene Lyrik geboren ist.

Daß Hebbels Dichtung und Menschentum auf Frauen besondere Wirkung übt und sie zu mehr oder minder kritischer Auseinandersetzung mit ihm aufruft, ist nicht zu verwundern; ist doch der Kampf um die Auffassung von der Frau das beherrschende Thema aller Dramen Hebbels. Ich erinnere an Hilde Engel Mitscherlichs „Hebbel als Dichter der Frau" (Dresden 1909, Baensch), an Anna Schapire-Neuraths „Friedrich Hebbel" (Aus Natur u. Geisteswelt 238, B.G. Teubner) u. a. Wieder hat das Berichtsjahr eine solche Studie einer Frau gezeitigt: Klara Hofer[22]) faßt die vaterländische Seite von Hebbels Wesen ins Auge. Zwar ist Stil und Satzbau der Abhandlung nicht frei von barocken Schwülstigkeiten, die vielleicht durch das Bestreben, auf sehr engen Raum die Fülle der Gedanken und Empfindungen zusammenzudrängen, verursacht sind. Aber wer diese Schwierigkeit der Form nicht scheut, wird vielfach zum Nachdenken über Hebbels Eigenart und seine Bedeutung für unsere Gegenwart angeregt werden. H. sieht in Hebbel den Mann, der die Bestimmung hatte, die Nation für die ihr aufgelegte Arbeit, den germanischen Geist zu schützen gegen den romanischen, „welschen", wach zu rufen und tüchtig zu halten. Sie sieht in ihm selbst den typischen Vertreter des deutschen Geistes, der in sich die Entwicklung der deutschen

19) Dr. G. P. Pfeiffer, Die Lyrik d. A. v. Droste-Hülshoff. Berlin, R. Trenkel 1914. M. 3,—.

20) Dr. R. Ebhardt, Hebbel als Novellist. Berlin, Weidmann. M. 3,60.

21) Dr. K. Herka, Hebbels Theorie u. Kritik poetischer Muster. Mit bes. Rücks. auf die Entw. seiner Lyrik unter Uhlands Einfluß. Berlin, H. Conys. M. 3,—.

22) Klara Hofer, Fr. Hebbel u. der deutsche Gedanke. Eine Studie. Stuttgart u. Berlin, Cotta. M. 1,—.

Seele durchmachen muß. Er ist darum auch berufen, in seinen aus der deutschen Vorzeit entnommenen Stücken (Genoveva, Agnes Bernauer, Nibelungen) den deutschen Staatsgedanken darzustellen, wie auch in seinen Briefen und Tagebüchern die klare Einsicht in die Verschiedenartigkeit der Nationen aufleuchtet. Geradezu prophetisch klingen viele Worte des Dichters über ein künftiges größeres Deutschland; denn er schaute mit Seherblick in die dämonische Seele seines Volkes und konnte daher den Aufstieg der Deutschen zum Weltvolke weissagen. — Das Büchlein wird manchem literarisch interessierten Vaterlandsfreunde in Heimat und Fremde Freude machen.

Über den Altersgenossen Hebbels, Richard Wagner, den Dichter, hat Uehli[23]) ein in Titel, Ausstattung und Darstellung recht anspruchsvolles Buch geschrieben. Nicht einen Beitrag zur Biographie Wagners im landläufigen Sinne (im „journalistischen" Sinne, würde der Verfasser sagen), sondern einen Beitrag zur „mystischen" Biographie des Dichters, des „geisterhöhten" Menschen will der auf Rudolf Steiners theosophische „Geisteswissenschaft" eingeschworene Verfasser liefern. Er will zeigen, wie der echte Künstler, der ein geisterhöhter Mensch ist, in seinem Werke ein Zeugnis seines Weltenganges gibt, den er im Bild, im Kunstwerk außer sich selbst setzt. Das Mittel, aus dem Kosmischen ins Historische des Menschen überzuleiten, ist der Mythos. Diesen darzustellen bedarf es der mystischen Handlung, die die Wirklichkeit nur als Symbol benützt. Nachdem so im ersten Teile der Schrift der Versuch gemacht worden ist, die Individualität als eine aus dem Ewigen herausgeschaffene Form zu bestimmen, soll im zweiten Teile gezeigt werden, wie Richard Wagner aus der kosmischen Natur seines Wesens heraus die Geburt der Individualität mystisch erlebt, worin sein künstlerisches Erleben des Mythos und der Sage besteht. Der Reihe nach wird die Landfindung des Fliegenden Holländers, der freie Vergebungswille im Tannhäuser, Lohengrins Tat und eingehender der nordisch-mythologische Gehalt des Rings des Nibelungen, der Liebestod Tristans und Isoldens und die im Parsifal gestaltete Gralssage mystisch ausgedeutet und als Material für eine mystische Biographie Richard Wagners benützt. Ob mit solcher Behandlung des Kunstwerkes die Klarheit der Auffassung gefördert wird, ist mehr als zweifelhaft. —

Daß über dem Leben und Schaffen des großen Schweizer Realisten Gottfried Keller nunmehr das hellste Licht der Erkenntnis liegt, das ist, wie ich schon im vorjährigen Berichte zeigen konnte, das Verdienst Ermatingers.[24]) Sein Monumentalwerk — das abgegriffene Wort kann hier nicht umgangen werden —, das zugleich ein ehrendes Denkmal deutscher Geistigkeit aus der Zeit des Weltkrieges ist, steht jetzt vollendet da. Dem Bande, der die blutvolle Darstellung von Kellers Lebensgang enthält, sind rasch, für unsere sturmdurchwühlte Zeit wundersam rasch, die beiden Bände gefolgt, die die Tagebücher und Briefe des Dichters und damit die ergreifenden Dokumente seines Menschentums umschließen. Die einst von Baechtold bald nach Kellers Tode herausgegebene Sammlung mußte noch manche Rücksicht walten lassen, um die Empfindungen Lebender nicht zu verletzen. Diese Rücksicht ist nun fast völlig

---

23) E. Uehli, Die Geburt der Individualität aus dem Mythos als künstlerisches Erlebnis Richard Wagners. München 1916/17, Hans Sachs-Verlag. Geh. M. 3,—, geb. M. 4,—.

24) Gottfried Kellers Briefe u. Tagebücher 1830—1861, herausg. v. Emil Ermatinger. Stuttgart u. Berlin, Cotta. Geh. M. 13,50, geb. M. 16,—. Dasselbe 1861—1890, herausg. v. demselben. Ebenda. Geh. M. 15,50, geb. M. 18,—.

erloschen. Hunderte von Briefen, die bisher nicht veröffentlicht waren, sind hier mitgeteilt; weggelassen ist nur belanglos Alltägliches und außerdem leider viele Briefe an Paul Heyse; nur ein einziger an diesen konnte einstweilen abgedruckt werden. Der Literaturfreund wird mit hoher Freude und warmem Herzen in diesen Bänden blättern und lesen; denn eine Fülle von literarischen Persönlichkeiten aus älterer und neuerer Zeit erscheint da von dem klugen, feinen, humorvollen Geiste des Züricher Meisters beleuchtet, oft auch von seinem derben, aber immer gutmütigen Spotte getroffen. Ich nenne aufs Geratewohl Goethe, Schiller, Grillparzer, Heine, Otto Ludwig, Hebbel, Gutzkow, Auerbach, Schopenhauer, E. v. Hartmann, Nietzsche, Wilh. Hertz, Fr. Vischer, Mörike, Th. Storm, C. F. Meyer, Paul Heyse, Herwegh, Wilh. Scherer, Jul. Rodenberg, Emil Kuh, J. V. Widmann, Ferd. Kürnberger und könnte noch viele andere für Deutschlands Geistesgeschichte im 19. Jahrhundert bedeutsame Männer aufzählen, die alle in diesen Bänden nicht nur gelegentlich erwähnt, sondern durch temperamentvolle Äußerungen dieses bei aller Kritik und Geschmacksbestimmtheit tief wohlmeinenden intuitiven Geistes „aufgeheitert" werden, wie man im Alemannischen sagt. Aber so stark auch der Reiz ist, den man beim Lesen dieser Urteile und Einfälle eines bei starkem künstlerischen Selbstbewußtsein zutiefst bescheidenen, gewissenhaften, klarschauenden Dichters empfindet: weit größer noch ist die Befriedigung und Bereicherung des Lesers beim Einblick in das Seelenwachstum des Künstlers und Menschen selbst, den diese Briefe und Tagebuchblätter gewähren. Sie begleiten ihn durch alle Phasen seiner Entwicklung: von der frühesten Jugend in der Heimat durch die Jahre seines Münchener, Heidelberger, Berliner Aufenthaltes und wieder zurück in die Züricher Heimat (soweit im 2. Bd.), von wo er dann seit 1861 als Staatsschreiber und zuletzt von 1876 an in wohlverdienter Altersruhe bis zu seinem Tode 1890 in heiterer Beschaulichkeit an Freunde und Bekannte Erlebtes, Empfundenes und Erdachtes berichtete (3. Bd.). Es ist hier leider nicht der Raum, den menschlich-künstlerischen Gehalt dieser Bände auch nur anzudeuten. Aber so viel ist gewiß, daß unter den literarisch-biographischen Erzeugnissen der letzten Jahre keines an Ermatingers Leistung heranreicht. Auch für bequeme Benutzung ist durch ausreichende Register gesorgt. Und an Ausstattung, auch durch die Wiedergabe der besten Keller-Bildnisse, hat der Verlag Vorbildliches geschaffen.[25])

In der vom selben Verlage herausgegebenen „Handbibliothek" ist nun auch eine Probe von der Erzählungskunst des Märkers Theodor Fontane[26]) erschienen, eine Sammlung biographischer Abschnitte aus den „Wanderungen durch die Mark"; sie schildern solche Männer aus der Mark Brandenburg, die sich um den Großen Kurfürsten, Friedrich den Großen und den jungen Wilhelm I. gruppieren. Der Herausgeber Berdrow hat in einem Vorwort die Art des wandernden Chronisten Fontane kurz gekennzeichnet und aus dessen vierbändigen „Wanderungen" die Partien ausgewählt, die zur Belebung des deutschen, des geschichtlichen und des kunstgeschichtlichen

25) Auf einige Seiten zusammengedrängt hat Ricarda Huch die Quintessenz der Kellerschen Kunst und Persönlichkeit in einem Insel-Bändchen (Gottfried Keller, Leipzig, Insel-Verlag, o. J. Geb. M. —,50), das berufen ist, der wahren, frommen, freien, echt deutschen Dichtung des Züricher Meisters verstehende Freunde zu werben.

26) Th. Fontane, Märker. Herausg. v. H. Berdrow. (Cottasche Handbibl. Nr. 183.) Stuttgart u. Berlin, Cotta. Geh. M. 1,—.

Unterrichts besonders geeignet erscheinen, z. B. Prinz Friedrich von Hessen-Homburg, die Katte-Tragödie, Schinkel, Schadow, die Humboldts u. a., und hat damit sicherlich manchem Lehrer zu Dank gearbeitet. Gerne wird der Literaturlehrer auch zu dem Heftchen greifen, in dem Schreiter[27]) die Lyrik des Schwaben Mörike der Jugend nahe zu bringen bestrebt ist. Seine feinsinnigen Stimmungsumschreibungen sind sehr berufen, die zarten Lieder des Cleversulzbacher Pfarrers für den Deutschunterricht zu erobern und fruchtbar zu machen.

Dagegen ist nicht recht einzusehen, welchen Zweck ein Buch wie das von Espey[28]) über Gerhart Hauptmann haben soll. Beginnend mit einer flammenden Anklage gegen die bestehenden Theaterverhältnisse, versucht E. eine Abrechnung mit dem Dichter, den er als durchaus undeutsch verwirft. Die Schrift ist mehr eine künstlich erhitzte Auflehnung gegen einen immerhin hervorragenden Vertreter unserer Gegenwartsdramatik als eine sachliche Wertung des Hauptmannschen Lebenswerkes, dem, so viel man an ihm aussetzen mag, wenn man auch dem Dichter lieber als Novellisten als auf der Bühne begegnen möchte, doch nicht alle Bedeutung als Probe ehrlichen deutschen Kunststrebens abgesprochen werden kann. Die stillose, pamphletartige Schrift zittert von unreifer, fast knabenhaft unbeherrschter Heftigkeit.

Wie man in engem Rahmen eine Dichterpersönlichkeit in ihren Grundzügen und in ihrer Bedeutung für die Mitlebenden zeichnen kann, das zeigt Schultz[29]) in seiner Rede zu Friedrich Lienhards 50. Geburtstage (2. 10. 1915). Der elsässische Dramatiker, Romanschriftsteller, Novellist und Lyriker wird hier erwiesen als ein Dichter, dem die Dichtung Mittel ist zur Erweckung lebendiger Kräfte, dem Dichtung Tat ist. Persönlichkeit und Nation, Heimat und Volkstum, Religiosität und Christentum, Geschichte und Überlieferung sind die Wesensstoffe, aus denen sich diese ausgesprochen süddeutsche Dichternatur in sicherem Entwicklungsgange herausbildet, die bedachtsam, sittenstolz, schlicht und natürlich ihren in ernstem Ringen als richtig erkannten Weg geht. So wurde L. ein Mitbegründer der Heimatkunst, aber auch Führer zu dem Neuland der deutschen Dichtung, wo die Keime sich entfalten sollen, die aus der Ideenwelt unseres klassischen Idealismus stammen. — Das Schriftchen ist geeignet, dem Dichter des „Oberlin", des „Gottfried von Straßburg", des „Münchhausen" usw. neue Freunde zu werben.

Ebenso bodenständig wie Lienhard im südwestlichen Deutschland ist der ritterliche Balladendichter Börries v. Münchhausen in seiner niedersächsischen Heimat. Er ist der Gegenstand einer Abhandlung von Enders[30]), die in den bekannten Mitteilungen der Bonner literarhistorischen Gesellschaft mit den in einer Diskussion gegebenen Ausführungen von Berthold Litzmann u. a. veröffentlicht ist. Es ist ein gedankenreicher Beitrag zur Geschichte und Theorie der deutschen Ballade: zur Geschichte, da Münchhausen ein markanter Vertreter der neueren Balladendichtung ist,

27) O. Schreiter, Eduard Mörike für die Jugend. Eilenburg, C. W. Offenhauer o. J. M. —,75.

28) A. Espey, Gerh. Hauptmann und wir Deutschen! Berlin, Concordia. M. 1,80.

29) Fr. Schultz, Friedrich Lienhards schöpferische Persönlichkeit. Rede . . . Straßburg 1915, Trübner. M. 0,60.

30) Dr. C. Enders, B. v. Münchhausen u. d. deutsche Ballade. Bonn 1914, Fr. Cohen. M. 1.50.

und zur Theorie, insofern sich Münchhausen selbst mit der von ihm gepflegten Dichtgattung theoretisch auseinandergesetzt hat.

Der Enträtselung einer der bedeutendsten Erscheinungen unter den lebenden Dichterinnen, Ricarda Huch, hat Oskar Walzel[31]) eine umfassende Studie gewidmet und damit einen tiefgründigen Beitrag zur Ästhetik der Erzählerkunst geliefert. Eindringende Analyse der vielen von R. H. verfaßten Werke befähigen ihn, die Persönlichkeit der Dichterin hinter ihren dichterischen Schöpfungen zu erraten. Er erkennt sie als eine ganz eigene Erscheinung in ihrer Zeit. Während unsere Dichtergeneration aufs Persönliche, Subjektive, auf die Zerfaserung der einzelnen Menschenseele ausgeht, ringt sie nach dem Typischen und Unpersönlichen. So entsteht in ihr das Streben nach fester Architektonik, nach ausgleichender Stille und Ruhe; der harmonische Mensch, der überwunden, der sich selbst überwunden hat, ist ihr Ideal. Wie sich diese Persönlichkeit in dichterischen und wissenschaftlichen Leistungen auswirkt, nach welchen immanenten Gesetzen dieser Geist arbeitet und schließlich in dem Bekennerbuch von Natur und Geist mit klarer Einsicht von den Gefahren ihres Künstlerwallens und mit berechtigtem Stolze von der Überwindung dieser Gefahren spricht, das enthüllt W. mit der ganzen vielerprobten Einfühlungskraft des berufenen Dichterseelenkünders.

Demgegenüber nimmt sich die umfangreiche und sehr gründliche Arbeit von Elfriede Gottlieb[32]), die aus dem Seminar von Philipp Witkop in Freiburg hervorgegangen und von diesem in einer Einführung als Gabe zum 50. Geburtstage der Dichterin gekennzeichnet ist, mehr wie eine sehr nützliche Sammlung des Stofflichen aus; doch sind auch hier schon die Grundzüge der dichterischen und wissenschaftlichen Persönlichkeit von Ricarda Huch geahnt und ihre Entwicklung von den frühesten dramatischen Versuchen bis zu der Darstellung des Großen Krieges in klaren Linien aufgezeigt.

Mit Wehmut nur nimmt man das feine Büchlein zur Hand, das Traugott Pilf[33]) dem im freiwilligen Kampfe fürs Vaterland gefallenen Dichter der Heide Hermann Löns als Denkmal der trauernden und stolzen Freundesliebe geweiht hat. Es ist ergreifend zu lesen, daß der lebensfrohe, nur im Wirken des Tages lebendige Dichter sich einst wünschte: „Ich will leben und kämpfen, lieben und hassen; bis zu meinem letzten Atemzuge will ich das. Alles, nur kein geruhiges Leben soll mir beschieden sein, und den Abschluß hätte ich gern unter Donner und Blitz." Es ist ein lyrisches Stimmungsbild von der Persönlichkeit des naturfrohen, in Tier und Pflanzen und allem Kosmischen lebenden Freundes, der in Prosa (Skizzen: „Das braune Buch", „Das blaue Buch", „Das grüne Buch" usw.; Romane: „Das zweite Gesicht", „Der Werwolf") und in volksliedhaften Versen all das in Wald und Heide, in Natur und Menschenleben Erschaute festhielt, ein Stimmungsbild, das um so wirksamer und lebenatmender wird, weil der Geschilderte selbst oft in Briefen, Liedern und Gesprächen zu Wort kommt. Nicht also eine literarische Forscherarbeit liegt hier vor; aber gerade darin

31) O. Walzel, Ricarda Huch. Ein Wort über Kunst des Erzählens. Leipzig, Insel-Verlag. Geh. M. 1,20, geb. M. 2,—.

32) Elfriede Gottlieb, Ricarda Huch. Ein Beitr. z. Gesch. d. deutsch. Epik. Leipzig u. Berlin 1914. Geh. M. 5.—, geb. M. 6.—.

33) Tr. Pilf, Hermann Löns, der Dichter. Jena, E. Diederichs. M. 2,—.

beruht der Reiz des Bändchens, das auch mit mehreren vortrefflichen Bildnissen des früh in den Opfertod gegangenen Dichters geschmückt ist.

Einem ganz großen Deutschen, dem großen Toten, der fast mehr als zu Lebzeiten jetzt lebendig ist, Bismarck, hat Alfred Biese[34]) zum 100. Geburtstag ein Bändchen gewidmet, das geeignet und berufen ist, die Dankbarkeit für den Schöpfer des Reiches in deutschen Herzen lebendig und warm zu erhalten. In einer Reihe von Bildern zieht das Leben des eisernen Kanzlers am Leser vorüber, von der Kindheit bis zum Grabe. Diese Form gibt dem Verfasser den Vorteil, die Wesenszüge des Reichsgründers bei aller Kürze in klarem Lichte erscheinen zu lassen. Den Hauptteil des hübsch ausgestatteten Büchleins bildet eine Auslese aus den Erzeugnissen deutscher Lyrik, die durch den Anreiz dieser gewaltigen Persönlichkeit hervorgerufen wurden; eine Arbeit, für die dem bekannten Historiker der deutschen Dichtung seine ausgebreitete Kenntnis des deutschen Schrifttums zustatten kam; ungern vermisse ich das „Bismarcklied" von Adolf Stern, das einst bei der Dresdner Gedenkfeier in der vertrauten Weise des Altniederländischen Dankgebetes erklungen ist. Aber das hindert nicht, daß ich das liebliche Büchlein in die Hand jedes jungen und jedes jung fühlenden Deutschen wünsche.

4. Gesammelte Aufsätze.

Eine reiche Gabe haben die Mitglieder der Gesellschaft Münchener Germanisten dem Meister der Germanistik, Franz Muncker, zu seinem 60. Geburtstage dargebracht. Um so erstaunlicher ist die Reichhaltigkeit dieses Sammelbandes[35]), als er mitten im Krieg entstanden und erschienen ist. — Friedrich v. d. Leyen will durch seine Hinweise auf die Zusammenhänge zwischen bildender Kunst und Dichtung im deutschen Mittelalter dazu beitragen, nach dem Vorbilde der klassischen Philologie die Germanistik zu einer Gesamtkulturwissenschaft des deutschen Mittelalters zu machen. — Fritz Strich, der umfassende Studien auf dem Gebiete der deutschen Literatur schon in seinem ersten umfangreichen Werke[36]) vorgelegt hat, führt hier durch lehrreiche Gegenüberstellung von früheren und späteren lyrischen Erzeugnissen den unwiderleglichen Nachweis, daß die Lyrik des 17. Jahrhunderts durchaus barocken Charakter trägt. — Einen Beitrag zur Geschichte der Predigt im 17. Jahrhundert liefert Otto Maußer in seinen Prolegomena zu einer Biographie Christoph Selhamers, dessen Predigten ihm für die Literaturgeschichte und für die Volkskunde jener Zeit in Bayern als wichtige Quelle erscheinen. Seine Selhamer-Studien gedenkt M. noch ausführlich fortzusetzen. — Über Lavaters magischen Glauben stellt Christian Janentzky feinsinnige Betrachtungen an, die auf sehr genauer Kenntnis von Lavaters wechselreichen Anschauungen über religiöse Dinge beruhen. — Karl Borinski trägt drei Goethe-Miszellen bei (Mignons Eiertanz, der Homunculus, der Astrolog im „Faust" und im „Wallenstein"). — Zu Goethe steht auch Ludwig Parisers Aufsatz in Beziehung, worin er des Goethe-Parodisten Fr. Pusttuchen „Gedanken über die Oper" und B. A. Webers Musik zu Goethes Festspiel „Des

34) A. Biese, Bismarck im Leben und in deutscher Dichtung. Berlin, G. Grote. Geb. M. 1,50.

35) Abhandlungen zur deutschen Literaturgeschichte. Franz Muncker z. 60. Geburtstage dargebr. v. Berend u. a. München, C. H. Beck (O. Beck). Geh. M. 11,—.

36) Die Mythologie in d. dtsch. Dichtung v. Klopstock bis Wagner. S. diese Zeitschr., 25. Jahrg., S. 53.

Epimenides Erwachen" behandelt und dem Liebhaber der Geschichte der Oper manches Interessante zu sagen weiß. — Einen Vergessenen, den Deutschrussen Alexander Fischer, der mit Grabbe, Georg Büchner u. a. um die Palme des Dramatikers rang, zieht Robert Hallgarten ans Licht; besonders ausführlich werden Fischers ernsteste dramatische Versuche „Masaniello" und „Nausikaa" besprochen. — H. H. Borcherdt analysiert Otto Ludwigs Novelle „Die Emanzipation der Domestiken" und weist ihre Zusammenhänge mit der Romantik nach. — Das menschlich fesselnde Verhältnis zwischen Paul Heyse und Jakob Burckhardt behandelt Erich Petzet, der auch den Briefwechsel der beiden Männer vor kurzem herausgegeben hat. Der Boden, auf dem sich beide zusammenfanden, war das innige Verhältnis zu Italien. — Wie gewissenhaft Conr. Ferd. Meyer zu arbeiten pflegte, zeigt Emil Sulger-Gebing an dem Beispiele von dessen Michelangelo-Gedichten; es ist ein fesselnder Bruchteil einer geplanten größeren Untersuchung über des Dichters Verhältnis zur bildenden Kunst überhaupt. — Eduard Berend zeigt, daß auch das ernsteste Erlebnis des Menschen, der Tod, Gegenstand humorvoller Behandlung sein kann, an Beispielen von Sterbeszenen in der Dichtung von Cervantes bis Raabe. — Julius Petersen endlich ist in dem Augenblick, wo er die Idee des Weltfriedens in der deutschen Dichtung verfolgen wollte, zu den Waffen gerufen worden, hat aber auf einigen sehr gehaltvollen Blättern wenigstens das Wesen dieses Begriffs als mythische, theokratische, imperialistische, humanitäre und föderative Idee oder als poetische, religiöse, heroische, ethische und praktische Vorstellungsart untersucht. So klingt auch diese den Meister ehrende Gabe mitten im blutigen Ringen des Weltkrieges in die heißeste und heiligste Sehnsucht der Menschheit aus: Weltfriede.

Mitteilungen.

Kriegsschriften. 1. Deutscher Krieg und deutscher Geist. 17 Aufsätze zeitgenössischer Schriftsteller. Herausg. von J. Wychgram. (Velhagen u. Klasings Deutsche Schulausgaben, Bd. 163, geb. M. 1,20.) 2. Die deutsche Frau und der Krieg. Herausg. von G. Porger. (Ebda., Bd. 164, M. 0,80.) 3. Aus der Liller Kriegszeitung. Ausgewählt von O. Richter. (Ebda., Bd. 161, geb. M. 1,50.) 4. J. Löwenberg, Kriegstagebuch einer Mädchenschule. (Die Feldbücher. Berlin, Fleischel, geb. M. 1,—.) 5. K. Jakubczyk, Die heilige Wehr. Deutsche Kriegslyrik. (Freiburg, Herder, geh. M. 1,80, kart. M. 2,20.) 6. W. Spengler, Wir waren drei Kameraden. (Ebda., gleicher Preis.) 7. F. Schrönghamer-Heimdal, Dem deutschen Volke. Deutsche Kriegsworte für das deutsche Friedenswerk. (Ebda., gleicher Preis.)

Ein wertvolles Lesebuch für die oberen Klassen der höheren Lehranstalten gibt uns Wychgram. Warum wir kämpfen und wofür, wie tief in unser Sein dieser Krieg eingreift und welche Kräfte er aus deutscher Art gewinnt, und endlich, welche Aufgaben er in der Heimat und für die Zukunft stellt, das zieht in Reden und Aufsätzen geistiger Führer an uns vorüber. Manches sehen wir jetzt anders als zu Kriegsbeginn — aber gerade die Erinnerung daran ist lehrreich. — Der erste Teil des Porgerschen Buches enthält ein würdiges Seitenstück dazu. Die große Aufgabe, die der Krieg unseren Frauen gestellt hat, tritt in ein paar Gedichten und in Aufsätzen zutage, deren Klarheit und Darstellungskunst sie recht zu Musterstücken machen. (Wenn nur viel unnötiger Fremdwortkram endlich wegfallen wollte; dafür möchte allen unsern geistigen Arbeitern endlich der Sinn geschärft werden.) Der zweite Teil spiegelt das Kriegserleben in der Dichtung der Frau — eine sehr gute Auswahl. — Wie eine kleine Schwester tritt daneben Löwenbergs Kriegstagebuch einer Mädchenschule, ein feines Teilbild unseres Heimatlebens, in das grelle und milde Lichter vom Felde hineinleuchten. —

Bleibendes aus der Liller Kriegszeitung auch für die Schule herauszuheben, war ein sehr guter Gedanke; ein ansprechendes Büchlein. — Von dem gemeinsamen Erleben dreier Münchner Studenten in den ersten grausen Wochen des Krieges im Südwesten und dem Tod seiner Freunde erzählt Wilh. Spengler. Wittop rühmt an ihm: „Eine ungehemmte, unmittelbare, dramatische Farbigkeit und Bewegtheit der Darstellung, ein gänzlich Ungewolltes, Unliterarisches und eben darum eine heilige Wahrheit und erschütternde Gewalt." Er hat recht, es ist ein herzandringendes Buch und ein besonders wertvolles Denkmal der ersten Kriegszeit. — Unter den zahlreichen Sammlungen deutscher Kriegslyrik kann die von Karl Jakubczyk eine hervorragende Stelle beanspruchen, weil er mit sehr gutem Geschick Bleibendes, menschlich und künstlerisch Wertvolles herausgehoben und dabei auch in entlegeneren Winkeln erfolgreich gesucht hat. Ich habe bei ihm viel Neues gefunden und kaum etwas, das ich nicht als eine Bereicherung empfunden hätte. — An Schrönghamer-Heimdal erfreut der feste Glaube an die Kräfte deutschen Volkstums, besonders die seelischen. Möchte er ihnen siegen helfen.

Deutsches Schaffen und Ringen im Ausland nennen Georg Holdegel und Walther Jentzsch ein Quellenlesebuch, das sie unter Mitwirkung des Vereins für das Deutschtum im Ausland herausgegeben haben. (1. Band: Österreich-Ungarn, Balkan, Orient. VIII u. 152 S. mit Abb. Leipzig, Julius Klinkhardt. Hübsch geb. M 3,—.) Man wird sich schon über den Versuch freuen dürfen, dessen Schwierigkeiten nicht verkannt sein sollen. Es mußte nun endlich einmal ein Lesebuch geschaffen werden, das von den Kämpfen und Leiden unserer Auslandsdeutschen berichtet. Aber eine voll befriedigende Lösung ist nicht gefunden. Vermeiden sollte man das Zusammenschweißen mehrerer Aufsätze, besonders wenn darin plötzlich einer mit „ich" von eigenen Erlebnissen erzählt. Und die Form, wie solche Aufsätze zusammengearbeitet sind, kann nicht genügen; z. B. „Der Krieg wird wohl in Zukunft die treuen Auslandsdeutschen mehr als bisher zusammengeführt haben!!" Oft kommen sie über eine bloße Aufzählung nicht hinaus. Überhaupt wird der Wert der Zahlenhäufung sehr überschätzt. Jugend und Volk wollen Bilder (d. h. poetische), Erleben — aber nicht trockene Tatsachen. Auch bei dem Übernommenen haben die Herausgeber nicht immer eine glückliche Hand; schlechtes Deutsch darf für solch ein Buch nicht übernommen werden, z. B.: „Doch ist sowohl bei dieser Liedergattung sowie auch bei den übrigen Gesängen eine streng lokale Abgrenzung so wenig möglich, als eine solche in bezug auf die Färbung des Dialekts in jenen Gegenden denkbar erscheint, welche an der Grenze anderer Nachbarländer liegen." Es wäre also für eine neue Auflage und für die weiteren Bände eine sorgfältigere Auswahl von wirklich volksmäßigen Musterstücken zu wünschen und eine stärkere Heranziehung künstlerischer und dichterischer Darstellungen. Wo wir sie im vorliegenden Band finden, machen sie Freude, und um ihretwillen kann man schon diesen Band als brauchbares Hilfsmittel empfehlen.

Pädagogischer Jahresbericht (vereinigt mit Päd. Jahresschau) f. d. Jahre 1914/15, herausg. von E. Clausnitzer und P. Schlager. Leipzig. Gemeinsamer Verlag von Friedrich Brandstetter und B. G. Teubner. Geh. M. 7,—, geb. M. 8,—. (Auch in 5 Einzelheften nach Fächern.) Trotz des Krieges ist diese übersichtliche, zusammenfassende Darstellung der auf dem gesamten Gebiet der Pädagogik und ihrer einzelnen Zweige aufgetretenen Bewegungen fortgeführt. Wer dies Buch einmal benutzt hat, wird es nie wieder missen wollen für Arbeiten auf dem Gebiete der Pädagogik, denn nirgends findet man alles Wesentliche aus Büchern, Zeitschriften, aber auch aus Versammlungsberichten so beieinander wie hier. Dabei ist's so geschickt dargestellt, daß man nicht müde wird, und daß ich mich heute in den Teilen über den deutschen Unterricht richtig festgelesen habe. Ein seltenes Erlebnis bei einer Bücherübersicht!

Als eine kritische Übersicht für die höheren Knabenschulen tritt ihm zur Seite: Kriegspädagogik. (Berichte und Vorschläge. Herausg. von Prof. Dr. Walter Janell. Leipzig 1916, Akademische Verlagsgesellschaft. VIII u. 416 S.) Auf eine ruhig wertende Übersicht aller wichtigeren Stimmen aus Büchern und Zeitschriften folgen jedesmal „Ergebnisse". Für Deutsch sind sie: Betonung der nationalen und der vaterländischen Gesichtspunkte, damit verbunden: Erweiterung des Stoffgebietes, enge Verbindung mit Geschichte und Erdkunde. Daher Änderung der Ausbildung der Deutsch-Lehrer. Geringe Vermehrung der Stundenzahl. Ebenso heißt es für den Geschichtsunterricht: In erziehlicher Hinsicht Hinführung zu bewußtem Deutschtum, tätiger Staatsgesinnung und gegenseitigem Verständnis; höhere

Bewertung durch Vermehrung der ihm überlassenen Zeit. Die Erdkunde hat als Ausgangs- wie Mittelpunkt Deutschland und wird „eine Verkünderin von deutscher Kraft und Tat und eine Werberin für den Gedanken des größeren Deutschlands“, wobei zugleich eine stärkere Berücksichtigung des Auslandsdeutschtums erfolgen kann; auch hier Vermehrung der Stundenzahl auf Unter- und Mittelstufe. In allen Schulen hat das Deutsche den Mittelpunkt zu bilden, jede Schule muß sich mehr auf ihre Eigenart einschränken. — Janells Buch, das bis Ende März 1916 führt, ist sehr wertvoll und sei angelegentlich empfohlen.

Kaiserworte in guter Auswahl mit kleineren geschickten Überleitungen bietet Friedrich Everling (Berlin 1917, Trowitzsch u. Sohn. Geb. M. 2,50), so daß man sich hier gut einlesen kann und den Kaiser kennen lernt in seiner Stellung zu allen Fragen des Lebens.

„Deutsche Art und Geschichte im Volkslied“ nennt A. König ein Liederbuch aus dem Kriegsjahre 1915 (Ansbach, Michael Prögel. M. 1,50 —.) So hübsch das Buch ist, in Auswahl, Einband, Druck und Abbildungen, so muß man doch feststellen, daß es keineswegs das enthält, was der Titel verspricht. Es bringt eine Menge volksmäßiger, ja auch reiner Kunstlieder, aber nicht allzuviel wirkliche Volkslieder, aus der Kriegszeit aber bringt es überhaupt nichts. Es ist eine Auswahl von geschichtlich bedeutsamen Liedern und solchen über Soldatenleben, Vaterland, Religiosität, Natur, Liebe und Frohsinn, und als solche recht erfreulich.

Heinrich Federer, der liebe Schweizer Meister, schenkt uns wieder zwei Geschichtlein. Beide einander in manchem ähnlich und doch verschieden; die Geschichte des jungen irischen Freiheitshelden, der in ungebändigter Kraft sein Vaterland befreien will und im Erliegen sich selbst zu höherer Freiheit hindurchringt, und die wundervolle Legende vom jungen Tarcisius, der auch sich zu hoch vermißt und auch im Tode triumphiert. Die erste spricht uns schneller an als die zweite, deren Rahmengeschichte etwas schwerfällig anhebt. Aber ich wüßte nicht, welcher ich endgültig den Vorzug geben sollte. Zwei Bücher, die bei allem Humor tiefen Ernstes voll sind und gerade heute weite Beachtung verdienen. (Patria! Eine Erzählung aus der irischen Heldenzeit (92 S.). — Eine Nacht in den Abruzzen. Mein Tarcisius-Geschichtlein (64 S.). Beide Freiburg, Herdersche Verlagshandlung; Pappband je M. 1,—.)

Kleine Erzählungen von Johann Peter Hebel gibt in hübscher Ausgabe und guter Auswahl C. F. Amelangs Verlag heraus (geb. M. 1,—). Ihre kräftige Art wird gerade heute wieder vielen wohltun. — Ebenda erschienen Goethes Lieder in einer neuen Auswahl (Leipzig, Amelang. geb. M. 1,—); man findet dort all die bekannten Lieblinge des deutschen Volkes in geschichtlicher Anordnung und mit kürzesten Bemerkungen, die die Verbindung mit Goethes Leben herstellen. Ein Buch zum Einstecken, Einlesen und Wiederlesen.

Der vom Dürerbund durch Leo Freiherrn von Egloffstein herausgegebene Schatzgräber hat nun die 100 erreicht. Auch die letzten sechs Bändchen zeigen das Geschick, guten und packenden Stoff auszuwählen, und tragen beste Kunst zu billigstem Preis ins Volk. Für unsere Leser bedarf es keiner Empfehlung der Sammlung mehr. (95: H. Bleuler-Waser, Mutter Ajas Geburtstag. Lustspiel aus der Goethezeit. 25 Pf. — 96: A. Croissant-Rust, Die alte Wirtin. 10 Pf. — 97: Hans Grimm, Mordenaars Graf. 10 Pf. — 98: Alfons Paquet, Erzählungen an Bord. 15 Pf. — 99: Th. Storm, Im Sonnenschein. 10 Pf. — 100: A. v. Trentini, Sachsenklemme. 10 Pf. München, Verlag G. D. W. Callwey.)

Nonni. Erlebnisse eines jungen Isländers. Von Jón Svensson. Das Buch kann bereits in dritter Auflage ausgehen und es verdient diese weite Verbreitung. Denn es liegt eine große Kraft darin. Die Kraft der Jugend und die Kraft einer jung gebliebenen Kultur, in der viel von unsrem Besten schlummert. Es ist ein gutes Buch für unsere Jugend, gerade wegen seiner Schlichtheit, aber auch für alle Großen ein schönes Buch der Einkehr (Freiburg, Herdersche Verlagsbuchhandlung. M. 3,60, geb. M. 4,80.)

C. Berg, dem wir schon die feinen Schnurren des Handwerksburschen Schlupps danken, hat deutsche Märchen herausgegeben: Schnurli-Butzli. (Frankfurt a. M., Englert u. Schlosser, M. 3,—). Es sind sehr schöne darunter, durch alle geht echte Märchenstimmung und durch alle auch ein wenig die lehrhafte Ader, die wir vom Märchen verlangen. So können wir das Buch als Volksbuch empfehlen. Hofft.

Rektor A. Holdschmidt veröffentlicht ein dreiteiliges Geschichtsbuch, von dem jetzt der erste Teil vorliegt. Ich habe dieses Buch nicht nur als eine vorzügliche Jugend- und

Volksschrift kennen gelernt, sondern ich möchte es auch für den Geschichtsunterricht in den unteren Klassen als Seitenstück zu Kalischs lebendig-anschaulichen Büchern („Im alten Reich", „Das neue Reich") angelegentlich empfehlen. Hier wird die Geschichte in kräftig gemalten Einzelbildern gegeben (auch wirkungsvolle Stellen aus Tagebüchern und zeitgenössischen Berichten sind beigefügt), die das Verständnis für die großen Gestalten und Ereignisse unserer vaterländischen Geschichte wecken sollen. Der vorliegende Band beginnt mit Bildern aus dem 30 jährigen Krieg und aus dem Leben des Großen Kurfürsten und endigt mit Erzählungen aus den Freiheitskriegen. Die weiteren zwei Bände werden die Zeit der Reichsgründung und den Weltkrieg behandeln. Möchte das Buch in recht viele Hände gelangen und Freude wecken!

„Deutschland, Deutschland, über alles." 1. Bd. Unter dem brandenburgisch-preußischen Adler. Von 1640—1813. Ein Buch für Schule und Haus. Von A. Holdschmidt. Paderborn, Ferd. Schöningh. Geb. M. 2,—. Vost.

Sprechzimmer.

Zur Kirche, zur Kapelle.

Goethes „wandelnde Glocke" ist ein Gedicht, bei dem die Ansichten über die Erklärung einiger Stellen noch immer weit auseinandergehen; vgl. z. B. nur Vogels „Protokoll" in Jahrg. VIII, S. 69ff. Die als Überschrift angeführten Worte sind von mir immer so verstanden worden, daß der Ausdruck „zur Kapelle" poetisch für hinein gesetzt worden sei, der Sinn des ganzen Verses demnach besage: das Kind fühlt sich vor der Glocke nicht schon sicher, als es bis zur Kirche gekommen ist, sondern erst dann, als es auch wirklich hineingegangen, darin ist. Eine Parallelstelle bei Goethe in dem Spruche „Gedichte sind gemalte Fensterscheiben" unterstützt diese Erklärung aufs beste. Nachdem es darin geheißen hat:

> Sieht man vom Markt in die Kirche hinein,
> Dann ist alles dunkel und düster,

lautet der Anfang der zweiten Strophe folgendermaßen:

> Kommt aber nur einmal herein,
> Begrüßt die heilige Kapelle!
> Da ist's auf einmal farbig helle usw.

Und Euer Dank soll, wenn ich sterbe, Die Türkenpfeife sein.

Hier tritt noch viel besser als in Schillers Ballade „Der Handschuh" (bei den Worten „Den Dank, Dame, begehr' ich nicht") die Bedeutung von Dank = Belohnung, Preis als Anerkennung hervor, denn die Schüler können durch die Frage leicht stutzig gemacht werden: „Und mein Dank soll, wenn einst ich sterbe, die Türkenpfeife sein", so muß es doch heißen (nicht Euer Dank)!" — Die jetzt vollständig unbekannte Bedeutung des Wortes Dank = Wille habe ich noch in einer bei Grimm fehlenden Stelle im Esopus von Burkhard Waldis gefunden, I, 35, 12 (Ausgabe von Tillmann): . . . bin sehr krank,

> Drumb lieg ich hie on meinen dank (ungern, ohne meinen Willen).

Mag's Euch nicht gefährden.

Eine Parallelstelle zu diesem Verse aus Lenau „Der Postillon" bietet Rollenhagen, Froschmäuseler:

> Bis endlich sich der schwanz (der Schlange) beschwert,
> Er würd' an seinem recht gefert,

(gegenüber dem Haupte, denn)

> Der schwanz in des hauses ecken
> Blieb in eim finstern winkel stecken,
> Das heupt saß vornen an der tür,
> Schauet alles was gieng dafür.

Auch hier ist gefähr(d)en = beeinträchtigen. Im Grimmschen Wtb. findet sich die Stelle nicht angegeben.

Duisburg. A. Schaefer.

Für die Leitung verantwortlich: Dr. Walther Hofstaetter, Dresden 21, Eibstr. 1.
Alle Manuskriptsendungen sind an seine Anschrift zu richten.

Goethes Faust als gotisches Kunstwerk.

Von **Richard Müller-Freienfels** in Berlin-Halensee z. Zt. im Heeresdienst.

Das Geschick der deutschen Kultur ist durchzogen von tiefer Tragik. Als ein Volk von stolzester Jugendkraft und entwicklungsfähigster Eigenart traten die Germanen ein in die Weltgeschichte. Aber als das geschah, fanden sie bereits eine fremde, fertig geprägte Kultur vor, die ihnen darum, weil sie um Jahrtausende älter, reifer, entwickelter war, auch als an sich überlegen vorkam: die Kultur der klassischen Völker, wie sie aus orientalischen Traditionen von den Griechen geprägt und von den Römern aufgenommen war. Und nun geschieht das Seltsame: halb freiwillig, halb unter dem Zwang der Notwendigkeit unterwerfen sich die jungen Deutschen dieser alten, ihnen wesensfremden Art, sie schämen sich ihrer eigenen Überlieferung, ihres Geschmacks, ihres Charakters und setzen ihren höchsten Stolz darein, ihre junge, kräftige Natur unter das Fremdjoch zu pressen. Wohl rebelliert die Eigenart mit Macht, aber in immer sich erneuernden Fluten lassen sie die klassische, mit dem Christentum verquickte und von den romanischen Völkern weitergeführte Kultur ins Land: die Annahme des Christentums, die sogenannte karolingische Renaissance, die romanische Invasion der Kreuzzugsepoche, der Humanismus mit der aus Italien kommenden Renaissance, der französische Einfluß der Bourbonenzeit, der Weimarer Klassizismus sind die Hauptwellen der fremden Überflutung. Gewiß: sie hat befruchtet, sie hat aber auch unzählige Keime erstickt und bastardiert. Und wie stark dieser fremde Einfluß war, beweist noch heute die Tatsache, daß gerade die Epochen der Fremdherrschaft als die Blütezeiten der deutschen Kultur gefeiert werden, daß man bis auf unsere Tage sich der eigenen Art schämt, ja sich ihrer kaum bewußt ist!

Hier gilt es Ehrlichkeit und Unbefangenheit! Suchen wir hinter der klassischen Maskierung zu erkennen, was deutsch, echt deutsch ist! Und das ist immerhin nicht so wenig! Deutsch ist, um nur einiges besonders Markante zu nennen: das germanische Heldengedicht, die mittelalterliche Architektur, besonders die Gotik, deutsch ist die Mystik der Eckhart und Tauler, deutsch die Malerei der Schongauer, Dürer, Grünewald, deutsch ist die gewaltige, nur wenigen in ihrer ganzen Größe bekannte Barockarchitektur, deutsch ist die Musik, die schon in früheren Jahrhunderten es zu bedeutender Höhe gebracht hat, aber in den Schütz, Bach, Beethoven und den zahlreichen andern Meistern ihre stolzesten Gipfel erreicht, deutsch ist die spekulative Philosophie, deutsch ist vor allem auch, trotz aller klassischen Verkleidung, das innerste Wesen der Dichtung unserer großen Zeit, die wir so falsch und äußerlich die „klassische" nennen! Daß sie nicht klassisch ist, gedenken wir an ihrer schönsten Blüte, an Goethes Faust, darzutun.

Freilich, was ist klassisch und was ist deutsch? Wir müssen, um das zu erkennen, einzudringen versuchen in die Psychologie der Völker, und wir glauben die innerste Eigenart am reinsten enthüllen zu können durch eine Analyse des bodenwüchsigen Architekturstils. Nicht als ob die anderen Künste oder die religiöse und philosophische Weltanschauung nicht auch Auswirkungen des echten Volkstums wären, aber die Baukunst, in der die persönliche Besonderheit der schöpferischen Künstler sich am meisten dem Stilwillen der Allgemeinheit verbünden muß, weil keine Kunst sosehr Sache der Öffentlichkeit ist wie diese, ist eben darum der typischste Ausdruck der Volksseele. Aus diesem Grund verwendet man seit langem die Bezeichnungen der Baustile zur Charakterisierung der gesamten Epochen, der sie angehören. Wir versuchen gleichsam einen Längsschnitt durch die Entwicklungsgeschichte durchzulegen und die Eigenart des Volkstums in dem zu erkennen, was allen rein volksechten Architekturformen gemeinsam ist.[1])

Was nun ist das Wesen des klassischen Stils, wie er sich etwa im griechischen Tempel ausprägt? — Es ist Klarheit, Übersichtlichkeit, Abgeschlossenheit! In vollendeter Harmonie klingen die vertikalen, tragenden Kräfte der Säulen mit den horizontalen, lastenden Massen zusammen. Vollendete Symmetrie beherrscht das Ganze, klare Gliederung fügt die Einzelheiten zu Einzelheiten, breit und fest ruht der Bau auf der Erde und in einfacher, abgeschlossener Silhouette bleibt er als geschlossene Einheit ruhend in sich selbst.

Stellen wir nun dagegen die germanische Art, wie sie sich am reinsten in der Hochgotik entfaltet.[2]) Hier ist alles, was die Klassik kennzeichnet, ins polare Gegenteil verkehrt. An Stelle übersichtlicher Klarheit tritt die berauschende, verwirrende, berückende Fülle! Statt harmonischer Einfachheit haben wir überströmenden Reichtum und schwelgende Üppigkeit. Nicht im Gleichmaß fügen sich Senkrechte und Wagrechte, tragende Kraft und lastende Schwere zusammen; nein in hundertfältigen Vertikalen, in Pfeilern, Säulen, Strebebögen, Fialen und Türmen drängt alles in die Höhe, in schwindelnde Höhe, die die Berührung der Erde zu fliehen scheint, und — statt wie der klassische Stil als abgerundete Geschlossenheit zu beharren — hinaufstrebt ins Grenzenlose, Überirdische, Transzendente! Und damit haben wir das Wesen der deutschen Art: statt klassischer Klarheit und Einfachheit die Freude am Maßlosen, Erhabenen, Phantastischen, statt klassischer Symmetrie und übersichtlicher Gliederung die Lust am Wechsel und der Überraschung, statt statischer Ruhe lebendigste Bewegtheit, statt Geschlossenheit im Irdischen den Drang in jenseitige Fernen und überirdische Höhen!

1) Zur allgemeinen Grundlegung der hier vertretenen Gedanken vergleiche man meine Werke: „Psychologie der Kunst“, 2 Bde. Leipzig 1912, B. G. Teubner. — Persönlichkeit und Weltanschauung“ ebda. 1916.

2) Es ist allerdings richtig, daß die Gotik in Nordfrankreich entstanden ist; man muß aber bedenken, daß die führenden Klassen dort im Mittelalter fast rein germanischer Abkunft waren. Im übrigen ist nicht der Ort der Entstehung allein für die Zugehörigkeit maßgebend, sondern vor allem der Ort der stärksten, konsequentesten und dauerndsten Entfaltung: und dieser Ort ist für die Gotik Deutschland gewesen. — Im übrigen verwenden wir die Begriffe „klassisch“ und „gotisch“ hier nicht im bloß historischen, sondern in einem überzeitlichen, psychologischen Sinne.

Das ist die Eigenart des Deutschen; sie kehrt wieder in allem, was wir oben als seinen echtesten Besitz genannt haben. In der Musik, der Philosophie, der Bildkunst und der Dichtung. Gewiß, es ist nicht die harmonische Schönheit der Griechen, die so entsteht; aber es ist ein Stil, der ein Recht auf eignen Wert hat und sich wahrlich nicht zu verstecken braucht! Auch wo er Formen des Lebens gestaltet, unterscheidet er sich von der Art der Griechen: ging diese auch hier auf das Maß und fand sie dasselbe in einer Verklärung des Typischen, so sucht der Deutsche auch auf diesen Gebieten lieber das Außerordentliche und Erhabene; ja auch vor dem Bizarren scheut er nicht zurück!

Und wenn wir nun auf die so gefundenen Stilunterschiede die Faustdichtung Goethes, den man als unseren größten „Klassiker" preist, unbefangen prüfen, so werden wir finden, daß sie in nichts, aber auch gar nichts „klassisch" ist, sondern rein unklassisch, gotisch, deutsch! Nicht eine äußerliche Ähnlichkeit in spielerischem Vergleich glauben wir festzustellen, wenn wir in Goethes Dichtung den gleichen Geist aufzeigen, der die Straßburger oder Nürnberger Gotik schuf: nein wir glauben eine tiefinnere Verwandtschaft, die im nationalen, im Wechsel der Zeilen beharrenden seelischen Untergrund alles Persönlichen wurzelt, in ihrem Wesen zu erkennen.

Es sei zunächst ein Bedenken berührt, das an dieser Stelle naheliegt. Goethe selbst, so könnte man einwenden, hätte sicherlich die Bezeichnung als „Klassiker" nicht zurückgewiesen; schreibt er doch „auch Homeride zu sein, wenn auch als letzter, ist schön" und hat er doch hundertfach sich vor dem klassischen Geiste in Ehrfurcht geneigt. — Wir erwidern, daß niemand, auch Goethe nicht, über die eigne Art immer das Richtige zu treffen braucht! Wie wir heute über Goethes Malertalent, über seine Naturforschung ganz anders urteilen als er selbst, so sind wir auch seiner künstlerischen Eigenart gegenüber unbefangener als er sein konnte, schon weil wir den größeren Abstand haben. Außerdem ist es bekannt, daß man am liebsten von Eigenschaften redet, die man nicht hat. Und wenn man Goethes Ringen um einen klassischen Stil verfolgt, so erkennt man deutlich, daß er etwas Fremdes damit erobern, nicht etwas Eignes natürlich entwickeln wollte! Schon bei Plato ist Eros das Kind der Armut und des Reichtums. Gewiß, Goethes weite Natur trug auch Keime zu klassischer Art in sich; das Wesentliche in ihm sind sie nicht. Sein wahres Wesen, wie es aus dem unbefangenen Jüngling spricht, erglühte vor der Gotik des Straßburger Münsters, und trotz aller klassischen Art, die er sich aufpfropfte, bricht auch später immer wieder die alte Liebe durch. Und wenn wir ehrlich sein wollen, so werden wir gestehen, daß nicht seine „klassischen" Werke am tiefsten gezündet haben, ja daß selbst in denen, wo er sich ganz in klassischer Gewandung hüllt, wie in Iphigenie, in den Elegien, in „Hermann und Dorothea" nicht das Klassische, sondern das Deutsche es ist, was uns ergreift. Täuschen wir uns nicht: niemals hätte ein Grieche die Iphigenie Goethes als griechisch, immer nur als deutsch empfunden! Und die Franzosen denken nicht daran, in Goethe einen „Klassiker" zu sehen, sondern sie bezeichnen Goethe, Schiller und ihre Geistesverwandten in ihrem Sinne schlechtweg, aber richtig als „Romantiker"! Lassen wir uns also nicht

irreführen durch das fremde Kostüm, in das Goethe zuweilen sich und seine Dichtungen hüllt! Leider ist er ja auch darin so echt deutsch, daß er sich seiner Eigenart ein wenig schämt! Wir sind lange genug dieser Suggestion unterlegen, worin er sich gefiel: es ist an der Zeit, die Akten zu revidieren! Wir tun es, in dem wir jenes Werk vornehmen, das ihm sein ganzes Leben lang begleitet hat und das am tiefsten seine Art enthüllt.

Betrachten wir den „Faust" zunächst von der inhaltlichen Seite, so gewahren wir — von der später eingeschobenen Helenaepisode abgesehen — nichts, was an Klassisches gemahnt. Die Fabel, die Geschichte des Schwarzkünstlers Dr. Faust, der seine Seele dem Teufel verschreibt, um das Leben in höchster Steigerung auskosten zu können, ist eine rein deutsch-mittelalterliche Erfindung, zu begreifen nur aus dem Geist einer Zeit heraus, die an den Teufel, an Magie und hundertsterlei Hexenkünste glaubte. Diese Gestalt hat Goethe übernommen, hat sie aber zum Träger seiner eignen tiefsten Gefühle und Gedanken gemacht! Diese Gefühle und Gedanken aber, Fausts innerste Wesenheit, sind in reinster Ausprägung eben dieselben, die wir oben als den Geist des Gotisch-Germanischen beschrieben haben: der rastlose, ewig unbefriedigte Drang, das Leben auszukosten, der dennoch unbefriedigt von diesem Leben bleibt, so daß er sich ins Überirdische hinübersehnt, um dort die Erfüllung zu finden, die ihm hier der bunteste Wechsel nicht zu gewähren vermag! Wie unklassisch ist das alles! Wo in aller Antike, in aller Renaissance, im ganzen Frankreich gibt es eine ähnliche Gestalt, eine verwandte Gefühlswelt? Vielleicht denkt man an Prometheus; aber der kann nur zum Vergleich herangezogen werden als Schöpfung Goethes, nicht als die alte Mythenfigur, die das Feuer vom Olympos stahl, um den Menschen zur Kultur zu verhelfen. Der alte Prometheus gehört der Erde an; Faust aber drängt über die Erde hinaus und wird von der Erde erlöst! Eher dürfte man an Herakles denken, der auch emporstieg zu den Göttern. Aber der ist ein geradliniger, wackerer Kämpe, der durch seines Armes Kraft seinen Lohn erwirbt. Faust dagegen ist eine problematische Natur, die den Kampf in sich selber trägt, den tiefen, inneren Zwiespalt des nordischen Menschen, für den sich die Dinge nicht in einfacher Harmonie lösen, der erst in einer transzendenten Welt die Erlösung zu finden vermag.

Und die Welt, in der diese Gestalt lebt? In engem, hochgewölbtem „gotischem" Zimmer beginnt die Handlung, in einem Himmel, den ein gotischer Meister gemalt haben müßte, schließt sie ab. Und was dazwischen liegt, entrollt in buntem Wechsel die ganze nordische Welt. Nichts von der Einheit des Ortes und der Zeit der klassischen Tragödie! Bald sehen wir uns in mystisches Helldunkel getaucht, wie es Rembrandt liebt, bald strahlt hell die freie Sonne herein, bald erklimmen wir mit Faust und Mephisto den Blocksberg zur Walpurgisnacht, bald sind wir im Dom, bald am Kaiserhof, bis wir die Erde verlassen und von Engeln und Heiligen umgeben sind. Alles das ist unklassisch, deutsch!

Wir brauchen nicht an Einzelheiten des Inhaltes den gotischen Geist des Gedichts zu erweisen, obwohl fast jede Seite dazu Gelegenheit bietet. Alles das könnte vielleicht bedingt gewesen sein durch die inhaltliche Vorlage, das alte Volksbuch,

aus dem der Dichter geschöpft hat. Halten wir uns statt dessen an den Stil des Ganzen, der nicht so leicht von außen übernommen werden kann.

Auch hier springt sofort die gänzlich unklassische Art in die Augen. Man vergleiche den Faust mit einer Tragödie des Sophokles oder des Racine! Die Einheit der Handlung im Sinne des Aristoteles und der klassischen Technik besteht nicht. Bunt, wechselvoll wie das Leben selbst rollt das Geschehene ab, oft sich auf Nebenwege verlierend, wo man selbst an die Gestalt des Helden, der in der Hauptsache die Szenen verknüpft, nicht immer mehr denkt. Nicht eine übersichtliche Zahl von Personen schürzt den Knoten, nein ein ewig bewegter Strom von immer neuen Gestalten flutet über die Szene, nicht Menschen allein, nein Hexen, Teufel, Allegorien, Heilige!

Fragt man nun nach der Schule, woher Goethe diese Stilmittel bezogen hat, so liegt der Name Shakespeares nahe. Besser aber geht man noch weiter zurück, auf diejenige Quelle, aus der bereits Shakespeare gespeist wurde: das gotische Theater des Mittelalters, die Mysterienbühne, deren Stil in der Puppenkomödie noch ein schattenhaftes, herabgekommenes Nachleben fristete. Aber vielleicht hat Goethe diese mittelalterlichen Mysterienspiele gar nicht genauer gekannt? Nun, dann stünden wir dem noch interessanteren Fall gegenüber, daß der germanische Geist in weit getrennten Jahrhunderten zweimal sich dieselben Ausdrucksformen unabhängig geschaffen hat, nur aus der inneren Notwendigkeit heraus.

Denn Faust ist ein Mysterium im Sinne des späteren Mittelalters! Fast alle Stilkennzeichen der alten Spiele kehren, allerdings vergeistigt und veredelt, wieder. Wir finden dieselbe Mischung von Erhabenem und Groteskem, dieselbe flächenhafte, oft nur skizzierte Charakteristik. Ja, viele dieser Gestalten sind gar keine runden Menschen, nur Stimmen gleichsam, die irgendwoher tönen und wieder verklingen. Ganze Partien sind nicht Handlung, Drama im klassischen Sinne, sondern Bilder, Aufzüge, wie sie das Mysterium besonders liebte. Und wie der gotische Baumeister am Dachrand und den Türmen groteske Teufelsfratzen anzubringen liebte, so wimmelt auch Goethes Dichtung von solchen absonderlichen Phantasiegestalten.

Das Ganze ist kein geschlossener, abgerundeter Bau wie die klassischen Tragödien oder die Tempel der olympischen Götter: auch darin vergleicht es sich den gotischen Domen, daß es ohne einheitlichen, bis ins letzte ausgetüftelten Plan geworden ist, gewachsen wie ein Naturprodukt, daß Goethe (wie viele Menschenalter an den Domen bauten), in vielen Perioden seines Lebens am Faust gearbeitet hat, daß der Stil sich wandelte, so daß das Werk zu keinem wirklichen Abschluß gelangt ist, sondern unter eine Art Notdach gebracht werden mußte. Es liegt eine tiefe, innere, symbolische Notwendigkeit darin, daß gerade die größten gotischen Werke, der Dom in Köln, die Münster von Straßburg und Ulm und so viele noch und ebenso auch der „Faust" nicht „fertig" wurden. Aber sind nicht alle echten Gotiker von jenem Faustgeist erfüllt, daß sie „Unmögliches" begehren? Daß sie „sehnsuchtsvolle Hungerleider nach dem Unerreichlichen" sind? Das Streben des germanischen Künstlers ist nicht wie das des Klassikers im Irdischen und Endlichen beschlossen, es strebt — so erkannten wir — ins Unendliche hinaus, und so ist es verständlich, daß diese Werke nicht zum Abschluß gelangten! Es wäre ein Widersinn, wenn sich das Unendliche im Endlichen darstellen ließe. Eben darum ist das unvollendete

Straßburger Münster schöner und echter als der ausgebaute Kölner Dom, weil es reiner die tragische Größe des gotischen Geistes symbolisiert, der — mit Nietzsche zu reden — am Unendlichen scheitert!

Werfen wir noch einen raschen Blick auf die kleinsten Bauzellen, aus denen sich das Ganze fügt! Der gotische Geist lebt nicht nur in den Silhouetten der Türme, er lebt in jedem Spitzbogen und Dachreiter. Der gotische Geist des Faust offenbart sich nicht weniger in jedem seiner Knittelverse. Denn auch dieser Vers in seiner völligen Freiheit ist unklassisch durch und durch. Der klassische Vers ist genau ausgewogen und in seinen Teilen gegliedert, im französischen Alexandriner ist genaueste Zählung Stilprinzip. Wie anders ist da das Reimpaar beschaffen, aus dem Goethes Faust sich aufbaut. Auch darin vergleicht dieser Vers sich dem gotischen Spitzbogen, daß er eine Freiheit gestattet, die keine andere Stilform besitzt. Wie man mit dem gotischen Spitzbogen die schmalsten Fenster bauen und die dämmerigsten Räume schaffen kann, wie man daneben aber auch die weitesten Abstände überbrücken und lichteste Hallen zu überwölben vermag, so kann der goethische Faustvers das an die Alltagssprache anklingende Geplauder, den ironischen Tonfall Mephistos ebensogut wiedergeben, wie den feierlichen Schwung höchster Ergriffenheit. Auch hier bricht auf den höchsten Höhen der Kultur wieder das glatte Stilprinzip der Freiheit, der organisch am Inhalt sich selber schaffenden Form durch, das überall dort, wo deutsche Dichtung unverschnitten von klassisch-romanischer Künstelei sich entfalten konnte. Die klassische Form ist wie eine festgefügte Schale, in die der Dichter beliebigen Inhalt gießt; die germanische Form wächst organisch, sie ist wie die Form eines Gewächses, die man nicht abstreifen kann wie ein Gewand, die unzertrennlich verknüpft ist mit dem Inhalt, so sehr, daß sie allerdings eine Form im antiken Sinne gar nicht mehr ist, vielleicht aber etwas Echteres! Und jedenfalls etwas, das seine vollste Daseinsberechtigung nicht dadurch zu erweisen braucht, daß es sich von einer fremden Kultur Pfropfreiser borgt! Ein seltsames Schauspiel fürwahr, daß hier in seinem größten Werke derselbe Dichter, der in tragischer Verkennung seiner selbst und seines Volkstums einer wesensfremden Kultur nachlief, vielleicht ein wenig gegen seinen Willen dennoch ganz die Sprache jener Rasse sprach, sprechen mußte, der sein innerstes Wesen angehörte.

Ganz? Nein, er hat es nicht lassen können, in die stilreine Gotik seines Werkes die Helenaszene hineinzufügen, wie die Italiener die Gotik des Mailänder Doms durch eine hineingebaute Renaissancekuppel zersprengten! Mitten zwischen die deutschen Knittelverse drängen sich plötzlich schwere Trimeter und chorische Metren nach antikem Vorbild! Ich spreche nicht von der so ganz unklassischen „klassischen Walpurgisnacht"! Aber im dritten Akt des zweiten Teils da hüllt sich der Dichter plötzlich in antikes Gewand und zwischen die lebensfrische Phantastik treten Gestalten ein, die wie aus klassischem Marmor gebildet sein sollen und doch nur wie Gipsmodelle wirken.

Auch das ist seltsam symbolisch! Als sollte sich hier im Mikrokosmos noch einmal wiederholen, was die Tragik der ganzen deutschen Kulturentwicklung war:

daß sie niemals rein sich entfalten konnte, daß immer eine klassische Infektion ihre gesunde Kraft zerstören mußte! Gewiß, auch das Volksbuch, dem Goethe folgte, enthielt schon die Helena; aber sie war nicht die Halbgöttin Goethes, sie war die Hexe, der „Sukkubus", ein landfremder böser Geist, als den der richtige Instinkt des Volkes sie mit vollem Rechte empfand! Wohl will sie Goethe einpassen in die nordische Welt, aber es gelingt ihm nicht. Die Helenaszenen bleiben Fremdkörper, deren Leblosigkeit doppelt empfunden werden im Vergleich zu der lebensvollen Pracht des Übrigen!

Wir brechen hier ab. Was wir nun an den großen Zügen aufgezeigt haben, ließe sich noch an vielen Einzelheiten erhärten. Indessen kam es uns hier nicht auf Vollständigkeit im einzelnen an, nur auf eine neue Einstellung des Lesers einem vielgelesenen und doch so oft unter falschen Kategorien eingeschätzten Werke gegenüber an. Es war unser Ziel, jenes spezifische Kunstwollen zu erfassen, das aus Goethes Werk spricht und in dem der latente Geist der Rasse über den des Individuums triumphiert, das sich selber mit Gewalt zum „Homeriden" machen wollte. Nein, Goethe ist kein Homeride, aber unendlich viel mehr, ein echter, nordischer, deutscher Dichter. Und noch etwas anderes versuchte ich an diesem Werke zu zeigen: daß es nämlich einen psychologischen Stil gibt, einen Volksstil, der sich durch alle zeitlichen und individuellen Färbungen hindurch spürbar macht und der, selbst wenn man ihn mit Absicht verkleidet, doch dem schärfer nachprüfenden Auge nicht entgehen kann. Die Frage, ob Goethe die altgermanische Bühnenkunst, das Theater der Mysterien und Mirakel, gekannt hat, ist für uns noch interessanter, wenn sie verneint, als wenn sie bejaht wird. In jenem Fall würde es sich in der Übereinstimmung des Stils des Faust und jener Stücke vielleicht nur um eine äußere Beeinflussung handeln, in diesem aber um das Sichdurchsetzen eines tiefverwurzelten Volksgeistes, der sich trotz aller klassischen Traditionen wieder Bahn gebrochen hat.

Sprichwörter und Redensarten bei Thomas Murner.

Von Anna Risse in Konstanz.

I.

Sprichwörter tauchen in der deutschen Literatur schon seit Ausgang der ahd. Periode gelegentlich auf. Aber lange Zeit gehören sie zu den Seltenheiten. In der Art ihrer Verwertung zeigt sich zunächst ein Streben nach möglichst engem Anschluß an ihre althergebrachte Gestalt, die höchstens dem Reim oder dem Rhythmus zuliebe eine geringe Änderung erfährt. Eine solche Ehrfurcht dem Sprichwort gegenüber scheint gewiß berechtigt, doch birgt sie die Gefahr, daß das Sprichwort in seiner starren Form zu sehr als Fremdkörper wirkt, der sich nicht harmonisch in den Charakter der übrigen Dichtung einfügen will. Besonders bei Dichtern mit ausgeprägter Individualität muß ein derartiger Zwiespalt sich fühlbar machen und so die Künstler zu einer veränderten Behandlung des Sprichworts führen.

Die Blüte der mhd. Poesie zeigt diese verwandelte Stellung der Dichter zu

dem Sprichwörterschatz ihres Volkes. Sie verschmähen seine Reichtümer nicht, aber was sie an Gedanken aus ihm schöpfen, das gießen sie um in eine neue Form, modeln und glätten, erweitern und nuancieren, bis sich alles in den neuen Rahmen schickt und fügt, bis das Gold alter Volksweisheit unlösbar eingearbeitet ist in das Kunstwerk ihrer jungen Poesie, beides geformt von einer Hand, getragen und belebt von einem Geiste.[1])

Mit dem Verfall der mhd. Sangeskunst schwindet dann wieder diese Freiheit in der äußeren Prägung des Sprichworts. Man kehrt zu seiner volkstümlichen Gestalt zurück, das knappe Zitat tritt aufs neue, wenn auch nicht ausschließlich, in seine Rechte. Dabei wächst die Vorliebe für Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten[2]) zusehends, wozu der Übergang der Dichtkunst auf die bürgerlichen Kreise gewiß das Seine beigetragen hat. Fördernd mußte auch der lehrhafte Zug in der Dichtung jener Zeit wirken und eine zu der Sehnsucht nach dichterischem Schaffen in gar keinem Verhältnis stehende Armut an Originalität, welche die einmal geprägte Münze doppelt gerne aufnahm und an ihr Gehalt wie Prägung gleichmäßig zu schätzen wußte. Daß diese Münze bei dem wachsenden Gebrauch, der von ihr gemacht wurde, sich abgriff, ist nicht zu verwundern. Manches deutet darauf hin, daß die alte sinnenfällige Kraft der bildlichen Wendungen allmählich verblaßte, daß der rein gedankliche Inhalt immer mehr als das Vorherrschende empfunden wurde. So werden Mischungen der verschiedensten Bilder möglich, die ihrem Wesen nach einer Verflechtung durchaus zu widerstreben scheinen. So kommt man zu Häufungen, Variationen und Steigerungen, die durch Zahl und Fülle ersetzen sollen, was im einzelnen an innerer Kraft verloren ging.

Für die Sprache selbst war dieser ganze Prozeß ungemein fruchtbringend. Ihr Bilderreichtum wuchs, und die Schulung an den Metaphern der sprichwörtlichen Wendungen regte zur Nachahmung an und half zur Entstehung immer neuer Bilder und Vergleiche, die, selbst geschöpft aus dem werktätigen Leben, eine Fülle frischen Lebens und junger Kraft in die Sprache trugen. Die kernhafte Sprache, die wir an den Schriften der Reformationszeit bewundern, verdankt dieser Entwicklung einen guten Teil ihrer Stärke und Lebenswahrheit. In ihr hat das Einflechten von sprichwörtlich gewordenen Bildern und Vergleichen einen Umfang angenommen, wie ihn kaum eine spätere Zeit erreicht, geschweige denn übertroffen hat. Von Brants Narrenschiff und Geilers Predigten durch die gesamte Poesie und Prosa hinüber zu Luthers Tischreden und der Fülle der Sachsschen Werke macht das Sprichwort seine Herrschaft geltend, mit nie versagender Mannigfaltigkeit, immer neu und reizvoll durch den steten Wechsel der Beziehungen und Verknüpfungen.

Eine hervorragende Stellung nehmen in dieser Hinsicht die Werke Thomas Murners ein. Die Menge der sprichwörtlichen Wendungen, über die er verfügt, die Sicherheit und Leichtigkeit, mit der er sie in allen seinen Schriften anwendet, ob es sich um eine Satire oder um eine theologische Fehdeschrift handelt, leihen seinen Werken ein so eigenartiges Gepräge, daß schon den Zeitgenossen diese Sonderstellung Murners aufgefallen ist. So schreibt Michael Styfel: „Ein besunder art hat

1) Vgl. Ignaz v. Zingerle, D. dtsch. Sprw. im M.-A. (Wien 1864) S. 3.

2) Über die Unmöglichkeit einer Trennung vgl. Wander (W): Dtsch. Sprichwörterlexikon. Leipzig 1867–80. Vorr. XI.

das schreiben des Murnars in sollichen sprichwörtlin. Wan Murnar etwas wil schreiben oder dychten / so bedarff es keiner heiligen geschrifft, daruff er sein Meynung gründt / besunder er hat gnůg an sollichen sprichwörtlin (Zfd Ph 26, 220). — Daß der alte Gegner hier Murner einen Vorwurf macht aus einer Eigenart, die der moderne Leser besonders schätzt, hat nichts Auffälliges. Ein rein literarisches Interesse konnte er bei der Hitze des Kampfes den Schriften des Gegners unmöglich entgegenbringen, und daß er in dem Streit der Meinungen ein Sprichwort nicht als schlagkräftige Waffe ansehen will, wird ihm niemand verargen.

Es konnte nicht ausbleiben, daß durch dieses überreiche Einstreuen von sprichwörtlichem Gut der gesamte Stil Murners weitgehend beeinflußt wurde. Daher ist die Frage, ob etwas sprichwörtlich oder ob es Murners Eigentum ist, nicht immer mit Sicherheit zu beantworten. Auch Vergleiche mit anderen Schriftstellern bieten hier kein unbedingt beweiskräftiges Material; zumal jüngere könnten solche Wendungen erst aus Murners vielgelesenen Schriften geschöpft haben, und auch die Sprichwörtersammlungen eines Agrikola, Franck, Henisch und Lehmann mögen in manchen Punkten von Murner beeinflußt sein. Umgekehrt wieder können einzelne Wendungen, die in ihrer Geltung zeitlich oder örtlich beschränkt waren, durch Murner allein zu literarischer Fixierung gelangt sein. Doch wird es sich hier jeweils nur um einen oder den anderen Zweifelsfall handeln können, im allgemeinen dürfte die vergleichende Methode zu genügend gesicherten Ergebnissen führen.

Vielfach gibt Murner selbst uns einen Fingerzeig. So kennzeichnet er öfters sprichwörtliche Redensarten durch Zusätze wie „man spricht“, „man seit“[1]. „ich weisz gar wol“[2], „ich habs gehöret fürt und fürt“ (Gäuchmatt [GM] 4789), „ich habs gehört vor langen zytten“ oder „vor manchem iar“ (Narrenbeschwörung [NB] 83, 59; 74, 9; 64, 1). Auf schriftliche Quelle stützt er sich zu Beginn der GM: „Gezwungen ding, find ich geschriben, sindt nie lang bestendig belyben“. Und den Rechtsspruch „Audiatur altera pars“ führt er in NB 91, 22 nach einer Inschrift im Straßburger Rathaus an, gibt aber ein andermal auch dessen deutsche Fassung: Ein red, kein red / darumb man sol den andern theil auch hoeren wol[3]. Dann wieder nennt er eine Wendung sprichwort (Schelmenzunft [SZ] vorr. l. 75), gemeiner spruch[4], alter spruch[5], oder betont das Alter einer Redensart durch Einleitungen wie: „es ist ein sprichwort heur als fern“ (SZ 25, 3), „die alten hondt das wol gewist (SZ 26, 5) oder „lang geredt“ (NB 71, a), „man hats vor tusent iaren gewiszt“ (NB 75, 27), auch deren allgemeine Verbreitung durch „man spricht das in der gmeyn“ (GM 4539) oder „das ist in aller welt gemein“ (NB 81, 1). In einigen seltenen Fällen wird eine kleine Entgleisung in der Konstruktion zum Verräter, so in NB 82, 73: Das manch böser lecker wendt, Hat er gelt, so hab er ere. Hier ist der Indikativ hat

1) NB 5, 136; 84, 39; SZ 5, 36; — NB 9, 7; 29, 9. — (SZ u. NB ed. Spanier, Neudrucke Nr. 85 und 119—124.)

2) GM 4390. (ed. Uhl; Leipzig 1896.)

3) MS 1222. — (ed. Albrecht, Straßburger Studien II. — 1883.)

4) LN vorr. S. 17. (ed. Balke in Kürschners National-Lit. 17)

5) Abel S. 8. — (ed. Ernst Voß, Neudruck Nr. 153.)

durch den Wortlaut des Sprichworts hervorgerufen, und der Dichter findet erst im zweiten Glied den Übergang zu dem zu erwartenden Konjunktiv.

Auch die oben erwähnten Häufungen und Mischungen von verschiedenen Redensarten mit gleicher oder verwandter Bedeutung finden sich vielfach, vor allem ist die Schelmenzunft reich daran[1]). Durch solches Nebeneinanderstellen von Wendungen, die sich dem Sinne nach meist nicht in vollem Umfang decken, erhält der gemeinsame Grundgedanke eine außerordentlich plastische Gestaltung, die Murner durch oft nur geringe eigene Zusätze und Variationen noch zu erhöhen weiß. Eine Spielart dieser Methode stellen die starken Übertreibungen dar, die er besonders liebt. So, wenn er die Redensart „Kieselsteine verdauen können" (Adel S. 52) für ertragen können, was einer sich eigentlich nicht bieten lassen dürfte, ausbaut zu: Rosz ysen und auch herte beyn Verdauwt ich ee vnd kyssel stein (Mühle von Schwindelsheim [MS] 534, noch stärker N B 60, 1). An anderer Stelle wieder wird ein Sprichwort nicht wörtlich angeführt, sondern dem Inhalt nach in freier Umschreibung wiedergegeben, auch wohl ironisch variiert, wie im fünften der „geschworne artickel" der GM, der anhebt: „Kein frouw sol dem gouch in synē vatterland gefallen", und so eine deutliche Anlehnung an das alte Wort von dem Propheten, der in seinem Vaterland nichts gilt, verrät.[2])

Den größten Reichtum an sprichwörtlichem Material enthält unter allen Murnerschen Schriften die Narrenbeschwörung. Daneben steht die Schelmenzunft mit einer im Verhältnis zu ihrem weit geringeren Umfang gleich ansehnlichen Menge. Die Schrift „Von dem großen Lutherischen Narren" (LN), „Gäuchmatt" und „Mühle von Schwindelsheim" (MS) reichen an die beiden ersten bei weitem nicht heran. Ganz zuletzt reiht sich dann noch die „Badenfahrt" (B F) an, die sehr wenig Sprichwörtliches bietet.

Daraus geht hervor, daß der große Sprichwörterschatz und die Kunst seiner dichterischen Nutzung nicht erst im Laufe der Jahre und im Laufe seiner dichterischen Tätigkeit von Murner erworben wurde, sondern gleich von vornherein für ihn verfügbar war. Stehen doch N B und S Z auch chronologisch an der Spitze der Murnerschen Werke. Auch ist die Fülle des Sprichwörtlichen in ihnen nicht ein Ergebnis des Zufalls, sondern eine durchaus bewußte und gewollte Eigenart. Beide Schriften sind ihrer ganzen Anlage nach auf dem Sprichwort aufgebaut, wie das die fast durchweg aus Sprichwörtern bestehenden Kapitelüberschriften deutlich zeigen. Aber darum brauchen wir doch nicht mit Uhl (Exkurs z. G M S. 261) anzunehmen, daß Murner bei seiner Arbeit eine Sammlung solcher Redensarten benutzte. Er fand ja einen großen Teil davon schon in Brants Narrenschiff (N S) vor, fand dort auch schon solche Wendungen im Bilde verkörpert. Diese Bilder vor allem boten manche Anregung und konnten leicht die Erinnerung an andere Sprichwörter wachrufen durch irgendeine Besonderheit der Zeichnung, die zur Umdeutung den Ausgangspunkt abgab. Denn wie Spanier

1) SZ 9, 15f; 15, 12f; 19, 7f; 23, 7f; 25, 1f. u. a. — Ein gutes Beispiel für Mischung verschiedener Bilder auch Adel S. 5: „daz sie mitler zeit, mit verhengktem zoum vnsern glauben mit irem gifft vnder dem honig verkaufft durchrennen vnd zertrennen moegen."

2) GM c 1 b; vgl. Freidank 119, 6: „Man siht vil selten wissagen in sîme lande krône tragen"; Zingerle 115.

gezeigt hat, kam Murner von diesen Bildern aus zu seinen Kapitelüberschriften, nicht umgekehrt.[1])

Im folgenden ist das in Murners Schriften vereinigte sprichwörtliche Gut im großen und ganzen nach den verschiedenen Gebieten geordnet, aus denen die einzelnen Bilder und Vorstellungen entlehnt sind. Das gesamte öffentliche Leben in Stadt und Land, Familie und Haushalt, Gott und die Kirche, der einzelne Mensch, die Natur in Tier- und Pflanzenreich gibt ihm in gleicher Weise Bild und Beispiel ab. Dazu kommen Wendungen, die auf literarische Reminiszenzen zurückzuführen sind, und endlich eine reiche Sammlung typischer Gnomik. Es ist ein schönes, rundes Bild, das sich hier vor uns aufrollt, von kräftigem Humor belebt, vielfach selbst schon stark satirisch gefärbt und so für Murners Zwecke besonders geeignet. Dabei kommt es deutlich zum Ausdruck, daß das Sprichwort in den breiten Massen des Volkes wurzelt, denn es kehrt seine Spitze mit Vorliebe gegen jene, die über diese Schicht emporragen, sei es durch Macht und Reichtum, sei es durch amtliche Stellung oder Gelehrsamkeit.

So kommt der Herrenstand im Sprichwort allgemein sehr schlecht weg. Dafür finden sich schon in mhd. Zeit Belege, und noch heute wissen wir, daß mit großen Herren nicht gut Kirschen essen ist. Dem entspricht Murners Mahnung:

Wiltu mit herren hon zů schaffen,
Sich für dich! lasz dyn vmbher gaffen!
Sy kynnendt vnder dem hůtlin spilen,
Nüt bezalen vnd vil zilen.

— d. h. Zahlungstermin ansetzen (N B 55a). Dieser letzte Vorwurf des steten Versprechens, das nie an Verwirklichung denkt, wird besonders auch erhoben im Gegensatz zu der bäuerlichen Rechtschaffenheit, die ihren Verpflichtungen treulich nachkommt. Dafür bietet sich die weitverbreitete Wendung: Uerheyssen dunckt mich adlich seyn, So leisten gadt in pauren scheyn.[2]) Der Sinn dieses Sprichworts wird ganz klar aus N B 73, besonders aus Vers 10ff. und 34ff.

Auch Urkunden gelten dem Volk als solche leere Versprechungen, und in charakteristischer Weise wird als weiteres Lockmittel die gastliche Bewirtung bei Hofe genannt, denn: Wen der fürst betriegen wil, Dem gibt er brieff vnd suppen vil.[3]) Unsicher wird der Herrendienst auch durch die Launen des Herrn, wie Murner, wohl in Anlehnung an das Wort: „Herrndienst, Aprillen Wetter, Frawen Lieb — wie Rosenblätter" (W II. 580) ausführt:

So der hymel luter ist
Vnd der herr zů lachen g'rist
Gar liederlichen die zwey ding
Verwandlendt sich behendt vnd ring.

1) Vgl. Max Rieß, Quellenstudien zu Murners satirisch-didaktischen Dichtungen. Berl. Diss. 1890. — Spanier PBB 18, 3.

2) SZ 7, 5; ähnlich NB 73, 28. — Vgl. SZ 7, 10ff. — Wander IV. 1553.

3) NB 89,15. — Wander IV. 974 aus Franck und Henisch: Suppen vnd brieff seyn zu hof niemand versagt. — Vgl. N B 16, 35 und Rollenhagens Froschmeuseler Teil I. X. 166: „Hofsuppen sind lieblich zu lecken / Werden aber gewürzt mit schrecken."

(NB 55, 13). Kein Wunder also, daß man spricht: Herren dienst hat manchen geruwen (NB 55, 71) und dringend mahnt: Wer syn eigen herr kan syn, Der gang kein dienst mit herren yn![1]) Die hier ausgeprägte Liebe zur Freiheit und Selbstbestimmung zeigt sich auch deutlich in der Verachtung derer, die im Herrendienst ihre eigene Persönlichkeit aufgeben, zu bloßen „Jaherren"[2]) herabsinken, und, da sie des Herren Brot essen, auch sein „liedlin singen" müssen[3]). Durch eine treffliche Ergänzung macht Murner ihre untergeordnete Stellung noch besonders klar, wenn er sagt: So músz er ouch ir liedlin singen Vnd mit dem alt zů inen stymmen.[4])

Im folgenden werden uns noch zahlreiche Bezeichnungen für diese Herrendiener und ihre unwürdige „Arbeit" begegnen. Hier noch etwas vom Luxus der Herren und der reichen Bürger, die es ihnen gleichtun möchten. Als Hauptsymbol dafür gilt das Kissen, das auf die Bank gelegt wurde. „Vf dem küssen sitzen", v. d. k. gezogen syn" wird so ein Zeichen der Verweichlichung, der übergroßen Bequemlichkeit.[5]) Das Bild zu N B 12, wo die Phantastereien der reichen jungen Gecken gegeißelt werden, zeigt denn auch im Hintergrunde eine Bank mit zwei Kissen. Aber die Wendung hat bei Murner auch noch die ursprüngliche Bedeutung der Ehrung. So klagt er N B 36, 5, wo von einer Art Narren gar zu viele kommen: Ich hab schier gar kein küssen mere, Das ich üch setzt nach würd vnd ere (vgl. GM 4099). Und ein andermal (NB 71, 60 — vgl. DWb 5, 8547) braucht er sie parallel mit „brangen oben an dem bret", d. h. oben am Tisch sitzen, den Ehrenplatz einnehmen, an der fraglichen Stelle speziell einen hohen Sitz im Rat einnehmen. Dazu stellen sich dann: „hoch vff das küssen kommen" (NB 16, 60) und „an das bret kommen".[6])

Eine ähnlich mißtrauische Stimmung wie gegen Mächtige und Besitzende herrscht, wie schon angedeutet, auch gegen die Gelehrten, so daß Murner die Frage aufwirft: Wie kompts, das man spricht: „ie gelerter, ie verrůchter vnd verkerter"?[7]) oder mit einem anderen Sprichwort klagt: grosse buecher / grosse narren (NB 29, 35). Damit ist auf die großen Folianten abgezielt, wie sie das Bild zu N B 3 rings um den gelehrten Narren aufgestapelt zeigt.

Die spitzfindigen Fragen und verschrobenen Problemstellungen dieser „Gelehrten" führten zu dem Spruch:

Vnd fragt der narr von hohen sinnen
Me, dann viertzig gelerter kinnen
Antwurt geben vnd berichten.[8])

Der Zusatz „von hohen sinnen" mag in diesem Zusammenhang schon einfach als „von hoher Einbildung", „von hohen Gedanken" oder dgl. empfunden worden sein.

1) NB 55, 57. — Wander (W) II. 575. — Vgl. Froschmeuseler II. 15, 189.
2) SZ 42, 25 und 29ff. — W II. 985.
3) NB 15, 42. — Mone Anz III. 29, 3 aus d. Tugenth. Schreiber.
4) NB 19, 105. — Variiert NB 19, 43; vgl. unser „nach jem. Pfeife tanzen".
5) NB 16, d; 12, 12; 23, 47; 76, 51; — SZ 6, 33; 21, 6. — GM Kap. XVII. Vers 1722 steigernd LN 659: „uff ein seiden küssin stellen".
6) NB 28; — 42, 58. — Zarncke zum N S 72, 19.
7) NB 5, 136. — Vgl. NB 3, 23, MS 575. — Die hier gegebene Fassung ist noch heute geläufig. Demgegenüber gibt Wander I. 1534 die knappere, auch von Fischart bezeugte Form: „die gelerten, die verkerten".
8) NB 6, 45f. — Ähnliches W III. 899.

Ursprünglich ist es die Übersetzung von de alta Siena und findet sich als solche ständig in der Verbindung „Meister peter von hochen synnen“, womit Petrus Lombardus, der berühmte magister sententiarum gemeint ist. Für das Volk muß dieser Name einen besonders witzigen Klang gehabt haben, vielleicht weil „Peter“ als Appellativum stets den dummen Tölpel bezeichnet[1]) und so mit dem — falsch verstandenen — Zusatz von hochen synnen in wirksamen Kontrast zu stehen kommt. Jedenfalls wird dieser Meister peter verschiedentlich als ein kaum ernst zu nehmender Gewährsmann der Pseudogelehrten genannt, die aus ihm die tollste Weisheit schöpfen.[2]) — NB 5, 106, wo das Jagen nach dem Doktorhut verspottet wird, steht hiermit aber kaum in Zusammenhang. Hier ist vielmehr der Ton auf den Titel meister zu legen: Der betreffende war Zeit seines Lebens ein Tölpel, also Peter, nun will er „meister peter“ sein.

All diese Halbwisser haben „eyn schůlsack gefressen“ oder „zerbissen“[3]), aber sie haben ihn „nit verdouwet gantz“ (SZ 8, 3) und es wäre ihnen nach des Dichters Meinung besser, sie hätten „den schůlsack vngefressen lon“ (SZ 8, 36).

Die Schule als eine Gemeinschaft, die der Außenwelt geschlossen gegenübersteht, tritt uns in der Wendung „vsz der schůlen sagen“[4]) entgegen, was ursprünglich eine besonders gehässige Indiskretion bezeichnete und uns ja heute noch geläufig ist. Den Einfluß, den Erziehung und Schule auf die Entwicklung des einzelnen üben, würdigen Sätze wie: „was wir in der jugent leren, im alter lond wirs vns nit weren“[5]) und: „der schůler schlecht dem lerer noch“ (NB 5, 184). Diese stellen sich zu den in zahlreicher Variation auftretenden Sprüchen, welche die Ähnlichkeit zwischen Eltern und Kindern auch in ethischer Beziehung und die Bedeutung des elterlichen Beispiels betonen. Auch Murner kennt deren eine ganze Reihe. So

1) Vgl. Wackernagel, Kl. Schr. 3, 153f.

2) NB 5, 16; s. auch Spaniers Anm. z. St. und dazu John Meier, ZfdPh. 27, 551. — GM 1788 mit Anm. Eine andere Bezeichnung für solche Halbwisser ist „der gestryflet ley“ (NB 61), ein Ausdruck, der ebenso bei Brant und anderen erscheint, und dem auch durch Murners Angabe: „man nennet sy gestryflet leien“ (NB 61, 50) ein ausgedehnter Gebrauch zugesprochen wird. Daß diese recht undurchsichtige Benennung nicht unbedingt tadelnden Sinn haben muß, wie die M'schen Stellen vermuten lassen könnten, zeigt NS 57, 3: „Vnd dunckt sich stryffecht vnd gelert“, womit das Selbstgefühl des Halbwissers gezeichnet wird. Zarncke in s. Anm. z. St. zieht zur Erklärung die gestreifte Kleidung der vornehmeren Laien heran; dem widerspricht aber schon das Zitat aus Geiler, das er in den Zusätzen S. 476 bringt. Dort wird gestreifflet leygen wiedergegeben durch „laici maculati ut pardus“. Das Hauptgewicht kann also nicht auf den Streifen als solchen geruht haben, sonst könnte nicht als Synonym gefleckt, gesprenkelt erscheinen, das durch den Zusatz ut pardus noch besonders in seiner Eigenart unterstrichen wird. Demnach kann stryffecht nur in weitestem Sinne einen Gegensatz bilden zu einer einheitlichen Färbung, übertragen also zu der geschlossenen Bildung, wie sie von dem echten Gelehrten gefordert werden muß. Zur Klärung kann vielleicht auch noch NB 61, 54 beitragen, wo von einem solchen „Gestreiften“ gesagt wird, „das er nit gantz gelidert ist“, d. h. nicht ganz mit Leder beschlagen, nicht ganz von der Wissenschaft erfaßt. (Vgl. NB 6, 117 u. unser „beschlagen sein“ DWb 1, 1574.) Auch diese Umschreibung betont also ganz allgemein die mangelnde Einheitlichkeit der Durchbildung.

3) SZ Kap. 8 (Vers 2); NB 61, a; 61, 12. — W IV, 384.

4) NB 55, 2; GM 37, 98. — W IV, 378.

5) BF 32, 80. (ed. Martin, in den Beiträgen zur Landes- und Volkskunde von Elsaß-Lothr. Heft 2. — Straßburg 1887.) Vgl. W II, 1048.

sagt er: „Ich hab des sprichworts oft gelacht, das keyn kreg ein dullen macht".[1]) Oder er umschreibt wie in NB 52, 1 das bekannte Wort „Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen" und zieht ein andermal das traditionelle Rückwärtsgehen der Krebse zum Beispiel heran (NB 5, 185; vgl. NS 49, 19). Dann wieder heißt es: „Dann sindt die kindt zů spil bereit, So in der vatter würffel leit"[2].) Daß diese von den Eltern ererbte Natur stärker ist als jeder andere Einfluß, spricht sich aus in der Klage dessen, der „Gäuche ausgebrütet hat" und sie nun zum alten Gauch zurückfliegen sieht (NB 6c, d), nach der allgemeinen Regel: „Wo her ein ding vrspringlich ist, Darzů es ist alzeit gerist, Widerum dahin zů gon" (BF 24, 5).

Aber kehren wir zu den fertigen Gelehrten zurück. Unter ihnen haben sich besonders die Juristen die Feindschaft des Volkes zugezogen, weil sie ihm das Geld abnahmen, ohne etwas Rechtes dafür zu leisten. So klagte man, alle ihre Urkunden seien nur „mit eim dreck versigelt"[3]) und auch durch die gerechteste Urkunde könnten sie mit ihrem spitzfindigen Glossieren „ein loch reden", könnten „sigel vnd brieff durchreden" und damit ungültig machen.[4]) Darum sind sie denn dem Volke auch keine „gůtte christen".[5]) Geiler (das irrig Schaf A 2b) führt „nach gemeynem sprichwort" sieben Stände auf, denen dieser Vorwurf gemacht wird, nämlich: Roller, Zoller, Schörgen, Vörgen, Ertzet, Poeten vnd Juristen Sind sieben böszer cristen, also der fluchende Fuhrmann, der betrügerische Zöllner, der „unehrliche" Henkersknecht, der Arzt, in dem man vielfach nur das kostspielige Übel sah, ohne recht an seine nützliche Hilfe zu glauben, der Poet, d. i. der Humanist — der älteren Gelehrtengeneration ein wahrer Dorn im Auge — und endlich wieder der verhaßte Jurist als eigennütziger Rechtsverdreher.

Bei Murner müssen, wie auch sonst vielfach im Sprichwort, die Juristen allein diesen Vorwurf tragen, wohl mit darum, weil just sie das Unglück haben, einen guten Reim auf Christen zu bilden.

Ein anderer, anscheinend weit verbreiteter Spruch stellt die Juristen und mit ihnen Juden und Weiber als die Hauptquellen alles Übels hin[6]), und in ähnlicher

1) Keine Krähe eine Dohle; SZ vorr. 75. — Vgl. NS 49, 20: „Es macht keyn wolff keyn lemblin nytt". positiv im Renner 1710: „der gouch ziuht jungiu göuchelin". Zingerle 44.

2) NB 53, 15. — Derselbe Satz auf Abt und Mönche gewendet in NS 49, 8. — Zingerle 188.

3) NB 89; SZ 2, 31. — W I. 689.

4) NB 21 (V. 16); SZ 2 (4, 38). — Urkunden wurden durch Durchlöchern ungültig gemacht; aber ein Loch in eine Sache machen heißt überhaupt sie verderben in jedem Sinne. Vgl. dazu die Beispiele des DWb 6, 1097 für die verschiedensten Gebiete. — Vgl. NS 19, 14.

5) NB 29, 10; SZ 2 (7, 14). — W. II 1082. — Vgl. Adel S. 37.

6) NB 29, 5. — W II. 1081. — Alemannia 16, 168 bringt nach einer Notiz auf dem 1. Blatt des Cod. Palat. 1707 der Vatik. Bibl. (ebenfalls 16. Jhdt.) das ähnliche:

Der iuden gesuech dye stet auch woll dabey
der iuristen puech dye drew geschir
vnd die romisch kanzley machen dy welt gantz jrr.

An der M.'schen Stelle ist auffallend die Form Jüdscher, die nur gezwungen als gen. pl. e. substantivierten Adj. aufgefaßt werden kann. Wahrscheinl. ist jüdscher (fundt) Nominativ, und es liegt auch hier wieder ein Konstruktionsversehen vor, das durch die Erinnerung an die eigentliche Form des Sprw. verschuldet ist.

Gesellschaft erscheint auch der Apotheker, wenn das Volk in langer Priamel, die wie eine genauere Ausführung der siebenten Bitte des Vaterunsers wirkt, betet:

„O Gott, behůtt vor iüdschem gsůch
Vnd vor des apoteckers bůch,
Vor eim alten bȫsen wyb
Vnd ouch vor einem krancken lyb, usw.[1])

Mit den Gelehrten müssen auch deren Gehilfen, die Schreiber, sich ihre Sünden vorhalten lassen. Die Schliche, mit denen unredliche Schreiber ihre Kunst ausnützten, um die des Lesens und Schreibens Unkundigen zu übervorteilen, wurden zusammengefaßt unter: „die federen spitzen" (NB 23; 54, 62), einer äußerst charakteristischen Formel. Denn die Bedächtigkeit, mit der dieses Geschäft vorgenommen wurde, konnte in dem wartenden Klienten leicht das Gefühl wecken, daß jetzt der Schreiber darüber nachdenke, wie er seinem Opfer am besten beikomme. Mit dem Gänsekiel ist diese Wendung allmählich verschwunden. Dagegen hat sich die Redensart „etwas in der feder stecken lassen"[2]) bis heute gehalten.

Aus der Sprache der Kanzlei haben einige lateinische Brocken den Weg in die landläufige Rede gefunden. So „item", eine Partikel, die seit dem 14. Jahrhundert auch in deutschen Schriftstücken jeweils zu Beginn eines neuen Abschnittes gesetzt wurde und so gleichbedeutend werden konnte mit Abschnitt, Posten, im Gegensatz zum „register" als der Gesamtaufzeichnung. Diese beiden Ausdrücke werden besonders auf die große Abrechnung zwischen Gott und Menschen gemünzt.[3]) So heißt es NB 76, 65 im Sinne von unserem „Sündenregister": Dann das register ist geschrieben Vnd nit ein item über bliben, und GM 5219 wird dem Sünder angedroht: „Er wurdt zů letst syn jtem finden!" — sein Sonderurteil in dem großen Weltgericht.

Dann gehört hierher „datum" in „sein Datum auf etwas setzen"[4]) für: fest auf etwas hoffen. Ob dies einfach steht für „den Tag seiner Hoffnung setzen in etwas", oder ob der Gedanke an das Datum als Urkundenschluß dabei mitgespielt hat, so daß die Wendung etwa wiederzugeben wäre durch: etwas in Gedanken schon zu Ende geführt und bei sich selbst „besiegelt" haben, kann ohne weiteres kaum entschieden werden.

Endlich ist noch „nisi" zu nennen in Wendungen wie „ein nisi stat dar neben"[5]) für: die Sache hat noch einen Haken, eine Behauptung besitzt nicht bedingungslose Gültigkeit.

Auch soweit es Murners Sprichwort mit dem Leben der Stadt zu tun hat, weiß es überall geschickt die schwachen Seiten zu treffen. Hat doch schließlich alles seine Feinde, und „spricht man on daz: fints mundt redt nie gůtz".[6])

1) NB 30, 58. — s. Sp. in d. Anm. 3. St. 2) NB 3, 78; 19, 102. — DWb 3, 1396c.
3) Wackernagel, „hellegrâve" (ZfdA. 6, 149f.) zeigt, wie sich diese Anschauung entwickelt hat aus Apokalypse 20, 12: „libri aperti sunt — et iudicati sunt mortui ex his quae scripta erant in libris secundum opera ipsorum."
4) NB 2, 107. — DWb 2, 828. — W I. 560f. 5) NB 82, 45. — W III. 1037.
6) Abel S. 36. — Aber nicht nur von dem Lästern e. direkten Feindes weiß das Sprichw. zu sagen. Man spricht auch: Landszman — schantzman" (NB 68, 39), d. h. der Landsmann kann in der Fremde leicht die alten Schwächen eines Menschen ausplaudern, die dessen neue Umgebung bisher noch nicht an ihm wahrgenommen hat. Und da er dies sicher tun wird, wenn man ihn sich auch noch zum Feinde macht, so ergibt sich die Mahnung: „der do ist dyns eigen landts von dem nym für ein rock ein schantz", e. groben Kittel. D. h. sei mit einem schlechten Tausche zufrieden, um dir seine Gunst zu sichern.

Eine große Zahl der hier von Murner überlieferten Wendungen hängt mit den alten Badesitten zusammen, die, gewaltsam wie sie waren, Umschreibungen für allerhand Unangenehmes lieferten. Einem „ein bad zů setzen" oder „zů risten"[1], „ein bad über- oder vffhencken" (SZ 79, 2) bedeutet so ihm Ungemach bereiten. Ironisch gewendet erscheint im selben Sinne der Segenswunsch an den Badenden in „einem das bad gesegnen"[2] und SZ 39, 6 unter Anführung der dabei üblichen Formel als: „**Proficiat** spricht man im das bad". Grad und Stärke des damit bezeichneten Unglücks sind einer unbegrenzten Steigerung fähig. Das beweisen Stellen wie: am Galgen oder am Rad jemandem ein Maienbad geben.[3] Ja, das Fegefeuer selbst wird als „fegbad" bezeichnet, allerdings nur BF 11, 1, und NB 62, 1 spricht gar von dem, „der zůr hellen fart gen baden"[4], um dort Leib und Seele zu verschwitzen. Dann wird wieder ausgeführt, wie das leichtsinnige Weib alle in ihm steckenden Narren, wie der Gauch Gold und Silber ausschwitzen muß, um die Gäuchin zu befriedigen. Als Hyperbeln, die dem etwa parallel zu stellen wären, sind wohl aufzufassen: „den blůtten schweisz herfürsagen"[5] und „das hertz ganz vszherschwitzen"[6], beide für: alles herausreden, was man weiß.

Als das Härteste im Schweißbad erscheint das Lecken, d. i. das Streichen und Schlagen mit der Badequeste, einem aus Blättern fest zusammengebundenen Büschel. Dieses Schlagen sollte die Haut besonders reizen und erhitzen. In diesem Sinne möchte ich entgegen der Balkeschen Erklärung LN 1876 verstehen — mit entsprechend geänderter Interpunktion: „In solchem bad ist das die lecken", nämlich in dem Bad, dem Unglück der allgemeinen Feindseligkeit, ist das die Lecke, der Gipfel der Beschimpfung, daß sogar des Gegners Name verkehrt wird und er dadurch die schwerste persönliche Kränkung erfährt.

Es lag nahe, daß auch der Schweiß, den Angst oder Anstrengung auspreßt, im Sprichwort Eingang fand. Dabei wird stets betont, daß gar keine Hitze herrscht, also das Schwitzen unbegründet ist. Die stehende Formel dafür ist: „schwitzen von dem schnee oder von groszer kelt als von der hitzen".[7]

Auch die Pflege von Kopf- und Barthaar, die ebenfalls dem Bader oblag, wird zum Vergleich herangezogen: Strelen und lusen werden, wie auch das einfache

1) GM 195; NB 60, 37. — Vgl. auch NB 39, 14: „Ich wil üch in ein schweiszbad fieren!"

2) GM 1026: — in durchaus ernstem Sinne BF 34, 159. — W I. 219.

3) LN 2701; ähnl. NB 67, 57; SZ 41, 21; LN 566. — Vgl. auch NB 85, 14: „im iamer baden" und unser heutiges: „etwas ausbaden".

4) Daran anschließend wird dann die Vorstellung vom „lürlis bad" (Elfen- oder Geisterbad) entwickelt, was ebenfalls eine Metapher für die Hölle ist. Murner läßt hierbei auch die Annehmlichkeiten des Badens zur Geltung kommen. Da die Hölle ein „Bad" ist, braucht man sich nicht allzusehr zu fürchten, ja, es erklärt sich gewissermaßen, daß alle Welt dorthin drängt. — Vgl. NB 49, 23 u. Froschmeus. II. 4. 90: „der teufel wird noch sein dein bader".

5) NB 57, 63. — Der blutige Schweiß als Verstärkung erinnert an die Ölbergszene.

6) NB 14, 94. — Anders SZ 39, 54: myn sele vom lyb vsz schwitzen = mich totschwitzen.

7) GM 3015; SZ 39, 3; MS 237: (vgl. d. Ausmalung in SZ 39, 7ff.). — GM 887; BF 33 (1 u. 19) freier GM 5380. NS 17, 18: „Vnd schwitzet das er möcht erfrieren.

zwagen = waschen (NB 97, 35) zu: einen tüchtig vornehmen. Köstlich ist die Ausmalung einer solchen Metapher in NB 80, 78, wo auch das Schminken und Haarkräuseln nicht vergessen ist und zur Verstärkung des Verfahrens dienen muß. Lusen erscheint hauptsächlich in dem Grundsatz: „Man sol eim schalck mit kolben lusen" (NB 63, 38), d. h. jeden mit genügender Energie und den just für ihn tauglichen Mitteln bearbeiten, dann auch in dem als verwerflich hingestellten Gegenteil: „in dem grindt oben hin lusen"[1]) (daneben auch oben ab strelen (NB 45, 33 und 58)), also nur oberflächlich eine Besserung suchen.

Jemanden scheren in der Bedeutung: 'ihn um das Seine bringen' trifft sich formell und inhaltlich mit dem von der Schafschur entlehnten Bilde. Vielleicht war dieses die ursprüngliche Grundlage, bis man nachträglich, unterstützt durch die Gleichheit des Wortes, die Redensart auch auf das Scheren in der Badestube bezog und entsprechend ausbaute. Bei Murner stehen beide Vorstellungsarten unterschiedslos nebeneinander. Neben Sprüchen, die deutlich auf die Schafschur weisen, wie: Do die frummen alten woren, Die habendt ire schaff beschoren usw.[2]) steht das Bild aus der Badestube: Ee das eyn man das mul gewischt, So ist im gnetzt vnd ouch geschoren.[3]) Wenn als Drittes noch die Verbindung schinden vnd schaben[4]) erscheint, so liegt darin wohl der Gedanke an den Abdecker, wofür besonders eine Stelle aus Luther bezeichnend ist: du schindest vnd schabest bis auf den Grad, bis aufs Rückgrat.

Da das Bad nach der Arbeit genommen wurde, so erhielt „in das bad gon" die Bedeutung „feierabent machen". Und wer gar „by hellem tag in das bad gieng", der hatte „el zyt für abent gemacht". Beides aber ging dann von dem einfachen Schluß machen über in ein nicht mehr weiter machen können, ein zu Ende sein, besonders in finanzieller Beziehung.[5])

Ein etwas ungefährlicheres Aussehen erhält die Badestube durch eine Wendung, die sie als den Sammelpunkt aller politischen Kannegießer und Maulhelden zeigt und mit mitleidigem Lächeln spricht von dem „warmen anschlag, freilich in der batstuben geschehen" (Adel S. 8, LN 803), wie denn auch sonst das Sprichwort zu sagen weiß: „In den badtstuben vnd bei den schereren erferet man allezeit ettwas newes" (W I. 221).

Vom Handwerk im allgemeinen und darauf übertragen von allem Tun gilt der Satz: Wer vil hantwerck kan, verdirbt ee das er selber darnach wirbt.[6]) Ebensowenig aber vermag man immer allen Menschen gerecht zu werden, wofür ein alter Spruch aus dem Baugewerbe den treffenden Ausdruck findet: Wer an der

---

1) NB 45. — zu nachsichtig verfahren, nur obenhin tadeln. Vgl. NB 90, 34; SZ 36, 2; BF 10, 30.

2) NB 33, a; s. auch NB 30, 28. — Vgl. W IV. 62.

3) GM 914; vgl. NB 14; MS 494 u. die Verstärkungen NB 69, 62; 97, 32.

4) NB 49, 21; Adel S. 50. — S. DWb 9, 194.

5) Adel S. 13, 34 und 52; NB 8, 73; 48, 65; 69, 23; MS 420 u. 1113; GM 4162; LN 685. — W I. 960. — DWb 3, 1434. — Vgl. NS 67, 25.

6) GM 277. — W II. 337ff. — Vgl. NS. 18, 6. — SZ 19, 15f. erklärt M. d. Wendung in Anlehnung an Luk. 9, 62. — Vgl. NS 84, a mit Z's Anm.

strassen buwen wil, der selb hat widersprecher vil.[1]) Schon Eike von Repgow sagt mit Bezug auf seinen Sachsenspiegel: „ich zimbere, so man seit, bî wege, des muoz ich manegen meister hân“, und ganz in demselben Sinne verwertet Murner diesen Gedanken in seinem Beschluß der GM, Vers 5338.

Die Wendung: vff ein herten felsen buwen geht wohl auf das bekannte biblische Gleichnis zurück, wie das deutlicher noch in der Gegenüberstellung zur Geltung kommt: Ich buwt vff sy als vff ein stein, da was es nun von sandt ein rein.[2]) Sonst sind noch aus diesem Bereiche genommen: jemand „den leimen klopffen“[3]) für tüchtig durchprügeln, eine Umschreibung, die, von der Herstellung der Ziegelsteine entlehnt, sich wohl auf den biblischen Gedanken stützt, daß der Mensch aus Lehm gemacht ist.

Endlich bliebe hier das schwierige „vff dem zan vszgon“[4]), was durchaus das Aussehen einer sprichwörtlichen Redensart aufweist, aber nur bei Murner nachzuweisen ist. Brant hatte NS Kap. 15 den Narren verspottet:

der buwen wil
Vnd nit vorhyn anschlecht wie vil
Das kosten werd.

Der Holzschnitt dazu zeigte den verzweifelten Bauherrn, den die Handwerker verlassen, während im Hintergrund der unvollendete Bau steht, mit ungleich hoch aufgeführten Mauern, von einem Kran überragt, der einen Baustein trägt. Murners NB Kap. 84 wiederholt den Holzschnitt und behandelt das gleiche Motiv unter der Aufschrift: Vff dem zan vszgon. — Spanier, der in seiner Ausgabe der NB S. 336 in zan die Schere sehen wollte, mit der die Steine zum Bau gehoben werden, hat diese Vermutung S. 372 in einer nachträglichen Berichtigung mit Recht fallen lassen. Viel ansprechender sieht er jetzt in zan die „beim unvollendeten Bau aus der Reihe hervorragenden Mauersteine“. Er stützt das mit dem Hinweis auf Geilers Postille (1522) 2, 48b, dort finden sich aber nur die Verba jnzanen und zůsamenzanen, und nach freundlicher Mitteilung von Professor Seedorf in Bremen bietet auch das Material des DWb keine Belege für zan = Zackenrand eines Mauerwerks. Aber vielleicht haben wir überhaupt auf anderem Wege zu suchen und müssen einer Andeutung von NB 84, 57ff. folgen, wo es heißt:

Wil vnser sachen do hin reichen,
Vnd ist der zan das aberzeichen,
So wil ichs basz yetz schryben an,
Das myn rechnung mœg bestan.

Wie, wenn die Redensart, mit der der narrehte anschlag verspottet wird, aus der Rechenkunst genommen wäre? Den Zahn hätten wir dann wohl auf dem Rechenbrett zu suchen, das bei dem alten Rechnen auf der Linie die größte Rolle spielte. Ob Zahn dabei die ᴗ-förmige Krümmung des Drahts oder die einzelne Linie auf dem Brett oder das ganze Rechenbrett bedeutete, muß dahingestellt bleiben, bis sich entscheidende Belege finden (Seedorf im DWb 15, 147). Aber gerade wenn ein rechnerischer Ausdruck in der Redensart vorliegt, kann es sich sehr wohl um eine

1) NB 2, 119. — W I. 253 u. IV. 894. — Beliebt als Hausinschr. Vgl. Al. 7, 233 u. 11. 42.
2) GM 4827; 3589; variiert GM 4838.
3) NB 79, 19; 80, 92; 85, 8. — SZ 4, 20; 55, 25. — DWb 6, 696.
4) NB 84; NB 92, 85; MS 114.

Schulbezeichnung handeln, die nur einer bestimmten Schule und also einem nur kleinen Kreise eignet. Als letzte Frage bliebe dann noch die, wie Murner von dem Brantschen Holzschnitt aus zu dieser Redensart gelangen konnte. Denkt man speziell an das Rechnen auf der Linie, so liegt der Gedanke nahe, daß der Schatten auf dem Tisch den Anknüpfungspunkt gegeben hat. Denn dieser füllt nahezu ein Quadrat mit parallelen Strichen aus, und mitten darauf liegt wie eine rechnende Hand die Ärmelquaste des verzweifelten Bauherrn. Ansprechender aber scheint mir eine andere Vermutung. Der Brantsche Holzschnitt trägt die Unterschrift: Von narrechte ʒ anslag. Darin ist ʒ aus Raummangel für m gesetzt und aus demselben Grunde mußte anslag nahe herangerückt werden, Grund genug — zumal für einen Mann wie Murner, — um aus dem Ganzen nun „zan" herauszulesen und hartnäckig festzuhalten.[1]) (Fortsetzung folgt.)

Richard Wagners „Tristan und Isolde".

Von Karl Weidel in Magdeburg.

Tristan und Isolde ist R. Wagners persönlichstes Werk. Keines ist so wie dies bis in jedes Wort, bis in jeden Ton hinein der Ausdruck seines innerlichsten Erlebens, keines so die Offenbarung seiner tiefsten Seele, keines so ganz die Verkörperung seiner glühenden Leidenschaftlichkeit, seiner höchsten Seligkeit und seiner tiefsten Not. Kein anderes Werk ist darum auch künstlerisch so einheitlich, so ganz aus einem Guß wie dieses. Sieht ein feineres Auge in seinen anderen Werken an manchen Stellen, ob auch meist kunstvoll verdeckt, die Bruchlinien, wo der spröde Sagen- oder Mythenstoff, der einer ganz anderen Lebensstimmung einst entsprang, sich Wagners Umprägung nicht fügen wollte, die ihn zum Gefäß eines ganz anderen Lebens- und Weltanschauungsgehaltes umformte, so ist hier die keltische Sage, die in Gottfrieds liebeglühendem Epos ihre Auferstehung gefeiert hatte, in der Glut heißesten, eigensten Erlebens so völlig umgeschmolzen und verändert worden, daß sich hier Form und Inhalt decken.

Es ist Wagners tiefe und tragische Liebe zu Mathilde Wesendonck, der wir dies hohe Liede der Liebe verdanken. Wie groß der Einfluß dieser wunderbaren Frau auf Wagner war, wie er in ihrer Nähe hindurchgerissen wurde durch alle Seligkeiten des Himmels und alle Qualen der Hölle, wie er durch ihre hohe Reinheit endlich die Kraft fand zu entsagen, das alles tritt uns erschütternd in den Briefen Wagners an sie entgegen, seine künstlerische Form aber hat dieser Sturm der Leidenschaft und diese herbe Entsagung mit all ihrer süßen Bitterkeit in „Tristan und Isolde" gefunden. Und noch die „Meistersinger" zeigen in Hans Sachsens leiser Wehmut und milder, abgeklärter Weisheit den künstlerischen Nachklang jener Züricher Tage.

Daß Wagner damals nicht zugrunde ging, ist um so erstaunlicher, als zu dem tiefen Leid einer aussichtslosen Liebe noch mancherlei andere bittere Enttäuschungen hinzukamen. Seit 6 Jahren lebte er in der Verbannung, die seine Beteiligung an den Revolutionswirren verschuldet hatte. Und diese Trennung vom mütterlichen Boden seiner

1) Den Hinweis hierauf verdanke ich wie so manchen andern wertvollen Wink meinem verehrten Lehrer, Prof. A. Götze-Freiburg, von dem auch die Anregung zu dieser Arbeit stammt.

Heimat und seines Volkes, dem sein Schaffen galt, war um so peinigender für ihn, als seine Begeisterung für die Revolution, von der er sich eine völlige Neugestaltung der Kultur und Kunst erhofft hatte, infolge der so ganz anderen Entwicklung der Dinge längst verraucht war. Dazu kam die Gleichgültigkeit, ja oft Gehässigkeit der Kritik und einflußreicher Kreise seinen Werken gegenüber, das Theaterelend und die Aussichtslosigkeit seiner Bühnenreformbestrebungen. Kurz: eine Trostlosigkeit seines äußeren und inneren Lebens, die nicht mehr zu überbieten war.

Da lernte er 1854 Schopenhauers Hauptwerk „Die Welt als Wille und Vorstellung" kennen. Und die quietistische Philosophie dieses abendländischen Buddhisten lehrte ihn auf einmal sein Leid in unauflöslichem Zusammenhang mit dem Weltleid sehen. Sie zeigte ihm, daß sein persönliches Schicksal das Schicksal der Welt sei, nahm damit seinem Leide den Stachel und half ihm, es zu überwinden. Nun wurde ihm auf einmal klar, daß alle Not und Qual der Welt nur die notwendige Kehrseite des Willens zum Leben sei, der den Grund dieser Welt der Erscheinungen bilde, sie immer wieder zum Dasein zwinge, nur um sie immer wieder zu vernichten. Und wie eine Himmelsbotschaft voll Frieden und Versöhnung erschien ihm damals jene tief entsagungsvolle Lehre, daß nur der zum Glück gelangt, der erkennt, daß alles Unglück dem nie zu befriedigenden Willen, der nie zu stillenden Begierde entspringt, der darum den Willen in sich absterben läßt, der entsagt, statt irgend etwas zu begehren, weil er eingesehen hat, daß alle Güter dieser Welt nur Scheingüter sind. Wer zu dieser Erkenntnis sich aufgeschwungen hat, der hat sich frei gemacht von dem „Wahn", der alle Wesen betört und festhält am Leben, der geht ein ins Nirvana, jenen Zustand wunschloser Seligkeit, in dem mit dem Willen auch alles individuelle Bewußtsein versinkt wie ein Wassertropfen im unendlichen Meer.

Diese Gedanken Schopenhauers brachten Wagner die Erlösung aus peinvoller Zerrissenheit, sie gaben aber zugleich dem Werke, zu dem sich seine Liebe verklärte, jenen tiefen Weltanschauungsgehalt, der es zu dem „eigentlichen opus metaphysicum aller Kunst" hat werden lassen, wie Nietzsche es nannte.

Am deutlichsten tritt das natürlich zutage auf dem Höhepunkt der Dichtung, im zweiten Akt. Die große Liebesszene ist im Grunde nichts als ein immer klareres und entschiedeneres Sichabwenden von der Welt und ein Sichhinwenden zur Entsagung. Um zwei Begriffe drehen sich alle Gedanken der unselig Seligen: um den Tag und um die Nacht. In ihnen hat Schopenhauers philosophischer Gedanke der Willensbejahung und der Willensverneinung seine dichterisch anschauliche Gestalt gefunden. Der Tag ist für Wagner die Welt der Sinne, die uns mit tausend Banden fesselt, uns dem „Wahn" preisgibt und damit allem Unheil und Leide ausliefert. Immer und immer wieder reden die beiden vom „Wahn", der sie umfangen hielt, dessen betrügerischen Schleier sie nun zerrissen. Wahn war es, der Tristan verführte, an „der Ehre Glanz, des Ruhmes Macht ... sein Herz zu hangen", um ihretwillen um Isolde für einen anderen zu werben. Doch nun ist „nachtsichtig" sein Auge: er schaut die „Wahrheit" des „tückischen" Tages, die nichts ist als „Lug und Trug". Und er kann nicht Worte genug finden, diese trügerische Welt zu bezeichnen mit ihrer „eitlen Pracht", ihrem „prahlenden Schein", der keinen Gehalt birgt, mit ihres „flackernden Lichtes flüchtigen Blitzen", die nur blenden, aber nicht dauernd erhellen. All dieses Scheinwerk von „Ruhm und Ehr, Macht und Gewinn", sogar „der Treu und Freundschaft Wahn"

kann den nicht mehr festhalten am Leben, der „der Todes Nacht liebend erschaut", der „des Tages Lügen" den Rücken kehrt und mit sehnsüchtiger Liebe dem „Wonnereich der Nacht" sich zuwendet, wo alles Wähnen und Begehren stirbt, wo „heil'ger Dämm'rung hehres Ahnen löscht des Wähnens Graus welterlösend aus". Wer diese „heilige Dämmerung" einmal geahnt, wer diesen „nie-wieder-Erwachens wahnlos hold bewußten Wunsch" einmal in sich aufsteigen spürte und von ihm sich erfüllen ließ, dem „erbleicht die Welt mit ihren Blenden", der „verlacht" den Tag, weil ihm die Nacht ihr so viel seligeres „tief Geheimnis vertraut", der kennt nur eines noch: „in des Tages eitlem Wähnen bleibt ihm ein einzig Sehnen, das Sehnen hin zur heiligen Nacht, wo ur-ewig, einzig wahr, Liebes-Wonne ihm lacht".

Diese letzten Worte zeigen aber deutlich, daß Wagner an einem wichtigen Punkte über Schopenhauer hinausgegangen ist, daß er seine metaphysischen Welterlösungsgedanken in unauflösliche Verbindung mit dem Erlebnis seiner Liebe gebracht hat. Im Liebeserlebnis offenbarte sich ihm Sinn und Ziel der Welt, so wie es ihm dann Schopenhauer in klare Worte und Begriffe zu fassen wußte. Das Wesen und die tiefste Seligkeit der Liebe sieht Wagner nämlich in dem Aufgehen des einen Individuums im andern, des Ich im Du. So heißt es am Schluß ihres bis zur Verzückung sich steigernden gemeinsamen Liebeshymnus: „Du Isolde, Tristan ich, nicht mehr Tristan, nicht Isolde; ohne Nennen, ohne Trennen, neu Erkennen, neu Entbrennen; endlos ewig ein-bewußt: heiß erglühter Brust höchste Liebeslust." Und nicht minder deutlich läßt das ihre „glühende Umarmung" begleitende Liebesstammeln am Anfang des zweiten Aktes erkennen, daß die tiefste Seligkeit der „Wonne der Seele", die sie erfüllt, der „süßen, hehrsten, kühnsten, schönsten, seligsten Lust", die so „ohne Gleiche", so „überreich", so „überselig" ist, darin begründet ist, daß sie „himmelhöchstes Welt-Entrücken" birgt, daß das Individuum mit all seinem Fluch egoistischen Wollens aufhört, sein zu wollen, daß es stirbt, indem es ganz sich einem andern hingibt, in ihm sich auflöst und verschwindet in dem seligen Gefühl: „Mein und dein! Immer ein! Ewig, ewig ein!"

Von hier aus wird es verständlich, wie für Wagner Tod und Nacht geradezu zum Symbol höchster Liebesvereinigung werden mußten. Der Schauder vor dem Tode, vor der ewigen Nacht ist ihm nichts als der stärkste „Wahn", mit dem der „neidische Tag", der Trug der Sinnenwelt die Menschen berückt, indem er ihnen die höchste Seligkeit mißgönnt, die Menschen erleben können: nämlich aufzugehen in seliger Wunschlosigkeit, alle Schranken des Individuums mit seiner rastlosen, stets unbefriedigten Qual des Begehrens zu durchbrechen, „in des Wonnemeeres wogendem Schwall, in der Duft-Wellen tönendem Schall, in des Weltatems wehendem All — ertrinken — versinken — unbewußt — höchste Lust!" Was den vom Wahn geblendeten Menschen höchster Schrecken ist: zu „ertrinken", zu „versinken", sich selbst zu verlieren, das ist in Wahrheit höchste Seligkeit, der Tod kein Schrecken, sondern die über alles Denken hinaus gesteigerte Seligkeit völligen Sichaufgebens, wie es im Abglanz die „höchste Liebes-Lust" dem Menschen für Augenblicke zum Erlebnis werden läßt, die ihm doch „endlos-ewig" dünken, weil er in ihnen für Augenblicke wenigstens einmal frei ist von der Engigkeit und Not seiner Individualität mit all ihrem Wollen und Wähnen.

Von hier aus erst wird voll verständlich jenes wunderbare, von Harfenklängen

umwobene Gebet zur Nacht der Liebe, in dem höchste Liebesverzückung und religiöse Stimmung eine unlösliche Verbindung eingegangen haben, die unwillkürlich an des Romantikers Novalis „Hymnen an die Nacht" erinnert: „O sink hernieder Nacht der Liebe, gib Vergessen, daß ich lebe; nimm mich auf in deinen Schoß, löse von der Welt mich los." Erst im „Vergessen" liegt das wahre Leben, erst wenn „die letzte Leuchte" verloschen ist, wenn alles Denken und Dünken, alle Erinnerung und alles Wünschen aufgehört hat, erst dann ist „des Wähnens Graus Welt-erlösend" ausgelöscht. Wer diesen Zustand höchster Ekstase, den alle Mystiker ersehnen und preisen, erreicht hat, für den verschwindet die Welt der Erscheinungen mit ihrer Zersplitterung und ihrem Wähnen, der kann mit Tristan und Isolde ausrufen: „selbst-dann bin ich die Welt", denn er erlebt die Welt jenseits ihrer Zersplitterung in die Vielheit — in ihrer Einheit, in ihrem „liebe-heiligsten Leben, wonne-hehrsten Weben", in ihrem „nie-wieder-Erwachens wahnlos hold bewußten Wunsch". Denn der Kern der Welt ist tiefste Seligkeit, reines, wunschloses Fühlen ohne Wissen, Wollen und Wähnen, und wer versinken kann in der Nacht der Liebe oder der Nacht des Todes, der ist „von Erwachens Not befreit", der ist auf „ewig heim" gekommen, wo seiner „in ungemeßnen Räumen übersel'ges Träumen" wartet. So sind Liebe und Tod die wahren Welterlöser, die dem Menschen den Weg zeigen in jenes Land, „das alle Welt umspannt", weil sie allein von dem Fluche der Welt zu befreien vermögen, der in der Individualität, im persönlichen, egoistischen Wollen und Wähnen begründet liegt. Liebe und Tod erlösen, weil sie das enge, beschränkte Ich zur Welt erweitern.

Goethe hat, lange vor Schopenhauer und Wagner, am Ende des zweiten Aktes seines „Prometheus" den gleichen Gedanken einen unübertrefflich schönen und tiefen Ausdruck gegeben. Da läßt er Prometheus und Pandora folgendermaßen sprechen:

Pandora: . . . Dies Herze sehnt sich oft,
Ach, nirgends hin und überall doch hin!
Prometheus: Da ist ein Augenblick, der alles erfüllt,
Alles, was wir gesehnt, geträumt, gehofft,
Gefürchtet, Pandora —
Das ist der Tod!
Pandora: Der Tod?
Prometheus: Wenn aus dem innerst tiefsten Grunde
Du ganz erschüttert alles fühlst,
Was Freud' und Schmerzen jemals Dir ergossen,
Im Sturm Dein Herz erschwillt,
In Tränen sich erleichtern will
Und seine Glut vermehrt,
Und alles klingt an Dir und bebt und zittert,
Und all' die Sinne Dir vergehn,
Und Du Dir zu vergehen scheinst
Und sinkst,
Und alles um Dich her versinkt in Nacht,
Und Du, in immer eigenstem Gefühl,
Umfassest eine Welt:
Dann stirbt der Mensch.'
Pandora (ihn umhalsend): O Vater, laß uns sterben!

Die Ähnlichkeit ist schlagend: der Tod die Erfüllung aller Sehnsucht, aller Träume und Hoffnungen, die Erweiterung des kleinen Selbst zum weltumfassenden Gefühl;

das Versinken der Welt in Nacht, das Vergehen des Ich darum nichts Schreckliches, sondern höchste Wonne, wo, wie Prometheus weiter sagt, „Alles — Begier und Freud und Schmerz — in stürmendem Genuß sich aufgelöst". Genau der gleiche Gedanke erfüllt Isoldens Worte vor ihrem Liebestod: „Soll ich schlürfen, untertauchen, süß in Düften mich verhauchen? In des Wonnemeeres wogendem Schwall, in der Duft-Wellen tönendem Schall, in des Welt-Atems wehendem All — ertrinken — versinken — unbewußt — höchste Lust."

Aber steht dies unbewußte Versinken im All trotz aller höchsten Lust nicht im Widerspruch zum Thema des Wagnerschen Werkes? Ist nicht die höchste Liebesseligkeit trotz alles Aufgehens des einen im andern doch eben in dem Bewußtsein der Vereinigung zweier getrennter Wesen zum unauflöslichen Bunde begründet? Und ist nicht der Tod, das bewußtlose Versinken im All die Trennung jenes Bundes und damit höchstes Leid statt höchste Lust? Isolde selbst ist es, die, als Brangäne den Liebenden das Nahen des Tages kündet, der sie wieder trennt, bange an die viel schmerzvollere Trennung im Tode denken muß. Tag und Tod scheinen ihr gleich feindlich ihre Liebe zu bedrohen. Denn ihre Liebe heißt: Tristan und Isolde, und bange fragt sie den Geliebten: „Dies süße Wörtlein: und, was es bindet, der Liebe Bund, wenn Tristan stürb', zerstört es nicht der Tod?" Doch Tristan beruhigt sie mit den Worten: „Was stürbe dem Tod, als was uns stört, was Tristan wehrt, Isolde immer zu lieben, ewig nur ihr zu leben?" Solange sie leben, hat auch der Tag Rechte an sie; er stört immer wieder das selige Aufgehen ineinander. Der Tag aber ist nicht nur die Außenwelt mit ihrem Neid und ihrer Not — „gibt's eine Not, gibt's eine Pein, die er nicht weckt mit seinem Schein?" —, sondern die Schranke der eignen, körperlichen, individuellen Existenz, das „Ich", das notgedrungen immer wieder das völlige Aufgehen im „Du" verhindert, weil es seinen eignen Gesetzen unterworfen ist. Diese Trennungsschranken aber beseitigt der Tod und gibt damit der Liebessehnsucht nach Vereinigung erst ewige Befriedigung. Denn er ist nicht ein Versinken im Nichts, das „Unbewußte" jenes Zustands, zu dem er das Tor öffnet, ist nicht gleichbedeutend mit Vernichtung, mit der Aufhebung jeder Existenz, sondern vielmehr etwas unendlich Positives, das Eingehen in einen Zustand überseligen Entzückens, der, weil ihm die Form individuellen, beschränkten Bewußtseins fehlt, ein „übersel'ges Träumen" ist. Ist das aber so, dann hat Tristan recht, wenn er ihre Liebe für ewig und unzerstörbar hält: „welches Todes Streichen, könnte je sie weichen?" Der Tod kann ja nur die individuelle Hülle zerstören, nicht aber den Kern ihres Wesens, die Liebe, treffen. Die Liebe aber ist unzerstörbar, denn sie ist, wie Isolde zu Brangäne sagt, „des Welten-Werdens Walterin, Leben und Tod sind ihr untertan, die sie webt aus Lust und Leid". Der Mensch also, in dessen Herzen die wahre Liebe lebendig geworden ist, hat damit Teil gewonnen am Wesen der Welt und dessen Unzerstörbarkeit, und mit felsenfester Gewißheit kann darum Tristan antworten: „wie könnte die Liebe mit mir sterben! Die ewig lebende mit mir enden?" Dann aber ist wirklich der Tod nichts andres als das dunkle Tor für sie beide, durch das sie, wie Mann und Weib auf Bartholomé's bekanntem Denkmal Aux Morts, eingehen müssen „um ungetrennt, ewig einig, ohne End', ohn' Erwachen, ohne Bangen, namenlos in Liebe umfangen, ganz uns selbst gegeben der Liebe nur zu leben".

Leben also, nicht sterben, ist der tiefe Sinn des Liebestodes. Und wie Pandora

hat nun auch Isolde keine andre Sehnsucht als: „Laß den Tag dem Tode weichen!... Laß ihm uns weih'n, dem süßen Tod!" — und mit Tristan zusammen keine andere Furcht als wieder daraus zu erwachen: „O, süße Nacht! Ewige Nacht! Hehr erhab'ne Liebesnacht! Wen Du umfangen, wem Du gelacht, wie — wär' ohne Bangen aus Dir er je erwacht. Nun banne das Bangen holder Tod, sehnend verlangter Liebes-Tod! In deinen Armen, dir geweiht, ur-heilig Erwarmen, von Erwachens Not befreit."

Auch hierfür bietet die Stelle in Goethes „Prometheus" eine überraschende Parallele und zugleich die Deutung des tieferen Sinnes der Worte. Auf Pandoras Worte: „O, Vater, laß uns sterben!" heißt es nämlich weiter:

Prometheus: Noch nicht.
Pandora: Und nach dem Tod?
Prometheus: Wenn alles — Begier und Freud' und Schmerz —
In stürmendem Genuß sich aufgelöst,
Dann sich erquickt, in Wonne schläft —
Dann lebst Du auf, aufs Jüngste wieder auf,
Von Neuem zu fürchten, zu hoffen, zu begehren!"

Goethe teilt danach Lessings Anschauung von der Seelenwanderung. Der Tod ist ein Hinabtauchen ins All, eine Lösung vom Krampf des individuellen Lebens, ein erquickender, wonnevoller Schlaf, der mit neuen Kräften erfüllt und aus dem man verjüngt wieder auflebt, um am Spiel des Lebens von neuem sich zu beteiligen, sowie im unendlichen Meer die Wellen fortwährend in der ruhigen Tiefe versinken, um immer aufs neue wieder aufzutauchen.

Auch Wagner liegt dieser Gedanke nicht fern, wie Tristans und Isoldens „Bangen" zeigt und ihre sehnsüchtige Bitte zur Nacht, „von des Erwachens Not befreit" zu bleiben. Im dritten Akt aber hat Wagner dies Wiedererwachen zum Angelpunkt der leidenschaftlich bewegten, inneren Handlung gemacht. Tristan hat sich von dem eifersüchtigen Verräter Melot zu Tode verwunden lassen, nachdem er noch einmal sich dessen vergewissert, daß Isolde ihm nachfolgen wolle, in „das Wunderreich der Nacht, aus der er einst erwacht", in das er nun ihr vorangehen wolle, um, wenn sie ihm folge, dort „endlos ewig ein-bewußt" mit ihr zu leben. Offenbar ist Wagner der Anschauung, daß echte Liebe „von des Erwachens Not befreit". Und daß in Tristans und Isoldens Liebe ein über die persönliche Existenz hinausreichendes Geheimnis sich offenbare, kommt sogar dem unglückseligen König Marke zum Bewußtsein, der seine lange Rede mit den Worten schließt: „Den unerforschlich tief geheimnisvollen Grund, wer macht der Welt ihn kund?" Der geheimnisvolle Grund zu dem den König entehrenden, aller Treue Hohn sprechenden Verhalten Tristans ist nichts andres als seine unzerstörbare Liebe zu Isolde, die ihn auf einmal von „des Tages täuschendem Schein" befreite, so daß er aufhörte, ein „eitler Tages-Knecht" zu sein, die sein Auge „nachtsichtig" machte, so daß vor dem „einzigen Sehnen, dem Sehnen hin zur heiligen Nacht" alles andere verblaßte. Ja mehr noch: ihm, der vorher von sich rühmte: „Tristans Ehre — höchste Treu", dem erscheint jetzt auch die Treue nur als ein „Wahn" des tückischen Tages, der ihn von dem „Himmel-höchsten Welt-Entrücken" und dem „Nie-wieder-Erwachen" „neidisch" fernhalten will, und entschlossen ruft er drum aus: „Selbst um der Treu und Freundschaft Wahn dem treusten Freunde ist's

getan, der in der Liebe Nacht geschaut, dem sie ihr tief Geheimnis vertraut." Der in Notwehr Handelnde, um seine Existenz im tiefsten Sinne Kämpfende steht außerhalb der Regeln der Sitte und der Forderungen des moralischen Gesetzes, das ist seine Überzeugung. Darum sucht er jetzt den Tod, Isolde nach sich ziehend, sie an sich fesselnd, wie schon einmal, als er als todwunder Tantris mit seinem Blick Isolden zwang, ihn zu heilen und in die Heimat zu entlassen, statt sich an ihm zu rächen für die Ermordung ihres Verlobten Morold.

Doch Tristans Wunde tötet ihn nicht gleich. Dem treuen Kurwenal gelingt es, seinen Herrn nach Kareol, in die Burg seiner Väter, in Sicherheit zu bringen, hoffend, daß er dort wieder gesunde, wenn die Ärztin erschiene, die allein ihn zu heilen vermag, Isolde. Doch Tristan erwacht aus seiner tiefen Bewußtlosigkeit, noch ehe sie erscheint, und nun spielt sich vor uns jener erschütternde Kampf des Lebens mit dem Tode ab, des Tages mit der Nacht, des Sterbenwollens und Nichtsterbenkönnens, weil Tristan ohne Isolde im „Wonnereich der Nacht" nicht zu bleiben vermag. Hier wird Wagners Anschauung noch einmal ganz deutlich. Nur der ist ewig befreit von „des Erwachens Not", der das „Himmel-höchste Welt-Entrücken" seligster Liebe erlebt, denn seine Sehnsucht ist damit auf ewig gestillt. Denn das Los alles Endlichen ist es, „sich sehnen — und sterben, sterben — und sich sehnen", also ewig wiedergeboren zu werden, bis diese Sehnsucht nach höchstem Glück dauernd gestillt ist im Erlebnis der Liebe, die im Tode vereint bleibt. Darum kann Tristan nicht sterben, denn Isolde lebt noch im Licht des Tages, „im Reich der Sonne". Er war schon „im weiten Reich der Welten-Nacht", dem Urquell des Daseins, wo jeder „von je gewesen", wohin jeder immer wieder gehen muß. Da war er schon im „göttlich ew'gen Ur-Vergessen" versunken, am Ziel alles Sehnens angelangt, wie er meinte. Doch er fand Isolden nicht, „in der einzig zu vergehen, zu entschwinden Tristan ist vergönnt". Ohne sie keine völlige Stillung der Sehnsucht. Darum mußte er „mit hell erschloss'nen Augen der Nacht enttauchen, — sie zu suchen", sein „heiß-inbrünstig Lieben" trieb ihn aus Todes-Wonne-Grauen" neu dem Lichte des Tages zu, ihn „wirft die Nacht dem Tage zu". Damit aber ist er wieder aller Not und Pein des Lebens unterworfen: „Weh', nun wächst bleich und bang mir des Tages wilder Drang! Grell und täuschend sein Gestirn weckt zu Trug und Wahn mein Hirn!" Was er schon überwunden hatte, den Willen zum Leben — „Krachend hört' ich hinter mir schon des Todes Tor sich schließen" —, mit dem muß er jetzt von neuem kämpfen, und leidenschaftlich verflucht er, wie Faust, „den furchtbaren Trank, der der Qual ihn vertraut", den Trank des Lebens, den er selbst „gebraut" und „Wonne-schlürfend je genossen", statt ihn von Anfang an zu verschmähen und „aus Vaters-Not und Mutter-Weh", die beide starben, als sie ihn gezeugt und geboren, sich die Augen öffnen zu lassen über den „verfluchten Tag mit seinem Schein". Und erschütternd ertönt die Klage des Todwunden, der „nach Sterbens Ruh" sich sehnt und ohne Isolde nicht sterben kann: „Das Licht, wann löscht es aus? Wann wird es Nacht im Haus?" Als aber dann Isolde wirklich erscheint, als er weiß, daß sie ihm Treue bewahrt, da hält es ihn auch nicht länger „im Reiche der Sonne". Mit „Lust ohne Maßen, freudigem Rasen ... in jubelnder Kraft" rafft er sich auf und reißt sich den Verband von der Wunde: „mit blutender Wunde erjag' ich mir heut Isolden. Hahei! Mein Blut lustig nun fließe!" Nun er weiß, daß Isolde naht, ihm „zum Heil", um ihm die „Wunde" des Lebens „auf ewig"

zu schließen, kehrt er lachend und jubelnd zurück ins Wonnereich der Nacht: „vergehe die Welt meiner jauchzenden Eil!" Und lieber „betrügt" er Isolden „um dieses einz'ge ewig-kurze letzte Weltenglück" des Wiedersehens und vereinten Sterbens, ehe er noch länger „des Tages täuschenden Schein" ertragen möchte, weiß er doch, daß Isolde genaht „wie ein Held", mutig ihm dahin zu folgen, „wo Tristans Haus und Heim". Und so gönnt er ihr nur das eine Wort „Isolde", mit dem er sie nach sich zieht, mit ihm zu versinken „in des Welt-Atems wehendem All".

Überschauen wir noch einmal das ganze Werk, so ist nun wohl klar, daß in ihm der Grundgedanke der Philosophie Schopenhauers: die Verneinung des Willens zum Leben, künstlerische Gestalt gewonnen hat, und es heißt den Sinn des Werkes völlig mißverstehen, wenn Chamberlain in Tristan und Isolde geradezu „die höchste Verherrlichung, die Apotheose des Willens zum Leben" erblickt. Diese Umdeutung ist nur diktiert von dem Wunsche, Wagners Gedankenwelt möglichst unabhängig von äußeren, philosophischen Einflüssen (auch Wagners Abhängigkeit von dem Philosophen Feuerbach, von dem ihn erst Schopenhauer abbrachte, leugnet Chamberlain) erscheinen zu lassen. Das Werk selbst ist ein vollgültiger Beweis dagegen, denn es enthält nicht nur hier und da Worte, die schopenhauerisch klingen, und die man nur als zufällige Anklänge zu werten brauchte, es ist, wie wir sahen, in seinem ganzen Gedankengehalt und Aufbau von Schopenhauers Geist durchtränkt und darum von einer Einheitlichkeit der Grundstimmung wie kein anderes Werk Wagners. Wagner selbst aber hat darüber gar keinen Zweifel gelassen. In seinen „Erinnerungen an Schnorr von Carolsfeld" bezeichnet er ausdrücklich Tristans Liebesfluch im dritten Akt „als die Spitze der Pyramide, bis zu welcher die tragische Tendenz dieses Tristan sich auftürmte". Das hat nur Sinn, wenn wirklich der ganze Gedanken- und Stimmungsgehalt des Werkes in diesem Liebesfluch gipfelt. Dann ist aber notwendig, das ganze Werk von hier aus zu deuten. Gilt aber Tristans Fluch deutlich genug nichts anderem als dem Willen zum Leben, der ihn nicht loslassen will, dann ist auch die ganze Handlung des Stücks in nichts anderem zu sehen, als in dem immer bewußter werdenden Hindrängen zu der klaren Erkenntnis, daß nur die Verneinung dieses Willens zum Leben, der im Liebesbegehren gipfelt, Erlösung von aller „Qual" des Lebens bringt. Und Wagner selbst faßt in diesem Sinne den Inhalt seines Werkes in die Worte zusammen: „Nun (nach dem Genuß des Liebestrankes) war des Sehnens, des Verlangens, der Wonne und des Elendes der Liebe kein Ende: Welt, Macht, Ruhm, Glanz, Ehre, Ritterlichkeit, Treue, Freundschaft, alles wie wesenloser Traum zerstoben: nur eines noch lebend: Sehnsucht, Sehnsucht, unstillbares, ewig neu sich gebärendes Verlangen — Schmachten und Dürsten; einzige Erlösung — Tod, Sterben, Untergehen, Nichtmehrerwachen." Und aus den Tagebuchblättern, auf denen er die Seligkeit und Pein seiner Liebe zu Mathilde Wesendonck ausströmen ließ, seien wenigstens folgende Bekenntnisse herausgegriffen: „Ich kann mir nur noch ein Heil denken, und dies kann nur aus der innersten Tiefe des Herzens ... kommen. Es heißt: Ruhe! Ruhe der Sehnsucht! Stillung jedes Begehrens!" Und das andere, zum Beweise, daß uns hier wirklich seine Weltanschauung entgegentritt: „Die Welt ist überwunden: in unserer Liebe, unserem Leiden hat sie sich selbst überwunden."

Ja, mehr noch: Wagner hat nicht nur in Tristan und Isolde der Gedankenwelt Schopenhauers sich hingegeben. Er glaubte in ihr überhaupt den endgültigen Ausdruck seiner Welt- und Lebensanschauung gefunden zu haben, und in der Tat zeigt sich dieser Einfluß in all seinen Werken bis hin zum „Parsifal". Ja sogar seine früheren Werke: der „Fliegende Holländer", „Tannhäuser" und „Lohengrin", die er vor der Bekanntschaft mit Schopenhauers Philosophie schuf, erscheinen ihm später als eine unbewußte Vorwegnahme der Gedanken jenes Philosophen. Von ihnen schreibt er an seinen Freund Röckel: „... wenn in ihnen ein poetischer Grundzug ausgedrückt ist, so ist es die hohe Tragik der Entsagung, der wohlmotivierten, endlich notwendig eintretenden, einzig erlösenden Verneinung des Willens. Dieser tiefe Zug ist es, der meiner Dichtung, meiner Musik die Weihe gab, ohne die alles wirklich Ergreifende, was sie ausübte, ihnen nicht zu eigen werden konnte."

Wie seiner Dichtung gibt nach diesen Worten auch seiner Musik Schopenhauers Gedanke von der einzig erlösenden Verneinung des Willens „die Weihe" und die ergreifende Wirkung. Auch hier geht Wagner auf Schopenhauers Gedanken zurück. Denn nach diesem ist die Musik, während alle anderen Künste die Einzeldinge der Erscheinungswelt in ihrem Wesen wiederzugeben versuchen, die einzige Kunst, die ein „Abbild des Willens selbst" ist, der aller Welt zugrunde liegt, der als Wille zum Leben sich in allen Erscheinungsdingen offenbart und sich selbst zerfleischt, bis er sich bewußt gegen sich selbst kehrt und durch Verneinung zur Erlösung kommt. Die Musik ist also sozusagen die metaphysische Kunst, die das Wesen der Welt unmittelbar vergegenständlicht: „deshalb eben, sagt Schopenhauer, ist die Wirkung der Musik so sehr viel mächtiger und eindringlicher, als die der anderen Künste: denn diese reden nur vom Schatten, sie aber vom Wesen".

Und es ist wie eine Vorwegnahme dessen, was Wagner zum erstenmal in „Tristan und Isolde" bewußt zu leisten versucht hat, wenn Schopenhauer von der Melodie sagt: „Sie erzählt ... die Geschichte des von der Besonnenheit beleuchteten Willens, dessen Abdruck in der Wirklichkeit die Reihe seiner Taten ist, aber sie sagt mehr, sie erzählt seine geheimste Geschichte, malt jede Regung, jedes Streben, jede Bewegung des Willens, alles das, was die Vernunft unter den weiten und negativen Begriff Gefühl zusammenfaßt." Eben das ist in „Tristan und Isolde" geleistet. Denn so einheitlich wie der Gedankengehalt des Werkes ist, so ganz aus einem Gusse ist auch die Musik. Sie zerfällt nicht, wie sonst die Opernmusik, in eine Reihe innerlich selbständiger, musikalischer Einzelstücke, sondern ist ein Ganzes, eine einzige „große, das ganze dramatische Tonstück umfassende Melodie", wie sie von jetzt ab das Leitmotiv aller Werke Wagners ist. So tritt an Stelle einzelner Melodien bei Wagner die Gesamtmelodie, die nichts ist und sein will als der tiefste und alles in sich bergende Ausdruck der das ganze Kunstwerk bis in alle Einzelheiten hinein durchströmenden Grundstimmung, die in den besonderen Situationen natürlich immer wieder eine besondere Färbung annehmen wird, der die Musik sich aufs engste anschmiegt, nie aber in unzusammengehörige oder sich widersprechende Stimmungen auseinanderfallen kann. Vielmehr will Wagner von Anfang an beim Hörer eine bestimmte Grundstimmung auslösen, die ihn nicht mehr losläßt, und er hat sie einmal in einem Gleichnis jener Stimmung verglichen, „wie sie ein schöner Wald am Sommerabend auf den einsamen Besucher hervorbringt ... Wie nun aber der Besucher des Waldes, wenn

er sich, überwältigt durch den allgemeinen Eindruck, zu nachhaltender Sammlung niederläßt, seine vom Druck des Stadtgeräusches befreiten Seelenkräfte zu einer neuen Wahrnehmungsweise spannend, gleichsam mit neuen Sinnen hörend, immer inniger auflauscht, so vernimmt er nun immer deutlicher die unendlich mannigfaltigen, im Walde wach werdenden Stimmen; immer neue und unterschiedene treten hinzu, wie er sie nie gehört zu haben glaubt; wie sie sich vermehren, wachsen sie an seltsamer Stärke; lauter und lauter schallt es, und soviel der Stimmen, der einzelnen Weisen er hört, das überwältigend hell angeschwollene Tönen dünkt ihm doch wiederum nur die eine große Waldesmelodie, die ihn schon anfänglich so zur Andacht fesselte, wie sonst der tiefblaue Nachthimmel seinen Blick gefesselt hatte, der, je länger er sich in das Schauspiel versenkte, desto deutlicher, heller und immer klarer seine zahllosen Sternenheere gewahrte. Diese Melodie wird ewig in ihm nachklingen, aber nachträllern kann er sie nicht; um sie ganz wieder zu hören, muß er wieder in den Wald gehen, und zwar am Sommerabende."

So klingt durch „Tristan und Isolde" von den ersten Takten an bis zu den letzten Akkorden das eine große Thema von der Allgewalt der Liebe. Was dieses tiefste aller menschlichen Gefühle in sich birgt an höchster Glückseligkeit und schmerzvollem Entsagen, an verzehrendem Verlangen und milder Wehmut, an Zerrissenheit und Harmonie, an Hoffnung und Verzweiflung, an stürmischer Leidenschaft und ruhiger Verklärung — das kommt in diesem „Urgedicht der Liebe" zur vollen Entfaltung. Und wie in einem kunstvollen Gewebe die einzelnen Fäden sich miteinander verschlingen, an der einen Stelle verschwinden, um an anderer wieder aufzutauchen, sich vereinen, um sich wieder zu trennen und in neue Verbindung zu treten, so verweben sich in „Tristan und Isolde" die einzelnen Motive zu einer großen Symphonie, die auf dem einen Thema der Liebessehnsucht aufgebaut ist und dieses Grundgefühl sich entfalten läßt von dem stürmischen Verlangen nach Vereinigung bis hin zur starken Sehnsucht nach dem Versinken im Wonnereich der Nacht, im Tode. Und das Genialste, was Wagner so niemals wieder gelungen ist, ist die Vereinigung von Gefühl und Gedanke: das Liebesdrama wird von selbst zum Weltdrama. Es ist nicht nur die Tragödie zweier Liebenden, die uns fesselt: ihr Schicksal ist das Schicksal aller Menschen. Das ist Wagners Meinung: Wir alle sind durch den „verfluchten Trank" ans Leben gefesselt, wir alle leiden unter ewig unstillbarer Sehnsucht, bis wir erkennen, daß der Fluch des Daseins nur zu lösen ist, wenn wir dem Tage den Rücken kehren und von der Welt uns lösen.

Diesen Inhalt des ganzen Werkes faßt schon das Vorspiel klar und eindringlich zusammen. Wagner hat es selbst so gedeutet: „Der Musiker, der dieses Thema — Sehnsucht, unstillbares, ewig neu sich gebärendes Verlangen, Schmachten und Dursten — sich für die Einleitung seines Liebesdramas wählte, konnte, da er hier ganz im eigensten, unbeschränkten Elemente der Musik sich fühlte, nur dafür besorgt sein, wie er sich beschränkte, da Erschöpfung des Themas unerschöpflich ist. So ließ er denn nur einmal, aber im langgegliederten Zuge, das unersättliche Verlangen anschwellen, von dem schüchternen Bekenntnis der zarten Hingezogenheit an, durch jagendes Seufzen, Hoffen und Bangen, Klagen und Wünschen, Wonnen und Qualen, bis zum mächtigsten Andrang, zur gewaltsamsten Mühe, den Durchbruch zu finden, der dem Herzen den Weg in das Meer unendlicher Liebeswonne eröffne! Umsonst!

Ohnmächtig sinkt das Herz zurück in Sehnsucht zu verschmachten, in Sehnsucht ohn' Erreichen, da jedes Erreichen nur neues Sehnen keimen läßt, bis im letzten Ermatten dem brechenden Blicke die Ahnung höchster Wonne des Erlangens aufdämmert: es ist die Wonne des Sterbens, des Nichtmehrseins, der letzten Erlösung in jenes wundervolle Reich, von dem wir am fernsten abirren, wenn wir mit stürmischester Gewalt darin einzudringen uns mühen. Nennen wir es Tod? Oder ist es die nächtige Wunderwelt, aus der ein Efeu und eine Rebe zu inniger Umschlingung auf Tristans und Isoldens Grabe emporwuchsen, wie die Sage uns meldet?" Wir sahen schon oben, daß im Verlauf der dramatischen Entwicklung zur Klarheit kommt, wie jenes Reich der Nacht nicht Tod im Sinne der Vernichtung ist, sondern ein „übersel'ges Träumen", wie Liebe und Tod im tiefsten identisch sind, weil sie beide von der „Sehnsucht Not" erlösen.

Damit ist zugleich der eigentümliche Charakter dieses Kunstwerks deutlich. Ganz im Gefühl wurzelnd, ist es einzig aus dem Geist der Musik heraus geschaffen. Dem starken Gefühlserlebnis, seiner Liebe zu Mathilde Wesendonck, vom stürmischen Begehren bis zu der ihm durch Schopenhauer erleichterten Kraft der Entsagung, hat Wagner hier künstlerische Gestalt gegeben: „Da ich", so schreibt er über das Werk an Liszt, „. . . im Leben nie das eigentliche Glück genossen habe, so will ich diesem schönsten aller Träume noch ein Denkmal setzen, in dem von Anfang an bis zum Ende diese Liebe sich einmal so recht sättigen soll: ich habe im Kopf einen Tristan und Isolde entworfen, die einfachste, aber vollblütigste musikalische Konzeption; mit der schwarzen Flagge, die am Ende weht, will ich mich dann zudecken, um — zu sterben." Daraus erklärt sich der im wesentlichen lyrische Charakter des Werkes. Der ganze zweite und dritte Akt (der erste gibt ja nur die Exposition) ist, abgesehen von den theatralisch zugespitzten Handlungen am Ende der Akte, nur ein breiter, lyrischer Erguß. Darin liegt die Stärke und die Schwäche des Werkes.

Man hat sich im Anschluß an Wagners eigne ästhetische Theorie, die ganz auf seine persönliche Begabung zugeschnitten ist, daran gewöhnt, von Wagners „Musikdramen" oder „Wort-Ton-Dramen" zu reden, wobei der Ton auf dem Begriff „Drama" liegt. Nun ist hier nicht der Ort, Wagners Theorie kritisch zu prüfen, da uns nur „Tristan und Isolde" beschäftigt. Eins aber ist klar: ein Drama, wenn wir darunter Werke verstehen, wie sie Sophokles, Calderon, Shakespeare oder unsre Klassiker schufen, ist „Tristan und Isolde" nicht. Dazu fehlt es ihm an Klarheit des dramatischen Aufbaus, an Klarheit der psychologischen Motivierung der Handlungen (man denke nur z. B. an Tristans und Isoldens widerspruchsvolles Verhalten in den Andeutungen des ersten Akts), an Klarheit endlich in der Charakteristik der Personen. Das im einzelnen darzulegen, wie es Richard Weltrich in einer eingehenden und lesenswerten Schrift getan hat[1]), erübrigt sich, sowie man zugibt, daß „Tristan und Isolde" kein Drama, sondern eine Oper ist. Hat es ja doch Wagner selbst Mathilde Wesendonck gegenüber eine Oper genannt. Die Oper aber unterliegt anderen Stilgesetzen als das Drama. Sie kann und muß auf alles verzichten, was einer Vertonung widerstrebt. Sie wird sich ganz allein auf die Elemente einer Handlung zurückziehen, die durch musikalische Mittel darstellbar sind, d. h. auf die Äußerungen des Gefühls

1) Richard Wagners „Tristan und Isolde" als Dichtung. Berlin 1904.

lebens. Gedanken und Handlungen kommen für sie nur insoweit in Frage, als sie der Träger starker Gefühlswerte sind. Und wer wollte leugnen, daß, unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, von Wagner mit großer Meisterschaft in „Tristan und Isolde" nicht nur überall das musikalisch Darstellbare mit sicherem Griff erfaßt wurde, sondern daß er die musikalischen Einzelbilder zugleich als innerlich notwendig zusammenhängende Teile eines Ganzen zum Bewußtsein kommen ließ? Hier liegt Wagners großes und unbestreitbares Verdienst. Er hat der Oper, soweit das möglich war, eine Art von Einheit und innerer Folgerichtigkeit zu geben vermocht. Er hat die innere Plan- und Zusammenhanglosigkeit der Oper alten Stils überwunden und sie zum Ausdruck einer starken Grundempfindung gemacht, die sich zum Träger einer „Gesamtmelodie" eignete. Das war möglich, weil er den Text seiner Opern zugleich selber dichtete. Aber Opern sind seine Werke trotz ihrer strafferen Konzentration darum doch geblieben, d. h. Kunstwerke, deren Wesen und Wert nicht im Wort, in der Dichtung ruht, sondern einzig und allein in der Musik.

Man sollte endlich aufhören, Wagner als Dichter zu verherrlichen. Er gehört nicht in die Literaturgeschichte hinein, sondern in die Musikgeschichte. Als „Dichtung" betrachtet ist „Tristan und Isolde" ohne wirklichen Wert. Nicht nur hält das Werk entfernt keinen Vergleich mit Gottfrieds wunderbar reicher und feiner Dichtung aus, auch sprachlich ist es nichts weniger als ein Meisterwerk, wie Weitrich fast zu grausam gezeigt hat. Und das gleiche gilt mehr oder weniger von allen Werken Wagners.

Aber das ist ganz gleichgültig. Wie viele von denen, die „Tristan und Isolde" erschütterte, haben sich denn wirklich durch alle Einzelheiten des Textbuches hindurchgequält? Wie viele haben wohl seinen Gedankeninhalt verstanden? Sind sie dem Werke darum weniger nahe gekommen, wie uns die Wagner-Fanatiker glauben machen wollen, die Wagner für einen großen Dramatiker und Dichter erklären? Gewiß nicht. Denn die Genialität dieses Werkes liegt in seiner Musik, und um sie nachzuerleben, braucht man weder von der keltischen Sage etwas zu wissen, mit der Wagners Werk kaum mehr als den Titel teilt, noch von dem philosophischen Gehalt. Ja, man kann Wagners philosophische Überzeugungen sogar ablehnen und sich trotzdem von seiner Musik erschüttern lassen, die alle Seligkeiten und Qualen der Liebe, ihr himmelhohes Jauchzen und Zum-Tode-Betrübtsein, mit so unmittelbarer Kraft in uns weckt, wie es eben nur die Musik vermag.

Die soziale Anklageliteratur in der Schule.

Von Gustav Soyter in Aschaffenburg.

Ich hatte als Lehrer an höheren Mädchenschulen wiederholt die Aufgabe, die Schülerinnen der 6. Klasse und der Selekta mit der deutschen Literatur von Goethes Tod bis zur Gegenwart näher bekannt zu machen. Es sollte dabei auch die moderne Zeit, in der die sogenannte „soziale Anklageliteratur" der Naturalisten eine große Rolle spielt, charakterisiert werden. Da es über die Methode, nach welcher der heikle Stoff den jungen Mädchen im Alter von 16 bis 20 Jahren dargeboten werden soll, keine bestimmten Anweisungen gibt, lege ich kurz dar, wie ich's gemacht habe und bitte die Fachgenossen um gütige Ratschläge.

Wollte man die modernen Ideen der „Freiheit" und des „Fortschrittes", die in den naturalistischen Dramen und Romanen verbreitet werden, in der Schule ganz übergehen, so würde man die Jugend mit dem gefährlichen Zweifel ins Leben hinausschicken: „Welche Anschauung ist die richtige, die in der Familie uns anerzogene und in der Schule gelehrte von der unbedingten Geltung der alten sittlichen Werte oder jene von so vielen Seiten vorgetragene und so vielfach mit Beifall aufgenommene Anschauung von der Unzulänglichkeit und Überlebtheit dieser Werte?" Die heutige Großstadtjugend ist zudem schon meist durch das Theater, die Presse, den Kinematographen, durch eigene Lektüre, sowie die öffentlich angeschlagenen Programme gewisser Parteiversammlungen und Vortragsabende mit dem „Geist der neuen Zeit" oberflächlich bekannt gemacht, hat sich vielleicht schon im stillen zu den neuen Ideen, die sie nicht zu widerlegen vermag, bekehrt und wagt nur im Kreise der Familie nicht sich offen dazu zu bekennen.

Im folgenden soll geschildert werden, wie ich versuchte an ein paar Beispielen[1]) das Tendenziöse der sozialen Anklagedramen zu zeigen und wie ich vor einer einseitig pessimistischen Betrachtungsweise unserer gegenwärtigen Gesellschaftsordnung warnte.

Nachdem festgestellt war, daß die Kursteilnehmerinnen schon das eine oder andere moderne Stück im Theater gesehen hatten, wurde die Frage gestellt, ob sie nicht bemerkt hätten, daß manche Schriftsteller gewisse alte Einrichtungen oder Grundsätze, an deren unbedingte Geltung man bisher geglaubt habe, als veraltet darstellten. Da nannte eine Schülerin Anzengrubers „Viertes Gebot" und fügte erläuternd hinzu, daß darin geschildert werde, wie es einem jungen Mädchen zum Unglück gereichte, daß es dem Rate seiner törichten Eltern bei der Wahl eines Mannes gehorchte, und wie ein junger Bursche von einem schlechten Vater schlecht erzogen zum Mörder wurde.

Auf die Frage, ob sie die Handlung und die Charaktere in diesem Stück für lebenswahr halte, antwortete sie mit „ja", wagte jedoch auf die weitere Frage, ob also mit diesem Drama die Hinfälligkeit des vierten Gebotes bewiesen sei, keine Äußerung.

Eine Mitschülerin, die das Stück selbst gar nicht kannte, kam ihr zu Hilfe, indem sie erklärte, es gebe Fälle, in denen die Kinder ihren Eltern nicht zu gehorchen brauchten. Durch das Lachen einiger Nachbarinnen fühlte sie sich veranlaßt, sich deutlicher auszudrücken, und sagte, es gebe doch tatsächlich Fälle, in denen der Staat schlechten Eltern das Recht der Kindererziehung abspreche. Beistimmend erklärte ich, es handle sich hier allerdings um einen Ausnahmefall; der Dichter habe absichtlich einen solchen Fall konstruiert, in dem das Gebot widriger Umstände halber seinen Wert nicht offenbaren konnte.

Die Mädchen wurden dann aufgefordert, ein anderes Drama zu nennen, in dem auch eine bestehende Einrichtung oder ein altes Ideal als veraltet hingestellt werde. So kam das Gespräch auf Sudermanns „Ehre".

1) Hinsichtlich der Auswahl der Beispiele sei bemerkt, daß ich an Bekanntes anknüpfen und vor allem jene Dramen besprechen wollte, die bereits durch Aufführungen an Münchner Theatern beherrschend in den Gesichtskreis einiger Schülerinnen getreten waren. Wollte man die „klassischen" Muster der sozialen Anklageliteratur besprechen, so müßte man wohl mit den „Webern" Gerhart Hauptmanns beginnen.

Nachdem ich den Hauptinhalt des Stückes kurz dargelegt hatte, schrieb ich folgende Worte des Grafen Trast, welche die Tendenz des Dramas ausdrücken, an die Tafel:

II, 11: „Was wir gemeinhin Ehre nennen, das ist wohl nichts weiter als der Schatten, den wir werfen, wenn die Sonne der öffentlichen Achtung uns bescheint. —

Aber das Schlimmste bei allem ist, daß wir soviel verschiedene Sorten von ‚Ehre' besitzen als gesellschaftliche Kreise und Schichten. Wie soll man sich da zurecht finden? —

Es gibt gar keine Ehre."

Die meisten hielten diese Sätze für unrichtig, wußten sie aber nicht zu widerlegen. Ein paar Geister, die „stets verneinten", behaupteten, Sudermann habe recht. Einige Belesene verwiesen auf Zitate über die Ehre aus Lessings „Minna v. Barnhelm", ohne aus ihnen eine Kritik der Sudermannschen Auffassung zu folgern.

Nun schrieb ich selbst noch folgende zwei Stellen aus Shakespeare an:

I. Falstaff (Heinrich IV., 1. Teil, Akt V, 1):

„Was ist Ehre? Ein Wort. Was ist dieses Wort Ehre? Luft. —
Ehre ist nichts als ein gemalter Schild beim Leichenzuge."

II. Jago zu Othello (Othello III, 3):

„Der gute Name ist bei Mann und Frau
Das eigentliche Kleinod ihrer Seelen.
Wer meinen Beutel stiehlt, nimmt Tand; s' ist was
Und nichts; mein war es, ward das Seine nun
Und ist der Sklav' von Tausenden gewesen.
Doch, wer den guten Namen mir entwendet,
Der raubt mir das, was ihn nicht reicher macht,
Mich aber bettelarm."

Kaum waren diese Worte angeschrieben, so meldeten sich mehrere Mädchen und stellten fest, daß bereits Falstaff die Ehre ebenso aufgefaßt habe wie Sudermanns Trast. Selbst den weniger Begabten wurde es rasch klar, welche Auffassung der Ehre Shakespeare selbst gehabt habe: der wegen seiner plumpen Genußsucht komische Falstaff vertritt bei ihm die moderne Anschauung von der Nichtigkeit des Ehrbegriffes; sein Othello dagegen, der tragische Held, opfert eher sich selbst und seine geliebte Desdemona, als daß er an dem alten Grundsatz zweifelt, nach dem die Ehre das höchste Gut des Lebens ist. Was also der alte Dichter nur zum Scherz und zur Belustigung seiner Zuhörer ins Drama eingeflochten hat, das macht der moderne Schriftsteller allen Ernstes zum Hauptthema seines Stückes, nämlich das Zerzausen und Zernichten eines uralten sittlichen Begriffes.

Es bedurfte nun nicht mehr vieler Worte, um den Schülerinnen die Gefährlichkeit des Sudermannschen Stückes darzulegen, die darin liegt, daß viele Theaterbesucher den Schluß: „Da es keinen für alle Kreise und Schichten gültigen Ehrbegriff gibt, so gibt es überhaupt keine Ehre" nicht als Trugschluß erkennen und ihn, weil er bequem ist, zu ihrem neuen Lebensgrundsatz machen.

Um endlich den Schülerinnen Gelegenheit zu bieten, die gewonnenen Erkenntnisse nochmals mit eigenen Worten zusammenzufassen und über die Tragweite der verschiedenen Ehrbegriffe nachzudenken, wurde das Aufsatzthema gestellt: „Welche

Gesellschaft wäre die glücklichere, die, in welcher Othellos alter Grundsatz, oder jene, in welcher Trasts neue Auffassung von der Ehre allgemeine Geltung hätte?"[1])

In dieser Weise wurden die Schülerinnen angehalten, immer, wenn in Schrift oder Wort die bestehende Gesellschaftsordnung angegriffen wird, mißtrauisch zu prüfen, ob die angeklagten Einrichtungen oder Ideale tatsächlich veraltet sind, und zu bedenken, daß der wahre Fortschritt den vernünftigen Mittelweg zwischen starrem Festhalten an der Überlieferung und dem jähen Bruch mit ihr darstellt, daß aber eine Kritik, die nur zerstört, ohne anderseits wieder aufzubauen, unfruchtbar und gewagt ist.

Zum Schluß warnte ich vor jener einseitigen, trübseligen Betrachtungsweise, die im menschlichen Leben mit seinen freilich nie vollkommenen Einrichtungen nur Elend und Lüge sieht, und gab den Mädchen Fontanes Rat mit auf den Lebensweg:

„Herz, laß das Zweifeln, laß das Klauben,
Vor dem das Beste selbst zerfällt,
Und wahre dir den Rest von Glauben
An Gutes noch in dieser Welt!

Schau hin auf eines Weibes Züge,
Das lächelnd auf den Säugling blickt,
Und fühl's: es ist nicht alles Lüge,
Was uns das Leben bringt und schickt.

Und, Herze, willst du ganz genesen,
Sei selber wahr, sei selber rein!
Was wir in Welt und Menschen lesen,
Ist nur der eigne Widerschein.

Lehnübersetzungen und Verwandtes.

Von **Friedrich Seiler** in **Wittstock.**

Ein sehr großer Teil unseres Wortvorrats ist aus anderen Sprachen nicht durch unmittelbare Übernahme der fremden Wörter, sondern mittelbar durch ihre Übersetzung entlehnt worden. Das ist allgemein anerkannt. Aber über die Bezeichnung dieser Übersetzungswörter ist man sich noch keineswegs einig. Das liegt hauptsächlich daran, daß man die verschiedenen Arten derselben nicht hinreichend sondert.

Singer[2]) nennt solche deutsche Wörter, die den Bedeutungswandel eines fremden Wortes, dem sie in der bisherigen Bedeutung entsprechen, nach dessen Vorbild mitmachen, Bedeutungslehnwörter. Er geht dabei von *einfalt, einfältig* aus, das unter dem Einfluß des gleichbedeutenden lateinischen *simplex* (frz., engl. *simple*) deteriorierte, d. h. zur Bedeutung *töricht* hinabsank. Bedeutungslehnwörter wären also alle diejenigen deutschen Wörter, die ihre ganze oder wenigstens einen Teil ihrer Bedeutung von einem fremdsprachlichen Ausdruck erhalten haben. Ich habe demgegenüber schon in meinem Werke: Die Entwicklung der deutschen Kultur im Spiegel des deutschen Lehnworts IV, S. 235f., darauf aufmerksam gemacht, daß es

1) Ich habe die Erfahrung gemacht, daß eine solche konkrete Fassung des Themas bessere Gedanken aus den Schülern herauslockt als eine abstrakte, da Themata wie „Wahrer und falscher Ehrbegriff" die Schüler vielfach zu unfruchtbarem Definieren und Moralisieren verleiten.

2) Zeitschrift für deutsche Wortforschung III, 220ff., wiederholt in der kleinen Schrift: „Die deutsche Kultur im Spiegel des Bedeutungslehnwortes", Zürich 1903 (Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Sprache in Zürich, Heft VII), S. 2f.

in unserer Sprache nur wenige Wörter geben wird, die dann nicht als Bedeutungslehnwörter zu bezeichnen wären. „Denn an irgendeinem Punkte seiner Geschichte ist wohl so ziemlich jedes Wort einmal von einem fremdsprachlichen Ausdruck beeinflußt worden." Ja viele deutsche Wörter wären dann nicht nur einmalige, sondern zwei- oder gar mehrfache Bedeutungslehnwörter. *Geist* z. B. wurde zum Bedeutungslehnwort, erstens als es den kirchlich-theologischen Sinn des lateinischen *spiritus* in seinen mannigfaltigen Bedeutungen annahm, zweitens als es vom französischen *esprit* zu dessen Bedeutung einer besonderen intellektuellen Fähigkeit hinübergezogen wurde, dann wieder, als es vom spätlateinischen *spiritus* die chemische Bedeutung einer flüssigen Essenz erhielt. Ähnlich steht es mit *Herz, Mut, Lust, Sache, Ursache, Ding* und vielen anderen.

Außerdem setzt aber die Bezeichnung „Bedeutungslehnwort" doch wohl voraus, daß das deutsche Wort seine ganze Bedeutung aus einem fremden entlehnt habe. Das ist aber keineswegs das gewöhnliche. Wenn z. B. *Hof* den Sinn des lateinischen *aula,* französischen *cour* „Residenz, Gesamtheit der Hofleute" mit übernommen hat, so hat es doch deswegen seine ältere Bedeutung „umfriedigter Wirtschaftsraum" nicht verloren. Soll man es nun deswegen ein „Lehnwort", wenn auch nur ein „Bedeutungslehnwort" nennen? Oder *Gut,* weil es auch die ethische Bedeutung von *bonum* angenommen hat? Es würden dann vermutlich nur wenige Wörter in unserer Sprache übrigbleiben, die nicht Lehnwörter wären.

Eine besondere Gruppe dieser „Bedeutungslehnwörter" nennt Singer „Bildungslehnwörter", nämlich diejenigen, die das fremde Wort auch in der Art seiner Bildung nachahmen, z. B. *découvrir entdecken, impressio Eindruck, nostalgia Heimweh.* Auch diese Benennung kann ich nicht für glücklich ansehen, weil sie doch eigentlich Lehnwörter bezeichnet, die sich auf die Bildung beziehen, wie *Schule, schreiben, Dozent, Universität.*

W. Matthias[1]) nimmt die beiden Ausdrücke Singers an, setzt aber neben „Bildungslehnwörter" als gleichbedeutend „Übersetzungslehnwörter" und fügt hinzu „Ersatzlehnwörter", z. B. *Auslegung = Interpretation, Mehrheit = Majorität, Umwelt = Milieu.*

Ich schlage nun statt dessen vor, folgende drei Ausdrücke zu unterscheiden: Übersetzungen, Bedeutungsentlehnungen, Lehnübersetzungen.[2]) Was diese Ausdrücke bezeichnen sollen, wird die folgende Einteilung zeigen.

Wenn durch Kulturübertragung von einem andern Volke her ein neuer Begriff an ein Volk herantritt, so kann dasselbe mit diesem zugleich das fremde, ihn bezeichnende Wort übernehmen. Das sind dann zunächst Fremd-, später Lehnwörter. Es kann aber auch den neuen Begriff in seine eigene Sprache übertragen, und zwar in verschiedener Weise:

1. Für das fremde Wort und den neuen Begriff bildet die deutsche Sprache durch Ableitung oder Zusammensetzung aus ihren eigenen Mitteln ein neues Wort, sei es gleich bei der Annahme des neuen Begriffs oder nachdem sie sich längere Zeit

1) Zeitschr. f. d. deutsch. Unterricht XXIX (1915) S. 613.

2) Der letzte ist meines Wissens zuerst gebraucht worden von Mauthner: Wörterbuch der Philosophie, neue Beiträge zu einer Kritik der Sprache (München und Leipzig 1910), I S. 121 ff.

hindurch des Fremdwortes bedient hat. Diese Neubildung kann erfolgen ohne formelle Anlehnung an das fremde Wort. Demut = humilitas, Heiland = salvator, Erlöser = redemptor, Versucher = tentator, geistlich = spiritualis, Fleischwerdung = incarnatio, Höfling = courtisan, Jahrhundert = saeculum, folgerecht = consequens, empfindsam = sentimental, Bahnsteig = perron, Abteil = coupé, Flugzeug = aéroplan, Drahtbericht = engl. telegram, behelfsweise = provisorisch, Beweggrund = Motiv, Schaubühne = Theater, mittelbar = mediatus, Vierteljahr = Quartal, Viereck = quadratum. Übertragungen von dieser Art wird man schlechtweg als Übersetzungen bezeichnen müssen.

2. Es kann bei der Neubildung aber auch eine formelle Anlehnung an das fremdsprachliche Wort gesucht werden, die es diesem nicht nur hinsichtlich der Bedeutung, sondern auch hinsichtlich der äußeren Form angleicht. Dieser Fall tritt ein bei zusammengesetzten Wörtern, wenn deren beide Teile wörtlich übersetzt werden. Derartige entlehnte Wortzusammensetzungen sind ungemein zahlreich: Selbstherrscher = autocrator, Alleinherrscher = monarchus, Vielweiberei = polygamia, Vielgeschäftigkeit = πολυπραγμοσύνη, Vielherrschaft = πολυκοιρανίη, Erdkreis = orbis terrarum, Wohltat = beneficium, wohlwollend = benevolus, Heimweh = nostalgia, Nutznießung = usus fructus, Eisenbahn = chemin de fer, Handstreich = coup de main, Gesichtspunkt = point de vue, Halbwelt = demimonde, Freudenmädchen = fille de joie, Eigenliebe = amour-propre, Korpsgeist = esprit de corps, hochkomisch = du haut comique, wohlverstanden = bien entendu, Schlafwandler = somnambule, Schlafwagen = sleeping-car, Heilsarmee = salvation army. Für diese Gruppe ist der Ausdruck „Übersetzung" zu allgemein. Das fremde Wort gibt dem deutschen hierbei nicht nur seine Seele, nämlich seine Bedeutung, sondern auch einen Teil seines Gewandes, seiner äußeren Erscheinung. Wir werden solche Wörter also Lehnübersetzungen nennen.

3. Eine besondere Art von Zusammensetzungen sind die mit Präpositionen, deren beide Teile ebenfalls von dem entsprechenden deutschen Worte einzeln wiedergegeben werden. Auch diese Gruppe muß man wegen dieses formellen Anschlusses an das fremde Original Lehnübersetzungen nennen. Wenn z. B. *ex-imius* wörtlich genau durch *aus-nehmend* übersetzt wird, so ist das eine Lehnübersetzung, während freiere Verdeutschungen, wie vortrefflich, vorzüglich, ungemein nur Übersetzungen sind. Manche der so entstehenden Komposita sind früher schon im eigentlichen Sinne gebräuchlich gewesen, z. B. niederdrücken, aufwecken, während *niedergedrückt* im moralischen Sinne eine Lehnübersetzung von *déprimé* und dem Fremdwort *deprimiert*, *aufgeweckt* im übertragenen Sinne = gescheit Lehnübersetzung von *éveillé* ist; *auslegen* im Sinne von erklären ist Lehnübersetzung von *exponere*, *wiedergeben* = übersetzen, darstellen von *reddere*. Diese Wörter gehören also zugleich zu den unter Nr. 5 besprochenen, wären danach also keine Lehnübersetzungen. Man kann sie aber nicht wohl von den anderen, formell gleichartigen Zusammensetzungen trennen, die zur Übersetzung des fremden Wortes erst neu gebildet worden sind (Nr. 2), und zwar um so weniger, als sich in vielen Fällen kaum feststellen läßt, ob ein solches Kompositum schon früher vorhanden war oder erst dem fremden Wort seine Entstehung zu verdanken hat. Beispiele für solche mit Präpositionen zusammengesetzte Lehnübersetzungen sind sehr zahlreich.

In der älteren Zeit übersetzte man das lateinische *con-*, *co-* durch das etymologisch entsprechende *ge-*: Gewissen = conscientia, Gevatter = compater, in der neueren, als das Gefühl für die ursprüngliche Bedeutung des *ge* erstorben war, durch *mit:* Mitwisser = conscius, Mitschüler = condiscipulus, Mithelfer = coadjutor, Mitleid = compassio. *De-* wird übersetzt durch *ab-:* abgeschmackt = dégoutant, *nieder-*: niedergedrückt = déprimé, *ent-*: entschädigen = dédommager. Andere Beispiele sind: ausnehmen = excipere, angleichen = assimilare, ankündigen = adnuntiare, anbequemen = accommodare, umwallen = circumvallare, umschreiben = circumscribere, Umstand = circumstantia, Verbindlichkeit = obligatio, Vorurteil = praejudicium, Vorherbestimmung = praedestinatio, Eindruck = impressio, Ausdruck = expressio, ausschweifen = extravaguer, außerordentlich = extraordinarius, übertragen = transferre, übersetzen = transponere, überleben = survivre, übersteigen = surmonter, überwachen = surveiller, Vorzimmer = antichambre, vorsündflutlich = antediluvianus, Unternehmer = entrepreneur, Vorgebirge = promonturium, Ausstellung = exposition. Ferner zahlreiche mit in- zusammengesetzte Adjektiva: unfehlbar = infallibilis, unverbesserlich = incorrigibilis (incorrigible), unberührbar = intangibilis, unerhört = inauditus, unzertrennlich = inséparable, unermüdlich = infatigable, unveränderlich = invariabilis, unwiderruflich = irrevocabilis, unübersteiglich = insurmontable, unerheblich = ital. irrelevante (Seiler, Lehnwort IV, 132).

4. Die deutsche Sprache bedient sich zur Übersetzung eines fremden Wortes mit neuem Bedeutungsgehalt eines schon vorhandenen deutschen Wortes. Dann kann wiederum ein doppelter Fall eintreten. Der seltenere ist der, daß die ursprüngliche alte Bedeutung des deutschen Wortes nach Annahme der neuen ungebräuchlich wird. *Reue* z. B. hat seine ursprüngliche Bedeutung „Seelenschmerz" eingebüßt, seitdem es zur Übersetzung des christlichen poenitentia verwandt wurde. Dasselbe ist bei vielen alten Wörtern geschehen, durch die die neuen christlichen Begriffe dem Volke mundgerecht gemacht wurden; z. B.: Ostern = pascha, Hölle = gehenna, taufen = baptizare, fasten = jejunare, auferstehen = resurgere, Heide = paganus, Abendmahl = cena domini, Ablaß = remissio, Weihnachten = dies natalis, Gebet = oratio (vgl. Seiler, Lehnwort II², 4f.). Da bei diesen Wörtern der ursprüngliche Sinn nicht mehr gefühlt wird, wirken sie wie die Neubildungen *Heiland*, *Demut* usw. (Nr. 1). Wir müssen daher auch diese Wörter schlechtweg Übersetzungen nennen.

5. Die ursprüngliche Bedeutung des zur Übersetzung eines fremden Wortes mit neuem Begriffsinhalt gebrauchten deutschen Wortes bleibt neben der neuen bestehen. Das ist der bei weitem häufigste Fall (S. 4). Es seien hier noch einige Beispiele angeführt. Die *Stimme* wird nach *voix* zur Wahlstimme, die *Kammer* nach *chambre* zur Abteilung der Volksvertretung, *Geschmack* nach *gout* zum ästhetischen Gefühl, *Hals* nach *collum* frz. *cou* auf die Flasche, der Vogel *Kran* (Kranich) nach *grus* auf das Hebewerk übertragen, *Flügel* wird nach *ala* auch vom Heere und der Mühle gebraucht, *Kunst* macht alle Bedeutungswandlungen des lateinischen *ars*, frz. *art* durch, *eitel* die des lat. *vanus*, eine *Schönheit* wird nach *beauté* zur schönen Frau, *eine Neuheit* nach *nouveauté* zu einem neuen Handelsartikel.

Für diese Art der Bedeutungsübertragung, der sich sicher nur wenige Wörter der deutschen Sprache im Laufe ihrer Geschichte vollständig entzogen haben, ist der treffendste Ausdruck nicht Bedeutungslehnwort (s. o.), sondern Bedeutungsent-

lehnung. Man wird also z. B. sagen: *Geist* im kirchlichen Sinne ist eine (oder beruht auf einer) Bedeutungsentlehnung aus lat. spiritus.

Eine hervorragende Rolle in dieser Gattung spielen die metaphorischen Ausdrücke. Schon oben bei den mit Präpositionen zusammengesetzten Wörtern haben wir bildliche Ausdrücke wie *niedergedrückt, aufgeweckt, Eindruck, übersteigen* kennengelernt. Derartige gibt es sehr viele mit und ohne Präposition: anbeten (leidenschaftlich lieben) = adorer, entgleisen (aus der Bahn kommen) = dérailler, es fällt mir zu = accidit mihi, begreifen = comprehendere, eingefleischt = incarnatus, bekehren = convertere, Erbauung (religiöse) = aedificatio, Zerknirschung = contritio, sich einbilden = imaginari, erwägen = pensare, deliberare, Neigung = inclinatio, schließen = concludere, es folgt = sequitur, besitzen = possidere, rühren = toucher, (durch)kreuzen = croiser, beschränkt (Fremdwort borniert) = borné, gesetzt (bedächtig) = posé, Ente (Zeitungslüge) = canard. Auch diese metaphorischen Ausdrücke wird man, soweit sie sich nicht deutlich als präpositionale Zusammensetzungen erweisen und also zu 3 gehören, Bedeutungsentlehnungen nennen.

6. Wendungen wie *rechnen auf etwas = compter sur, spielen mit etwas = jouer avec, etwas auf sich nehmen = prendre sur soi* bilden den Übergang zu den Entlehnungen ganzer Wortgruppen. Eine große Menge von Redensarten haben wir aus anderen Sprachen übernommen. Aus der Bibel stammen z. B.: *mit fremdem Kalbe pflügen, zum Tempel hinauswerfen, von Pontius zu Pilatus schicken*; aus dem Altertum: *sauere Trauben, eine Schlange am Busen nähren, vom Pferd auf den Esel kommen*; aus dem Italienischen: *in Rom gewesen sein und den Papst nicht gesehen haben*; aus dem Französischen: *Feuer und Flamme speien = jeter feu et flamme, böses Blut machen = faire de mauvais sang, jemanden an der Nase herumführen = mener quelqu'un par le nez, die Frau hat die Hosen an = madame a la culotte.* Solche Wendungen, die aus der Wortkunde hinüberführen zur Sprichwörterkunde, müßte man eigentlich nennen: entlehnte sprichwörtliche Redensarten. Als kürzere Bezeichnung empfiehlt sich **Lehnredensarten**.

7. Nicht immer beruht die Übereinstimmung der Bedeutungsentwicklung auf Entlehnung. In manchen Fällen haben die Wörter in verschiedenen Sprachen unabhängig voneinander dieselben Veränderungen ihrer Bedeutung erfahren. Wenn wir z. B. von einem *tiefen Baß* reden, so kann das *tief* aus dem *basso profondo* des Italienischen entlehnt sein, es kann aber auch den übertragenen Sinn aus seiner Grundbedeutung heraus erzeugt haben. *Landesvater, Pfauenauge, Drahtseilbahn* können aus *pater patriae, pavonum caudae oculi* (Plinius 13, 96), engl. *wire-rop-way* entlehnt sein, können aber auch selbständige Erfindungen der deutschen Sprache sein. Hat *Weise* den Sinn von Melodie, *Name* den von Berühmtheit, *bitter* seinen übertragenen Sinn (ein bitteres Wort, Geschick), durch eigenes Weiterwachsen oder durch den Einfluß des lateinischen *modus, nomen, amarus* erhalten? Um die Entscheidung richtig zu treffen, ist notwendig, das Alter der Neubildung oder Neubedeutung festzustellen und sie nicht isoliert zu betrachten, sondern in den Zusammenhang der gesamten Kultur- und Sprachentwicklung zu stellen. Da z. B. *Drahtseilbahn* ein ganz modernes Wort ist, da ferner England bis in die neueste Zeit auf dem Gebiete der Industrie maßgebend und vorbildlich gewesen ist und uns infolgedessen auch andere Originalworte für Lehnübersetzungen geliefert hat, z. B. *fast-train Schnellzug, horse-power*

Pferdekraft, *turnbench Drehbank*, *turning disk Drehscheibe*, dazu Lehnwörter wie *Lokomotive*, *Tender*, *Waggon*, *Lore*, *Tunnel* u. a. (Seiler, Lehnwort II, 189 f.), so werden wir auch *Drahtseilbahn* in diesen Kulturzusammenhang hineinstellen und für eine Lehnübersetzung aus dem Englischen erklären müssen. Solche Bedeutungsähnlichkeiten dagegen, die wir durch eine parallele Weiterentwicklung zwei gleichbedeutender Worte in zwei Sprachen erklären zu müssen glauben, werden wir am besten mit dem Namen Entsprechungen bezeichnen.

Ich glaube hiermit die Begriffe der Übersetzung, Lehnübersetzung, Bedeutungsentlehnung, Lehnredensart, Entsprechung scharf gegeneinander abgegrenzt zu haben und möchte im Interesse der Klarheit der wissenschaftlichen Erörterung wünschen, daß diese Bezeichnungen in Zukunft allgemein in dem von mir angegebenen Sinne verwendet werden.

Der deutsche Aufsatz.[1]

Von Robert Nagel in Wien.

Unter den vielen, vielen Reformen, die die Zeit nach dem Kriege bringen soll, wird die der Mittelschule nicht den letzten Platz einnehmen dürfen, nicht gerade etwa die Reform der Methode oder des Stoffes, sondern die ihrer inneren Organisierung und Verwaltung. Unter allen Fächern der Mittelschule, die dieser veralteten Organisierung ihr Dasein und ihre Erhaltung verdanken, ist es der deutsche Aufsatz, der der gründlichsten Umgestaltung bedarf.

Wir wollen hier nicht vom Deutschlehrer sprechen, der unter der unsäglichen Last zusammenbricht, an jedem Tage des Schuljahres 30—40 Seiten einer Literatur lesen zu müssen, von Gemeinplätzen strotzend, von falschen und schiefen Wendungen voll, ohne jeglichen Anteil geschrieben, kurz 30—40 Seiten von Schüleraufsätzen. Man stelle sich vor, welche Mühe es wäre, müßte einer unentwegt 30—40 Seiten guter Literatur täglich zu sich nehmen, um die Mühe der Deutschkorrekturen zu ermessen. Aber nicht lesen muß der Lehrer bloß diesen Wust wahrer Schundliteratur, sondern auch wiederlesen, erforschen, prüfen, in deren geheimsten Absichten eindringen und beurteilen.

Aber davon soll hier weiter nicht die Rede sein, denn jede Arbeit läßt sich ertragen, wenn sie irgendeinen Zweck hat. Es kann sich daher nur darum handeln, ob der deutsche Aufsatz die unsägliche Mühe rechtfertigt, die der Lehrer und gewiß auch der Schüler daran wendet, ob der Zweck berechtigt ist und ob er erreicht wird.

Über den Zweck des Aufsatzbetriebes gehen die Ansichten sehr auseinander. Die einen Schulmänner behaupten, der Aufsatz erziehe die Schüler zum Denken. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Voraussetzung jeder schriftlichen Darstellung irgendein Denkvorgang ist. Aber dieser wäre doch nur einigermaßen wertvoll, wenn er selbständig wäre. Doch auf keiner Stufe des Aufsatzes findet der Lehrer andere Gedanken und Worte als seine eigenen; woher vollends bei den Hausarbeiten die

---

1) Wir geben den Aufsatz des verdienten Wiener Schulmanns mit allem Vorbehalt wieder. D. Hg.

Gedanken stammen, sei ganz dahingestellt. So wird denn dieser Zweck des Aufsatzes meist nicht erreicht. Nach achtjähriger Aufsatzübung weisen noch die meisten Maturitätsarbeiten eine ganz unnatürliche, geschraubte, gespenstisch öde Schreibweise, daß von einer Erreichung des genannten Zweckes auf diesem Wege gar nicht geredet werden kann, während bei der mündlichen Prüfung ungleich bessere Denkfähigkeiten zutage treten.

Aber einige andere Theoretiker sehen den Zweck des Aufsatzes vielmehr in der Erweiterung des Wissens, in der Ergänzung des Lehrstoffes. Da aber der Deutschaufsatz mit dem allgemeinen Deutschunterricht eng verknüpft ist, so kann er doch wieder eigentlich nur eine wirkliche Ergänzung des literarischen Stoffes bilden. Tatsächlich sind ja auch die meisten Aufsätze literarischen Inhaltes. Zumeist läßt der Deutschlehrer in seinen Besprechungen gerade das kleine Loch offen, das in dem nächsten Aufsatz verstopft werden soll. Dadurch wird der Aufsatz einseitig und weder dem Denken noch dem Wissen des Schülers wird ein neuer Antrieb gegeben. Themen aus andern Gebieten aber stehen dem Deutschlehrer nicht oder jedenfalls nur in beschränkter Auswahl zu Gebote. Auch würde bei Aufsätzen aus fremden Gebieten unbedingt die Hilfe eines Sachmannes nötig sein, da der Deutschlehrer denn doch nicht alles verstehen kann; aber der Physik- oder Geographielehrer einer Anstalt würde es sich wahrscheinlich sehr verbitten, ständig zur Hilfe bei der Korrektur herangezogen zu werden, da er ja mit seinem eigenen Sache genug zu tun hat. So bleibt es eben hier nur bei schüchternen Versuchen und im allgemeinen bei der Einseitigkeit.

Ein drittes Ziel wird dem Aufsatz darin gesteckt, daß er klipp und klar nichts anderes sei als eine Übung des Stils. Es soll auf diesem umständlichen Weg der Schüler dahin gebracht werden, dereinst als Anwalt eine Rede halten, als Arzt ein Gutachten erstatten, als Richter ein Urteil fällen zu können. Das ließe sich ja hören, wenn, ja wenn nicht der Zeitgeist nach einer ganz andern Richtung drängen würde. Fast überall hat das mündliche Verfahren das schriftliche verdrängt, die Kürze die Weitschweifigkeit, der innere Gehalt den Wortschwall. Gerade der Krieg hat das gezeigt; alle die umständlichen Erörterungen der Zeitungen, die Auseinandersetzungen der Kriegslage, die Berichte von der Front und aus dem Schützengraben seitens der Berichterstatter blieben zumeist ungelesen, gelesen wurden die kurzen Generalsstabsberichte, und der Satz: „Die befohlene Linie wurde erreicht" oder: „Die Schlacht steht" sprach mehr als sechs Spalten Leitartikel. Der Vielschreiberei hat überall ihr Stündlein geschlagen, im Gerichtsverfahren und hoffentlich auch bald in der Verwaltung. Die Reden der Verteidiger werden immer sachlicher und kürzer und die ehemaligen glänzenden „Plaidoyers" sind fast ganz ausgestorben; welches Gericht ließe sich auch noch von einem Wortschwall fangen? So geht es überall; nur noch der Berufsredner, der Geistliche und der Schriftsteller bedürfen des höheren Stils; aber die lernen ihn nicht am Schulaufsatz. Alle andern Berufe brauchen nur einen Vorrat gutgeölter Redensarten, mit denen sie gut auskommen, die mit Zwangskurs versehen sind und in dem Berufskreise verstanden werden. Ja selbst der Zeitungsschriftsteller, dessen Tätigkeit am ehesten die Ausmündung des deutschen Aufsatzes ins Leben darstellen könnte, wird an ihm nicht viel gelernt haben; denn der Schüler schreibt den Aufsatz ohne Empfindung, ohne jeglichen inneren Anteil, nicht wie der gute Journalist, höchstens wie — Schmock.

Aber kann das der Zweck einer achtjährigen qualvollen Arbeit sein? Ich höre mich da unterbrochen von einem Chor von Eiferern, die einwenden, daß der Aufsatz gar keines Zweckes bedürfe, er sei Selbstzweck. Nicht das Gearbeitete sei das Wertvolle, sondern das Arbeiten, nicht das Ziel, sondern der Weg. Schön, schön! Aber um das zu glauben, müssen wir uns diesen Weg erst anschauen. Es ist ein langer Weg und wir brauchen uns nicht zu beeilen; auch hat er genugsam Stationen, die man ohne Übertreibung Leidensstationen nennen kann. Die erste Station ist die Wahl des Themas, die zweite die Vorbesprechung, dann folgt die Bearbeitung seitens der Schüler, dann die Verbesserung seitens des Lehrers, dann die Richtigstellung seitens der Schüler, die Durchsicht dieser Richtigstellung seitens des Lehrers und dann ist die Zeit für den nächsten Aufsatz da.

Die Wahl des Themas könnte für die Schüler und für den Lehrer ein Vergnügen sein; es könnte sozusagen wie eine reife Frucht vom Baume fallen, d. h. der Lehrer könnte einen Gedankenkomplex mit den Schülern so weit geführt haben, daß es sie oder die meisten drängt, darüber zu schreiben. Aber in Wirklichkeit wird die Wahl des Themas vielmehr für alle zur Qual; denn erstens ist der Termin der Arbeiten dem Lehrer nicht freigestellt, da die vorgeschriebene Zahl in annähernd gleichen Abständen auf das Schuljahr verteilt werden muß, anderseits ist es nicht möglich, daß in jedem Monat soviel Gedankenarbeit geleistet wird, daß schon zu abschließenden Aufsätzen geschritten werden kann. So bleiben dem Lehrer nur zwei Wege; entweder muß er schon seine ganze Arbeit mit Rücksicht auf den Aufsatz anlegen, er muß auf den Aufsatz „hinarbeiten", also das Wichtigere, den mündlichen Vortrag, zugunsten des minder Wichtigen vergewaltigen. Oder er muß, wenn er das nicht tun will, sich auf die Themensuche begeben.

Das Thema, das wie eine reife Frucht vom Baume fällt und das Thema, zu dem hingearbeitet wird, kann naturgemäß nur dem Deutschunterricht selbst entnommen werden und das ist, wie erwähnt, noch das Beste, wenn auch das Einseitigste. Bei der Themensuche aber greift der Deutschlehrer ganz in die Irre. Er wendet sich an den Physiker, an den Philologen, an andere um Themen, ja die haben auch gerade keines bereit oder sie müßten es erst vorbereiten, wozu sie wenig Lust und noch weniger Zeit haben, und so, wenn gar nichts da ist und alles versagt, da muß denn der liebe Retter in der Not herhalten: der freie Aufsatz!

Wer kennt ihn nicht, den geliebten freien Aufsatz? Die Schüler lieben ihn, weil er ihrer Arbeitsunlust entgegenkommt, denn sie brauchen dazu gar keine, aber schon gar keine Vorkenntnisse! Nur Redensarten, Redensarten, mögen sie kommen, woher immer! Irgendein Spruch wird gegeben, irgendeine Weisheit, in den funkelnden Wein dichterischer Worte wird Wasser, sehr viel Wasser getan, und so entsteht das Gebilde, das man freien Aufsatz nennt, der Tummelplatz schülerischer Geisteskräfte, und eine Heerschau der leersten, nichtssagenden Schaumschlägereien.

Also mit der Aufsatzgebung haperts schon bei der ersten Station bedenklich. Aber da hat man in jüngster Zeit die schlimmsten Seiten der Themengebung dadurch zu mildern versucht, indem man den Schülern zwei oder drei freiere Themen zur Wahl vorlegte, damit doch der kenntnisreichere Schüler nicht unbedingt zum Drechseln leerer Worte genötigt werde. Leider aber liegt darin wieder ein grober pädagogischer Fehler, denn der fleißige und talentlose Schüler wird eben da immer wieder das

Thema wählen, bei dem er seine paar Kenntnisse notdürftig verwerten kann, der Begabtere wird sich immer das freie Thema wählen; so wird der Schwungvolle immer schwungvoller, der Dürre immer dürrer. Schließlich bleibt wieder nichts übrig als der Themenzwang, damit der Nüchterne aus sich herausgehe und der Schaumschläger zur Besinnung komme. Die wenigen Stiltalente einer Klasse, die den Lehrer für den vielen Schund entschädigen sollen, verdanken ihre Fähigkeit gewiß nicht dem Aufsatz, sondern dem Gesamtunterricht und ihrer zunehmenden Reife.

Nun vielleicht kann die Vorbesprechung des Themas die verunglückte Wahl gutmachen! Es ist ein pädagogischer Grundsatz: jedes Thema muß vorbesprochen werden. Es ist ein pädagogischer Grundsatz: kein Thema darf vorbesprochen werden, es muß dem Schüler freigelassen werden, wie er schreiben will. Die pädagogischen Grundsätze sind schon einmal so, sie hängen weniger von der praktischen Erprobung, als von der Laune der leitenden Persönlichkeiten ab. Aber sei es drum! Jeder Lehrer weiß, was es heißt, ein Thema vorbesprechen. Das heißt, daß er bei der Durchsicht von 40 Heften vierzigmal seine eigenen Worte mit dürftigen Verbindungen hören wird. Denn in der Regel wagt es der Schüler nicht, anderer Meinung zu sein oder die Worte des Lehrers sind ihm eine bequeme Eselsbrücke, immer die paar Begabungen achtungsvoll ausgenommen. Überläßt man aber das Thema den Schülern ganz allein, dann werden in der nächsten Pause die üblichen Besprechungen der Schüler abgehalten, sofern es eine Hausarbeit betrifft, und der Lehrer liest dann die Ansichten des Vorzugsschülers in vierzigfacher Umschreibung. Was aber bei einer Schularbeit herauskommt, wenn der Arbeit keine Besprechung vorausgeht, ist folgendes: eine halbe Stunde kaut die halbe Klasse am Federhalter und dann . . . kurzum, immer noch besser eine Besprechung als keine.

Doch, sagen einige, eine geschickte Verbesserung der Arbeiten kann das alles gut machen und so kommen wir denn zum Glanz- und Höhepunkt aller Lehrertätigkeit: zur Aufsatzkorrektur.

Was will die Korrektur? Oder anders gefragt: Ist sie es wert, daß brauchbare Menschen ihr Stunden des Tages und der Nacht widmen, die anderer Arbeit dienstbar gemacht werden könnten? Vor allem will die Korrektur dem Schüler zeigen, was er verfehlt hat und wie es besser zu machen ist. Dies kann nun so gemacht werden, daß der Lehrer Satz für Satz nach seinem Gutdünken ummodelt, sich damit eine wahrhaft höllische Arbeit aufbürdet und dem Schüler die Freude an der eigenen Arbeit nimmt. Oder es werden nur Andeutungen gegeben, um dem Schüler den Weg zu zeigen, nicht wie er diese Arbeit besser mache, sondern die nächste.

Worin soll aber dieses Bessermachen bestehen? Im Lateinischen ist Cicero wenigstens ein Ziel, im Griechischen die Sprache Attikas. Aber im Deutschen? Was ist denn wirklich mustergültig? Goethe, Keller, Fontane, Grillparzer, Stifter? Mit einem Wort: es gibt im Deutschen keine stilistische Norm, nicht einmal eine herrschende Theorie, also muß sich auch die Aufsatzkorrektur auf die Einhaltung einer allgemeinen Sprachrichtigkeit beschränken. Im übrigen aber müssen alle andern stilistischen Bemängelungen dem rein zufälligen Umstand überlassen bleiben, ob der Lehrer selbst ein leidlich guter Stilist ist. Ist er es aber, oder glaubt er es zu sein, dann sind seine Meinungen derart subjektiv, daß sie den Schüler nicht überzeugen, da fast jeder Stilfehler aus den Schriften der hervorragendsten Dichter belegt werden kann, überdies

die bekanntesten theoretischen Schriften grundsätzlich in ihren Ansichten auseinandergehen, wie ein Vergleich der beiden Werke von Richard Meyer und Eduard Engel zeigt. Da hängt alles in der Luft, alles ist Geschmacksache, nichts überzeugt. Infolgedessen ist die Ungeheuerlichkeit möglich, daß ein Schüler, der bei dem einen Lehrer durchwegs sehr gute Noten bekam, unmittelbar anschließend bei einem Lehrerwechsel kaum genügende Leistungen aufweist. Nicht nur das, sondern auch derselbe Lehrer, der an einem Stoß Arbeiten zuweilen eine ganze Woche verbessert, urteilt zu Beginn anders als am Schluß, gewöhnlich zuerst strenger, später milder. So ist die Korrektur in jeder Beziehung zwecklos, lohnt in keiner Weise die Mühe, die sie verursacht, nur die sich an die Zurückgabe anschließende Besprechung der allergrößten Fehler hat, sofern die Schüler sie beherzigen, einigen Wert, nur durch die dem Lehrer allzu eng bemessene Zeit beschränkt. Gerade so gut könnte man aber auch ohne Aufsatzschreiben Stilfehler, die sich da und dort finden, der Klasse zur Verbesserung vorlegen. Um in einer halben Stunde 20 oder 30 Fehler zur mündlichen Verbesserung zu bringen, müssen 30—40 Schüler stundenlang geschrieben und der Lehrer acht Tage lang gearbeitet haben.

Der berechtigte Kampf gegen den alten Schulaufsatz hat endlich zu dem sogenannten Erlebnisaufsatz geführt. Die Vertreter dieser Richtung glauben den Krebsschaden des bisherigen Aufsatzbetriebes in dem aufgezwungenen Thema zu finden, und gelangen zu der Forderung, die Schüler sollten nur schreiben, was sie erlebt haben, dann würde der Aufsatz ganz anders aussehen, der Stil würde selbständig und die Tätigkeit des Korrigierens ein ersehntes Sonntagsvergnügen. Einer der Hauptvorkämpfer dieser Schreibweise kommt zu dem kategorischen Imperativ: „Jeder Aufsatz soll aus intensivstem persönlichen Erleben hervorgehen."

Der Erlebnisaufsatz als solcher ist nicht neu, immer schon haben Deutschlehrer ihren Schülern die Schilderung des Weihnachtsabends, eines Ausfluges u. dgl. aufgegeben. Aufgegeben! Aber der wahre Erlebnisaufsatz darf nicht aufgegeben werden, sondern muß vom Schüler dann geschrieben werden, wenn das Erleben gerade „intensiv" war, wenn er überhaupt zum Arbeiten Lust hat. Es müssen frische Erlebnisse sein, sozusagen frischgelegte, frischgemolkene. Der Lehrer muß auf der Lauer liegen, um ja den schöpferischen Augenblick des Schülers nicht zu verpassen.

Wenn diese Art des Aufsatzes herrschend würde, so müßte also im Zusammenhalt mit den gesetzlichen Vorschriften der Schüler in jedem Semester fünf intensive Erlebnisse haben, womöglich in annähernd gleichen Zwischenräumen, überdies entfiele die gemeinsame Klassenarbeit, da natürlich nicht sämtliche Schüler gleichzeitig in intensiver Erlebertätigkeit sein dürften. Demnach müßten sich die Schüler ausschließlich in Hausarbeiten ausleben, da nur diese es ermöglichen, ein Erlebnis in unmittelbarster Frische aufzuschreiben. Es würde also heute der, morgen ein anderer einen Aufsatz bringen, wie er gerade etwas erlebt hat. Aber wie ist es denn mit denen, die nichts erlebt haben oder nichts erlebt haben wollen?

Bis jetzt, beim alten Aufsatzbetrieb, hieß es: Du sollst und mußt schreiben, beim neuen hieße es: Du sollst und mußt erleben. Es gibt arme Teufel, die nie etwas erleben, weder äußerlich noch innerlich, es gibt Faule, die nie etwas erlebt haben wollen, wie soll man denn die zum Schreiben zwingen? Indem man ihnen ein Thema... aufgibt! Also ist der Lehrer wieder bei anno Schnee angelangt.

Schließlich aber wird doch der Ehrgeiz die meisten zwingen, Erlebnisse zu haben; die ganz Toten werden die Ausnahme sein. Die Ehrgeizigen werden also ein Erlebnis schreiben, weil es der Lehrer verlangt. Ob sie es erlebt haben oder in dem alten Volkskalender des Großvaters gelesen haben, weiß ja der Lehrer nicht. Im Notfall hilft jemand, wie früher beim Wallensteinthema jemand geholfen hat. Das ganze Haus dichtet mit; ledige Tanten finden einen großen Wirkungskreis, und dieses Gebräu wird dann der staunenden Mitwelt als intensives Erlebnis serviert.

Nach Erledigung der ganz Dummen, der ganz Faulen und der eben genannten Gattung bleibt dann ein kleiner Rest, der wirklich ehrlich gesonnen ist, seine Erlebnisse niederzuschreiben. Dadurch wird er aber bald dazu kommen, gleich bei dem Erlebnis an die Schulaufgabe zu denken. Wie schrecklich! Das Leben als Aufsatzthema! Es wäre kein Wunder, wenn sich aus dieser steten Selbstbeobachtung Hypochondrie, ja sogar Hysterie entwickelte. Tatsächlich blüht dieser Erlebnisaufsatz fast nur an Mädchenlyzeen. Mädchen sind aber mitteilungsbedürftiger, eitler, stellen sich lieber in den Mittelpunkt der Ereignisse als Knaben, ja sie sind beim Auskramen ihrer intimen Geheimnisse hemmungsloser. Sie sind auch im gleichen Alter reifer als ihre männlichen Kameraden. Leidenschaftliche Bekenntnissucht ist aber gerade ein Merkmal der Hysterie, einer geistigen Erkrankung, die zum überwiegenden Teile Frauen eigen ist. Einem wirklichen Pädagogen müßte es widerstreben, von seinen Schülern weitergehendere Bekenntnisse abzuverlangen, als die sich auf einen Ausflug, eine Rodelpartie u. dgl. beziehen. Es ist weder Aufgabe des Aufsatzes, Herzenswunden der Schüler zum Ausbluten zu bringen, also etwa den Tod einer geliebten Mutter beschreiben zu lassen, anderseits aber sind auch die Poldi Huber-Aufsätze keine sehr erfreuliche Erscheinung, sobald sie ernst gemeint sind. Jeder echte Lehrer dankt für seelische Entblößungen seiner Schüler nachdrücklichst.

So steht denn die Aufsatzfrage so: Der Themenaufsatz erfüllt keinen der ihm zugeschriebenen Zwecke, und ist auch als Selbstzweck wegen der Unzulänglichkeit der Mittel gänzlich verfehlt. Der Erlebnisaufsatz aber würde, wenn er herrschend würde, bald ebendort enden. Denn mit der Zeit würden sich ja auch die möglichen Erlebnisse erschöpfen und es wäre derselbe ehrwürdige Phrasenquatsch das Ende wie beim Themenaufsatz.

Also gibt es im Aufsatz nur eine Reform; kaum wagt man, sie beim Namen zu nennen, denn diese Reform trifft eines der ältesten Rüstzeuge überlebter Didaktik an der Wurzel: die Reform heißt: Abschaffung. Dahin mit dem Aufsatz, wo der alte aktenfressende Zivilprozeß verschwand, wohin bald auch unsere ganze Verwaltung sinken wird und das ganze schreibselige voraugustische Zeitalter. Froschschenkelzuckungen dürfen wir nicht mehr für Leben halten. Ist das schriftliche Verfahren tot, so werde es auch endgültig begraben.

Allerdings würde dann die hochoffizielle Pädagogik, bei der keine Taube vom Dache fallen darf, ohne daß wenigstens ein Sperling in der Hand dafür da wäre, die Frage aufwerfen, was man denn nun an Stelle des schriftlichen Aufsatzes setzen solle. Darauf gibt es nun mehrere Antworten. Einerseits ist jetzt schon in den Mittelschulen die mündliche Redeübung eingeführt, die mit künstlerischer Leichtigkeit alle jene Ziele erreicht, die der Aufsatz verfehlt; diese Übungen könnten mit der gewonnenen Zeit erweitert und vertieft werden. Sie verdienen es, denn sie sind ungemein

lehrreich, lustig und fruchtbar. Die Zeit aber, die der Schüler bisher zwecklos zum Kauen des Federhalters, zum Nachfragen bei Tanten und Onkeln, kurz bei der ganzen lächerlichen Vorarbeit für deutsche Hausarbeiten verwendet hat, möge er nun zum Erleben verwenden. Wanderungen, Besuche von Industriewerken und Wirtschaften mögen noch reichlicher gepflegt werden als bisher. Zuerst erleben und dann lebendig darüber reden . . . der deutsche Stil wird sich dann von selber einstellen, ein lebender, frischer Sprechstil, der sich wohltätig von dem geschraubten Schreibestil früherer Zeiten abheben wird. Dort aber, wo die beiden eben erwähnten Dinge, das Erleben und das Reden, ohnedies ausreichend gepflegt werden und einer Erweiterung nicht bedürfen, läßt man einfach die am Aufsatzbetrieb ersparte Zeit der Erholung der Schüler zugute kommen, und das heranwachsende Geschlecht wird dies dankbar empfinden.

Zur Neugestaltung des Deutschunterrichts, mit besonderer Berücksichtigung Österreichs.

Von Guido [illegible] in Brünn.

Die Durchführung aller in den letzten Jahren gemachten Umgestaltungsvorschläge erweist sich vor allem auf dem wichtigsten Gebiet als unzulänglich, auf dem des Deutschunterrichts.

Die Muttersprache wird an deutschen Anstalten bezeichnenderweise noch immer als Stiefkind behandelt. Die einzige Besserung, die bisher zu verzeichnen ist, besteht darin, daß man in der Literaturentwicklung nicht wie noch vor wenigen Jahren mit Goethes Tod schließt, sondern bis auf die Gegenwart geht. Dieser Vorzug schließt aber schon einen schwerwiegenden Nachteil in sich: den der Flüchtigkeit in der Durchnahme des größeren Stoffes, da man die Stundenanzahl nicht vergrößert hat.

Daher muß die erste Forderung lauten: Vermehrung, ja Verdoppelung der bisherigen Stundenanzahl für den Deutschunterricht!

Der Lehrplan unserer Gymnasien, die ja noch die beste Pflegestätte unserer Muttersprache sind, weist dem Deutschunterricht in den zwei untersten Klassen je 4, in allen weiteren Klassen je 3 Wochenstunden zu, also im ganzen achtklassigen Gymnasium bloß 26 Unterrichtsstunden. Latein dagegen hat mit 8 + 7 + 6 + 6 + 6 + 6 + 5 + 5 = 49, Griechisch, das erst in der dritten Klasse beginnt, also sechs Jahre gelehrt wird, mit 5 + 4 + 5 + 5 + 4 + 5 = 28 Unterrichtsstunden, also mehr als Deutsch in allen acht Klassen zusammen! Diese Zahlen sprechen eine deutliche Sprache!

Ein Vergleich des Lehrstoffes macht die Sache vollends zur Satire. In der 6. Klasse z. B. wird in 5 Wochenstunden folgender Lesestoff im Lateinischen durchgenommen: Sallust, Bellum Jugurthinum, Ciceros erste Rede gegen Catilina, Vergils erste Ekloge und der Aeneis 1. und 2. Gesang. Dem steht in den 3 Deutschstunden an Literaturgeschichte und Lesestoff die Entwicklung unserer Nationalliteratur vom Auftreten Luthers bis zur Vereinigung Goethes und Schillers gegenüber: also Luther, Hans Sachs, Opitz, Fleming, Dach, Gerhardt, von Spee, Angelus Silesius, Günther, Logau, Abraham a Sancta Clara, Grimmelshausen, Gryphius, Haller, Hagedorn, Gellert,

Klopstock, Wieland, Lessing, Herder, Hölty, Voß, Bürger, Goethe und Schiller bis 1794. Dabei muß ein Lessingdrama als Schullektüre, 4 Dramen von Goethe, Schiller und Shakespeare und eine Novelle als beaufsichtigte Hauslektüre gelesen werden!

Für diese Tatsache gibt es keine Worte.

Die Unterrichtsverwaltung hat in den letzten Jahren vielfach die Weisung einer Lehrstofferweiterung erlassen „unbeschadet des sonstigen Betriebes", aber die Stundenzahl nicht vermehrt. Wie sie sich das vorstellt, weiß niemand. Die Gesamtstundenzahl wird nicht vermehrt, kann nicht vermehrt werden und soll es auch nicht. Da bleibt eben nichts anderes übrig, als in als minder wichtig erkannten Gegenständen Stunden zu streichen und sie jenem Unterrichtszweig zuzuweisen, den man endlich als den wichtigsten erkennen muß. Das muß der Deutschlehrer verlangen.

Den zehnjährigen Lateinschüler läßt man das schöne Sprichwort auswendig lernen: „Non scholae, sed vitae discimus". Ein Glück, daß er noch kein Urteil hat. Sonst würde er es sofort nicht glauben. Es ist ein lateinisches Merkwort, das für die deutschen Lateinschulen keine Geltung hat.

Aus dem „humanistischen" Mittelalter schleppen wir diese Vorurteile mit uns und nennen sie Ideale. Was damals eine zeitverschwendende Luxusschule war, ist aber im Laufe der Zeit eine Anstalt für breite Volksschichten geworden. Daß wir sie in veraltetem Stil weiterführen, ist eine Verschleuderung unserer geistigen volkswirtschaftlichen Kräfte, die wir uns nicht mehr werden leisten können.

Und welchen anderen Schulgegenstand sollte man so wie die eigene Muttersprache für das Leben lernen müssen!? Sprache und Stil von Erlässen aller Art beweisen es, daß da immer noch zu wenig geschehen ist und geschieht.

Auch der Deutschlehrer wird ihm persönlich Liebgewordenes im Unterricht übergehen müssen, da die Schule nicht dazu da ist, daß der gelehrte Herr seinen Wissenskram ausbreite. Der Lehrer soll seinen Schülern lebendiges Können vermitteln!

Bloße Literatur*geschichte*, insofern sie nur Name und Zahl, also leerer Schall ist, wird auf das Mindestmaß einzuschränken, die Entwicklung unserer Nationalliteratur aber im Zusammenhang mit dem übrigen geistigen (politisch-kulturellen) Werden unseres Volkstums darzustellen sein. Immer und überall wird es sich um den Zusammenhang mit dem wirkenden Leben handeln. Diese Darstellung wird für die früheren Geschichtsperioden, die unserem heutigen Kulturzustand nicht mehr nährender, tragender Boden sind, eine möglichst scharf und kurz zusammenfassende sein müssen. Erst dort, woher noch die Ströme *unseres* Lebens deutlich rauschen, also seit Herder, Lessing, Goethe und Schiller, wird eine breitere, grundlegende Ausführung am Platze sein.

Verhehlen wir es uns nicht: was tot ist, ist tot und kein noch so gelehrter Unterricht macht es drängender Jugend lebendig. Und um die handelt es sich, nicht um die feinen Reize subtiler Gelehrsamkeit.

Auf der soliden Grundlage sachlich und ehrlich erarbeiteter Kenntnisse der Werke dieser lebendigen Großen wird die Darstellung unserer literarischen Entwicklung des ganzen neunzehnten Jahrhunderts, das uns bereits Geschichte geworden ist, sicher fußen können und mag bis in unsere Tage greifen, wenn es mit gründlicher Sachlichkeit geschehen kann. So lockend dieser Modernismus ist, wenn sein Betrieb zu flüchtig

skizzierendem Feuilletonismus ausartet, bleibe er der Schule lieber vorenthalten, da sie dann keinen Platz für ihn haben kann.

Der Deutschunterricht darf ferner die Dichtkunst nicht von den anderen Künsten trennen. Im Gegenteil. Abgesehen davon, daß er die einzige Möglichkeit bietet, auf sie hinzuweisen, ist ihre Miteinbeziehung Lebensnotwendigkeit für ihn, da alle Kunst der Zeit miteinander im innigsten Zusammenhang, in steter Wechselwirkung steht. Also auch Kunst- und Musikgeschichte muß er vermitteln. Die Schlagworte Lessing und Richard Wagner dürften diese Forderung genügend beleuchten.

Was also der zeitlich eingeengte Literaturgeschichtsbetrieb an Unterrichtszeit gewinnen mag, wird noch immer für die notwendige Miteinbeziehung von Kunst- und Musikgeschichte zu wenig sein. Daher folgt auch hieraus die Forderung nach Vermehrung seiner Unterrichtsstunden!

Viel wichtiger aber als die Neugestaltung des Literaturunterrichts ist die der zweiten Seite des Deutschunterrichts, die eigentlich seine erste, seine Grundlage ist: die des Sprachunterrichts. Deutsche Sprache und Literatur bilden den Gegenstand des Deutschunterrichts. Leider weist der Betrieb der Sprache viel größere Mängel als der der Literatur auf.

Sprache, das gesprochene Wort, ist etwas Lebendiges. Sie ist geworden, lebt und entwickelt sich. Von diesem steten Gefühl des Sprachlich-Lebendigen muß der Sprachunterricht getragen sein. Die geschichtliche Entwicklung unserer Sprache wird daher auf der Oberstufe gewiß zu berücksichtigen sein, aber auch nicht mehr. Einsicht in die Eigenart, in die Fähigkeiten und Möglichkeiten unserer heutigen Sprache wird immer die Hauptsache sein, also deutsche Grammatik. Dieses Gespenst verliert sofort seine überkommenen Schrecken, wenn wir sie nicht als Sarg eines Kadavers betrachten, sondern als Beobachtungen an einem blühenden, ewig-jungen, ewig-frischen Körper. Und das ist die deutsche Sprachlehre, wenn sie ihrem Zweck entsprechend gehandhabt wird: nicht totes Wissen, öden Formelkram, sondern lebendiges Können zu entwickeln! Ihr Ziel ist völlige Sprachbeherrschung, das heißt: richtiges, klares, reines Denkvermögen mit der Fähigkeit eindeutigen unverwischten Ausdrucks.

Es sei hier an Herders Ausführungen in dem Journal seiner Reise im Jahr 1769 erinnert, da man dies wohl nicht tiefer und feiner empfinden und kaum besser ausdrücken kann: „Man lobt das Kunststück, eine Grammatik als Grammatik, als Logik und Charakteristik des menschlichen Geistes zu lernen; schön! Sie ist's, und die lateinische, so sehr ausgebildete Grammatik ist dazu die beste. Aber für Kinder? Die Frage wird stupide ... Er (der Schüler) sieht nichts als das tote Gebäude, das ihm Qual macht, ohne materiellen Nutzen zu haben, ohne eine Sprache zu lernen. So quält er sich hinauf und hat nichts gelernt ... Weg also das Latein, um an ihm Grammatik zu lernen; hierzu ist keine andere in der Welt als unsere Muttersprache. Wir lernen diese dumm und unwissend; durch sie werden wir klug im Sprechen und schläfrig im Denken; wir reden fremder Leute Worte und entwöhnen uns eigner Gedanken. Was für Geschäfte hat hier die Unterweisung, und welches wäre früher als dieses! ... So lernt man Grammatik aus der Sprache, nicht Sprache aus der Grammatik. So lernt man Stil aus dem Sprechen, nicht Sprechen aus dem künstlichen Stil. So lernt man die Sprache der Leidenschaft aus der Natur, nicht diese aus der Kunst ..."

Sprech- und später Redeübungen sind das Allerwichtigste. Doch dieses Erarbeiten

eines sprachlich und gedanklich richtigen Ausdrucksvermögens, dieses Entwickeln der Fähigkeit, wirklich das Gedachte, Empfundene, Gefühlte sprachlich richtig zu prägen und ohne Phrase, sachlich auszudrücken, erfordert zu aller unermüdlichen Tätigkeit des Lehrers Zeit und Gelegenheit, die die heutige Stundenzahl nimmer bietet. Die Papierforderung der „Redeübungen" ist schön; sie bleibt aber Papier. 3 Wochenstunden (in der 7. Klasse z. B.) ergeben ungefähr 100 Schulstunden im Jahr. In ihnen soll ich mit durchschnittlich 40 Schülern Goethes und Schillers gemeinsames Wirken (1794—1805), Zeitgenossen Goethes und Schillers (Iffland, Kotzebue, Jean Paul, Hölderlin), die ältere Romantik (August Wilhelm und Friedrich Schlegel, Tieck, Novalis), die jüngere Romantik (Achim von Arnim, Brentano, die Brüder Grimm, Bettina Brentano, Eichendorff, E. Th. A. Hoffmann), Kleist, Collin, Arndt, Körner, Fouqué, Schenkendorf, Goethe von 1805—1832, Uhland, Schwab, Kerner, Hauff, Müller, Rückert, Platen, Chamisso, Zedlitz und Grillparzer nach Leben und Werken darstellen, mit den Schülern in Proben lesen und erläutern, mich von ihrem Wissen und Verständnis überzeugen, als Schullektüre 2 Goethe- oder 2 Schillerdramen, als beaufsichtigte Hauslektüre 2 Goethe- und 4 Schillerdramen und einen Roman durchnehmen, 10 schriftliche Arbeiten besprechen und verbessern, 240 wenn auch noch so kleine mündliche Prüfungen vornehmen und jeden Schüler wenigstens einmal in einer Redeübung zu Wort kommen lassen, das heißt: 40 Redeübungen hören, verbessern lassen und besprechen! Ein Ding der Unmöglichkeit! Aber auf dem Papier muß es stehen.

Wie wichtig die Fähigkeit ist, irgendeine Angelegenheit womöglich aus dem Stegreif, aber nicht mit schnellbereiten, unsachlichen und unpersönlichen Phrasen, sondern in logisch klarer, sprachlich richtiger Weise darzustellen, auseinanderzusetzen und verständlich zu entwickeln, lehrt die Notwendigkeit des Lebens. Dieses Können zu bilden und zu steigern wäre die dankenswerteste Aufgabe nicht einer „Rhetorik", die nach Herder „sachenlose Pedanten, gekräuselte Periodisten, elende Schulrhetoren, alberne Briefsteller" macht, sondern von Sprech- und Redeübungen, die wieder nach Herder „Worte lehren, indem sie Sachen lehren", in denen „man beschreiben, erzählen, rühren lernt dadurch, daß man sahe, hörte, fühlte!"

Die Wiedergabe eingelernter, zu einer „Rede" gefügter Phrasen hat natürlich gar keinen Wert. Die im Augenblick wirkende geistige Arbeit, die den klaren Gedanken als Seele schafft, bildet ihm mit einem den ihm einzig und allein entsprechenden Körper im Satz, dessen Bild, Rhythmus und Ausdruckskraft sie gleichzeitig formt. Und nur so entwickelt sich der Stil.

Das gleiche gilt vom Aufsatz, dem Gipfel des Deutschunterrichts, dem besten Gradmesser geistiger Reife, über den die Schule verfügt.

Auch er lebt wie die Grammatikstunde und die Klassikerzerschinderei in üblem Gedächtnis der glücklich Entronnenen fort. Methode muß in seiner Entwicklung auf den einzelnen Stufen sein, nur nicht die schrecklichste, die der Unpersönlichkeit! Nie und nimmer darf er ein Wiederkäuen des bis zum Brechreiz Wiederholten, nie und nimmer ein billiges Wortgewand schnellfertiger Phrasen über ein dargebotenes Gedankenskelett sein: mit einem Wort, er muß frei, selbständig, persönlich sein! Von der untersten Stufe bis zur höchsten! Er hat stofflich nicht zu prüfen, die einfach rasend machenden „Inwiefern hat es Schiller verstanden . . .", diese läppischen undeutschen

Fragesätze als Titel, die über das ganze Thema schon von vornherein ein verdammendes Urteil fällen, haben für immer zu verschwinden! Nicht nur frei, so oft als möglich selbstgewählt sollen die Aufsatzthemen sein: dann wird sich die Persönlichkeit, die Eigenart der Schüler entwickeln und ein von jeglichem hemmenden und entstellenden Schulstaub freier, persönlicher, sachlicher Stil wird, fern allen eingelernten Phrasen, ihr bester Zeuge sein!

Die Neugestaltung des Deutschunterrichts ist nicht eine Forderung des „Fachmanns", der sich im Lehrplan breit machen will. Sie ist eine Forderung des Lebens. Die Pflege der Muttersprache ist derjenige Zweig des Gesamtunterrichts, der am stetesten und tiefsten ins unmittelbare wirkende Leben greift. Aus dieser Tatsache allein muß der Deutschunterricht neugestaltet werden, kann es aber auch nur im Bewußtsein seines unauflöslichen Zusammenhangs mit all unseren geistigen, sittlichen und wirtschaftlichen Kräften. Daß seine Neugestaltung eine Umbildung des sonstigen Unterrichtsbetriebs, vielleicht des ganzen Aufbaus unseres ganzen Bildungswesens, nötig macht, darf nicht als Hindernis empfunden, sondern muß im Gegenteil als Wiedergeburt der Schule aus den Notwendigkeiten ihrer Zeit freudigst begrüßt werden!

Literaturbericht 1915/16.

Der deutsche Aufsatz.

Von Theodor Valentiner in Bremen.

Unter- und Mittelstufe.

Für den Aufsatzunterricht an der Volksschule und in den Unter- und Mittelklassen der höheren Schule ist die Frage, wieweit der freie Aufsatz zulässig, ob er ganz abzulehnen, ob mit gewissen Einschränkungen zuzulassen oder ausschließlich zu betreiben sei, noch immer nicht entschieden. Doch ist in den letzten Jahren eine Annäherung von beiden Seiten immer merkbarer geworden, und es ist zu erwarten, daß diese wichtige Frage, die noch heute im Mittelpunkt der elementaren Aufsatzdidaktik steht, bald eine befriedigende Lösung erfährt. Die weitestgehenden Freunde des freien Aufsatzes, für die der erste Aufsatzunterricht mehr und mehr eine Art freier ungeregelter Kunstübung werden sollte, haben an Boden verloren. Man wünscht wohl allgemein persönliches Schaffen, Selbsttätigkeit des Kindes, lebendige und anschauliche Darstellungsweise auch schon in den ersten Schulaufsätzen; aber dabei darf die strenge Schulung im Rechtschreiben, Zeichensetzen, deutscher Grammatik und die Übung an Unterrichtsstoffen nicht fehlen. Anderseits macht auch die ältere Aufsatzschule — vielfach ohne es selbst zuzugeben — bedeutsame Zugeständnisse an den freien Aufsatz, indem sie vielfach an Stelle mechanischer Niederschrift papageienhafter Nacherzählung lebensvolleres eigenes Gestalten der Unterrichtsstoffe durch die Schüler fordert.

Die Ziele, die der Volksschule und der höheren Schule für den Aufsatzunterricht gesteckt sind, unterscheiden sich nicht unwesentlich voneinander, und daher ist auch die Verwendung, die die Aufsatzbücher hier und dort finden müssen, verschieden.

Doch wird der Lehrer der höheren Schule so gut wie der Volksschullehrer dankbar jede Anregung annehmen, wenn sie nur dazu hilft, die Fähigkeit zu entwickeln, Gedanken zu ordnen und sie klar, anschaulich, natürlich und sachgemäß zu schriftlichem Ausdruck zu bringen. Dieser Aufgabe gegenüber hängt sehr wenig davon ab, woher die Stoffe genommen und ob sie nach älterer oder neuerer Methode bearbeitet werden. Jedenfalls dürfen wir es getrost dem einzelnen Lehrer überlassen, bei Verwertung dieser Anregungen die Lehrziele seiner Schule nicht aus dem Auge zu verlieren.

Die diesjährige Ernte ist auf unserem Gebiete keine geringere als in Friedenszeiten — ein bewundernswertes Zeugnis deutschen Fleißes und deutscher Tatkraft. Mit Freude wird man auch bemerken, wie durch die gewaltigen Ereignisse dieser Zeit der Aufsatzunterricht neu befruchtet wird.

Reichen Segen für den ersten Unterricht spendet der an Themen unerschöpfliche O. Karstädt. Sein neuestes Werk „Kinderaug' und Kinderaufsatz im Weltkriege"[1]) ist wohl die ergiebigste Fundgrube für die neuesten zeitgemäßen Stoffe. Wer Vieles bringt, wird manchem Etwas bringen, gilt von diesem Buche. Als Kriegsaufsatzquellen nennt Karstädt: Eigene Erlebnisse, Erzählungen, Erlauschtes, Bilder, schriftliche Berichte aus Feldpostbriefen, Zeitungen, Büchern. Und an zahllosen Beispielen zeigt er, welche dankbaren Themen in ihnen verborgen liegen, wie diese vielen Rinnsale aufgefangen werden und zu welch bunter Fülle von Niederschriften sie Anlaß geben. Jedem jungen Lehrer, der den Unterricht im deutschen Aufsatz hat, möchte ich dieses Buch in die Hand geben.

Es bildet dieses Werk eine wertvolle Ergänzung zu den schon wohlbekannten, vor kurzem in neuer Auflage erschienenen „Präparationen für den Deutschunterricht"[2]) desselben Verfassers. Diese reichhaltigen Themenbücher versorgen den Lehrer mit Stoffen aus allen Lebens- und Unterrichtsgebieten der Schüler. Viele Themen aus dem Teil Mittelstufe konnte ich selbst an der höheren Schule in VI und V, einige aus dem Teil Oberstufe in IV und U III verwerten. Daß sie an der Volksschule auch bisher schon wertvolle Dienste geleistet haben, ist bekannt.

Eine Sammlung von 110 freien Kriegsaufsätzen und 150 weiteren Kriegsthemen gibt A. Fröhlich in seinem Büchlein „Aus eiserner Zeit"[3]). Verfasser der Aufsätze sind Kinder des 7. bis 9. Schuljahres von zwei Meeraner Schulen. Die Themen und die zum Teil recht weit ausgeführten Bearbeitungen sind von sehr verschiedenem Wert. So möchte ich die Überschriften „Ein tiefes Weh die Welt durchzieht" (Nr. 8), „Vergangenheit — das Paradies des Alters" (Nr. 45), „Frühlingsauferstehung — Volksauferstehung" (Nr. 62), „Wer ein Herz treueigen hält" (Nr. 32) u. ä. für ungeeignet halten, während über „Die Heldentat von U 9" (Nr. 49), „Ein Fliegerstückchen" (S. 140), „Jung-Deutschland beim Soldatenspiel" (S. 142) u. a. wohl mancher Schüler einen brauchbaren Aufsatz schreiben kann.

---

1) O. Karstädt, Kinderaug' und Kinderaufsatz im Weltkriege. Osterwieck a. Harz 1916, A. W. Zickfeldt. Geh. M. 3,50, geb. M. 4,—.

2) O. Karstädt, Präparationen für den Deutschunterricht. Osterwieck a. Harz 1914, A. W. Zickfeldt. Mittelstufe: geh. M. 2.50, geb. M. 3,20. Oberstufe: Geh. M. 4,—, geb. M. 4,90.

3) Arthur Fröhlich, Aus eiserner Zeit. Leipzig 1915, E. Wunderlich. Geh. M. 1,60, geb. M. 2,20.

Die zwei kleinen Hefte von **Weicken**, „Aufsätze aus dem Kriegsjahre"[4]) für Mittel- und Oberstufe der Volksschule mit je 38 Ausarbeitungen, bieten für geringen Preis sehr dankenswerte Anregungen. Die Themen sind einfach und bestimmt; die Bearbeitungen sachgemäß, ungekünstelt und gehaltvoll. Verstiegene Themen und Gefühls- und Wunschthemen, die man so häufig in Sammlungen freier Aufsätze antrifft und die doch meist nur zu törichten Redereien führen, sind vermieden.

E. **Heywang** berichtet von den Erfahrungen, die er an einer einklassigen Schule im Aufsatzunterricht gemacht hat, in einem Beiheft (Nr. 31) zur Zeitschrift „Schaffende Arbeit und Kunst in der Schule".[5]) Vorausgeschickt sind kurze theoretische Ausführungen über Ziel und Methode des freien Aufsatzes. Ziel ist ihm, die Kinder zu der ihnen nach ihrer psychischen Eigenart möglichen Höhe stilistischer Formgebung zu führen und ihre Selbsttätigkeit zu steigern. Und als Mittel der Emporbildung bezeichnet er den methodisch betriebenen freien Aufsatz. Die abgedruckten Kinderarbeiten, darunter eine Anzahl poetischer Versuche, zeigen, mit welcher Hingabe Heywang an seiner Aufgabe gearbeitet hat.

In einem anderen Beiheft derselben Zeitschrift (Nr. 27) bespricht F. **Weigl** experimentell-pädagogische Versuche[6]), die er anschließend an die von Binet aufgestellten Anschauungstypen ausgeführt hat. 38 Lehrerinnen, die als Versuchspersonen dienten, zeigten in ihren Niederschriften über ein Wandbild von Fugel deutlich die genannten Typen in verschiedener Verteilung. Ähnliche Versuche wurden danach in drei Klassen an Kindern angestellt und das Material unter denselben Gesichtspunkten bearbeitet. In den „Pädagogischen Konsequenzen" am Schluß der Abhandlung weist Weigl auf die Wichtigkeit der Kenntnis und gebührenden Berücksichtigung der Anschauungstypen von Lehrer und Schüler hin. Hier ist nur zu bedenken, daß die Feststellung dieses Typs doch nicht so leicht und so eindeutig zu geben ist, wie Weigl anzunehmen scheint.

Nicht ohne großen Gewinn für den Unterricht wird der Deutschlehrer ein neues Buch von **Karl Linke** über den deutschen Aufsatz in der Volksschule[7]) studieren. Mit Ernst, Sachkenntnis und gesundem Urteil werden hier die wichtigsten Fragen dieses Unterrichts behandelt. Der Erlebnisaufsatz, Aufsätze in Anschluß an Geschichten, an Bilder, der Erinnerungsaufsatz, erfundene Geschichten und Gedichte, Träume, Briefe, freie Nacherzählungen, Beobachtungs- und Phantasieaufsatz, dann auch Geschäftsbriefe, Dispositionen und alle damit in Zusammenhang stehenden didaktischen Probleme kommen in einer Reihe von Kapiteln zur Sprache. Daraus, daß im Vorwort nur Scharrelmann und Jenßen-Lamszus als sehr gute Vorarbeiter genannt werden, erkennt man schon die Richtung des Verfassers. Das hindert ihn aber nicht, auf die Anschauungen der Gegner des freien Aufsatzes einzugehen, ihnen

---

4) F. **Weicken**, Aufsätze aus dem Kriegsjahre 1914/15. Paderborn 1915, F. Schöningh. I. Mittelstufe: M. —,40, II. Oberstufe: M. —,50.

5) Beihefte zur Zeitschrift Schaffende Arbeit und Kunst in der Schule. Nr. 31. Der Aufsatzunterricht von Ernst Heywang. Prag, A. Haase. M. —,85.

6) Beihefte zur Zeitschrift Schaffende Arbeit und Kunst in der Schule. Nr. 27. Freier Aufsatz, Anschauungstypen und Erziehungspraxis von Fr. **Weigl**. Prag, A. Haase. M. —,75.

7) **Karl Linke**, Der deutsche Aufsatz auf der Unterstufe wie Mittelstufe und Oberstufe. Hamburg 1916, A. Janßen. M. 2,80.

in manchem recht zu geben und sie nur, soweit andersartige Tatsachen und Erfahrungen dagegen sprechen, abzulehnen. Der freie Aufsatz besteht nicht lediglich im Aufschreiben von Erlebnissen und Beobachtungen. Er steht nicht mit dem Aufschreiben von Geschäftsbriefen im Widerspruch, sondern umfaßt alles dieses und noch mehr, und unterscheidet sich von dem gebundenen nur in der Art der Durchführung (S. 7 f.). Das Buch ist in drei Teile: die Unterstufe (1. und 2. Schuljahr), Mittelstufe (3. bis 5. Schuljahr), Oberstufe (6.—8. Schuljahr) gegliedert. Jede dieser Stufen hat ja ihre besonderen didaktischen Aufgaben; und so würde eine durchgeführte Behandlung der Aufsatzgattungen des Erlebnis-, Beobachtungs-, Phantasieaufsatzes usw. vom 1.—8. Schuljahr, an die der Verfasser auch gedacht hatte, wohl psychologisch von größerem Interesse sein, aber dem Lehrer einer bestimmten Stufe keine so großen Dienste leisten können, wie die gewählte Anordnung. Auf die Fülle des Anregenden, das Linke aus eigener Anschauung und Erfahrung bietet, einzugehen, ist hier leider nicht möglich. Es verdiente von jedem, der sich mit dem freien Aufsatz beschäftigt, gelesen zu werden. Kann man auch nicht immer dem Verfasser zustimmen, so wird man sich doch allenthalben durch die Frische und Treue, mit der er das psychologisch und pädagogisch Bedeutsame eines lebensvollen Unterrichts erfaßt, fesseln und anregen lassen.

In siebenter, neubearbeiteter und sehr vermehrter Auflage ist der zweite Teil von Lüttges Stilistischem Anschauungsunterricht[8]), der eine Anleitung zum freien Aufsatze gibt, erschienen. Die Zahl der Auflagen beweist schon, daß sich das Buch als brauchbar erwiesen hat, und so wird es auch in seiner neuen Gestalt neue Freunde finden. Lüttge baut den Aufsatzunterricht vor allem auf die mündliche Ausdrucksfähigkeit und Ausdrucksübung auf. Das natürliche Mitteilungsbedürfnis des Kindes, das sich hier bekundet, muß auch im schriftlichen Gebrauch wirksam sein. Wie das im einzelnen zu geschehen hat, welche Stoffgebiete und Stilaufgaben zu wählen sind, wie die stilistische Anschauung und Belehrung und der selbständige Aufsatz neben- und nacheinander zu pflegen sind, das wird auf den ersten 100 Seiten des Buches neben anderen theoretischen Fragen eindringend und umsichtig behandelt. Es folgen dann auf 250 Seiten, also den größten Teil des Buches umfassend, Unterrichtsbeispiele mit Schülerarbeiten und Aufsatzthemen. Doch begnügte sich Lüttge nicht damit, uns Aufsätze aus der Umwelt des Kindes und im Anschluß an den Unterricht zusammenzustellen, sondern überall sind auch hier methodische Anweisungen mit hineingearbeitet. Diese sind es vor allem, die das Buch besonders für den Volksschullehrer wertvoll machen.

Auch K. Dorenwells bewährte und reichhaltige Aufsatzsammlung[9]) ist in siebenter verbesserter Auflage erschienen. Besonders die Zahl der freien Aufsätze ist vermehrt worden. So enthält jetzt jede der drei Stufen — Sexta, Quinta, Quarta —, für die das Buch Themen und Aufsätze gibt, etwa 40 Überschriften mit Ausführung zu freien Arbeiten aus dem Interessen- und Erfahrungskreis der Schüler. Sind auch Themen wie „Mein Zeppelinluftschiff“ (Sexta), „In der Schmiede“, „Im Uhrladen“

8) Ernst Lüttge, Der stilistische Anschauungsunterricht. II. Die Anleitung zum freien Aufsatze. Leipzig 1916, E. Wunderlich. Geh. M. 3,—, geb. M. 3,80.

9) K. Dorenwell, Der deutsche Aufsatz in den höheren Lehranstalten sowie in den Mittelschulen. Hannover, C. Prior. Geh. M. 3,75.

(Quinta) usw. nicht neu, so erkennt man doch an ihnen und auch sonst das Bemühen Dorenwells, den Forderungen einer neuen lebensvolleren Didaktik nachzukommen. Gerade unter diesem Gesichtspunkt betrachtet hat das Werk sehr gewonnen.

Dr. K. Küffner gibt in der Einleitung zu seinen Aufsatzübungen für die vier unteren Klassen höherer Lehranstalten[10]) einen Überblick über die Bestrebungen der modernen Aufsatzschule und übt daran eine im ganzen maßvoll gehaltene Kritik. Er kommt dabei zu dem Resultat, daß man den freien Aufsatz nicht als ausschließliches Unterrichtsziel für die Schule ansetzen kann, sondern daß das Lesebuch die Grundlagen für die stilistische Ausbildung geben muß. Ausgehend von dem Lesebuch für realistische Lehranstalten (Verlag K. Koch-Nürnberg) stellt Küffner seine Aufgaben, z. B. im Anschluß an Hänsel und Gretel die Themen: Die Hexen oder: Wie die Kinder immer wieder aus dem Walde sich heimfanden, im Anschluß an: Der Reiter und der Bodensee das Thema: Des Reiters Empfang durch die Dorfbewohner usw. und fügt in der Regel vollständige Ausarbeitungen bei. Das methodisch klar und sicher aufgebaute Buch enthält viele brauchbare Aufsätze und Aufsatzstoffe, die auch Schülern von Nutzen sein werden, in deren Hand ein anderes Lesebuch ist, da ein großer Teil der Stoffe Gemeingut aller Lesebücher ist. Nur sollte der Themenkreis nicht so eng begrenzt und auch Stoffe aus anderen Lebens- und Unterrichtsgebieten als aus dem Lesebuch in den unteren Klassen mithineinbezogen werden.

Für die Mittel- und Oberstufe der Volksschule legen uns A. Schmid und J. Birk in zwei Broschüren[11]) eine große Anzahl von Themen und Bearbeitungen im Anschluß an den ethischen Stoff des Lesebuchs vor. Die Verfasser wollen, wie sie in der Einführung hervorheben, Aufsätze, die den Stoff dem täglichen Leben, dem Schulunterricht usw. entnehmen, durchaus nicht ablehnen; sie verfolgen nur den Zweck, zu zeigen, wie der Aufsatz auch an das Lesebuch angeschlossen werden kann. So werden zum Lied vom braven Mann die Themen: 1. Wettersturz, 2. Der Zöllner in Not, 3. Rettung, 4. Der Bauer und der Graf (Vergleich), 5. Wenn der Schnee geht, gegeben. Unter den über 300 Themen, die jedes der beiden Bücher enthält, sind wohl manche, die nicht neu oder wenig ergiebig sind, aber auch viele, die zur Bearbeitung anregen.

In seiner „Stilkunst in der Volksschule"[12]) behandelt Lehrer W. Zeuch in längeren Kapiteln den Erlebnis-, den Phantasie-, den Beobachtungsaufsatz und den logischen Aufsatz. Kurze psychologisch-didaktische Ausführungen wechseln hier mit gut gewählten Beispielen aus der Praxis. Die Stoffe sind zum größten Teil aus der Erlebnis-, Gedanken- und Beobachtungswelt der Schüler außerhalb der Schule genommen. Doch lehnt Zeuch, wie er weiter ausführt, die im Anschluß an behandelte Unterrichtsstoffe gestellten Aufgaben keineswegs ab. Nur haben die freien Aufsätze nach seiner Meinung bei planvollem Unterricht größeren Bildungswert für den Stil.

10) K. Küffner, Aufsatz-Übungen für die vier unteren Klassen höherer Lehranstalten. München 1916, H. Hugendubel. Geb. M. 4,—.

11) I. Der Aufsatz der Mittelstufe. II. Der Aufsatz der Oberstufe. Im Anschluß an den ethischen Stoff des Lesebuchs von A. Schmid und J. Birk. Leutkirch, J. Bernklau. I. M. 1,50. II. M. 1,80.

12) W. Zeuch, Stilkunst in der Volksschule. Theorie und Praxis des stilistischen Unterrichts. Gera (Reuß), Thuringia-Verlag. Geh. M. 2,50, geb. M. 3,25.

Oberstufe.

Wie im Aufsatzunterricht der Unter- und Mittelstufe neue Methoden und neue Stoffe in dem letzten Jahrzehnt außerordentlich belebend, befruchtend und vertiefend gewirkt haben, und das Prinzip der Arbeitsschule, vor allem die größere Selbsttätigkeit und das Selbstschaffen der Schüler mehr und mehr Eingang gefunden hat, so ist auch — freilich nach außen weniger bemerkbar — in den Sekunden und Primen der höheren Schule Wandel geschaffen und der ganze Aufsatzbetrieb aufgefrischt worden. Von den Erleichterungen der freien Themenwahl und Bearbeitung vertrauter Stoffe, wie sie auch in Tertia noch gelegentlich gewährt wird, kann hier mehr und mehr abgesehen werden. Die Schüler lernen es, Stoffe, auf die im Unterricht vielleicht nur hingedeutet wurde, durch häusliche Arbeit zu gewinnen, unter bestimmten Gesichtspunkten, wie sie das gegebene Thema fordert, zu betrachten, zu ordnen und mit eigenem Urteil klar, sachgemäß und ohne Umschweife zu behandeln. Dabei dürfen die Stoffe dem Interessenkreis der Schüler nicht fern liegen; es können beispielsweise Gegenwartsfragen, die die Schüler bewegen und ihre Fassungskraft nicht übersteigen, im Aufsatz behandelt werden. Es dürfen weiter die literarischen Themen oder die Kunstthemen, die wir nicht ausschließen, sowie die geschichtlichen, erd- und naturkundlichen Themen nicht Fragen, die der Unterricht schon gelöst hat, stellen, sondern sie müssen neue Probleme für das Selbstdenken, -finden und -urteilen der Schüler bilden. Also auch für diese Stufe wird, wie eine Vergleichung älterer Aufsatzsammlungen mit den neuen oder wenigstens neubearbeiteten ergibt, mehr Selbständigkeit und Selbsttätigkeit der Schüler, größere Lebensnähe und Anschauungskraft der Stoffe verlangt.

Den so in aller Kürze bezeichneten Forderungen der neuesten Zeit tragen in erfreulichem Maße Rechnung die von Cholevius-Weise herausgegebenen Dispositionen zu deutschen Aufsätzen.[13]) Unermüdlich ist O. Weise tätig, diese wertvollen Sammlungen zu bessern, durch Ausmerzen veralteter Themen und Aufnahmen neuer und zeitgemäßer Stoffe auf der Höhe zu halten. Das dritte Bändchen, das Aufgaben aus der Literatur enthält, liegt nunmehr in der 13. Auflage vor. Unter den 93 Themen und Bearbeitungen sind 13 neue, unter denen besonders die an Privatlektüre (W. Alexis' Hosen des Herrn von Bredow, Hauffs Lichtenstein u. a.) anknüpfenden Erwähnung verdienen.

Ein altes vor 30 Jahren viel gebrauchtes Werk von D. G. Herzog: „Stoff zu stilistischen Übungen in der Muttersprache" ist durch E. Dickhoffs verdienstvolle Neubearbeitung[14]) der Vergessenheit entrissen worden. Von Herzogs Buch ist nicht sehr viel mehr als der Name auf dem Umschlag übriggeblieben. Etwa ein Viertel der Stilübungen stammen von dem neuen Herausgeber, eine große Zahl veralteter Aufsätze wurde entfernt, alle übrigen, darunter auch einige von anderen Autoren, die neu aufgenommen wurden, umgearbeitet oder zum mindesten überarbeitet. So ist aus dem veralteten, seit Jahren nicht mehr gekauften Buche ein neues Werk geworden, das bewährtes, altes Gut mit neuem glücklich vereinigt. Unter den 267

13) L. Cholevius' Dispositionen zu deutschen Aufsätzen III. von Prof. Dr. O. Weise. Leipzig, B. G. Teubner. M. 1,80.

14) E. Dickhoff, Stilübungen, Anleitung, Beispiele und Entwürfe zu deutschen Aufsätzen. Berlin 1917, C. A. Schwetschke u. Sohn. Geh. M. 6,—, geb. M. 7,50.

sorgfältig durchdachten und aufgebauten Aufsatzplänen sind nicht wenige, die sich auch zur mündlichen Disponierübung eignen.

G. Mosengels kleine Aufsatzsammlung für mittlere und obere Klassen höherer Lehranstalten[15]), die im Anschluß an deutsche Lesestoffe 80 Entwürfe und ausgeführte Aufsätze enthält, ist in 3. Auflage erschienen. Unter den Themen sind nur wenige, die sich nicht schon im Sekunda bearbeiten lassen. Ja, es sind einige darunter, so diejenigen, die nur einen Gedankengang oder eine Inhaltsangabe von Balladen Uhlands und Schillers und anderen Gedichten fordern, die häufig schon in Tertia bearbeitet werden. Es dürfte sich daher bei einer etwaigen Neuauflage empfehlen, die wenigen für die Oberklassen bestimmten Themen, die auch kaum neue Gesichtspunkte bieten, zu entfernen und das Buch lediglich für die Mittelstufe zu bestimmen. Dann wäre freilich zu wünschen, daß es mit neuartigen Stoffen reichlich ausgestattet und an Stelle von Gedichten, die jetzt noch immer die Hauptquelle für die Aufsatzthemen abgeben, andere ergiebigere Stoffgebiete herangezogen werden.

Deutsche Aufsätze für alle Stufen der höheren Schule legt K. Büttner in einem neuen Buche vor.[16]) Es sind 29 Aufsätze für die untere, 22 für die mittlere und 18 für die obere Stufe. Es war also dem Verfasser weniger darum zu tun, eine reiche Stoffsammlung zu geben, als durch eine Anzahl mit Liebe und innerer Teilnahme verfaßte Arbeiten Lust zum selbständigen Gestalten und Mitteilen eigener Erlebnisse, zum Niederschreiben von Gedanken über Gelesenes und Erfahrenes und mannigfache Beobachtungen zu wecken. Diesen Zweck werden die ansprechend geschriebenen Aufsätze gewiß bei vielen Lesern erreichen. In einer Einleitung zu dem Buche, die auch als Sonderabdruck erschienen ist[17]), gibt der Verfasser lesens- und beherzigenswerte Winke und Regeln über das Verfassen von Aufsätzen.

Jos. Denns viel gebrauchtes Aufsatzbuch[18]) ist wieder in einer neuen Auflage, der 39., auf den Plan getreten. Es scheint danach, daß die Kritik von Jensen-Lamszus, die es „das geschmackloseste und absurdeste" von allen Aufsatzbüchern für die Oberklassen nennen, dem Buche wenig geschadet hat. In der Tat hat es neben den Schwächen einer farblosen, breiten, gespreizten Darstellungsweise und sonstiger Stilmängel in den Ausarbeitungen, die durch den neuen Herausgeber kaum merkbar gebessert sind, nicht zu leugnende Vorzüge. Als solche wird man den Reichtum an Themen (500) und die Übersichtlichkeit der meisten der 340 ausgearbeiteten Dispositionen ansehen können. Allerdings könnten viele Themen von der Art wie 147. Das Glück des Lebens im Vaterhaus, 151. Gedanken beim Grabe eines Jünglings u. ä., um nur einige Beispiele herauszugreifen, und viele Chrien, für die Denn eine besondere Vorliebe hatte, unbeschadet des Wertes des Buches fernbleiben und durch zeitgemäße Themen ersetzt werden. An den letzteren fehlt es leider noch völlig.

15) G. Mosengel, Deutsche Aufsätze. Leipzig, B. G. Teubner. Geb. M. 2,—.

16) K. Büttner, Deutsche Aufsätze für alle Stufen der höheren Schulen. München 1915, J. Lindauer. Geh. M. 1,80.

17) K. Büttner, Einige Regeln für den Schüleraufsatz. München 1915, J. Lindauer. M. —,60.

18) Jos. Denn, Deutsche Aufsätze. Altenburg 1916, H. A. Pierer. Geh. M. 4,50, geb. M. 5,—.

19) B. Heun, Praktischer Lehrgang des deutschen Aufsatzes für die oberen Klassen der Gymnasien und anderer höherer Lehranstalten. Paderborn 1916, F. Schöningh. M. 5,—.

Wernekes Praktischer Lehrgang des deutschen Aufsatzes für die Oberklassen höherer Schulen ist in neuer Auflage in der Bearbeitung von Heun[19]) erschienen. Das Buch hat sich zu seinem Vorteil verändert. Vor allem ist anzuerkennen, daß der neue Herausgeber den Forderungen der Gegenwart entsprechend veraltete Aufsätze entfernt und zeitgemäße Themen aufgenommen, auch sonst an den theoretischen Ausführungen gebessert hat. Gewiß zeitgemäß und erwünscht sind Themen wie: „Das deutsche Hauptquartier", „Können Vaterlandsliebe und Weltbürgersinn in einem Gemüte wirksam sein?", „Inwiefern ist der Ausspruch berechtigt: Das unentwegte Aushalten ist der beste Teil der Tapferkeit?" u. a.

Ein Bilderbuch zur Geschichte des deutschen Stils in den letzten anderthalb Jahrhunderten möchten R. Palleskes Deutsche Stilproben[20]) sein. Nach einer kurzen Einführung in die Lehre vom deutschen Stil und von seinen Hauptmängeln gibt es, mit Winckelmann und Lessing beginnend, Stilproben aus Schriften und Briefen großer Deutscher in zeitlicher Folge bis zur Gegenwart. Als letzte sind G. Frenssen, Ricarda Huch, R. Stratz, F. Lienhard, H. Loens, R. Nordhausen, E. v. Handel-Mazzetti und E. König mit charakteristischen Proben vertreten. Das Büchlein ist nicht nur für die Entwicklung der deutschen Stilkunde von historischem Interesse, sondern wird auch dem Primaner, der aus ihm ein klares Bild von dem Wesen und der Eigenart der deutschen Stilarten und — Unarten gewinnen und davon lernen kann, von Nutzen sein.

Anhang des Herausgebers.

Einen besonders wertvollen Beitrag zur Aufsatzliteratur hat uns der Verfasser obenstehenden Berichtes selbst gegeben. Auf Grund von tausenden von Schüleraufsätzen, die eine gemeinsame Aufgabe für 18 Bremer Volks- und höhere Schulen ergeben hat, hat Theodor Valentiner versucht, die Phantasieleistungen der Schüler nach ihrer inhaltlichen Beschaffenheit und inneren Zusammengehörigkeit zu untersuchen[1]). Das didaktische Ergebnis dieser äußerst vorsichtig und eingehend durchgeführten Arbeit ist, „daß nur da ein günstiger Boden für brauchbare Schöpfungen des Geistes gegeben ist, wo eine selbständig schaffende und rege Phantasie in ihrer Tätigkeit durch klares und scharfes Denken diszipliniert, mit stets neuem aus eigener Beobachtung, eigener Erfahrung, eigenem Erleben, gewonnenen Erkenntnissen und Vorstellungen gespeist wird." Es ergeben sich drei Typen: der des Kindes (etwa 9.—13. Lebensjahr), des Jugendlichen (14.—15.) und des reiferen Jugendlichen (von Ende des 15. an).

Zuerst geht V. dem Vermenschlichen nach, das beim Kinde sehr beliebt ist, aber Erfolg nur hat, wo wirkliche Kenntnisse von dem, was vermenschlicht wird, dahinterstecken. (Der Wert dieser Phantasiebelebung nicht menschlicher Wesen liegt darin, daß nur so allerlei geringfügige Kenntnisse zum Vorschein kommen, die doch eine Bereicherung bedeuten, und daß man dadurch einfache Sprache, klaren Aufbau

---

20) R. Palleske, Deutsche Stilproben von Lessing bis auf die Gegenwart. Paderborn, F. Schöningh. M. 1,50.

1) Th. Valentiner, Die Phantasie im freien Aufsatze der Kinder und Jugendlichen. Beihefte zur Zeitschrift für angewandte Psychologie, 13. Leipzig. 1916. J. Ambr. Barth. Geh. M. 5,60.

und anschauliche Darstellung erreicht.) Der Jugendliche beseelt viel weniger, er benutzt es, um das Dargestellte zu erweitern und zu vertiefen durch Nebenvorgänge und Nebenhandlungen, besonders aber durch Schilderung des Zuständlichen. Er zeigt eine ausdrucksvollere Sprache und eine kritischere Verarbeitung der Phantasieleistung und endlich eine freiere und feinere Auffassung und Darstellung der belebten Dinge und Ereignisse. Der reifere Jugendliche dringt zu bewußt künstlerischem Schaffen vor, zu gesteigertem Verstehen des Menschlichen, zum (gefährlichen!) Psychologisieren und endlich zur Beseelung da, wo er Menschen bestimmter Kategorien wirklich zeigt.

Dann kommt V. zum Ich-Aufsatz. Damit sind nicht die unergiebigen Aufsätze mit sogenannter Standpunktsveränderung gemeint, in denen äußerlich die 3. Person in die 1. versetzt wird (Mucius Scävola erzählt seine Erlebnisse), auch nicht die sog. Reiseaufsätze, sondern Aufsätze, in denen sich der Verf. wirklich in ein Erlebnis hineinversetzt. Für die Kinder empfiehlt sich das Verfahren und birgt noch nicht die Gefahr innerer Unwahrheit, bei Jugendlichen aber liegt diese Gefahr vor, und ebenso die andere, daß eine solche Phantasiearbeit von nachteiligen Folgen für den Geist ist. Außer dem formalen Verichlichen findet sich dann ein inhaltliches, indem Handlungen, Gedanken und Geschichte aus dem eigenen Wesen hinzugefügt werden: dies ist nicht zu fördern, da es das innere Reifen stört.

Bilder und Situationen kommen je nach dem Thema ganz verschieden vor, beim Kind noch selten, beim Jugendlichen mit einer Vorliebe fürs drum und dran, für innere und äußere Beziehung, Vertiefung und Verfeinerung und subjektive Stellungnahme. Alle dem Kinde eigentlich fremden Erfahrungskreise sind dem Aufsatze fernzuhalten, erst der phantasiebegabte Jugendliche hat allerlei Ersatz für fehlende Erfahrungen; dabei ist die Gefahr des hohlen Geredes und des Pathos klar, aber geschickt gewählte Themen führen doch zu Zucht und Strenge im Ausdruck, innerer Wahrhaftigkeit, Klarheit und Lebendigkeit.

Für den Erlebnis- und Beobachtungsaufsatz liegt in der Phantasietätigkeit eine große Gefahr. Das Kind, das aus Unvermögen die Wirklichkeit ändert, ist zu scharfer Beobachtung zu erziehen, dem Jugendlichen, der es um der Wirkung willen tut, der Sinn für genaue Wiedergabe zu stärken, außer wo es sich um formales Gestalten handelt und wo er absichtlich hinzusetzt oder verschiedenes zusammendichtet, ohne innerlich unwahr zu werden.

Gefühlserregendes kann weder vom Kinde noch vom Jugendlichen dargestellt werden, ist also nicht zuzulassen, obwohl manche dazu neigen, und selbst dem reiferen Jugendlichen kann die hingebende Beschäftigung mit solchen Stoffen niemals förderlich sein. Nur gelegentlich darf eine rührende Szene eingeschoben werden oder dann, wenn eine erschütternde, nicht eine beklemmende Wirkung eintritt.

Auch bei der Stellung von komischen Themen empfiehlt sich größte Vorsicht, um so mehr dürfen beim Kinde lustige Einschiebsel zugelassen werden; für den Jugendlichen ist es fraglich, ob eine gesunde Entwicklung des Sinnes für Freude zu erreichen ist.

Die Quellen der Phantasie sind beim Kinde Typen aus der Volkspoesie, seinem persönlichen Leben, seinem Wissen und dem Reden der Erwachsenen. Die jugendliche Phantasie schafft nicht neue Inhalte, sondern ist vor allem formal tätig, beeinflußt durch häusliche Lektüre und den gesamten Unterricht; denn dieser hemmt nicht die Phantasie, sondern fördert sie ebenso wie es das eigene Wachsen des Geistes

tut. Da aber für den Jugendlichen der Hauptfortschritt in der Sprache, Urteilskraft, Schilderung und Art der Darstellung liegt, so wird man ihm nicht Phantasiethemen geben, sondern reale, geschichtliche, literarische Stoffe. Erst auf den Phantasieaufsatz der reiferen Jugendlichen hat die Lektüre bestimmenden Einfluß, erst hier ist für sie das geistige Auge geöffnet. Aber sie neigen zur Überschätzung des Gefühls, darum ist für sie nur hie und da ein Phantasieaufsatz an kraftvoll-tragische Stoffe anzulehnen.

Ich habe die Hauptergebnisse kurz gekennzeichnet, aber damit die Fülle des Buches nur andeuten können, das eine große Bereicherung unserer Erkenntnis ist und jedem Deutschlehrer wertvolle Richtlinien gibt.

Literaturbericht 1916.

Lektüre.

Von **Karl Credner** in Brandenburg a. H.

1. Kritische und erläuternde Schriften.

Von der unbeugsamen geistigen Kraft unseres Volkes, die in dieser schweren Zeit entschlossen und ausdauernd an der Erfüllung der einmal gesteckten hohen Aufgaben weiter arbeitet, legt auch der literarische Jahresbericht des Dürerbundes in seiner neuen Kriegsausgabe[1]) beredtes Zeugnis ab. Wennschon er hinter seinen friedlichen Vorgängern zurücksteht, so übertrifft er doch den vorjährigen Kriegsratgeber beträchtlich an Inhalt und Reichhaltigkeit. Vor allem ist diesmal das schöne und wissenschaftliche Schrifttum, auch soweit es nicht unmittelbar mit dem Krieg im Zusammenhang steht, berücksichtigt, und die wichtigsten neuen Erscheinungen seit 1913 sind nachgetragen, wenigstens soweit sie für einen größeren Leserkreis von Bedeutung sind. Zwei Register erleichtern die Benutzung. Gelegentliche Mängel, wie sie bei den drucktechnischen Schwierigkeiten und der zusammengeschmolzenen Zahl der Mitarbeiter unvermeidlich waren, auch den stellenweise sehr kleinen Satz, wird man in Kauf nehmen und vergessen über den großen Vorzug, daß wir wieder einen weitschauenden und wegekundigen Führer durch die zeitgenössische Literatur haben. Eine schärfere kritische Sichtung der Kriegsliteratur für die Jugend befürwortet Samuleit.[2]) An zahlreichen Beispielen weist er die hohle Mache der billigen Groschenhefte nach und verspricht sich nach den bisherigen Erfahrungen wirksame Hilfe gegen die zunehmende Verbreitung dieser Literatur nur von dem Eingreifen der Staatsgewalt, „von einem bedingungslosen Verbote der Anpreisung und des Vertriebes der Schundliteratur". Nach dem Muster der fünf stellvertretenden Generalkommandos, die in ihren Bezirken bereits gegen die Schundliteratur eingeschritten sind, empfiehlt er ein einheitliches Vorgehen in allen Kommandobezirken und Einsetzung einer kleinen Körperschaft von Sachverständigen, die diese Kommandos berät. Nicht die Polizei, sondern eine normative Kunstwissenschaft ruft Miller als

1) Literarischer Jahresbericht des Dürerbundes. Zweiter Kriegsratgeber. 1916—17. München, Georg D. W. Callwey. 183 S. M. 1,50.

2) Kriegsschundliteratur. Vortrag gehalten in der Zentralstelle zur Bekämpfung der Schundliteratur zu Berlin am 25. März 1916. Von Paul Samuleit. Berlin, Carl Heymanns Verlag. 54 S. M. 1,—.

Schiedsrichter in den literarisch-pädagogischen Kämpfen an.[3]) Vorläufig gibt er allerdings nur die Grundlinien der neuen Wertlehre, eine Art Programm, das obendrein mit Fußnoten überlastet ist. Gläubiger, aber nicht engherziger Katholik, setzt sich Miller mit den wichtigsten kunstwissenschaftlichen Anschauungen auseinander und schließt sich in der Hauptsache an Utitz und Elster an, auf deren Ergebnissen er weiterbaut. In die Praxis der Schullektüre führen Meyer und Binder[4]); auch sie beschränken sich auf allgemeine Richtlinien und zeigen, ohne sich auf eine methodische Zurichtung im einzelnen einzulassen, wie man in Oberklassen Dichtungen des 19. Jahrhunderts behandeln kann. Besonders Meyer, der die Lyrik und das Drama übernommen hat, erfaßt seine Aufgabe großzügig. Das Hauptziel der Dichterlektüre besteht für ihn darin, neben dem individuellen Lebensbild das typische herauszuarbeiten und die menschliche und künstlerische Persönlichkeit des Dichters aus dem Kunstwerk zu erschließen. Wie ihm das bei Grillparzers Sappho durch Vergleich mit Tasso und Lohengrin gelingt, verdient die sorgfältige Beachtung aller Deutschlehrer. Enger, mehr philologisch, begreift Binder seine Aufgabe. Er arbeitet an einigen Erzählungen, an Meyers „Amulett" und Storms „Von jenseit des Meeres", vor allem das Verhältnis zu den Quellen und die literarische Abhängigkeit heraus, wirkt aber gleichfalls anregend und fördernd. Das Heft ist eine willkommene Ergänzung zu Deckelmanns größerem Werke, vor allem auch deshalb, weil es ungleich tiefer schürft.

An Herbarts Forderungen anknüpfend untersucht Anton Kollitsch das Wesen des darstellenden Unterrichts[5]) und findet dabei sieben verschiedene Arten der Lesestückbehandlung. Seine Absicht, durch Mannigfaltigkeit Leben und Abwechslung in die Lehrstunde zu bringen, ist gewiß lobenswert, aber seine Ausführungen bleiben doch recht an der Oberfläche. Viel mehr als der Titel verspricht, gibt dagegen Severin Rüttgers in seinem umfangreichen Buche, das bei Beginn des Weltkrieges erschienen ist, aber infolge äußerer Störungen nicht überall die verdiente Beachtung gefunden hat[6]). Rüttgers hatte sich die Aufgabe gestellt, die Stellung des Dichtwerks im Unterricht unabhängig von allen Theorien, lediglich vom Stoff und vom Kinde aus zu bestimmen. Die Hauptgebiete unserer Literatur, das Märchen, die Sage, Fabel und Tierepos, die Schwänke, die alten Volksbücher, endlich die moderne Dichtung werden eingehend sowohl hinsichtlich ihrer literarischen Eigenart wie auf ihre erziehlichen und didaktischen Werte hin untersucht. Eine gewisse Einseitigkeit zeigt sich dabei allerdings in der Raumverteilung. Die ältere Literatur wird auf das Ausführlichste behandelt, sie nimmt drei Viertel des Buches ein, während die moderne Dichtung, worunter Rüttgers die Novelle, die großen Romane, Lieder und

3) Grundlinien zu einer künftigen Literaturpädagogik, entworfen von Wilhelm Alfred Miller. Bonn, A. Marcus u. E. Webers Verlag. 31 S. 4°. M. 0,80.

4) Deutsche Dichter und Schriftsteller in der Schule. Stuttgarter Ferienkursus für Schriftsteller-Erklärung 1914. Von Th. A. Meyer und H. Binder. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner. 10. Ergänzungsheft der Zeitschr. f. d. deutschen Unterricht. 56 S.

5) Darstellende Lesestückbehandlung. Ein Beitrag zur Klärung des Begriffs „darstellender Unterricht" von Anton Kollitsch. Prag, Schulwissenschaftlicher Verlag A. Haase. 18 S. M. 0,50.

6) Die Dichtung in der Volksschule. Ein Handbuch für Lehrende von Severin Rüttgers. (Lebensvoller Unterricht, Bd. 2.) Leipzig, vormals R. Voigtländers Verlag, jetzt Dürrsche Buchhandlung. 471 S. Geb. M. 8,—.

Balladen, endlich das ganze Drama begreift, sich mit wenig mehr als hundert Seiten begnügen muß. Diese Ungleichheit erklärt sich nur zum Teil aus der Einschränkung auf die besonderen Bedürfnisse der Volksschule; sie ist mindestens ebenso begründet in der besonderen Vorliebe des Verfassers für unser altes dichterisches Volksgut. Auf diesem Gebiet ist er Meister. Man hat bei dem Lesen das Gefühl, daß er hier seinen Stoff bis in die letzten Falten hinein beherrscht, und man wird daher auch seinen wohlüberlegten Urteilen hier zumeist beistimmen können. Noch allgemeiner kann man vielleicht sagen, daß Rüttgers für die Erfassung und Darstellung des Epischen besonders veranlagt ist. Um deswillen darf das Buch in der Tat beanspruchen, ein Handbuch für Lehrende zu sein, weit über die Kreise der Volksschule hinaus. Das Drama des 19. Jahrhunderts behandelt Ernst Linde im 8. Bande von Gudes Erläuterungen.[7]) Die Anlage ist hier mehr schulmäßig, auf die Vorbereitung des Lehrers zugeschnitten. Nach einer kurzen geschichtlichen Einführung in das Leben des Dichters und die Entstehung des Dramas folgt eine knappe Besprechung der einzelnen Akte; daran schließen sich meist in Form von Schulaufsätzen einige allgemeine Betrachtungen. Mit praktischem Blick wird das Wesentliche und für die Schule Wichtigste herausgehoben, ein tieferes Eingehen auf literarhistorische und ästhetische Zusammenhänge dagegen vermieden. Auch die Auswahl der Dramen ist bezeichnend. Durchgenommen werden Körners Zriny, Kleists Prinz von Homburg, Hermannschlacht und Käthchen von Heilbronn, Uhlands Herzog Ernst und Ludwig der Bayer, Grillparzers Goldnes Vlies, König Ottokar, Sappho, Der Traum ein Leben und Weh dem, der lügt. Die neueren Dramen seit Hebbel sind einem weiteren Bande vorbehalten. Eine methodische Erklärung von 20 Kriegsgedichten legt Zellmann vor.[8]) Er benutzt in der Regel ein gegliedertes Stufensystem und legt den Hauptnachdruck auf die Vertiefung, ohne sich im einzelnen streng an das Schema zu binden. Die Darstellung entbehrt zwar der feineren Reize, ist aber von dem großen Kriegserlebnis stark beeinflußt und als offenkundiger Niederschlag praktischer Schularbeit wertvoll. Vor allem Wert auf die Einführung legt Hantke in seinem zweiten Erläuterungsheft.[9]) Wie im ersten sind auch diesmal 12 Gedichte behandelt, doch wird noch eine größere Anzahl anderer Dichtungen gelegentlich zum Vergleich oder zur Weiterführung herangezogen.

Eine Reihe größerer Erläuterungswerke, insgesamt aus der lyrischen Provinz, liegt mir in neuer Auflage vor. Einige Zusätze hat Wilhelm Peper seiner feinsinnigen Einführung in die lyrische Dichtung hinzugefügt.[10]) Der erste Teil, die sorgfältige Grundlegung, die Untersuchung des künstlerischen Gehaltes und seiner pädagogischen Erfassung, ist wenig verändert worden; nur hinsichtlich der Form ist das Sprachlich-Musikalische etwas ausführlicher gestaltet. Stärker sind die Wandlungen im zweiten erläuternden Teil. Hier verlangte die kriegerische Gegenwart ihr Recht. So finden sich nicht nur gelegentliche

7) Gudes Erläuterungen deutscher Dichtungen. Ausgeführte Anleitungen zur ästhetischen Würdigung und unterrichtlichen Behandlung. Fortgeführt von Ernst Linde. 8. Band: Das nachklassische Drama. Leipzig, F. Brandstetter. 304 S. M. 3,50.

8) Deutsche Kriegsgedichte. Erklärt und für die Hand des Lehrers herausgegeben von Reinhold Zellmann. 1. Band. Halle, Hermann Gesenius. 136 S. M. 2,50.

9) Kriegsgedichte 1914/16 in unterrichtlichen Entwürfen von M. Hantke. Zweites Heft. Langensalza, Hermann Beyer u. Söhne. 43 S. M. 0,80.

10) Der Kunstschatz des Lesebuchs. Die lyrische Dichtung von Wilhelm Peper. 2. erweiterte Aufl. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner. 255 S. geh. M. 4,—, geb. M. 4,80.

Hinweise auf das große Weltgeschehen, sondern es ist ein ganzer Abschnitt „Deutsche Lieder aus den Kriegsjahren 1914/15" hinzugekommen. Wenn sich Peper dabei mit Recht die Beschränkung auferlegte, nur lyrisches Dauergut zu berücksichtigen, das kommenden Geschlechtern den seelischen Gewinn unserer kampferfüllten Tage zu übermitteln vermag, so ergab das nur eine um so wertvollere Bereicherung; die Zahl der besprochenen Gedichte geht jetzt in das dritte Hundert. Dagegen entfiel die Beziehung zum Weltkrieg in dem 6. Band von Lombergs „Präparationen"[11]), da hier überwiegend Dichter bearbeitet sind, deren Schaffen bereits vor 1914 abgeschlossen war. Die neue Auflage zeigt überhaupt keine Veränderungen, da der Verfasser ja erst in der vierten eine sorgfältige Nachprüfung und Erneuerung des Buches vorgenommen hatte. Der Anhang enthält einige Lebensbilder deutscher Dichter und eine Übersicht über sämtliche Gedichte der Sammlung. Von Ficks und Pollacks großem Erläuterungswerk, das früher unter dem Namen „Aus deutschen Lesebüchern" ging und jetzt „Aus deutscher Dichtung" heißt, weist der 5. Band in der neuen Auflage einige tiefer einschneidende Veränderungen auf.[12]) Bekanntlich umspannt dieser Band das lyrische Pensum der oberen Gymnasialklassen von Walther von der Vogelweide bis zur Romantik. Die noch von Fick selbst herrührenden Bearbeitungen der Klopstockschen Oden und der Goethischen Gedichte waren stark veraltet und haben in F. Unruh einen verständnisvollen Erneuerer gefunden, der durch eine Umgruppierung der Gedichte nach ihrer Entstehung und im Anschluß daran durch ein tieferes Eindringen in die Dichterpersönlichkeit seine Aufgabe recht glücklich gelöst hat. Besonders ausführlich besprochen werden die Harzreise, Prometheus, Des Wanderers Sturmlied und Zueignung, während Ilmenau und der Epilog zu Schillers Glocke immer wieder stiefmütterlich bedacht sind.

Eine neue Literaturgeschichte kommt aus Österreich.[13]) Dieses Land hat uns in den letzten Jahren schon mehrere literaturgeschichtliche Handbücher von Wert beschert, aber Stefan Hock darf für seine Arbeit einen Platz neben den älteren Schwestern beanspruchen. Er verbindet sorgfältiges Studium der Dichtungen mit geschichtlichem Weitblick, ist gründlich, ohne sich ins Nebensächliche zu verlieren und zielt vor allem auf eine Herausarbeitung der großen Entwicklungslinie. Die Sicherheit und Selbständigkeit seines Urteils tritt immer wieder zutage, z. B. bei der Würdigung Luthers und der Reformation oder bei Goethes Tasso, wo er Vorzüge und Schwächen gerecht abwägt. Die letzten 50 Jahre sind verhältnismäßig kurz behandelt. Die österreichische Besonderheit kommt zu ihrem Recht, aber sie macht sich nicht breit und ordnet sich gebührend dem Gemeindeutschen unter. Aus seiner beifällig aufgenommenen „Geschichte der deutschen Dichtung" hat Hans Röhl einen Auszug für die Schule hergestellt, der sich in Gliederung und Auffassung

11) Präparationen zu deutschen Gedichten. Nach Herbartischen Grundsätzen ausgearbeitet von August Lomberg. Ausgabe A. Sechstes Heft: Neuere Dichter. 5. Aufl. Langensalza, Hermann Beyer u. Söhne. 288 S. M. 4,20.

12) Lyrische Dichtung, herausgegeben von Fr. Pollack und O. Frick. Fünfte Auflage von P. Polack und F. Unruh. Aus deutscher Dichtung. Erläuterungen zu Dicht- und Schriftwerken für Schule und Haus. Band V. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner. 594 S. M. 5,—.

13) Deutsche Literaturgeschichte für österreichische Mittelschulen von Stefan Hock. Ausgabe für Gymnasien und Realgymnasien. Für die V. bis VIII. Klasse. Mit 21 Abbildungen. Wien, F. Tempsky. 306 S. Kr. 3,80.

eng an jene anlehnt.[14]) Worauf es Röhl dort ankam, war eine Anleitung zum Verständnis deutscher Dichtung, mit besonderer Auslese dessen, was noch heute künstlerischen Genuß zu gewähren vermag. Das war ein brauchbarer Grundsatz für ein Buch, das sich an die gebildeten Leser im allgemeinen wandte; ich zweifle aber, ob er ausreichend ist für die Schule, da diese doch im Literaturunterricht nicht allein künstlerisches Verständnis vermitteln, sondern noch andere Aufgaben lösen soll. Nach dem Muster ähnlicher Abrisse sind einige Abschnitte der Geschichte der deutschen Sprache und der deutschen Verskunst gewidmet. Für Realanstalten bestimmt ist der Anhang über die griechische Tragödie, während den Gymnasien die knappe, aber gute Einführung in Shakespeares dramatische Kunst willkommen sein wird. Eine Auflösung des literaturgeschichtlichen Wissensstoffes in Wiederholungsfragen bietet Zurbonsen.[15]) Er will damit, wie er sagt, einmal die für das Studium wichtigeren Stoffe herausheben, zum andern die Übersicht des Wissenswerten für den Unterricht erleichtern. Die beiden ersten Hefte erscheinen mir gut gelungen. Der Verfasser beherrscht den Stoff, hält sich auf der Höhe der Forschung, ist in seinem Urteil klar und unparteiisch, und gliedert scharf und übersichtlich. Im dritten Teil dagegen, sobald er das schwierige Gebiet der jüngsten literarischen Entwicklung betritt, etwa seit 1850, werden seine Schritte unsicherer; hier ist es ihm nicht gelungen, sein Urteil frei von dem Einfluß der katholischen Überlieferung zu halten, z. B. wenn er dem Verfasser von „Dreizehnlinden“ ebensoviel Fragen (vier) einräumt wie C. F. Meyer, wenn er Keller gar nur mit drei Fragen der Handel-Mazetti gleichstellt, oder wenn er Hauptmann kurz als einen „von der Reklame emporgehobenen naturalistischen Dichter“ abtut. Sehr weit ab von den üblichen Schulbüchern steht Herzogs Poetik.[16]) Der erste allgemeine Teil ist eine Abhandlung, in der Herzog die wichtigsten Kunstauffassungen erörtert und mittels einer Analyse des Eindrucks die Berechtigung seiner idealistischen Auffassung nachzuweisen sucht. Ihm vermittelt die Kunst ebenso wie Wissenschaft und Ethik, nur in anderer Weise, den Eindruck der Weltharmonie. Wennschon es der Verfasser unterläßt, sich zu einer bestimmten religiösen Gemeinschaft zu bekennen, so ist doch die starke religiöse Bindung seiner Anschauungen offensichtlich. Im zweiten Teil folgt eine recht brauchbare Übersicht über „Die Poesie im besonderen“; die verschiedenen Formen und Gattungen der Dichtung werden besprochen, gründlich und in merklichem Abrücken von der Schablone. Wissenschaftliche Literatur wird nur ganz ausnahmsweise einmal angezogen; trotzdem spürt man allenthalben, daß hier ein Mann spricht, der nicht nur viel über seine Aufgabe nachgedacht, sondern auch die wissenschaftlichen und literarischen Kämpfe der letzten Jahre aufmerksam verfolgt hat.

---

14) Abriß der deutschen Dichtung, Sprache und Verskunst, nebst einer Einleitung vom Wesen der Dichtkunst und einem Anhang über die griechische Tragödie und Shakespeare für die oberen Klassen höherer Lehranstalten, entwicklungsgeschichtlich dargestellt von Hans Röhl. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner. 168 S. M. 1,60.

15) Wiederholungsfragen und Ausführungen aus der deutschen Literatur in drei Teilen. Von Prof. Dr. Fr. Zurbonsen. Paderborn, Ferdinand Schöningh. 1. Teil: Ältere Zeit bis Klopstock. 125 S. M. 1,60. 2. Teil: Klassische Zeit. 113 S. M. 1,60. 3. Teil: Neueste Zeit. 126 S. M. 1,60.

16) Poetik von Joh. Adolf Herzog. Leipzig, G. Freytag. 108 S. M. 1,50.

2. Lesebücher.

Wieder liegt mir ein neues Lesebuch für österreichische Bürgerschulen vor, das durch seinen auffallend hohen künstlerischen Gehalt überrascht und besticht. „Mein Volk und seine Sprache“ von Baudiß und Klinger.[17]) Alle realistischen Lesestücke sind beiseite gelassen; der erste Grundsatz, von dem sich die Herausgeber nach ihren eigenen Worten bewußt leiten ließen, war immer die Berücksichtigung des künstlerischen Wertes. An zweiter Stelle erstrebten sie eine möglichst lebendige Veranschaulichung der Gegenwart. Dies Ziel führte einmal dazu, daß dem zeitgenössischen Schrifttum überhaupt eine überragende Stellung eingeräumt wurde, sodann aber vor allem, daß die durch den Weltkrieg geschaffene neue Lage, im Felde und daheim, entsprechend herausgearbeitet wurde. Ich habe indessen große Bedenken, ob die Herausgeber nicht gerade hinsichtlich der Modernisierung zu weit gegangen sind. Gewiß, ich zweifle nicht, daß ein so vom Herzschlag der Gegenwart durchpulstes Buch auf die Jungen zunächst einen großen Reiz ausüben wird, aber wird dieser Reiz auch andauern? Je moderner ein Lesebuch ist, um so rascher muß es auch notwendig wieder veralten. Ferner scheint es mir, als wenn die Herausgeber in ihren Anforderungen an die kindliche Fassungskraft manchmal etwas hoch gegriffen hätten. So begegnen gleich im ersten Band Lenaus „Drei Zigeuner“ und C. F. Meyers „Der gleitende Purpur“, um nur das Bekannteste herauszugreifen, während die Brüder Grimm in beiden Bänden auch nicht mit einem einzigen Stück vertreten sind. Im übrigen freilich muß man dem neuen Werke eine ganze Reihe Vorzüge gutschreiben. Vor allem ist sehr glücklich das literarische Vorrecht der österreichischen Heimat gewahrt. Die Mehrzahl der Verfasser sind Österreicher, und es sind viele darunter, die einen guten Klang auch im Reiche haben. Die Mundart ist reichlich vertreten und doch mit pädagogischer Vorsicht zusammengestellt. Da sie in den einzelnen Gauen Österreichs zu verschieden ist, wurden die mundartlichen Gedichte in einem besonderen Anhange vereinigt, von denen zwei Ausgaben veranstaltet wurden, eine für die Alpenländer und eine für die Sudetenländer. Endlich ist noch der künstlerischen Ausschmückung zu gedenken; diese ist nicht nur sehr reich, viel reicher als sonst in Büchern der Art, sondern auch technisch und ästhetisch gleich gut. Dagegen fallen die für die Hand des Lehrers allein herausgegebenen Erklärungen stark ab; sie beschränken sich auf das allereinfachste in sachlicher und sprachlicher Beziehung. Das hannoversche Lesebuch von Kohts-Meyer-Schuster den gesteigerten Ansprüchen des heutigen deutschen Unterrichts anzupassen, haben drei hannöversche Philologen unternommen. Die sechs Bände, die mir vorliegen[18]), sind nach und nach während des Weltkrieges erschienen. So erklärt

17) Mein Volk und seine Sprache. Deutsches Lesebuch für österreichische Knaben-Bürgerschulen von H. W. Baudiß und Ad. Klinger. 1. Teil, 234 S. Kr. 2,40. 2. Teil, 262 S. Kr. 2,50. Sacherklärungen zu dem Lesebuch 1. Teil. Nur für die Hand des Lehrers. 76 S. M. 1,25. Prag, Schulwissenschaftlicher Verlag A. Haase.

18) Kohts-Meyer-Schuster: Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten bearbeitet von R. Graefenhain, R. Brill und K. Rühl. Hannover, Helwingsche Verlagsbuchhandlung. I. Teil Sexta. 12. Aufl., erste der neuen Bearbeitung. 252 S. M. 2,—. II. Teil Quinta. 12. Aufl., erste der neuen Bearbeitung. 379 S. M. 2,80. III. Teil Quarta. 12. Aufl., erste der neuen Bearbeitung. 462 S. M. 3,—. IV. Teil Untertertia. 11. Aufl., erste der neuen Bearbeitung. 360 S. M. 2,80. V. Teil Obertertia. 11. Aufl., erste der neuen Bearbeitung. 369 S. M. 2,80. VI. Teil Untersekunda. 376 S. M. 2,80.

es sich, daß der geistige Niederschlag dieses großen Ringens erst in den letzten Bänden stärker zur Geltung kommt. Im übrigen ist die Neubearbeitung eine recht gelungene Leistung. Maßvoll und umsichtig haben die Herausgeber den herrschenden pädagogischen und literarischen Anforderungen Rechnung getragen, ohne sich nach einer Seite auf gewagte Versuche einzulassen. Prosa und Versdichtung sind in allen Bänden getrennt, aber die sachliche Anordnung ist soweit möglich die gleiche; außerdem weist eine besondere Übersichtstafel in jedem Bande auf die Stücke hin, welche leicht in unterrichtlichen Zusammenhang gebracht werden können. Die Lesestücke sind umsichtig und taktvoll ausgewählt. Neben dem festen Bestand unserer Lesebücher begegnet manches Eigenartige, aber nichts Minderwertiges. In der Prosa erscheint lebendige, möglichst quellenmäßige Darstellung bevorzugt; in der Dichtung ist vorsichtig modernisiert, lebende Dichter sind gelegentlich mit herangezogen, treten aber im ganzen zurück. Die Stücke in Mundart beschränken sich auf das heimische niederdeutsche Volkstum. Ich finde Groth, Reuter und Fehrs. Die hannöversche Heimat kommt neben dem großen Vaterland durchgehends zu ihrem Recht, am stärksten, wie billig, im Sexta-Teil. Die Verteilung des Lesestoffs auf die einzelnen Klassen ist sorgfältig überlegt. Nur eine Kleinigkeit möchte ich anmerken. V, S. 290f. finde ich das schöne „Brandenburger Lied" abgedruckt und darunter, wie schon öfter, die Angabe: „Verfasser unbekannt." Das Lied stammt von dem Leipziger Schriftsteller W. Bruchmüller, einem geborenen Märker, und wurde zuerst im „Musenalmanach Leipziger Studenten" 1897 veröffentlicht. Ein ganz neues Werk mit neuen eigenartigen Zielen geben Lohmeyer und Amrhein heraus, ein Lesebuch für die deutschen Auslandschulen. Bisher ist nur der erste Band erschienen, der zugleich die Grundgedanken des Ganzen entwickelt.[19]) Unsere Auslandschulen sind nichts Einheitliches; sie sind unter sich sehr ungleich, und die Zusammensetzung ihrer Schülerschaft ist wechselnd und vielgestaltig. Ein Werk, das diesen so verschiedenartigen Gebilden dienen will, muß auf das allen Gemeinsame, das Verbindende Bedacht nehmen und das Trennende zurückstellen. Das Gemeinsame ist das Deutsche, das Völkische; hierin findet das Auslandslesebuch mehr als jedes andere seinen Mittelpunkt. Die Besonderheiten der Konfession und der Stammeseigenart sind beiseite zu lassen; das Auslandslesebuch ist religiös paritätisch und sprachlich rein hochdeutsch; Stücke in Mundart sind schon deshalb ausgeschlossen, weil die deutschen Kinder im Ausland infolge der volksfremden Umgebung nicht ein so sicher entwickeltes Sprachgefühl haben wie unsere Kinder daheim. Da endlich in den Auslandschulen häufig Knaben und Mädchen im Unterricht vereinigt sind, so muß das Lesebuch bei der Auswahl des Lesestoffs der Eigenart beider Geschlechter Rechnung tragen und jedem das Seine geben. Zur Erkenntnis dieser Anforderungen gelangten die Herausgeber durch eigene langjährige Tätigkeit im Ausland; trotzdem wird man die scharfe Herausarbeitung bewundern und sie beglückwünschen, daß es ihnen gelungen ist, die zahlreichen Schwierigkeiten durch die Tat zu überwinden. Das prächtige Buch, das sie geschaffen haben, verdient auch in der Heimat die lebhafteste Beachtung. So kräftig und warm wie

19) Deutschland. Lesebuch für die deutschen Knaben- und Mädchenschulen im Auslande, herausgegeben von Karl Lohmeyer und Dr. Hans Amrhein. Ausgabe A Teil III (Viertes Schuljahr). Für Sexta und Klasse 7 höherer Knaben- und Mädchenschulen. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner. 317 S. M. 2,80.

hier dürfte der nationale Gedanke noch aus keinem Schullesebuch zu uns reden. Möchte es seinen Beruf, „zur Deutschheit zu erziehen", an recht vielen erfüllen und den versprengten Kindern unseres Volkes die kostbaren Güter heimischer Sprache und Gesittung erhalten helfen. Neben der Ausgabe A für die höheren Schulen ist eine Ausgabe B für Volks- und Mittelschulen geplant, in ihrer Vollendung aber durch den Krieg verzögert worden. Die rasche Einbürgerung, die Wimmers Lesebuch an den Seminaren findet, und die sehr für seine Brauchbarkeit spricht, machte bereits eine neue vierte Auflage nötig.[20]) Den Proben aus der ahd. Zeit ist die nhd. Übersetzung beigefügt worden, sonst zeigen die beiden ersten Bände keine Veränderung.

Mitteilungen.

Die von Friedrich Kluge im Januarheft (S. 59) selbst angezeigte „Deutsche Namenkunde" ist inzwischen bei Quelle u. Meyer erschienen. Brosch. M. 0,60.

Georg Steinhausen läßt seine „Germanische Kultur in der Urzeit" in 3. Auflage ausgehen (ANuG. 75, B. G. Teubner. Geh. M. 1,20, geb. M. 1,50), seine „Kulturgeschichte der Deutschen im Mittelalter" erschien in 2. Auflage (Wissenschaft u. Bildung, Bd. 88, Quelle u. Meyer. Geb. M. 1,25). Beide Bändchen sind dem Fortschreiten der Forschung entsprechend umgearbeitet worden; sie bedürfen bei unseren Lesern keiner besonderen Empfehlung mehr.

Auch bei den trefflichen Verdeutschungen (Wörterbuch fürs tägliche Leben von Friedrich Düsel) genügt der Hinweis, daß sie in 4. verbesserter und vermehrter Auflage erschienen sind. Sie haben sich ja in weitesten Kreisen Freunde erworben. (Braunschweig, Berlin, Homburg, Georg Westermann. M. 1,50.)

Hans Offe (Ziele und Wege der Erdkunde an höheren Schulen. Leipzig, G. Freytag M. 1,20) zeigt, welche Aufgabe der Erdkunde im zukünftigen deutschkundlichen Unterricht erwächst. Er will in ihr das gefühlsmäßig bzw. ethisch zu Erfassende und weiterhin die Erziehung zur Geschmacksbildung und das künstlerische Nachempfinden verstärkt sehen: „vor allem soll der Deutsche wissen, was er an seinem Vaterlande hat". Auch gehört ihm die Erdkunde unter die mehr zu betonenden Fächer, die die Ergebnisse anderer Schulwissenschaften zu einer höheren Einheit verschmelzen lassen. Die ganze Art, wie er dies durchführen will, zeigt, wie richtig es ist, die Dreifächergruppe Deutsch, Geschichte und Erdkunde eng zusammenzuschließen, und gibt erfreuliche Ausblicke in die Zukunft. Wenn er sich dabei gegen den Dilettantismus im Unterricht wendet, unter dem die Erdkunde genau so leide, wie das Deutsche, und dabei auch eine einseitige Äußerung unserer Zeitschrift festnagelt, so hat er nur zu sehr recht.

Aus Zeitschriften: R. Lehmann: Literarische und unliterarische Bildung (Deutsches Philologenblatt 1917. 3. Heft, S. 53). — P. Lorentz: Trügerische und fruchtbare allgemeine Bildung (ebenda S. 56). — W. Thamhayn: Sittlich-religiöse Fragen in der heutigen deutschen Kriegslyrik (ebenda Heft 4 u. 5). — A. Matthias: Der Wert der Zeit (bes. f. die deutschkundlichen Fächer) Monatsschr. f. höhere Schulen 1917 (16. Jahrg.), S. 1. — Albert Ludwig: Schule und Theater (ebenda S. 14). — W. Kapp: Das völkische Schul- und Bildungsideal (N. Jbb. 40. Bd., S. 11). — F. Cramer: Weiterbildung oder Umsturz? (D. hum. Gymn. 1917, Heft I/II, S. 37). — Hugo Gaudig: Das Volksschullehrerseminar der Zukunft als deutsche Schule. (Pädag. Blätter, 46. Jahrg. 1917. Heft 1—3.) — W. v. Hauff: Schüler und Krieger (D. neue Deutschland 1917, Heft 10) (fordert mehr wissenschaftliche Eigenarbeit f. d. Schüler höherer Klassen). — E. Roese: Volkslied und volkstümliches Lied (N. Jbb. 39. Bd., S. 35). — R. Petsch: Betrachtungen über Schillers „Künstler" (ebenda S. 118). — Fr. Tögel: Goethes Dramen im Unterricht der höheren Schulen (ebenda 40. Bd., S. 69).

20) Sammlung ausgewählter Lesestoffe für Lehrer und Lehrerinnenseminare. Unter Mitwirkung erfahrener Schulmänner herausg. von Dr. Wimmers. 4. Aufl. Breslau, H. Handels Verlag. 1. Band. 226 S. M. 2,50. 2. Band. 307 S. M. 3,70.

Für die Leitung verantwortlich: Dr. Walther Hofstaetter, Dresden 21, Elbstr. 1.
Alle Manuskripte sind nur nach vorheriger Anfrage an ihn zu senden.

Heinrich v. Kleist und Torquato Tasso.

Eine Studie über literarischen Einfluß.

Von Julius Petersen in Frankfurt a. M. (z. Zt. im Felde).

1. Das Tasso-Zitat.

Am 21. Mai 1801 schreibt Kleist aus Leipzig an Wilhelmine v. Zenge: „Ach, warum kann ich dem Wesen, das ich glücklich machen sollte, nichts gewähren, als Tränen? Warum bin ich, wie Tankred, verdammt, das, was ich liebe, mit jeder Handlung zu verletzen?"

Mit Tankred, in dessen selbstquälerischer Verzweiflung sich Kleists eigenes Verhalten gegenüber der gequälten Braut versinnbildlicht, kann weder, wie Zolling[1]) wollte, Tankred von Hauteville, der Vater des Robert Guiscard, gemeint sein, noch, wie Hoffmann und Kayka annahmen[2]), der Held des Voltairischen Dramas, das Goethe übersetzt hatte. Es kann sich allein um den Helden des Tassoschen „Befreiten Jerusalem" handeln, der die geliebte Clorinde, die ihm als feindlicher Kämpfer unerkannt entgegentritt, tötet, und der später im Irrsal des Zauberwaldes ihre in einen Zypressenbaum gebannte Seele nochmals zu verletzen wähnt.

Der Brief, den Kleist auf der ersten Reise nach Paris schrieb, wäre demnach als Zeugnis seiner Bekanntschaft mit dem „Befreiten Jerusalem" und des tiefen Eindruckes, den Tassos Dichtung auf ihn gemacht hatte, anzusehen, wenn nicht seine Bedeutung durch eine neuere Feststellung Hoffmanns, aus der Meyer-Benfey und Frida Teller weitere Schlüsse gezogen haben[3]), in Frage gestellt würde. In Goethes „Wilhelm Meister" nämlich (Lehrjahre 1. Buch, Kap. 7) konnte Kleist die Klagen der unglücklichen Clorinde mit den Worten wiedergegeben finden, „Tankred sei vom Schicksal bestimmt, das, was er liebt, überall unwissend zu verletzen". Da diese Worte weder dem Italienischen (XIII, 42ff.), noch einer der deutschen Übersetzungen entsprechen, sondern Goethes eigenste Prägung darstellen, kann kein Zweifel bestehen, daß Kleists Zitat auf Goethes Vermittlung zurückgeht. Damit hat der Beweis, daß Kleist im Mai 1801 Tasso kannte, seine Kraft verloren; aber der Beweis, daß er ihn nicht kannte, ist deshalb noch nicht erbracht; noch weniger

1) Heinr. v. Kleist in der Schweiz 1882, S. 81.

2) Stud. z. vergl. Literaturgeschichte 3, 355f. — Kayka, Kleist und die Romantik, S. 61f.

3) Hoffmann, Goethe-Jahrbuch 29, 193f. — Meyer-Benfey, Das Drama H. v. Kleists Bd. 2, S. 534f. — F. Teller, Euphorion 20, 721.

ist durch diese Feststellung die Möglichkeit einer etwaigen späteren Einwirkung Tassos ein für allemal erledigt. An sich entspricht es nicht der gewissenhaften Art Kleists, literarische Kenntnisse vorzuspiegeln, die er nicht besaß. Daß Goethes Formulierung sich um so schärfer einprägen mußte, wenn sie eine eigene Erinnerung an die Situation der Dichtung erneuerte, wird vielleicht nicht zugestanden, aber das kann wohl mit Sicherheit behauptet werden, daß sich Kleist durch die Anwendung auf sein eigenes Schicksal, die er der Situation Tankreds gab, angeregt, gereizt, ja geradezu verpflichtet fühlen mußte, die Dichtung selbst kennen zu lernen, falls sie ihm bis dahin noch fremd war. Die Briefstelle wäre also zum mindesten eine Vordeutung künftiger Tasso-Bekanntschaft.

2. Die Übersetzungen.

Daß das „Befreite Jerusalem" Kleist überhaupt unbekannt blieb, nachdem einmal seine Aufmerksamkeit darauf gelenkt war, ist zu jener Zeit kaum denkbar, er hätte denn seine Augen vor allen literarischen Ereignissen und Neuerscheinungen des Buchhandels verschließen müssen. Gerade gegen Ausgang des 18. Jahrhunderts war in Deutschland das Interesse für Tassos Epos auf den Höhepunkt gelangt.[1]) Koppes „Versuch einer poetischen Übersetzung" (1744), der Goethe schon in seiner Kindheit bekannt war, ist im „Wilhelm Meister" zitiert; Heinses wortgetreue Prosaübertragung (1781) gab sich mit dem danebengedruckten Originaltext als bequemste Vorlage für italienische Sprachstudien und vermittelte in der biographischen Einleitung die Legende des Dichterlebens; in Goethes Schauspiel (1790) aber wurde dieses unglück-

1) Das Buch von Helene Wagner (Tasso daheim und in Deutschland, Berlin 1905) gibt trotz seiner Breite von dem Einfluß Tassos im 18. Jahrhundert kein vollständiges Bild. Für Goethes Jugendgeschichte ist es von Interesse, daß sowohl die Geschichte der heldenmütigen Chlorinde als die „galante Pièce von der durchlauchtigen Zauberin Armida" durch die Wallerottysche Truppe als Hauptaktionen unter Mitwirkung des Hanswurst 1755 in Frankfurt aufgeführt wurden (Ed. Mentzel, Festschr. z. Goethes 150. Geburtstagsfeier 1897, S. 135). Zu den stofflichen Anregungen, die das „Befreite Jerusalem" dem Drama gab, sind weiter nachzutragen: Grauns Oper Armida (Text von Villati) 1751; Lindners Schuldrama „Die Krönung Gottfrieds von Jerusalem" 1762; Merciers Drama „Olint und Sophronia", das in deutscher Prosaübersetzung Frankfurt 1771 und in d'Ariens Versbearbeitung 1788 erschien; ferner die Oper von Bertoni, über die Heinse am 21. Februar 1781 aus Venedig berichtet (Briefw. zw. Gleim, Heinse u. J. v. Müller Bd. 2, S. 167ff.). Auf epischem Gebiet: Gottl. Seb. v. Lucke, Olint und Sophronia, herausg. v. Zachariä 1767. Bodmers enges Verhältnis zum „Befreiten Jerusalem" bleibt unberücksichtigt (vgl. Bodmer-Denkschrift. Zürich 1900, S. 290ff.). Die Bedeutung Tassos für Klopstocks „Messias" wird von Muncker (Über einige Vorbilder für Klopstocks Dichtungen. Sitzungsberichte München 1908, S. 19ff.) viel eingehender erwogen, wenn auch auffallend gering eingeschätzt. — Als charakteristisch für die folgende Zeit sei erwähnt, daß Frhr. v. Bibra 1792 den Fauststoff mit Tassos Zauberepopöe Rinaldo vergleicht (Tille, Faustsplitter S. 845). Brentano erinnert sich im Alter (18. April 1822 an Sophie v. Schweitzer), daß er im Sommer 1787 durch die Lektüre des „Befreiten Jerusalem" sein Gemüt verwirrt und den Grund zu verderblicher Leidenschaft gelegt habe. Die Romantikerin Helmina v. Chézy (Unvergessenes I, 266) dichtet 1803 an einer Napoleonide in Stanzen, die eine Art „Gierusalemme liberata" werden soll.

liche Schicksal zum Bekenntnis eigenen Leidens und zur typischen Tragödie des Künstlers vertieft. Tasso heißt fortan das poetische Genie, und es konnte nicht fehlen, daß auch Kleists Geschick eine Gleichheit zu offenbaren schien, wie sie von Tieck (Kleists hinterlass. Schriften S. XXVIII) sogar in die äußere Erscheinung gelegt worden ist. Zu den Wirkungen der Goetheschen Dichtung aber gehört es auch, daß in dem folgenden Vierteljahrhundert (von 1790 bis 1815) nicht weniger als 10 deutsche Übersetzungen des „Befreiten Jerusalem" ganz oder teilweise ans Licht getreten sind (vgl. Goedekes Grundriß, Bd. 7, S. 638).

Schiller ließ sich gleichzeitig mit Goethes Tasso die Heinsesche Übersetzung kommen (an Goeschen 14. März 1790); es scheint, daß ihm wenigstens ihre biographische Einleitung damals schon bekannt war, denn bereits vorher (an Körner 10. März 1789) ist er entschlossen, seine geplante Frideriziade in Stanzen abzufassen, auf daß sie gesungen werde, wie die Stanzen aus dem „Befreiten Jerusalem" von den Gondolieri in Venedig. Er knüpft damit an den Schlußsatz von Heinses „Leben des Torquato Tasso" an, das bereits 1774 in Jacobis „Iris" zum ersten Abdruck gelangt war. In der folgenden Zeit liegt ihm nun, wie Caroline v. Wolzogen berichtet, „Tasso in allen Gliedern"; die Form der Vergilübersetzung und die Motive der „Malteser" bleiben nicht unbeeinflußt von diesem Vorbild. Durch Schillers aneifernden Zuspruch aber wurde Joh. Dietr. Gries zu seinem großen Werk, das auch Wielands wie A. W. Schlegels Teilnahme fand, ermuntert und angehalten. Der 16. Gesang dieser bedeutendsten Übersetzung erschien 1798 im Oktoberheft des „Neuen Deutschen Merkur"; der erste Teil (Ges. 1—5) wurde im Sommer 1800 gedruckt (am 29. Juli hatte ihn Goethe, wie er an Schiller schreibt, bereits durch Frommann erhalten; vom August datiert Wielands Dank: Leben von Gries S. 68); den zweiten Teil (Ges. 6—10) hoffte Gries zu Ostern 1801 liefern zu können (Brief an W. G. Becker 16. Nov. 1800, handschriftl. im Frankfurter Goethe-Museum), er erschien aber erst zur Michaelismesse dieses Jahres; Ostern 1802 folgte der dritte Teil (Ges. 11—15); Michaelis 1802 (mit Jahreszahl 1803) der vierte und letzte (XVI—XX); am 18. Nov. 1802 schreibt bereits Arnim an Brentano, er habe das Ganze gelesen.

Im Jahre 1802 nun könnte Kleist in Weimar sogar mit Gries persönlich zusammengetroffen sein. Daß die eben vollendete Tassoübersetzung damals dem Gaste Wielands fremd blieb, ist so gut wie ausgeschlossen. Aber wenn Kleist 1801 den Tod der Clorinde anders als durch Goethes Wiedergabe gekannt haben sollte, so müßte er ihn in einer anderen Übersetzung (etwa der von Heinse) gelesen haben, denn der 12. und 13. Gesang stehen erst im dritten Teil. Wäre Kleist, wie Schiller, unmittelbar vom Goetheschen Tasso zum „Befreiten Jerusalem" übergegangen, so käme dafür bereits das Jahr 1800 in Betracht (vgl. Kayka S. 57).

5. Die Frage des Einflusses.

Die Bekanntschaft Kleists mit Tasso ist ein literarhistorisches Problem, nur insoweit die Abhängigkeit des Dichters Kleist in Frage kommt und Besonderheiten seiner Werke sich durch diese Berührung erklären. Wäre ein außerordentlich starker Eindruck des „Befreiten Jerusalem" auf Kleist direkt bezeugt, so würden die Reflexe in Kleists Kunst nicht überraschen. Kann aber mangels ausschlaggebender Zeugnisse die Kenntnis allein aus den Dichtungen selbst erwiesen werden, so ist in der Bewertung der Übereinstimmungen besonnenes Maßhalten geboten.

Vereinzelte Parallelen haben wenig Beweiskraft, solange es nicht gelingt, das geistige Band zu erfassen, das von der einen Dichtung zur anderen nur durch die Seele des Schaffenden als Knotenpunkt hindurchführt. Der kritiklose Ertrag, den Fleiß und Assoziationsgabe eifriger Parallelensammler eingebracht haben, wird heute recht gering geschätzt, seit die äußerlich angewandte philologische Methode durch das beliebte Gleichnis einer literarhistorischen Verdauungslehre in Mißkredit gekommen ist. Diese materialistische Irrlehre war zwar theoretisch niemals in solcher Nacktheit formuliert worden, aber in der praktischen Anwendung zeigte sie herausfordernde Blößen genug.

Eine Theorie des literarischen Einflusses gehört nach wie vor zu den notwendigsten Erfordernissen induktiver Poetik und literarhistorischer Prinzipienlehre. Sie wird in erster Linie den grundsätzlichen Unterschied zwischen bewußter und unbewußter Aneignung stofflicher sowohl als formaler Elemente festhalten müssen. Bewußte Abhängigkeit ist bei Gleichheit des Stoffes oder unter Umständen auch bei Anwendung gleicher technischer Mittel an einem anderen Vorwurf gegeben. Die fremde Dichtung kann geradezu die Quelle des neuentstehenden Werkes sein, wenn es sich darum handelt, eine in epischer Form überlieferte Fabel zu dramatisieren. So steht Gerstenbergs Ugolino gegenüber Dante, Goethes Nausikaa gegenüber Homer, Hauptmanns Elga gegenüber Grillparzer. Dabei wird es von der Stärke des stofflichen Eindruckes wie von der Selbständigkeit des Künstlers abhängen, ob in der anderen Auffassung eine neue Problemstellung zur Geltung kommt oder ob es sich nur um eine mehr oder minder mechanische Umsetzung in eine andere Dichtungsform handelt. Bleibt die Gattung die gleiche, so wird, falls das neue Werk nicht einfach die Übersetzung aus einer fremden Sprache sein will, der Antrieb zur Neugestaltung immer in einer gegensätzlichen Problemstellung oder selbständigen Vertiefung der Fabel liegen, wie es z. B. bei Goethes Iphigenie, Kleists Amphitryon, Grillparzers „Jüdin von Toledo", Hebbels Demetrius, Hofmannsthals Elektra in ihrem Verhältnis zu den dramatischen Vorgängern der Fall ist. Auch als Analogiebildung kann die bewußte stoffliche Abhängigkeit in Erscheinung treten, wie z. B. Schillers Braut von Messina aus dem Suchen nach einer Fabel von den Qualitäten des Sophokleischen

König Oedipus erwachsen ist. Dabei überwiegt allerdings bereits das technische Interesse über das stoffliche.

Die Aneignung technischer Mittel kann ebensowohl Nachahmung als Weiterbildung bedeuten: die Schulung des Anfängers sowohl als das künstlerische Experiment des wahren Meisters, der immer ein Lernender bleibt, gelangen bei der Bewältigung neuer Formprobleme zur praktischen Auseinandersetzung mit fremden Mustern; so Lessing und Schiller während ihres ganzen Schaffens und Kleist, als er den Eingang des Guiscard dem Oedipus nachbildet. In solchen Fällen kann von Aneignung im eigentlichen Sinne gesprochen werden, insofern alle technische Einsicht, die aus schulmäßiger Nachbildung und Entlehnung entspringt, schließlich in ein persönliches System sicherer Herrschaft über die Darstellungsmittel übergeht. Wenn Lessing mit Riccaut im 4. Akt der „Minna von Barnhelm" eine Figur einführt, die eine neue Wendung der Handlung vorbereitet, so mag er bei der Technik des Plautus in die Schule gegangen sein. Wenn aber ein zweites Mal, und diesmal in der Tragödie „Emilia Galotti", die Einführung einer so wichtigen Gestalt wie der Orsina bis zum 4. Akt aufgespart wird, so erscheint dies bereits als eine Eigenart der Lessingschen Technik.

So zeigt der ausgeprägte Stil jedes Dichters viele Elemente, die auf frühe Vorbilder zurückgeführt werden könnten, die aber eine so persönliche Färbung angenommen haben, daß man nicht mehr von unbewußter Entlehnung sprechen kann. Dagegen können in Motiven und Situationen Übereinstimmungen mit fremden Literaturwerken erscheinen, die dem Leser erkennbarer sind als manche bewußte Entlehnung, während der Dichter, der von seiner freien Erfindung überzeugt ist, sich des Zusammenhanges gar nicht erinnert. Er würde sonst auf seiner Hut gewesen sein, wie z. B. Immermann den starken Einfluß Schillers, unter dem seine sonstige Dramatik steht, beim „Alexis" auszuschalten bemüht ist, weil er bei der Ähnlichkeit seines Stoffes mit dem „Don Carlos" die Gefahr vor sich sieht, „im Gasthaus zum Infanten von Spanien" hängen zu bleiben (vgl. Leffson, Immermanns Alexis S. 48). Schiller selbst hat, als er seinem Don Carlos die Seele des Julius von Tarent geben wollte, Anklänge in der Erfindung vermieden, während Leisewitz später auf die Fabel der „Braut von Messina" erkennbaren Einfluß gewonnen hat. Es wäre nun ganz verkehrt, daraus zu folgern, daß Schiller kurze Zeit vor der Entstehung der „Feindlichen Brüder" den „Julius von Tarent" aufs neue gelesen haben müsse. Im Gegenteil: nur bewußte Entlehnungen stehen unter unmittelbarem Eindruck der Lektüre, während unbewußte Abhängigkeiten sich gerade durch lange zeitliche Zwischenräume erklären. Dabei pflegen Jugendeindrücke am festesten im Gedächtnis zu haften. Immer aber muß der literarische Eindruck ein außerordentlich tiefgehender gewesen sein, um nachhaltige Wirkungen hervorzubringen. Es muß sich

um ein wirkliches Erlebnis handeln, dessen Zustandekommen nicht allein von der Stärke des einwirkenden Faktors abhängt, sondern ebensosehr von der besonderen Gemütsverfassung des Empfangenden im Zeitpunkt der Aufnahme. Von diesem Gesichtspunkte aus ist die Datierung einer literarischen Einwirkung von größter Wichtigkeit. Ebenso bildet die Frage nach der Empfänglichkeit des Individuums überhaupt die Vorbedingung einer Untersuchung über literarische Einflüsse.

Bei aller Selbständigkeit der Kleistschen Kunst fehlt es nicht an starken Jugendeindrücken, die den werdenden Dichter auf lange hinaus beeinflußt haben. Ein Beispiel ist Schillers „Wallenstein", den Kleist im entscheidendsten Zeitpunkt seiner Entwickelung, vor Antritt der Würzburger Reise, in sich aufnimmt. Am 15. August 1800 kauft er das Buch als Gabe für Wilhelmine, der er es ans Herz legt: „sein Inhalt muß nicht gelesen, sondern gelernt werden" (Werke V, 78). Welche Motive die Saiten seines Innenlebens besonders rührten, ist leicht zu erkennen: es ist der Gegensatz zwischen idealistischer und realistischer Lebensauffassung. In den Liebenden, die, fremd in der Welt des Eigennutzes, nur der Stimme des Herzens und Gewissens folgend, einander fest vertrauen, will das Brautpaar sich selbst wiedererkennen: „Alles, was Max Piccolomini sagt, möge, wenn es einige Ähnlichkeit hat, für mich gelten, alles was Thekla sagt, soll, wenn es einige Ähnlichkeit hat, für Dich gelten." (V, 74) .... „Unsere Väter und Mütter und Lehrer schelten immer so erbittert auf die Ideale, und doch gibt es nichts, das den Menschen wahrhaft erheben kann, als sie allein." Daneben aber erscheint die Haupthandlung des Wallenstein als Ausgangspunkt für Kleists Beschäftigung mit den Fragen der Bedingtheit des menschlichen Wollens und Erkennens und der Macht des Zufalles. Von hier aus sind Zweifel in Kleists Seele gesenkt, die nach dem Studium der „Kritik der reinen Vernunft", nach der Vernichtung des Wahrheitsbegriffes, des Verhältnisses zur Natur und des Lebensplanes die Oberhand gewinnen. Die Selbsttäuschung des Freiheitsbewußtseins und das gewaltsame Fortgezogenwerden „zu einer Handlung, mit deren Gedanken man sich bloß zu spielen erlaubt hatte" (V, 213, 217), erscheinen jetzt als die Lebensprobleme der Pariser Reise, aus denen die Konzeption der Familie Thierrez hervorgeht. Das isolierte Liebespaar ist es auch hier, das allein der Stimme der Natur folgt, aber seine Harmonie ist getrübt durch ein Mißtrauen, das in der Verdüsterung der Lebensauffassung des Dichters und in der Wandlung seines Verhältnisses zu Wilhelmine seinen Grund hat. Das alles sind unbewußte Nachwirkungen des Wallenstein, dessen Ideen im Zusammenhang mit Kleists Erlebnissen zu selbständiger Weiterentwickelung gelangt sind. Schon im März 1801 ist die Dichtung selbst Kleist so fremd geworden, daß er einen Vers daraus als Goethisch zitiert (V, 198f.); später kann er bei Robert Guiscard einen ganzen Vers „Es hat damit sein eigenes Bewenden" (V. 479f.) aus

den „Piccolomini“ (V. 890) wiederholen, ohne sich der Entlehnung bewußt zu sein.[1])

Läßt sich in diesem Falle die Geschichte einer literarischen Einwirkung vom Ausgangspunkte aus verfolgen, so wird umgekehrt die Untersuchung des Einflusses, den Tasso auf Kleists Dichtung ausübte, von den Spuren in den Werken aus den Zeitpunkt der Einwirkung und die Gemütsstimmung, die die Aufnahme begünstigte, rücklaufend suchen müssen. Durch Richard Weißenfels (Kochs Zeitschr. f. vergl. Litg. Bd. 1, S. 290—94) und Spiridion Wukadinović (Kleist-Studien 1904, S. 59—72) sind starke Einflüsse des „Befreiten Jerusalem“ auf Charaktere, Situationen, Motive und Bilder der Kleistschen Dichtung erkannt worden. Danach scheinen vor allem zwei Dichtungen, die innerlich aufs engste zusammengehören, im Zeichen Tassos zu stehen: Robert Guiscard und Penthesilea.

Die geringfügigen Übereinstimmungen, die man in anderen Werken finden könnte, sind weniger beweiskräftig. In der „Familie Schroffenstein“ bildet der Waldstrom im Gebirge, der die verstümmelte Leiche des kleinen Peter anschwemmte (V. 212f., 2185ff.), einen ähnlichen landschaftlichen Hintergrund wie das abgelegene Tal, wo an Baches Rand ein blutiger Körper in Rinaldos Rüstung gefunden wird (VIII, 51f.). Der grausige Fund erzeugt in den Schroffensteinern die verhängnisvollen Mißverständnisse, wie er bei Tasso als von Armida angezettelte Täuschung Zwietracht zu säen bestimmt ist. — Wie Kätchen von Heilbronn den Gegenpol der Penthesilea bedeutet, so stellt die zarte Erminia im „Befreiten Jerusalem“ die Komplementärfarbe zur starken Kämpferin Clorinde dar. Durch ein Traumbild geweckt (VI, 65) und durch die Sehnsucht geleitet, entscheidet sie den Zwiespalt zwischen Ehre und Liebe und sucht den Geliebten. In der freien Natur unter den Büschen am Stromesufer legt sie sich zum Schlafe nieder (VII, 46ff.). Schließlich enthüllt sie drohenden Verrat und rettet Tankreds Leben (XIX, 86ff., 111ff.). Daß sich diese Züge aus Tassos Dichtung mit der Balladenfabel vom Grafen Walter und ihren durch Wieland, Schubert, Jung-Stilling angeregten Erweiterungen verschmolzen haben, wage ich nicht zu behaupten. Immerhin scheinen mir diese Berührungen bedeutungsvoller als die Feststellung von H. Wagner (a. a. O. S. 373f.), die das Problem des Prinzen von Homburg in Tassos 5. Gesang auffinden will.[2])

1) Auf weitere Übereinstimmungen der Familie Schroffenstein mit Wallenstein macht Meyer-Benfey II, 532 Anm. 27 aufmerksam. Reichere Zusammenstellung von Anklängen an Schiller bei A. Fries, Stilistische und vergleichende Forschungen zu Heinr. v. Kleist. Berlin 1906, S. 10ff. 107.

2) Weißenfels (a. a. O. S. 292) hat auf eine Übereinstimmung zwischen der Olint- und Sophronia-Episode (II, 33ff.) und den „Zweikampf“ hingewiesen. Auch nachdem die Hauptmotive der Erzählung durch Steigs Zurückführung auf Baechler (Berliner Kämpfe, S. 336ff.), Schneiders Hinweis auf Cervantes (Studien zu H. v. Kleist 1915, S. 122ff.),

Eine methodische Untersuchung des Einflusses geht am sichersten von der Stelle aus, wo er am intensivsten wahrnehmbar ist. In der „Penthesilea" treten die Übereinstimmungen am handgreiflichsten zutage, und der Schluß, der sich daraus ziehen läßt, ist von der Kleist-Forschung ziemlich allgemein übernommen worden (vgl. Brahm, 4. Aufl. S. 229, Schmidt II, 456f.).

4. Penthesilea.

Weißenfels, dem das Verdienst zukommt, zuerst auf Tasso hingewiesen zu haben, legte den Hauptnachdruck auf die Gleichung der kämpfenden Liebespaare Tancred-Clorinde und Rinaldo-Armida mit Achill-Penthesilea. Seine bereits durch Wukadinović und Erich Schmidt vermehrten Belege lassen sich vervollständigen. Ein friedliches Zusammentreffen, das schicksalsmäßig die beiderseitige Liebe erweckt, geht den ersten Kämpfen zwischen Tancred und Clorinde (I, 47f.) wie zwischen Achill und Penthesilea (V. 57ff.) voraus. In Clorindens Wunsch, Tancred lebendig in ihre Gewalt zu bekommen (O prigioniero Mio fosse un giorno! e no'l vorrei già morto III, 20), verbirgt sich der zärtliche Gedanke, den Penthesilea (V. 857ff.) offen ausspricht. In unhomerischer Kampfweise sprengen sowohl Tancred und Clorinde (III, 21ff.) als Achill und Penthesilea (V. 1123ff.) gegeneinander und brechen turniermäßig ihre Lanzen; nach dem Zusammenstoß aber springen sie von den Rossen (XII, 53 u. 1134). Tancred, der Clorindens Leben geschont hat, ist bereit, seine Waffen vor ihr abzulegen (III, 28), so wie Achill ohne Helm und Rüstung Penthesileen folgt (V. 1406ff.). Ist Clorinde von der Tigerin gesäugt (XII, 31), so erscheint Penthesilea der entsetzten Oberpriesterin als Erzeugte der Gorgo, als Hades-Bürgerin (V. 2681, 2715). Von Plutos Reich aber, wo Harpyien, Sphinxe und Gorgonen hausen (IV, 5), ist Armida ausgesandt, die sich am Schluß der Dichtung von der Furie zur Grazie entwickelt. Mit Rosenketten fesselt sie Rinaldo (XIV, 68), wie Penthesilea mit leichter Rosenwindung ihren Erwählten umkränzt (V. 1766ff.). Sie entführt ihn auf ihr Zaubereiland, wie Penthesilea Achill nach Themiscyra mit sich ziehen will. Durch Ubaldos Mahnung erst wird Rinaldo zur Pflicht zurückgeführt (XV, 32ff.), ähnlich wie den Achill der antiken Sage die List des Odysseus von Skyros herbeiholt[1]) und den Kleistschen Achill Odysseus und Diomedes von

sowie Frida Tellers Anknüpfung an Beaumarchais (Euphorion XX, 547) auf ihre nicht gegen jeden Einwand gesicherten Wurzeln zurückgeführt sind, bleibt am Schluß der Scheiterhaufe, der zum Hochzeitsbett wird. Wenn nicht Fouqués „Ritter Galmy" (1806) näher läge und wenn überhaupt für jedes einzelne Motiv ein Nachweis nötig wäre, könnte man die Rettung vom Flammentod auf Tasso zurückführen. Da indessen die Annahme von Weißenfels, daß die Novelle bereits 1802 in der Schweiz konzipiert sei (den Mangel jedes Basler Lokalkolorits betont Geßler, Basler Jahrbuch für 1908, S. 281), unhaltbar ist, hat der Nachweis für die Datierung des Tassoschen Einflusses keine Bedeutung.

1) Gegenstand der Preisaufgabe der Weimarischen Kunstfreunde auf 1801. Tischbeins Bild war berühmt. Auch ein von Marx komponiertes Ballett „Achilles auf Skyros", das

Penthesilea fortziehen (V. 2274ff.). Aus der tiefen Demütigung, der sich ihre Liebe preisgegeben hat, erhebt sich nun Armida zu furchtbarem Racheschwur (XVI, 65ff.); sie steigt in ihren Wagen, so wie Penthesilea den erznen Wagen des Ares sich herabwünscht (V. 2430ff.); sie ruft die Höllengeister zu sich (XVI, 68), so wie Penthesilea die Furien um sich versammeln will (V. 2444). Zorn und Liebe begleiten sie wie zwei Windspiele in den Kampf (XX, 117). Als sie ohnmächtig vor Rinaldo liegt (XX, 128), löst er ihr, wie Achill der Penthesilea (V. 1475), die Brünne. Auf den Königsthron will der Sieger Rinaldo Armiden (XX, 135) wie Achill die bezwungene Penthesilea erheben (V. 1524).

Auch die Bilder und Vergleiche des Kampfes sind gleicher Art: wie ein Pfeil, der die Luft durchbricht (III, 31), folgt Tancred den Feinden; Penthesilea aber fliegt, „wie von der Senne abgeschossen, Numidsche Pfeile sind nicht hurtiger" (V. 399f.). Gleich dem von den Bergen herabstürzenden Strom schwillt das Heer der Feinde an (IX, 24, 46); des Waldstroms wütendem Erguß gleicht die Amazonenschar (V. 120f., 249). Wie zwei Stiere im Kampfgefilde stürzen Tancred und Clorinde aufeinander (XII, 53); wie zween Donnerkeile, die aus Gewölken ineinander fahren (V. 1123ff.), Achill und Penthesilea. Es sind epische Mittel für die Darstellung der Katastrophe aufgewendet, aber es ist nicht das ruhige Gleichmaß homerischer Schilderung, sondern die gewaltsamere Kraftanspannung und Häufung des Barockstiles.

Wo die Handlung nicht wie in den Kampfszenen durch Berichte vermittelt wird, sondern zu unmittelbarer dramatischer Darstellung gelangt, werden Dramatisierungen desselben Themas natürlich immer äußerlich näherstehend erscheinen als das Epos. Durch die Gleichheit der Gattung ist die Forschung schon manchmal auf Irrwege geleitet worden, z. B. wenn Otways Drama statt St. Real als Schillers Quelle für den Don Carlos gelten sollte, oder Telldramen, die in gleicher Weise auf Tschudi zurückgehen, als dramatische Quellen des Schillerschen Tell angesehen wurden. Ähnlich steht es mit der Behauptung von Frieda Teller (Euphorion 20, 721ff.), wonach Kleist durch die Quinault-Gluckſche „Armida" auf das Motiv der Liebesbetörung und Befreiung durch die Freunde wie auf den Racheschwur der Verlassenen geführt worden sei und also Tasso direkt gar nicht gekannt habe. So sehr die allgemeinen Nachweise Frida Tellers über Kleists Beziehungen zur Musik und die musikalischen Formprobleme seiner Kunst zu schätzen sind, so müßten doch, um diese Behauptung zur Gewißheit zu bringen, gerade solche Wendungen der Quinaultschen Dichtung, die sich bei Tasso nicht finden, im Kleistschen Drama aufgezeigt werden. Aber alles, was aus Quinault nachgewiesen

---

den schon im 18. Jahrhundert als Opernstoff beliebten Gegenstand behandelte, wurde viel gegeben.

wird, stimmt mit Tasso überein[1]); anderseits war gerade das, was in der Opernwelt Quinaults am eindringlichsten hervortritt, nämlich der ganze Apparat der Zauberkünste Armidas und das Heer der als Najaden, Nymphen, Schäfer, Liebende usw. verkleideten Dämonen für Kleist gar nicht zu brauchen. Das Rosenmotiv findet sich nicht bei Quinault (Renaud erscheint nur, „paré de guirlandes de fleurs"), weshalb Frida Teller ihre Zuflucht zu einer weiteren Hypothese nehmen muß, nämlich daß Kleist das berühmte Rosenfest zu Salency gekannt habe, und zwar sowohl durch literarische Vermittlung, nämlich durch Favarts Operette, die als „Das Rosenfest" 1771 in deutscher Bearbeitung erschienen war, als auch durch persönliche Teilnahme, die sich indessen nicht nachweisen läßt.[2]) Selbst wenn die literarischen Einflüsse von seiten Quinaults und Favarts als erwiesen gelten könnten, wäre noch kaum die Hälfte der Übereinstimmungen mit Tasso zu streichen; es bleiben außer vereinzelten Motiven der Armida-Handlung, die sich bei Quinault nicht finden, noch immer die fast wichtigeren Beziehungen der Penthesilea zur Clorinde übrig, so daß Tasso durch die Tellersche Hypothese auf keinen Fall ausgeschaltet ist.

Wenn nun Weißenfels auf Grund seiner Beobachtungen zur Annahme gelangte, Kleist sei möglicherweise erst „durch Tasso auf dessen Vorbild Homer und überhaupt den trojanischen Sagenkreis mit der rührenden Gestalt der Penthesilea" geleitet worden, so wirkt diese Folgerung etwas überraschend. Den Dramatiker verpflichtet kein philologisch-historisches Gewissen zum Zurückgehen auf den Urtext; dieser läge zudem weniger bei Homer als bei Virgil: in Camilla, die auch einmal (Än. XI, 661) mit Penthesilea verglichen wird, ist das Vorbild der Clorinde zu finden.

War es kein kühles motivgeschichtliches Interesse, das Kleist von Jerusalem nach Troja geführt hat, so wäre die Mittlerrolle Tassos eigentlich nur in der Weise auszudenken, daß Kleist bereits bei den Tassoschen Amazonengestalten, namentlich der Clorinde, durch tragische Motive gepackt war, die ihn zu dramatischer Gestaltung reizten, ehe er in der Penthesileasage das gleiche Thema als günstigeren Vorwurf kennen lernte. Es müßte also die mehr oder minder bewußte Konzeption einer Clorindetragödie der Penthesilea vorausgegangen sein. Der Brief an Wilhelmine, in dem Kleist sich selbst dem Tancred vergleicht, scheint sogar die innere Beziehung zu dem Stoffe aufzudecken, und Kleist könnte den Tasso zur Hand genommen haben, um einen Tragödien-

1) Ein eigenes Motiv scheint mit dem Traum Armidas nachgewiesen zu sein, der aber bei Quinault ein echter vordeutender Traum ist (I, 1), während Penthesilea das wirklich Geschehene in dumpfer Erinnerung als Traum auffaßt (V. 1556f.). Hier besteht also in Wahrheit gar keine Übereinstimmung.

2) Fast scheint es, als möchte Frida Teller (S. 727) für die Zeit vom 20. Mai bis August 1802, in der über Kleists Aufenthalt in der Schweiz jede Nachricht fehlen soll, einen Ausflug nach der Oise zwecks Besuches des Rosenfestes annehmen. Dagegen schreibt Kleist im August, er liege seit zwei Monaten krank in Bern (V, 289).

stoff, den er schon in Goethes Wiedergabe ahnte, aufzusuchen. Sind also die Clorinde, an deren Leiche ihr Besieger in heißer Liebesleidenschaft sich zu verzehren droht, und Penthesilea, die den Geliebten zerfleischt, zusammengehörig wie + und — der Algebra? Oder ist gar die Umwandlung des Vorzeichens erst während der Arbeit erfolgt, und wollte Kleist seine Penthesilea zunächst im Anschluß an Aithiopis, Quintus Smyrnaeus und Diktys Cretensis von Achills Händen sterben lassen, so daß der Weg von einem geplanten Clorinde-Drama zur ursprünglichen Penthesilea fast nur in Umänderung der Namen zu bestehen brauchte? Zwar hat die Hypothese Niejahrs, der aus vermeintlichen Widersprüchen in der endgültigen Ausführung Spuren einer so beschaffenen Ur-Penthesilea nachweisen wollte[1]), allseitigen Widerspruch gefunden, aber die Kritik galt hauptsächlich der hyperkritischen Methode. Sucht man umgekehrt von dem Urkern des Erlebnisses, von dem Ringen um den Guiscardstoff, das sich in der Penthesilea-Tragödie spiegelt, die Entstehung der Dichtung herzuleiten, muß man dann nicht zugeben, daß die Katastrophe dieses titanischen Kampfes, die Vernichtung des eigenen Werkes, ebensogut in Penthesileas Tod wie in dem Achills ihr Sinnbild finden konnte? Und mußte sich nicht in Kleist, als er sein Liebstes zerstört hatte, die Erinnerung an Tancreds Fluch erneuern?

Man wird diese Frage und alle Folgerungen der Hypothese verneinen müssen. Eine Dichtung, die in Tancreds oder Achills gleichartige Situation den Schwerpunkt verlegte, wäre eine lyrische Szene, aber keine Tragödie. Auch ist nicht die Zerstörung des Guiscard, sondern das Ringen um seine Bewältigung das Thema. Die Tragödie der Penthesilea liegt in der Unerreichbarkeit des von ihr Erstrebten, so wie Kleists eigene Tragödie in der Vermessenheit seines Wollens und im Fluch der halben Talente, in dem dämonischen Ehrgeiz, dem Größeren den Kranz von der Stirne zu reißen und ihn zur Anerkennung zu zwingen. Bei Penthesilea, nicht bei Achill lag die Halbheit des Könnens; das Titanische des Wollens hat ihr erst Kleist gegeben, ohne und gegen Clorindens oder Armidas Vorbild. Erst damit aber wurde das innerste Wesen, der ganze Schmerz und Glanz seiner Seele in Penthesilea gelegt; erst mit dieser persönlichen Erfassung war die Tragödie konzipiert. Hätte nicht Hederichs Lexikon in der Version des Ptolemäus Chennus, wonach Achill von Penthesileas Händen starb und erst nach seiner Wiedererweckung sie besiegte, einen Anhalt geboten, so hätte Kleist gleichwohl aus eigener Erfindung den Ausgang des Kampfes umändern müssen. So wie er der Fabel das Gesetz des Amazonenstaates einfügen mußte, wonach Penthesilea als Amazone nur einen von ihr Besiegten heimführen durfte. Nach ihrem königlichen Charakter mußte es der erste aller Helden sein. So ist die Penthesilea-Tragödie unmöglich geradewegs aus einer Clorinde-Dichtung, aus dem Kon-

1) Vierteljahrschrift f. Literaturgesch. 6, 550. — Euphorion 3, 653ff.

flikt von Liebe und Glaubensfeindschaft herzuleiten. Überhaupt konnte das Schicksal Clorindens schwerlich als selbständige Tragödie in Kleists Plänen liegen, sondern höchstens als Episode eines größeren Stoffes.

5. Robert Guiscard.

Wukadinović führt den Einfluß Tassos weiter zurück, indem er seine Bedeutung für die Entstehung des Robert Guiscard nachzuweisen sucht. Den Charakter des tätigen Helden, der ihm in der Pariser Zeit vorschwebte, soll Kleist zuerst in Tassos Gottfried von Bouillon gefunden haben und von da aus zu dem Normannenfürsten übergegangen sein. Das unverrückte Festhalten an dem Ziel, das unerschütterliche Vertrauen auf den Erfolg sind die gemeinsamen Charakterzüge, nur daß die Kraft Guiscards in seinem Selbstvertrauen, die Gottfrieds in seinem Gottvertrauen wurzelt, und daß Guiscard scheitert, während Gottfried ans Ziel gelangt. Gottfried ist deshalb kein tragischer Held. Daß Kleist ihn dramatisch nicht verwerten konnte, sagt auch Wukadinović, ohne deutlich auszusprechen, ob Kleist nach seiner Annahme ein Gottfried-Drama wirklich bedacht und wieder verworfen hat oder ob ihn der Stoff überhaupt nicht zu dramatischer Gestaltung reizte. Im zweiten Falle wäre nicht zu verstehen, worin die Bedeutung Tassos für die Konzeption des Guiscard liegen soll. Denn was in Kleists Guiscard-Fabel mit dem „Befreiten Jerusalem" übereinstimmt — das Heereslager vor einer großen Stadt, deren Eroberung das Sinnbild des höchsten Ruhmes und die Krönung einer unvergleichlichen Siegeslaufbahn bedeuten würde; die furchtbare Not, die das Heer der Belagerer niederzwingt (bei Tasso XIII, 61ff. ist es Wassermangel und Sonnenbrand, bei Guiscard die Seuche); die drohende Empörung, die sich legt, sobald der Heerführer bewaffnet aus dem Zelte tritt (VIII, 78ff.) — das sind Motive, die darauf warten konnten, bis Kleist in Guiscard seinen tätigen Helden gefunden hatte. Das in der Guiscard-Fabel von vornherein Gegebene ist der Tod durch die Pest. Die Pest ist das unabwendbare Schicksal, gegen das ein eiserner, unbesiegbarer Wille sich auflehnt. Das Problem dieses Kampfes ist das Erlebnis Kleists, seitdem ihn die Angst niederdrückt, sein Leben werde zur Vollendung des großen Werkes nicht ausreichen. Aber ehe aus dieser Angst ein eigenes tragisches Motiv geboren wurde, mußte das Ziel gegeben sein, dessen Erreichung in Frage gestellt wird. Denn daß Kleist während des Schaffens am Guiscard durch seinen Zusammenbruch erst das erlebte, was eigentlich von vornherein als Guiscards Tragik vor ihm stand, erscheint fast als ein Zirkel. Man kommt also in Versuchung, vor dem Guiscard einen anderen Plan anzunehmen, in dem der eiserne Wille und die Kraft eines von Erfolg durchdrungenen Selbstvertrauens sich gegen das Verhängnis und alle Hemmungen durchsetzen sollte. Erst das Scheitern dieses Planes hätte den Rückfall in den tragischen Fatalismus herbeigeführt.

Die „Familie Schroffenstein" kann es nicht gewesen sein, denn diese Tragödie des Mißtrauens ist gerade der Ausdruck der tiefen Niedergeschlagenheit, die nach der Vernichtung des Lebensplanes über Kleist gekommen war. Dieser fatalistische Pessimismus wird durch die Sehnsucht nach der Tat, und zwar nach einer guten Tat im Dienste der Menschheit, überwunden. Nur schöpferisches Handeln kann über die lähmende Befangenheit des Nichtwissenkönnens und über den trostlosen Glauben an den Dämon Zufall erheben. Als das Werk, das solchem Tatendrang seine Entstehung verdankte, pflegt der „Robert Guiscard" betrachtet zu werden; aber seine heroische Anspannung kämpft vergebens gegen die Schicksalsmacht an. Andere Ansätze müssen vorangegangen sein, deren Hoffnungsfreudigkeit der Ausdruck einer siegessicheren Lebensstimmung war und deren Scheitern das Thema der Guiscard-Tragödie wird. Während des Ringens um diesen Stoff erlebt dann Kleist die Tragödie zum zweiten Male, so wie Penthesilea sich aufs neue zu dem Kampfe mit Achill stellt. Guiscard würde sich also zu seinem Vorläufer verhalten, wie Penthesilea zum Guiscard; das folgende Stück ist jedesmal die Spiegelung des Ringens um den vorausgehenden Stoff; erst durch das fehlende Glied zwischen „Familie Schroffenstein" und „Robert Guiscard" wird die Kette geschlossen.

Heißt dieses Zwischenglied nun Gottfried v. Bouillon? Aus dem „Guiscard" selbst läßt sich dieser Nachweis nicht führen, auch wenn man zugibt, daß die Bekanntschaft mit Tassos Dichtung durch die Übereinstimmungen wahrscheinlich wird.[1])

6. Peter der Einsiedler.

Die Existenz eines Gottfried v. Bouillon-Planes müßte durch irgendeine Erwähnung von Freundesseite bestätigt sein, damit wir ihr Glauben schenken sollten. Das ist nicht der Fall. Wohl aber wird, etwa gleichzeitig mit Robert Guiscard, ein anderer Plan Kleists genannt, der dem Titel nach mit Tasso im Zusammenhang steht, nämlich: „Peter der Einsiedler".

Eduard v. Bülow, der uns die Nachricht von diesem Plane vermittelt hat (Kleists Leben und Briefe, 1848, S. 40f.), hält es für möglich, daß die beiden Dramen „Peter der Einsiedler" und „Leopold von Österreich" mit dem Guiscard verbrannt wurden, nachdem sie kurz zuvor in Paris in Shakespeareschem Stile geschrieben worden seien. Von Rühles näheren Mitteilungen über diese Pläne gibt Bülow leider nichts wieder. Daß der kurze Pariser Aufenthalt im Oktober 1803 zu dramatischer Arbeit Zeit und Stimmung gab, ist ausgeschlossen. Guiscard läßt im Jahr 1803 keiner anderen Arbeit Raum; es ist das Werk, das Kleist als „sein Gedicht" schlechthin bezeichnet, an dem er

1) Schon Kaper (Kleists Guiscard, Kopenhagen 1908, S. 108ff.) hat, obwohl er die Übereinstimmungen nebeneinander stellt und Kleists Kenntnis der Griesschen Tasso-Übersetzung für wahrscheinlich ansieht, Bedenken gegen die Schlüsse von Wukadinović erhoben.

die große Entdeckung im Gebiete der Kunst ans Licht stellen will und an das er ein halbtausend hintereinander folgender Tage und Nächte gesetzt hat. Schon auf dem Weg nach Paris (in Genf am 5. Oktober 1803) verzweifelt Kleist an der Vollendung. Der Zusammenbruch bereitet sich vor; in der kurzen Frist bis zur Katastrophe können keine neuen Gedanken aufkommen. Dagegen wäre wohl denkbar, daß Rühle durch Bülow mißverstanden wurde und daß es sich, wenigstens bei „Peter dem Einsiedler", um einen Plan des ersten Pariser Aufenthaltes handelte. Damals, als der Sturm des Innern sich legte und die Zerrissenheit des fatalistischen Pessimismus einer glücklichen Ruhestimmung zu weichen begann, als aus der Überzeugung, daß die Wissenschaften nie glücklich zu machen vermögen, die Sehnsucht nach einer guten Tat emporwuchs, als der heimatlose Pilger in unbestimmter Ferne das Pflänzchen des Glückes suchte, als er in Kultur- und Weltverachtung seine Lebenswünsche den Gelübden eines Mönches verglich — damals könnte wohl die Gestalt des mystischen Einsiedlers vor seine Phantasie getreten sein.

In dem Brief, der von der Wandlung seines Seelenzustandes Kenntnis gibt (an Wilhelmine v. Zenge, 15. August 1801), vergleicht Kleist seine Stimmung der wehmütig-frohen eines Schiffers, „dessen Fahrzeug in einer langen, finstern, stürmenden Nacht, gefährlich-wankend, umhergetrieben ward, wenn er nun an der sanftern Bewegung fühlt, daß ein stiller, heiterer Tag anbrechen wird."

Hätte Kleist bei diesem Bild an ein eigenes Erlebnis gedacht, an den Sturm auf der Rheinfahrt zwischen Koblenz und Köln, von dem der vorausgehende Brief an Wilhelmine (21. Juli 1801) erzählte, so hätte er wohl an jenen Bericht wieder angeknüpft; so aber ist der Gedanke der Erlösung aus Wirrnis und Gefahr in einen Vergleich epischer Art gekleidet, dem die persönliche Beziehung fernbleibt. Das Bild des Schiffers, der nach ohnmächtigem Umhertreiben wieder die Gewalt über sein Steuer gewinnt, entspricht in seinem Stimmungsgehalt[1]) einer der eindrucksvollsten Stellen Tassos (III, 4), nämlich der Darstellung der Gefühle, von denen die Kreuzfahrer bewegt werden, als sie das Ziel ihrer Sehnsucht, Jerusalem, zum ersten Male schauen. Ich setze die Übertragung von Heinse neben die von Gries, deren erster Teil 1801 bereits vorlag.

Heinse:

So sucht ein kühner Haufe Seefahrer ein entlegenes Gestade, und erfährt auf dem gefährlichen Meer und unter unbekannten Himmelsstrichen die Betrüglichkeit der Seeströme und die Treulosigkeit des Windes. Endlich entdeckt er das gehoffte Land und begrüßt es mit einem frohen Geschrey von

1) Das Gleichnis ist natürlich auch sonst nicht selten. Vgl. z. B. Ewald v. Kleists Brief an Gleim vom 25. Januar 1757, wo das Bild auf Opitz zurückgeführt wird (Sauers Ausgabe Bd. 2, S. 368).

weitem, und der eine zeigt es dem andern, und vergißt unterdessen den Harm und die Beschwerlichkeiten des zurückgelegten Wegs.

Gries:

Wie wenn ein kühnes Volk auf schwachen Schiffen
Dem ungewissen Meere sich vertraut,
In fremder Zon', umringt von Felsenriffen,
Vom Sturm umheult, dem Tod entgegenschaut;
Und nun sein Blick das ferne Land ergriffen,
Dann schallt sein Gruß mit hellem Jubellaut.
Ein jeder zeigt's dem andern, und vergessen
Sind Müh' und Noth des Wegs, den sie gemessen.

Ein Ziel hatte Kleist auf seiner Reise gesucht. „Ach, es ist der schmerzlichste Zustand ganz ohne ein Ziel zu sein, nach dem unser Inneres, frohbeschäftigt, fortschreitet", schrieb er mitten in der philosophischen Krisis am 22. März desselben Jahres an Wilhelmine. Bedeutet das Lebensziel der Tat, das er jetzt in unbestimmten Umrissen vor sich sieht und an dem er sich aufrichtet, für ihn dasselbe, wie die heilige Stadt für die Ritter Gottfrieds?[1]) Mit dieser Annahme wäre ein inneres Verhältnis zu Tassos Dichtung erkannt und eine Möglichkeit gegeben, dem Grundgedanken der Dichtung von „Peter dem Einsiedler" näherzukommen.

Allerdings erhält derselbe Brief vom 15. August eine Stelle, die dem dichterischen Interesse für die Kreuzzüge zu widersprechen scheint. „Und was uns auch die Geschichte von Nero, und Attila, und Cartouche, von den Hunnen, und den Kreuzzügen, und der spanischen Inquisition erzählt, so rollt doch dieser Planet immer noch freundlich durch den Himmelsraum ...." Wird auch kein einzelner Führer der Kreuzfahrer mit Attila und Nero auf eine Stufe gestellt, so ist doch die Unternehmung selbst als Beispiel des Bösen in der Weltgeschichte zwischen Hunnen und spanischer Inquisition eingeordnet. Also, „was die Geschichte erzählt", konnte Kleist nicht brauchen: ein historisches Kreuzzugsdrama hatte er damals gewiß nicht im Sinne. Entweder haben erst nach dieser Zeit neue Eindrücke seine geschichtliche Auffassung vollständig umgestaltet, oder seine dichterischen Pläne bewegten sich in einer Welt, die mit der Geschichte keinen Zusammenhang hat.

7. Der Eremit in der Geschichtschreibung des 18. Jahrhunderts.

Die übelwollende Bewertung der Kreuzzüge ist bei den Geschichtschreibern des 18. Jahrhunderts seit Voltaire allgemein. Schillers Aufsatz „Über Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter" (zuerst 1790 in der Allg. Samml. Histor. Memoires", dann 1792 in den Kleineren Prosaischen Schriften Bd. 1 erschienen) spricht von der „Torheit und Raserei, welche den Entwurf der Kreuzzüge erzeugten", und läßt in dem „Taumel der heiligen Kriege"

1) Tasso selbst hat in seiner späteren Apologie Jerusalem als Symbol der bürgerlichen Glückseligkeit zu deuten gesucht.

die Barbarei des Mittelalters sich selbst ein Ende bereiten. In Herders „Ideen" (20. Buch, 1791) erscheinen die Kreuzzüge „als eine tolle Begebenheit, die Europa einige Millionen Menschen kostete", und hier tritt auch der Pikarde „Peter der Einsiedler" als Anstifter auf. Er zieht barfuß und mit einer langen Kapuze geziert, einer Schar von 300 000 Menschen voran, die aus wilden, ausschweifenden, schwärmenden und betrogenen Vertretern aller Stände bestehen. Plünderung, Zerstörung und Blutbad bezeichnen den unrühmlichen Weg, den die liederliche Schar des Eremiten zu ihrem eigenen Verderben einschlägt. Erst als Gottfried mit der Blüte der Ritterschaft von Europa anlangt, glückt der Feldzug. Mit einem Hinweis auf „Tassos unsterbliches Gedicht" schließt Herders Beschreibung des ersten Kreuzzuges.

In den größeren geschichtlichen Darstellungen ergeht es Peter nicht besser. Den grundlegenden Werken von Wilcken (1807ff.) und Michaud (1812ff.), die eine neue Auffassung entwickelten, gehen im 18. Jahrhundert zwei umfangreiche Behandlungen des ersten Kreuzzuges voran, nämlich Maillys „Esprit des croisades" (Dijon, 1780) und die dreibändige „Geschichte der Kreuzzüge" von W. F. Heller (Frankenthal 1784).

Der Deutsche ist von Mailly abhängig, aber er vergröbert alles. Mit „Peter dem Einsiedler" oder Kukupeter, wie er ihn höhnisch nach Anna Komnena nennt, geht er ungebührlich um. „Kein Physiognomist würde den Urheber einer Staatsveränderung aus seinem konfiszierten Antlitz erraten haben;" er ist „voll von einer Beredsamkeit, die dem Weisen nur lächerlich ist"; von dem Wahn, ein rüstiges Werkzeug der Vorsehung zu sein, ist Peter „völlig verrückt". Der „General in der Mönchskutte", der die „Entmenschung Europas" heraufbeschworen hatte, wird nach seinen Mißerfolgen zum „gerührten Jammermann", und für alle, die ihm fortan gegenübertreten, ist er nur ein Gegenstand des Spottes und der Verachtung.

Konnte diese Karikatur nur zum Widerspruch herausfordern, so ist Mailly geschmackvoller und objektiver. Seine Einführung Peters ist nicht ohne Interesse. Alles Wunderbare wird angezweifelt, aber die seltsame Erscheinung wird durch Hinweis auf Fanatiker und Propheten des 18. Jahrhunderts verständlich zu machen gesucht. Nur heben Peters klägliches Verhalten nach den Fehlschlägen seiner Unternehmung und seine Desertion vor Antiochien den Eindruck des ersten Auftretens wieder völlig auf. Wäre es an sich nicht undenkbar, daß Kleist während seines Pariser Aufenthaltes oder später in der Schweiz das französische Geschichtswerk kennen lernte und dadurch in seiner Beurteilung der Kreuzzüge etwas umgestimmt wurde, so konnte ihm doch Peter in der Rolle, die er hier spielt, unmöglich als dramatischer Held nahegebracht werden.[1]) Übrigens sei erwähnt, daß Mailly mit Vorliebe das

1) Da Mailly dazu neigt, l'Hermite als Peters Familiennamen anzusehen, hätte er

„Befreite Jerusalem" zum Vergleich heranzieht und nicht nur Quellen der poetischen Motive nachweist, sondern einmal (IV, 11) eine Episode Tassos (nämlich den heldenhaften Untergang des Sveno im 8. Gesang) mangels historischer Zeugnisse zweifelnd übernimmt. Eine Bezugnahme auf Tassos Auffassung des Peter findet sich bei Mailly nicht.

Von Peters Rückkehr und Tod spricht keine der erwähnten Darstellungen. Nach Berichten des 16. Jahrhunderts wurde er in Konstantinopel oder Gallipoli vergiftet; nach glaubhafteren Quellen starb er in Huy, in dessen Nähe er zu Ehren des heiligen Grabes die Kirche zu Neufmoustier gegründet hatte.[1]) Diese Überlieferungen waren Kleist schwerlich bekannt; auch die legendenhafte Lebensbeschreibung des Jesuiten d'Oultreman (1645), der u. a. Tasso als Quelle benutzt hatte, war ein zu seltenes Buch, als daß es ohne methodisches Quellenstudium hätte zugänglich werden können. Die Anregung zur Dichtung, die solchen Nachforschungen hätte vorausgehen müssen, konnte nicht von der geschichtlichen Gestalt Peters, wie sie sich in den allgemein zugänglichen Darstellungen bot, ihren Ausgang nehmen. Es weist also alles darauf hin, daß Kleist nur durch Tasso auf „Peter den Einsiedler" geführt worden sein kann.

(Fortsetzung folgt.)

Sprichwörter und Redensarten bei Thomas Murner.

Von Anna Risse in Konstanz.

II.

(Fortsetzung von S. 227.)

Der kaufmännische Handel bietet dem Sprichwort dieser Satiren Bild und Beispiel zur Bezeichnung eines trügerischen Wesens. Von der bloßen Scheingüte der Waren, von dem Trick, gute Ware obenaufzulegen und darunter eine minderwertige Sorte zu verbergen, sind Wendungen genommen wie „fule sachen gulden machen"[2]), „oben mel vnd vnden kligen"[3]) und das bekannte „Vnden wolfeil, oben thür".[4]) In Verbindung mit diesem letzten erscheinen vielfach Variationen wie „oben siesz vnd vnden sur" oder auch — besonders zur Bezeichnung eines bei anscheinender Harmlosigkeit doppelt gefährlichen Charakters — vssen wasser, dinnen für. Die zerstörende Kraft eines solchen Wesens, dessen scheinbare Hilfe nur noch mehr Unheil stiftet, ist in NB 70, 67 trefflich herausgearbeitet. Hier hat der sprichwörtliche Gegensatz zwischen Wasser und Feuer den Dichter auf das Bild der Löscharbeiten beim Brande geführt, und danach malt er den allmählichen Ruin aus durch:

auch nicht den Titel „Peter der Einsiedler" veranlassen können. Zur Namenfrage vgl. Hagenmeyer, Peter der Eremite, 1879, S. 13ff.

1) Vgl. Hagenmeyer S. 292ff.

2) NB 15, 86. — in der mhd. Periode war speziell das Kupfer, das übergüldet wurde, ein beliebtes Bild. Vgl. Renner 6743; Wälscher Gast 959; — Zingerle 58.

3) NB 70, 79; — vgl. auch die unmittelbar vorhergehenden Verse.

4) NB 45, 8; 70, 67; SZ 25, 17. — Vgl. die Klage in NB 70, 8f und die ganz ähnliche in SZ 25, 19f.

Vnden wolfeil, oben thür, Mit dem wasser lassen brennen
Leschen kynnent mit dem für, Vnd mit felschlin[1]) zamen rennen.

Speziell der Tuchhandel bietet noch einige in ähnlichem Sinne gebrauchte Vergleiche. So wird der „dirdendein", ein aus Wolle und Leinen gewebter Stoff, zum Bild für allerhand Mischmasch, Unechtes und Schwindel.[2]) Auch das Färben des Tuches wird nur unter dem Gesichtspunkte betrachtet, daß dadurch das ursprüngliche Aussehen des Stoffes verändert wird. Es steht so für: etwas falsch darstellen und „vertuschen", wie wir mit ähnlichem Bilde sagen. Als Entschuldigung für ein besonders dickes Auftragen des Betrugs erscheint: „das důch behielt der varb sunst nit" (SZ 36, 26; LN 2009) in Anlehnung an das Sprichwort: „Was farbe halten soll, muss man etlichmal tuncken" (W I. 927). Das Vergleichsmoment, das gefälligere Aussehen des bunten Tuches, wird gelegentlich noch unterstrichen, wie in schönfärben, zierlich färben.[3]) Da aber nur ein oberflächlicher Beobachter sich hierdurch täuschen lassen wird, so gilt von solcher Ware wie von den entsprechenden menschlichen Typen: „Wer sy kent, der koufft ir nit" (SZ vorr. II. 33; NB 36, 20; W II. 1241).

Aber auch auf seiten des Käufers gab es Unzuverlässigkeit genug. Wer auf Kredit kaufte und die Schuld ins Kerbholz einschneiden ließ, konnte sich leicht um die Zahlung drücken, und so bedeutet: „an eyn kerbholz reden" (SZ 27) leere Versprechungen machen und: einen „an ein kerbholtz lassen schwetzen"[4]): ihn ins Blaue reden lassen, ohne seinen Worten besonderen Wert beizumessen.

War aber ein größerer Handel glücklich zum Abschluß gekommen, so wurde er mit einem Trunke feierlich besiegelt. Dieser hieß Leitkauf (oft zu Leikauf, Leichkauf verderbt — zu lît, Obstwein gehörig). Daher stammt die Redensart „Der Leitkauf ist getrunken", bei Murner: „der wynkouff ist gedrunken"[5]) für „das steht fest, ist ausgemacht".

Ein paar Bilder bieten sich noch vom Markt und einigen kleineren Gewerben, so, um die Gleichwertigkeit verschiedener Dinge, vor allem im Bösen, zu bezeichnen: „über ein leisten geschlagen syn" (NB 58, 7; W III. 31f.), für die Verräterei: jemand „vff den fleischbank geben"[6]), auch „an die axt" oder „ins schwert" geben (NB 16, 21; 31, 36). Zu eigennütziger Klugheit muß der Müller, der „alle Wasser auf seine Mühle kehrt" (MS D 2a) den Vergleich abgeben, und vom Panzerschmied, der die Rüstung durch „Fegen" poliert, schreibt sich die Redensart her: „einem den harnesch fegen"[7]) für: ihm gründlich die Meinung sagen, ihn „herunterputzen". Eine analoge Bildung dazu ist „den beltz weschen"[8]), denn daß hierin Pelz nur als ein gröberer Ausdruck für die menschliche Haut zu fassen ist, scheint durch die einmal angeknüpfte Sentenz:

1) felschlin heißen, wie ich einer mündlichen Information verdanke, noch heute in Straßburg die vorn mit Haken versehenen langen Stangen und Taue, die zum Niederreißen des verkohlten Gebälkes dienen.

2) NB 34, 85. (im urspr. Sinne); übertragen NB 32, 24 u. SZ 46, 30.

3) MS 1229; SZ 22, 16; einfaches ferben in SZ 5, 2. Z. z. NS 57, 2. DWb 3, 1325.

4) Adel S. 25; SZ Entsch. 100.

5) SZ 37, 35; GM 876. — Vgl. Z. z. NS 85, 17.

6) SZ 6. — W I. 1059. — DWb 3, 1755.

7) SZ 31, 12 u. 30; NB 95, 14. — DWb 4, 2, 490.

8) SZ 31, 11; SZ 41. — NB 95, 20. — W III. 207.

ye ine man wescht ein beltz fürwar,
ye mer vnd mer bschyst er das har. (SZ 41,1; W III. 1205)

ausgeschlossen. — Für die gewaltsame Verdrehung einer Stelle bietet sich die Wendung: sie „in das halssysen vnd vff den lasterbangk stellen" (Adel S. 12), also ein Bild aus dem Strafwesen der damaligen Zeit, für ein Suchen am falschen Ort: „vff dem fischmarckt brot kauffen vnd vff dem rathuss betten" (Adel S. 42) — wieder charakteristisch für die alten Verhältnisse, wo noch nicht wie heute alle Waren nebeneinander auf demselben Markt feilgehalten wurden. Aus der Schankstube entlehnt ist die heute noch übliche Wendung: „die zech selb machen vor den wirtten" (MS 1213; W V. 514), für ein voreiliges Handeln nach verkehrter Berechnung. Aus dieser Sphäre stammt auch „einem den Wein teuer oder ungebeten ausrufen" für schelten und verleumden.[1]) Die hier zugrunde liegenden Verhältnisse zeigt uns der Züricher Zacharias Bletz in einem kleinen Gedicht über die verschiedenen Ausrufer in Paris. Darin schildert er den Weinrufer, wie er in silberner Schale Weinproben zu versuchen gibt und das Zeichen seines Hauses den Leuten bekannt macht (Alemannia 3, 53). Ergänzend zeigen Straßburger Weinruferordnungen, daß diese Leute, wenn sie einander ins Gehege kamen, recht ungemütlich werden und eine scharfe Zunge führen konnten. Spanier vergleicht sie daher mit den Hippenbuben[2]) und erklärt aus ihrem verleumderischen Schelten die Bedeutung der Redensart. Aber während Wendungen wie „schelten wie ein hippenbube" usw. lediglich einen auf den Scheltenden gemünzten Vergleich darstellen und mit einem beliebigen in dem Bilde selbst nicht vorgesehenen Objekt verbunden werden können, sind bei dem Bilde vom Weinrufer der Verleumder und der von ihm Getroffene schon vorgezeichnet. Dieser letzte ist aber der Besitzer des Weines, den das grobe Schelten seines Rufers gar nicht trifft. Zu ihrer vollen Bedeutung scheinen der Redensart auch erst die Zusätze „teuer", „ungebeten" zu verhelfen. Das einfache „Weinausrufen" könnte nur heißen: eine Neuigkeit verkünden, etwas ausplaudern. Der Zusatz ungebeten zeigt, daß der andere dies lieber verschwiegen haben möchte, teuer, daß es zum Schaden des andern geschieht, zu teuer od. dgl. kennzeichnet den Schaden als unverdient, und die völlig aus der Luft gegriffene Verleumdung wird charakterisiert durch „einem den Wein ausrufen, der gar keinen eingelegt hat" (SZ 3, 1). Übrigens gibt Murner — allerdings nur in SZ 29 — selbst eine gute Parallele zu dieser Redensart in der Wendung „eyn reyff vszstecken". Der Reif ist hier das Wirtshauszeichen, also wie die Ankündigung des Weinrufers das Zeichen für den Ausschank von Wein. Und nun beginnt das betreffende Kapitel ganz entsprechend den oben gegebenen Wendungen mit:

Der steckt den reiff vergebens ausz,
Der keyn weyn hat in seym hausz.

Aus dem Folgenden geht dann als Sinn der Redensart hervor: sich selbst in einen unverdient schlechten Ruf bringen, also gewissermaßen sich selbst verleumden.

1) NB 36 (11, 21, 59); SZ 3 (1f., 8, 24, 31); GM 3791. Ketzer d 8b. LN 1982.

2) NB 16, 92; die hier gegebene Aufzählung erinnert wie SZ 13, 1ff. an den Spruch: „Hippenbůben, würfelleger, Freihartsknaben, Sackaufträger sind ein Orden vnd darin viel Jünger worden". W II. 677. Vgl. LN 38, 19; König v. Engell; Kloster IV. 902 u. ebda 945.

Ein besonders wichtiges Ereignis im Handel und Wandel der Stadt war die Kirchweihe. Weil sie nur einmal jährlich stattfand und auch da nur wenige Tage dauerte, war eine Versäumnis — z. B. für den Händler, der dort auf Absatz rechnete — nur schwer wieder einzubringen, und „versumpt vff die kilchwyhe kommen" (GM 4512) umschreibt so ein Versäumen wichtiger Angelegenheiten.

Hiermit kommen wir auch zu dem Volke der Gaukler und Spielleute. Die Kunststückchen der ersten waren die gegebene Grundlage für Bezeichnungen von betrügerischen Kunstgriffen aller Art. So sind „under dem hietlin spilen" (NB 55), „mit eim hůtlin decken" (NB 67, 17) aus diesen Kreisen entlehnt, Redensarten, für die schon Walther von der Vogelweide eine anschauliche Umschreibung und damit zugleich die beste Erklärung gibt, wenn er sagt:

> „Genuoge hêrren sint gelîch den gougelaeren,
> die behendeclîche kunnen triegen unde vaeren,
> der spricht: ‚sich her, waz ist under disem huote?'
> nu zucke in ûf, da stêt ein wilder valke in sînem muote.
> Zuck ûf den huot, so stêt ein stolzer pfâwe drunder,
> nu zucke in ûf, dâ stêt ein merwunder;
> swie dicke daz geschicht, so ist ez ze jungest wan ein krâ." (L 37, 34.)

Wahrscheinlich ist auch die Erklärung für: „vs einem holen hafen reden"[1]) in dieser Richtung zu suchen und dabei an die Kunst der Bauchredner zu denken, die aus einem Topf od. dgl. eine Stimme erschallen lassen. Der Sinn: jemand durch leere Versprechungen täuschen, hinter denen keine für die Erfüllung bürgende Persönlichkeit steht, würde dadurch trefflich illustriert.

Auf den übertriebenen Dünkel von Leuten, die sich durch nichts belehren lassen wollen, wird der Vergleich mit dem Spielmann angewendet, dem stets nur die eigene Geige als die beste erscheint.[2]) Dieses Bild ist speziell seit dem 15. und 16. Jahrhundert in Kraft; die mhd. Zeit kannte dafür „den tôren, den duncket nihtes guot, wan daz er mit sînem cholben tuot" (Maßmann, Denkm. I. 80). Und noch Brant spricht von dem Narren, dem kein Gut der Welt „basz dann syn kolb und pfiff gefellt" (NS 54, 9). Hierbei sei an das französische Sprichwort „à chaque fou plaît sa marotte" erinnert, wo marotte, das allmählich unser deutsches Wort Kolben ganz aus der landläufigen Rede verdrängt hat, noch in seiner ursprünglichen Bedeutung steht. Für unser „eine Marotte haben" bietet Murner noch: „den narren kolben feil tragen"[3]), „aller welt den kolben zeigen".[4]) Und „vmb den kolben ringen" (NB 92, 113) ist ihm ein Wetteifern in der Narrheit. An anderen Umschreibungen gibt er: tieff im narren kleidt stecken[5]), und „ein rohen narren gefressen haben[6]), den man nicht verdauen kann, und der nun den Menschen immer zu neuer Narrheit treibt. Ohne bewußte Metapher sagt er wohl auch: „der dippel besitzt

1) NB 73; 36, 27; SZ 10; BF 34, 108. — DWb 4, 2, 123. 2) NB 85, 77. — W I. 1445.

3) NB 12, 74; 76, 4.

4) NB 12, 7. Anders ist: dem narren seinen kolben zeügen (zeigen) = ihn auf s. Narrheit aufmerksam machen (Abel S. 9). — Vgl. NB 92, 193.

5) NB 97, 38. Dafür auch narren sack (NB 97, 103).

6) MS Kap. III. Vers 527. — W III. 932. Vgl. hier unser „einen Narren an jem. gefressen haben".

einen"[1]), d. h. der Unverstand herrscht in einem Menschen, und dieser dippel wieder wird verkörpert durch den düppelsack, mit dem der Müller die Männer „zůn oren" schlägt, um sie so zu Narren zu machen (MS 1218ff.). Daß gerade dem Müller diese Tätigkeit zufällt, möchte man zunächst für eine willkürliche Kombination Murners halten; aber eine Solothurner Redensart: „Er isch mit'm Mehlsack g'schlage" (W III. 563) zeigt doch, daß diese Vorstellung weiteren Kreisen geläufig war. Auch die Frauen schlägt der Müller mit seinem Sack (MS), diesmal den Schleppsack[2]), bis sie selbst zu Säcken und Schleppsäcken, d. h. verdorben und liederlich werden.

Zu der Klasse der unehrlichen Leute zählten neben Gauklern, Spielleuten und Narren auch die Juden. Dadurch, daß ihnen allein der Wucher erlaubt war, sind sie zum Typ des habsüchtigen Geldleihers geworden. Als dann auch Christen anfingen, Geldgeschäfte zu machen, klagte man darüber mit dem Spruch: der juden sindt nit gnůg vff erden, so die christen wůchrer werden (NB 67a mit Anm.), und warf solchen Christen vor, daß sie „mit dem judenspiess rennen"[3]) und also in dem großen Kampf um Verdienst und Gewinn, der uns hier in der Form des alten Turniers entgegentritt, mit einer Waffe kämpften, die gesetzmäßig nur den Juden zustehen sollte. Die Redensart ist erst seit Beginn der Neuzeit zu belegen. — In demselben tadelnden Sinn sagte man auch „ein jüdschen seckel tragen" (MS 761). Dann aber sah das Sprichwort in den Juden auch die von der Erlösung ausgeschlossenen Feinde Christi und prägte so für etwas unrettbar Verlorenes den Vergleich „verlorn ist's als eins juden seel".[4])

Wenn wir nun aus dem Stadttor hinausgehen oder, wie die landläufige Umschreibung sagt: das loch treffen in der stadt, do vnser herd der ků vsz gat —[5]), so stoßen wir da auf Jäger, Vogelsteller und Fischer, aus deren Gewerbe dem Sprichwort ebenfalls reiches Material zufließt. An die uralte Prahlerei der Jäger gemahnt: „beren fahen wollen"[6]), eine ironische Floskel für ein Renommieren mit zukünftigen Heldentaten, und von der Technik des Jagens sind es vor allem zwei Züge, die in das Sprichwort Aufnahme gefunden haben: die alte Treibjagd und der Lockruf des Jägers. Von jener Treibjagd, wo das Wild auf einem begrenzten Raum eingekreist und zuletzt einem scheinbaren Ausgang zugetrieben wurde, den die Schützen

---

1) NB 80, 45. dippel — urspr. Zapfen, Pflock, Klotz, dann tollpatschiger Mensch — hat hier s. sinnl. Bedeutung wohl schon ganz verloren.

2) Vgl. Albrechts Einl. S. 4 u. Kap. 73 der NB. Geschickt knüpft hier Murner (Vers 80 u. 82) die Redensart: jem. „in ein sack verknipffen" an, die wie die ähnl. Wendungen „im sack stossen" oder „schieben" bedeuten ihn überwinden und unterkriegen, ihn „in die Tasche stecken", wie wir heute mit verwandtem Bilde sagen. Vgl. NB 84, 31; GM 4880. — Z. z. NS 69, 7.

3) NB 67 m. Anm. — NS 76, 11; 93, 25. — W II. 1041. — DWb 4, 2, 2357.

4) NB 51, 63. — DWb 4, 2, 2357.

5) NB 65, 61; Ketzer o2b und n4b. — Vgl. auch SZ 7, 24 und NS 91, 30: die turen treffen.

6) NB 32, 20; Adel S. 38. — W I. 232. — DWb 1, 1123. In Adel S. 38 schließt sich daran in freier Erweiterung: „wer weisz, wer dem letsten beren die hut würt abziehen vnnd den andren schenden ich wolt gesagt haben schinden" — also wer den letzten Schlag in diesem Kampf führt.

besetzt hielten, stammt die Wendung: „seine Lücke verstehen"[1]) (so daß das Wild nicht doch noch durchbrechen und entkommen kann) — für: seinen Platz ausfüllen, seiner Aufgabe gewachsen sein. Speziell für die in Murners Satiren in Betracht kommende Jagd auf den Schalk gibt das Sprichwort die Regel, man müsse „schelck mit schelcken fahen" oder mit Bezug auf die vorige Redensart: „wen wir schelck yetz fahen wellen, schelck miessendt wir für die lucken stellen"[2]). Denn nur ein Schalk kann einem anderen Schalk wirklich gewachsen sein und ihn überlisten, wie dies auch ausgesprochen wird durch „ein schalck verreth, betreugt oft den andern" und ähnliche Redensarten mehr (s. DWb 8, 2072). Aber das Sprichwort kennt auch die Gefahr, die in der Unzuverlässigkeit und Bosheit des fangenden Schalkes begründet liegt, und zeichnet sie mit den Worten: Bösz ist es, fuchs mit fuchs verjagen, Den sy beid schalks gnůg by in tragen.[3]) Auch beim Locken des Wilds gilt der Grundsatz, Gleiches mit Gleichem zu locken. Daß hierbei speziell auf den Lockruf abgehoben wird, zeigen Stellen wie GM 218ff. und 780ff. Doch auch die Methode des Köderns hat in sprichwörtlichen Wendungen ihren Niederschlag gefunden. Da gilt „lockvögel feil tragen"[4]) vom betrügerischen Reden, womit man die Vertrauensseligen gewinnt, wie auch in demselben Sinne die vom Mäusefang entlehnte analoge Bildung „ein specklin vff die fallen binden"[5]) gebraucht wird. Als Lockvogel kam für den Vogelfang besonders der Kauz in Betracht, und so findet das Sprichwort für die weiblichen Verführungskünste den Satz: wo der tüffel vogel facht, das wyb er zů eim kutzen macht.[6]) Weiter spiegelt sich der Vogelfang in: „eym das garn stellen"[7]), in das er sich immer mehr „verknipfft", je heftiger er sich zu befreien sucht[8]), und in der Mahnung, das Garn nicht offen auszuspreiten, da sonst keine Vögel einfliegen werden. Gerade für diesen Gedanken bringt Murner statt der knappen Formen, von denen Wander eine Anzahl bietet, anschauliche Umschreibungen.[9]) Törichte Voreiligkeit, die sich selbst um die erstrebte Frucht bringt, verkörpert, „wer vogel will im lufft erwischen" (NB 90, 9), statt geduldig zu warten, bis sie ins Garn fliegen, oder wer „vor dem berren", d. i. vor dem Netze fischen will[10]), wie es das Bild zu NB 90 zeigt. Umgekehrt wird der Schalk, der skrupellos jede Hilfskraft benützt, die ihn vorwärts bringt, charakterisiert durch den Schiffer,

1) GM 38, 47. — Vgl. John Meier in ZfdPh 27, 550. — W III. 247. — DWb 12, I. 1700 (verstehen II. D 1.)

2) NB 63, 8; 63, a; 14, 44.

3) NB 14, 46. Die Wendung steht hier ziemlich unglücklich zwischen mehreren anderen ohne einen strengeren Zusammenhang. Sie erinnert an das biblische: „den Teufel durch Beelzebub austreiben" — ein Übel mit einem anderen, womöglich noch größeren, wieder gut machen oder aufheben wollen. Im Gedanken ähnlich ist „sich mit dreck rein weschen" (NB 57 [a, 1, 30]), „mit anderm kot weschen" (NB 2, 119), wodurch auch die Schuld nur vergrößert wird. Diese Redensart meint das Entschuldigen eigener Fehler mit den Sünden anderer.

4) SZ 5, 20. — W II. 221.

5) Adel S. 3, 4 und 22; SZ 25. — W IV. 678. Dafür auch „die fallen bestreichen" oder „schmieren". S. SZ 25, 2 u. 7.

6) MS 305; GM 3077. Vgl. NS 92, 45 u. Z's Anm.

7) GM 1633. — W I. 1341. 8) NB 57, 56. — W I. 1341.

9) NB 14, 32; SZ 33, 34. — nach Prov. 1, 17. — W I. 1341. Vgl. Z. z. NS 39, 1f.

10) NB 90; Adel S. 31. — DWb 3, 1683. — Zingerle 194.

der „mit allen winden seglen" kann[1]), und mit ähnlichem Bild wird der Kampf auf dem Meere des Lebens gezeichnet als ein Waten und Schwimmen[2]), das Mißlingen durch „verwatten[3]), daß man „nit vszschwimmen kann" und zuletzt „vff dem grundt", d. h. zugrunde gegangen ist.[4])

Eine weitere Grundlage für sprichwörtliche Wendungen stellen die Verhältnisse des bäuerlichen Lebens dar. — Eine Lieblingsredensart Murners charakterisiert das grobkörnige Wesen der Bauern nach dem Grundsatze „similia similibus" durch „es hört in die puren haberstro"[5]), das Schlechteste ist für sie eben gut genug. Ihre großen Schritte gelten als scherzhaftes Maß in Wendungen wie „fehlen vmb ein puren schritt" (NB 49, d) für: ganz gehörig daneben hauen. Auch puren schůch wird in dieser Verbindung gebraucht.[6]) Der für den Bauern charakteristische Schuh ist der Bundschuh, während der Stiefel nur von den Vornehmen getragen wurde. So konnte die Kluft zwischen beiden Ständen schlechtweg bezeichnet werden durch: „buntschůch, stiffel hört nit zůsamen".[7]) Auf der anderen Seite aber wurde der Bundschuh als Symbol des Bauerntums auch zu dem der Bauernaufstände, das Wort Bundschuh wird geradezu Bezeichnung des politischen und geistigen Aufruhrs. So nennt Murner Luthers neue Lehre einen buntschůch.[8]) Jung, wie dieses Bild damals noch ist, wird in ihm stark die sinnliche Grundlage empfunden, und so drängen sich Murner hier Vermischungen mit anderen Redensarten auf, die völlig im Bilde bleiben und durch den so entstehenden Doppelsinn besonders wirksam werden. Da ist einmal: „den buntschů schmieren",[9]) dann „den buntschůh rincklen" (LN 677), d. i. zuschnallen, also ein durchaus in sich geschlossenes Bild. Rincklen[10]) aber, das in erster Linie drehen, biegen bedeutet — es stellt sich zu rank, rinken, ränke —, kommt oft zu dem Sinne: mit allerhand Kniffen eine Sache ins Werk setzen. Rank ist ja Biegung, speziell eines Weges; „ein andern ranck wissen" meint: eine neue List kennen, auf neuem Umweg seinem Ziele zustreben.[11]) Endlich die dritte Stelle: Wer nur vom buntschů den riemen find,

1) SZ 36 (1, 7f.); MS 807. — W V. 262. 2) S. NB 86, 75ff; SZ 28, 24.

3) NB 79, 36; GM 4935. — NB 86, 67; 79, 58; SZ 48, c; GM 1621; Lied vom Untergang (L. v. U.) 22, 3. (L. v. U. ed. Balke, Kürschner Nat. Lit. 17.)

4) NB 69, 25. — W II. 158. Auch die Redensarten: „der dreck gadt mir über die schů", „im dreck über die oren ston" (GM 1664; SZ 3, 40; BF 1 (43, 65); W I. 689 mögen auf dieser Vorstellung vom Verwaten im Sumpfe beruhen.

5) NB 28, 62; 33, 39; — SZ 36, 32; GM 4903f. — W I. 264.

6) MS 459. Z. z. NS 65, 52 gibt außerdem noch buren sprung. — W I. 273.

7) LN 2503. S. auch d. zugehörige Bild. — D. Gedanke schon bei Seyfr. Helbling: niht baz ich in ahten kan als bî stivaln buntschuoch (4, 782). S. DWb 2, 522. — Z. z. NS 4, 18 u. 63, 21.

8) LN 329. Andere Wendungen wie: „den bundtschuch vffwerffen", „sich des puntschuochs neren", „es dient zů eim bundschů" s. in NB 79 (b, 4) und Abel S. 31.

9) „das er ein schons geschmecklin hat", wie M. mit freier Ausmalung sagt. LN 3041, 616.

10) Danach: „rinklen auf ain mort" (L. v. U. 12, 4) = verdrehen, entstellen. Dasselbe ebenda 9, 2 wiedergegeben durch „(das evangeli) biegen auf mort vnd herzenlaid".

11) NB 40, 9. Vgl. NB 67, 10: — „vil rincken ranckens wissen": NB 16, 7. Vgl. Z. z. NS 19, 68.

der selb würt reich, er, sein kind.[1]) Diese Zeilen wirken doppelt durch ihr paradoxes Aussehen, denn ein Riemen ist doch an sich etwas ganz Geringes. Aber die Riemen einer Sache sind eben das, was sie zusammenhält, was bei ihren verschiedenen Funktionen als das bewegende Moment erscheint. So heißt: „die rechten riemen ziehen" (SZ 6, 16) „das schnierlein finden"[2]), „nōch dem rechten schnierly gryffen" (SZ 22, 5) eine Sache am richtigen Ende anfassen. „Es gat an die rieman, an die buntriemen"[3]) bedeutet: die Sache wird ernst, oft sogar: „es geht auf Leben und Tod". Danach wird der Riemen des Bundschuhs das Mittel, die Leitung des ganzen Aufstandes an sich zu reißen und damit Herr zu werden über all die gewaltigen Kräfte, die in einer solchen Bewegung liegen.

Eine weitere Reminiszenz an die Bauernheere, diesmal an ihre zum Teil primitive Bewaffnung, schließt der Ausruf: „Herr got bhiet vor gabelstich!"[4]) in sich (etwa: „Bewahre uns vor dem Schlimmsten"). Hierzu findet sich sonst wohl noch der erklärende Zusatz: „die machen drey lᵉocher" oder auch: „drei machen neun lᵉocher". Auf den trüben Erfahrungen gerade jener Zeiten mag auch der Spruch beruhen:

Wan der ochs verwürfft das ioch
Vnd das rosz sein kummat noch
Vnd der buer laufft vō dem pflūg
So gschehe dem ackern nit genūg.[5])

Das dazukommende Streben, über seinen eigenen Stand zu leben, die Unfähigkeit sich „nach der Decke zu strecken"[6]), richtet der Spruch:

Welcher narr will me verzeren,
dann syn pflůg im mag ereren.
der solt sich selbs wol klagen an,
das er würd zů eim armen man.[7])

Und das mit dieser egoistischen Verschwendung Hand in Hand gehende Geizen mit dem Lohn zeichnet der Gedanke: „Die Pferde, welche die Gerste bauen, bekommen höchstens Hafer zu fressen", worauf NB 54, 25f. aufgebaut ist (W III. 1286f.).

Der ruhige Gleichmut des Bauern spricht sich aus in der Vertröstung, daß irgendetwas Erwünschtes „noch wol kumpt, wen das korn zeitig würt" (Adel S. 7), und ebenso in der Mahnung: „lasz den gul gon wie er gadt"[8]). „Dasz röszlin machen lauffen"[9]) heißt demgegenüber, ein Geschäft durch besondere

---

1) LN 2626; köstlich ausgeführt in den vorausgehenden Versen. Vgl. auch LN 688f. — zu Riemen vgl. Nestel: NB 20, 56, Adel S. 47. W III. 1002. Andere Bezeichnungen für minimale Werte: NB 20, 15; 88, 16. W II. 379. NB 88. DWb 7, 1019.

2) NB 41, 64. — Vgl. etwas „an der Schnur haben", NB 40, 58; 65, 14. — W IV. 311.), wobei noch der Gedanke an das Marionettenspiel sich eindrängen mag. (Paul Wb 2.) Allerdings steht landschaftlich „einen am Bändel haben" daneben, und das scheint eher auf das Gängelband der kleinen Kinder zu weisen.

3) SZ 46, 32; LN 164. — DWb 2, 35 u. 522.

4) NB 5, 1. — DWb 4. 1, 1. 1123. — W I. 1315 und II. 3. 5) LN 24, 69f. — W I. 26.

6) NB 69; 86, 44ff. Vgl. NS 18, 20 variiert zu „strecken nach dem kleid" in Facetus 310. — schon Stricker hat das Sprw. gekannt. S. DWb 2, 885. — W I. 565. — Variiert wird diese Unfähigkeit, sich seinen Verhältnissen anzupassen, gezeichnet durch: „die zehen gondt für die schů" in NB 69, 11.

7) NB 69, 1; 92, 145; — vgl. DWb 3, 787. — W IV. 1623.

8) GM 1986; — vgl. NB 15, 43; 19, 121; 28, 9; 95, 63. BF 33, 49.

9) NB 42 (a—d, 4f., 93); — DWb 8, 1268.

Anstrengungen in den rechten Schwung bringen, vor allem durch Bestechung, wie dies noch deutlicher ausgesprochen wird durch „dem rappen mûsz ynstrichen"[1]), ihn durch besonders gutes Futter willig machen. Eine ähnliche Förderung gewährt es wenn man „den karren" oder überhaupt eine Sache schmiert[2]), und umgekehrt, wird aus derartigen Handlungen wieder auf die geheimen Absichten des Gebers geschlossen, denn: „wo man schmiert, da fahrt man gern"[3]). An den meisten Stellen aber braucht Murner die Wendung „den karren schmieren" ironisch für eine überflüssige Nachhilfe, besonders zum Unglück oder zum Bösen.

Der Karren als das leichte zweirädrige Gefährt steht im Gegensatz zu dem schweren vierrädrigen Wagen. „Von dem karren in den wagen" kommen[4]), ein vom Zugtier auf menschliche Verhältnisse übertragenes Bild, entspricht daher unserem „vom Regen in die Traufe kommen" und wird besonders gern mit Bezug auf die etwaige Verdammnis gebraucht, die den Sünder nach dem Elend dieses Erdenlebens trifft. „Der wagen vor dem rosz"[5]) findet sich gelegentlich als Bild für verkehrte Anordnung, bei Murner nur einmal, und zwar in Verbindung mit dem ungleich häufigeren: „die stiel stond vff den bencken".[6]) Dieses ist vor allem

1) GM 1055.

2) NB 43 (a—d, 48) — von dem einfachen schmieren aus kommt man dann wieder zu neuen Bildern, so zum Schmieren der Türangel (SZ 25, 5f.), des Bundschuhs (s. oben), endlich zu „(die hendt) schmieren" = bestechen, wofür uns schmieren heute noch geläufig ist. — S. Z. z. NS 14, 1. u. 46, 57. Schon das Mittelalter brauchte das Bild vom geschmierten Wagen zur Bezeichnung für große Schnelligkeit. So Neidhart von Reuental: Mîn ouge an sach, daz si giengen alle tage als ein gesmirter wagen. (55, 27). Noch heute gilt die Wendung: „das geht wie geschmiert".

3) NB 6, 81; SZ 25, 3f. — W IV. 278. — Murner kennt dafür noch einige Bilder aus anderen Gebieten, so:

Mancher zindt eym feurly an,
das on seyn zinden selber bran, (SZ 17, 13)

bes. von Verführung der Jugend gebraucht, wie ähnlich auch: „jung sudet (= siedet) wol, ya facht es an!" (MS 602). Wieder mit andern Metaphern: „leusz in beltz setzen"(SZ 17), erklärt in Vers 1ff. und in gleichem Sinne: „den hienern die schwentz vff binden", die sie doch schon von Natur aufrecht tragen (NB 5, 120; 41). NB 41, 40 zeigt, wie M. das Bild plastisch vor Augen hat, indem er zur Abwechslung sagt: „die strickendt ouch am hûner seil" — mit dem dann eben die Schwänze aufgebunden werden sollen. — An das antike „Eulen nach Athen tragen" erinnert: „der treit das wasser in den Ryn" (SZ 17, 17); dagegen liegt bei „wasser in ein brunnen tragen oder schitten" (NB 75, 2; SZ 26), wozu das Bild zu NB 26 und als Nachbildung die Rede der Venus in GM 1916f. zu vergleichen sind, die Vorstellung von einem schlechten, versiegenden Brunnen zugrunde, dem ein törichter Optimist glaubt durch Einfüllen von Wasser wieder aufhelfen zu können und so seine Arbeit an eine vergebliche Aufgabe verliert. An die ältesten Formen des Sprichworts erinnert SZ 26, 1: „Man sagt myr, der brunn sey nit gût, Doryn man wasser dreit vnd dût. — Vgl. Freidank 130, 26. — Der Fehler liegt hierbei an dem Grund des Brunnens, der das Wasser versickern läßt, wie dies auch das Sprw. gelegentlich betont, so im Ambraser Liederbuch 120, 15. Dementsprechend steht auch die Variation: „wasser in ein sant schitten" (NB 75, 9), die dieses resultatlose Versickern noch schärfer ausspricht.

4) LN 166; NB 35, 128. — W II. 1147; DWb 5, 225, 208. Vgl. NS 47, 9.

5) L. v. U. 7, 2 — W IV. 1733f. — DWb 13, 385.

6) L. v. U. 7, 1; NB 27; 28, 2; Adel S. 24. — W IV. 936. — DWb 8, 2835. — Siehe zu Bild NB 27. — Mhd. erscheint die dreifache Abstufung schamel, bank, tisch, die eines auf das andere steigen. S. Wälscher Gast 6439, Oswald von Wolkenstein XX. 1, 15.

für eine Umkehrung der staatlichen oder gesellschaftlichen Ordnung beliebt, auch da, wo die Jugend dem Alter die Zügel aus der Hand nimmt, ein unfähiger König gewählt wird u. dgl. mehr. Speziell für solche Unfähigkeit zur Bekleidung eines Amtes bietet sich Murner noch ein anderer sprichwörtlicher Gedanke[1]), wie er etwa zum Ausdruck kommt in: Ein schelm des rychs sich vnderstundt, der doch der schwyn nit hůtten kundt. — Das Schweinehüten galt aber als der leichteste und verächtlichste Dienst auf dem Bauernhofe. Das kommt auch zur Geltung, wenn man mit den Worten: „wir haben noch nicht miteinander die Schweine gehütet!"[2]) anmaßende Einmischungen oder eine unwürdige Behandlung zurückweist, wie das noch heute mancherorts üblich ist. Der übertragene Sinn von sau = Grobheit, derbe Rede, wie er in „die suw krönen", d. h. der Grobheit huldigen, oder in „die suw verkouffen", „die sauglocke läuten"[3]) zutage tritt, wird hier wohl kaum hereinspielen. All diesen verächtlichen Redensarten gegenüber wird aber die Sau auch als wertvoller Besitz und wichtige Ertragsquelle in der bäuerlichen Wirtschaft gewürdigt und wird so zum Bild für Geschäft, Einnahme, Glück. „Sein suw ist ietzundt feiszt"[4]) meint: sein Geschäft steht gut, er ist vom Glück begünstigt, und die burschikose Redensart „Schwein haben" darf hier vielleicht ihren Ursprung suchen.

Für das Mißlingen eines Unternehmens bietet sich ein Bild in: „die Kuh schlägt den Kübel um" — das mühsam Erworbene geht verloren.[5]) Murner braucht diese Wendung nicht in ihrem eigentlichen Sinne. Ihm liegt das Vergleichsmoment in der anfänglichen Geduld der Kuh, die dann plötzlich in doppelte Heftigkeit umschlägt. So gewinnt er ein Bild für die Langmut Gottes, die — zu sehr ausgenutzt — sich in rächenden Zorn verkehrt.

Einige Bilder aus der Ernte mögen hier noch ihre Stelle finden. Da sind die faulen Schnitter[6]), die „das wasser nit verdienen, das man inen git"[7]), und die durch Zahl wie Untüchtigkeit zu Parallelfiguren für ohnmächtige Fürbitter geworden sind, ein Vergleich, der besonders untaugliche Priester, Mönche und Nonnen traf. Ihnen folgen die Drescher mit ihrem sprichwörtlich gewordenen Hunger.[8]) Verlorene Arbeit bedeutet „leres haberstro dreschen"[9]), doch liegt darin noch nicht der Gedanke an eine zwecklose Wiederholung, wie er in der schärfer pointierten Wendung „gedroschen stro dreschen" zum Ausdruck kommt und sich noch heute in „abgedroschen" erhalten hat.

---

1) SZ 42, 5; 28, 30; NB 53, 58. — Vgl. NB 42, 35f. u. Anm. Ein anderes Bild dafür ist: „Nit wissen, was die růben gelten" (NB 3, 14; SZ 22, 28; 42, 2. — W III. 1750), nicht einmal in den alltäglichen Dingen Bescheid wissen.

2) NB 95, 94. — M verstärkt hier den Eindruck der Verächtlichkeit dieses Dienstes noch dadurch, daß er die Wendung „einen in dem Dreck aufgelesen haben" damit parallel setzt. — Vgl. W IV. 21 u. 99 Nr. 13. — DWb 8, 1845. — Ein anderer Vergleich für solche, die glauben, sich mehr als andere gegen jemand erlauben zu dürfen, ist: sie tun, als ob sie wären „mit im bekant" und meinen „sy syen gschwister kindt". (NB 11, 3; MS 33.)

3) SZ 9a (20, 28); SZ 40; SZ 21, 24. — Z. z. NS 72. γ. — Noch heute im Kanton Bern gebräuchlich (Ischer, Berner Taschenbuch 1902).

4) BF 1, 19ff.; MS 394. 5) GM 4390f. — W II. 1686f. — DWb 5, 2486.

6) SZ 10, 32; — W I. 845 u. 1272.

7) NB 65, 19. — W V. 1788. 8) NB 5, 150. — W I. 1163.

9) LN 2057. — W IV. 916f. — DWb 2, 1404.

Wohl durch das biblische Gleichnis angeregt ist der Vergleich zwischen der Menschheit mit ihren Gerechten und Sündern und dem noch mit Kleie gemischten Korn (NB 58, 47), das Gott am jüngsten Tage wannen[1]), d. h. in der Getreideschwinge sondern und sieben wird, im Anschluß daran auch der Gedanke, daß das Schlechte sich immer vordrängt „recht wie das bos tůt in der wannen", wie die leichte Spreu, die immer in die Höhe fliegt.[2]) Die Kleie als Schweinefutter hat dann zu dem Sprichwort Anlaß gegeben: „Wer sich unter die Kleie mischt, den fressen die Schweine" (W II. 1384), wer sich in schlechte Gesellschaft wagt, findet in und mit ihr seinen Untergang, worauf MS 606 anspielt.

Wieder ein Kapitel für sich bildet das Verhältnis zu Nachbarn und Verwandten, deren Hilfe zwar unentbehrlich, oft aber auch recht unzuverlässig ist. Diese Doppelbeziehung spiegelt sich auch im Sprichwort wider. So heißt es einmal: Mit nachpurn kan ein yederman syn hüser vffrecht machen stan[3]), weitverbreitet als Spruch für die nachbarliche Hilfe, wie sie auch gelegentlich durch „an dem karren schalten"[4]), wenn er sich festgefahren hat, wiedergegeben wird. Solche Hilfe will aber durch gleiche Freundlichkeit verdient sein, und so gilt die Regel:

> Lieber guatter, griessendt mich,
> desglychen wil ouch griessen ich;
> ‚Guatter' übern zun hin über,
> so danck ich bald ‚guatter' wider. (NB 19, 47ff — W. I. 1641)

Doch wie Geiler in den „Sünden des Mundes" 14b diese „Freundschaft" besonders auf einem juristisch nicht eben einwandfreien Gebiet wirken läßt, wenn er sagt: „da ye einer dem andern uber den zaun hilfft, schweig du mir hüt, so schweig ich dir mor", und damit auf allerhand unsaubere Durchstechereien zielt, so betont auch Murner (NB 95, 165) ein derartiges geheimes Einverständnis, „dasz yeder weiszt des andern sin".[5]) Daß gute Nachbarn sich gegenseitig lobten, galt als so selbstverständlich, daß man aus einem Eigenlob sofort den Schluß auf böse Nachbarschaft ziehen konnte, wie denn im Anschluß daran auch Murner ironisch das Eigenlob verteidigt und begründet durch:

> Der thůt im billich selb das wort,
> Der by im vnd in allem ort
> Bôse vntrüw nachpurn het. (GM 4423 — W. III. 210)

Kommen zwei nicht gut miteinander aus, so heißt es: „sie stondt nit glych im stall"[6]), d. h. nicht in gleicher Richtung, können sich also leicht treten und stören. Ist ein Teil der Hauptschuldige, der ohne Grund „ein sachen ab denn zun bricht"[7]), so gilt von ihm: „die boeck, die dulden kein im stall" (MS 662), während auf der anderen Seite hervorgehoben wird, daß geduldiger Schafe viele in einen Stall gehen.[8])

1) BF 12, 20; NB 64, 65. 2) NB 2, 12; 28, 38.
3) NB 95, 172f. — W III. 829.
4) Adel 10. — W II. 1147. 5) S. NB 19, a—d. Dgl. auch 19, 16 u. 114.
6) NB 95, 131. — Dgl. W IV. 769.
7) NB 15. 31, 97; MS 44. — W V. 511. — sache steht hier noch in s. ursprünglichen Bedeutung von Streitsache, Ursache.
8) W IV. 54ff. M gibt diese genauere Fassung nicht. Er sagt nur: „Vil gen der schaff in einem stall." (NB 35, 61.)

Ein gewisses Mißtrauen wird von vornherein allen Freundschafts- und Sippenbeziehungen entgegengebracht. Man hat schon zuviel Enttäuschung erfahren. Denn: „Fründtschaft, wann es gat an not, gond vier vnd dryssig vff ein lot“ usw.[1]) Die praktische Folgerung daraus zeigt die Stelle: „Darumb spricht man die beste hut sy, die der man im selber thůt“ (NB 84, 39. W II. 945). Die mhd. Zeit wandte diesen Gedanken mit entsprechend verwandeltem Sinne besonders auf die Frauen an, um die Nutzlosigkeit der offiziellen „huote“ zu kennzeichnen, da allein der gute Wille der Frau eine Garantie für ihre Tugend bieten könne (W II. 945). „Weiber hüten“[2]) wurde so eines von den vielen sprichwörtlichen Beispielen für verlorene Arbeit, und die Gewissenlosigkeit anvertrautem Gut gegenüber wurde — gerade auch in diesem Zusammenhang — durch die Frage charakterisiert: „Wer wolt dan der hietter hietten?“[3]) Demgegenüber steht das aufrichtige Lob der Frau in Sentenzen wie: „ein frumme frauw ist goldes wert“[4]), und indirekt auch in dem von dem Zölibatär Murner allerdings stark angezweifelten Lob der Ehe: „wer glück hat, fiert die brut mit heym“.[5]) Daß dieser Zweifel bei Murner aber nicht allzu fest fundamentiert war, beweisen zahlreiche Stellen voll tiefer Innigkeit, die in ihrer ruhigen Klarheit auch nicht erschüttert werden können, wenn er aus der Weisheit des Volkes einmal gröbere Geschütze aufführt wie das beliebte: „lange cleyder, kurtze syn“, oder:

Man sagt, die wyber hondt ein art,
Wer an in die bengel spart
Vnd schlecht nit druff als in ein mist,
Das im kein dester hǒlder ist[6])

oder endlich seine Klage über die Frau, die „die Hosen anhat“[7]) und mit ihrer Tyrannei „usz dem e (der Ehe) ein x (ein Kreuz) macht“ (NB 80, 60, vgl. 47, 30).

In ähnlicher Spaltung stellt sich der edlen Liebe — ausgesprochen durch den Grundsatz: „Frouwen vnd ducaten goldt ist man sunst vergebens holdt“[8]) — die egoistische Liebe entgegen, die nur auf Geld und Gut sieht und daher — gleichfalls nach sprichwörtlichem Brauch — drastisch gezeichnet wird durch: jem. lieb haben „vff der seyten allermeist, do er den schweren seckel weiszt“ (SZ 20, 27. W III. 178)

---

1) NB 31, 64f. — ein uralter und weit verbreiteter Gedanke. S. W I. 1184. — NS 10, 32—34; Facetus 295—305.

2) NB 26, b u. 14. Vgl. das Bild zu diesem Kapitel, wo die Frau im Turm eingeschlossen ist mit der Unterschrift „hůt fast“. — NS Kap. 32.

3) NB 26, 20; 52, 58. — W II. 952.

4) MS 747. — W I. 1116.

5) GM 4540. — W I. 1766.

6) NB 9, 7. Vgl. NB 80, 139. — W V. 57.

7) GM 2497. — W I. 1140; V. 66. Zingerle 167. — Eine andere Umschreibung für willkürliche Herrschsucht und Eigensinn der Frau ist von ihrem Schalten in der Küche genommen: „das krut můsz in haffen yn“ (GM Vorr. 51; GM 2509), ein ganz geeignetes Bild, wenn man an die Widerspenstigkeit der großen, starren Krautblätter denkt, die mit Gewalt in den Kochtopf gezwängt werden müssen. Dagegen spielt die Wendung: „die mat, die můsz geschoren syn“ (MS 397; GM 2508) wohl an auf das literarische Motiv eines Streites zwischen Mann und Frau, ob eine Wiese gemäht oder „geschoren“ (d. i. mit der Sichel geschnitten) sei, wo die Frau eigensinnig auf ihrer Meinung beharrt. — S. DWb 8, 2571.

8) NB 26, 77; SZ 29, 32. — Vgl. Alemannia 17, 255: „Jungfraun vnd golt Bin ich von herzen holt“ und dazu „Was man von Herzen liebt, das liebt man umsonst“ (Al. 13. 40).

eingedenk des Spruches: „Penuria risit amantum", wie ihn Murner in herzerquickendem Latein uns aufbewahrt hat.[1])

Das liederliche Leben ungetreuer Eheleute zeichnet das Sprichwort durch „Krieg vnd heffen zerbrechen"[2]), was zunächst wohl allgemein von einer unordentlichen Wirtschaft galt, dann erst jene speziellere Bedeutung erhielt. Diese wurde unterstützt durch den allgemein üblichen Vergleich des Menschen mit einem Gefäß, vor allem der Frauen, wie dies durch Bibel und Marienverehrung eingedrungen und jedem geläufig war.[3])

Wir kommen nun in das engere Reich der Frau, in Haus und Küche. Von dort stammt der Urteilsmaßstab, ob etwas einem „in die kuchen dient"[4]), was dann zur allgemeinen Redewendung für etwas einbringen, einträglich sein wird. Will die Frau der Familie eine besondere Güte antun, so bäckt sie Küchlein, und dieses Küchleinbacken war vielfach, so in der Schweiz, auch zwischen Bekannten, vor allem solchen, die im öffentlichen Leben miteinander zu tun hatten, so allgemein üblich, daß es schließlich zu einer Art Bestechung ausartete und in Zürich sogar durch Ratsbeschluß verboten werden mußte. So erklärt sich, daß „kiechel backen"[5]) gleichwertig wurde mit schmeicheln und jede Art Liebedienerei bezeichnen konnte. — Unnützes Dreinreden in die Küchengeschäfte und danach in alles, was einer selbst am besten versteht, wird zurückgewiesen mit: „Ladt mich kochen, essent ir" (NB 32, 67), d. h. laßt mich nur allein sorgen, ihr werdet dann schon zu euerm Rechte kommen. Dem steht aber in „bach dir selber ouch damit"[6]) die Mahnung gegenüber, auf solche fremde Sorge nicht zu fest zu bauen, sondern sich selbst sein Recht zu sichern. Und auf der andern Seite malt sich die Enttäuschung dessen, der sich von andern um die Frucht seiner Mühe betrogen sieht, in der Klage: „Essen usz, so ich musz rieren, das heiszet: by der nasen fieren."[7]) Braten und Mus als die Hauptbestandteile des Essens haben auch

1) GM 4845. — Diese Form sonst nicht zu belegen. Inhaltlich gleiche Sprw. s. bei W V. 102: Sine Baccho et Cerere friget Venus — deutsch: Ohn Wein und Brot leidt Venus Not.

2) NB 52 (mit Bild); 95, 161; vgl. 80, 137. — W II. 929 u. 1644. — DWb 4, 2, 122. — S. NS 49, γ; Z. z. NS 33, 7.

3) Vgl. Müller-Zarncke 3, 281 unter vaz. — So sagte das Sprichwort auch mit demselben Vergleich: „Auf einen Hafen beim Feuer und auf Jungfrauen muß man immer schauen" (W II. 250). Für Murner wird der Hafen beim Feuer das Bild für die Leidenschaft, die durch die Nähe ihres Gegenstandes gesteigert wird. S. NB 47, bes. V. 15ff.

4) NB 45, 64; Adel S. 24. — W. II. 1658f. — DWb 5, 2492. — Adel 24 erscheint dazu als ein gut in das Bild passender Gegensatz: „nit den senff bezalen" — als die geringste und billigste aller Küchenzutaten. Vgl. NB 21, 25; NB 5, 105: „senff umb kupffre pfennig kaufen" — d. h. um falsches, minderwertiges Geld, denn der Pfennig war zunächst eine Silbermünze (Weißpfennig) und erhielt erst allmählich einen stets steigenden Kupferzusatz. S. DWb 5, 2763ff. u. 7, 1666 II. 1. — NB 5, 105 zeichnet so die gewissermaßen zum Prinzip gewordene Sucht zu übervorteilen, die mit größter Skrupellosigkeit sich auch bei der kleinsten Tagesausgabe geltend macht. Vgl. Seite 16, Anm. 10.

5) NB 13, 16; SZ 27, 39; GM 175; LN 2819. — LN 1509 struben bachen noch ohne die übertragene Bedeutung. — W II. 1662. — DWb 5, 2496 u. 2513. Nach Ischer noch jetzt in einigen Gegenden der Schweiz geläufig.

6) NB 55, 18; GM 4639. — Vgl. DWb 1, 1066. — Z. z. NS 57, 16: Luthers Zuruf zu solchen, die Gott versuchen, indem sie in untätigem Optimismus alles gehen lassen: „Ja verlasse dich drauf und backe nicht!"

7) NB 54, c. — Vgl. W I. 447: „Der den Braten dreht, bekomm ihn nicht."

ihren Platz unter den Requisiten des Sprichworts gefunden. Kommen, „ee wir das brates vsz wendt geben“[1]), heißt: noch eben recht zum Besten, zur Hauptsache kommen, und der Braten selbst wird wieder geschieden von dem Bratengeruch, dem „gschmack“, der zwar das zunächst auffallende, in Wahrheit aber doch nur ein zufälliges Drum und Dran ist, nicht das eigentlich wichtige. Daher die Antwort, die einer faulen Ausrede und Entschuldigung zuteil wird: „das ist der gschmack, wa sindt die braten?“ (NB 57, 54).

Verstöße gegen die Tischzucht und damit allgemein Ungeschicklichkeiten, die bei anderen Ärger und Mißstimmung erregen, sind „ins můsz dappen“[2]) und „das můsz verschitten“.[3])

Für das Verderben einer Sache, sei es mit Absicht oder durch bloßes Ungeschick, sind „warme sachen kalt machen“[4]), „gutte sach mit boͤser schmalzen“ (SZ 33, 4), „das můsz (oder den bry) versaltzen (oder vergifften)“[5]) äußerst treffende und — besonders die letzte — auch sehr geläufige Metaphern. Völlige Vernichtung wird ausgedrückt durch „das můsz fällt in die äschen“[6]), wie es etwa beim Umstürzen des Topfes geschehen konnte.

Die Asche gilt, wenn ihr auch ein gewisser Wert immer noch bleibt, so daß man von einem ganz Armen zu sagen pflegte: „Vnd hat der rych me in der asch, dann er in allem synem gůt“[7]), doch als das Wertloseste im Haushalt. Einem „an dem herdt die eschen nemen“, „den hussradt nēmen mit der eschen“[8]) heißt also, ihn bis aufs Blut aussaugen. Entsprechend steht „nōch dem gůt die eschen verdůn“ (SZ 23, 15) für alles vergeuden und verschleudern. So trifft sich diese Redensart mit der gleichfalls der häuslichen Wirtschaft entlehnten: „sy buchent (waschen), wyl sy lougen handt“ (NB 8, 65), wovon die Folge ist „vszgeweschen han“ (NB 69, 21), mit seinen Mitteln zu Ende sein. Wer dann im Trotz sein Unglück noch vergrößert, der „schit das kindt vsz mit dem bad“.[9])

1) NB 25, 6. — Vgl.: „sitzen am tisch, verschlafen den braten“ (DWb 2, 309) und: W I. 310: „Selten zum Benedicite kommen, sunder erst, wenn man das Brates gibt.“

2) LN 6761. — Ein bäurischer und grober Mensch heißt Hansztapp ins Musz (WV. 1034f.). Vgl. Hans Daps (DWb 4, 2, 461) und „tapp ins musz, tötsch in prei“ (Garg. 197b). — W I. 992; DWb 6, 2730. Zunächst wohl ein ungeschicktes Hineinlangen mit der Hand, dann durch die zweite Bedeutung von dappen = treten verschoben, so daß wir heute die Wendung haben „bei jemand ins Fettnäpfchen treten“.

3) NB 27, 10. — W III. 783. — in seiner ursprünglichen, sinnlichen Bedeutung in NB 77, 38. Die beleidigte Person durch: „das muos hast du gen ir verschütt“ (DWb 6, 2730). Auch einfach es verschütten (NB 20, 47. — W IV. 1583).

4) SZ 33, 16. — Umgekehrt NB 23, 32: „syn sach stee warm.“

5) SZ 33; NB 82, 16. Vgl. SZ 9, 15; MS 588. — W III. 784.

6) NB 11, 78; SZ 33, 17, doch kann hier an Stelle von muosz jedes andere Subjekt treten; entsprechend bildet man: „in eschen ston“ (NB 35, 36; L. v. U. 9, 8) und „in eschen liegen“ (MS 777) — anders BF 1, 78, wo es in den Versen: „Wie ich doch kün ein andern weschen, So ich doch selb lig in der eschen“ bedeutet: wo ich doch selbst im Schmutze bin. Vgl. SZ 3, 39; DWb 1, 580. — W I. 155 bietet hier nur die Weiterbildung: „die Asche meiden und in die Kohlen fallen“.

7) NB 69, 16. — Vgl. W I. 155 Nr. 8, auch NB 18, wo die Magd heimlich die Asche zu ihrem persönlichen Nutzen verkauft.

8) SZ 2, 35; GM 4115; MS 418.

9) NB 81; SZ Vorr. II. 34; Adel S. 8. — W II. 1302; — DWb 5, 51 und 7, 717. — Varianten: NB 81, 10; Adel S. 8. — W II. 1106 — auch 1104 Nr. 108, 118.

In seltsamer Weiterentwicklung bietet Murner das Sprichwort „Neue Besen kehren gut". Er gibt es, wie das vielfach seine Art ist, nicht in voller Gestalt, sondern zieht es nur an, verflicht es ganz in seinen Text. In der prägnanten Form „mit nüwen besen stuben keren" erscheint es (SZ 23, 13) in einer ganzen Reihe meist sprichwörtlicher Redensarten, die alle als Beispiele für die meist recht zweifelhaften Erwerbsarten jener „nassen knaben"[1]) dienen, die „fill verzeren vnd wenig haben". Eingereiht ist es zwischen „von dem stegreiff sich erneren"[2]), d. h. nach Art der Raubritter seinen Unterhalt zusammenraffen, und „den fliegen vor den herren weren".[3]) Dieses Fliegenwehren war ein geläufiges Bild für geschäftigen Müßiggang, speziell für Sinekuren. „Mit nüwen besen stuben keren" könnte nun sowohl der einen wie der andern dieser benachbarten Redensarten parallel gebraucht sein und ein besonders gründliches Zusammenraffen wie auch eine besonders bequeme Arbeit bezeichnen. — Das Stubenkehren selbst erscheint (GM 4321) als Inbegriff einer unmännlichen Handlung, und endlich kennt Murner auch schon die noch heute lebendige Zurückweisung „feg' vor deiner eigenen Tür".[4])

Als letztes Beispiel aus der Sphäre des Hauses mag dann noch eine Zurückweisung anderer Art hier Platz finden, die Ironisierung einer eigenen, nicht ernst gemeinten Behauptung mit der Formel: „hinderm ofen ist es warm".[5]) Die Selbstverständlichkeit, die hier außer jedem Zusammenhang ausgesprochen wird, muß jeden stutzig machen und auf den Gedanken bringen, daß in dem Gesagten etwas nicht ganz in Ordnung ist. Im übrigen bleiben Entstehung und Grund für die Wahl gerade dieser Redensart völlig dunkel. Nur muß sie allgemein bekannt gewesen sein; sonst könnte Murner nicht gelegentlich auf ihre völlige Durchführung verzichten und, während Reim und Rhythmus die landläufige Form erwarten lassen, plötzlich variieren zu „hinderm offen — stond die holtzschůh".[6]) Die ironisierende Wirkung wird durch solchen Fehlreim natürlich nur gesteigert (vgl. GM 4789). (Schluß folgt.)

---

1) Ursprünglich = starke Trinker, dann allgemeiner durchtriebene Gesellen. S. NB 82, 7 SZ 6, 30; 14, 11; 23 (1, 7, 27, 37); SZ 32, 16. — Dafür auch nasse kunden (NB 81, 40). —; In SZ 23 wird von ihnen gesagt, sie seien „mit bosem wasser geweschen" (V. 3 u. 38), worunter schwerlich der Wein verstanden sein wird, viel eher der Gedanke an eine Infektion mitspricht, so daß das böse Wasser den Menschen böse macht, wie das zu heiße Wasser ihn heiß, d. h. heftig und reizbar macht: s. W IV. 1828 Nr. 678: „Er ist in zu heißem Wasser gewaschen."

2) Vgl. NB 24, 9. Dafür erscheint auch: „sich vom sattel neren" mit einigen recht lebendigen Varianten (NB 24 (d, 1, 4, 8, 35)). — „Sattelnahrung" NB 24, 90. — S. NS 79, 17 m. Anm. — DWb 8, 1822. — W IV. 4 u. 5.

3) S. Z. z. NS 1, 8. — W I. 1068: muscas depellere aus den Proverbien des Erasmus. S. auch das Bild zu NB 3, wo der Scheingelehrte mit seinen Büchern nichts Besseres anzufangen weiß, als daß er die Fliegen von ihnen scheucht.

4) NB 57, 6. — W I. 956; II. 1235. 5) NB 11, 119; 82, 48; 92, 124.

6) GM 4304; Adel S. 50. — MS 1075 erinnert daran, wenn es auch schließlich wörtlich verstanden werden kann.

Zur Charakteristik des Nibelungenliedes.

Von S. Aschner in Charlottenburg.

Bédiers Légendes épiques, Paris 1908—1913 (vgl. Germanisch-Romanische Monatsschrift VII, 5 [1915] 265ff.) ändern nicht nur die Auffassung der altfranzösischen Chansons de gestes, sondern gehen uns viel näher an. Denn die Chansons sind wie die mittelhochdeutschen „Volksepen" Bäume, die in germanischem Erdreich wurzeln. Daher die riesenhafte Wildheit ihrer Helden, die sich voll titanischen Übermuts wider alle Welt auflehnen, das Widerspiel von Treue und Verrat, ihr Lieblingsmotiv der Blutrache. Im Grunde lehrt Bédiers nichts Neues, wenn er sagt, daß zu jedem Epos ein Epiker gehöre, der es verfaßt habe. Doch noch immer ist die alte romantische Liedertheorie Herders, Wolfs, Lachmanns nicht so ganz verwunden, daß uns nicht Bédiers energisch und gelehrt vorgetragene Gedanken wertvoll sein sollten. So hat denn Herrmann Fischer[1]) neuerdings die Schlüsse daraus für das Nibelungenlied zu ziehen versucht, ohne aber zu einer letzten klaren, allgemein befriedigenden Ansicht gelangen zu können, die in vorliegender Arbeit angestrebt wird. Die Chansons de gestes, erklärte Bédier, sind nicht so sehr letzte Ergebnisse merowingischer oder karolingischer Sagenbildung, als vielmehr im wesentlichen künstlerische Schöpfungen von Spielleuten und Klerikern des für den französischen Geist so bedeutsamen 11./12. Jahrhunderts. Soweit Quellen in Betracht kommen, sind sie aus Lokaltraditionen geflossen. Auf Handels- und Pilgerstraßen, auf Messen und bei frommen Volksfesten gab es Gelegenheit genug, ein schön neu Lied, gemacht in diesem Jahr, vorzutragen, und solch Handwerk hatte nicht nur wegen seines klingenden Ertrages goldenen Boden. Mit heiliger Ergriffenheit folgte die Menge des Spielmanns Worten, was uns z. B. in der Geschichte des nordfranzösischen Alexiusliedes urkundlich bezeugt ist. Über das geistig bewegte Volk, das sich um den Sänger drängte, erhob ernst und erhaben der alte Dom sein Haupt, zu religiöser und künstlerischer Einkehr mahnend. Oft genug wuchs und strebte er hinein in die Landschaft, die das Lied dem innern Blick auftat, und erfüllte ganz und gar dieses und nahm es auf in seine weiten, kühlen Hallen. Sang doch oft nur der Spielmann, was ihm der gelehrte Kleriker „aus den Büchern", d. h. lateinischen Urkunden oder Chroniken, emsig zugetragen.

Was ist denn, im Grunde genommen, von wurzelechter, alter Sage im mittelhochdeutschen Nibelungenliede noch übrig geblieben? Kaum ein Schimmer von Liedern, die Lachmanns handfeste Naivität noch wähnte, unschwer wiederherstellen zu können. Selbst Fischer, der „erratische Blöcke" von Liedern wahrnimmt, sagt noch zu viel. Liedartig wirkt einzig und allein das Metrum. Indem der Dichter es wählte, gelangte er ganz von selbst an einzelnen Stellen zu lyrischen oder balladenhaften Wirkungen, die dann aber ihm und nur ihm zugeschrieben werden können, wie etwa einzelne heroische Gemälde, die dem Heliandsdichter durch seine konzentrierende

1) H. Fischer, Über die Entstehung des Nibelungenliedes, Münchner Sitzungsberichte 7. November 1914, wertvoll besonders durch die Umsicht, mit der die bisherigen Forschungsergebnisse zusammengefaßt werden.

Viteneinteilung geglückt sind, oder lyrisch-elegische Kabinettstücke in Otfrieds Werk doch nicht auf die Rechnung irgendwelcher eingebildeten Vorlage zu setzen sind. Wie für die Thidrekssaga kommen besonders mündliche Berichte in Frage, die in solchen Zeiten, wo Buch- und Schreibwesen dem Volke noch versperrt waren, eine ungemeine Rolle gespielt haben. Gibeke 174 zeigt sogar noch deutlich die niederdeutsche Herkunft einer dunklen Kunde von den Giukungen. Der farblose Heldenvater Sigmund ist nichts als ein leerer Name. Vergessen ist der Fluch auf dem Hort, die Episode des Drachenkampfes und seine Ursachen sind in heilloser Verworrenheit, da er eigentlich doppelt aufgetischt wird: Der Zwist der Brüder Schilbung (Scylfingas im Beowulf?) und Nibelung geht zurück auf den alten mythischen Hader Regins und Fafnirs. Brünhilds urzeitgemäße Walkürengestalt hat das meiste verloren, seit die Waberlohe verloschen ist, obwohl Lectulus Brunihildae und Dornröschen dartun, daß dergleichen Sagen im 12. Jahrhundert dem Dichter unbedingt hätten bekannt sein müssen. Aus der Tatsache, daß Brünhild Siegfrieden bei der ersten Begegnung schon kennt, hat man Spuren eines Sigrdrifumal herleiten wollen. Mit Unrecht. Auch Hagen, Str. 83f., kennt Jung Siegfried, als der auf Gunthers Burg einreitet. Das ist alte Widsidart so: Kûd ist mir al irmindeot (Hildebrandslied). Höchstens ließe sich Siegfrieds Gestaltentausch bei der Werbung auf ein Lied zurückführen; aber er ist nur ein vereinzeltes Motiv, das in Sagen und Märchen nicht selten erscheint. Brünhild überlebt aller Überlieferung zuwider nicht nur Siegfrieds, sondern selbst der Burgunden Untergang und ist namentlich im Kampf mit Gunther amazonenhaft gestaltet, wie Dido oder Armida. Ovids Atalante steht ihr näher als alte deutsche Mär, von welcher der Dichter des hürnen Seyfrid sehr viel mehr gewußt und nachgebildet hat. Man darf indes nicht ungerecht sein und nun etwa vermeinen, sie offenbare sich im Nibelungenlied nirgends, sei es, daß wirklich alte Vorlagen irgendwelcher Art, mündlich oder schriftlich, da waren, sei es, daß die erratende und nachschaffende Dichterphantasie von selbst oder auf Grund von auch nur geringfügigstem Stoff zu wunderbar echt und archaisch anmutenden Wirkungen gelangte, was wohl der Wahrheit am nächsten kommt. Siegfrieds Tod wirkt unentstellt und ursprünglich aufs deutsche Gemüt, noch ganz der alte Myth von Baldurs Untergang durch Hödur und Loki. Ungebrochene eddische Leidenschaft loht in Kriemhilds Schreckensschrei über dem Leichnam des Gemahls[1]) daz al diu kemenâte erdôz, und nur Brünhilds teuflisches Hohngelächter fehlt, um das grause Nachtbild ganz in der wilden Größe des alten Eddaliedes erscheinen zu lassen. Hagens Begegnung mit den Meerweibern, durchschauert von geheimnisvollem Todesbangen — nie ist Hagen so sehr der düstre Freund Hain des Volksglaubens als gerade hier, obwohl es der Dichter durchweg verstanden, diese seine beste Gestalt mit der Aura des Dämonischen zu umkleiden — ist geradezu Neuschöpfung eines Mythus, der seinerseits hinüberstrahlt in die dänischen Viser.

Nein, die „alten Mären" dieses Dichters sind keineswegs so alt, und höchstens nur Fetzen von solchen, wie er sie an den buochen gelesen oder sich von einem Klericus hat vorlesen lassen. So stammt Herlind von Kriechen, Klage 1107, aus König Rother. Daß Gunther und sein Volk wieder Burgunden heißen, obgleich sie einmal in der Klage als Rînvranken bezeichnet werden (vgl. die Franci im Waltharius), ist gelehrte

1) Vgl. Sigurþarkviþa en skamma Str. 29/30. Guþrúnarkviþa I, 16.

Kenntnis ebenso, wie daß Held Walther richtig den Beinamen von Spâne führt, womit Aquitania in der lateinischen Vorlage trefflich übersetzt wird, da sich das alte Westgotenreich tatsächlich einst über Aquitanien und Spanien erstreckt hat. Die Beziehungen zum Waltharius sind überhaupt, seitdem Roethe[1]) mit gewohnter Beredsamkeit darauf aufmerksam gemacht und Vogt sich mit teilweise recht kräftigen Argumenten dagegen ausgesprochen hatte, nicht bloß, wie Fischer meint, „prekär". Sie bestehen unleugbar, und nur ihre Erklärung erweckt Zweifel. Bei Eckehart gilt Gunther als rex superbus gleich Hagen im Nibelungenlied. Etzels milder Sinn, seine Güte gegen Hagen und die Burgunder vor Losbruch des Kampfes sind möglicherweise daher entlehnt, da der eddische Atli von vornherein als hortgieriger Dämon auftrat. Vor allem verdankt die wundervolle Individualisierung und dramatische Zuspitzung der letzten Kämpfe der vergilischen Kunst des großen St. Gallermönchs sehr viel. Trotz allen Massenaufgebotes sind sie noch immer die alten Zweikämpfe (einwîg) geblieben. Dort wird Hagen durch seinen Neffen Patafrid, den Heißsporn, in die Schlacht verwickelt, hier Ohm Hildebrand durch Wolfharts tumben zorn (Nôt Str. 2208), was wiederum Dietrichs entscheidendes Eingreifen herbeiführt. Dort streitet Hagens Mannentreue mit der zum Freunde und Gesellen, hier Rüdegers von Bechelaren Ritterpflicht mit der Liebe zu den Schwähern. Ja, die Übereinstimmung geht bis in geringfügige Einzelheiten, wenn etwa vorauskündende Träume hier wie da eingreifen, der Wasgenwald in beiden Gedichten rauscht, Hadaward, Walthar. V. 782f., und Hâwart von Tenemarke, Klage 199 und a. a. O., eine Person scheinen. Auch Worms ist schon im Waltharius manu fortis Gunthers Stadt, und endlich ist doch Nibelungenlied 2281 eine direkte an Wolframs Art erinnernde humorvolle Anspielung auf Hagens langes Zaudern im 4. Gesang des Waltharius. Hier bleibt nur eine Wahl: entweder hat Eckeharts Gedicht dem Dichter unmittelbar zur Verfügung gestanden, möglicherweise durch Vermittlung eines Klerikers, oder es hat schon die problematische Nibelungias beeinflußt und folglich mittelbar das mittelhochdeutsche Epos. Denn eine dritte Möglichkeit, daß nur Walthers Sage, nicht das lateinische Gedicht, eingewirkt hätte, ist schon wegen jenes Zitates wenig wahrscheinlich. Der Umweg über die Nibelungias ist in diesem Falle nicht nötig. Mithin möchten wir den Waltharius zu den direkten Quellen unseres mittelhochdeutschen Epikers rechnen.

Bédier hat uns auf die Bedeutung der Dome für das Zustandekommen der Epen achten gelehrt. Um den Dom zu Worms sammelt sich gerade der Nibelungen erster Teil. Vor seiner Pforte bricht der Zank der Königinnen aus. Im Münster ist Siegfried aufgebahrt. Ja, ein Kriemhildenbau daran muß noch zu des Dichters Zeit gezeigt worden sein (Str. 1042). Kein Zweifel, Wormser Domsage ist dem Dichter zugute gekommen. Der Wormser Dom war der jüngste und gewaltigste gewesen in der großen spätromanischen Bauperiode des 12. Jahrhunderts, worin sich das erste Morgendämmern der Gotik ankündigte. Konnte sich sein älterer Bruder zu Mainz auf Erzbischof Willigis beziehen, der ihn zu Beginn des 11. Jahrhunderts

1) Fischer, S. 20f.; Vogt, „Volksepos und Nibelungias", Festschrift zur Jahrhundertfeier der Universität zu Breslau 1911; derselbe, Festgabe der Universität Marburg zur 52. Versammlung deutscher Philologen 1913; Roethe, Nibelungias und Waltharius, Abh. d. Berliner Ak. d. 1909.

errichtet, der zu Speier gar auf den frommen Kaiser Heinrich II., so mochte es der Wormser Geistlichkeit nicht unerwünscht lauten, den Ruhm ihrer Kathedrale durch die Verbindung mit Siegfried und den Burgunden zu erhöhen, deren Glanz schon längst, wo nicht an der Kirche, so an der Stadt haftete. Ich weiß nicht, wie alt die Bezeichnung „Rosengarten" für die Umgegend jenseits des Rheins ist. (Ein Rosengarten auch in Luzern wohl jüngeren Datums.) Die Sage nistet hier allerorten und, wie die Thidrekssaga beweist, sogar an ganz entlegenen Stätten, deren geschichtliche Beziehungen zu ihr ganz im Trüben liegen. In Worms sind sie jedenfalls alt und geschichtlich klar; denn Attila hat die Stadt zerstört, welche seit 486 Residenz der Franken wurde, des Stammes also, in dessen Schoß die Nibelungensage ausgebildet, wo nicht ersonnen worden. Überdies hat hier 613 Brünhild das Bistum errichtet. Viel wichtiger, als dem ganz ephemeren Speirer Bischof nachzugehen, der einmal im Liede erwähnt ist, müßte die Ergründung der Beziehungen zwischen Worms und Passau sein, der wohl die Zukunft gehören wird. Der zweite Teil des Liedes folgt bekanntlich der alten Heer- und Handelsstraße[1]) vom Rhein die Donau hinab ins Ungerland. Diesen Weg kommen die Burgunder gezogen, und Swemmel eilt ihn (Klage V. 1645) mit der Trauerpost zurück. Passau bildet den Mittelpunkt und in Passau wiederum der bekannte Bischof Pilgerîn, der sogar im 12. Jahrhundert im Geruche wundertätiger Heiligkeit stand. Schon Wilhelm Schlegel hat seinerzeit den Wert des Bischofs richtig erkannt und vertreten. Die genealogische Verknüpfung dieses gelehrten, tätigen Geistlichen mit dem burgundischen Königshaus ist sicher älter als das Nibelungenlied, jünger als Pilgerîn selbst, der doch seinen Zeitgenossen dergleichen unmöglich einreden konnte. Fischer, S. 20f., nimmt an, es stecke Wolfger von Ellenbrechtskirchen, Walthers und Thomasins Gönner, dahinter, und es handle sich in der Tat um ihn, wenn auch Pilgerîn genannt sei. An sich spricht das ja sehr an. Doch warum wird Wolfger nirgends genannt, wie es doch sonst in den mittelalterlichen Epen Brauch gewesen? Daß der Epiker etwa selbst den Passauer ohne tieferen Anlaß eingeführt haben sollte, der doch im Ganzen der Komposition immer nur episodischen Wert haben kann, dieser Gedanke ist von vornherein abzuweisen. Hätte er hier etwas hineingedichtet, was übrigens seine und seines Zeitalters Art nicht war, so hätte es ihm bestimmt den Vorwurf[2]) der „Lüge" eingetragen. Vielmehr hatte der Dichter in Passau etwas dergleichen läuten gehört. Es war wirklich nicht schwer, Pilgerîns Gestalt mit Etzel und den Hunnen zu verweben, da Ungarneinfälle im 10. Jahrhundert gerade Süddeutschland heimsuchten und Pilgerîn selbst als großer Missionar der Ungarn bekannt war. Wenn Etzel in der Klage zum Christentum bekehrt wird, ist ja an sich darauf in einem Gedicht der Kreuzzugszeit wenig zu geben. Hier aber sehen wir zufälligerweise einmal den Grund davon. Nicht genug, daß der Dichter mündliche Passauer Lokaltradition derart in Hülle und Fülle gekannt hat, lag sie ihm auch schriftlich vor. Es besteht kein Grund, die Angabe des Mittelalters

1) Zarncke, Beitr. 211, Neufert, Der Weg der Nibelungen, Charlottenburger Programm 1892, Fischer 19/21.

2) Auch Wolframs Kyot ist schon aus diesem psychologischen Grunde nicht erfunden, sondern mag auf einem Mißverständnis der Quelle beruhen, die diesem schlechten Kenner des Französischen schon zuzutrauen ist. „Liuget er, so liuge ouch ich", hieß da der allgemeine Trost.

selbst, wonach Pilgerîn (Klage 1738), von Swemmelîn über die Not der Burgunden unterrichtet, von ihm alles habe aufschreiben lassen, so ungenutzt zu verwerfen, wie das bis zu Roethes These geschehen ist. Stimmt hier nicht alles zu Bédiers Formel, wonach die Epen das gemeinsame Erzeugnis von Klerikern und Spielleuten gewesen sind? Fischer gesteht, daß die Nibelungias nicht widerlegbar sei, sogar trotz der scharfen Kritik Vogts. In diesem Falle ist sie aber gesichert, und das Lied hat recht. War es nicht Pilgerîn selber — und er war es nicht[1]), konnte es nicht sein —, so ist doch nicht allzu lange nach seinem Tode eine Passauer Nibelungias geschrieben worden. Alle die alten Erinnerungen an verschollene Größen der Ottonenzeit, an Gero von Ostsachsen († 965), Eckewart von Meißen († 1002) und wie sie sonst heißen mögen, erklären sich am besten von hier aus. Ja, Ute selbst — das wird meist übersehen — ist niemand geringeres als die ehrwürdige Stammutter der Ottonen († 913), Gandersheims Stifterin, welche Hrotswith zufolge im Patriarchenalter von hundertunddrei Jahren das Zeitliche gesegnet hat. In der Klage 1839 f., 1990 beweint sie demgemäß in ihrer Abtei zu Lorsch[2]) den Fall ihres Geschlechts und wird daselbst beigesetzt. Sicher hat die Nibelungias die letzte Fahrt der Burgunder behandelt und, was ihr folgt. Nur ist hierzu nicht gleich eine ganze Nibelungias im Stile des Waltharius nötig, welch letzterer, wie gesagt, unmittelbar benutzt werden konnte. Es genügt eine Aufzeichnung geringeren Umfangs. Nach dem Vorgange des Pseudoturpin möchte man sie als Pseudoperegrinus bezeichnen, weil sie postum zu Pilgerîns und Passaus Ehren von einem dortigen Klerikus verfaßt worden ist. Ja, eine dürre lateinische Notiz in irgendwelcher Passauer Chronik konnte nach Klage V. 10, 2155 die mittelhochdeutsche Dichtung des Schreibers, Meister Konrads, anregen. Vielleicht wird so der Name des großen Epikers wirklich gesichert, wie man schon im 18. Jahrhundert glaubte, bis die Romantiker kamen und da behaupteten, ein Naturepos dichte sich von selber und habe keinen Schöpfer. Vogt hat sich die Mühe gemacht, mehrere Konrade am Passauer Hofe urkundlich nachzuweisen, die als scribae oder notarii allenfalls in Betracht kämen. Aber der Name ist so häufig, daß wenig Hoffnung besteht, auf diesem Wege dem teuren Unbekannten näher zu kommen. Jedenfalls — Fischer hat gerade das Gedicht auf religiöse und christliche Elemente hin erfolgreich untersucht — war der Dichter ein Geistlicher oder stand geistlicher Art und Bildung nahe, nicht viel anders wie die Epiker Konrad und Lamprecht. Ob er aber auch für Geistliche gedichtet hat (Fischer), wird bezweifelt werden müssen; schon, daß er deutsch schrieb, spricht dagegen.

Meister Konrad hat durchaus nicht, wie manche wollen, abseits von der Heerstraße in einem verschollenen Schmollwinkel Tirols[3]) gedichtet. Dazu sind denn doch

---

1) Fischer 24, Anm. 3, hält es für sinnlos, die Nibelungias nach Pilgerîns Tode entstehen zu lassen. Warum? Es spricht vielmehr alles dafür, daß sie postum entstanden ist als Pilgerinslegende. Dagegen sind die von Strobl, Die Entsteh. d. Ged. v. d. Nib. Not u. d. Kl., Halle 1911, S. 96, angeführten Gründe zu weit hergeholt und unwahrscheinlich.

2) Oder ist Lorch gemeint, dessen Erzbischof im 8. Jahrhundert seinen Sitz nach Passau verlegt hatte? Ausgezeichnete geschichtliche Belege, warum Lorsch gewählt ist, erbringt Vogt, Z. Gesch. d. Nibelungklag. Marburger Programm 1913, 154—159.

3) Zarncke, Beiträge z. Erkl. u. Gesch. d. N.-L., 211; Roethe, Nibelung., 650; Fischer, 19; Panzer in seinem Vortrag, 27: „Unsere sog. Volksepen das höfische Epos des deutschen Südostens."

der literarischen Anklänge zu viele. Zwar, daß Kriemhild dem Monde, Sigfrid der Sonne verglichen wird, gilt nicht viel, da dieser an sich so schöne Vergleich seit Otfrid der deutschen Dichtung geläufig war und von Pfaffen (Hohes Lied 6, 10) herrührt, von denen er in die Spielmannsdichtung kam. Alt[1]) ist vielleicht, obgleich Fischer, 28—30, 29 Anm. 3, nicht ungewichtige Bedenken dagegen vorbringt, die metrische Form, deren Strophik merkwürdig zu den Chansons de gestes stimmt und lyrischen Wirkungen vielleicht noch günstiger ist als das höfische Reimpaarepos. Hat unser Epiker zwar nicht die Kürnberglieder verfaßt, so geht doch aus beiden hervor, welches metrische Ideal in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts in Österreich, mindestens im Passauischen, geherrscht hat. Viel ist tatsächlich balladenhaft durch und durch, so die Szene, wie Kriemhild vom hohen Turm Sigfrid hoch zu Roß ersieht. Das läßt an die altfranzösische Ballade von Schön Erembor denken, die sich noch in Uhlands Taillefer zu spiegeln scheint. Dann Kürenbergs Falk (Str. 13):

Ez troumde Kriemhilte in tugenden der si pflac
Wie sie einen valken wilden züge manegen tac.

In dergleichen lyrischen Rudimenten offenbart sich der Widerschein der mächtigen Entfaltung des Minnesangs, welcher ebenso und noch viel mehr im höfischen Epos kenntlich ist, wie ja auch anderseits epische Elemente namentlich in die ältere Lyrik eingedrungen sind. Doch die tiefsinnige Symbolik der Sonnenwende, wie sie Sigfrids und der Nibelunge Glück und Ende in stiller Größe andeutet, schreibt sich einzig und allein aus dem selbstgerechten, mythenschaffenden Geist eines großen Meisters her, welcher, bewußt oder unbewußt gleichviel, im Sinne des Aristoteles so etwas wie eine Einheit der Zeit anzustreben für gut hält. Dann zeigen wieder Antithesen von epischer Wucht, was er für ein Mann ist: den grellen Gegensatz von Sigfrids Lebensglanz zur mitleidswerten Hilflosigkeit seines Leichnams hat nur gerade er so zu geben vermocht, mit einziger Ausnahme Heinrich von Melks, jenes großen Ironikers, der sich wie Hamlet auf dem Friedhofe der Welt versann. Sonst ist er aber von der üblichen modischen Sentimentalität verhältnismäßig wenig angekränkelt. Er hält's eher mit Veldeckes naivem Erzählertalent, es müßte denn sein, daß der Minnedialog (Str. 15) zwischen Mutter und Tochter sich an Lehrgespräche nach Art der Winsbeckin anschließt. Sigfrids Schwertleite (Str. 27) scheint jedoch ohne Veldeckes großes Vorbild nicht bestehen zu können. Welch bestechender Gedanke, daß der Mainzer Tag, der Tag des deutschen Kaisertums, dergestalt nachglänze in unserem Nationalgedicht! Über Veldecke hinaus findet sogar vereinzelt der letzte Schrei der Minnemode verständnisvollen Widerhall (Str. 135—137). Hier mag ihm Reinmar der Alte vorschweben, dem er vielleicht am wünneclîchen hof ze Wienne begegnet ist. Nicht ohne Anzüglichkeit muß Etzel gerade in Wien Hochzeit halten (1305). Kein Zweifel, Meister Konrad hat den Hof gekannt, nicht bloß den bischöflichen. Es ist ja wahr, daß er gewisse höfische Einrichtungen mißverstanden und falsch dargestellt hat; gewöhnlich wird davon aber zuviel Wesens gemacht. Man darf doch nicht vergessen, daß er die Nibelungen durch und durch verrittert hat, was gewiß ohne Widerspruch zwischen altertümlicher und moderner Epik nicht durch-

1) Das Archaische der Form hat kurz und bündig Panzers Vortrag „Das altd. Volksepos", Halle 1903, S. 11f., dargetan, wo überhaupt, S. 24, Bédier schon vorweggenommen ist.

führbar war, und daß es ihm gelungen ist, sich dieser Aufgabe tüchtig, wenn auch nicht vollkommen, zu entledigen.

Schon daß er sich so demokratisch für Volker[1]), den Ritter unterster Ministerialität, einsetzt, der nur durch seine eigene Tüchtigkeit wird, was er ist, bezeichnet den Geist seiner Epik als wesensverwandt mit der des Ruodlipdichters. Beiden Männern blitzt die Lust an ritterlichen Dingen nur so aus den Augen; darein mischt sich der pfäffische Hang nach dem Buche. Altes und Neues schlingen sich in buntschillerndem, phantastischem Gewebe lieblich ineinander. Im Grunde sollte man, anstatt ihm seine höfischen Versehen aufzumutzen, lieber anerkennen, wie viel er richtig gesehen und wie tief er sich ins Herz des Rittertums zu versenken gewußt hat. Dann wird man erst merken, daß er sogar ein ausgesprochen moderner Dichter gewesen ist. Nicht ohne tiefere Bedeutung ist Sigfrid zum Flæminc gemacht und regiert das Land, in dem damals ritterliche Sitte wie kaum in einem andern zuhause war. Es entspricht wirklich dem Brauch, wenn Kriemhild ihren Gemahl Hagens Schutz im Kriege anbefiehlt, den dieser indes tückisch vorgespiegelt hat, wie schon der Zank vor der Domtür um das zeremonielle Vortrittsrecht von der alten Überlieferung ebenso abgewichen war wie das Ritterwesen vom Reckentum der alten Zeit. Nach Froissarts Chroniques hat noch im 14. Jahrhundert in der englischen Ritterschaft die Sitte geherrscht, Fürsten und Herren auserlesenen Helden für die Schlacht anzuvertrauen. Großartig wird das verhältnismäßig noch junge Bahrrecht wie schon im Yvain poetisch genutzt (vgl. J. Grimm, Rechtsaltert. 930); Shakespeares Weg (Richard III, 1. 2) ist mit dem Instinkt des Meisters für einfach große tragische Pointen betreten. Zeitgemäß war ferner der Sachsenkrieg erfunden. Heutigen Lesern mag er zu weit fortgesponnen vorkommen. Damals unterhielten seine ritterlichen Bilder. Überdies ist er zur inneren Motivierung nötig, und zwar ganz mit jenem schlichten, kräftigen Tiefsinn, den wir an dem Meister schätzen: Sigfrid gewinnt infolge des Sachsenkrieges Kriemhilden und verliert durch Hagens Vorspiegelung eines zweiten Weib, Hort und Leben. So hat der Dichter im Gegensatze zu jenen alten mæren, die nur von grôzer kuonheit sangen, sein neues, modernes Programm verwirklicht, liebe unde leit in immer wechselnden Gestalten an uns vorüberzuführen (Str. 1). Schon die Sachsenkämpfe der Merowinger und Karls des Großen (Bodels Saisnes) warfen ihre Schatten in die Chansons de gestes. Näher lagen unserem Dichter zweifelsohne Kaiser Heinrichs IV. Feldzüge wider dieses trotzige Volk, die schon ihren virgilisierenden Sänger (Carmen de bello saxonico) gefunden hatten. Vollends in des Dichters Zeit entlud sich der uralte Zwist im Wettstreit der Staufer und Welfen, und die Losung „Hie Welf, hie Weiblinger!" erfüllte drohend weit über die deutschen Grenzen hinaus Europa. Dem Dichter wird da von den Größten seiner Zeit Zuzug, von Walthern und Wolfram, welch letzterer, scheint es, im Parzival im Auftrage seines Landgrafen das mit Otto IV. verbundene Haus Anjou besang. Dem Eisenacher Landgrafen wird unser Epiker mit Irnfrid von Thüringens Reckengestalt huldigen, die als sein erlauchter Ahnherr galt. In der Klage V. 197 heißt darum Irnfrid geradezu Landgraf. Sollten sich auf Wartburg wirklich Meister Konrad und Wolfram begegnet sein? Manche Anzeichen sprechen für eine offene Aussprache beider Männer. So

1) Vogt, Nibelgklag. 151—154.

viel ist sicherlich an der romantischen Ofterdingentheorie Wahres. Azagouc und Zazamanc können doch nur, wie lange vor Fischer 19 bemerkt worden ist, aus Parzival I, 16. 27 geholt sein, während Wolfram das Nibelungenlied vorhatte, als er so urwüchsig und mit bajuwarischem Humor (Parz. VIII, 420) auf Rumold und Wolfhart anspielte, Tatsachen, welche freilich die Zeit 1190—1204 fürs Nibelungenlied festsetzen. Fischer 31 glaubt eher an eine Begegnung Hugos von Wertheim, Wolframs Herrn, mit dem Passauer auf dem Tag zu Nürnberg, die jedoch noch viel hypothetischer und ferner wäre als obige Annahme. Schließlich kann man sich wohl auch mit der rein literarischen Beziehung zwischen beiden Epen begnügen, die jedenfalls recht inniger Natur war. Vor allem einen sie sich in der tiefen, deutschen Auffassung des Problems der Triuwe. Parzival ist treu, selbst wenn er zweifelt, Kriemhild und Hagen, selbst wenn sie zu Arglist und Tücke greifen, wodurch Hagen sich von Judas oder Ganelon, den Typen der Verrätergestes, weit entfernt. Kriemhild schwankt, um im tiefgründigen Bilde des Prologs zum Parzival zu bleiben, elsterfarbig zwischen Himmel und Hölle und wird zuletzt, von Hildebrands Schwert entsühnt, mehr gerettet denn gerichtet. Deshalb, damit sich alle Schuld auf Erden räche und Untreue durch Untreue ausgelöscht werde, muß unbedingt Hagen, ihr riesenhaftes Kontrapost, gerade durch sie umkommen. Das ist unzweifelhaft des Dichters eigene und größte Erfindung, die demgemäß von den Zeitgenossen am meisten mißverstanden und angegriffen wurde. Zur Bestätigung dessen diene die Thidrekssaga, welche gewissermaßen die κοινὴ διάλεκτος der Sage im 12.—13. Jahrhundert darstellt, wie sie überall in Deutschland, besonders bekanntlich zu Soest, Bremen und Münster im Schwange war. Danach wird Hagen von Dietrich im Kampfe bestanden und nimmt das eines Helden nach üblicher Auffassung allein würdige Ende, Gunther stirbt, wie schon in der Edda, im Soester Schlangenturm, Kriemhild, die „Teufelin", wird auf Attilas Befehl erschlagen. Die ganze lendenlahme „Klage" ist nichts als der Versuch des alternden Epikers, Kriemhilds Ruf zu reinigen und den Nachweis zu erbringen, daß Hagen solch ungewöhnlichen Tod von Weibes Hand verdient habe. Denn natürlich:

Die liute redent sunder wân
Noch daz ez ein lüge sî. Klage V. 372.

Ob es was geholfen hat? Schwerlich! Hat doch auch Wolfram seinen lieben Ärger mit der Dummheit seiner Zeitgenossen und ihrer anspruchsvollen Kritik mehr als einmal zornig eingestanden! In Konrads Quelle ist Hagen „wahrheitsgemäß" gegen Dietrich gefallen, dessen Figur sehr wohl schon im Pseudoperegrinus erscheinen konnte, da sie um die Wende des 10. zum 11. Jahrhundert in der 2. und 3. Guþrúnarkvipa auftrat. Wie konnte Fischer 25/26 ernstlich vermeinen, die Klage wäre nicht von demselben Verfasser, weil einmal (3154/1575 f.) die höfische, an Walther und Reinmar von Zeutern erinnernde Allegorie von der frou Ere vorkommt? Bestehen nicht dieselben stilistischen Gegensätze zwischen Walthers Jugend- und Alterslyrik, Parzival und Titurel, von modernen Beispielen in Dantes, Shakespeares, Goethes Werk ganz zu schweigen? Wer sollte denn sonst ein Interesse daran haben, Angriffe gegen das Lebenswerk, das große Epos, durch diese Verteidigungsschrift zu entkräften als dessen geistiger Vater selbst oder allenfalls sein Auftraggeber? Ob Beispiele für den Fall, daß je ein Kunstbeschützer eine solche veranlaßt habe, in der deut-

schen Dichtung des 12./13. Jahrhunderts vorkommen, weiß ich nicht, halte es jedoch für unwahrscheinlich, da man eine so tiefe Beschäftigung mit Literatur und Polemik selbst bei Herrmann von Thüringen nicht voraussetzen darf. Romane wurden in Auftrag gegeben wie Kirchen und Altarbilder. Über den Auftrag selbst und seine Ausführung reichte die Teilnahme der Gönner nicht hinaus. In der Edda richtete sich noch die Rache gegen Atli, jetzt wütet sie viel tragischer wider das eigene Geschlecht. Diese geniale Wendung stammt aber nicht, wie man zuweilen wohl noch lesen kann, von unserem Epiker, der nur Geist und Geschmack genug hatte, sie beizubehalten. Sie entspricht der Thidrekssaga, und schon Saxo rühmt an der bekannten Stelle, aus der noch Fouqué Anregung für ein dramatisches Spiel gewonnen hat, Speciosissimi carminis contextu notissimam Grimildae erga fratres perfidiam. Das Geheimnis von der Nibelungen Herrlichkeit beruht somit auf der nicht gemeinen Kraft, die felsenhaft Kriemhild und Hagen, alles um Treue gebend, wider einander aufgerichtet, hinter denen sie alle verschwinden, der schwache Gunther, der sonnige Sigfrid, die finstere Brünhild. Das alte Epos suchte und fand seine ungeschlachte, blutrünstige Größe und Wildheit in Bildern von Drachen, Walküren, Göttern. Das junge, höfische erhebt sich demgegenüber zu sittlicher Erhabenheit und Größe. Düstere Wildheit schattet zwar noch auf Kriemhild und Hagens Stirn. Ist doch Hagen selbst der Tod und führt die Seinen wie Hermes Psychopompos zu Totentanz- und Hochzeit, so daß die Donau zum Styx wird. Dennoch hat sich ihnen eine selige Zuversicht erschlossen, die wiederum in unserer neuklassischen Dichtung kantianisch aufleuchtet und in unseren eigenen wetterschwangeren Tagen, wo Tausende mit ihr jauchzend in den Tod gehen, die deutsche Zuversicht nämlich, daß das Leben nicht der Güter höchstes ist

Schmitthenners „Frühglocke" in der Obertertia.

Von **Wilhelm Haacke** in Hamm (Westf.).

Wir hatten „Zriny" gelesen. Zur Behandlung eines zweiten Dramas blieb dies Jahr kein Raum; daher beschloß ich, eine zeitlich sich an Körners Stoff anlehnende Novelle zu lesen: „Die Frühglocke" von Adolf Schmitthenner. Historische Novellen sind für die Jungen am leichtesten verständlich und stoßen mit ihrer altertümlichen Färbung auf lebhafte Neigungen.

Der geschichtliche Hintergrund der Lektüre war also gegeben. Die Erwartung der Schüler wurde durch den Hinweis des Lehrers geweckt, daß sie nun einen aus der tapferen Schar von Zrinys Türkenkämpfern genauer kennen lernen würden. Was mich am meisten und am freudigsten überraschte, war die innere Befriedigung der Schüler, nachdem sie vorläufig zu Hause die Erzählung einmal gelesen hatten. Denn die eine Frage hatte ich doch an mich gestellt: ob den Tertianern ein Mädchen als Heldin gefallen werde, das zuletzt dem jungen Helden gar als Vorbild hingestellt wird. Ich hatte zwar früher erlebt, welch günstigen Eindruck Rose in Heyses „Colberg" hervorrief, aber in unsrer Novelle handelt sich es um ein, sagen wir sechzehnjähriges, Jungfräulein. Um so eher, scheint mir jetzt, fühlten die Schüler in ihre Gedankenwelt sich ein.

Bei der Durchnahme ging ich von Fragen aus, deren Beantwortung den Beweis für das Verständnis des Gelesenen im allgemeinen erbringen mußte. So fragte ich: wie die Geschichte beginne, welche Person die wichtigste sei, welches Verbrechen begangen und welche Strafe darauf gelegt worden sei, wodurch dann der Strafvollzug vereitelt werde; ferner in welchem inneren Zwiespalt der Kurfürst sich befinde und weshalb ihm dies Urteil besonders schwer falle; endlich welchen Ausgang das Stück nähme? Sind hierauf alle Antworten in Beziehung zueinander gesetzt, so überblickt der Schüler den „Gang der Handlung" in großen Zügen. Er entdeckt selbständig, daß die epische Handlung nichts innerlich von der dramatischen Verschiedenes ist. Wenn er gleichzeitig die durchsichtige Zeichnung aller Charaktere anschaut, so erkennt er auch hier die Parallele zum Drama. Darauf soll er geführt werden: Derselbe Stoff kann als Erzählung wie als Aufführung (Handlung) dargeboten werden, die Form allein unterscheidet beide. — Weiter geht indes die Vergleichung auf dieser Stufe nicht.

Wir besprachen nun in drei Stunden je einen der drei Teile der Novelle, die nach dem eben Gesagten Aufzügen vergleichbar sind. Jetzt wird von einer Stunde zur andern die wiederholte häusliche Lektüre je eines Abschnittes zur Pflicht gemacht.

1.

Im Anfang des ersten Teiles lernen die Schüler das Poetische in medias res kennen. Sie erfahren, daß dadurch mehr Anschauung und damit Anteilnahme in das Gelesene hineingebracht wird. Unsere Neugier wird dann noch eine ganze Weile gespannt, ehe wir die Voraussetzungen der „Eingangsszene" zusammenhaben: rückwärtige Entrollung der Vorgänge, der Vorfabel beim Drama. Wäre es nicht leichter für das Verständnis großer Dramen, wenn im Unterricht die Behandlung prosaischer Epen beschränkten Umfangs, am besten historischer Novellen, vorherginge? Ich vermute, es könnte viel Zeit für die Dramenlektüre herausspringen, so daß sich die Einführung der Behandlung einer oder zweier Novellen in Obertertia und Untersekunda ohne Stundenvermehrung gestalten ließe. Ein Nebenvorteil von Bedeutung wäre frühe Bekanntschaft mit unserm vorzüglichen Novellenschatz, von dessen Vorhandensein bislang sehr viele Abiturienten nichts wußten. Es würde der Grund gelegt zu epischen Besprechungen größeren Umfangs (z. B. von Scheffels „Ekkehard") auf der Oberstufe, die auch dazu dienen sollten, die fehlende Anschauung der deutschen Kulturgeschichte anzubahnen.

Diese Kultur, hier des 17. Jahrhunderts, findet von der ersten Seite an in der „Frühglocke" ihren angemessensten Ausdruck. Schmitthenner weiß Bescheid vor allem in den Zeiten des Dreißigjährigen Krieges und denen, die darauf folgten. Er blickt tief in das noch einfachere — auch darum für den Unterricht besonders passende — Seelenleben jener Zeitgenossen mit ihrer naturhaften Urwüchsigkeit, aber auch Schalkheit. Gut, daß auch der Humor zu seinem goldenen Rechte kommt! Über Leib und Leben richtete damals der Landesfürst. So griff das Persönliche mehr ins Leben ein, das menschliche Gemüt brachte ebensooft — wie in der „Frühglocke" — seine Versöhnlichkeit zur Geltung, wie die Unerbittlichkeit verdammte. Wenn wir diese Gedankengänge in der Klasse auch unterdrücken, weil wir keine Geschichtsstunde aus der deutschen machen wollen, so senkt sich doch in das offene

Herz der Heranwachsenden ein Strahl der Liebe, die im Verfolg der Handlung über die Gerechtigkeit triumphiert: Welch höheren ethischen Gewinn könnten wir aus dem Unterricht herleiten?

Wir bleiben noch beim ersten Teil. Für den Aufbau der Handlung und zur Kulturgeschichte gab er gleich ein gutes Stück her. Aus ihm ersieht der Schüler auch des Dichters Kunst, den Helden mittelbar zu schildern. Auf Prima wird er dann Lessings Regel von der Charakterisierung durch den Eindruck auf andre verstehen.

Damit sind die Lehren dieses Teiles nicht erschöpft. Landsknechte und Musikanten treten auf, später die Stadtväter: Wie unterhält uns die Naivität des Zinkenisten und des Trommlers! Welchen Hintergrund geben die eigennützigen Stadtväter ab für die sittliche Größe des Kurfürsten! Wie zeigt sich in Veronikas Auftreten ein Mädchenherz in reinster Blüte und Kraft! Richtig werden die Überlegungen der Männer nach dem Vorfall neben die bloße Neugier der Frauen gestellt. Und vorher: wie finden die beiden Jungfrauen an dem hübschen Übeltäter Gefallen! Diese alle treten nachher zurück; nur Sabinus, Veronika und Ottheinrich, der beider Schicksal in der Hand hält, werden wir bis zum Ende begleiten. Hieraus den Unterschied von Haupt- und Nebenpersonen zu erklären, vermag nun selbst ein Durchschnittschüler. Am Selbstfinden kann im deutschen Unterricht wie nirgends die Lernlust gesteigert werden.

Was die Schüler selbst nicht finden können, das ist die gelehrte Zutat mancher altertümlichen Ausdrücke und Redensarten. Man läßt sie zu Hause unterstreichen, was ihnen undeutlich blieb; dann können sie in der Unterrichtsstunde fragen. Doch nun nicht alles hintereinander! Der Zusammenhang der Besprechung hat manches hiervon schon bei Gelegenheit vorgebracht. Aber es läßt sich einmal auf die enge Beziehung von Wort und Sache hindeuten; daß die Wörter kommen und gehen mit den Dingen, die sie benennen. Wer spricht z. B. heute noch von „Hellebarde"?, wer von „Gerechtsamen", von „Vögten" oder vom „Bader"? Oder doch in besonderem Sinne. Z. B. der „Schelm"[1]), damals ein Ehrloser, hat sich zu besserem Sinne gewandelt (= Verschmitzter), doch deuten noch heute die schwäbischen Schelmenäcker auf die Stelle, wo die Gehenkten verdarben. Ein Blick in die deutsche Wortgeschichte gehört lehrplanmäßig zum Pensum der Obertertia. An Hand zutreffender Lektürebeispiele wird diese Aufgabe fesselnder erledigt als durch langatmige Systematik, die deshalb doch zu ihrem gewissen Rechte kommen kann. — Lehrreich kann auch ein Beispiel für den Wechsel im Ausdruck sein, der den Tertianern zugegebenermaßen im Aufsatz so schwer fällt: S. 9 bez. S. 12f. stehen „Traktament", „Verehrung" und „Trinkgeld" für ein und dieselbe Sache. Freilich mit dem Eintausch von Fremdwörtern sollen unsre Schüler die Abwechslung nicht erkaufen. Daher zeige man, wie der Dichter an zwei Stellen (S. 12f.) das ziemlich ungebräuchliche „machtvoll" anwendet, an dessen Statt die Schüler ihr beliebtes „energisch" setzen.

Der erste Schauplatz war die Hauptstraße, der zweite (S. 12—22) ist die Schloßrampe in Heidelberg. Mit dem nochmaligen Wechsel der „Szene" beginnt das „er-

1) S. 13. Ich zitiere nach der III. Ausgabe der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung, 22. Heft der Volksbücher (M. 0,20).

regende Moment": wieder ganz dramatisch; auch hier bildet es den Abschluß der „Exposition", die den ganzen ersten Teil ausfüllt. (Auf die Sachausdrücke darf vor Obertertianern kein Wert gelegt werden.) Am Schluß dieses Abschnitts stehen wir vor einem Geheimnis. Gespannt fragen wir: Wer wird siegen, der charakterstarke Fürst? Das entschlossene liebende Mädchen? Gibt es eine Spannung, die dramatischer wäre? Wie es auch kommen mag, wir verstehen beide; und der Vorhang fällt nicht, ohne daß wir erfahren, Ottheinrich kann an diesem Tage nicht zur Jagd reiten: Wie nebensächlich wird dieser Zug hingeworfen, der uns doch allein Hoffnung für Veronikas Zukunft gibt.

2.

Der zweite Teil bringt weniger Neues, als daß er das eine wichtige Neue in höchster Anschaulichkeit uns vorführt. Hier kommt es also darauf an, den Schülern klarzumachen, welcher Mittel ein Dichter sich bedient, weshalb seine Sprache uns so viel schöner und höher klingt als die alltägliche. Es gilt den Jungen zu zeigen, daß die Bilder es sind, die ihn zum Dichter machen, d. h. die Belebung des Unbelebten. Zum Zwecke einer besseren ästhetischen Wirkung liest der Lehrer etwa die ganze Seite 28 vor; sie bildet ein Ganzes für sich, die Schilderung des Nachtwerdens: hier „fließen" die Schatten; die Dämmerung „steigt (ähnlich wie bei Mörike) aus der Erde", der Abendwind „erhebt sich", die Trauerweiden „flüstern", die Ulmenwipfel rauschen „feierlich", d. h. sie haben Stimmung, Gefühl wie nur ein Mensch — so geht es fort in Bildern und Vermenschlichungen. Die Knaben empfinden wirklich schon solche Schönheiten. Man darf ihnen zurufen: „Strebt nach solcher Schönheit!" Heute wird die deutsche Lektüre meist nur insofern dem Aufsatz dienlich gemacht, als man die Gliederung an ihr übt. Wäre es nicht sehr nötig, zur Verbesserung des oft sehr armen Stils unsrer Tertianer auf die jedesmal passende, Klarheit mit Schönheit verbindende Ausdrucksweise unsrer guten Prosaisten hinzuweisen? Hierher gehört auch, was ich beim ersten Teil über den Ausdruckswechsel bemerkt habe[1]). Ohne lebhafte innere Anschauung keine lebendige Darstellung! — Ein näherer Weg zur Einsicht in die Tropen- und Figurenwelt des Dichters ist dieser, den jeder Schüler nachschreiten kann; bisher bevorzugte man den Umweg über die lateinisch-griechische Literatur, die umgekehrt nun ein deutlicheres Verständnis und eine gefühlvollere Aneignung von seiten der Schüler finden dürfte als früher.[2]) Mit einem Wort: das Stilgefühl muß auf der Mittelstufe angebahnt werden, wenn es auf der Oberstufe reichere Früchte tragen soll.

Auf den folgenden Seiten haben wir Gelegenheit, über jugendhaften Stil zu sprechen, der sich in dem gemütvollen Beleben aller Dinge, die dazu mit der Deminutivendung ausgestattet werden, zeigt.

Damit ist der Übergang zum nächsten gegeben, zur Vervollständigung von Veronikas Charakter. Ein Mädchen, jung wie dieses, pflegt recht ängstlich zu sein. Dem entspricht die Zeichnung Veronikas. Um so höher hebt sie sich aus der Reihe der Gefährtinnen hervor, als sie dies natürliche Gruseln tapfer überwindet.

---

1) S. 36 bietet ein weiteres Beispiel: „Schlegel", „Klöppel" und „Schwengel" bezeichnen denselben Glockenteil.

2) Ich denke besonders an die erste Lektüre Ovids, die dem Tertianer nicht zum wenigsten wegen des poetischen Stils so große Mühe bereitet.

Der Dichter legt hierauf mit Recht großen Wert. Nicht allein der epischen Breite zuliebe begleiten wir die treue auf ihrem ganzen umständlichen Gange bis auf den Glockenstuhl und zweimal wieder hinunter in die düstere Kirche und zweimal wieder hinauf auf die schwindelnde Turmhöhe. Neben ihrer seelischen Anspannung wird auch ihr zarter Körper bis aufs äußerste ermüdet. Die Liebe verleiht ihr Findigkeit und Ausdauer nach dem gefaßten Entschluß. Es ist Selbstüberwindung, wenngleich aus Liebe; ein Unternehmen, das für das Mädchen als Heldentat gebucht werden muß. Es kommt ja hinzu, daß sie gegen die Macht des Kurfürsten auftritt. — Bei diesem Teil der Erzählung kann man die Jungen ahnen lassen, daß es nicht die Handlung so sehr ist, die uns fesselt, als die Art ihrer Ausführung, die dichterische Kunst, sie darzustellen. Spannung tritt erst wieder ein in dem Augenblick, wo die Stunde der Urteilsvollstreckung anbricht und Veronika die Hoffnung auf volles Gelingen ihres Plans aufgeben will. Nun aber steigert sich diese Spannung immer mehr, bis nicht nur der Leser, sondern mit ihm das ganze alte Heidelberg vor Aufregung zusammenläuft: ein meisterhafter Abschluß dieses sonst ganz epischen Teils.

Zum Schluß auch hier ein Beispiel sprachlicher Anregung der Schüler. Ich fragte sie, wie sie den letzten Satz „Veronika läutete und läutete" lateinisch wiedergeben würden. Wir hatten im Ovid Gelegenheit, das Imperfekt durch syndetische Wiederholung des deutschen Verbs zu übersetzen und werden dies noch öfter tun.[1])

3.

Im Schlußteil folgt die Lösung der Spannung und die Lösung des Konflikts: der Triumph der Liebe über das kalte Recht. Vorher wird der Rest der „Vorfabel" nachgetragen und unser Mitgefühl mit dem Kurfürsten erregt. Der Widerstreit der fatalistischen und religiösen Weltanschauung (S. 50f.) erfordert ein genaueres Eingehen, da der Dichter ihn bildlich ausspricht. Der kurfürstliche Charakter wird durch seine Freundschaft mit Helmstatt noch voller umschrieben. Daß des Schlittenrechts (S. 51) Erwähnung geschieht, hält uns nicht ab, den Stoff mit den Jungen zu behandeln; wenn wir nur die Stelle ethisch vertiefen, so lernen sie, daß auch die kleinste Handlung ihre Folgen unweigerlich nach sich zieht und die Reue leicht zu spät kommt. Daran schließt sich die Versuchung Ottheinrichs: Das Mitleid und die Freundschaft suchen ihn umzustimmen, doch er beharrt bei dem Gesetz, das er dem Lande gegeben hat: Auch dies Beispiel wirkt Charakterstärke.

Der historische Gewinn des Schlusses besteht in der Vorführung des dunklen Aberglaubens, der selbst die Besseren der Zeit gefangen hielt, und seiner Überwindung: Noch heute für manchen Heranwachsenden eine gute Lehre. Der Kurfürst ist allen überlegen durch seinen Mut, der auf Einsicht und Frömmigkeit gestellt ist. Die Tradition schrieb — das wird im Nachtrag erzählt — die Tat dem Doktor Faustus zu, und des Holzbockius Buch von Fausti Glockenzwang bildet als Quelle den Rahmen um die Erzählung. Bei Erwähnung dieses Gelehrten und des Buchtitels ist auf die humanistischen Gebräuche und das altertümliche Deutsch der Finger zu legen. Beileibe nicht aber rede der Lehrer von dem geschichtlichen Ottheinrich. Erlebt der Tertianer das Geschehene nicht als Wahrheit, so pfeift er auch auf die

1) Schon S. 41 u. sagte der Dichter gleicherweise: „Der Sturm wuchs und wuchs."

Lehren, und der Geschmack ist ihm verdorben. Aber wie eine Sage sich bildet, sich ändert, bis sie mit dem Druck festliegt, das erfährt er durch den Nachtrag.

Ich habe vorgegriffen: Es fehlt die Lösung des Problems. Die Haupthandlung zwischen Sabinus und Ottheinrich findet ihren Abschluß nicht, ohne daß die Nebenhandlung, zwischen Sabinus und Veronika, zu gewissem Ende kommt. „Dem Kurfürsten wurde im Augenblick alles klar" (S. 56): Mit diesem Satze vollzieht sich die Erfüllung aller Hoffnungen. Damit unsre Freude noch größer und reiner werde, läßt der Dichter uns noch einmal herzlich über die Majestät Ottheinrichs lachen: Wie er läutet im Schweiße seines Angesichts und endlich erlöst die Stiege hinunterpoltert! Ehe die Glocke zu dröhnen aufhört, ist Sabinus befreit; keiner wagt ihn noch zu berühren. Dann verlobt der Kurfürst nach alter Sitte das jugendliche Paar, dessen weiblicher Teil sich reif für das Leben erwiesen hat. Der Jüngling dagegen bedarf der Führung noch, und Ottheinrich läßt's ihm an seinem Rate nicht fehlen. Wir verstehen, daß dieser vor Fröhlichkeit nun die Jagdpferde wieder satteln heischt. Er bewahrt Schweigen über die Errettung und weist den Dankenden auf seine wahre Erretterin hin. Wir glauben, Sabinus wird als Gottesstreiter gegen die Türken unter Zrinys Augen der Held werden, wert Veronikas, und volle Sühne für das von seinen Händen vergossene Blut finden.

Eine Empfehlung sei noch erlaubt. Ich weiß, daß hier und da schon eine Novelle in einer der billigen Volksausgaben (z. B. auf U II „Die schwarze Galeere" von Raabe, Nr. 18 der Wiesb. Volksb.) gelesen wird. Dieser Brauch muß weiter um sich greifen als Kampfmittel gegen die viel beredete Schundliteratur. Denn nicht genügt es, vor schlechten Büchern zu warnen oder gute zu empfehlen, sondern solche müssen im Unterricht selbst vorgeführt werden.

Der deutsche Unterricht der Zukunft.

Von **Otto Anthes** in Lübeck.

Der Krieg hat all die lange niedergehaltenen Forderungen einer Neugestaltung unserer Schulen plötzlich wie steile Flammen emporschießen lassen. Eine wahre Feuersbrunst von Änderungsvorschlägen loht über dem deutschen Schulland. Von überall her wird Holz zum Brande herbeigetragen, auch aus den Schützengräben. Das sagt nicht, daß unsere Schulen schlecht waren. Von dem, was sie geleistet haben, zeugen zwei Jahre Weltkrieg. Aber es sagt, daß ein ungestümer Wille zu einem Neuen vorhanden ist. Und wo ein Wille so allgemein ist, da ist auch eine Notwendigkeit.

Dem gesteigerten vaterländischen und völkischen Bewußtsein entsprechend, richtet sich fast die Mehrzahl solcher Forderungen auf den Unterricht im Deutschen. Man wünscht ihm einen breiteren Raum zur Verfügung zu stellen, und diese Verbreiterung soll vor sich gehen auf Kosten des fremdsprachlichen Unterrichts. Wenn man schon nehmen will, kann man es auch nicht gut einem anderen Fach antun. Nur die Fremdsprachen haben den Überfluß, an Stunden nämlich; alle anderen Fächer sind selber arme Schlucker. Und außerdem nimmt man so zumeist den Feinden. Aber ich weiß wirklich nicht, ob man nehmen soll. Ich weiß nicht, ob wir nach dem

Kriege die fremdsprachliche Ausbildung nicht noch nötiger haben werden als bisher. Und ganz und gar unsicher ist es mir, ob von der größeren Stundenzahl im Deutschen der Gebrauch gemacht werden könnte, der wünschenswert ist.

Denn das ist mir über jeden Zweifel erhaben, daß unser deutscher Unterricht ganz anders gestaltet sein muß, wenn er das Ziel wirklich erreichen will, das wir alle erreichen möchten: ein stärkeres und freudigeres Bewußtsein unserer eigenen Art, ein tieferes Gefühl für die Schönheit unserer Sprache und damit unseres Wesens, eine innigere Liebe zu den Werken deutscher Denker und Dichter, in denen unsere Sprache und unser Wesen leuchtende, lachende Vollendung geworden ist. Darum lasse ich für meine Person gern den Fremdsprachen alle ihre Stunden und begehre für das Deutsche keine einzige neue hinzu — wenn nur endlich einmal das Große und Entscheidende geschehen wollte: daß der deutsche Unterricht aus der Rolle des Dieners der fremden Sprache erlöst würde. Das ist das Eine, das uns nottut.

Ich will mich näher erklären. In der fremden Sprache ist das Wort an und für sich gar nicht Gegenstand des Unterrichts; es ist da und wird einfach auswendig gelernt. Die ganze mühselige Arbeit des Lehrers richtet sich auf die verschiedenen Formen des Wortes, durch die seine Beziehung zu anderen Wörtern ausgedrückt wird. Da alle diese unzähligen Formen nicht auswendig gelernt werden können, so schafft man Gruppen, Deklinationen und Konjugationen, damit der Schüler, das Schema im Kopfe, sich nunmehr die Formen, auch wenn er sie noch nie gehört hat, selber bilden könne. Damit ferner der Schüler die also erlernten Formen auch an der richtigen Stelle verwende, hat man eine Rangordnung der Wörter im Satze erfunden: man hat Subjekte, Prädikate, Objekte usw. ernannt. Nach der Formenlehre die Satzlehre. Und indem wieder mehrere Sätze zu größeren Gemeinschaften zusammentreten, entwickelt sich eine neue Rangordnung der Sätze untereinander, in der die Aristokratie der Hauptsätze noch eine gewisse vornehme Einfachheit des Auftretens bewahrt, indes die Nebensätze, das vielfältig arbeitende Volk, eine Unmenge von unterschiedlichen Berufen zu erfüllen haben, die wiederum ihre Gestalt auf das mannigfaltigste beeinflussen. Und diese ganze Fülle von Gestalten will gruppenweise gelernt und gekannt sein. Diese — zugegebenermaßen furchtbare — Arbeit dem fremdsprachlichen Lehrer zu erleichtern, hat man den deutschen Unterricht vorgespannt. Lange ehe von seiten des deutschen Unterrichts selbst ein Bedürfnis vorliegt, lernt unser Schüler in der deutschen Stunde deklinieren und konjugieren; er fragt mit wer? nach dem Subjekt, mit wem? nach dem Dativobjekt; er unterscheidet Relativsätze und Kausalsätze usf. Nun könnte man ja so kollegialisch sein, dem Herrn von der anderen Fakultät diese Hilfeleistung gerne zu gewähren, wenn das Deutsche selbst davon seinen Nutzen hätte. Das hat es aber ganz und gar nicht. An der Stelle zumal, wo die Hilfe vor allem gefordert wird, vor dem Eintreten des fremdsprachlichen Unterrichts, wird durch sie das Deutsche empfindlich geschädigt, in seinem Wesen gefälscht, von seinem Ziele abgewandt.

Um richtig deutsch zu sprechen und zu schreiben, braucht unser Schüler diese ganze Wissenschaft nicht. Er braucht nicht deutsch zu deklinieren und zu konjugieren; denn alle diese Formen sind da, er hat sie allesamt so oft gehört und selbst gesprochen, daß er sie nicht auf der Schnur zu lernen braucht. Und wenn er schon einmal daneben

haut, dann genügt meist nur die fragende Wiederholung seiner falschen Form, um sein Gehör an die richtige zu erinnern. Er braucht auch nicht die Rangordnung der Satzteile; für ihn genügt durchaus die Vorstellung, daß der Satz — was er von Hause aus tatsächlich ist — ein Nebeneinander von Wörtern darstellt; wie der zusammengesetzte Satz ein Nebeneinander von mehreren Sätzen. Was er aber notwendig braucht, um lebendig, anschaulich und eindringlich in deutscher Sprache zu sprechen und zu schreiben, das ist vorerst die Ahnung und später das Wissen von dem geheimnisvollen und doch so unendlich viel sagenden Leben, das im Worte selbst beschlossen ist. Daß, wenn das Wort Bucht gehört wird, das andere Bogen mit aufklingt; daß dumpf und Dampf zusammengehört, Eltern und alt, fertig und Fahrt, behende und Hand, Wildbret und Braten, Erde und irden, Wetter und Gewitter, Recht und Gericht — das sind Erkenntnisse, die grundlegend sind für jede fruchtbare Betätigung an der Sprache. Denn sie verwandeln das Wort aus einem toten Zeichen in lebendige lautgewordene Vorstellung. Mit solcher und ähnlicher Arbeit am Wort sollte jeder deutsche Unterricht beginnen, sobald er sich darüber erhebt, die Fertigkeiten des Lesens und Schreibens beizubringen. Oder schon mitten darin. Der ganze fröhliche Spieltrieb des Kindes würde dem Lehrer dabei entgegenkommen. Das Gebiet aber ist ebenso weit wie ergiebig und bringt in dem Bedeutungswandel die tiefsten Einblicke in die Vielfältigkeit, Ähnlichkeit und Beziehung der Dinge, nicht zu vergessen die herzigen Scherze, die sich die Sprache erlaubt, und mit denen man eine Kinderschar aufs trefflichste unterhalten kann.

Weil diese Beschäftigung mit dem Wort, seinem Vorstellungsinhalt und der Wandelbarkeit seiner Bedeutung dem kindlichen Verständnis so durchaus angepaßt ist, weil sie lediglich an der Muttersprache haftet und aus ihr allein ihre Kräfte zieht, darum ist sie auch der zunächst gegebene Stoff für den deutschen Unterricht der Volksschule. Denn das ist der grausamste Witz der Schulgeschichte: der überflüssige und verderbliche Formen- und Satzlehrbetrieb, der um der fremden Sprachen willen den deutschen Unterricht der höheren Schulen vergiftet, er hat in seiner ganzen Breite auf die Volksschule abgefärbt. Der Unfug des Schematisierens und Gruppenbildens herrscht auch hier in unumschränkter Machtfülle, und die Unwissenheit der Leute, die Sprachlehrbücher für Volksschulen verfassen, tut noch ein übriges, um die Sinnlosigkeit ins Heillose zu steigern. Man braucht nur an die Bezeichnungen Hauptwort, Tätigkeitswort usw. zu denken. Als ob nicht das Hauptwort im Satze dasjenige wäre, das in der auszudrückenden Vorstellungsreihe die wichtigste Vorstellung hervorruft, ganz gleich welcher Wortart es ist. Und Tätigkeiten bezeichnet vielleicht die Hälfte der Zeitwörter. Von dem, was das eigentliche Leben der Muttersprache ausmacht, wird hier überhaupt nicht gehandelt. Und ich will mich gar nicht wundern, wenn mir jetzt einer erwidert, das wäre wissenschaftliche Germanistik und gehöre in die oberen Klassen einer höheren Schule.

Es gehört gerade in den deutschen Anfangsunterricht einer jeden Schule, und es müßte den Schüler über alle Stufen hinweg begleiten. Denn es treibt fruchtbringende Zweige nach allen Seiten. Wenn ich weiß, daß fertig von Fahrt kommt, so tritt mit dem Worte fertig ein zur Fahrt gerüsteter Mensch in mein Bewußtsein, ich sehe ihn gestiefelt und gespornt, ich fühle mit ihm die ganze erwartungsvolle

und tatlustige Frische des Fahrtbeginns. Eine Menge von Vorstellungen und Gefühlswerten schießt jäh zusammen. Dieses Zusammenschießen von Bewußtseinstatsachen aber macht den innern Reichtum, die innere Schönheit eines Wortes aus. Alles, was über Sprachkunst gesagt werden mag, läßt sich dahin zusammenfassen, daß es gilt, zu jeder Zeit das Wort zu finden, das am meisten gefüllt ist (und es ins Gleichgewicht zu setzen mit den übrigen, davon später!). Wessen Sinn dafür erzogen wird, im Wort lebendigen Inhalt zu suchen, der wird dadurch allein schon in den Stand gesetzt, sich selbst anschaulich und zutreffend auszudrücken. Sein Wortvorrat wird unablässig vergrößert, sein Tastsinn, das richtige Wort zu erfühlen, immerzu verfeinert. Da aber auch die große Kunst der großen Sprachkünstler vor allem in der Wortwahl besteht, so wird der Schüler zugleich aufs beste erzogen zu einem tiefen und feinen Verständnis des deutschen Schrifttums.

Hebbel erzählt: „Deutlich erinnere ich mich noch der Stunde, in welcher ich die Poesie in ihrem eigentümlichsten Wesen und ihrer tiefsten Bedeutung zum erstenmal ahnte. Ich mußte meiner Mutter immer aus einem alten Abendsegenbuch den Abendsegen vorlesen, der gewöhnlich mit einem geistlichen Liede schloß. Da las ich eines Abends das Lied von Paul Gerhardt, worin der schöne Vers:

Die goldnen Sternlein prangen
am blauen Himmelssaal

vorkommt. Dies Lied, vorzüglich aber dieser Vers, ergriff mich gewaltig, ich wiederholte es zum Erstaunen meiner Mutter in tiefster Rührung gewiß zehnmal."

Was war es denn, das ihn an diesem Vers so tief berührte? Was werde ich tun, um meinem Schüler einen ähnlichen Eindruck zu vermitteln? Nichts köstlicher für ein Kind, nichts mehr sein Herz erhebend und es zugleich mit süßer Traurigkeit erfüllend, als draußen stehend hineinzuschauen in einen großen lichterprangenden Saal, in dem nach seinem Gefühl alle Pracht und hohe Freude des Lebens glänzt. Hineinzuschauen in den unendlichen Saal des Himmels, blau schimmernd die weiten Wände, von Sternen erleuchtet, die unsägliche Sehnsucht empfinden, auch da hineinzukommen, und dennoch sich draußen und fern fühlen der erhabenen Pracht — das ist die Grundstimmung, die übermächtig aus dem Verse weht. Der Himmelssaal, dies Wort in seinem vollen Gehalt erfaßt, vermittelt ohne weiteres die Schönheit und Gefühlstiefe des Verses.

Aber es kommt noch ein anderes hinzu. Das Wort steht meist nicht allein, es steht in einem Satz. Oder um dieses grammatisch verseuchte Wort zu meiden: es steht in der Gemeinschaft mehrerer Wörter. Unzweifelhaft hat auch der Klang des Verses den Knaben Hebbel bewegt. Der Klang ergibt sich aus dem Rhythmus, der aber in unserem Fall außerordentlich einfach und ganz gewiß nicht ausschlaggebend ist. Es folgt die Verteilung der Vokale, die allerdings köstlich ist. Aber das alles macht noch keinen schönen Vers. Der innere Rhythmus und die innere Melodie entstehen durch die Verteilung der Vorstellungen. Das Gewicht ist auf die beiden Hauptvorstellungen Sternlein und Himmelssaal verteilt, deren jede mit einer Begleitvorstellung, dort golden, hier blau, verbunden ist. Vom goldenen Glanz der Sterne führt nun das Wort prangen, das bereits die Feststimmung ankündigt, zum blauen Saal. Bei aller Einfachheit eine wundervolle Linie. Mit anderen Worten: die Kunst des Satzes, wie des Verses, erweist sich — nach der Wortwahl — in der

Gewichtsverteilung. Zum Verständnis dieser Geheimnisse trägt unsere Satzlehre schlechterdings gar nichts bei. Dieses Verständnis wird erzielt durch vielfältiges richtiges Lesen und durch häufige Untersuchung der Sätze auf ihre Vorstellungswerte und ihre Anordnung im Satz.

An diesem Punkte erhellt, wie meine Absicht den gesamten deutschen Unterricht an niederen wie an höheren Schulen umgestalten würde. Zunächst den Leseunterricht, der, so ausgezeichnet sich unsere Methodik im ersten Lesenlernen bewährt, in seinem weiteren Verlauf vollkommen versagt, da er sich lediglich äußerlich gefaßter, handwerksmäßiger, noch dazu meist falscher Kunstgriffe bedient (hier muß die Stimme gehoben, da muß sie gesenkt werden usf.). An seine Stelle würde ein Leseunterricht treten, der jeden Satz von innen heraus erklingen ließe und dessen hauptsächliches Hilfsmittel bei größeren Satzverbindungen eine verständige Atemtechnik wäre. Die Umwandlung würde sich des weiteren erstrecken auf die „Behandlung" alles Gelesenen, bis hinauf zur Lektüre der Klassiker. Und ebenso auf alles, was wir tun, um den eigenen Stil des Schülers zu bilden. (Ich darf vielleicht an dieser Stelle verweisen auf mein Buch „Der papierne Drache", Voigtländer, Leipzig, in dem ich diese letzten Punkte ausführlich behandelt habe.)

Wenn man die Geschichte unseres Unterrichtswesens überschaut, so fällt es auf, mit welcher Regelmäßigkeit jedes neu aufgenommene Fach zuerst am verkehrtesten Ende angefaßt wird, gerade auf die Weise betrieben wird, die dem kindlichen Geiste am fremdesten ist. Der Religionsunterricht begann beim Katechismus, der abstrakten Zusammenfassung des Stoffes, um erst viel später sich zur biblischen Geschichte heimzufinden; die Naturkunde ging aus vom System der Natur und kam dann erst zur Betrachtung der Einzelerscheinungen. Dieselbe Umkehr muß im deutschen Unterricht vollzogen werden. Das, was bisher als grundlegende Weisheit verkündet wurde, bildet nunmehr den Abschluß des ganzen Unterrichts nach oben hin. Die Grammatik, die überschauende Zusammenfassung der sprachlichen Einzeltatsachen wird zur Bekrönung des ganzen Gebäudes. Aber dem neuartigen Unterricht entspricht auch ein Dach von neuer Gestalt. Die Grammatik, die unseren Unterricht abschließt, ist keine Lerngrammatik, keine Sammlung von Regeln und Paradigmen; ihre Gruppierungen erfolgen vom Gesichtspunkte der sprachlichen Entwicklung aus. Sie ist also ihrer Form nach wesentlich beschreibend, dem Inhalte nach geschichtlich. Nicht aufgezählt werden die verschiedenen Arten des Nebensatzes, sondern es wird gezeigt, wie der Nebensatz geworden ist. Nicht auswendig gelernt werden so und so viele Gruppen von Bindewörtern, sondern es wird aufgedeckt, wie ein Wort dazu gekommen ist, die Aufgabe eines Bindeworts zu übernehmen. Es heißt nicht mehr: der Satz besteht aus Subjekt, Prädikat und Objekt; sondern die Bedeutung der Satzteile wird entwickelt aus der ursprünglichen Absicht des Sprechers, der sich selbst auf die Seite des einen Dings (des Subjekts) stellte — oder, wenn man will, sich darauf stellte —, von hier aus dem Objekt (dem Gegenübergestellten) seine bezeichnende Form gab und durch das Prädikat dem sich zwischen Subjekt und Objekt abspielenden Vorgang einen Ausdruck suchte.

Der gesamte Unterricht im Deutschen erhält auf diese Weise eine Mannigfaltigkeit, einen Reichtum und zugleich eine innere Geschlossenheit, die das Herz eines jeden Deutschlehrers, der nur ein wenig künstlerischen Sinn besitzt, mit inniger

Freude erfüllen muß. Nur diejenigen, die nach den Fremdsprachen schielen und für deren Erfolg bangen, können anderer Meinung sein. Aber wir sagen kalten Blutes den Fremdsprachen: ihr müßt von jetzt ab auf eigenen Füßen stehen. Und sie können's. Es gibt schon jetzt Lehrbücher der Fremdsprachen, die auf ganz ähnliche Weise, wie wir es der deutschen Sprache wünschen, die Kraft ihres Unterrichts aus dem eigenen Stoff allein schöpfen, sich von ihm allein die Wege ihres Unterrichts weisen lassen. Sie kommen mindestens eben so schnell zu dem Ziele, das im Gebrauch der fremden Sprache erblickt wird; und sie erfüllen außerdem in viel höherem Maße die Forderung, zur wirklichen geistigen Durchbildung des Schülers beizutragen.

Ich könnte mir nun wohl noch denken, daß einer sagte, ich erginge mich in einem romantischen Gemälde, das wohl ganz lieblich anzuschauen, dessen praktische Brauchbarkeit aber außerordentlich zweifelhaft wäre. Darauf erwidere ich: es kann gar keinen praktischeren Unterricht geben, als der ist, den ich mir vorstelle. Mein Schüler wird erzogen zu einer — nicht nur formalen — sondern im Grundwesen der Sprache wurzelnden Beherrschung seiner Muttersprache; er wird angeleitet zu einem — nicht nur philologischen — sondern lebendigsten Verständnis deutschen Schrifttums; und er lernt unvergleichlich viel besser denken, als es bisher geschah. Denn wenn die Sprache nicht nur Ausdruck, sondern Mittel unseres Denkens ist, so muß mein Denken sachlich um so besser sein, je mehr es erstarkt an der wirklichen Gestalt der Sprache, in der die deutsche Menschheit bis auf diesen Tag gedacht hat (und nicht an dem künstlich errichteten Turngerüst, das die Rücksicht auf die Fremdsprachen aus unserer Sprachbetrachtung gemacht hat). Da aber die Sprache, so wie sie tatsächlich ist, die Dinge nicht nur richtig, sondern auch mit dem ganzen Hauch und Glanz ihrer Schönheit denkt, so wird mein Schüler auch schön denken lernen. Das alles zusammengefaßt aber bedeutet: er wird deutsch denken. Denn die Verbindung von Sachlichkeit und Idealismus — das ist deutscher Geist.

Literaturbericht 1912—1916.

Pädagogik.

Von **Raymund Schmidt** in Leipzig.

Die Kriegsjahre haben dieser Art der literarischen Berichterstattung eine besondere Hemmung bereitet, die durch die Tatsache, daß sich wenigstens die deutsche pädagogische Literatur in der Entfaltung ihrer Kräfte kaum durch die Ereignisse hat lahmlegen lassen, sicherlich noch erschwert wurde. So macht denn ein großer Teil dieser Berichte den unvorteilhaften Eindruck des hinkenden Boten und bittet Autoren wie Verleger um Nachsicht für verspätetes Erscheinen. Wenn auch große Regsamkeit den Fragen der Erziehung gegenüber als ein Zeichen gesunden Kraftüberschusses und ausgeprägten Kulturbewußtseins zu deuten ist, so kann doch nicht geleugnet werden, daß sie eine Fülle von Wiederholungen allzuoft gesagter Dinge zeitigen mußte und somit zum Teil wenigstens eine schwere Belastung derjenigen bedeutet, die sich durch Beruf oder Neigung mit dieser Stoffzufuhr abzufinden ge-

nötigt sehen. Daß sich dennoch geistvolle und wichtige Schriften unter der Fülle der Neuerscheinungen finden, will dieser Bericht jedoch keineswegs in Abrede stellen.

1. Geschichte der Pädagogik.

Wertvoll für die geschichtliche Erforschung pädagogischer Gegebenheiten sind uns stets die Anregungen erschienen, die von der „Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte" ausgegangen sind. Wenn uns auch leider der verfügbare Raum nicht gestattet, auf die von ihr gebotenen Arbeiten und Berichte[1]) einzugehen, so möchten wir doch nicht versäumen, auf die Fülle geschichtlicher Einzeldarstellungen und verdienstlicher Quellenforschungen aufmerksam zu machen, die die Gesellschaft in ihren laufenden Veröffentlichungen ihren Mitgliedern bietet.

Als einen älteren Bekannten unter den Lehrbüchern, die sich mit der geschichtlichen Allgemeindarstellung der pädagogischen Entwicklung befassen, grüßen wir das Buch des verdienten Badenser Schulmannes Ferdinand Leutz[2]) in 8. Auflage, ein Buch, das sich im Seminarbetrieb durch seine Objektivität, die sich auf geschickte Ausbeutung von Quellenstücken stützt, unentbehrlich gemacht hat. — Neu aufgelegt wurde auch die bekannte, schöne Darstellung Friedrich Paulsens[3]), welche vor allen ähnlichen Schriften den Vorzug der Persönlichkeit des Verfassers hat, die sich auch hier in der organischen Eingliederung alles Gegebenen und feinfühligen Ausdeutung des geschichtlich Gewordenen in der Richtung auf die pädagogische Zukunft fruchtbar ausprägt. — Als neuere Schriften dieser Art seien die Lehrbücher von Hermann Hadlich[4]) und von Richard Wickert[5]) angeführt, die beide den Eindruck der Handlichkeit und Brauchbarkeit erwecken. Hadlich ist der Gedrängtere, Sachlichere von beiden. Er vermittelt eine Fülle Stoff, während Wickert schon als Lehrer mit dem Stoff schaltet.

Die Frage der Schulaufsicht wird in einer Sammlung von Aufsätzen von Wilhelm Kahl[6]) historisch gefaßt. Es würde uns als ein Verdienst seinerseits erscheinen, wenn er diese Untersuchungen, die sich lediglich mit den schulpolitischen Verhältnissen des 16., 17. und 18. Jahrhunderts beschäftigen, auch bis in das 19. Jahrhundert hinein fortsetzen und so den notwendigen Zusammenhang mit der Gegenwart herstellen wollte. Sein Versuch, ein Stück Schulgeschichte, nämlich Seidenstückers Schrift „Über Schulinspektion" durch Neudruck der Vergessenheit zu entreißen, wird von uns anerkennend begrüßt.

---

1) Zeitschrift für Geschichte der Erziehung und des Unterrichts. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. Historisch-pädagogischer Literatur-Bericht (herausgegeben von der Ges. f. deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte). Berlin, Weidmannsche Buchhandlung.

2) Ferdinand Leutz, Die Geschichte der Pädagogik. 8. Aufl. Karlsruhe 1911, J. Langs Buchhandlung.

3) Friedrich Paulsen, Das deutsche Bildungswesen in seiner geschichtlichen Entwicklung. 3. Aufl. Leipzig 1912, B. G. Teubner (Aus Natur und Geisteswelt. Bd. 100).

4) Hermann Hadlich, Entwicklungsgeschichte des Bildungswesens. Leipzig 1914, B. G. Teubner. Geb. M. 2,20.

5) Richard Wickert, Geschichte der Pädagogik. Leipzig 1916, Julius Klinkhardt. Geb. M. 3,60.

6) Wilhelm Kahl, Zur Geschichte der Schulaufsicht. Leipzig 1913, B. G. Teubner. Geh. M. 4,—.

Über den Kreis der schulmäßigen Pädagogik hinaus greift Julius Ziehen[7]) mit dem Schlagwort „Volkserzieher". Er macht in seinen biographischen Schilderungen zwar nicht Anspruch auf Vollständigkeit, hat aber die schöne Fähigkeit der lebensvollen Darstellung, die er einer Anzahl der bedeutungsvollsten pädagogischen Persönlichkeiten zwischen Lykurg und Heinrich von Treitschke zuteil werden läßt. — Ein ähnliches Büchlein, sicher getragen von der idealistischen Grundüberzeugung des Verfassers und geprüft an den pädagogischen Strömungen der Gegenwart, ist das von Kurt Kesseler[8]) in Hinblick auf die großen Leitmotive der Vergangenheit. Es kann in der Hand eines geschickten Lehrers sehr wohl dem Anspruch, den es macht, gerecht werden, den trockenen Unterricht nach kurzgefaßten Kompendien fruchtbar ergänzen zu wollen.

Mit einer elsässischen Kulturschilderung aus dem 18. Jahrhundert haben wir es in Friedrich Lienhards[9]), des bekannten Heimatdichters, Schriftchen zu tun, das aus dem Grunde auch von historisch-pädagogischem Interesse ist, weil in ihm, an die Gestalt des Dichterpädagogen Pfeffel anknüpfend, eine Menge neuer Beziehungen zu Lavater, Jung-Stilling, Schiller, Goethe usw. aufgedeckt werden. — Remigius Stölzle[10]) macht auf Grund eines fast lückenlosen Aktenmaterials mit den Schicksalen einer Einrichtung bekannt, die von 1580—1803 in Würzburg bestanden hat und wohl unseren bedeutendsten Erziehungsanstalten (Schulpforta, Franckesches Waisenhaus) an die Seite gestellt werden kann. Die Geschichte der Pädagogik wußte bisher nur wenig über diese Institute zu melden, so daß also Stölzles Aktenforschung als eine pädagogisch und kulturgeschichtlich wertvolle Literaturbereicherung anzusehen ist. — Eine ebenso gewissenhafte Forscherarbeit leistete Johannes Rinkefeil[11]) über das Schulwesen der Stadt Borna bis zum 30jährigen Kriege. R., der leider schon vor der Drucklegung dieser seiner Promotionsschrift den Heldentod starb, hat es verstanden, seine Materialien nicht nur zu örtlichen Teildarstellungen zusammenzufassen, sondern auch das Gebotene mit dem wechselvollen Spiel der zeitgeschichtlichen Hintergründe organisch so zu verflechten, daß das Interesse des Lesers nicht lediglich an den engen Kreis des Gebietes gebunden bleibt. Schnell[12]) ergänzt durch seine Arbeit vorteilhaft seine schon früher im Anschluß an M. Pistorius angestellten Untersuchungen über die Geschichte des mecklenburgischen Schulwesens, das ja noch heute trotz der Gesetzgebungen von 1896 und 1907 eine durch die Eigenart der Verfassung und der ständischen Verhältnisse des Gebietes bedingte Sonderstellung einnimmt. Durch Schnells Arbeit ist nun ein gewisser Abschluß in der mecklenburgischen Schulforschung geschaffen worden. Wir

7) Julius Ziehen, Volkserzieher. Leipzig 1911, Quelle u. Meyer. Geb. M. 3,80.

8) Kurt Kesseler, Das Lebenswerk der großen Pädagogen. Leipzig 1913, Julius Klinkhardt. Geb. M. 2,50.

9) Friedrich Lienhard, Aus dem Elsaß des XVIII. Jahrhunderts. Straßburg 1910. Friedrich Bull. Geh. M. 1,—.

10) Remigius Stölzle, Erziehungs- und Unterrichtsanstalten im Juliusspital zu Würzburg von 1580—1803. München 1914, Oskar Beck. Geh. M. 8,50.

11) Johannes Rinkefeil, Das Schulwesen der Stadt Borna bis zum Dreißigjährigen Kriege. Dresden 1916, Ramming'sche Buchdruckerei.

12) Schnell, Das städtische Bürgerschulwesen in Mecklenburg. Hamburg 1914, Richard Hermes. Geh. M. 2,60.

wissen die in der zeitweisen Verworrenheit der Zustände begründeten Schwierigkeiten, mit denen der Verfasser zu kämpfen hatte, wohl zu würdigen und rechnen ihm diesen Abschluß als hohes Verdienst an.

In einer Zeit, in der das Problem der staatsbürgerlichen Erziehung immer mehr Bedeutung gewinnt, wird Adolf Seegers[13]) Versuch, Pestalozzi und seine pädagogischen Bestrebungen im Zusammenhang mit seinen politischen Anschauungen und den sozialpolitischen Strömungen jenes Zeitalters darzustellen, regen Anteil erwecken. Nicht nur biographisch wird hier manches neue Licht auf den Lebensweg des genialen Pädagogen geworfen, sondern auch durch die Betonung der politischen Seite seiner Gedankengänge eine schließliche Ausschöpfung dieses systematisch so schwer faßbaren Geistes vorbereitet. — In 2. Auflage liegt uns Otto Flügels[14]) kleines, aber liebenswertes Herbartbüchlein vor. Neues über Herbart enthält diese Schrift kaum, sie will nichts sein als eine kurze, gemeinverständliche Darstellung seines Lebens und seiner Lehre. — Eine tüchtige Studie lieferte Kurt Levinstein[15]) über die Erziehungslehre E. M. Arndts. Es werden darin Verbindungen freigelegt, die von Arndt zu Rousseau, zum klassischen Altertum, zu Salzmann und Pestalozzi laufen. Mannigfache Erziehungsfragen werden erörtert und dabei das selbständige Gepräge der Arndtschen Pädagogik festgestellt. Es bedeutet das insofern eine Ehrenrettung Arndts, als man heute in mehr als einer Geschichte der Pädagogik die Anschauung vertreten findet, daß seine „Fragmente" nichts als eine unselbständige Synthese von Plato, Rousseau und Pestalozzi" (s. Ziegler) seien.

Daß wir in der pädagogischen Entwicklung über die Zeit der Ansätze zu fruchtbaren Neubildungen hinaus sind, sucht eine Schrift von Ernst Hierl[16]) zu beweisen, die es unternimmt, die geschichtlichen Grundlagen der Gegenwartspädagogik herauszuarbeiten und so durch Eingliederung in das geschichtliche Werden einer wissenschaftlichen Anerkennung neuzeitlicher Erziehungsbestrebungen den Weg zu bahnen. Das Buch ist reich an trefflichen Ausführungen zu pädagogischen Zeit- und Zukunftsfragen. — Eine Einführung in die Hauptströmungen der Gegenwart gibt Anton Herget[17]) in zwei mit Pädagogenbildern schön ausgestatteten Bändchen. Arbeitsschule, Kunsterziehung, staatsbürgerliche Erziehung; Moralpädagogik, experimentelle Pädagogik, Sozialpädagogik, Individualpädagogik, Nationalschule und natürliche Erziehung machen den gut vorgetragenen Inhalt aus. — Eine ganz ähnliche Darstellung von Einzelströmungen der Gegenwart, gruppiert um die Hauptvertreter derselben, bietet Kurt Kesseler.[18]) Ihm liegt besonders daran, diese Persönlichkeiten nach ihren philosophischen Grundanschauungen zu behandeln, und

---

13) Adolf Seeger, Pestalozzis sozialpolitische Anschauungen. Straßburg 1913, Friedrich Bull. Geh. M. 4,20.

14) Otto Flügel, Herbarts Lehren und Leben (2. Aufl.). (Aus Natur und Geisteswelt Bd. 164.) Leipzig 1912, B. G. Teubner.

15) Kurt Levinstein, Die Erziehungslehre Ernst Moritz Arndts. Berlin 1912, Weidmannsche Buchhandlung. Geh. M. 3,—.

16) Ernst Hierl, Die Entstehung der neuen Schule. Leipzig 1914, B. G. Teubner.

17) Anton Herget, Die wichtigsten Strömungen im pädagogischen Leben der Gegenwart (2 Bde.). Leipzig 1914—1915, Schulwissenschaftlicher Verlag A. Haase.

18) Kurt Kesseler, Pädagogische Charakterköpfe, eine Beleuchtung der Gegenwartspädagogik. Frankfurt a. M. 1916, Moritz Diesterweg. Geb. M. 3,50.

es gelingt ihm, aus einer Zusammenfassung des so Gewonnenen einen pädagogischen Idealismus zu entwickeln, dessen Ziele, Methoden und Organisation alle Beachtung verdienen.

Mit den pädagogischen Einrichtungen Frankreichs beschäftigt sich Georg Gloege[19]) auf Grund eingehender Studien und weiß auch für unsere Zustände Lehrreiches über die Erfahrungen zu berichten, die man im Nachbarlande bei den verschiedenartigen Versuchen, das Schulwesen zu reformieren, gemacht hat. — Ungleich lebendiger als er, schildert der Amerikaner Benjamin Ide Wheeler[20]) in für deutsche Studenten bestimmten Vorlesungen die schulpolitischen und Unterrichtsverhältnisse der Vereinigten Staaten im Zusammenhange mit der eigenartigen Atmosphäre der transatlantischen Demokratie, aus der sie hervorgegangen sind.

Durch eine geschickte Zusammenstellung von Quellenstücken machten sich A. Teuscher und Th. Franke[21]) in gemeinsamer Arbeit um das Problem der Arbeitsschule geschichtlich verdient. Biographische Einleitungen und ein Schlagwörterverzeichnis erleichtern dem Leser den Gebrauch des Buches.

Als Neudrucke liegen vor: Basedows berühmtes „Methodenbuch", von Theodor Fritzsch[22]) mit brauchbaren Anmerkungen und einem Register versehen, sowie Fröbels[23]) „Menschenerziehung", von H. Zimmermann ebenso trefflich besorgt und durch eine wertvolle Beilage (Fröbels „Grundzüge der Menschenerziehung") bereichert. — Auszüge aus Kants Schrift über Pädagogik und aus Schleiermachers Predigten stellte H. Bardhausen[24]) feinsinnig zusammen und versah sie mit einer guten biographischen Einleitung. — Salzmanns eigenartiges Krebsbüchlein wurde von H. Müller[25]) und sein pädagogisches Volksbuch „Konrad Kiefer" von L. Schwenkow[26]) zweckmäßig gekürzt und zu brauchbarer Seminarlektüre zugeschnitten.

2. Systematische Pädagogik.

An die Spitze dieser Betrachtung stellen wir Paulsens[27]) Pädagogik (2. u. 3. Aufl.), weil sie uns in ihrer idealistischen Begründung dem Zeitgeiste zu entsprechen

19) Georg Gloege, Das höhere Schulwesen Frankreichs. Berlin 1913, Weidmannsche Buchhandlung. Geh. M. 2,40.

20) Benjamin Ide Wheeler, Unterricht und Demokratie in Amerika. Straßburg 1910, Karl J. Trübner.

21) A. Teuscher und Th. Franke, Quellen zur Geschichte der Arbeitsschule. (Koehlers Lehrerbibliothek Bd. 4.) Leipzig 1913. Brosch. M. 3,50.

22) Joh. Bernhard Basedows Methodenbuch. Herausg. von Th. Fritzsch. (Koehlers Lehrerbibliothek Bd. 3.) Leipzig 1913. Brosch. M. 3,50.

23) Fröbels „Menschenerziehung". Mit einer Beilage („Grundzüge der Menschenerziehung"), Einleitung und Register, herausg. von Hans Zimmermann. (Koehlers Lehrerbibliothek.) Leipzig 1913. Brosch. M. 4,80.

24) „Kant und Schleiermacher als Pädagogen." Eine Auswahl aus ihren Schriften, herausg. von G. Bardhausen. Leipzig 1914, Velhagen u. Klasing. Geb. M. 0,80.

25) Chr. G. Salzmann, „Krebsbüchlein". Zum Gebrauch in Seminarien mit einer Einleitung und Anmerkungen herausg. von Heinrich Müller. Leipzig 1911, Velhagen u. Klasing. Geb. M. 0,90.

26) Chr. G. Salzmann, „Konrad Kiefer". Zum Gebrauch an Seminarien herausg. von Ludolf Schwenkow. Leipzig 1911, Velhagen u. Klasing. Geb. M. 1,10.

27) Friedrich Paulsen, Pädagogik. (2. u. 3. Aufl.) Stuttgart 1911, J. G. Cottasche Buchhandlung. Geh. M. 6,50.

scheint. Willensbildung und als Ziel derselben die Erhebung des Menschen zur sittlichen Freiheit, zur sittlichen Persönlichkeit wird in den Vordergrund aller pädagogischen Interessen gestellt; die einseitige Verstandspflege früherer Zeiten hat in die zweite Linie zu weichen. Dem höheren Lehrer steckt Paulsen hohe Ziele und belädt ihn mit der schweren Verantwortung, als Wissenschaftler und Erzieher zugleich durch Lehre und Zucht, durch Hervorkehrung der eigenen sittlichen Persönlichkeit Ehrfurcht und Selbsttätigkeit zu erwecken. Als Folgen dieser Auffassung der Erziehung werden die Tugenden der Tapferkeit, Beharrlichkeit, Wahrhaftigkeit und Besonnenheit genannt und in geistiger Beziehung die Fähigkeiten der Analysis und Synthesis, die wichtiger sind als alle Anhäufung von unverdauten Kenntnissen. Paulsen ist ein Lehrer der Lehrer und seine Bestrebungen werden in seinem Werke, einer Pädagogik der Pädagogen, zur Tat. Besonders beachtenswert erscheint uns seine grundsätzliche Auseinandersetzung mit einzelnen Unterrichtsfächern und Bildungsfragen. — Als Absage an die Herbartschule ist eine Vortragssammlung von Theobald Ziegler[28]) (in 4. Aufl.) aufzufassen. Sie ist jedoch keineswegs an die Systeme der Herbartantipoden angelehnt, sondern aus der pädagogischen Tätigkeit des Verfassers erwachsen, steht also mit beiden Füßen auf dem festen Boden der Erfahrung. Das Ziel der Erziehung wird ins Unbestimmt-Allgemeine gezogen und hängt in letzter Instanz an einer Definition des Begriffes „Mensch" (Ziegler will die Jugend zu dem erziehen, was sie ihrer Anlage nach ist, zum Menschen); besagte Definition aber bleibt er seinem Leser schuldig. — Ein Buch für Lehrer und die es werden wollen, nennt sich Hermann Itschners[29]) Unterrichtslehre. Der Verfasser kennzeichnet schon durch diese Benennung, daß es ihm darum zu tun ist, den Schwerpunkt der Erziehung weniger in den Stoff als in den Stoffgestalter zu verlegen. Er faßt den Unterricht auf als Entbindung gestaltender Kräfte und steht bei der Bestimmung derselben mittelbar unter dem Einfluß der Kantischen Lehre von den Synthesen. Das Studium des kantbegeisterten Chamberlain hat es ihm ermöglicht, in Form und Inhalt von der allzu engen Kantauffassung frei zu werden. Ob seine Formulierungen richtig sind, hängt letzten Endes mit der noch immer nicht einwandfrei gelösten Frage zusammen, ob man überhaupt berechtigt ist, eine psychologische Deutung in den betreffenden Kantpartien zu suchen. Wir behaupten zwar, daß etwa Paulsen, der den Ton gleich stark auf die Befähigung zur Analyse und Synthese legt, der Erziehung in ihrem ganzen Umfang weit mehr gerecht wird, doch müssen wir anerkennen, daß wir lange kein Buch von gleicher Lebensunmittelbarkeit und von ähnlich berufsbegeisternder Wirkung in Händen gehabt haben. — Ohne die Absicht, seinem Leser ein bestimmtes philosophisch-pädagogisches System aufzuprägen, wendet sich A. Stößner[30]) mit einer Erziehungslehre an den jungen Lehrer. Er will ihm als Berater und Freund bei dem Bestreben, die praktischen Aufgaben seines Berufes in großer Auffassung zu begreifen, zur Seite stehen. Daß Stößners Vorgehen trotz-

---

28) Theobald Ziegler, Allgemeine Pädagogik. (4. Aufl.) (Aus Natur und Geisteswelt.) Leipzig 1914, B. G. Teubner.

29) Hermann Itschner, Unterrichtslehre. (2. Aufl.) Leipzig 1913, Quelle u. Meyer. Geb. M. 4,80.

30) Artur Stößner, Erziehungslehre. Leipzig 1916, Julius Klinkhardt. Geb. M. 3,—.

dem durch uneingestandene metaphysische und eingestandene physiologische und psychologische Überzeugungen bestimmt ist, erweisen die einleitenden Kapitel. — Weiteste Beachtung verdient Rudolf Lehmanns[31]) „Erziehung und Unterricht" (2. Aufl.) wegen seiner besonnenen Haltung in allen grundlegenden Fragen der praktischen Pädagogik. Es ist eine reichhaltige Grundlegung der Erziehungslehre von starkem Eigenwuchs. Seine Ausführungen z. B. über die „Philosophie als Gipfelpunkt des höheren Unterrichts" zu lesen, ist ein besonderer Genuß. (Er faßt die Philosophie nicht als bestimmtes Gebiet des menschlichen Denkens und Forschens, sondern als Art zu denken, als Methode zu forschen, die auf jedes Gebiet angewendet werden kann und will.)

Mit dem neuen Idealismus Euckens ist auch eine neuidealistische Pädagogik erwachsen. Ihr vorzüglichste Vertreter Gerhard Budde ist wohl einer der fruchtbarsten pädagogischen Schriftsteller überhaupt. Uns liegen vier seiner letzten Schriften vor. In 2. Auflage das Eucken zugeeignete Buch „Die Wandlungen des Bildungsideals in unserer Zeit"[32]), das mehr als jede andere seiner Arbeiten sein philosophisch-pädagogisches Glaubensbekenntnis in Auseinandersetzung mit den wichtigsten Strömungen der Vergangenheit und der Gegenwart enthält. — In einer weiteren Schrift[33]) sucht Budde zum geschichtlichen Verständnis derjenigen Bildungsprobleme beizutragen, die mit dem Gegensatz: Individuum und Allgemeinheit im Zusammenhang stehen. Er handelt also von Sozial- und Individualpädagogik, Persönlichkeitspädagogik, von allgemeiner und individueller Bildung und von der staatsbürgerlichen Erziehung. Weitblickende schulreformatorische Gedanken zur Schulhygiene, zur Reform des Religionsunterrichtes, zur Koedukation und eine Würdigung des reformatorischen Bildungsprogramms der Dr. Lietzschen Landerziehungsheime schließen diesen Gedankenkreis. — Eine Abrechnung mit dem pädagogischen Hegelianismus und einseitigen Intellektualismus der höheren Schulen und zugleich ein Versuch, die Hegelschen Fundamente durch neue, und zwar Euckensche, zu ersetzen, ist die vorliegende dritte Schrift.[34]) Wenn Eucken den Intellekt nur als eine Grundlage des Geisteslebens erkennt und die Wesentlichkeit der übrigen: Phantasie, Gemüt und Wille betont, dann ergibt sich naturgemäß für eine in seinem Gedankenbau großgewordene Pädagogik eine notwendige Schulreform. Wie diese im einzelnen für die höhere Knabenschule durchzuführen sei, weiß Budde überzeugend auszuführen. — Buddes[35]) vierte Schrift ist wiederum eine philosophische Beleuchtung der pädagogischen Hauptströmungen des 19. Jahrhunderts. Auch hier tritt er streitbar für den Euckenschen Idealismus ein und wiederholt vieles von dem schon an anderer

31) Rudolf Lehmann, Erziehung und Unterricht. (2. Aufl.) Berlin 1912, Weidmannsche Buchhandlung.

32) Gerhard Budde, Die Wandlung des Bildungsideals in unserer Zeit. (2. Aufl.) Langensalza 1912, Hermann Beyer u. Söhne. Geh. M. 4,50.

33) Gerhard Budde, Moderne Bildungsprobleme. Langensalza 1912, Hermann Beyer u. Söhne. Geh. M. 5,20.

34) Gerhard Budde, Versuch einer prinzipiellen Begründung der Pädagogik der höheren Knabenschulen auf Rudolf Euckens Philosophie. Langensalza 1911, Hermann Beyer u. Söhne. Geh. M. 2,—.

35) Gerhard Budde, Weltanschauung und Pädagogik in Einzelbildern. (6 Vorträge.) Langensalza 1911, Hermann Beyer u. Söhne. Geh. M. 1,80.

Stelle Gesagten. Trotzdem soll dem Buch, das aus Vorlesungen entstanden ist und deshalb den Vorzug der Unmittelbarkeit hat, seine Berechtigung nicht bestritten werden.

Eine Streitschrift, und deshalb, soweit es sich um Darstellung geschichtlicher Tatsachen handelt, nicht unvoreingenommen, ist die Schrift von Joseph Gotthardt[36]) über die Bildungsideale und ihre Wandlung im Geschichtsverlauf. Schilderung und Besprechung älterer Idealbildungen sind überall durch die Richtung des Verfassers beeinflußt und bereiten sein eigenes pädagogisches Ziel, das ziemlich dogmatisch bei „Thron und Altar" liegt und den Religionsunterricht in den Mittelpunkt des Gesamtunterrichts rückt, breit und nicht immer beweiskräftig vor. Es ist die Logik und die Entfaltung der Mittel wie bei einem mündlichen Überzeugungsversuche voll schöner Gebärden. Und so macht das Ganze den unvermuteten Eindruck einer guten langen Predigt. — Johannes Helm[37]) hat in L. Eid für die erneute Bearbeitung (6. Aufl.) seines pädagogischen Handbuches einen wertvollen Mitarbeiter gewonnen. Durch gemeinsame Tätigkeit ist es den beiden Verfassern gelungen, das gute alte Handbuch in ein besseres neues umzugestalten. Bewundernswert ist die übersichtliche Anordnung und die Fülle in langjähriger Erfahrung erprobter Fingerzeige. — Eine Sammlung philosophischer Begründungen pädagogischer Probleme lieferte Ernst Dowinkel.[38]) Für die herrschenden Bestrebungen, die Pädagogik nicht nur praktisch als Wissenschaft zu erweisen, sondern sie auch theoretisch in das System der Wissenschaften nach Grundsätzen einzugliedern, haben solche Versuche, ihre apriorischen Elemente hervorzukehren, wesentliche Bedeutung. — Otto Willmanns[39]) Vorträge erlebten eine 5. Auflage. Sie setzen ein Wiedererwachen der Herbart-Zillerschen Gedankengänge voraus, denn diese bilden den Leitfaden für Willmanns Streifzüge durch die Gefilde der Pädagogik. Die Auflage ist durch den bekannten Herbartforscher Theodor Fritzsch wesentlich umgestaltet worden.

Kerschensteiner[40]), über „Charakterbegriff und Charaktererziehung", trägt außerordentlich zur Klärung der in der Erziehung täglich angewandten psychologischen Begriffe dadurch bei, daß er nach eingehender kritischer Auseinandersetzung mit der theoretischen Psychologie unumstößlich formuliert. Er entgeht leicht durch seinen vielseitigen biologischen Einblick in die seelischen Strukturen der Gefahr, die Formeln auf psychologischem Gebiete in sich tragen, der Gefahr des Fertigseins und des Dogmas. Kerschensteiner will aber mehr leisten als die bloße Lösung einer psychologischen Frage, deshalb handelt er ausführlich von der Erziehung des Charakters (und zwar im Rahmen der Familie, der Schule) und von der Einzelerziehung. In dieser Gliederung ist eine Aufwärtsbewegung zu erkennen, die sich seiner Glie-

36) Joseph Gotthardt, Alte und moderne Bildungsideale. (2 Bde.) Arnsberg 1913, J. Stahl.

37) Johannes Helm, Handbuch der allgemeinen Pädagogik mit besonderer Unterrichtslehre. (6. Aufl.) Leipzig 1913, A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung. Geb. M. 5,50.

38) Ernst Dowinkel, Beiträge zur Philosophie und Pädagogik. Berlin 1912, Leonhard Simion.

39) Otto Willmann, Pädagogische Vorträge. (5. Aufl.) Leipzig 1916, Gustav Gräbner. Geb. M. 3,—.

40) Georg Kerschensteiner, Charakterbegriff und Charaktererziehung. Leipzig 1912, B. G. Teubner. Geb. M. 3,20.

derung der „staatsbürgerlichen Erziehung" parallel legt. — In gleicher Weise begriffsklärend und neu formulierend greift Kerschensteiner[41]) in die Debatte über die Arbeitsschule ein. Er zeigt, wie dieser Gedanke zu Ende zu denken und von den Schlacken, die ihm aus dem Streit der Meinungen anhaften, zu reinigen sei. Er weist seine pragmatische Bedeutung für die Berufsbildung, seine ethische Bedeutung für die Versittlichung der Berufsaufgaben und seine soziale, über die Arbeitsgemeinschaft zur Staatsgemeinschaft hinführende Wirkung nach, indem er neben diesem Ziel auch die Wege an einem Organisationsbeispiel aufzeigt.

In raschem Fluge durcheilt Rein[42]) das Feld der Pädagogik, bestrebt, zwischen echtem Konservativismus und echtem Liberalismus im Sinne Herbarts zu vermitteln. Er sucht in dem chaotischen Werden der pädagogischen Strömungen das Bleibende vom Wandelbaren zu scheiden und hebt als solches und zugleich als feste Stützpunkte für das erzieherische Handeln die Gesetze des psychischen Geschehens und die sittlichen Normen des Gemeinschaftslebens hervor. — „Zurück zu Herbart" ruft Felsch[43]) seinen Lesern zu. Ablehnung alles dessen, was da neu aufkeimen will und als neu und jung doch wohl vorsichtiger angefaßt werden sollte, zeichnet ihn besonders aus. Wir können jedoch im Namen der Neuen nicht zugeben, daß alle diese Bestrebungen so ganz und gar unklar gedacht und im Sturm und Drang erzeugt seien. Das eingestandene Unvermögen des Verfassers, etwa den psychologischen Gegensatz zwischen der nachschaffenden Tätigkeit in der Lernschule und der neuschaffenden Tätigkeit (und dadurch bedingten erzieherischen Wirkung) in der Arbeitsschule verstehen zu können, ist keine Empfehlung für sein vielgepriesenes „ruhiges Abwägen", vor allem nicht für seinen Psychologenblick. Felsch' Schrift enthält gewiß berechtigte Vorwürfe und weist auf Mißstände hin, die durch Sportpsychologie und Laienpädagogik hervorgerufen wurden, alleinseligmachend ist jedoch die an Herbart erwachsene theoretisierende Psychologie auch nicht, sie hat vielmehr jeder praktischen (wenn auch systematisch ungenügend verankerten) Psychologie, wenn sie nur aus unmittelbarer Berührung mit dem Kinde hervorging, Platz zu machen. — Aus dem Kampf der Gegensätze fiel uns ein Büchlein in sehr bescheidenem Gewande von Julius Maria Becker[44]) auf den Tisch. Es liegt uns fern, Beckers wirklichkeitsfremde Gedankengänge restlos zu unterschreiben, und doch möchten wir sie unseren Allzukonservativen warm für eine stille Stunde der Vertiefung ans Herz legen, vielleicht daß doch bei dem einen oder anderen Leser ein verständnisvoller Ausgleich der Gegensätze ausgelöst wird. — Wider den pädagogischen Anarchismus, ohne sich der Gefahr auszusetzen, als reaktionär gelten zu müssen, streitet K. Wendling.[45]) Er versteht es, in weiser Mäßigung die unschönen Anwürfe, deren man bei

41) Georg Kerschensteiner, Begriff der Arbeitsschule. Leipzig 1912, B. G. Teubner. Geb. M. 2,—.

42) W. Rein, Sein und Werden im Reiche der Pädagogik. (Aus Schule und Leben.) Straßburg 1910. Geh. M. 1,40.

43) Felsch, Die Ethik im Dienste der Schule. (Aus Schule und Leben.) Straßburg 1911, Friedrich Bull. Geh. M. 1,—.

44) Julius Maria Becker, Der pädagogische Impressionismus. Aschaffenburg 1913, Paul Romberger. Geh. M. 1,—.

45) K. Wendling, Wider den pädagogischen Anarchismus. (Aus Schule und Leben.) Straßburg 1913, Friedrich Bull. Geh. M. 2,80.

einigen Neuerern leider viele findet, abzuschütteln, das Wertvolle auszuscheiden und seine Nutzbarmachung für die Erziehung anzubahnen.

Eine hübsche Aphorismensammlung aus den Schriften der Gegenwartspädagogen stellte Alwin Freudenberg[46]) nach brauchbaren Gesichtspunkten zusammen. Sie bildet in ihrer Art auch einen Überblick über die verschiedenartigen Strebungen der modernen Pädagogik, die den Vorteil hat, daß ihre führenden Geister selbst zu Worte kommen. Die Sammlung wird vielen Lesern eine Aufforderung und ein Anreiz zum eingehenden Studium der darin vertretenen Autoren sein.

(Fortsetzung folgt.)

Neuere Lyrik und Erzählungskunst.

Unter den Anthologien hat sich Wendts „Sammlung deutscher Gedichte" im Laufe der 50 Jahre, die seit ihrem ersten Erscheinen vergangen sind, einen geachteten Platz erworben. Ihr den auch für die Zukunft zu sichern, hat ein Schüler Wendts, August Hausrath, die 12. Auflage neubearbeitet.[1]) Aus früherer Zeit wurden das Volkslied, die Romantiker und die Schweizer stärker herangezogen; aber auch die neueste Dichtung hat allerhand beigesteuert, besonders natürlich die Kriegsdichtung. So hat sich das Buch wesentlich verjüngt, bleibt freilich immer noch merklich hinter dem erfolgreicheren Echtermeyer zurück. Außerdem ist die Fassung des gesamten Bestandes nachgeprüft und soweit möglich mit dem Urtext verglichen worden. Lediglich auf die zeitgenössische Kriegslyrik beschränkt sich die Sammlung Paul Langs „Die Trommel schlug zum Streite".[2]) Sie enthält 132 Gedichte, nach den Verfassernamen geordnet. Man wird manches vermissen; so fehlt, um nur eins der bekanntesten zu nennen, Zuckermanns Reiterlied. Aber man wird an dem Gebotenen selbst kaum einen Tadel finden. Offenbar legte Lang den Hauptnachdruck auf die Veranschaulichung des äußeren Erlebnisses, weniger auf den Stimmungsgehalt; daher überwiegen die erzählenden Gedichte. Die äußere Form des Buches ist schlicht, aber geschmackvoll, gar nicht schulmäßig, so daß es sich vortrefflich auch als Geschenk eignet. Nach einem ganz andern Gesichtspunkt hat Peper seine Auswahl aus der Lyrik des Weltkrieges getroffen.[3]) Neben dem künstlerischen Wert betont er zugleich den geschichtlichen. Die neue Dichtung ist ihm „ein herrliches Zeugnis von der tiefen Kraft des deutschen Volkskerns, von der inneren Wiedergeburt des deutschen Volksgeistes". Die dreiundsechzig von ihm ausgewählten Gedichte sollen die wesentlichen und starken Regungen, die die deutsche Volksseele in diesen Jahren durchzitterten, widerspiegeln. Etwas Ähnliches, nur für einen größeren Zeitraum, für die ganze deutsche Vergangenheit erstrebt Kloevekorn. Seine Sammlung zerfällt in zwei Teile, „Kriegsgedichte

46) Alwin Freudenberg, Aphorismen aus der Pädagogik der Gegenwart. Dresden 1912, Alwin Huhle.

1) Wendts Sammlung deutscher Gedichte für Schule und Haus. Neu bearbeitet von August Hausrath. Der Reihe nach 12. Aufl. Berlin, G. Grote. 622 S. M. 4,50.

2) Die Trommel schlug zum Streite. Vaterländisches Kriegslesebuch für Deutschlands Schulen. Schöne Gedichte aus der Zeit des großen Kriegs 1914—1916. Für den Schulgebrauch zusammengestellt von Paul Lang. München, Carl Schnell. 160 S. M. 1,80.

3) Deutsche Kriegslieder aus den Jahren 1914—16, ausgewählt von Wilhelm Peper. Leipzig, B. G. Teubner. Quellensammlung II Nr. 175. 32 S. M. 0,40.

vor dem Weltkrieg" und solche „aus dem Weltkrieg", doch ist der zweite Teil weitaus stärker und zählt doppelt so viel Stücke als der erste. Am Anfang steht eine Übersetzung des lateinischen Liedes auf die Karolingerschlacht bei Fontenoy (841); das Volkslied ist ziemlich schwach vertreten, dagegen ist die Lyrik unserer Tage gut durchgefühlt und ausgelesen.[4]) Kriegsdichtungen in Prosa aus der Zeit des Weltkrieges hat Mackel gesammelt[5]), und es ist überraschend, wieviel Gutes das große Erlebnis auch hier schon hat entstehen lassen. Die 14 Stücke von ebensoviel verschiedenen Verfassern, die Mackel nach dem äußeren Verlauf der Ereignisse geordnet hat, sind zwar ziemlich ungleich, doch bleibt nahezu jedes als Mittel für das Nacherleben der Jugend wertvoll. Nicht Dichtung, sondern lehrhafte Prosadarstellungen der Gegenwart aus Büchern, Zeitungen, amtlichen Veröffentlichungen u. ä. hat Müller zusammengestellt.[6]) Den Kämpfen selbst ist in dem kleinen Kriegslesebuch nur ein kurzer Abschnitt gewidmet, um so ausführlicher werden die Leistungen hinter der Front geschildert, vor allem die große Kulturarbeit, die unsere Feldgrauen vom gemeinen Mann bis zum General in den besetzten Gebieten vollbringen, zuletzt auch die Tätigkeit der Daheimgebliebenen. Natürlich sind es alles nur kurze Ausschnitte, immerhin entsteht ein anschauliches Gesamtbild der großen Zeit. Karl Credner-Brandenburg.

Ein Urteil über Lyriksammlungen abzugeben, ist fast unmöglich. Denn jede hat ihren Maßstab in der Persönlichkeit des Herausgebers, und je besser und geschlossener sie ist, um so mehr —, wo sie uns verwandt ist, werden wir zustimmen, dann wieder ablehnen oder anderes wünschen. So kann man eigentlich nur die Absicht jeder Sammlung kennzeichnen. Lang hat lediglich nach der künstlerischen Vollkommenheit gesammelt und will durch die Werke selbst ein vollständiges Bild der Entwicklung deutscher Lyrik — nicht der einzelnen Dichter — geben. Dadurch hat er eine gewisse Einheitlichkeit erreicht und er darf für sich in Anspruch nehmen, daß er mit feinem Verständnis gewählt hat. Unglücklich ist nur der Gedanke, die Zahl der Gedichte solle einen Anhaltspunkt für die lyrische Bedeutung jedes Dichters geben. — Ludin will mehr. Auch er erstrebt einen Entwicklungsgang deutscher Lyrik, zugleich aber will er die Literaturentwicklung von der Romantik bis zur Gegenwart kennzeichnen, so daß jeder Dichter Vertreter einer Literaturperiode, eines bestimmten Stils oder besonderer Anschauungsart sei. Dadurch mußte er manchen hervorragenden weglassen, minder bedeutende heranziehen; darunter leidet die dritte Aufgabe: Sinn für die Persönlichkeit zu wecken. Trotzdem ist es ein sehr anregendes Buch geworden. — Noch mehr vom literaturgeschichtlichen Standpunkt wählt und ordnet Kesseler, dadurch wird er manchem nicht gerecht, weil er das zeitgeschichtlich Bedeutende dem künstlerisch Besten vorziehen muß. Auch liegt die Gefahr nahe, daß man mehr Wert auf die Etikette legt, die man dem Dichter hier aufkleben kann, als aufs Verständnis

---

4) Deutsche Kriegsgedichte. Ausgewählt und für den Schulgebrauch herausg. von Fritz Kloeveforn. Bielefeld und Leipzig, Velhagen u. Klasing. Deutsche Schulausgabe Nr. 159. 112 S. M. 0,80.

5) Kriegsnovellen. Zum Schulgebrauch herausg. von Dr. Emil Mackel. Ebenda Nr. 166. 134 S. M. 1,—.

6) Daheim und Draußen. Kriegsaufsätze. Ausgewählt und für den Schulgebrauch herausg. von K. Müller. Ebenda Nr. 165. 138 S. M. 1,—.

seiner Art. Kesseler gibt erfreulicherweise die Werke der Dichter an, ausführlicher tut das Lyon, der auch kurze Lebensübersichten hinzufügt. Lyon ordnet die Dichter nach der Zeit und gibt auf 256 Seiten Proben von nicht weniger als 76 Dichtern von Spitteler bis Fritz v. Ostini — kann man aber mit einem oder zwei Gedichten wirklich einen Dichter kennzeichnen? Caselmann weist Angaben über Leben und Werke in den Anhang und läßt die Gedichte nur nach ihrem Inhalt wirken, indem er sie in vier Kreise ordnet: Natur; Vaterland, Heimat, Fremde; Liebe; Menschenleben, Los, Tod und Ewigkeit. Diese Anordnung und Auswahl halte ich für die günstigste für die Schule, wenn man nicht Langs rein künstlerischen Gesichtspunkt gelten lassen will. Nur inhaltlich bedingt ist Tongers bekannte Sammlung, von der wieder zwei Bändchen vorliegen (die Jugend behandelt das eine, Zweck und Wert des Lebens das andere), die sich wie ihre älteren Geschwister viel Freunde gewinnen werden.

Wenn ein Kenner wie Otto Anthes eine Auswahl Emanuel Geibels gibt, so wird's etwas Gutes. Anthes folgt Geibels eigener Einteilung, gibt aber in der Einleitung Gesichtspunkte zu anderer Ordnung.

Hans Benzmanns formgewandte und tiefe Balladen und Legenden regen zum Sinnen an; für die Welt der Schule kommt wohl nur die Ballade vom Bauern und dem Tod in Frage.

Otto Crusius hat während des Krieges durch seine volkstümlichen Gedichte uns allen wahre Freude bereitet. Auch in der vorliegenden Sammlung ist das volkstümlich Schlichte das Beste; so formsicher das andere ist, so ist hier doch das Gedankliche nicht überall in Dichtung aufgelöst. Am wertvollsten sind hier einige Gedichte, die Stoffe des Altertums wieder lebendig werden lassen. Diese und das Volkstümliche sind so gut, daß ich diesen Band angelegentlich empfehlen möchte.

Ein tiefinnerliches Buch schenkt uns Jakob Kneip. Eine Reihe von Gedichten, die in ihrer Gesamtheit ein geschlossenes Bild geben von äußerem und innerem Irregehen und vom Heimfinden einer Menschenseele, heim zur Heimat und heim zu ihrem Gott. Ein Buch, das man mit tiefer Ergriffenheit liest.

Otto Janke vereinigt eine ansprechende Auswahl von Gedichten Mörikes mit Briefen und einer Übersicht über seine Prosa, gegen die ich Verwahrung einlegen muß. Entweder gibt man dann die Erzählung ganz oder gar nicht, aber sie durch eine kurze Inhaltsangabe abzutun oder einen Auszug mit verbindendem Text des Herausgebers zu verabreichen — das ist poetischer Hausgreuel.

Otto Hellinghaus durfte seiner tüchtigen und beliebten Sammlung wieder drei Bände anreihen, die gutes altes Erzählergut hoffentlich recht breiten Kreisen zugänglich machen.

Aus neuester Zeit sammelte Heinrich Sehestedt mit gutem Geschick eine Reihe Erzählungen, die für die heranwachsende Jugend als Klassenlektüre gedacht sind. Gerade in den Übergangsjahren können wir unserer Jugend nicht genug guten Stoff in die Hand geben, um ihr Urteil zu bilden, und der Gedanke, gute Werke verschiedener Dichter zusammenzufassen und zu billigem Preis zur Verfügung zu stellen, ist lebhaft zu begrüßen.

Jan Jites Wanderbuch von Eilhard Erich Pauls, die Geschichte eines Jünglings unserer Tage; die poesieumflossene Heimat, die Kämpfe des Heranwachsenden um Klarheit über sich selbst, die selige erste Liebe und der Auszug zum

Kriege, der ihn schnell dahinrafft — alles ist von feiner, zarter Hand gezeichnet. Viel Persönliches hat der Dichter wohl hineingegeben und viel von seiner, des Lehrers, Liebe zu seinen Jungens. Ein wirklich guter Werderoman.

Als ein Erziehungsroman wird empfohlen: Albert Aegidius: die Siegesgöttin. Zum Wohle unseres Standes warne ich vor dieser Entgleisung, die einem Idealschulmeister (Gymnasialdirektor) und wenigen Getreuen eine Schar von übelsten Vertretern des Strebertums gegenüberstellt, die Frauen des Kollegiums entsprechend als Klatschbasen und schlimmste Giftmischerinnen. Das nennt der Begleitzettel Liebe und Verständnis für die deutsche Jugend (sie wird fast nur auf der Kneipe gezeigt) und ihre Lehrer! Manch gute Gedanken verraten freilich den Kenner der Schule; die Sprache ist unkünstlerisch.

1. Oskar Lang, Meister der deutschen Lyrik (von Klopstock bis Liliencron). Halle a. S., Otto Hendel. Geh. M. 2,50, geb. M. 3,—.
2. Alfred Ludin, Dichter und Zeiten. Ein Sammelband deutscher Lyrik des 19. Jahrhunderts. Frauenfeld, Huber u. Co. Geb. M. 3,—.
3. Kurt Kesseler, Deutsche Lyrik seit Goethe. Leipzig, Julius Klinkhardt.
4. Otto Lyon †, Neuere deutsche Lyrik. Auswahl. Velhagen u. Klasings deutsche Schulausgaben Nr. 143. Geb. M. 1,50.
5. August Caselmann, Neuere deutsche Lyrik. Bamberg, Büchner (Meisterwerke der Weltliteratur Nr. 9). Geh. M. 0,80, geb. M. 1,—.
6. P. J. Tonger, „Lebensfreude." Sprüche und Gedichte. Bd. 7: „Aus der Jugendzeit." Bd. 8: „Halt, steh still, mein Freund." Köln, P. J. Tonger. Geb. M. 1,—.
7. Emanuel Geibel, Gedichte. Velhagen u. Klasings deutsche Schulausgaben Nr. 158. Geb. M. 0,90.
8. O. Janke, Eduard Mörike. Berlin SW 68, C. Oehmigke (R. Appelius). Geb. M. 0,50.
9. Hans Benzmann, Balladen und Legenden. Leipzig, Hesse u. Becker.
10. Otto Crusius, Die heilige Not. München, Beck. M. 3,50.
11. Jakob Kneip, Bekenntnis. Der Nyland-Werke dritter Band. Leipzig. Im Insel-Verlag. 1917. Geh. M. 2,50, in Pappe M. 4,—.
12. Otto Hellinghaus, Bibliothek wertvoller Novellen und Erzählungen. XVI: August Hagen, Eichendorff, Körner. XVII: Moritz Hartmann, Stifter, Kopisch. XVIII: Stifter, Hauff, Alexis. Freiburg, Herder. Je M. 2,50.
13. Heinrich Sehestedt, Deutsche Erzählungen von Dichtern der Gegenwart. Leipzig, Hesse u. Becker. M. 1,20, geb. M. 1,50.
14. Eilhard Erich Pauls, Jan Jites Wanderbuch. Roman. Leipzig. C. F. Amelangs Verlag. Geh. M. 3,50, geb. M. 4,—.
15. Albert Aegidius, Die Siegesgöttin. Roman. Leipzig. Sally Rabinowitz. Geh. M. 5,—, geb. M. 6.50.

Hoffstaetter.

Deutschkundliche Ferienvorlesungen in Düsseldorf.

Der Düsseldorfer Philologenverein veranstaltete am 19.—21. April d. J. wieder eine mehrtägige Folge deutschkundlicher Vorlesungen. Der Besuch war fast doppelt so stark wie im vergangenen Jahr. Bojunga (Frankfurt a. M.) sprach über „Neue Wege im deutschen Sprachunterricht". Auszugehen ist vom Sprachschatz und Sprachgefühl der Schüler, dann der in Frage stehende Stoff möglichst vollständig zu sammeln, nach wesentlichen Gesichtspunkten zu bestimmen, zu sichten und zu einem einheitlichen Bau zusammenzufügen. Eine solche Behandlung des Sprachguts führt notwendig auf die Eigenart der verschiedenen Mundarten. Verfehlt ist es, die deutsche Sprache in das vielfach gar nicht passende Sprachgerüst des Lateinischen zu zwängen, die lebenden Sprachgruppen durch unzeitiges Hineindeuteln

geschichtlicher, längst erstorbener Verhältnisse zu vergewaltigen, die Spracherscheinungen einseitig nach den Gesetzen der Denk-, anstatt der Seelenlehre zu beurteilen. Pedelmann (Viersen) entwarf einen ausführlichen Plan für die deutsche Privatlektüre der Mittel- und Oberklassen. Der Vortrag erscheint demnächst im Verlage der Weidmannschen Buchhandlung. Board (Kunstakademie Düsseldorf) zeigte an der Hand geschickt gewählter Lichtbilder, was deutsche Kunst sei, und wußte namentlich in der reich verästelten Kultur des 19. Jahrhunderts feinsinnig das Deutsche vom Europäischen zu unterscheiden. Kreisschulinspektor C. Hauptmann (Mülhausen Els.), der Verfasser der „Nationalen Erdkunde", schilderte den „Kampf um den Indischen Ozean". Ausgehend von den ersten englischen Kriegsdrohungen, die der Bagdadbahnvertrag (1903) auslöste, zeigte der Redner, wie der Weltkrieg zugleich als Kampf Englands um den Indischen Ozean aufzufassen ist. Über unsere Aufgaben in der Türkei und der übrigen mohammedanischen Welt gab er manche belangreiche Aufschlüsse. Darauf sprach Wrede (Marburg) „Über den heutigen Stand der deutschen Mundartenforschung". Er schilderte die mannigfaltige und entsagungsreiche Kleinarbeit, die als Vorarbeit für den geplanten großen Sprachatlas des Deutschen Reiches nötig ist. Als sicheres Ergebnis stellte er fest, daß die Grenzen der einzelnen Mundarten nicht, wie man geglaubt hat, mit den alten Stammesgrenzen der Germanen zusammenfallen, sondern durch die Bildung der mittelalterlichen Fürsten- und Bistümer bedingt sind. Jahnke (Münster) hatte zum Gegenstand „Die Pflege der Sprache im deutschen Unterricht" gewählt. Er forderte vom Unterricht Erweckung von Ehrfurcht vor der Sprache, insbesondere vor der Muttersprache, weitgehende Einführung in das Werden der Sprache, in die Etymologie und den Wandel der Wortbedeutungen, in die Entstehung der Nebensätze, Belehrung über den Reichtum der Muttersprache, wobei die Anregung, kurze Fabeln zu anschaulichen Erzählungen ausspinnen zu lassen, besonderen Beifall fand. Howe (Düsseldorf) schloß die Reihe der Vorträge mit einem Lichtbildervortrag über Adolf Menzel, den er als deutschen Genius und als Vertreter eines allumfassenden Realismus, als einen einzig begabten und dabei demütigen Schüler der Allmutter Natur schilderte.

Dr. Laudien.

Mitteilungen.

Kultur und Schule. In immer weiteren Kreisen finden die Fragen der Schule jetzt Beachtung, immer klarer wird es, daß sie nicht nur die Lehrer angehen, sondern alle, die ihre Blicke auf die Zukunft unserer Kultur lenken. So widmen auch die Kulturzeitschriften Bildungs- und Erziehungsfragen jetzt viel Raum, ganz besonders Die Tat (Monatsschrift für die Zukunft deutscher Kultur, herausg. von Eugen Diederichs. Jena, Diederichs. Vierteljährl. M. 3,50, Einzelheft M. 1,20). Ich habe den letzten Jahrgang (VIII. Jahrg. 1916/17) mit lebhafter Freude durchgegangen und hebe hier aus der Fülle der behandelten Erziehungsfragen heraus, was unser besonderes Gebiet angeht.

Da handelt W. Ganzenmüller (S. 111) über die Erziehung zu deutschem Wesen und fordert eine Schule, wo alles in das Leben des deutschen Geistes einführt auf Grund eines deutschkundlichen Unterrichts (das Wort Deutschkunde gebraucht er nicht). Hans Oehler (S. 508) fordert eine grundsätzliche Erneuerung des Bildungswesens, das nicht auf Wissen ausgehen dürfe, sondern auf Erleben. Heinrich Driesmanns meint, vor der Sprachreinigung müsse eine Denkreinigung erfolgen, eine Wiedereinführung Goetheschen Sprachgeistes in die Wissenschaft und das Leben. Sehr wichtig ist Georg Kuselers Aufsatz: Plattdeutsch und Schule mit feinen Bemerkungen über die Förderung des Sprachgefühls durch systematisch gepflegten Vergleich zwischen Platt- und Hochdeutsch (S. 1118). Paul Zaunert (Volksüberlieferung und Bildungsprobleme S. 417) erklärt: „Unser ganzes Verhältnis zu unserer Literatur, unserem geistigen Besitz überhaupt ist noch zu sehr ein Beschreiben, Analysieren, Historisieren und unterbindet die aktiven Kräfte darin, statt sie unser Leben gestalten zu lassen; unsere Beziehungen zu unserer geistigen Habe und Erbschaft müssen umgestaltet werden." Wie er das durchgeführt sehen will, zeigt er am Märchen. Reinhard Buchwald (Die Erneuerung alter deutscher Dichtungen S. 515) will die echte Gestalt unserer alten Götter und Helden, die Form, die sie durch die großen Dichter des Mittelalters gewonnen

haben, und die Persönlichkeiten dieser Dichter selbst Gemeinbesitz unseres Volkes werden lassen, nicht um einer Erweiterung der literaturgeschichtlichen Bildung, sondern um der Bereicherung unseres Volkstums willen. Dazu sei aber Kenntnis der mittelhochdeutschen Texte nötig, weil das Übersetzen mhd. Verse ganz besondere Schwierigkeiten biete. Buchwald meint, diese Kenntnis könne man erleichtern, indem man statt der gelehrten Schreibweise eine rein lautliche einführe und eine teils erklärende, teils wörtliche Wiedergabe neben die Verse stelle; bei prosaischen Werken genüge Übertragung. Dieser wertvolle Vorschlag sei der eingehenden Nachprüfung gerade der Deutschlehrer empfohlen.

Für die Bildung des Sprachgefühls fordert E. Hierl (S. 948) viel mehr Freiheit; die deutsche Volkskunde soll Zwangsfach an allen Schulen werden, die besondere Bildung in der deutschen Sprache aber Wahlfach! (?)

Die Literaturgeschichtler seien hingewiesen auf R. Buchwald: Was ist deutsche Nationalliteratur? Er stellt fest, wie es eine deutsche Literatur in lateinischer Sprache gebe, so könne es auch Dichtungen in unserer Sprache geben, die doch in eine andere nationale Kulturentwicklung und in eine fremde Nationalliteratur gehören. Dies wendet er an auf die Frage nach dem Rechte des Judentums in der deutschen Dichtung.

Besonders empfehlen möchte ich Hans Muchs begeistertes Preislied auf die norddeutsche Backsteingotik (S. 1113).

Auch den Fragen der Schulorganisation wendet sich die „Die Tat" zu, so wenn Ganzenmüller neben den bestehenden höheren Schulen eine Einheitsschule fordert, in der Deutsch und Geschichte überwiegen sollen (S. 230), oder wenn Paul Östreich ein deutsches Einheitsgymnasium verlangt mit einem gemeinsamen Mindestmaß von Unentbehrlichem und sonst freier Fachwahl (S. 318).

Breiten Raum nehmen Fragen der Volksbildung ein, besonders kämpft Diederichs selbst dafür. So erstrebt er eine Gemeinde, „in der die Lehre von der Erscheinungsmöglichkeit des heiligen deutschen Geistes, von den Formen seiner bisherigen Offenbarung und den Hoffnungen auf seine künftigen Heilwirkungen" gepflegt werde (S. 105), und erhofft für die Zukunft, „daß sich deutsches Volksgefühl und starkes Staatsbewußtsein, persönlicher Freiheitssinn und bewußte Eingliederung des einzelnen ins Ganze, hohes Nationalgefühl und klares Weltbürgertum paaren". In diesem Sinne werden die verschiedensten Formen der Volksbildung behandelt.

Dieser kurze Überblick zeigt, wie die „Tat" Fragen behandelt, die uns Deutschlehrer unmittelbar angehen, sie werden dabei in Beziehung gebracht mit dem allgemeinen Ausbau unserer Kultur. So möchte ich die „Tat" jedem angelegentlichst empfehlen, der sein berufliches Schaffen in die großen Zusammenhänge unseres völkischen Lebens einordnen will. Daneben ist sie äußerst wichtig für jeden Freund der Jugend, da sie Stimmen aus den verschiedensten Lagern der Jugendbewegung bringt. — Hofstaetter.

Gern empfehlen wir: Hermann Mosapp: Reformations-Jubelbüchlein fürs deutsche evangelische Haus und Georg Buchwald: Martin Luther. Den deutschen evangelischen Kindern dargeboten. (Berlin W 35, Verlag des Evangelischen Bundes. Je M. 0,25.)

Wie unsere Vorfahren Gott suchten, zeigt Br. Bardo in seinen „Deutschen Gebeten" (Freiburg i. Br. Herder. Kart. M. 1,50.) Sind sie auch zumeist für die katholischen Kämpfer draußen bestimmt, so werden sie doch in ihrer Innigkeit auch jeden Freund deutscher Mystik, deutschen Gottsuchens erfreuen; sie gehen auf wissenschaftlich gesicherte Texte und Quellen zurück.

Erklärung. In Ergänzung meines Aufsatzes gegen Herrn Dr. Franz Schnaß in der Rheinischen Zeitung vom 24. Februar 1917 erkläre ich, daß auch in seinem Aufsatze: **Das bürgerliche Trauerspiel (Jg. 1914, Heft 10—12 dieser Zeitschrift) wesentliche Gedankengänge und Einzelheiten mein geistiges Eigentum sind.**

Dr. S. Simchowitz, Dramaturg d. Stadttheater u. Dozent a. d. Handelshochschule in Köln.

Für die Leitung verantwortlich: Dr. **Walther Hofstaetter,** Dresden 21, Elbstr. 1.
Alle Sendungen sind an seine Anschrift zu richten.

Heinrich v. Kleist und Torquato Tasso.

Eine Studie über literarischen Einfluß.

Von **Julius Petersen** in Frankfurt a. M.

(Forts. von S. 289 und Schluß.)

8. Peter der Einsiedler bei Tasso.

Das Titelbild der ersten deutschen Übersetzung des „Befreiten Jerusalem", die Dietrich von dem Werder 1626 erscheinen ließ, zeigt die Gestalten der 4 Hauptpersonen der Dichtung: in der oberen Reihe steht Peter der Eremit zusammen mit Gottfried, in der unteren Rinaldo und Tancred. Scheint Peter auch als Nichtkämpfer hinter den aktiven Helden zurückzustehen und beansprucht sein Wirken in der Dichtung viel weniger Raum als die Abenteuer der Kämpfenden, so ist die Art seines Hervortretens doch nicht minder eindrucksvoll. Er bedeutet mehr als Nestor und Teiresias zusammengenommen; er ist nicht nur weiser Ratgeber und weitausschauender Seher, sondern das geistige Haupt der Unternehmung (del gran passaggio Autor primiero). In ihm ist die ganze religiöse Kraft und gottdurchdrungene Zuversicht des Kreuzfahrertums verkörpert, die in allen Entscheidungen und Krisen sieghaft sich Bahn bricht. Auf Peters Antrag wird Gottfried zum Führer des christlichen Heeres gewählt (I, 29ff.); Peters Zuspruch richtet Tancred nach Clorindens Tod wieder auf (XII, 85ff.); er vermag auch Gottfrieds Sorgen zu bannen (XIII, 50ff.); er weiß, daß der totgeglaubte Rinaldo noch lebt, und er allein vermag den alten Einsiedler zu bezeichnen, der als sein geistiges Geschöpf und sein Ebenbild den Weg weisen wird (XIV, 18, 29f., 46). Den zurückgekehrten Rinaldo aber versöhnt er mit Gott (XVIII, 6ff.). Gottes Geist erfüllt seine eigene Brust (X, 73ff.); Gottes Stimme dringt aus seinem Munde; seinem inneren Schauen enthüllt sich die Zukunft; er sieht die Stunde nahe, da Zion fallen wird (Non è lontana ommai l'ora prescritta Che fia presa Sion). Unwandelbar und unerschütterlich ist sein Blick auf die Bezwingung der heiligen Stadt gerichtet; so ist er der eigentliche Träger des großen Zielgedankens, der das ganze Kreuzfahrerheer beherrscht.

Hier muß der Punkt liegen, von dem aus Kleist in der Pariser Zeit sich in diese Gestalt einleben konnte. Auf dem Wege nach Paris hatte er sich dem Tancred verglichen, den er möglicherweise nur aus Goethes Erwähnung kannte. Im gleichen Briefe an die Braut gibt er Dresdner Eindrücke wieder: Erinnerungen an den einzigen Rafael, vor dessen Mutter Gottes er stundenlang gestanden hat; neidvolle Gedanken an die glücklichen Künstler, „welche

kein Zweifel um das Wahre, das sich nirgends findet, gekümmert, die nur in dem Schönen leben, das sich doch zuweilen, wenn auch nur als Ideal, ihnen zeigt". Hier bietet sich zum erstenmal der Ausweg aus der Wahrheitskrisis durch schöpferisches Künstlertum. In diesem Zusammenhang gedenkt Kleist auch der katholischen Kirchenmusik, die er in Dresden gehört hat: „Mitten vor dem Altar, an seinen untersten Stufen, kniete jedesmal, ganz isoliert von den andern, ein gemeiner Mensch, das Haupt auf die höheren Stufen gebückt, betend mit Inbrunst. Ihn quälte kein Zweifel, er glaubt. — Ich hatte eine unbeschreibliche Sehnsucht, mich neben ihn niederzuwerfen und zu weinen — ach, nur einen Tropfen Vergessenheit, und mit Wollust würde ich katholisch werden." Welche Wandlung ist mit Kleist vorgegangen, der noch 8 Monate zuvor in Würzburg als nüchterner Rationalist über alle kirchlichen Zeremonien, die das Gefühl ersticken, abgesprochen hatte in der Überzeugung, „daß alle diese Präparate nicht einen einzigen vernünftigen Gedanken erwecken" (Werke V, 116). Noch in der Legende der „Heiligen Cäcilia" klingt im Schicksal der vier durch die Gewalt der Musik niedergeschmetterten Bilderstürmer die Erschütterung dieser Stunde nach. In Paris aber sieht er sogar die große Natur in einem prachtvollen Bilde als „Kathedrale der Gottheit, deren Gewölbe der Himmel, deren Säulen die Alpen, deren Kronleuchter die Sterne, deren Chorknaben die Jahreszeiten sind, welche Düfte schwingen in den Rauchfässern der Blumen gegen die Altäre der Felder, an welchen Gott Messe lieset und Freuden austeilet zum Abendmahl unter der Kirchenmusik ..."

Die musikalisch-religiösen Eindrücke des Dresdner Aufenthaltes haben die Grundstimmung für die Aufnahme der katholischen Glaubensdichtung Tassos bereitet. Wenn Kleist nunmehr das „Befreite Jerusalem" zu lesen beginnt, wird er zu der Stelle gelangen, da Peter der Einsiedler den zusammengebrochenen Tancred wieder aufrichtet. Tancred, der in der Scheinwelt des Zauberwaldes aus dem getroffenen Baum Clorindens Stimme zu vernehmen glaubt, ist wie die Väter der Familie Schroffenstein das Opfer seiner verblendeten Sinne. Dieser Tancred bedeutete für Kleist das Sinnbild seines eigenen Seelenzustandes zu einer Zeit, da er selbst nach Vernichtung seines Wahrheitsbegriffes sich einem blinden unerkennbaren Schicksal überantwortet sah. Peter, dessen unbeirrbar auf das Ewige gerichteter innerer Sinn der sichere Kompaß seines Handelns ist, zeigt den Ausweg aus dem Labyrinth; Vertrauen auf die Kraft des Gefühls, Abschließung von allen verwirrenden Eindrücken der Außenwelt, Hingabe an den Dienst der Menschheit unter Verzicht auf persönliches Glück, das sind die befreienden Lebensziele, die aus der tiefen Niedergeschlagenheit erretten. Auch auf dem Wege der Kantschen praktischen Philosophie konnte Kleist, der die neue Lehre nach Frankreich zu verpflanzen beabsichtigte, zu diesem Wiederaufbau seiner optimistischen Weltanschauung gelangen, aber die Dichtung gab der Phantasie des Sterbenden in dem großen Symbol Jeru-

salem einen Halt und ein Motiv zu eigener dichterischer Gestaltung. Wie Goethe, der auf dem Wege nach Weimar sich dem von Furien gejagten Orest verglichen hatte, in Iphigenie das Sinnbild seiner seelischen Läuterung und Mäßigung sich schuf, so fand Kleist, der sich dem durch Selbstquälerei zerrissenen Tancred verglichen hatte, in Tassos Peter die „Gewißheit und Sicherheit der Seele" verkörpert, die er zu seinem die ganze Bahn der Zukunft bestimmenden Schritt brauchte (V, 250).

Kleist müßte Tasso danach spätestens 1801 gelesen haben, zu einer Zeit, wo die Griessche Übersetzung erst in Teilen vorlag; Heinses Prosa bot die Namensform „Peter der Einsiedler", während alle metrischen Übertragungen notgedrungen von dem „Eremiten" sprechen. Ob Kleist Heinses Buch auf die Reise mitnahm, oder ob er etwa im Mai 1801 durch den Besuch bei Heinses Freund Gleim, der ihm auch das Stichwort des „schönen Werkes" und der „großen Tat" gab (vgl. unten S. 340 Anm.[2]), darauf hingewiesen wurde, läßt sich nicht feststellen.

War nun Peter der Einsiedler für Kleist ein dramatischer Held? So wenig als Gottfried v. Bouillon, wird man sagen. Und doch würde Peter in seiner religiösen Bestimmtheit unter den Gestalten der Kleistschen Dichtung nicht allein stehen; er ist der Vorläufer einer der persönlichsten Kleistschen Schöpfungen der späteren Zeit, einer Figur, die gleich ihm durch visionäre Erweckung und innere Erleuchtung und Kraft des Gefühls geleitet wird, nämlich des Käthchen von Heilbronn.[1]) Wie Käthchen zu Penthesilea, so verhält sich Peter zu Tancred; es scheinen Gegenpole zu sein, und es ist doch dasselbe Wesen, nur unter entgegengesetzten Beziehungen gedacht; es ist die Seele des Dichters, das eine Mal in Disharmonie zerrissen, das andere Mal in selbstsicherer Harmonie. „So widersprechen sich in mir Handlung und Gefühl — ach, es ist ekelhaft zu leben", so schreibt Kleist am 3. Juni 1801, wenige Tage, nachdem er sich mit Tancred verglichen hat, und wieder handelt es sich um das Verhältnis zu den liebsten und teuersten Menschen, die er verletzt hat. Wie Tancred, so handeln gegen ihr Gefühl die verblendeten Väter der Familie Schroffenstein und Robert Guiscard, der (wenn anders die Rekonstruktion richtig ist) sein liebstes Kind benachteiligen muß. Zur furchtbarsten Selbstzerstörung aber ist dieser Zwiespalt zwischen Handlung und Gefühl in Penthesilea gesteigert. Diesen Widerstreit kennen weder Peter noch Käthchen, denn ihr Handeln ist allein durch ihr Gefühl bestimmt. Ihre Seele liegt im natürlichen Schwerpunkt ihres Wesens, von dem aus alle Bewegungen mit der gottähnlichen Sicherheit der Marionetten regiert werden. Wenn die Offenbarung der natürlichen Grazie, die durch das Bewußtsein des Menschen zerstört wird, wirklich auf Eindrücke eines Puppentheaters im Winter 1801

1) Vgl. Meyer-Benfey, Das Drama Heinr. v. Kleists II, 136. — Röbbeling, Kleists Käthchen von Heilbronn. Bausteine 2, S. 56f.

zurückgeht, wie der Aufsatz „Über das Marionettentheater" angibt, so ist es gerade die Zeit, in der sich Kleist mit „Peter dem Einsiedler" trug, und die erste Nutzanwendung dieser Beobachtung konnte der geplanten Dichtung zugute kommen.

9. Peter und Guiscard.

Daß eine Ausarbeitung des Peter-Dramas in der Pariser Zeit begann, ist unwahrscheinlich. Die „Familie Schroffenstein" wurde erst in der Schweiz beendet, und dafür, daß der Plan des „Robert Guiscard" schon in Paris entstand, fehlt jeder Beweis.[1]) Der Platz des „Peter" aber ist zwischen diesen beiden Dichtungen. Weiter muß seine Stellung zum „Leopold von Österreich", mit dem er zusammen genannt wird, bestimmt werden. Für die Datierung dieses Planes, der erst dem Schweizer Boden entwachsen sein kann, gibt der Brief an Ulrike vom 1. Mai 1802 einen Anhaltspunkt; danach war Kleist, ehe er sich für die Aare-Insel entschloß (also im Februar 1802), im Begriff, nach Wien zu gehen, weil es ihm an Büchern fehlte. „Doch es geht so auch und vielleicht noch besser. — Auf den Winter aber werde ich dorthin oder vielleicht gar schon nach Berlin" — diese Sätze sind schon von Meyer-Benfey auf eine einstweilige Aufgabe oder Zurückstellung des „Leopold von Österreich" gedeutet worden. Die Arbeit aber, der mit diesem Brief ein halber Tag gestohlen wird, soll bereits der „Robert Guiscard" sein, der aus Studien und Vorarbeiten in das Stadium des eigentlichen Phantasieschaffens übergegangen sei. Das Halbtausend Tage des Ringens um den Lorbeer, auf das Kleist am 5. Oktober 1803 zurückblickt, beginnt im Mai 1802. Aber noch ist der Guiscard nicht die einzige Karte, auf die der Dichter seine ganze Existenz setzt. „Ein schön Gedicht und eine große Tat" sind, in Erinnerung an Gleims Freundschaftstempel[2]), zwei von den drei Dingen, die er in diesem Brief vor seinem Tode sich wünscht; noch ist Gedicht und Tat nicht eines und dasselbe, wie später in der Zeit der fieberhaftesten Kraftanspannung. Wohl wird mit Erwähnung der seltsamen Furcht, vor Vollendung der Arbeit zu sterben, auf das Motiv hingedeutet, aus dem die Guiscard-Tragödie sich entwickelt. Aber mit ganz anderer Leidenschaftlichkeit bricht am Ende des Jahres (in Weimar, 9. Dezember) dieses Angstgefühl hervor: „O Jesus! Wenn ich es doch vollenden könnte! Diesen einzigen Wunsch soll mir der Himmel erfüllen; und dann mag er tun, was er will." Die ruhige Selbstbeobachtung dagegen

---

1) Meyer-Benfey I, 178f., II, 533f.

2) Der durch den Besuch bei Gleim gestärkte Familienstolz wirkt auf die Steigerung der Ruhmsucht hin. Vgl. den Bericht an Wilhelmine vom 3. Juni 1801: „Er führte uns in sein Cabinet, geschmückt mit Gemälden seiner Freunde. Da ist keiner, sagte er, der nicht ein schönes Werk schrieb oder eine große Tat begieng. Kleist that beides und Kleist stand oben an." In Erinnerung an diese Stunde erscheint dem Zusammenbrechenden die Arbeit an Guiscard als ein Versuch, „zu so vielen Kränzen noch einen auf unsere Familie herabzuringen".

im Brief vom 1. Mai dieses Jahres zeigt, daß die tragische Grundstimmung des Ringens mit einem übermächtigen Verhängnis noch nicht zur vollen Herrschaft gelangt ist; schon der Brief an Wilhelmine vom 20. Mai klingt aus einem ganz anderen Ton, dessen Verschiedenheit nicht allein durch die Bestimmung für eine andere Empfängerin erklärt werden kann: zum erstenmal erscheint jetzt an Stelle der Ehrenschuld, Gutes zu tun (an Wilhelmine, 10. Oktober 1801) der persönliche Ehrgeiz als Antrieb des Strebens. Es heißt nicht mehr wie im „Faust": „Die Tat ist alles, nichts der Ruhm." Die brennende Sehnsucht nach Ruhm aber kämpft in diesem Bekenntnis bereits gegen die Hoffnungslosigkeit des Gelingens: „Ich werde wahrscheinlicherweise niemals in mein Vaterland zurückkehren: ich habe keinen andern Wunsch als bald zu sterben."

Die Wandlung des religiösen Altruismus in persönliche Ruhmsucht ist für den Übergang vom „Peter" zum „Guiscard" symptomatisch. Aus den Briefen läßt sich der Wendepunkt mit ziemlicher Deutlichkeit bestimmen. Für seine drei Wünsche, die er wie Mönchsgelübde beim Auf- und Untergange der Sonne wiederholte, wollte Kleist in Paris allen Ehrgeiz fahren lassen. „Nachruhm! Was ist das für ein seltsames Ding, das man erst genießen kann, wenn man nicht mehr ist? O über den Irrtum, der die Menschen um zwei Leben betrügt, der sie selbst nach dem Tode noch äfft!" (15. August 1801). In dem Brief an Ulrike vom 12. Januar 1802 wird die Verlockung des Ehrgeizes noch als ein gefährliches Phantom zurückgewiesen: „Ach, es ist unverantwortlich, den Ehrgeiz in uns zu erwecken, einer Furie zum Raube sind wir hingegeben" (V, 275). Am 20. Mai 1802 bricht das offene Geständnis, dem Dämon verfallen zu sein, hervor. Eine ähnliche Wandlung macht das Verhältnis zum Todesgedanken durch: am 21. Juli 1801 ist von Nichtachtung und leichtem, freudigem Wegwerfen des Lebens die Rede (244, 29), am 1. Mai 1802 von erhabenem Wegwerfen und würdigem Beschließen des Lebens nach vollendeter Tat. Der wachsende Ehrgeiz klammert sich inbrünstig an die karge Schaffensfrist, die das Leben zu bieten hat. In der leidenschaftlichen Sorge um die Vollendung kommt im Laufe des Mai 1802 die tragische Guiscard-Stimmung zur Entwicklung.

Zwischen der Zurückstellung des „Leopold von Österreich" und den Anfängen des „Robert Guiscard" liegen die glücklichen Apriltage auf der Delosea-Insel. Sind sie, wie Meyer-Benfey meint, durch Vorarbeiten zum Guiscard ausgefüllt, oder ist die Arbeit, für die Kleist das Einsiedlerleben aufgesucht hat, keine andere als „Peter der Einsiedler"? Der Widerspruch der beiden Behauptungen ließe sich lösen, wenn nachzuweisen wäre, daß die Arbeit an dem Peter-Drama schließlich eine Vorarbeit zum Guiscard wurde, und wenn sich der Punkt finden ließe, wo die Eingebung der neuen Dichtung aus dem älteren Plane hervorgeht.

Meist pflegt „Leopold von Österreich" als Vorstufe des „Robert Guiscard" betrachtet zu werden. Die Lagerszene, von der Pfuel berichtet hat, bildet freilich nur eine ganz äußerliche Verknüpfung, und das fatalistische Motiv nimmt sogar geradezu eine entgegengesetzte Wendung: die schwarzen Würfel der österreichischen Ritter am Vorabend von Sempach deuten auf ein Unheil, das tatsächlich eintreten wird; Guiscards sicherer Glaube an Erfolg (Vers 448: In Stambul halt' ich still und eher nicht), der auf einer geheimen Gewißheit oder Weissagung beruhen muß, wird sich als Täuschung erweisen, ebenso wie Wallensteins Vertrauen auf Oktavio, das in wörtlich derselben Andeutung sich aussprach (vgl. oben S. 278). In der Gegensätzlichkeit sucht Meyer-Benfey (II, 312) eine Beziehung zu erkennen, die den Übergang von Leopold zu Guiscard erklären soll: Kleists Sympathie stand auf Seiten der Schweizer; Leopold war kein Held, mit dem er sich ganz identifizieren konnte; einen solchen fand er in Guiscard. Einen solchen besaß er aber, muß man sagen, in Peter dem Einsiedler. Auch Peter und Guiscard sind im Innersten verwandt; das persönlich-Kleistische, das in beiden Charakteren liegt, ist das unerschütterliche Festhalten an einem hohen Ziel und die innere Gewißheit, es zu erreichen. Es sind zwei große Weltsymbole, nach denen sie streben: Jerusalem und Byzanz. Das eine, das Sinnbild der Welterlösung durch die Kraft und den Dienst des Glaubens, entspricht Kleists Stimmung, solange er die Schuld des Menschen, etwas Gutes zu tun, als innere Vorschrift in seiner Brust erkannte. Byzanz aber, die Stadt, in der altes Griechentum und neue Welt sich versöhnen, ist das Sinnbild für Kleists persönliches künstlerisches Streben. An dieses Ziel heftet sich die erwachende Leidenschaft des Ehrgeizes, und der zuvor verworfene Nachruhm erscheint jetzt als Siegespreis, der auch einen frühen Tod aufwiegt. Aus dem Todesgedanken erwächst das Angstgefühl der nicht beschiedenen Vollendung. Der psychologische Schlüssel dieser Wandlung muß in einem persönlichen Erleben liegen, in körperlichem Unbehagen, das sich trotz der gesunden Lebensverhältnisse auf der Insel wieder einstellte und als Vorbote der Krankheit erscheint, die im Juni der Arbeit ein Ende macht. Schon im Brief vom 18. März 1802 tritt die Sorge um die Gesundheit in Verbindung mit der Arbeit auf; am 1. Mai ist sie zur Angst, vor vollendetem Werk zu sterben, gesteigert; auch mit der am 20. Mai erwähnten „andern Sorge", die Wilhelmine nicht kennt, kann nur der Todesgedanke gemeint sein.

Nun bleibt die Frage übrig, wie Kleist um diese Zeit an den Stoff des Guiscard gelangte. Wenn er am 1. Mai an Ulrike schreibt, er lese keine Bücher, so wird dies eine ebensolche Übertreibung sein wie die Äußerung, daß er niemand sehe, die gleich darauf durch die Mitteilung vom Besuche Geßners, Zschokkes, Wielands widerrufen wird. Die am 1. Februar erwarteten Bücher (V, 281) werden mit seinen dramatischen Plänen in Zusammenhang stehen. Wollte Kleist wirklich an die Ausarbeitung des „Peter der Einsiedler" gehen,

so konnte er sich nicht wohl auf Tasso allein verlassen. Keine der historischen Quellen hätte ihn zwar zu dem Stoff des Peter führen können, aber nachdem seine Auffassung des Charakters feststand, konnten sie wohl zur weiteren Ausgestaltung der Fabel beitragen.

Unter der Literatur, die zu Gebote stand, ist oben Schillers Aufsatz „Über Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter" genannt, der zuerst in der Memoirensammlung als „Universalhistorische Übersicht" erscheint und dort die „Alexias" der Anna Komnena einleitet. Diese „Denkwürdigkeiten" der byzantinischen Kaisertochter bedeuten für die historische Kritik unserer Tage eine der wichtigsten primären Quellen der Geschichte Peters[1]), während sie in den Geschichtswerken des 18. Jahrhunderts hinter den mehr legendarischen Überlieferungen eines Wilhelm von Tyrus und anderer zurücktraten. Die Gestalt Peters spielt in dieser Darstellung des ersten Kreuzzuges eine bedeutende Rolle; er wird nicht als „der Einsiedler" bezeichnet, sondern als Kukupeter, was nach Ducange aus der „Cuccula, einem Kleidungsstück der Mönche", erklärt wird: „denn daß Peter ein Mönch gewesen, bezeugen mehrere Schriftsteller."

Er erscheint nicht nur als der Anstifter des Kreuzzuges, der durch seine Predigt den göttlichen Ruf zur Befreiung des heiligen Grabes verbreitet und unzählige Scharen zusammenbringt, sondern er hat auch entscheidenden Einfluß auf die Eroberung Jerusalems: auf ihn wird während der Belagerung in Antiochien die Rolle jenes Provenzalen Peter Bartholomäus übertragen, der die Lanze des Longinus (nach Anna einen Nagel vom Kreuze Christi) entdeckt und dadurch den Mut der verzweifelten Christen neu entflammt. Daß dieser Peter, wie später Gibbon und Heller nach ihren Quellen erzählen, bei der Feuerprobe, durch die er das Wunder erhärten soll, sein Leben verliert, davon weiß Anna Komnena nichts. Für sie ist diese wunderbare Entdeckung kein Betrug, sondern göttliche Eingebung. Hier war also ein Zug überliefert, der sich der von Tasso ausgehenden Auffassung Kleists anpaßte und bei der Ausgestaltung der dramatischen Fabel verwertet werden konnte.

Nicht minder wichtig war das nur von Anna Komnena überlieferte Motiv eines Gegensatzes zwischen Peter und den anderen Kreuzfahrern. Im ganzen ist die Byzantinerin dem Unternehmen, über dessen Unverstand und Grausamkeit sie scharf urteilt, nicht wohlgesinnt. Die besondere Abneigung, mit der sie die normannischen Teilnehmer, namentlich Guiscards Sohn Bohemund, den alten Feind ihres Vaters, verfolgt, wird auf Kukupeter nicht übertragen. Wenn dieser auch gegenüber dem Kaiser, der ihn vom Untergang rettet, als „aufgeblasener Lateiner "(I, 234) erscheint, so zweifelt sie doch nicht an der Lauterkeit seines Idealismus, die ihn über die selbstischen Pläne seiner Mitläufer erhebt: „Peter hatte in Wahrheit keine andere Absicht bey dem

1) Hagenmeyer S. 4.

Kreuzzuge gehabt, als die das heilige Grab zu besuchen. Die übrigen Grafen aber, und vorzüglich Bohemund, hegten einen alten Groll gegen den Kaiser, und suchten nur Gelegenheit, sich wegen des glänzenden Sieges bey Larissa an ihm zu rächen. Unter dem Schein, nach Jerusalem zu gehen, verbargen sie ihre geheime Absicht, Constantinopel zu erobern, und den Kaiser vom Throne zu stoßen."

In dieser Trübung des reinen Wollens durch die eigennützige Gewinnsucht der Kreuzzuggenossen liegt der Keim eines tragischen Konfliktes, den Kleist um so mehr brauchen konnte, als dabei seine ursprüngliche Einschätzung der historischen Realität der Kreuzzüge in Kraft blieb. Eine weitergehende Rekonstruktion des Einsiedlerdramas aus diesen quellenmäßigen Zügen soll nicht versucht werden angesichts der Freiheit, mit der Kleists Phantasie in anderen Fällen mit aller Überlieferung schaltet. Nur das eine kommt hier in Betracht: Wenn Kleist durch dieses Motiv veranlaßt wurde, den Wurzeln der selbstsüchtigen, auf Konstantinopel gerichteten Bestrebungen der Normannen nachzugehen, so mußte er zu Bohemunds Vater Robert Guiscard gelangen. Dessen Kämpfe gegen Alexius werden von Anna Komnena gleichfalls dargestellt; im sechsten Buche berichtet sie über Roberts Tod bei Ather, einem Vorgebirge von Cephallenia. Als er im Fieberdurst nach frischem Wasser ausschickt, erfährt er, daß die kühlende Quelle ehemals durch eine große Stadt mit Namen Jerusalem, die an dieser Stelle gestanden hatte, hindurchfloß. „Dieses war dem Robert eine Schreckenspost. Schon vor langer Zeit war ihm geweissagt worden, daß er bis Ather sich alles unterwürfig machen und dann in Jerusalem verscheiden würde. Er starb auch wirklich am sechsten Tage der Krankheit ..." (Allg. Samml. Histor. Memoires I, 1 S. 125.)

Schon Jakob Minor (Euphorion Bd. 1, S. 564) hat die Vermutung ausgesprochen, daß dies Motiv[1]) die Anregung für Guiscards trügerisches Ver-

1) Vgl. das Jerusalemzimmer, in dem Shakespeares Heinrich IV. stirbt (2. Teil IV, 4), nach Holinsheds Chronik. Das Motiv stammt wohl aus der Gerbertsage, die Wilhelm v. Malmesbury im 12. Jahrhundert in England verbreitet hatte. Nach Sylvesters Pakt darf ihn der Teufel nicht eher holen, als bis er in Jerusalem eine Messe lese. Das Schicksal ereilt ihn in einer Kirche Roms, die den Namen „Jerusalem" führt. So hatte bereits Kardinal Beno nach Gregors VII. Tod (1085) über dessen Vorläufer Gerbert erzählt. Vgl. Schulteß, Die Sagen über Sylvester II. Hamburg 1893, S. 16f. Arturo Graf, La leggenda di un pontifice. Nuova Antologia 110 (1890), S. 239. Da es eine solche Kirche in Rom tatsächlich gab (Santa Croce in Gerusalemme), hatte die Sagenbildung hier einen lokalen Anhaltspunkt, während in der Gegend von Guiscards Tod allerdings ein Jericho (Oricum) nachzuweisen ist. Vgl. L. v. Heinemann, Gesch. d. Normannen I (1894), S. 401. — Gaufred v. Malaterra (Muratori V, 589) weiß nur von einer unheilkündenden Sonnenfinsternis, die Anfang 1084 den Tod Guiscards wie Gregors VII. und des Königs von England vorgedeutet habe. Anna Komnena, deren Alexias 1148 abgeschlossen wird, mag in dem verhaßten Feind ihres Vaters eine Art Teufelsbündler erblickt haben. Bei Giovanni Villani dagegen (Buch IV, Kap. 18; Muratori XIII, 112) hat später die Sage die umgekehrte Tendenz. Guiscard stirbt auf einer Pilgerreise nach Jerusalem. Die Gnade des Himmels ruht auf ihm, seit er Christo in Gestalt eines Aussätzigen Wohltaten erwiesen hat. Von dem griechischen Hafen,

trauen auf einen geheimen Schicksalsspruch ergeben habe. Kleist habe Jerusalem durch Stambul ersetzt; in einem falschen Stambul, dessen Name die Todesstätte ehemals bezeichnete, sollte das Orakel seine Erfüllung finden. Dieser Annahme fehlte die rechte Überzeugungskraft. Mit Recht hat Erich Schmidt (I, 166) auf die künstliche Kombination der zwei so nahe beieinander gelegenen Stambul und den allzu anekdotenhaften Schluß, den die Tragödie durch diese Aufklärung des zweideutigen Orakels erhalten würde, hingewiesen. In einen ganz anderen Zusammenhang aber tritt diese Überlieferung der Anna Komnena, wenn wir ihren Eindruck auf den Dichter, der vom Plane eines „Peter der Einsiedler" erfüllt war, berechnen. Jerusalem und Byzanz standen als die divergierenden Ziele Peters und der normannischen Kreuzfahrer sich gegenüber, während sie für Guiscard das Doppelziel seines Ehrgeizes bildeten. Für Kleist selbst war Jerusalem das Sinnbild der großen Tat, die er selbstlos erstrebte; der unerschütterliche Glaube und die innere Gewißheit, das Ziel zu erreichen, hielt ihn wie seinen Helden aufrecht. Und nun stieß er, zu einer Zeit, da gesundheitliche Störungen die ersten Zweifel an dem Gelingen seines Werkes wachriefen, auf die Geschichte des Helden, der Jerusalem als das vom Schicksal gewährte Endziel seines Strebens vor Augen hatte. Und dieser Held wurde durch ein heimtückisches Verhängnis um den Siegespreis betrogen. War auch das Ziel, das Kleist vor Augen hatte, ein trügerisches Phantom? Wir wissen nicht, wieweit künstlerische Schwierigkeiten bei der Ausführung des Peter hinzukamen, um diesen Zweifel zu begünstigen. Peter, dessen Glaube belohnt, und Guiscard, dessen Glaube betrogen wird, stehen sich als zwei verschiedene Beantwortungen der Frage gegenüber, die Kleist an sein eigenes Schicksal richtet. Zwischen beiden aber wächst als Kleists eigene Schöpfung die Gestalt des Helden empor, der in heroischer Willensanspannung das Schicksal zu zwingen unternimmt. In diesem *seinem* Guiscard schafft sich Kleist jetzt die Gestalt, in der er die Tragödie seines Lebens dichtet und die Tragödie seiner Dichtung durchlebt.

Wenn Byzanz und die Kaiserkrone als höchste Ziele weltlichen Ehrgeizes an die Stelle Jerusalems treten, so braucht das fatalistische Motiv nicht in dem engen Anschluß an Anna Komnena, den Minor annahm, von Jerusalem auf Stambul umgedeutet zu werden. Denn nicht als nachträgliche Einfügung in einen gegebenen Stoff hat diese Überlieferung sich dargeboten, sondern

in dem ihn die Krankheit befiel, wird er auf eine Insel gebracht, die, wie er von den Seeleuten erfährt, „per antico si chiamava Jerusalem". Als er das gehört hat, bereitet er sich zum Tode vor. — Bei dem polnischen Faust Twardowski ist das Motiv der Gerbertsage von Jerusalem auf Rom übertragen. — Unabhängig davon wiederholt sich das trügerische Orakel beim Tode des Hohenstaufen Friedrich II., dem die Astrologen prophezeit haben, er werde sub flore sterben. Er vermeidet deshalb Florenz, aber das Schicksal ereilt ihn 1250 in Fierenzuola in Unteritalien. Vgl. *Kampers*, Die deutsche Kaiseridee in Prophetie und Sage. München 1896, S. 83. — *Davidsohn*, Geschichte von Florenz II, 1, S. 374.

als erste Anregung eines neuen poetischen Themas, als Brücke, die vom „Peter" zum „Guiscard" hinüberführte. Von da erst wird Kleist zu Funcks Guiscard-Aufsatz in den „Horen" und damit zur eigentlichen Quelle seiner Dichtung gelangt sein. Nun erst steht er auf festem Boden und bricht die Brücke hinter sich ab. Mit dem Entschluß zum „Robert Guiscard" ist „Peter der Einsiedler" aufgegeben. Es ist deshalb erklärlich, daß alles, was von ihm vorhanden war, mit dem „Guiscard" zusammen als dramatische Vorarbeit verbrannt wurde.

Ist nun aber etwas von den Motiven des Peter-Dramas in das erhalten-gebliebene oder wiedererstandene Guiscard-Bruchstück hinübergerettet worden? Die Situation vor den Mauern der belagerten Stadt ist die gleiche. Der Charakter des Helden, der von dem einen großen Zielgedanken wie von einem Dämon besessen ist, hat verwandte Züge. Gleichartig ist auch die Stellung des einzelnen gegenüber der Masse, die er mit einer seltenen Macht über die Gemüter zu beherrschen vermag. Dabei muß dahingestellt bleiben, ob eine Szene wie die Bändigung des empörten Heeres durch das Erscheinen des Führers schon im Peter-Drama vorgebildet war, oder ob dies Motiv unmittelbar aus Tasso in den „Guiscard" übergegangen ist. Schwer zu beantworten bleibt auch die Frage nach der Form. Sollte die große Entdeckung im Reiche der Kunst schon hier angewendet und ein Aufbau nach musikalischen Gesetzen versucht werden? Wenn auch auf Rühles Mitteilung über eine shakespearisierende Technik nicht zuviel Wert zu legen ist, so macht der Reichtum der Motive eine losere Verknüpfung der Handlung wahrscheinlich; zu einer so straffen Konzentration der Katastrophe wie beim „Guiscard" war kein Anlaß gegeben.

Vielleicht also wäre „Peter der Einsiedler" in der Führung der Handlung der „Penthesilea" näher gekommen, deren Schauplatz wiederum das Schlachtfeld vor einer belagerten Stadt ist. Fraglich bleibt es, inwieweit Episoden der Kämpfe in Form von Berichten in die Handlung hineingezogen werden sollten. Die epische Vorlage verlockte dazu. Auch ist es wohl denkbar, daß Tancreds Kampf mit Clorinde als Nebenhandlung in den Vordergrund trat und daß damit schon spätere Motive der „Penthesilea" vorgebildet wurden. Aber wahrscheinlicher ist es doch, daß unbewußte Nachwirkungen Tassos die Erfindung der Penthesilea beeinflußten. Durch die Griessche Übersetzung konnten die Eindrücke in der Zwischenzeit nochmals verstärkt werden, aber auch ohne diese Erneuerung war das seelische und künstlerische Erlebnis des Jahres 1801 so tiefgehend, daß es bis zu Kleists Lebensende seine Phantasie beherrschen konnte.

10. Nachklänge.

Nach Abschluß der „Penthesilea" nahm Kleist für den Abdruck im „Phöbus" den „Robert Guiscard" wieder vor. Wenn Tiecks Erinnerung zutrifft, hat er sich in derselben Dresdner Zeit (oder ist ein früherer Aufenthalt gemeint?) auch mit „Leopold von Österreich" aufs neue befaßt. Von „Peter dem Einsiedler" dagegen ist nicht mehr die Rede. Lebenskräftige dramatische Elemente dieses Planes waren in den Guiscard übergegangen; das Residuum aber, der religiöse Gehalt der Einsiedlerdichtung, gelangt im „Käthchen von Heilbronn" jetzt neu in Fluß. Im Anfang des dritten Aktes kommen Anklänge an die drei Wünsche der Pariser Zeit sowie Vorklänge der Todeslitanei zum Vorschein: „Die Welt, der liebliche Schauplatz des Lebens, reizt dich nicht mehr; Gottes Antlitz, in Abgezogenheit und Frömmigkeit angeschaut, soll dir Vater, Hochzeit, Kind, und der Kuß kleiner blühender Enkel sein."

Wie Aug. Sauer[1]) feinsinnig dargelegt hat, ist vom „Amphitryon" bis zu Kleists Ende diese religiöse Stimmung in ihrem Anwachsen zu verfolgen. Nur die politischen Aufgaben lenken von der tiefen Grundrichtung der letzten Schaffensperiode ab. Nach der „Hermannsschlacht", die „auf keinem so entfernten Standpunkt" gedichtet ist als das „Käthchen", will Kleist sogar „lauter Werke schreiben, die in die Mitte der Zeit hineinfallen". Aber wie er an Altenstein schreibt, besteht die Voraussetzung dieser Absicht darin, daß der politischen Morgenröte ein völliger Tag folgt.[2]) Als diese Hoffnung enttäuscht wird, zieht sich der Dichter in eine Welt inneren Schauens und heiterer Träume zurück. Schon der lustspielmäßige Rahmen, in den die tragischen Motive des „Prinzen von Homburg" eingefügt sind, knüpft an die märchenhafte Traumwelt Käthchens wieder an. Zwei Briefe aus dem letzten Lebensjahr zeigen, wie in heiterem Selbstgenügen die glücklichen Stimmungen einer vergangenen Schaffensperiode wieder aufleben. In einem Brief an Fouqué vom 25. April 1811 beschreibt Kleist, wie diese Stimmung über ihn kommt, als er sich im Boot über die Spree setzen läßt: „das Geräusch der Wellen, die Winde, die mich anwehten, es gieng mir eine ganze Welt erloschener Empfindungen wieder auf". Ist es eine Erinnerung an die Apriltage, da er sich im Boot von der Aare-Insel zum Ufer übersetzen ließ?

In dem anderen Brief, der an Marie v. Kleist gerichtet ist und ohne sicheren Anhaltspunkt in den August desselben Jahres gesetzt wird, spricht Kleist von einem neuen dichterischen Plan, der „auf etwas recht Phantastisches" gerichtet ist: „Es weht mich zuweilen bei einer Lektüre oder im Theater wie ein Luftzug aus meiner allerfrühesten Jugend an. Das Leben, das vor mir ganz öde liegt, gewinnt mit einem Male eine wunderbare herrliche Aussicht, und

1) Kleists Todeslitanei. Prager Deutsche Studien 7, S. 19ff. — Zu Kleists Amphitryon. Euphorion 20, S. 93ff.

2) Deutsche Rundschau XLI, 1 (161), S. 111.

es regen sich Kräfte in mir, die ich ganz erstorben glaubte. Alsdann will ich meinem Herzen ganz und gar, wo es mich hinführt, folgen, und schlechterdings auf nichts Rücksicht nehmen, als auf meine innerliche Befriedigung .... Kurz, ich will mich von dem Gedanken ganz durchdringen, daß wenn ein Werk nur recht frei aus dem Schooß des menschlichen Gemüths hervorgeht, dasselbe auch nothwendig darum der ganzen Menschheit angehören müsse". Satz für Satz, von der herrlichen Aussicht auf ein Lebensziel, das alle Kräfte anspannt, bis zu dem Unternehmen, das der ganzen Menschheit gewidmet sein soll, begegnen uns hier Vorstellungen, die wir aus den Briefen des Jahres 1801 kennen, aus der Zeit, da Kleist von Tassos Dichtung erfüllt war und sich mit dem Plan des „Peter der Einsiedler" trug. Daß nun in diesem Brief auch noch das „Käthchen" als eine ganz treffliche Erfindung, deren Ausführung allein durch Rücksichtnahme auf das Urteil der Menschen beeinträchtigt worden sei, erwähnt wird, ist eine Bestätigung dafür, daß das neue Werk die Richtung fortsetzen sollte, die vom „Peter" zum „Käthchen" geführt hatte.

In zwei konzentrischen Kreisen stellt sich, wenn von diesem Punkte aus auf Kleists dramatisches Schaffen zurückgeblickt wird, die künstlerische Emanation seiner Persönlichkeit dar. Ein innerer Ring schließt die Werke zusammen, deren Selbstbestimmung einer neuen Form zustrebt. Ihr Gegenstand ist kein anderer als Kleists eigenes Künstlertum; ihr Werden ist sein Schicksal; ihr Erlebnisgehalt ist lyrisches Bekenntnis und sich verzehrendes Vorahnen. Darum sind Peter der Einsiedler, Robert Guiscard, Penthesilea und das ursprüngliche Käthchen so eng untereinander und mit dem Innenleben des Dichters verknüpft. Die Idee des Künstlers hat sich in ihrem Erwachen mit der Vorstellung des gläubigen Menschen verbunden; aus innerem Schauen erwächst die Kraft der Zuversicht und des unbesiegbaren Wollens. Für dieses Zielstreben nach Gestaltung und Gewinnung des inneren Bildes hat Tassos Dichtung in der entscheidenden Zeit ein großes Symbol gezeigt; das Gottesstreitertum der Kreuzfahrer vereinigt die Kräfte des Glaubens und des Ringens nach seligem Ruhm. Darum berührt sich jedes Werk dieser ganzen Reihe in irgendeiner Weise mit Tasso, sei es, daß demütiges Werben und Sehnen nach dem Wunderbaren Erfüllung findet, sei es, daß in tragischer Gestalt das Ringen nach Unerreichbarem und das trotzige Erzwingenwollen zur Selbstzerstörung geführt wird.

Zweimal wird diese Reihe unterbrochen und Kleists Schaffen in den äußeren Kreis hinübergelenkt, um sich in unpersönlicheren Werken fortzusetzen. Der eine Einschnitt ist durch den Zusammenbruch in Paris und die Vernichtung des Guiscard bestimmt, der andere durch die Zuwendung zum realen Theater und das Streben nach Wirkung auf die Massen. Auf den ersten Absturz folgt nach längerem Zwischenraum die Ausarbeitung der beiden Lustspiele; der zweite Übergang führt zu den vaterländischen Dramen, denen das nach äußeren Rücksichten umgearbeitete Käthchen vorausgeht. Äußere Eindrücke wie der Kupfer-

stich Debucourts und das Kretschmarsche Gemälde geben den Anstoß; technische Aufgaben wie das dramaturgische Problem der Bearbeitung eines fremden Stückes oder die Übertragung der analytischen Technik der antiken Tragödie ins moderne Lustspiel reizen zur Ausarbeitung; äußere Ermunterung wie der Berner Wettstreit oder Pfuels Betreiben beim „Zerbrochenen Krug", Tiecks Ratschläge beim „Käthchen" befördern sie; äußere Tendenzen, die wohl in Kleists politischer Ideenwelt, aber nicht in seinem Begriff des reinen Künstlertums wurzeln, erfüllen ihren Inhalt. So wenden die Schöpfungen dieser Reihe ihr Gesicht mehr nach außen als nach innen. Aber wie die Lustspieldichtung durch die Gestalt der Alkmene wieder in das Persönlichste zurückgeleitet wird, so die vaterländische Gruppe mit dem traumhaften Ehrsuchtmotiv des Prinzen von Homburg. Das letzte Drama, das Kleist vollendete, nimmt daher wieder eine ähnliche Zwischenstellung zwischen den beiden Linien ein wie das erste, die „Familie Schroffenstein", in der das Persönliche noch nicht zu vollem Durchbruch gelangt war, und das mittelste, „Amphitryon", in dem es aufs neue sich Bahn brach. Nach dem „Prinzen von Homburg" aber war Kleist, wie der oben zitierte Brief zeigt, zur Rückkehr in den innersten Kreis seiner Kunst entschlossen.

Für die letzte Dichtung, die ihn nach dem „Prinzen von Homburg" beschäftigte, wird der Titel „Die Zerstörung Jerusalems" überliefert. Servaes und Meyer-Benfey sind die einzigen Biographen, die auf diesen Plan zu sprechen kommen. Servaes (S. 138) erwartet ein tragisches Gegenstück zur „Hermannsschlacht": Todeskampf und Untergang einer heldenmütigen Nation mit Ausblick auf spätere wunderbare Auferstehung. Das letzte klingt zu zionistisch; aber eine Beziehung zur „Hermannsschlacht" scheint doch gegeben, wenn man das für die Germania bestimmte Fragment „An die Zeitgenossen" (IV, 113f.) in Betracht zieht. Den starken Mahnungen, die Arndts „Geist der Zeit" den mit sorgloser Blindheit geschlagenen Zeitgenossen ins Gewissen gerufen hatte[1]), wird durch die Rede eines Israeliten Nachdruck verliehen, der an den Untergang der heiligen Stadt nicht glauben will: „Was! Dieser mächtige Staat der Juden soll untergehen? Jerusalem, diese Stadt Gottes, von seinem leibhaftigen Cherubime beschützt, sie sollte, Zion, zu Asche versinken? Eulen und Adler sollten in den Trümmern dieses salomonischen Tempels wohnen? Der Tod sollte die ganze Bevölkerung hinwegraffen, Weiber und Kinder in Fesseln hinweggeführt werden, und die Nachkommenschaft, in alle Länder der Welt zerstreut, durch Jahrtausende und wieder Jahrtausende, verworfen, wie dieser Ananias prophezeit, das Leben der Sklaven führen?"

Das für die „Germania" bestimmte Fragment ist spätestens 1809 geschrieben. Damals war die „Hermannsschlacht" bereits im wesentlichen abgeschlossen, Kleist war des Arndtschen Satzes eingedenk geblieben: „Das Theatrum ist

1) Reinh. Steig, Kleists Berliner Kämpfe, S. 464.

Deutschland, auch Germanien genannt". Warum hat er für eine tragische Fortsetzung der Hermannsschlacht nicht am nationalen Gegenstand festgehalten und, wie Klopstock, „Hermanns Tod" folgen lassen?

Auch Meyer-Benfey (Kleists Leben und Werke 1911, S. 375) hält es für naheliegend, daß Kleist nach Scheitern aller Hoffnungen den unabwendbaren Untergang seines Vaterlandes ins Auge gefaßt, mit ihm innerlich gerungen und ihn irgendwie künstlerisch überwunden habe. Aber er macht selber darauf aufmerksam, daß der hoffnungsfreudige Ton des erwähnten Briefes zu solchen pessimistischen Gedanken nicht passen will. In der Tat schließt der Brief, wenn er wirklich auf die „Zerstörung Jerusalems" Bezug hat, jede aktuelle Beziehung des „recht phantastischen" Planes aus. Ist Jerusalem ein Symbol, dann kann es in diesem Zusammenhang nicht das politische Deutschland bedeuten, sondern nur das innerste Streben des Dichters, seinen heiligen Kunstglauben. Also dasselbe wie 10 Jahre vorher zur Zeit des „Peter der Einsiedler".

Man könnte ein Mißverständnis der Überlieferung vermuten und in Kleists letztem Plan statt der „Zerstörung" die „Eroberung Jerusalems" erkennen wollen, also eine Dramatisierung Tassos, eine Wiederaufnahme des alten Peterplanes. Aber Friedr. v. Uechtritz, der sich allerdings nur auf die Erzählung Ludw. Roberts im Raumerschen Hause berufen kann, spricht mit solcher Bestimmtheit von der Belagerung und Zerstörung Jerusalems durch Titus als von dem Gegenstande eines Trauerspiels, daß ein Irrtum schwer möglich ist. Da die Stelle (aus Uechtritz' Vorrede zu seinem Roman „Eleazar" 1867) in Biedermanns Sammlung von Kleists Gesprächen fehlt, sei das, was Uechtritz von Robert hörte, hier wiedergegeben. „Die Art, wie dieser Gegenstand von dem Dichter nach dessen damaligen Mitteilungen aufgefaßt worden, der Sinn und Gedanke, der als Grundidee der Dichtung zu tragischem Ausdrucke habe kommen sollen, sei ihm ausnehmend groß und bedeutungsvoll erschienen, und er habe, als Kleist einige Zeit darauf aus den Lebenden geschieden, eine Lockung empfunden, diesem Gedanken selber Gestalt zu geben und den Plan als ein ihm zugefallenes Erbe zur Ausführung zu bringen. Doch sei ihm, trotz allen Nachsinnens, nicht gelungen, die Erinnerung in sich aufzufrischen und zu verdeutlichen, so daß er, nachdem er sich umsonst um Hebung des sich ihm entziehenden Schatzes bemüht, sein Grübeln als fruchtlos habe aufgeben müssen." Uechtritz erzählt weiter, wie er sich nun selbst an dem Stoff versucht, aber ihn als völlig unhandlich und spröde befunden habe, so daß er sich schließlich mit seinem dramatischen Gedicht „Die Babylonier in Jerusalem" der früheren Zerstörung durch Nebukadnezar zuwandte.

Sollte es Kleist selbst ähnlich ergangen sein? Sollte er ursprünglich unter dem Druck der politischen Not eine „Zerstörung Jerusalems" geplant haben und dann aus ähnlichen Gründen wie Uechtritz zu einem andern Fall Jerusalems, d. h. zu seinen alten Jugendplänen zurückgekehrt sein?

Oder war es umgekehrt? Hat Kleist im April 1811 (auch der Brief an Marie v. Kleist, dessen durch Tieck mitgeteiltes Bruchstück nicht datiert ist[1]), kann in die Nähe des Briefes an Fouqué gehören) den alten Kreuzfahrerplan wieder aufgenommen, wozu Arnims kurz zuvor erschienenes Doppeldrama „Halle und Jerusalem" einen Anstoß bieten konnte? Und ist er dann mit zunehmender Verdüsterung zu der Zerstörungstragödie übergegangen, die für ihn nichts anderes bedeutete als die Darstellung der Vernichtung seines Lebenssymboles, die der Vernichtung seines Lebens vorausging? Dann würde sich der Vorgang noch einmal wiederholt haben, der seinerzeit von Peter dem Einsiedler zu Robert Guiscard geführt hatte.

Auf jeden Fall scheint es geboten, den phantastischen, ganz aus dem Innern des Gemüts geschöpften, von Jugenderinnerungen getragenen Plan, von dem der Brief an Marie v. Kleist spricht, und die „Zerstörung Jerusalems", über die Robert berichtete, voneinander zu trennen. Wenn man den Brief an Marie v. Kleist in die Nähe des stimmungsverwandten Briefes an Fouqué (Mai 1811) stellt und unter Roberts Angabe „einige Zeit" keinen allzu langen Zwischenraum zwischen dem letzten Plan und Kleists Tod (November 1811) versteht, was wohl sinngemäß ist, so begegnen der zweiten Auffassung keine chronologischen Bedenken.

11. Kleist und der Barockstil.

Kleists Künstlertum nährt sich aus der doppelten Wurzel malerischer und musikalischer Erlebnisse. Dem auf der Würzburger Reise zum Durchbruch gelangenden Natursinn formen sich, wie Meyer-Benfey gezeigt hat[2]), die landschaftlichen Eindrücke zu bildhaften Kompositionen. Dieselbe Würzburger Reise bringt die Fähigkeit musikalischen Phantasieerlebens zu klarem Bewußtsein: „ich höre zuweilen, wenn ich in der Dämmerung, einsam, dem wehenden Atem des Westwindes entgegen gehe, und besonders wenn ich dann die Augen schließe, ganze Concerte, vollständig, mit allen Instrumenten von der zärtlichen Flöte bis zum rauschenden Contra-Violon ... Und dieses Concert kann ich mir, ohne Capelle, wiederholen so oft ich will — aber so bald ein G e d a n k e daran sich regt, gleich ist alles fort, wie weggezaubert durch das magische: disparois!, Melodie, Harmonie, Klang, kurz die ganze Sphärenmusik". (An Wilhelmine 19. Sept. 1800.) Es ist für jene Entwicklungsperiode Kleists, in der die Natur noch als einzige Lehrmeisterin galt, charakteristisch, daß auch die musikalischen Vorstellungen durch äußere Natureindrücke entbunden werden.

1) Marie v. Kleist war seit Mai in Gievitz in Mecklenburg. Einige der von Tieck mitgeteilten Briefbruchstücke (Nr. 183 und 184 der Ausgabe von Minde-Pouet) sind auf den August zu datieren. Daß sie nicht demselben Briefe angehören, geht aus der inzwischen erfolgten vollständigen Veröffentlichung von Nr. 184 hervor. Für Nr. 186 besteht kein Grund zu so später Ansetzung.

2) Das Drama Heinr. v. Kleists I, 38f.

Klingt aus dieser Briefstelle ein Tiecksches „Liebe denkt in süßen Tönen“[1]) hervor, so ist damals doch noch das der Natur unmittelbar zugewandte Augenerlebnis das stärkere.

In den für Kleists Künstlerberuf bestimmenden Dresdner Maitagen des Jahres 1801 treffen malerische und musikalische Erlebnisse abermals zusammen: Bewunderung der sixtinischen Madonna und neidvolle Beobachtung der die Natur skizzierenden Landschaftsmaler auf der einen Seite; erhebende Eindrücke der katholischen Kirchenmusik in der Barockkirche auf der andern (An Wilhelmine 21. Mai 1801.) Dabei ist dem musikalischen Erlebnis ausdrücklich die tiefer rührende Wirkung zugesprochen gemäß der Wandlung, die das Verhältnis zur Natur durch Kants Kritik erfahren hat: das enttäuschte Vertrauen auf die Erfahrung des Auges findet Ersatz in der inneren Stimme des Gefühls.

Das Musikalische gewinnt auch in Kleists Schaffen das Übergewicht. Von jenen beiden Kreisen, zu denen sich die Dramen zusammenschließen (vgl. oben S. 348), kann die nach außen gerichtete Reihe als die bildmäßige, die innere als die musikalische bezeichnet werden. Die Bildmäßigkeit ist zum stärksten Ausdruck im „Zerbrochenen Krug“ gelangt. Diese Dichtung ist nicht allein durch ein Bildwerk angeregt worden, sondern Kleist konnte auch ihre fertige Gestalt nicht besser bezeichnen als durch einen Vergleich aus dem Gebiet der Malerei: „es ist nach dem Tenier gearbeitet, und würde nichts wert sein, käme es nicht von einem, der in der Regel lieber dem göttlichen Raphael nachstrebt“. Dagegen ist mit Kleists letzten Plänen der Entschluß zu ausschließlichem Musikstudium verbunden. „Denn ich betrachte diese Kunst als die Wurzel, oder vielmehr, um mich schulgerecht auszudrücken, als die algebraische Formel aller übrigen... Ich glaube, daß im Generalbaß die wichtigsten Aufschlüsse über die Dichtkunst enthalten sind“ (V, 249).

Eine Selbstbeobachtung Kleists, die sich den berühmten Bekenntnissen Schillers und Otto Ludwigs über die Art ihrer poetischen Konzeption zur Seite stellen würde, fehlt. Bei Schiller ging der poetischen Idee eine musikalische Gemütsstimmung voraus; bei Otto Ludwig folgt auf die musikalische Stimmung die Entwicklung einer Farbenerscheinung, aus der die Gestalten des Stückes in bestimmten Gruppen und Stellungen hervortraten. Bei Kleist wird man eher an einen Zusammenschluß optischer Vorstellungen zu musikalischen Formen zu denken haben. Jedenfalls ist sein Verhältnis zur Musik ein bewußteres. Das Bekenntnis, seit frühester Jugend alle allgemeinen Gedanken über Dichtkunst auf Töne bezogen zu haben, das sich in dem eben erwähnten Brief findet, gibt nicht nur eine Andeutung über die große Entdeckung im Reiche der Kunst, die schon im „Robert Guiscard“ erprobt werden sollte, sondern es bezeichnet auch die Gegensätzlichkeit zu Goethe als dem Dichter, „der alle seine Gedanken über die Kunst, die er übt, auf Farben bezogen hat“.

1) Die Tieckschen Verse waren 1799 in den „Phantasien über die Kunst“ erschienen.

Goethe hat den „Zerbrochenen Krug" in Weimar aufgeführt, die „Penthesilea" aber abgelehnt, weil sie für ein „unsichtbares Theater" geschrieben sei. Dieses Wort konnte Kleist gelten lassen, denn die musikalischen Wirkungen seines Dramas sahen es in der Tat mehr auf ein hörbares als sichtbares Theater ab. Für die „Penthesilea" wurde durch die mimische Rezitation der Henriette Hendel-Schütz ein Surrogat dieses Theaters geschaffen; für den „Guiscard" hatte Kleist es selbst gesucht, als er in Leipzig Deklamationsunterricht nahm, um sein Werk persönlich zum Vortrag zu bringen. Die Idee dieses Rhapsodentums, damals noch in keiner Zurücksetzung und Verbitterung, sondern höchstens in künstlerischem Widerwillen gegen das bürgerliche Illusionstheater begründet, schlägt eine Brücke zur heroischen Epik. Gerade Tassos Dichtung mußte wegen des ausgesprochen dramatischen Gehaltes ihrer einzelnen Szenen besonders naheliegen. Hier ist kein ruhiges Gleichmaß der Darstellung, sondern alles vibriert in unruhigem Leben und gewaltsamer Steigerung. Dieser epische Barockstil konnte die bilderreichen Schilderungen und großen Berichte in Guiscard und Penthesilea durchdringen, ohne doch den echt dramatischen Charakter der genannten Dichtungen im mindesten zu beeinträchtigen.

Das Streben nach gesteigerter Natur, nach Unbegrenztheit und ungebundener Entfaltung lehnt sich in gleicher Weise an Epos und Musik an. Epos und Oper waren die beiden Gebiete der Dichtung gewesen, denen im 18. Jahrhundert durch die Naturnachahmungslehre des Rationalismus die Berechtigung des Wunderbaren nicht hatte abgesprochen werden können. Und Schiller hat, zur selben Zeit, da er von der Oper die Wiederauferstehung einer edleren Gestalt des Trauerspiels durch Verdrängung der servilen Naturnachahmung erhoffte (an Goethe 29. Dezember 1797), den Satz ausgesprochen, die Tragödie in ihrem höchsten Begriffe werde immer zu dem epischen Charakter hinaufstreben und nur dadurch zur Dichtung, ebenso wie das epische Gedicht zu dem Drama herunterstrebe und nur dadurch den poetischen Gattungsbegriff ganz erfülle. „Daß dieses wechselseitige Hinstreben zueinander nicht in eine Vermischung und Grenzverwirrung ausarte, das ist eben die eigentliche Aufgabe der Kunst, deren höchster Punkt überhaupt immer dieser ist, Charakter mit Schönheit, Reinheit mit Fülle, Einheit mit Allheit pp. zu vereinbaren" (an Goethe 26. Dezember 1797). Was für Kleist Tasso, bedeutete für Schiller in der Hauptsache Homer.[1]) Auch in Schillers letzten Dramen sind zwei einander ablösende Reihen zu unterscheiden: auf der einen Seite stehen Werke geschlossener Architektur, die wie Maria Stuart und Braut von Messina nach sophokleischem Vorbild tragische Analysis geben; auf der anderen Seite die in ungebundener Freiheit vorwärtsdrängenden locker gefügten Handlungen,

1) Motive Tassos in der Jungfrau von Orleans, wie sie H. Wagner (Euphorion 4. Ergänzungsheft 1899, S. 66ff.) nachweist, haben doch nicht dieselbe Bedeutung wie die homerischen Vorbilder des Montgomery und des schwarzen Ritters.

wie Jungfrau von Orleans und Tell, in denen homerische und Shakespearesche Motive mit opernhaften Zügen zu nicht ganz reinen Akkorden sich verbinden.[1])

Schillers Dramatik steuert einen Zickzackkurs zwischen den beiden Gegenpolen; keines seiner Werke bietet die vollkommene Synthese von Sophokles und Shakespeare, wie sie die Zeitgenossen Wieland und Zschokke[2]) in Kleists Guiscard und Penthesilea vollzogen fanden.

Die theatralische Entfaltung der Handlung und die sichtbare Charakteristik konnte dabei als Shakespeares Anteil gelten; die Entwicklung einer unsichtbaren Handlung durch sprachlich-musikalische Mittel als antikes Element. So mußte sich wenigstens vom Standpunkt des Klassizismus aus die Unterscheidung darstellen.

Anders haben die Romantiker die Gegensätzlichkeit zwischen Antike und Shakespeare gesehen: dort objektiv, hier interessant, heißt es bei Friedrich Schlegel, dort plastisch, hier malerisch bei August Wilhelm. Ein Fragment im Athenäum (Nr. 253) spricht nicht nur von Shakespeares Kontrastierung der Welten in malerischen Gruppen, sondern auch von einer musikalischen Symmetrie vermittelst gigantischer Wiederholungen und Refrains. Schon 1793 sind sich beide Brüder über die romantische Melodie von Romeo und Julia einig: „Kein Gedicht ist so romantisch und so musikalisch".[3]) Auch das Wort vom unsichtbaren Theater wird in Kleists Todesjahr auf Shakespeare angewendet: für Tieck[4]) verwirrt Shakespeare spielend alle Töne der Welt, um die Harmonie desto schöner wiederherzustellen, das Sichtbare oft unsichtbar und das Unsichtbare sichtbar zu machen. Für die Romantik also gilt Shakespeare im Gegensatz zur plastischen Poesie nicht nur als malerischer, sondern als musikalischer Dichter. Er ist der Repräsentant bewegter Kraft. Seine Kunst ist Dynamik im Gegensatz zur Statik der Antike und des Klassizismus.

Der Hinweis auf die Musik bleibt zweideutig angesichts so entgegengesetzter Erscheinungen, wie sie etwa durch Bach und Beethoven dargestellt werden. Kam es für die Romantiker darauf an, das Unbegrenzte einer fließenden Form im Gegensatz zu streng geschlossenem Aufbau gleichnisweise als musikalisch zu bezeichnen, so spricht sich innerhalb der bildenden Kunst dieser kompositionelle Gegensatz weit deutlicher aus. Neuerdings haben nun die kunstgeschichtlichen Grundbegriffe, durch die Heinrich Wölfflin den Übergang von der Renaissance zum Barock erläutert hat, wieder Anlaß gegeben, Shakespeares Form als malerisch und atektonisch der symmetrischen Architektur des Klassizismus gegenüberzustellen. Während Hamann[5]) die lockere, mit Kontrasten und buntem Wechsel arbeitende Komposition Shakespeares geradezu

1) Vgl. die Einleitung zu Bd. 6 der Säkular-Ausgabe von Schillers Werken.
2) Reinh. Steig, Neue Kunde zu Heinr. v. Kleist 1902, S. 19, 23.
3) Friedr. Schlegels Briefe an August Wilhelm, herausg. v. Walzel, S. 97.
4) Alt-englisches Theater 1811.
5) Rich. Hamann, Der Impressionismus in Leben und Kunst. Köln 1907, S. 211.

als impressionistisch bezeichnet, möchte Walzel[1]) bei seiner Übertragung der Wölfflinschen Gesichtspunkte auf dichterische Komposition es gleichwohl vermeiden, Shakespeare für das Modewort Barock in Anspruch zu nehmen; ebenso scheint es ihm bedenklich, Shakespeares Komposition als musikalisch zu bezeichnen, weil darunter allzu leicht völlige Formlosigkeit verstanden werden könnte. Wenn nun als tektonische Gegenbilder Corneille, Racine, Lessing, Goethe, Schiller, Hebbel, Ibsen herangezogen werden, als Beispiel für die Ausartung des atektonischen Prinzips zu musikalischer Zerflossenheit dagegen Tiecks Genoveva, so könnte man daraus fälschlich den Schluß ziehen, daß Shakespeare im Drama der Weltliteratur so gut wie isoliert dastehe. Aber, von anderen Beispielen wie Byron, Grabbe, Büchner, Strindberg abgesehen, haftet unser Auge auf Heinrich v. Kleist, dessen zum bewußten Formprinzip durchgebildeter atektonischer Stil unmittelbar neben Shakespeare zu stellen ist. Und hier ist das Musikalische ausgesprochenermaßen zum Gesetz erhoben. Wollte Otto Ludwig im Aufbau der Shakespeareschen Tragödie die Form der Sonate entdecken, so läßt die Komposition der „Penthesilea", die im dreifachen Zusammenstoß Achills und der Amazonenkönigin sich gliedert, die drei Sätze noch weit deutlicher erkennen.

Diese variierte Wiederholung bedeutet als Kompositionsprinzip im großen Maßstabe etwas Ähnliches wie die bewußte Wiederholung bestimmter Bilder, die als charakteristische Eigenheit des Kleistschen Stiles namentlich im Guiscard und der Penthesilea zu beobachten ist. Stefan Hock[2]), der die Wiederholung in der Dichtung als vorwiegend episches Mittel auffaßt, hat Kleists Brauch unbeachtet gelassen. Dagegen hat Berthold Schulze[3]) nachdrücklich die leitmotivartige Verwendung des Bildes als dramatisches Ausdrucksmittel erkannt. Wie weit die Vorausnahme der Technik Richard Wagners bei Kleist durch musikalische Grundsätze bestimmt ist, wie weit Wagner umgekehrt durch seine Motivtechnik ein literarisches Mittel ins Musikalische übersetzt hat, ist hier nicht zu erörtern. Es handelt sich allein um die Tatsache, daß Kleist mit rein sprachlichen Mitteln das auszudrücken sich zutraute, wofür Wagner angesichts der Unzulänglichkeit des Wortes das Orchester in Anspruch nimmt. Mit der Wiederholung wird ein im Unterbewußtsein schwingendes geistiges Band hergestellt, als Ausdruck einer seelischen Bewegung, die durch den materiellen Gehöreindruck nicht wiederzugeben ist. Für Kleist bedeutet das als Leitmotiv wiederkehrende Bild jedesmal einen bestimmten Gefühlsakkord, sei es daß im bran-

1) Shakespeares dramatische Baukunst. Shakespeare-Jahrbuch LII, S. 3ff.

2) Über die Wiederholung in der Dichtung. In der Festschrift für Wilh. Jerusalem. Wien 1915.

3) Das Bild als Leitmotiv in den Dramen Kleists und anderer Dichter. Zeitschr. f. d. deutschen Unterricht 24, 308ff. — Derselbe, Kleists Penthesilea oder von der lebendigen Form der Dichtung. Leipzig 1912. — Vgl. auch Walzel, Richard Wagner 1913, S. 60ff. — Derselbe, Leitmotive in Dichtungen. Zeitschr. f. Bücherfreunde VIII, 10.

denden Meer die Erregung des Normannenheeres charakterisiert wird, oder im Stern- und Höhenmotiv das gigantische Emporstreben Penthesileas. Die Naturbeobachtungen, die in der Zeit der künstlerischen Selbsterziehung als Ideenmagazin zusammengetragen waren, erfahren eine von ihrem ursprünglichen Erlebniszusammenhang losgelöste Verwendung als Typen für besondere Gemütsstimmungen, als lyrische Werte, als melodische Tonfolgen. So fließen die malerischen und musikalischen Erlebnisse schließlich zusammen in einer Technik, die man als Musizieren in Bildern bezeichnen kann. Würzburger Natureindrücke finden in der Beschreibung Dresdens erneute Anwendung[1]); das Bild des Torbogens, der nicht einsinkt, weil alle Steine auf einmal stürzen wollen (An Wilhelmine 16. Nov. 1800), kehrt sieben Jahre später in der Penthesilea wieder; das Bild der stürzenden Eiche, das Sylvester Schroffensteins Ohnmacht erklärte, tritt an den Schluß der Penthesilea als eine Art Selbstzitat, etwa wie am Schluß des Don Juan eine Melodie aus dem Figaro aufgenommen wird. Der in der Person des Schöpfers gegebene innere Zusammenhang der verschiedenen Werke kommt so zum Ausdruck, ebenso wie die Wiederholungen innerhalb des einzelnen Werkes einen einheitlichen Grundton festhalten. Auch ohne architektonische Geschlossenheit bewirken solche Bindungen einen bewegten Zusammenschluß des Mannigfaltigen zur Einheit.

Der symphonische Aufbau ebenso wie die musikalische Wiederholung typischer Bilder erscheinen als Mittel des Epos; insbesondere aber bedeutet die formelhafte Wiederholung und Variation ein Hauptelement des altgermanischen Stiles.[2]) Nun hat Fritz Strich in einer Untersuchung über den lyrischen Stil des 17. Jahrhunderts[3]) die Verwandtschaft der Barocklyrik mit dem altgermanischen Stil, dem das klassische Gleichmaß fremd ist, betont und eine Erkärung für den italienischen Einfluß darin erblickt, daß der romanische Barockstil durch seine Annäherung an germanisches Empfinden und Formbedürfnis der Rezeption entgegengekommen war. Mehrfach schon ist auf eine Verwandtschaft des Kleistschen Stiles mit altgermanischer Dichtung, z. B. dem Hildebrandslied, hingewiesen worden.[4]) Anderseits haben die Zeitgenossen die Bilderhäufung in Kleists Sprache geradezu als Schwulst empfunden.[5]) Es scheint also eine Gleichung von musikalisch-dynamischer Ausdrucksform, altgermanischem Stil und literarischem Barock zu bestehen, in die auch Kleists Stil einzubeziehen ist.

1) Minde-Pouet, Heinr. v. Kleist. Seine Sprache und sein Stil. Weimar 1897, S. 227.

2) Axel Olrik, Epische Gesetze der Volksdichtung. Zeitschr. f. deutsches Altertum 51, 3f.

3) Abhandlungen zur deutschen Literaturgeschichte. Franz Muncker zum 60. Geburtstag dargebracht. München 1916, S. 22. 37.

4) Saran, Das Hildebrandslied. Bausteine. — Petersen, Literaturgeschichte als Wissenschaft. Heidelberg 1914, S. 20f.

5) Reinh. Steig, Neue Kunde zu Heinr. v. Kleist. Berlin 1902, S. 25.

Die Frage, ob Kleist als Barockdichter bezeichnet werden darf, läßt sich mit dem einfachen Parallelismus zu Erscheinungen der bildenden Kunst, etwa zu Rembrandt, nicht abtun. Diese Methode bleibt bei aphoristischen Einfällen, wie Wörners Zusammenstellung von Schiller und Rubens[1]), oder führt zu einseitigen Konstruktionen, denen z. B. Steinweg[2]) nicht entgangen ist, wenn er in angeblichen Verzeichnungen poetischer Charaktere kompositionelle Zwecke erkennen will. Die Grenzen der Darstellungsmittel und Ausdrucksmöglichkeiten jeder einzelnen Kunst dürfen nicht verwischt werden. Auch die Wölfflinschen Anschauungskategorien sind so sehr auf die Entwicklung des Sehens eingestellt, daß ihre unmittelbare Übertragung auf die Dichtung höchstens für den Gesichtspunkt der Komposition durchführbar ist. Auch da handelt es sich mehr um ein Gleichnis als eine Erklärung. Das Problem des Zusammenhanges ist ein geistesgeschichtliches; der Urgrund gleichartiger Erscheinungen muß in der Gleichartigkeit des Lebensgefühles und der Weltanschauung von Zeiten und Persönlichkeiten gesucht werden.[3]) Die „Kunstgeschichtlichen Grundbegriffe" behandeln in ihrer Beschränkung auf das optische Formproblem nur einen Ausschnitt aus dem großen Thema „Renaissance und Barock", das Wölfflins Erstlingswerk noch nicht mit so eindringlich geschärftem Blick für die künstlerische Wandlung, aber mit umsichtigeren Augenmerk für die großen Zusammenhänge geschaut hatte. Damals stand die Ergründung des Barockgeistes in Frage und die Erkenntnis seines parallelen Ausdruckes in bildender Kunst, Dichtung und Musik. Als Barockdichter erschien Tasso, dessen Gegensatz zu Ariost die Elemente des neuen poetischen Stiles offenbarte.[4])

So groß der Umweg ist, der auf diesen letzten Zusammenhang zwischen Kleist und Tasso geführt hat, so weit hergeholt diese Beziehung zu sein scheint, so ist sie vielleicht doch die innerlichste und für das ganze Verhältnis ausschlaggebende. Denn die Voraussetzung eines tiefgehenden literarischen Einflusses ist psychische Gleichstellung zwischen Geber und Empfänger, die geheime Anziehungskraft einer Wahlverwandtschaft.

Freilich fehlen zur wissenschaftlichen Klarlegung dieses tastend erahnten Problemes noch die Vorbedingungen. Den Kausalzusammenhang zwischen Weltanschauung und Stil zu erhellen, wäre eine wesentliche Aufgabe psychologischer Forschung. Die Grundlage dazu müßte erst durch eine sichere Abgrenzung der poetischen Stiltypen sowie durch eine reichere Ergründung der Arten künstlerischer Weltanschauung und des in ihnen liegenden Schaffenstriebes gegeben werden. Die philosophischen Weltanschauungstypen Wilhelm Diltheys, deren Anwendung auf die verschiedenen Künste neuerdings versucht

1) Nord und Süd. B.d 133 (1910), S. 500ff.

2) Goethes Seelendramen und ihre französischen Vorlagen. Halle 1912, S. 85ff. 160ff.

3) Wölfflin selbst vertritt diese Auffassung. Kunstgeschichtliche Grundbegriffe. München 1915, S. 73.

4) Wölfflin, Renaissance und Barock. 2. Aufl. München 1907, S. 62.

worden ist[1]), umschreiben noch zu allgemein das letztmögliche Verhältnis des einzelnen zur Wirklichkeit, als daß ein Individuum (nicht ein System) durch Zurechnung zu einem dieser drei Typen wirklich charakterisiert wäre. Das Zusammenwirken von Zeitstimmung, angestammter Art und Lebenserfahrung bleibt in jedem einzelnen Falle ein biographisches Problem. Ebenso Wandlung, Schwanken, Halbheit der Weltanschauung; denn nicht immer ist es wie beim Philosophen ihr Besitz, sondern oft vielmehr ihr Verlust, der den Künstler zur Aussprache drängt. So ist Kleist durch die Vernichtung seines naturalistischen Wahrheitsbegriffes zum Dichter geworden; seitdem drängt sich aus seinem Innern eine neue selbstgeschaffene Welt hervor, ohne daß der vollkommene Idealismus der Freiheit erkämpft würde. Das stoßweise Hervorbrechen wird immer wieder gelähmt durch die Macht der äußeren Wirklichkeit. In ähnlicher Weise verläuft Leben und Dichten Tassos, der in selbstquälerischen Zweifeln sich verzehrt, seitdem die Eindrücke der Hugenottenkämpfe und der Bartholomäusnacht sein seelisches Gleichgewicht störten. Bei Tasso wie bei Kleist ist die dämonische Unrast durch schwere äußere Erschütterungen veranlaßt und verstärkt.

Der Verlust des sicheren und unbefangenen Verhältnisses zur Natur hat die Unruhe, die Kontrastierung von Wildem und Zartem, die ekstatische Bewegung, die krampfhafte Kraftsteigerung zur Folge, die den Urgrund des Barockstils ausmachen. Widernatürliches Geschehen versetzt ganze Zeiten in einen gereizten Seelenzustand, der in musikalischer Ausdruckskunst die dem äußeren Leben versagte Harmonie sucht. Der Barockstil des 17. Jahrhunderts steht im Zeichen der Gegenreformation und des 30jährigen Krieges, und das unverkennbar wachsende Verständnis unserer Zeit für diese Ausdrucksformen wird durch die Ereignisse der Gegenwart begünstigt. Für die Zeit der Romantik machte der Gang der französischen Revolution den Bankerott des natürlichen gesunden Menschenverstandes augenscheinlich. Auch für das germanische Altertum ist eine Weltanschauungskrisis anzunehmen, in der die naive Naturreligion durch spiritualistische Elemente zersetzt wurde.

In solchen Zeitstimmungen, denen ein einheitlicher Wille fehlt, finden die Motive der Sinnesverwirrung, der Mischung von Haß und Liebe, des Kampfes der Geschlechter, des ekstatischen Liebestodes ihren Nährboden: Siegfried und Brünnhilde, Rinaldo und Armida, Achill und Penthesilea kämpfen den gleichen Kampf. Das antike Paar würde bei Homer unmöglich sein;

1) Herm. Nohl, Die Weltanschauungen der Malerei. Jena 1908. — Derselbe, Typische Kunststile in Dichtung und Musik. Jena 1915. Wenn Nohl in der zweiten Schrift (S. 37) die Barockformen im wesentlichen in Typus III der sprachmelodischen Ausdrucksformen von Rutz wiederfindet, so muß Diltheys Begriff des Naturalismus bereits aufgegeben und durch eine zweite Art des Pantheismus ersetzt werden. — Das von ganz entgegengesetztem Standpunkt ausgehende Werk von Müller-Freienfels (Psychologie der Kunst, Leipzig 1912, Bd. 2, S. 8) deduziert vier Stilarten, ohne eine praktische Anwendung durchzuführen.

es ist erst durch die Sagenbildung einer griechischen Barockzeit zusammengeführt worden. Tassos Berührungen mit Motiven der nordischen Heldensage[1]) brauchen weder auf eine germanische Abstammung des Dichters noch auf direkten Einfluß zurückgeführt zu werden. Daß der mechanische Begriff des literarischen Einflusses einer methodischen Berichtigung und Ergänzung bedarf, ist längst erkannt worden. Gleichartiges erwächst aus gleichen Entstehungsbedingungen. Aber wenn beim stärksten Grad der Übereinstimmung beinahe von einer Art literarischer Seelenwanderung gesprochen werden kann, so braucht man vor den Tatsachen mechanischer Einwirkungen, die sich auf Stoffentlehnung, Formgebung und äußeres Kleid beziehen, nicht die Augen zu verschließen. Das Verhältnis Kleists zu Tasso stellt sich äußerlich als eine Entwicklung von bewußter zu unbewußter Abhängigkeit dar. Innerlich war die Reihenfolge doch wohl eine andere: nicht die Bekanntschaft mit Tasso hat der Richtung Kleists eine andere Wendung gegeben, sondern wegen der seelischen Gleichstimmung der Persönlichkeiten mußten sich Tassos Motive tief einprägen, und der Einfluß konnte kein vorübergehender sein. Kleists Barockstil steigert sich bis zu seinem Ende; er dringt auch in die erzählende Prosa der heiligen Cäcilie ein und klingt aus in der Todeslitanei, die nach Sauers Nachweis durch die Barocklyrik des 17. Jahrhunderts gespeist ist. Wessen Geist noch über diesem angesichts des Todes angestimmten mystischen Wechselgesang schwebt, besagt Henriettens Antwort: „mein Tasso, mein Ritter, mein Graf Wetter, mein zarter Page, mein Erzdichter".[2])

Sprichwörter und Redensarten bei Thomas Murner.

Von **Anna Risse** in Konstanz.

III.

(Fortsetzung von S. 303.)

Es liegt nahe, bei dem M ö n c h e Murner eine Vorliebe für solche Sprichwörter zu vermuten, die ihr Bild aus k i r c h l i c h e r S p h ä r e entlehnen oder durch ausgesprochen religiösen Inhalt kirchlichen Ursprung verraten. Auch findet sich deren eine ganze Reihe; doch sind sie meist so geartet, daß sie auch Laien durchaus geläufig sein konnten. Engere Fühlung mit priesterlichen Funktionen zeigen nur wenige. So „Chrisam, touff ist alles verloren"[3]), was dem vulgären „D a i s t H o p f e n u n d M a l z v e r l o r e n" entspricht und entweder auf Taufe und Firmung oder auf den Exorzismus weist. Murner als N a r r e n b e s c h w ö r e r verwendet es in der zweiten Bedeutung. — Vom Prediger, der vor gut gläubigen Hörern spricht und daher richtig verstanden wird, auch wenn er manches nur flüchtig berührt, übertrug man die Wendung „Verstanden lütten predigen"[4]) auf jedes stille Einvernehmen, wo es nur kleinster Zeichen zur Verständigung bedarf. Auf geistliche Kreise, in denen lateinisch, nicht

1) H. Wagner, Euphorion Bd. 6.

2) Da der Verf. im Felde steht, konnten sämtliche Belegstellen nicht noch einmal verglichen werden.

3) NB 85, 60; 93, 124; SZ 26, 17; — W I. 532. — DWb 2, 618. Vgl. auch NB 94, a—d.

4) SZ 14, 34. — S. Z. z. NS 73, 74. „Verstanden lüten ist predigen gůt."

deutsch, gebetet wurde, muß auch die Redensart „einem das benedicite machen“ [1]) zurückgeführt werden, die nach Bildungsart und Bedeutung unserem „einem den Text, die Leviten lesen“ gleichkommt. Ebenso gewinnt der Grundsatz „kupffern geld kupffern seelmessen“ [2]) erst im Munde eines Priesters volle Kraft. Murner kehrt darum auch LN 1602, wo die Wendung den reformierenden Laien in den Mund gelegt wird, die Glieder um zu „küpffern seelmess, küpffern geld“. — Andere Redensarten wieder tragen deutlich den Stempel volkstümlicher Herkunft. Sie gründen sich zwar auf Begriffe, die Kirche und Religion geliefert haben, verquicken diese aber unbekümmert mit eigenen, oft abergläubischen Zutaten. So findet sich die naive Ehrfurcht vor allem, was „weit her“ ist, in der seltsamen Ansicht: „die nahen heiligen thůndt kein wunder“ [3]), und seltsam genug ist auch die Rolle, die der Teufel in der Einbildungskraft des Volkes spielt. Man glaubte, ihm „zwey liecht anzinden“ [4]) zu müssen, damit er einen „ungeschoren lasse“, wohl auch, weil man von ihm dort Hilfe erwartete, wo Gott nicht helfen wollte (vgl. LN 2011). Bei Murner steht die Wendung einfach für ein weltliches Treiben, das sich um Gott nicht kümmert und ihn „in der vinstre“ oder „im winckel“ stehen läßt. Ein andermal wieder gilt die zerstörende Kraft des Teufels als Ursache für ein entstelltes Aussehen. So in MS 375: sie sieht aus wie eine Pfanne, „do düffel in geröstet syndt“. Ähnlich heißt es noch heute von einem Pockennarbigen, der Teufel habe auf ihm Erbsen gedroschen (W IV. 1114), und eine gebräuchliche Verwünschung war: „ich wolt, das in der tüffel schent“. [5]) Direkter Anschluß an biblische Anschauungsweise verrät sich dann in Wendungen, die auf der Vorstellung von der Besessenheit beruhen [6]), und daneben taucht der Gedanke an eine Infektion auf in: „der tüffel reib sich an im“. [7]) „Dem deuffel vff den schwantz gebunden“ [8]) und damit als Sklave der Sünde auf dem schnellsten Weg zur Hölle befördert sind die, welche in Elend und Sünde an Gott verzweifeln, sich ganz dem Teufel verschreiben und meinen: „Es sy so gůt in d'hell gesprungen als mit rütschen dryn gedrungen“. [9]) Dieses Drangeben der ewigen Freude für irdisches Glück wird bezeichnet durch „vmb eyn schlecklin eyn schleck geben“ [10]) und illustriert durch das landläufige Beispiel für einen törichten Tausch, das Motiv vom Hans im Glück, vom „dotzinger“, wie Murner ihn NB 8, 51 nennt. [11])

1) LN 28, 70; SZ 8, 38. — Vgl. GM 1407.
2) W II. 1725. DWb 5, 2766 über Kupfern vgl. Seite 301, Anm. 4.
3) NB 38, 35. — W II. 463.
4) NB 64 — sonst auch mit dem Zusatz: „da man gott nur eine aufsteckt“. — W IV. 1061.
5) LN 1739. — Daneben aber auch: „ich wolt, das in gotz marter schent“ (LN 1730).
6) NB 81, 46. — LN 3682. — NB 21, 1. — W IV. 1116 Nr. 1339.
7) GM f 4a. — Auf derselben Vorstellung beruhen die Wendungen: „sich ans schelmenbein reiben“ (NB 80, 6; SZ vorr. I. 9), wodurch man zum Schelm und „der gouch hat mich in die nasen byssen“ (GM 2201), wodurch man zum Gauch geworden ist.
8) SZ 32 (2, 39). — W IV. 1120. — NS 98, 4.
9) NB 81, c; GM 1826; LN 4240.
10) NB 35, 54. — Brant sagt: „das himelrich vmb mist geben“ (NS 89, 29).
11) NB 8, 57. Vgl. NS 89, af. u. 31f., MS 1558f. — Noch heute im Algäu: 's gitt mancha 's Röszle fürs Pfifle. (Reiser, Algäu Bd. II.)

Für das Verhältnis zwischen Priester und Gemeinde stellt Murner nach dem Sprichwort „mali laici mali clerici“[1]) als Erfahrungstatsache auf:

Gewonlich, wie do ist ein gmeyn,
Also handt sy der prediger eyn;
Geradt wie sy lichtfertig sindt,
Also ich iren schriber findt.[2])

Der Ausdruck schriber macht hier die Übersetzung aus dem lateinischen „clericus“ wahrscheinlich. Inhaltlich sind dazu NB 15, 20ff. und 19, 121ff. zu vergleichen. Wo auf diese Weise die Verhältnisse ganz unhaltbar wurden, da ist „der tüfel apt worden“[3]), wie man in Anlehnung an ein altes Schwankmotiv zu sagen pflegte.

Natürlich spielt auch die Glocke ihre Rolle im Sprichwort. Ein schönes Geläute weiß man zu schätzen, da es nur bei großer Opferwilligkeit der Gemeinde erworben werden kann. Daher urteilt das Volk: „Das sein die besten cristen lüt, Die da haben das best gelüt.“[4]) Doch werden nicht immer alle Glocken geläutet. Die große Glocke scheidet an gewöhnlichen Tagen aus, sie erklingt nur bei besonderen Anlässen (MS 291). „Einem die grosse glocke läuten“[5]) heißt so ihn feiern und ehren, dann allgemeiner: viel Lärm um eine — an sich meist nichtige — Sache machen, wichtig tun. Parallele, aber weit seltenere Wendungen gab es vom Blasen und Singen. Murner bietet dafür je einen Beleg: „hoch vff blasen“ (Adel S. 44) und „das gesang hoch anfahen“ (MS 1461). Gelegentlich wird der Mensch selbst mit einer Glocke verglichen, seine Rede mit dem Glockenton, die Zunge mit dem Klöppel.[6]) Glocke und Klöppel müssen gut sein, wenn die Rede etwas taugen soll, und „ein Fuchsschwanz in der Glocke“, der keinen Ton geben kann, wird so ein überzeugendes Bild für leeres Gerede und eitle Versprechungen.

Eine Fülle seltsamer Redensarten nimmt ihren Ausgang von den Gliedmaßen des Menschen oder von Bewegungen, die sich unwillkürlich in bestimmten Situationen einstellen. Zum Teil sind uns Bewegung wie Redensart noch heute geläufig, aber vielfach ist auch eines oder beides verloren gegangen oder verändert worden. Dadurch wurden Sinn wie Entstehung nicht selten verdunkelt, und fast durchweg haben diese Wendungen wenigstens an ursprünglicher sinnlicher Kraft verloren. Nehmen wir z. B. eine noch heute so gebräuchliche Redensart wie „durch die Finger sehen“[7]), so fehlt bei deren Gebrauch jetzt meist jede klare sinnliche Vorstellung. Während die ältere Zeit noch deutlich sagte „durch syne finger sehen“, ist allmählich die

1) S. W IV. 1678 unter Nr. 47. — Zingerle 86.

2) GM 5270ff. — W I. 1545. — Vgl. auch NB 19, 125: „Recht wie do sindt die vnderthon, Also wendt sy ein herren hon.“

3) NB 27, 72; SZ 44; Ketzer b 1a; — DWb 1, 136; 11, 274. — W IV, 1067.

4) LN 1395. Vgl.: „alte kirchen haben gut geläut, sagt man sprüchwortweis, ursach, die liebe alten haben mehr auf kirchen und glocken gewendet als die heutige karge welt.“ (Aus Otho 1192 in DWb 4, 1, 2, 2877.)

5) MS 1424f., 1432, 1447, 1460, 1467. — Die große Glocke anstürmen: NB 85, 43; mit wirklich bildlicher Ausführung MS 283. — „an die grosz glock lauffen“ MS II. — S. W I. 1728.

6) Freidank 126, 15. — Vgl. Z. z. NS 41, af. — NB 73, af. Später kommt zu dem Fuchsschwanzklöppel noch die lederne Glocke, so schon in der ndd. Übersetzung des NS — W I. 1728. — DWb 4, 1, 1, 351.

7) NB 13, 12; 45, 50; Adel S. 51. — W I. 1021. — DWb 3, 1654.

Form „einem durch die Finger sehen" üblich geworden, und dieser dat. commodi konnte leicht zu der Auffassung führen, es sei hier von den Fingern des anderen die Rede. Bei Murner ist die Vorstellung noch vollkommen klar; das Bild zu NB 39 gibt die Wendung wieder durch das Vorhalten der gespreizten Finger vor das eigene Gesicht, wodurch eben das Gesichtsfeld durchschnitten und verkleinert, folglich das Sehen erschwert wird. Dabei ward aber schon damals die Redensart so allgemein verwertet und war schon so zur Vokabel geworden, daß sogar in einer Bibelstelle wie 3. Mos. 20, 4 das einfache ὑπερίδωσιν τοῖς ὀφθαλμοῖς der Septuaginta unbedenklich mit „durch die Finger sehen" verdeutscht werden konnte. Als Variante erscheint NB 19, 49 „durch syne finger lachen", doch entspricht diese Redensart sonst unserem „sich ins Fäustchen lachen".[1]) Das Spreizen der Finger, das diesmal das Lachen selbst verbergen soll, wird auch hier wieder als Hauptmoment empfunden, wie LN 1881 mit der hyperbolischen Variante „durch ein keszkorb (Drahtglocke) lachen" zeigt.

Ähnlich losgelöst von seinem Ursprung ist heute: „sich etwas aus den Fingern saugen".[2]) Murner selbst gibt in der „Narrenbeichte" (NB 95, 17) einen Fingerzeig, in welcher Richtung wir hier zu suchen haben. Der Narr, der nicht recht weiß, wie er seine Beichte beginnen soll, sagt dort: „Ich műsz zů erst myn finger kluben Vnd kratzen, do mich niendert beisz."[3]) Hier wird also das Fingerklauben, d. i. das Kauen an den Fingern, durch die zweite Redensart als eine Bewegung des verlegenen Nachdenkens bezeichnet. Eine solche Bewegung konnte so zur Gewohnheit werden, daß mancher glauben mochte, ohne sie überhaupt nicht zum Ziele zu kommen. So finden sich in den Liedern des Ossian die Verse: „Finn selbst vermöchte ja gar nichts, wenn er nicht an den Fingern kaut."[4]) Etwas „aus den Fingern saugen" wäre dann: durch dieses Kauen zu einem Resultat gelangen. Da aber solch rein subjektives Nachdenken allein meist nicht genügt, sondern für jede Antwort vor allem reale Grundlagen erforderlich sind, gilt ein Resultat, das ohne diese zustande kam, für minderwertig, und das bloße „aus den Fingern saugen" wird zum leeren Phantasieren.

Keiner Erklärung bedürfen die auch für uns noch völlig durchsichtigen Wendungen „die finger schlecken"[5]), „den Finger auf den Mund legen"[6]), „den Finger auf die Nase legen". (GM 616.) Vielleicht liegt eine Weiterbildung dieser letzten Redensart vor in: etwas „vff der nasen gygen" (NB 58, 53), indem man bei intensivem Nachdenken den Finger auch wohl an der Nase hin- und herreibt. Dann würde Murners: „das soltu vff der nasen gygen" bedeuten: „das wirst du dir bei einigem Nachdenken selbst sagen" (vgl. das moderne „das kannst du dir an den Fingern abklavieren").

Wenig bekannt dürfte sein: „die nas an stro wischen" (NB 75, 22), womit eine verlorene Mühe bezeichnet wird, und ebenso die Mahnung, nichts zu verschwören als sich „die nas abzubissen"[7]), was eben unmöglich ist.

---

1) NB 23, 66; L. v. U. 29, 2.

2) NB 36, 26; GM 3084; LN 2049 u. 2332; L. v. U. 8, 7. — W II. 1020.

3) Vgl. NB 1, 10; 68, 11; GM 5379; NB 92, 4; 35, 91; 62, 64; SZ 44, 26. — W II. 1588.

4) DWb 3, 1655. — Vgl.: die Feder kauen (demandere calamum) W I. 952.

5) LN 651; 1877. — W I. 1022. 6) NB 13, 11. — W II. 1020.

7) NB 85, 65. — Heute in Algäu: „Ma kã nix verrede als's näsābeisze, und die kunt nem in's Maul waxe." Reiser, Allg. II. 624.

Allgemein haben sich dagegen bis heute gehalten: jemanden „by der nasen fieren“[1]), und „einem eine Nase drehen“, was Murner noch in der klareren Gestalt „ein wechsen nase machen“[2]) bietet, mit Bezug auf die Wachsnase der Faschingsgecken. Und wie eine solche sich stets nach Belieben drehen und umformen läßt, so drängt sich auch in diese Wendung der Gedanke eines willkürlichen Umspringens mit etwas. Gleichartig nach Ursprung und Entwicklung ist: einem „ein stroen bart flechten“[3]), d. h. ihn zum Narren halten, oder, wie Murner es ausdrückt: mit ihm „affenspil tryben“.[4]) Hierin tritt besonders das Beleidigende einer solchen Behandlung hervor; denn der Bart gilt als ehrende Zierde des Mannes. Wendungen wie: einem „in den bart greifen“[5]) oder „durch den bart louffen“ (NB 97, 30), zeichnen eine schwere Beschimpfung, einem etwas „in den bart werffen“[6]) einen schweren, unverhüllten Vorwurf, wie etwa unser „ins Gesicht schleudern“. Ähnlich verletzend ist: einem „vff ein fůsz dretten“[7]), was dialektisch noch heute zu belegen ist, in der hochdeutschen Umgangssprache aber durch das schärfer pointierte „auf die Hühneraugen treten“ ersetzt wurde.

Ein höchst anschauliches Bild für knechtische Unterwürfigkeit hat das Volk in der Wendung: einem „die fiess fressen“[8]) gefunden. Fressen ist darin ein derber Ausdruck für küssen (vgl. sonst lecken), und zeichnet sarkastisch die übertriebene Emphase. Das Schweizer Idiotikon bringt (1, 1088) noch aus dem modernen Dialekt: „allen Heiligen d' Füeß abbisse“ als charakteristische Zeichnung von überdevoten Betern vorm Bild. Eine nicht minder drastische Redensart bietet sich für die gewerbsmäßige Schmeichelei in „die oren melcken“.[9]) Unverhohlen wird hier durch das Melken gleich der für den Schmeichler herausspringende Gewinn gezeichnet. „Den schalck hinter den oren“ haben[10]) — für versteckte Schelmerei und Schalkhaftigkeit — ist ein auch in der modernen Sprache noch mögliches Bild. Doch war es in der damaligen Zeit noch weit sinnkräftiger. Der Ton ist ursprünglich auf hinter zu legen, wie Eyerings Erklärung zu der ähnlichen Wendung: „Flöhe hinter den Ohren haben“ beweist (W I. 1076): „Die Flöhe hinter den Ohren kann man vor

1) NB 54; 9, 3. — W III. 956 u. 963. DWb. 7, 404.

2) NB 3. — Vgl. NS 71, 9f. — W III. 955. — DWb 7, 408.

3) NB 11; SZ 5; MS 35. — W I. 239. — DWb 1, 1142.

4) NB 11, c. — Eine dritte hierher gehörige Redensart ist: „ein mendlin vff ein ermel malen“ (GM 1432, 4949), was Zarncke wohl mit Recht vergleicht mit dem in NS 82, 18 erwähnten Gauchsbild auf dem Ärmel, wie es eine Geckengesellschaft als Abzeichen trug. — W I. 138. Danach ist diese Redensart streng zu scheiden von dem ähnlichen „ein menlin machen“, das, angelehnt an das „Männchenmachen“, das Aufrechtsitzen der Hunde, etwa durch Faxenmachen, einem etwas vorgaukeln, wiedergegeben werden könnte. S. NB 8, 14; Z. z. NS 103, 86. — W III. 446.

5) NB 19, 42; LN 2105, 2158. — Vgl. NS 86, 17. — W I. 239.

6) NB 20, 14. — W I. 239. — DWb 1, 1142: „ene klette oder leimspille in den bart werfen“.

7) GM 182; SZ 9, 16. — W I. 1303.

8) NB 77, 57. — Mone Anz. III. 22: „Wer kann Allen recht thun“, wo es V. 17f. heißt: Wer dan got vor ougen haut, So spricht man: „seht wie dar gaut, er wil got die fůss ab essen“.

9) NB 91; SZ 12. — DWb 6, 1999 u. 7, 1257.

10) SZ vorr. I. 12. — W IV. 86. — Etwas künstlicher ausgedrückt in NB 63, 15: „Das hat er kündt in iungen ioren, wie eim schalck sy hindern oren.“

denselben nicht sehen." Heute ist man dagegen geneigt, den Hauptnachdruck auf Schalk zu legen, und dadurch erfährt der Sinn eine Schiebung. Der Gedanke der versteckten Schelmerei geht uns heute fast ganz ab, statt dessen geben wir der Wendung eine ihr ursprünglich nicht anhaftende Intensität, die sich auch in den Steigerungen: „er hat den Schalk fingerdick, daumensdick, faustdick hinter den Ohren" (W IV. 86; I. 947) geltend macht. — Unverändert und ungeschwächt hat sich bis heute „die Ohren spitzen" (GM 113) erhalten. Von den Tieren genommen, die bei aufmerksamem Lauschen ihre Ohren aufrichten, hat das Bild eben die stützende Unterlage nicht verloren. Dagegen dürfte die abgeleitete Redensart „spitze Ohren haben" (GM 2155) für gut hören können heute kaum mehr in Gebrauch sein.

Hohes Alter verrät durch die Alliteration die Verbindung: „haut vnd har". Sie bezeichnet den Menschen seinem ganzen Umfang nach. „Er ist ein schalck in hut vnd hor"[1]) heißt, er ist durch und durch ein Schalk. Doch steht auch Haut allein als pars pro toto für Leib, so in „schelmen warens in der hüt".[2]) Dagegen ist in „das dir die schwarten würden krachen"[3]) als Umschreibung für „daß du platzen könntest" (vor Ärger und Not), die Haut an und für sich gemeint, ebenso in dem bekannten „mit blauer Haut davonkommen", wobei etwa an einen Überfallenen zu denken ist, der nach einer Tracht Prügel noch glücklich mit dem Leben davonkommt. Durch die übertragene Verwertung verblaßt dann die Redensart etwa zu: mit genauer Not oder dgl. und so konnte Murner sogar ein „verkouffen mit blauwer hüt" (GM 1103) für ein Verkaufen mit nicht allzu großem Schaden setzen, eine Vermischung, die uns heute doch recht gewaltsam anmutet.

Nur in der Literatur des 16. und 17. Jahrhunderts nachzuweisen ist „har vff har machen"[4]) für Streit erregen, bei Sebastian Franck einmal anschaulicher ausgedrückt als „krieg anrichten, das haar vff yhenes haar reitzen". Das Haar steht hier ursprünglich als Charakteristikum für das Tier. Die Jäger unterscheiden Haarwild und Federwild, mit „haar um haar handeln" meinte man den Tauschhandel mit Tieren (Schwäb.Wb. 3, 1168). Fischart erwähnt endlich ein Gesellschaftsspiel „har vf har", das er wohl zutreffend von der Fuchsjagd herleitet, wo man dem Fuchsen Hund auf den Pelz hetzt, und so wird auch unsere Redensart sich in diesen Zusammenhang einfügen.

Nicht im heutigen Sinne, sondern in dem uns durchaus fremden von betrügen, braucht Murner, und anscheinend er allein, die Wendung „herlyn spalten"[5]), die uns heute für kleinliche Pedanterie geläufig ist.

Alt und volkstümlich scheinen wieder „über ein zan lachen", „über den lincken zan lachen", „über den lincken zan ansehen" zu sein, wenn auch in älterer Zeit Belege fehlen. Nur „über ein zan lachen"[6]) zeichnet gegenüber

1) BF 6, 46; vgl. GM 3462; BF 16, 43. 2) GM 5068; MS 1454; NB 9, 90. — W II. 443.

3) NB 21, 74; LN 2127. — Schwarte ist urspr. nur die behaarte Haut, beim Menschen also die Kopfhaut. DWb 9, 2297 gibt unsere Redensart in Verbindungen, aus denen diese Urbedeutung noch klar zutage tritt.

4) NB 16, 15; 47, 56; 71, 30; 83, 29; Adel S. 22 (dort Druckfehler: har uss har). — MS 583: „har zůsamenknypffen" und MS 1203 „har vff har zů samen binden". — Vgl. Z. z. NS 7, 3. — D Wb. 4, 2, 16. — W II. 228.

5) GM 1431; 4571; — W II. 228, 231. — DWb 4, 2, 22.

6) LN 3702. — W V. 492f. (auch für gezwungenes Lachen). — DWb 15, 140f.

einem Lachen „über das ganze Gesicht", ein verstohlenes Lächeln. In „vber den lincken zan lachen" oder „ansehen"[1]) kommt dann nach der alten Vorstellung von der unheilbringenden linken Seite der Begriff des Falschen und Gehässigen hinzu. Ähnlich findet sich link in: das „verdrüszt mich an der linken zehen" (LN 848), trifft mich gerade an der Stelle, wo ich am tiefsten zu verwunden bin.

Aus dem Gebiet der menschlichen Glieder greifen vielfach auch die Bezeichnungen für die speziellen „Sünden des Mundes" ihre Beispiele heraus. Da ist für das einfache Zuvielreden: „ein kurtzen athem haben" (SZ 35), für ein unberechtigtes Dreinreden, das selbst Gott ins Handwerk pfuschen will: „das maul in hymmel stossen"[2]), für das Durchhecheln einer Sache: „syn unnütz" oder „stinckend mul" mit ihr „weschen".[3]) Demgegenüber erinnert das Sprichwort an den durch Schwatzhaftigkeit entstehenden Schaden: „Vil wunden werden widerbracht, on die die zungen hat gemacht." (NB 66, 1 — W V. 645). Darum mahnt es: „Reden ist nit alzyt gůt, darumb so halt dyn mul in hůt" — oder „darumb so lern sparmunde machen"[4]), derber: „halt zů beschluss die brot tesch" (SZ 47, 11), „binden zů die clapperteschen" (NB 11, 47), da man sonst einem „den mundt stopffen" müsse.[5])

Für die Verleumdung übernahm Murner aus den im Volke dafür gebräuchlichen Wendungen neben dem schon oben erwähnten Bild vom Weinrufer noch die Umschreibungen: einem „ein schellen anhencken"[6]) oder auch „ein spettlin (Tuchfetzen), ein lotter spettlin anhencken"[7]) (lotter = der ehrlose Gaukler). Die Redensarten erinnern an die Vorschrift, daß alle „ehrlosen Leute" an ihrer Kleidung ein besonderes Abzeichen, eine Schelle, einen Tuchfetzen oder dgl. tragen mußten.[8]) Als Stütze dienen parallele Wendungen, wie „ein blechly, ein kläpperlin anhencken".[9]) Auch das damalige Strafwesen hat dieses Anhängen von ehrenrührigen Abzeichen verwertet. So wurden Diebstahl und Betrug mit dem Schellenwerk[10]) geahndet, d. i. schwerer Arbeit, wobei der Schuldige am Hute Schellen tragen mußte, deren Ton jedermann auf ihn aufmerksam machte. Zur Verschärfung

1) GM 1433; LN 3352. — Vgl. Facetus 270: jem. „mit eym linken zan nagen" = gehässig von ihm reden.

2) SZ 28. — W II. 512. Vgl. ebda. „das Maul in alles hängen", auch unser „seine Nase in alles stecken". — S. Z. z. NS 19, 79.

3) SZ 9a, 35; 18, 33; 47, 12.

4) SZ 47, 7. — W III. 1559. — SZ 47, 14. — S. auch SZ 35, 28. — W IV. 616.

5) SZ Entsch. 89. — W III. 776. — weiter ausgeführt in NB 95, 49. (Vgl. Z. z. NS 41, 27f.), NB 66, SZ 47, 3 u. MS 558.

6) SZ 3, 13. — Aber es kann auch bedeuten: zum Narren machen, so NB 55, 11; vgl. Adel S. 9: „die schellen anknipffen".

7) SZ 18, 25; MS 601; NB 77, 44. — Z. z. NS 21, 5. — DWb 6, 1210.

8) So mußten auch die Juden einen gelben Ring an Rock oder Hut tragen. Daher sagt Murner NB 67, c: „Wiltu die lüt mit wůcher nagen, So solt ein iüdisch ringlin tragen."

9) DWb 2, 85; — W II. 1366. — Schon mhd. im Wigalois 2376: „daz si (die Frau) so staete niht mac gesîn, si ne slahen ir ein blechelîn". — Klepperlein erscheint speziell als ein Zeichen für Aussätzige: s. Liber Vagatorum bei Kluge, Rotwälsch 1, 48: „betler, die da klöpperlin tragen / als ob sie ussetzig weren".

10) Alem. 7, 245. — Vgl. d. Sprw.: „seine eigenen Schellen schütteln" = seine Schande bekannt zu machen. W IV. 128.

der Strafe konnte er dann noch „mit einem Blech auf dem Rucken durch die Stadt geführt werden“[1]). Ein ideeller Zusammenhang zwischen diesen Strafen und den aufgeführten Redensarten ist doch wohl anzunehmen.

Wir kommen jetzt zu der Klasse derer, die zwischen zwei Parteien stehend — es mit keiner verderben wollen und daher „vff beiden seyten reden“ (SZ 15, 12), „zwo zungen dragen in eim hals“[2]), „mit beyden achslen gigen“[3]), oder wie sonst die zahlreichen Varianten lauten mögen. Diese Leute spinnen „ful garn“[4]), wissen ihm aber den Anschein von gutem Garn zu geben, während doch der Faden nur zu leicht reißt. Aber treffend weiß das Sprichwort zu zeichnen, wie solche Untreue ihren eigenen Herrn schlägt, wie er plötzlich „zwischten stüelen nidersitzen“[5]) muß und sich auf beiden Seiten Gunst und Anhalt gründlich verscherzt hat. Wiederholt warnt Murner vor diesen Lügnern, die nur „glatte wörter“ schleifen.[6]) Sein Rat ihnen gegenüber beruht auf dem echt volkstümlichen Gedanken des „Wie du mir, so ich dir“, der vielfach in der Literatur seinen Niederschlag gefunden hat, allerdings in stets wechselnder Einkleidung. Er meint: „Gibt er glatte wörter dir, So lůg, du ouch dyn wörter schmir“ usw.[7]), und ein andermal: „Wen dir einer wasser büt, So wiss, das feür darunder ist, Darumb schick dich ouch zů dem list.“[8])

Von dem einfachen Verschweigen der Wahrheit bis zum routiniertesten Lügen weiß das Volk diesen Fehler in allen Graden zu zeichnen, und seine Vorliebe für die Hyperbel kommt dabei in hohem Maße auf ihre Rechnung. Da sagt man: „der warheit ein deckel machen“[9]), „die warheit hinder thür schmucken“[10]) und sie so verbergen. Oder man zieht, um die Gewandtheit im Lügen zu bezeichnen, den treffsicheren Schützen zum Vergleich heran und sagt: „zilen das man trifft“[11]) oder jemandes „zil schiessen“[12]), d. h. ein von anderen gestecktes Ziel mit seiner

1) Alem. 7, 255 u. 257 (noch aus dem Jahre 1753).

2) SZ. 15, 15. — Dies Bild schon alt; so Walther v. d. V. (Lachmann 13, 4): „zwo zungen stânt unebene in einem munde“.

3) MS 595. — W I. 20 gibt nur: „Auf beiden Achseln tragen.“ Vgl. SZ 19, 7f., NB 16, 65f.

4) SZ 48, 186. — „Gut garn spynnen“ als Überschrift von SZ 15 ist demnach ironisch gemeint.

5) SZ 19, 5 u. 13. — W IV. 339.

6) SZ 22 dazu GM 1292, 1301 und die „schlyffer“ in NB 16, 37.

7) NB 63, 21f. — Vgl. 14, 40f. — Die gleiche Moral in Brants Cato 159f. und Moretus 383. — Vgl. „frangenti fidem fides frangatur eidem“ (W V. 224 unter „Wie du mir, so ich dir“) und „Böses muß man überbösen“ (W I. 436), auch MS 1487.

8) NB 14, 36; vgl. SZ 5, 12. — ein anderes beliebtes Bild für solchen Betrug war: „gifft vnder dem honig verkauffen“ (Adel 5 u. 23). — Vgl. GM 1020f., 1318, 4707. Die mhd. Zeit kannte dafür die Galle im Honig, wohinter das lat. Wortspiel mit mel und fel steckt. — Zingerle 71. 9) NB 13, 15.

10) NB 13, 10. — schmucken zu schmiegen. — Vgl. NB 22d. — W IV. 1763. Dazu LN 3143: „Sie hon die warheit uns verschwigen Vnd lassens vnder den benken ligen“, als etwas Verächtliches. S. GM 2501. — W I. 229.

11) LN 2258; vgl. Brants „schiessen zů dem zil“ (NS 19, 66).

12) NB 82, 14. — Dazu die parallele Wendung: „den Schlegel werfen“, ein Bild, das einem verbreiteten Spiel entlehnt ist. S. zu NS 19, 67. — W IV. 212; NB 16, 39 bietet d. Subst.: „Schlegel werffer“.

Lüge erreichen, also einem zu Gefallen lügen. Hiermit hängen auch die Redensarten „einen bolz fidren", seine „lügen fidren"[1]) zusammen, da der Bolzen zur Stabilisierung des Flugs und damit auch zur Sicherung der Wirkung mit Federn versehen wurde. Dann wieder wird die Schwere der Lüge gekennzeichnet als „liegen durch ein brett" noch verstärkt durch die nähere Bestimmung: „das vier vnd viertzig elen hett" (NB 56, 9). Dieses wieder überbietet „liegen durch ein stehelin berg"[2]), was seinerseits durch den Zusatz „wen schon dry (oder gar sechs) legendt vberzwerg"[3]) eine Steigerung erfährt. Oder man sagt: „liegen, dasz die balken krachen"[4]), „lügen daß es stinkt", ja Murner berichtet von einer Lüge, sie habe „wol zweintzig myl gestuncken", „das mans im moͤren land ward innen" (NB 56, 7f.).

Als Charakterfehler und Gewohnheitssünde erscheint die Lüge in der Regel:

> Wer in einem stück lügt an,
> Der hatz in andern me gethan
> Vnd kan nit von der gwonheit stan. (LN 2035 — W. III. 268.)

Auf der anderen Seite wird aber auch geklagt, daß die Menschen oft aus Eigennutz dem Lügner noch Vorschub leisten. Denn man habe „dem gar bald gelogen, der mit willen würt betrogen".[5]) — Zur Zurückweisung der Lüge dient die Formel „du lügsts in dynen hals hynyn".[6]) Verschiedene Vorstellungen können hier zugrunde liegen. Einmal die, daß der Mensch einst an dem Gliede gestraft wird, mit dem er gesündigt hat. Daß dann die Strafe für die Lüge im Ersticken bestehen würde, läßt sich nach einer Stelle im Boccaccio vermuten, wo es heißt: „Wenn du an der ersten lüge erstickt wärest, so lebtest du längst nicht mehr; herr, sie liegen alle in ir hälsz" (DWb 4, 2, 254). Eine andere Möglichkeit ist die, daß die Redensart aus der Rechtssprache des Mittelalters genommen wäre, wo „wider in sich liegen" die offizielle Bezeichnung des Widerrufs war. Dann wäre sie ursprünglich ein Drohen mit dem Gericht, das den Lügner zu diesem Widerruf zwingen wird. Die Murnerschen Stellen geben hier kein Mittel zur Entscheidung an die Hand. Doch sagt Murner einmal, man hasse ihn, weil er in seinen Predigten die Leute zu sehr schelte, und man wünsche deshalb, „das der ritt schitt den münch in synen hals hinyn" (NB 31, 92). Diese Stelle beruht doch wohl auf der zuerst angeführten Vorstellung, die demnach für Murner noch lebendig war, und so mag sie für ihn auch in der fraglichen Redensart wirksam gewesen sein.

---

1) SZ 7, 14; LN 2260. — Einfaches fidren NB 6, 50. Adel S. 52.
2) NB 6, 44; Kap. 56. 3) NB 56, d u. 4. — Vgl. SZ vorr. I. 6.
4) SZ 15, 14; NB 6, 41; 56, b; 75, 32. — W IV. 276. — DWb 1, 1089.
5) NB 11, 95. — Auch sonst wird betont, daß die natürliche Anlage eines Menschen der Überredungskunst anderer oft entgegenkommt, so mit dem lebendigen Bilde:

> Man mag dem lihtlich pfiffen an,
> Der sunst gern wil zů dantzen gan;
> Er gieng ee on den pfiffer dran. (MS 844.)

Vgl. Alem. 13, 40. — W IV. 1030.
6) NB 90, 44; GM 4730; 3704; Adel S. 52. — Variationen: GM e2b; Adel S. 53. „l. in seyn feder und halsz". — Vgl. Labers 544, 7: „man büezt domit, mit dem man sündet". — Zingerle 192.

Eine ungeschminkte Wahrheit hob man gern noch ausdrücklich als solche hervor. Murner dient hierzu die Wendung: „das sag ich mit vollem mund“ (Adel S. 23), was also mit unserem „den Mund voll nehmen“ = prahlerisch reden unmittelbar nichts zu tun hat, und dann vor allem: „teutsch reden“ mit einem[1]), d. h. die Dinge beim rechten Namen nennen. Dies wird vor allem scharf betont in der Form: „es heiszt zů tütsch . . .“, „zů gůttem tütsch . . .“, auch wohl „in bösem tütschen“[2]), im Gegensatz zu der feineren welschen Sprache. Spielend fügt Murner in SZ vorr. I. 25 der in der üblichen Form gehaltenen Behauptung: „es heiszt zů deutsch eyn schelmen stick“ noch die Angabe des Frankfurter Dialektausdruckes dafür (bůben tandt) bei und erzielt so einen unvermuteten Gegensatz, der dem schon etwas abgegriffenen Einschiebsel zu neuer Wirkung verhilft. Und um auszudrücken, daß man für ein leichtfertiges Weib, für einen „sack“, beim besten Willen keine schonendere Bezeichnung finden kann, mag man — wie wir heute etwa sagen würden — „sich drehn und winden, wie man will“, — prägt er die Form: „Tütsch vnd welsch vnd zů latyn Far ich mit andern secken hin“ (NB 13, c.), d. h. keine dieser Sprachen hat in ihrem Wortschatz einen milderen Namen dafür aufzuweisen.

Einzelne menschliche Eigenschaften werden vom Volke, das nicht gewohnt ist, mit abstrakten Ideen sich abzugeben, unter volkstümlichen Namen personifiziert. An der Spitze dieser Namen steht Hans. Durch seine allgemeine Verbreitung gilt er sozusagen für den Menschen an sich, den Durchschnittsmenschen — auch einfach zur Bezeichnung des an sich gleichgültigen Trägers irgendwelcher Eigenschaften, die in besonderen Zusätzen dann näher charakterisiert werden. So setzt man „hensslin“ dem „hans“ gegenüber, um das Kind neben dem Erwachsenen zu markieren.[3]) Und jeder kann, wie Murner in GM e2b, als drollige Versicherungsformel die Worte: „ich sol nymmer hübsch hensslin genät syn“ — wenn dies oder jenes nicht wahr ist — für sich in Anspruch nehmen. — „Hans rier“ ist das ständig in Bewegung gesetzte Faktotum, „hans karst“ der Typus des Bauern, „hans acht sein nit“ der des Unbesonnenen und Unbesorgten.[4]) In etwas anderer Schattierung erscheint dieser letzte Typus auch noch als „Truwwol“, von dem man sagt: „Truw wol reit mir myn ross hyn weg“[5]) und so — über den zufälligen Roßdieb hinaus — die Vertrauensseligkeit des Besitzers als die wahre Ursache des Verlustes angibt. — Mathys erscheint als der naive Tölpel in der Interjektion „ocha mathys“[6]), die wie das oben erwähnte „hinderm ofen ist es warm“ eine vorausgehende Behauptung ironisiert. — Der Neid wird zum „nythart“[7]), die Ehre

1) Adel S. 19 u. 51. — NS 83, 21.
2) NB 19, 116; 77, 5; 10, 91; BF 26, 23. — NB 73, 46.
3) NB 72, 34; 87, 19. — W II. 358.
4) NB 35, 125, Adel 25, Adel 5 (DWb 5, 232), MS 589, NS 85, 27.
5) NB 89, 39. — S. Z. z. NS 69, 24: mhd. belegt: „Getrût sîn niht reit den hengst hin“ (Helbl. 15, 512). Getrût sîn niht = „ich erwartete das nicht“, als Ausruf des Bestohlenen. Auch Murner bespöttelt dieses nachträgliche Aufdämmern der eigenen Torheit durch: dann spricht er: ‚wer hett das gemeint‘. (NB 49, 45. — Vgl. Z. z. NS 12, 2.) 6) NB 27, 26; 60, 28.
7) SZ vorr. II. 121; SZ 30, 33. — S. Z. z. NS 77, 59 u. 53, γ. — W III. 993.

zum „erhardt".[1]) Aus „faulenzen" wird die Figur des faulen „Lenz" gewonnen, der die Menschen „sticht" und so ihnen die Faulheit gewissermaßen einimpft.[2]) Wahrscheinlich ist auch dadurch der „Herr Lorenz" in NB 11, der ja auch fragt, wo er „vffricht ein quies", und durch die Gedankenverbindung: Faulheit — Behaglichkeit — Liebe zum guten Leben — auch der in NB 48 als Kellermeister erscheinende Lorenz hervorgerufen und beeinflußt. Endlich bleibt hier noch eine Personifikation, die nicht auf einem Eigennamen beruht, in „sackman machen"[3]), worin sackmann ursprünglich den plündernden Troßknecht mit seinem Sacke zeichnet.

Schiller und Kant.

Ein Beitrag zur Lektüre der philosophischen Abhandlungen Schillers in der Oberklasse der höheren Lehranstalten.

Von **Günther Roth** in Frankfurt a. O.

Es ist die herkömmliche Ansicht, Schiller habe die überstrenge Sittenlehre Kants, ihren sogenannten Rigorismus, glücklich gemildert und überwunden. Diese Meinung stützt sich allerdings auf die eigenen Worte des Dichters: „In der Kantischen Moralphilosophie ist die Idee der Pflicht mit einer Härte vorgetragen, die alle Grazien davon zurückschreckt"[4]), und auf sein bekanntes Distichenpaar, in dem man gewöhnlich einen gegen den großen Königsberger abgeschnellten satirischen Pfeil vermutet:

„Gewissensskrupel.

Gerne dient' ich den Freunden, doch tu' ich es leider mit Neigung,
Und so wurmt es mich oft, daß ich nicht tugendhaft bin.

Entscheidung.

Das ist kein anderer Rat, du mußt suchen, sie zu verachten,
Und mit Abscheu alsdann tun, was die Pflicht dir gebeut".[5])

Aber diese Auffassung trifft durchaus nicht den Kern der Sache. Bei näherer Prüfung erhalten wir vielmehr folgendes Ergebnis:

1. Zunächst sind beide Denker darin einig, daß sie die Herrschaft der sinnlichen Natur über die vernünftige scharf ablehnen, denn sonst würde der Mensch nicht mehr Mensch sein, sondern auf die Stufe der Tierheit herabsinken. Beide aber sind bestrebt, dem Menschen seine Eigenart, seine Würde zu wahren, die eben darin besteht, daß er das, was für seine Menschheit charakteristisch ist, ihr Wesensgesetz, zum Ausdrucke bringt. In diesem Sinne sagt Schiller im 3. Briefe an den Erbprinzen von Augusten-

1) NB 71, 3; MS 1002.

2) NB 65, 37. — DWb 6, 752. — Vgl. das heute in Karlsruhe gebräuchliche: „Er isch vome aff gschtoche" und dadurch selbst ein Affe, d. h. töricht und unvernünftig geworden.

3) NB 75, 31; LN 3873; 3256.

4) In der Abhandlung „Über Anmut und Würde" (künftighin zitiert: „A. u. W."), Abschnitt 99. S. Kühnemann, Schillers philosophische Schriften und Gedichte. Leipzig 1910, Dürr. 2. Aufl., S. 180. (Wir zitieren die dort abgedruckten Abhandlungen hier stets nach dieser Ausgabe unter: a. a. O.) Vgl. überhaupt Abschnitt 99—105 der genannten Abhandlung.

5) In den „Xenien", Gruppe „Philosophen". Goethe-Schiller, Xenien, herausg. von Ad. Stern. Nr. 388/9, S. 80. Auch in seine Gedichte aufgenommen.

burg: „Alles, was zur Kultur der Menschlichkeit getan werden kann, läuft auf diese Regel hinaus: die sinnliche Energie durch die geistige zu beschränken.“[1])

2. Beide lehnen für das sittliche Handeln eine Heteronomie ab und lassen es der Freiheit entspringen. Diese Freiheit kann bei Kant, da die sinnliche Natur des Menschen in die Naturnotwendigkeit hinein verflochten ist, nur darin beruhen, daß er nicht ihr, sondern seiner über diese Notwendigkeit erhabenen vernünftigen Natur folgt. Auch Schiller will den Menschen von der Abhängigkeit der Natur frei machen, denn der Mensch ist ihm „das Wesen, welches will“; darum ist seiner „nichts so unwürdig, als Gewalt zu erleiden, denn Gewalt hebt ihn auf“[2]), und wie ihm „die Freiheit einer äußeren Handlung (die physische Freiheit) bloß auf ihrem unmittelbaren Ursprung aus dem Willen der Person beruht“, so „ die Sittlichkeit einer inneren Handlung (die moralische Freiheit) bloß auf der unmittelbaren Bestimmung des Willens durch das Gesetz der Vernunft“.[3])

Aber auch die Herrschaft der vernünftigen Natur über die sinnliche bedeutet ihm einen Zwang.[4]) „War es wohl bei dieser imperativen Form (des Moralgesetzes)“, so fragt er, „zu vermeiden, daß eine Vorschrift, die sich der Mensch als Vernunftwesen selbst gibt, die deswegen allein für ihn bindend und dadurch allein mit seinem Freiheitsgefühle verträglich ist, nicht den Schein eines fremden positiven Gesetzes annahm?“[5]) Das volle Wesen des Menschen als eines sinnlich-vernünftigen Geschöpfes kommt ihm deshalb am reinsten im Einklang der beiden Naturen zum Ausdruck, in der „schönen Seele, wo Sinnlichkeit und Vernunft, Pflicht und Neigung harmonieren“[6]), denn „nur im Dienst einer schönen Seele kann die Natur zugleich Freiheit besitzen und ihre Form bewahren, da sie erstere unter der Herrschaft eines strengen Gemüts, letztere unter der Anarchie der Sinnlichkeit einbüßt.“[7]) Die moralische Freiheit besteht ihm also nicht bloß in der Unabhängigkeit vom Zwange der Natur, sondern auch in der Übereinstimmung seiner ganzen, also nicht bloß seiner vernünftigen Natur mit dem Sittengesetze. Im Namen der Freiheit, die in seinem ganzen Leben, Dichten und Denken eine so wesentliche Rolle spielt, daß Goethe sagen konnte: „Durch alle Werke Schillers geht die Idee der Freiheit, und diese Idee nahm eine andere Gestalt an, sowie Schiller in seiner Kultur weiterging und selbst ein anderer wurde; in seiner Jugend war es die physische Freiheit, die ihm zu schaffen machte und die in seine Dichtungen überging, in seinem späteren Leben die ideelle“, im Namen der Freiheit, die er als den Grundgedanken des Kantischen Systems erfaßt, wenn er an Körner schreibt: „Es ist gewiß von keinem sterblichen Menschen kein größeres Wort noch

1) Schillers Briefe an den Herzog (Erbprinzen) Friedrich Christian von Schleswig-Holstein-Augustenburg über ästhetische Erziehung, herausg. von Michelsen. Berlin 1876, Gebr. Paetel. S. 90.

2) Schiller, Über das Erhabene. Abschnitt 1, Schluß; 2, Anfang, a. a. O. S. 272.

3) Schiller, Über den moralischen Nutzen ästhetischer Sitten, Abschnitt 4, Schluß. Kleinere philosophische Aufsätze herausg. von Imelmann. Bielefeld und Leipzig 1907. Velhagen u. Klasing. S. 120.

4) „Ist dort (Herrschaft der sinnlichen Natur) etwa weniger Zwang für den reinen Willen, als hier (Herrschaft der vernünftigen Natur) für den verdorbenen?“ A. u. W. 101, Mitte, a. a. O. S. 132.

5) A. u. W. 101, Ende, a. a. O. S. 132.

6) A. u. W. 105, Anfang, a. a. O. S. 134.

7) A. u. W. 105, Anfang, a. a. O. S. 135.

gesprochen worden, als das Kantische, was zugleich der Inhalt seiner ganzen Philosophie ist: Bestimme dich aus dir selbst, sowie das in der theoretischen Philosophie: Die Natur steht unter dem Verstandesgesetze"[1]), im Namen der Freiheit, die ihm eben durch die Formulierung Kants bedroht erscheint, protestiert er also gegen seinen Meister — aber, wohlgemerkt, nicht gegen seine Prinzipien, nicht gegen den Inhalt seiner Ethik, sondern gegen die „imperative Form". „Erst alsdann" — so begründet er seinen Einspruch — „wenn sie aus seiner gesamten Menschheit als die vereinigte Wirkung beider Prinzipien hervorquillt, wenn sie ihm zur Natur geworden ist, ist seine sittliche Denkart geborgen, denn solange der sittliche Geist noch Gewalt anwendet, so muß der Naturtrieb ihm noch Macht entgegenzusetzen haben. Der bloß niedergeworfene Feind kann wieder aufstehen, aber der versöhnte ist wahrhaft überwunden."[2]) Doch ist zu berücksichtigen, daß die Abhängigkeit von der Natur eine ganz andere ist, als die von der sittlichen Forderung. In dem einen Falle handelt es sich um einen von außen an den Menschen herantretenden Zwang, der ihn zum Sklaven macht, also um Heteronomie, im anderen Falle um die Befolgung eines im Wesen seiner Menschheit liegenden, also selbstgegebenen Gesetzes, demnach um Autonomie, was auch Schiller im Einverständnis mit Kant eben an der Stelle nachdrücklich betont, wo er gegen die diese Autonomie beeinträchtigende „imperative Form" Einspruch erhebt.[3])

3. Schiller denkt an das Ideal, Kant an den sich sittlich entwickelnden Menschen. So, wenn der Philosoph in einer Anmerkung zur zweiten Auflage seiner „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" (1794) hervorhebt: „Nur nach bezwungenen Ungeheuern wird Herkules Musaget", während Schiller an den in Betracht kommenden Stellen stets von der „sittlichen Vollkommenheit des Menschen"[4]), von den „Kindern des Hauses" im Gegensatz zu den „Knechten"[5]) spricht. Erst muß eben die Tugend sich im Kampfe erproben — Schiller verwendet am Schlusse seines Gedichtes „Das Ideal und das Leben" (1795) genau dasselbe Bild wie Kant, und zwar in dem gleichen Sinne: Herakles, der Typus des kämpfenden, ringenden und ins Reich des

---

1) Briefwechsel zwischen Schiller und Körner, herausg. von L. Geiger. Stuttgart, Cotta. Bd. 3, S. 22. Brief vom 18. Februar 1793.

2) A. u. W. 98, Schluß, a. a. O. S. 130.

3) A. u. W. 101, a. a. O. S. 132. Die Stelle ist oben im Texte zitiert. Man beachte auch folgende Ausdrücke in ihrem Zusammenhange an den betreffenden Stellen: „Schein eines fremden Gesetzes" (A. u. W. 101, Schluß), ... „die einen schwachen Verstand leicht versuchen könnte" (A. u. W. 99, Anfang, a. a. O. S. 131). Kant hat nach Schillers Meinung allerdings „selbst durch die strenge und grelle Entgegensetzung beider auf den Willen des Menschen wirkenden Prinzipien einen starken (obgleich bei seiner Absicht vielleicht kaum zu vermeidenden) Anlaß" zu einer „Mißdeutung" gegeben, aber es ist eben doch eine „Mißdeutung, die seinem heiteren und freien Geist unter allen gerade die empörendste sein muß" (A. u. W. 99, a. a. O. S. 131).

4) A. u. W. 98, a. a. O. S. 130.

5) Ebenda 101, a. a. O. S. 132. Vgl. auch: „ ... Die Vortrefflichkeit des Menschen beruht ganz und gar nicht auf der größeren Summe einzelner rigoristisch-moralischer Handlungen, sondern auf der Kongruenz der ganzen Naturanlage mit dem moralischen Gesetz" und weiter in demselben Satze: .. „am Ende aller Kultur ..." Moral. Nutzen ästh. S. 19, Mitte. Imelmann, a. a. O. S. 127.

Ideals sich erhebenden Menschen[1]) —, erst die widerstrebende sinnliche Natur durch die vernünftige gebändigt sein, ehe das Ideal der schönen Seele möglich ist. Auch für Schiller ist sie „das Siegel der vollendeten Menschheit".[2]) Nur die Genien des sittlichen Handelns aber werden sich zu der reinen Höhe stets freudigen Pflichttuns aufschwingen können. Es läßt sich demnach nur als Kulturideal denken, als ein Ziel, dem der einzelne zustreben und die ganze Menschheit entgegengeführt werden soll. Ein solches ist es aber sowohl im Sinne Schillers wie Kants, der seine Einstimmung ausdrücklich in der oben bereits angeführten Anmerkung hervorhebt: „Das herrliche Bild der Menschheit in dieser ihrer Gestalt aufgestellt, verstattet gar wohl die Begleitung der Grazien", und der Dichter ist mit dem Philosophen auch in dem anderen Punkte ganz einig, wenn er sagt:

„Zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden
Bleibt dem Menschen nur die bange Wahl"[3]),

wenn er ihn „in der Menschheit traur'gen Blöße vor des Gesetzes Größe stehen"[4]) läßt und nachdrücklich betont:

„Kein Erschaffner hat dies Ziel erflogen;
Über diesen grauenvollen Schlund
Trägt kein Nachen, keiner Brücke Bogen
Und kein Anker findet Grund."[4])

Oder wenn er hervorhebt, daß „von der menschlichen Natur, solange sie menschliche Natur bleibt, nie und nimmer zu erwarten ist, daß sie ohne Unterbrechung und ohne Rückfall gleichförmig als reine Vernunft handle und nie gegen die sittliche Ordnung anstoße"[5]), und daß „alle wohlgemeinten Versuche der Philosophie, das, was die moralische Welt fordert, mit dem, was die wirkliche leistet, in Übereinstimmung zu bringen, durch die Aussagen der Erfahrungen widerlegt werden."[6]) Schiller weiß es sehr wohl, daß das Leben, mit dem er selbst so schwer gerungen, eine furchtbar ernste Sache ist, er ist nicht der Schwärmer (Phantast), der alles nur in rosafarbenem Lichte sieht und malt, er paart vielmehr „mit Schwärmers (des Idealisten) Ernst des Weltmanns (des Realisten) Blick"[7]), wie er es auch im Schluß seiner Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung fordert. Darum ist es nicht in seinem Sinne, „über das ernste Angesicht der Notwendigkeit einen Schleier zu breiten", und

1) Ideal und Leben, Str. 14/5. (Vgl. auch Schillers Gedicht „Zeus und Herkules".) Diese so nahe Berührung zwischen Kant und Schiller — die Wahl desselben Bildes und die gleiche Deutung — ist zum mindesten auffällig. Es ist wohl anzunehmen, daß aus den sich an die Kantische Stelle anschließenden Gedanken Schillers sich zum mindesten der Schluß seines reifsten philosophischen Gedichtes erklärt, vielleicht in ihnen sogar der Keim der Entstehung des Ganzen liegt, das ja im Olymp beginnt und schließt, wenngleich natürlich dessen auf Platonisch-Kantischer Basis entstandene Grundgedanken bereits vorher vorhanden waren, da sie in den „Briefen über die ästhetische Erziehung" schon zu finden sind. Auch sonst geht ja der Dichter häufiger von einem Mythos aus, in dem er seine abstrakten Gedanken konkret erschaut und an den er sie anspinnt. Man vgl. die meisterhafte Analyse des Begriffs der Anmut aus dem griechischen Mythos im Anfang der Abhandlung.

2) A. u. W. 103, Schluß, a. a. O. S. 134.

3) Ideal und Leben, Str. 1. 4) Str. 10.

5) Moral. Nutzen ästhet. S. 21, Anfang. Imelmann, a. a. O. S. 128.

6) Über das Erhabene, 21, Schluß, a. a. O. S. 284/5.

7) Schiller, Licht und Wärme.

„eine Harmonie zwischen dem Wohlsein und Wohlverhalten zu lügen, wovon sich in der wirklichen Welt keine Spuren zeigen". „Hinweg", so mahnt er darum, „mit der falsch verstandenen Schonung und dem schlaffen, verzärtelten Geschmack", „Stirne gegen Stirn zeige sich uns das böse Verhängnis!" „Nicht in der Unwissenheit der uns umlagernden Gefahren — denn diese muß doch endlich aufhören — nur in der Bekanntschaft mit ihnen ist Heil für uns."[1]) Dies alles gilt nicht nur vom Kampfe mit der äußeren Natur und dem äußeren Geschick, sondern auch von dem inneren Kampfe mit unserem eigenen niederen Selbst, und auch dieser soll dem Menschen dazu helfen, „seinen Begierden den Zügel anzuhalten und, ergriffen von dieser ewigen Untreue alles Sinnlichen, nach dem Beharrlichen in seinem Busen zu greifen".[2])

4. Kant will das Prinzip der Ethik begründen, welches sie scharf von anderen Gebieten unterscheidet. Er will die Kennzeichen des sittlichen Willens bestimmen. In diesem Punkte ist Schiller vollkommen mit ihm einig. Wenn es sich darum handelt, festzustellen, was eine Handlung zu einer sittlichen macht, so kann es eben nur das Motiv der Übereinstimmung mit der sittlichen Forderung sein, nichts anderes. „Gut ist", sagt Schiller im 6. Briefe an den Erbprinzen von Augustenburg, „nach den Kantischen Grundsätzen, die ich in diesem Stück vollkommen unterschreibe, gut ist, was nur darum geschieht, weil es gut ist."[3]) Daraus folgt zunächst nur, daß alle die Handlungen unsittlich sind, bei denen die Neigung den Sieg über das Sittengesetz davonträgt, der Mensch also wider bessere Überzeugung handelt. Unzweifelhaft sittlich sind umgekehrt alle diejenigen Handlungen, bei denen sich nachweisen läßt, daß sie lediglich aus dem Bewußtsein der Pflicht geschehen. Die Handlungen nur aus Neigung (in dem Gebiete der sogenannten *ἀδιάφορα*) sind sittlich indifferent, weil ein Gegensatz zur Pflicht nicht besteht, da diese überhaupt nicht mitspricht; dasselbe gilt von den rein legalen Handlungen, die nur im Erfolge — worauf Schiller ein besonderes Gewicht legt[4]) — nicht aber im Werte — was er ebenso scharf betont[5]) — mit den wahrhaft sittlichen übereinkommen. Was nun die Handlungen betrifft, die aus Pflicht und Neigung geschehen — einmal theoretisch angenommen, daß sie möglich sind, obgleich bei der schroffen Kantischen Entgegensetzung zwischen Pflicht und Neigung dieser hier noch zu prüfende Fall ausgeschlossen erscheint, er wäre vielleicht höchstens als Kulturideal (s. 3.) zu denken —, so würden sie sich als streng und rein sittlich nicht beurteilen lassen, weil ja die Neigung mitspricht. Wer will sagen, wie stark sie, wie stark die Pflicht ins Gewicht fällt? Und wenn die Neigung auch nur ein wenig mitklingt, geschieht das Gute nicht nur um des Guten willen. Aber da diese Handlungen aus Pflicht geschehen würden — freilich nicht rein aus Pflicht —, so würde sie Kant (falls sie möglich sind), wenn auch nicht als sittlich, so doch nicht als unsittlich

1) Üb. d. Erh. 26, Anfang, a. a. O. S. 287.
2) Üb. d. Erh. 26, Anfang, a. a. O. S. 287.
3) Michelsen, a. a. O. S. 146. Vgl. auch den ganzen Abschnitt: „Ich bekenne usw."
4) Vgl. den Schluß der Abhandlung Über den moral. Nutzen ästh. S. Abschnitt 20—22. Imelmann, a. a. O. S. 127—129.
5) Vgl.: „Das Betragen dieses Menschen, so legal es ist, ist moralisch indifferent". Moral. Nutzen 17. Imelmann, a. a. O. S. 126. Die Legalität ist ihm „ohne moralischen Wert". Moral. Nutzen 21, Mitte. Imelmann, a. a. O. S. 129, sie dient „dem Effekt, wenngleich nicht dem Werte nach, zu einem Surrogat der wahren Tugend" und ist nur da „zu sichern, wo Moralität nicht zu hoffen ist". Moral. Nutzen 22. Imelmann, a. a. O. S. 129.

bezeichnen können, und Schiller gibt stets zu, daß ein solches Handeln der schönen Seele, wenn es bloß aus natürlicher Anlage folgt, moralisch indifferent sei. „Wenn ich dem Geschmack das Verdienst zuschreibe," sagt er, „zur Beförderung der Sittlichkeit beizutragen, so kann meine Meinung gar nicht sein, daß der Anteil, den der gute Geschmack an einer Handlung nimmt, diese Handlung zu einer sittlichen mache."[1]) Vielmehr ist eine Moralität mit Recht in Zweifel zu ziehen, „welche bloß allein auf Schönheitsgefühle gegründet ist".[2]) „Der Geschmack kann die Moralität des Betragens begünstigen, aber er selbst kann durch seinen Einfluß nie etwas Moralisches erzeugen."[3]) Und umgekehrt, wenn Kant verlangt, daß die Pflicht selbst gegen die Neigung geschehe, so bezieht sich dies doch nur auf die Fälle, in denen die Neigung Protest erhebt, was auch nach ihm, wie wir gleich sehen werden, nicht immer zu geschehen braucht. Im Prinzip sind also Schiller und Kant einig, aber die Darstellung Kants verdunkelt nach der Meinung des Dichters den Kerngedanken der Autonomie. Nun denkt aber bei dem Worte „Neigung" Kant in erster Linie an die sinnlichen Triebe, Schiller auch und vor allem an den Geschmack, und Kant sowohl wie Schiller stimmen darin überein, daß sie den ästhetischen Genuß als den edlen scharf vom rohen Sinnengenuß unterscheiden, schön ist beiden, „was ohne Interesse wohlgefällt". Daß „der sinnliche Trieb" — also die rohe Sinnlichkeit — „der natürliche innere Feind der Moralität ist"[4]), erkennt Schiller ebenso an wie Kant, daß der Geschmack, also die veredelte und geläuterte Sinnlichkeit, ein Bundesgenosse des sittlichen Handelns ist.[5]) Und was den zuletzt erwähnten, rein theoretisch angenommenen Fall betrifft, so handelt es sich auch für Schiller nicht um Handlungen, die aus Pflicht und aus Neigung geschehen, sondern um solche, die aus Pflicht und mit Neigung geschehen. Denn er spricht ausdrücklich davon, daß „die Vernunft die erste Anregung macht"[6]), daß „die Triebe der sinnlichen Natur sich mit den Gesetzen der vernünftigen in Harmonie setzen"[7]) — eine Formulierung, die deutlich erkennen läßt, daß nicht erstere oder beide zugleich, sondern allein letztere das Motiv des Handelns bilden sollen. Dasselbe zeigen die Stellen, wo er vom „Beifall der Sinnlichkeit"[8]) und vom „Anteil der Neigung am moralischen Handeln"[9]) spricht. Der Satz: „So gewiß ich nämlich überzeugt bin

---

1) Michelsen, a. a. O. S. 146/7. Moral. Nutzen 2. Imelmann, a. a. O. S. 119.
2) Ebenda, Abschnitt 1.
3) Michelsen, Abschnitt 2.
4) Moral. Nutzen, Abschnitt 10. Imelmann, a. a. O. S. 122.
5) Zum Belege führen wir folgende Stellen aus Kants „Kritik der Urteilskraft" (Ausgabe von K. Kehrbach, Leipzig, Reclam, an: § 59, wo er von der Schönheit als Symbol der Sittlichkeit spricht, Schluß (Kehrbach, S. 232): „Der Geschmack macht gleichsam den Übergang vom Sinnenreiz zum habituellen moralischen Interesse ohne einen zu gewaltsamen Sprung möglich, indem er die Einbildungskraft auch in ihrer Freiheit als zweckmäßig für den Verstand bestimmbar vorstellt und sogar an Gegenständen der Sinne auch ohne Sinnenreiz ein freies Wohlgefallen zu finden lehrt." Ähnlich in § 83 (Kehrbach, S. 326): „Schöne Kunst und Wissenschaft, die durch eine Lust, die sich allgemein mitteilen läßt, und durch Geschliffenheit und Verfeinerung für die Gesellschaft, wenngleich den Menschen nicht sittlich besser, so doch gesittet machen, gewinnen der Tyrannei des Sinnenhanges sehr viel ab und bereiten dadurch den Menschen zu einer Herrschaft vor, in der die Vernunft allein Gewalt haben soll...".
6) Moral. Nutzen, Abschnitt 19, Schluß. Imelmann, a. a. O. S. 127.
7) A. u. W. 89, Schluß, a. a. O. S. 126. 8) A. u. W. 96, a. a. O. S. 129.
9) A. u. W. 98, Anfang, a. a. O. S. 130.

— und eben darum, weil ich es bin —, daß der Anteil der Neigung an einer freien Handlung für die reine Pflichtmäßigkeit dieser Handlung nichts beweist, so glaube ich eben daraus folgern zu können, daß die sittliche Vollkommenheit des Menschen gerade nur aus diesem Anteil seiner Neigung an seinem moralischen Handeln erhellen kann"[1]), macht alles klar. Etwas anderes ist eben das Motiv der Handlung, etwas anderes die Stimmung, mit der sie ausgeführt wird. Daß das Motiv lediglich das Sittengesetz sein müsse, darin stimmt Schiller mit Kant ebenso überein, wie Kant mit Schiller — und das ist überaus belehrend — darin, daß die Ausführung einer sittlichen Handlung sich sehr wohl mit einer freudigen Stimmung vertrage.

An mehreren Stellen hebt Kant dies ausdrücklich hervor. So in der „Metaphysik der Sitten" (1797), Tugendlehre § 53[2]): „Die Regeln der Übung in der Tugend gehen auf die zwei Gemütsstimmungen hinaus, wackeren und fröhlichen Gemüts in Befolgung ihrer Pflichten zu sein. Denn sie hat mit Hindernissen zu kämpfen, zu deren Überwältigung sie ihre Kräfte zusammennehmen muß, und zugleich manche Lebensfreude aufzuopfern, deren Verlust das Gemüt wohl bisweilen finster und mürrisch machen kann; was man aber nicht mit Lust, sondern bloß als Frondienst tut, das hat für den, der hierin seiner Pflicht gehorcht, keinen eigenen Wert und wird nicht geliebt, sondern die Gelegenheit zu seiner Ausübung, soviel möglich, geflohen. Die Kultur der Tugend, d. i. die moralische Asketik, hat in Ansehung des Prinzips der rüstigen, mutigen und wackeren Tugendübung den Wahlspruch der Stoiker: gewöhne dich, die zufälligen Lebensübel zu ertragen und die ebenso überflüssigen Ergötzlichkeiten zu entbehren. Es ist eine Art von Diätetik für den Menschen, sich moralisch gesund zu erhalten. Gesundheit ist aber nur ein negatives Wohlbefinden, sie selber kann nicht gefühlt werden. Es muß etwas dazu kommen, was einen angenehmen Lebensgenuß gewährt und doch bloß moralisch ist. Das ist das jederzeit fröhliche Herz in der Idee des tugendhaften Epikurus. Denn wer sollte wohl mehr Ursache haben, frohen Mutes zu sein und nicht darin selbst eine Pflicht zu finden, sich in eine fröhliche Gemütsstimmung zu versetzen und sie sich habituell zu machen, als der, welcher sich keiner vorsätzlichen Übertretung bewußt und wegen des Verfalls in eine solche gesichert ist? Die Mönchsasketik hingegen, welche aus abergläubischer Furcht oder geheucheltem Abscheu an sich selbst mit Selbstpeinigung und Fleischbekreuzigung zu Werke geht, zweckt auch nicht auf Tugend, sondern auf schwärmerische Entsündigung ab, sich selbst Strafe aufzulegen und, anstatt sie moralisch (d. i. in Absicht auf die Besserung) zu bereuen, sie büßen zu wollen, welches bei einer selbstgewählten und an sich vollstreckten Strafe (denn die muß immer ein anderer auflegen) ein Widerspruch ist, und kann auch den Frohsinn, der die Tugend begleitet, nicht bewirken, vielmehr nicht ohne geheimen Haß gegen das Tugendgebot stattfinden ... Die Zucht

1) Ebenda.

2) Kants Werke. Ausgabe von Rosenkranz-Schubert, IX. Teil, S. 354. Leipzig, Voß. Wir zitieren im Texte die ganze Stelle, weil sie überaus interessant und wenig bekannt ist. Zu verweisen ist auch auf Kants Anmerkung über Schillers „Anmut und Würde" in der 2. Auflage seiner „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" (1794). Er sagt dort u. a.: „Ich kann, da wir in den wichtigsten Prinzipien einig sind, auch in diesem keine Uneinigkeit statuieren. ... Das fröhliche Herz in Befolgung seiner Pflicht ist ein Zeichen der Echtheit tugendhafter Gesinnung" usw.

(Disziplin), die der Mensch an sich selbst verübt, kann daher nur durch den Frohsinn, der sie begleitet, verdienstlich und exemplarisch werden."

5. Beim Beurteilen der Motive kommt allein das moralische Prinzip in Betracht — darin sind Kant und Schiller einig. Aber die sittliche Handlung untersteht als solche nicht nur dem moralischen, sondern auch dem ästhetischen Gesichtspunkte. „Der Mensch ist ... als Erscheinung zugleich Gegenstand des Sinnes. Wo das moralische Gefühl Befriedigung findet, da will das ästhetische nicht verkürzt sein ... So streng also auch immer die Vernunft einen Ausdruck der Sittlichkeit fordert, so unnachläßlich fordert das Auge Schönheit. ... Diejenige Gemütsverfassung des Menschen, wodurch er am fähigsten wird, seine Bestimmung als moralische Person zu erfüllen, muß einen solchen Ausdruck gestatten, der ihm auch als bloßer Erscheinung am vorteilhaftesten ist. Mit anderen Worten: seine sittliche Fertigkeit muß sich durch Grazie offenbaren."[1]) Diese Betrachtungsweise ist dem Dichter eigentümlich. Überaus bezeichnend für sein Verhältnis zu Kant ist die Anmerkung zum 23. Brief über ästhetische Erziehung. Es heißt dort: „Der Moralphilosoph lehrt uns zwar, daß man nie mehr tun könne, als seine Pflicht, und er hat vollkommen recht, wenn er bloß die Beziehung meint, welche Handlungen auf das Moralgesetz haben. Aber bei Handlungen, welche sich bloß auf einen Zweck beziehen, über diesen Zweck noch hinaus ins Übersinnliche gehen (welches hier nichts anderes heißen kann, als das Physische ästhetisch ausführen), heißt zugleich über die Pflicht hinausgehen, indem diese nur vorschreiben kann, daß der Wille heilig sei, nicht, daß auch schon die Natur sich geheiligt habe. Es gibt also zwar kein moralisches, aber es gibt ein ästhetisches Übertreffen der Pflicht, und ein solches Betragen heißt edel. Eben deswegen aber, weil bei dem Edlen immer ein Überfluß wahrgenommen wird, indem dasjenige auch einen freien formalen Wert besitzt, was bloß einen materialen zu haben braucht, oder mit dem innern Wert, den es haben soll, noch einen äußern, der ihm fehlen dürfte, vereinigt, so haben manche ästhetischen Überfluß mit einem moralischen verwechselt und, von der Erscheinung des Edlen verführt, eine Willkür und Zufälligkeit in die Moralität selbst hineingetragen, wodurch sie ganz wieder aufgehoben werden."[2])

Deutlich betont hier Schiller seinen Einklang mit Kant, aber auch seine eigenartige Stellung zu ihm: Einklang im Prinzip der sittlichen Beurteilung, verschiedener Gesichtswinkel für die Einschätzung der sittlichen Handlungen, bei Kant nur der moralische, bei Schiller auch der ästhetische. Sehr deutlich kommt dies auch in folgender Stelle aus der Abhandlung „Über das Pathetische" zum Ausdruck: „Ein nicht zu verachtender Teil des Publikums findet diese (die Kantische) Vorstellung der Pflicht sehr demütigend, ein anderer findet sie unendlich erhebend für das Herz. Beide haben recht, und der Grund des Widerspruchs liegt bloß in der Verschiedenheit des Standpunkts, aus welchem beide diesen Gegenstand betrachten. Seine bloße Schuldigkeit tun hat allerdings nichts Großes, und insofern das Beste, was wir zu leisten vermögen, nichts als Erfüllung und noch mangelhafte Erfüllung unserer Pflicht ist, liegt in der schönen Tugend nichts Begeisterndes. Aber bei allen Schranken der sinnlichen Natur treu und

---

1) A. u. W. 80, a. a. O. S. 123.

2) Anm. zum 23. Brief über ästhet. Erz., a. a. O. S. 243.

beharrlich seine Schuldigkeit tun und in den Fesseln der Materie dem heiligen Geistergesetz unwandelbar folgen, das ist allerdings erhebend und der Bewunderung wert. Gegen die Geisterwelt gehalten, ist an unserer Tugend freilich nichts Verdienstliches, und wieviel wir es uns auch kosten lassen mögen, wir werden immer unnütze Knechte sein; gegen die Sinnenwelt gehalten, ist sie jedoch ein desto erhabeneres Objekt. Insofern wir also Handlungen moralisch beurteilen und sie auf das Sittengesetz beziehen, werden wir wenig Ursache haben, auf unsere Sittlichkeit stolz zu sein; insofern wir aber auf die Möglichkeit dieser Handlung sehen und das Vermögen unseres Gemüts, das demselben zum Grund liegt, auf die Welt der Erscheinungen, d. h. insofern wir sie ästhetisch beurteilen, ist uns ein gewisses Selbstgefühl erlaubt, ja es ist sogar notwendig, weil wir ein Prinzipium in uns aufdecken, das über alle Vergleichung groß und unendlich ist."[1])

6. Wie Kant das fröhliche Herz in Befolgung seiner Pflicht als Zeichen der Echtheit tugendhafter Gesinnung bezeichnet, also in bezug auf das Menschheitsideal mit Schiller übereinstimmt, so spricht anderseits Schiller nicht nur vom „Nutzen", sondern auch von den „Gefahren ästhetischer Sitten"[2]), er kennt nicht bloß die „schöne Seele", sondern auch die erhabene Gesinnung und betont ausdrücklich, daß die schöne Seele im Affekte sich in eine erhabene verwandeln müsse, denn dies ist ihm der untrügliche Probierstein, wodurch man sie von dem guten Herzen oder der Temperamentstugend unterscheiden kann. Also nicht jeder Einklang der beiden Naturen beweist schon eine schöne Seele. „Ist bei einem Menschen die Neigung nur darum auf seiten der Gerechtigkeit, weil die Gerechtigkeit sich glücklicherweise auf seiten der Neigung befindet, so wird der Naturtrieb im Affekt eine vollkommene Zwangsgewalt über den Willen ausüben und, wo ein Opfer nötig ist, so wird es die Sittlichkeit und nicht die Sinnlichkeit bringen."[3]) Hier hätten wir also den Fall, wo trotz des Einklangs, eben, weil er nur ein zufälliger ist, nicht von einer „schönen Seele" gesprochen werden kann. Schiller fährt fort: „War es hingegen die Vernunft selbst, die, wie bei dem schönen Charakter der Fall ist, die Neigungen in Pflicht nahm und der Sinnlichkeit das Steuer nur anvertraute, so wird sie es in demselben Momente zurücknehmen, als der Trieb seine Vollmacht mißbrauchen will. Die Temperamentstugend sinkt also im Affekt zum bloßen Naturprodukt herab; die schöne Seele geht ins Heroische über und erhebt sich zur reinen Intelligenz. Beherrschung der Triebe durch die moralische Kraft ist Geistesfreiheit, und Würde heißt ihr Ausdruck in der Erscheinung."[4]) So wird klar die Grenze bestimmt: „Überall, wo der Trieb anfängt zu handeln und sich herausnimmt, in das Amt des Willens einzugreifen, da darf der Wille keine Indulgenz, sondern muß durch den nachdrücklichsten Widerstand seine Selbständigkeit (Autonomie) beweisen. Wo hingegen der Wille anfängt und die Sinnlichkeit ihm folgt, da darf er keine Strenge, sondern muß Indulgenz beweisen. Dies ist mit wenigen Worten das Gesetz für das Verhältnis der beiden Naturen im Menschen, so wie es in der Erscheinung sich dar=

1) Anm. zu Abschnitt 45 der Abhandlung „Über das Pathetische". Schillers sämtliche Werke. Stuttgart und Tübingen 1825, Cotta. 17. Bd., S. 295/6.

2) Vgl. Schillers Abhandlung: „Über die notwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen."

3) A. u. W. 124, a. a. O. S. 141.

4) A. u. W. 124/5, a. a. O. S. 141/2.

stellt."[1]) „Würde wird daher mehr im Leiden, Anmut mehr im Betragen gefordert und gezeigt; denn nur im Leiden kann sich die Freiheit des Gemüts und nur im Handeln die Freiheit des Körpers offenbaren."[2]) Mit Anmut und Würde zusammen also ist erst der Umkreis idealer Menschheit erfüllt. „Sind Anmut und Würde, jene noch durch architektonische Schönheit, diese durch Kraft unterstützt, in derselben Person vereinigt, so ist der Ausdruck der Menschheit in ihr vollendet, und sie steht da, gerechtfertigt in der Geisterwelt und freigesprochen in der Erscheinung."[3])

Somit ist auf Grund eigener Zeugnisse der beiden Denker der Nachweis geführt, daß von einem Gegensatz zwischen Schiller und Kant nicht die Rede sein kann. Im Gegenteil, es besteht in bezug auf die Prinzipien die vollste Übereinstimmung. Wogegen Schiller sich wendet, ist nicht der Inhalt, sondern die Form, und er erhebt auch nur deshalb Einspruch, weil ihm die Darstellung den Kantischen Grundgedanken der Freiheit zu verdunkeln scheint, also als „allergetreueste Opposition". Er ist Jünger des Philosophen, auch da, wo er ihm zu widersprechen scheint. Neu ist der ästhetische Gesichtspunkt, unter dem er — außer dem ethischen mit Kant — die sittlichen Handlungen betrachtet, aber das ist nicht ein Unterschied in den Prinzipien, sondern in der Wertung. Mit der Entdeckung aber, „daß in unserer gewöhnlichen Auffassung der menschlichen Lebenserscheinungen ein notwendiger ästhetischer Bestandteil steckt" — wir gebrauchen hier Kühnemanns Worte —, ist der Dichter durchaus im Rechte und hierin — aber nur hierin, nicht in den Prinzipien — geht er über Kant hinaus, ohne doch in einen Gegensatz zu ihm zu treten. Daß so das Verhältnis der beiden richtig bestimmt ist, davon zeugen beide selbst in Stellen, in denen sie selbst den vermeintlichen Gegensatz besprechen. Von Kants Seite kommt hier die bereits erwähnte Anmerkung über „Anmut und Würde" in der 2. Auflage seiner „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" in Betracht, in der er die grundsätzliche Übereinstimmung betont und auch in dem einen Punkte keine Uneinigkeit findet, wenn beide „sich einander nur verständlich machen können". Noch schwerer fällt ins Gewicht Schillers Antwort, sein Brief vom 13. Juni 1794 an Kant, in dem er „dem vortrefflichen Lehrer" die Versicherung seines lebhaften Dankes gibt „für das wohltätige Licht, das er seinem Geiste angezündet, eines Dankes, der, wie das Geschenk, auf das er sich gründet, ohne Grenzen und unvergänglich ist". Schiller schreibt dort ausdrücklich: „Bloß die Lebhaftigkeit meines Verlangens, die Resultate der von Ihnen gegründeten Sittenlehre einem Teile des Publikums annehmlich zu machen,. der bis

1) Ebenda 133, a. a. O. S. 145. 2) Ebenda 134, a. a. O. S. 145.

3) Ebenda 146, a. a. O. S. 148. Vgl. auch: Über das Erhabene 26, Schluß: „Das Schöne macht sich bloß verdient um den Menschen, das Erhabene um den reinen Dämon in ihm; und weil es einmal unsere Bestimmung ist, auch bei allen sinnlichen Schranken uns nach dem Gesetzbuch reiner Geister zu richten, so muß das Erhabene zu dem Schönen hinzukommen, um die ästhetische Erziehung zu einem vollständigen Ganzen zu machen ..." 27, Schluß: „Nur wenn das Erhabene mit dem Schönen sich gattet und unsere Empfänglichkeit für beides in gleichem Maße ausgebildet worden ist, sind wir vollendete Bürger der Natur, ohne deswegen ihre Sklaven zu sein und ohne unser Bürgerrecht in der intelligiblen Welt zu verscherzen", a. a. O. S. 288. Dies würde weiter führen zu Schillers Theorie vom Erhabenen, in der er sich ebenfalls prinzipiell durchaus auf Kantischem Boden befindet. Doch müßte eine Darstellung dieser in einer Reihe von Abhandlungen von Schiller sorgfältig ausgebauten, für seine Auffassung vom Tragischen überaus wichtigen Theorie in ihrer weitgehenden Übereinstimmung mit Kant einem besonderen Aufsatze vorbehalten bleiben.

jetzt noch davor zu fliehen scheint, und der eifrige Wunsch, einen nicht unwürdigen Teil der Menschheit mit der Strenge Ihres Systems auszusöhnen, konnte mir auf einen Augenblick das Ansehen Ihres Gegners geben, wozu ich in der Tat sehr wenig Geschicklichkeit und noch weniger Neigung habe." Was er hier ersehnte, ist ihm gelungen: er hat durch seine philosophischen Abhandlungen, mehr aber noch durch seine Dramen und Gedichte die Gedanken Kants, die in der eigenen Schulform des Philosophen selbst den gebildeten Schichten so schwer zugänglich sind, zu einem Gemeingut unseres Volkes gemacht.

Wilhelm v. Humboldt.

22. Juni 1767 bis 8. April 1835.

Zu seinem 150. Geburtstage.

Von **Julius Stern** in Baden-Baden.

Das Bild Wilhelms v. Humboldt steht vor uns in glänzenden Spiegelungen, im Widerscheine der erlauchtesten Geister seiner Zeit. Goethes letzter Brief, geschrieben am Tage der tödlichen Erkrankung des Dichters, ist an ihn gerichtet und enthält die Worte, die als Motto über seinem Lebenswerke stehen könnten: „Das beste Genie ist das, welches alles in sich aufnimmt, sich alles zuzueignen weiß, ohne daß es der eigentlichen Grundbestimmung, demjenigen, was man Charakter nennt, im mindesten Eintrag tue, vielmehr solches noch erst recht erhebe, und durchaus nach Möglichkeit befähige." An ihn ist auch einer der letzten Briefe Schillers gerichtet (2. 4. 1805), der Brief, der noch einmal das freudige Bekenntnis zum Idealismus enthält und beide, den Schreiber wie den Empfänger, gleich hell beleuchtet: „Die tiefen Grundideen der Idealphilosophie bleiben ein ewiger Schatz, und schon allein um ihretwillen muß man sich glücklich preisen, in dieser Zeit gelebt zu haben ... Am Ende sind wir ja beide Idealisten und würden uns schämen, uns nachsagen zu lassen, daß die Dinge uns formten und nicht wir die Dinge ... Bei allem, was ich mache, denke ich, wie es Ihnen gefallen könnte ... Der deutsche Geist sitzt Ihnen zu tief, als daß Sie irgendwo aufhören könnten, deutsch zu empfinden und zu denken." Wilhelms Bruder, der große Naturforscher Alexander v. Humboldt, spricht im Vorwort zu Wilhelms Sonetten von der „Ruhe und milden Stimmung des Gemüts am Ende einer Laufbahn in vielbewegter Zeit. Bei einem Staatsmanne, der nach langer und angestrengter Tätigkeit in einen engen Familienkreis zurücktritt, um dem Genuß der freien Natur, um großen, aber schmerzlichen Erinnerungen, um dem Studium des Altertums und der Entwicklung der Sprachorganismen zu leben, sind eine solche Milde, ein solcher innerer Friede des Gemüts eine seltene, schön errungene Himmelsgabe."

Wer durch die deutsche Geistesgeschichte der Jahrzehnte etwa von 1795—1835 wandert, wird auf Schritt und Tritt diesem einzigartigen Manne immer in der Nähe der zeitbeherrschenden Persönlichkeiten begegnen. Seien es die Häupter des Klassizismus, Goethe und Schiller, und ihr getreuer, aufrichtiger Gefolgsmann und Berater Körner: Humboldt steht in lebhaftem brieflichen Gedankenaustausch mit ihnen allen, ist dem von der Geschichte zur Philosophie sich wendenden und allmählich zur Kunst zurückkehrenden Schiller schon im Jahre 1794 in Jena trotz seiner Jugend um seiner tiefgehenden Kenntnis des Altertums und überhaupt um seines ausgebreiteten historischen Wissens willen ein geschätzter Mitarbeiter, schon damals würdig,

ein „Virtuoso der Humanität" genannt zu werden, vielleicht mit mehr Recht als ein Jahrhundert früher der Engländer Shaftesbury. Er wird den großen Führern unserer klassischen Dichtung auch der berufenste Beurteiler ihres dichterischen Schaffens und Wesens, dem einen noch zu Lebzeiten durch die Schriften über „Hermann und Dorothea" und über Goethes zweiten römischen Aufenthalt, dem anderen durch die Abhandlung „über Schiller und den Gang seiner Geistesentwicklung", womit er lange nach dem Tode des Dichterfreundes die Ausgabe des Briefwechsels einleitet. Diese Schriften, die von der überaus zartsinnigen Einfühlungsfähigkeit des Mannes zeugen, sind es wohl vor allem, die ihm von einem anderen Berufenen, von Herman Grimm, den Ehrentitel eines „Fürsten der Kritik" eingetragen haben.

Aber die vielseitige, fast unbegrenzte Aufnahmefähigkeit seines Geistes läßt ihn, der mit Schiller über die Griechen, über Goethe und über Kant philosophierte, in ebenso nahe Beziehungen zu den Häuptern der Romantik treten. Romantisch ist ja schon an und für sich der Individualismus, der seinen Bildungsgang beherrscht. Er, der vornehme und reiche Preuße, scheidet in jungen Jahren aus dem Staatsdienste, um ganz seiner Bildung zu leben. Aber dieser individualistische Aristokratismus stellt ihn ebenso fest wieder auf den Boden der Goethe-Schillerschen Persönlichkeitskultur, in der Ausbildung des Ich und Wirkung auf die Welt in eins fließen. Wie er mit den beiden großen Weimaranern befreundet ist, so steht er auch mit den Brüdern Schlegel in innigsten Beziehungen. Denn er hat einen offenen Sinn für alle bedeutenden Menschen und für alles menschlich Bedeutsame. Ohne eigentlich schöpferisch veranlagt zu sein, wird er durch seine grenzenlose Empfänglichkeit einer der geistig reichsten Menschen, die je gelebt haben.

Aber dieses fast schwelgerhafte Genießen des Geistes ist nicht etwa verbunden mit einer Verkümmerung des Gemütes. Beweis dessen ist schon sein ungewöhnliches Talent zur Freundschaft. Noch stärker offenbart sich die Tiefe und Wärme seines Gemütslebens in seinen Beziehungen zu den Frauen. Die Briefe an seine Gattin, die schöne, feinsinnige, bewegliche Freundin der Schwestern Lengefeld, Karoline v. Dacheröden, gehören zu den reichsten Fundgruben deutschen Liebeslebens. Das hinderte ihn nicht, noch bei Lebzeiten seiner Frau in einem ausgedehnten Briefwechsel mit einer unglücklichen, ihn sehr verehrenden Freundin, Charlotte Diede, „sich im Austausch von Gefühlen und Gedanken und Gesinnungen zu wiegen", um seines Biographen Haym Ausdruck zu gebrauchen. Wie innig er übrigens der gestorbenen Gattin nachtrauerte, das offenbart sich ergreifend in den Gedichten seines Alters, den Sonetten, in denen er alle Stimmungen, Sehnsüchte und Erinnerungen seiner letzten drei Lebensjahre niedergelegt hat. Ebendort zeigen auch die „Lea"-Sonette, daß das schillernd-geistreiche Wesen der Rahel Varnhagen ihn wohl vorübergehend und für Augenblicke interessierte, aber auf die Dauer seiner Ausgleich und Harmonie suchenden Seele abstoßend erscheinen mußte.

Ob auch aus seiner Berührung mit der Romantik oder aus seiner früh erworbenen Universalität heraus sein starkes, vielfach geradezu fachmännisches Interesse für die verschiedensten Wissenschaften geboren wurde, das mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls hat er über das Studium der Geschichte, über geschichtsphilosophische Fragen, wie etwa über die bewegenden Ursachen in der Weltgeschichte und über die Aufgaben des Geschichtschreibers, ferner über kulturhistorisch ihn, den Humanisten, besonders fesselnde Epochen, wie den Verfall und Untergang der griechischen Freistaaten, Betrachtungen angestellt, die heute noch Anregung und Genuß bieten. Und seine Beiträge zur Sprachwissenschaft, die sich auf die abgelegensten Idiome wie das Baskische, das Mexikanische, aber auch auf indische Dialekte und germanische Wort-

formen erstrecken, dann wieder zu sprachphilosophischen Fragen, wie etwa über den Nationalcharakter der Sprachen, aufsteigen, machen ihn zum Mitbegründer des vergleichenden Sprachstudiums und damit der neuzeitlichen Sprachwissenschaft überhaupt. Bezeichnend ist es für ihn, daß er auch mit dem großen Philologen Fr. Aug. Wolf in engster Freundschaft lebte und dessen Homerforschungen lebhaft verfolgte. Aber alle Freundschaft konnte sein selbständiges Urteil nicht trüben; mit der mehr scharfsinnigen als überzeugenden Lehre von der Zergliederung der homerischen Gesänge konnte er sich nicht befreunden. Noch in seinen Alterssonetten wendet er sich fast erregt gegen die Homer-Zerleger, die des Dichters „Götterwerk gelehrt zertrümmern". Er erfaßt mit den ästhetisch geschulten Organen seiner Seele die innewohnende Einheit des homerischen Kunstwerkes:

„Nur denen, die ihr reiner Klang beweget,
willst du zur Leier, mächtig rührend, singen."

Die ganze genußfrohe Klarheit seiner Einsicht in das Wesen der Dichtkunst und ihrer Arten offenbart sich in dem schlicht tiefsinnigen Worte: „Wer keine Zeit hat, soll kein Epos lesen."

Man sollte meinen, mit solch feingeistigem Epikureismus vertrage sich nicht der Sinn für das tätige Leben, für die Forderungen des Tages. Und doch: auch das ist romantische Forderung, so wenig es mit der landläufigen Auffassung vom Wesen der Romantik übereinstimmt: „Handeln! Handeln! Das ist es, wozu wir da sind." Wenn auch die Worte von Fichte stammen, so hat er sie doch aus dem Geiste der Romantik heraus gesprochen. Humboldt jedenfalls hat, als das Vertrauen seines Königs ihn zu staatsmännischen Aufgaben berief, auch hier sich als ganzen Mann bewährt, so sehr, daß Talleyrand von ihm sagen konnte: que c'était un des hommes d'état, dont l'Europe de mon temps n'en a pas compté trois ou quatre. Nicht ohne Vorbereitung freilich wurde er auf solchen Posten gestellt. Schon als ganz junger Mann hatte er seine Gedanken „über die Grenzen der Wirksamkeit des Staates" niedergeschrieben. Und früh schon stand es ihm, dem Schillerfreunde, fest, daß die Künste und Wissenschaften volkserziehende Mächte werden müßten. Das war ihm leitende Idee in seiner Tätigkeit als preußischer Kultusminister; von solch hoher Warte aus gab er die Anleitungen zur Neugestaltung des höheren Schulwesens in Preußen, so wurde er der Schöpfer der Universität Berlin und der Erneuerer der preußischen Akademie der Wissenschaften. Diese hat nur eine selbstverständliche Dankespflicht erfüllt, als sie die gesammelten Werke ihres zweiten Gründers herausgab. Schon vorher hatte er, als Vertreter seines Königs am päpstlichen Hofe, durch seine fein diplomatischen Berichte und Denkschriften bewiesen, daß er auch inmitten der edelsten geistigen Genüsse seiner amtlichen Pflichten nicht vergaß. Und jetzt, plötzlich aus diesem schönheitsfrohen Schwelgen an klassischer Stätte in den rauhen Norden seiner Heimat versetzt, ergriff er mit echt preußischem Tatwillen die Zügel seines Amtes und wurde der größte Kultusminister, den Preußen je gehabt hat, ein „Minister des Geistes", wie ihn Erich Schmidt genannt hat, dessen Wirksamkeit noch heute im höheren und höchsten Schulwesen Deutschlands zu spüren ist, auf dem Gebiete des öffentlichen Unterrichts- und Erziehungswesens der bedeutendste Mitarbeiter des großen Staatsmannes, dem Preußen seine Wiedergeburt aus tiefer Not und seine innere Befreiung verdankt, des Reichsfreiherrn vom Stein; ein Hüter des geistigen Reichtums der Nation, der in seiner „Denkschrift über das Verhältnis der Wissenschaft zum Staate" (1810) als Grundsatz seiner Tätigkeit das politisch-ethische Wort schreiben durfte: „Dem Staate ist es ebensowenig wie der Menschheit um Wissen und Reden, sondern um Charakter und Handeln zu tun."

Aber auch dies sein Wirken im praktischen Staatsleben war ihm nicht Notwendigkeit. Nur, solange er erfolgreich und ohne Störung seines harmonieliebenden Wesens tätig sein konnte, blieb er Minister; als Hardenbergs weniger charaktervolle Persönlichkeit an Steins Stelle trat, schied er ohne Schmerz aus dem Amte. Wohl nahm er später als Vertreter Preußens an den Verhandlungen des Wiener Kongresses teil und erwies sich dort als ein Staatsmann von weitreichender Einsicht und seelendurchschauender Menschenkenntnis. Aber der Rest seines Lebens gehörte doch ganz ihm selbst und seinen rein auf Geist und Schönheit gerichteten Bestrebungen. Sein Wohnsitz, das Schloß Tegel bei Berlin, wurde ein Musensitz voll erlesener Kunstwerke, den Fontane in seinen „Wanderungen in der Mark" anschaulich geschildert hat. Mit den hervorragendsten Geistern der Zeit stand er in einem ungemein regen Briefaustausch, und gerade diese Briefe und die nun auch von der Akademie herausgegebenen Tagebücher offenbaren die Vielseitigkeit und weltumspannende Weite dieses an die edelsten Vertreter des platonischen Hellenentums oder der Renaissancekultur erinnernden Mannes. Wenn Goethe einmal in seinen letzten Jahren sich Wilhelm v. Humboldt gegenüber als einen Mann bezeichnet, der, in der Mitte eines Kreises stehend, nacheinander planmäßig alle Sektoren durchzuarbeiten habe, so konnte der Empfänger dieser Mitteilung darin auch seine eigene selbstgewählte Lebensaufgabe ausgesprochen sehen; ja, er mochte sogar sich sagen können, daß er schon alle Sektoren seines Lebenskreises überschaue, daß er die von Jugend an erstrebte Totalität bis zur erreichbaren Höhe besitze. Denn *eine* den Abschluß hindernde Größe fehlte ihm: er entbehrte des Schöpferischen. Aber was das Wort Bildung im weitesten und tiefsten Sinne umfaßt, das war in ihm vereinigt, so daß ihn mit vollem Rechte Richard M. Meyer als den vollkommensten Vertreter der Bildung im 19. Jahrhundert bezeichnen kann, wie es Leibniz im 17. und Goethe im 18. Jahrhundert war. Darum konnte Goethe in seinem oben schon erwähnten allerletzten, an den 18 Jahre jüngeren Freund gerichteten Briefe mit den vielsagenden Worten schließen: „... ich habe nichts angelegentlicher zu tun als dasjenige, was an mir ist und geblieben ist, womöglich zu steigern und meine Eigentümlichkeiten zu kohibieren, wie *Sie es, würdiger Freund, auf Ihrer Burg ja auch bewerkstelligen.*"

Es wäre vermessen, in dem engen Rahmen eines Gedenkblattes die Fülle solches Menschentums auch nur andeuten zu wollen. Nur das eine soll uns noch beschäftigen, *warum* wir Wilhelms v. Humboldt heute gedenken, was er uns heute noch ist.

Man stellt ihn oft zu den deutschen Hellenen, die um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts die deutsche Bildung beherrscht haben, und glaubt ihn damit abgetan für die Gegenwart, die jenen Neuhumanismus der Winckelmannschüler überwunden habe. Nun aber ist zunächst das endgültige Urteil in diesem Prozesse noch nicht gesprochen. Gerade die Erfahrungen des Weltkrieges beweisen für den, „der nicht mit der Watte vorgefaßter Meinung die Ohren verstopft hat", daß auch in dem neu erstehenden Deutschland das hellenistisch-klassische Humanitätsideal eine lebenschaffende Kraft bleiben wird und muß, wenn wir nicht ganz in Technik und Erdennähe aufgehen wollen. Was nun aber Humboldts Griechentum betrifft, so hat es, wie alles, was dieser Geist berührte, seinen ganz eigenen und — gut deutschen Charakter. Zwar hat er sich zuzeiten ganz tief in die Quellen griechischer Weisheit und griechischer Dichtung versenkt; sogar die schwersten Offenbarungen griechischer Dichtersprache, Äschylus' Agamemnon und Pindars Oden, hat er übersetzt. Aber es war doch eine Übertragung in sein „geliebtes Deutsch". Es liegt vielleicht im Wesen des Deutschen überhaupt begründet und gehört zu seiner Größe, was Ernst Maaß in seinem schönen Aufsatze „vom Wesen der Deutschen und Griechen" (Neue Jahr-

bücher 1916 S. 613ff.) von Schiller gerühmt hat: daß er nämlich „von einem großen Geiste neben sich nie in dessen Kreis herübergezogen, dagegen in dem eigenen selbstgeschaffenen durch einen solchen Einfluß auf das mächtigste angeregt" werde. So haben wir uns auch Humboldts Verhältnis zu den Griechen zu denken, deren geschichtliches Wesen er sehr wohl von dem Idealbilde der Überlieferung zu unterscheiden wußte, wie er es oft und klar in seinen Altersversen ausgesprochen hat. Er besaß genug Größe des Geistes und Kraft des Gemütes, um sich fremder Individualität nicht unterzuordnen, mochte es sich um Personen oder Kulturen handeln; aber er gehörte auch zu den wenigen, denen, wie Schiller, es gegeben ist, „die fremde Individualität ganz, als verschieden, zu durchschauen, vollkommen zu würdigen und aus dieser bewundernden Anschauung die Kraft zu schöpfen, die eigene nur noch entschiedener und richtiger ihren Zielen zuzuwenden". Deutsch also war er, wie innig er auch in Goethes Wahlspruch „Es sind's die Griechen" einstimmen mochte; deutsch allerdings in jenem weitherzigen Sinne, der aus Erdmanns Wort spricht: „Es ist undeutsch, bloß deutsch zu sein." Mit Fug konnte ihm der acht Jahre ältere Freund Schiller schreiben: „Der deutsche Geist sitzt Ihnen zu tief, als daß Sie irgendwo aufhören könnten, deutsch zu empfinden und zu denken." Deutsche Empfindungen und Gedanken klingen aus all seinen Äußerungen, mag er im Süden sich nach der Heimat sehnen oder in der nordischen Heimat an den Aufenthalt auf klassischem Boden und in den fremden Großstädten zurückdenken. Und seine Hellenenfreude hat ihre stärkste Wurzel in der Überzeugung von der tiefen Verwandtschaft griechischen und deutschen Geistes, in der Gewißheit, daß die Griechen die Deutschen des Altertums, daß die Deutschen die Erben des Griechentums seien, und daß deutscher Individualismus und platonischer Klassizismus, daß Chaos und Gesetz im Menschen vereint wirksam sein müßten, wenn die Menschheit nicht zum Stillstand verurteilt sein solle:

„Der Mensch muß beide sie in sich vereinen,
Der Sterne streng Gesetz, der Wolken Wühlen.
Er muß den Stoff der irdischen Dinge fühlen,
Die, ewig kreisend, ewig sich verwirren,
und von des Daseins Bahn nicht abzuirren,
muß ihm der Ewigkeiten Sonne scheinen."

Diese seine edel deutsche Art sichert ihm vor allem den Anspruch auf das dankbare Gedenken auch des gegenwärtigen Geschlechtes. Aber die starken Anregungen, die von diesem großen und weiten Geiste ausgehen, sind auch im einzelnen noch berufen, Keim und Saat zu werden. Man sollte keinen jungen Diplomaten seine Tätigkeit im inneren oder äußeren Dienste des Staates antreten lassen, bevor er die wichtigsten Denkschriften und Berichte dieses wahrhaft geisterfüllten und von Kantischer Pflichtstrenge geleiteten Staatsmannes gelesen hat. Jedem Historiker werden seine Gedanken über die Aufgaben des Geschichtschreibers Vertiefung und Förderung geben. Jeder Sprachforscher wird die Methode seiner sprachvergleichenden Abhandlungen, etwa die über die Kawi-Sprache, bewundern und daran lernen.

Und die Schule insonderheit? Was dankt sie diesem Geiste, und was kann sie auch fürderhin ihm noch danken? Eduard Spranger hat es in seinem klassischen Humboldt-Buche gezeigt. Es ist nicht in erster Linie die große Hilfe, die der einfühlungbegabte Freund Goethes und Schillers durch seine Schriften über diese Männer einem vertieften Verständnisse ihres Wesens und ihrer Dichtungen, vor allem des Hohen Liedes vom deutschen Bürgertum und der philosophischen Gedichte und Aufsätze, leistet; wiewohl kein Lehrer des Deutschen und der Philosophie es versäumen wird, sich mit seinen befruchtenden, aus eindringendster Kenntnis der Dichter und ihrer Werke, ja aus beratender Mitarbeit geborenen vorbildlichen Ausführungen vertraut zu machen. Diese Vorbildlichkeit ist es vor allem, die ihn zu einem fortwirkenden Bildungselemente auch in der höheren Schule des neuen Deutschlands

machen wird. Denn ob realistische oder humanistische Schule: sie wird, wenn sie wirklich „höhere" Schule sein will, sich nicht darauf beschränken dürfen, eine Summe von Kenntnissen zu vermitteln, seien sie naturwissenschaftlich-mathematischem, sprachlichem oder geschichtlichem Gebiete entnommen. Sie wird vielmehr immer zum Ideale einer modernen deutschen Humanität aufblicken müssen. Und auf dem Wege zu diesem Ziele bedarf sie führender Geister. Keiner aber wird, neben dem universal-realistischen Herder und den zwei größten Weimarern, zu diesem Führeramte berufener sein als Wilhelm v. Humboldt, der zu beiden eine Ergänzung bildet, der in sich das „höchste Glück der Erdenkinder" als allseitig ausgebildete Persönlichkeit verkörperte, der zugleich, wo es Zeit und Sache forderte, als praktisch Tätiger, als Helfer seines Fürsten und seines Volkes, Großes leistete; der schon früh den überquellenden Reichtum seiner vielseitigen Individualität und seiner romantischen Phantasie zur „Totalität", zur abgeschlossenen Einheit und Ganzheit zügelte; der die so gewonnene innere Ausgeglichenheit bis zuletzt bewahrte und sich darum, trotz wehmütiger Rückerinnerung an entschwundene Lebensgüter „glücklich wie wenige" nennen konnte; der von der Höhe dieser auf Kantischer Pflichtbewußtheit ruhenden ethischen Lebenswarte den Begriff der „erfüllten Bestimmung" also umschreiben durfte:

„Dem ziemt der Preis, daß wahrhaft er gelebet,
der, hätt' er wenig auch in Tat erstrebet,
als Lücke in der Menschheit wird empfunden,
wenn er den Lebensfaden abgewunden.
Denn an der Menschheit reichem Teppich webet
nur, wer aus innrer Kraft sich frei erhebet,
und wer in ihren Blütenkranz gebunden,
was nur er konnt' in eigner Brust erkunden.
Der lebt dann fort im menschlichen Gemüte;
wie jeden Lenz der Erde sich entwindet
auf seinem Grabe neu verjüngte Blüte,
so, wenn in Dunkel auch sein Name schwindet,
das Feuer, das ihn heilig einst durchglühte,
in später Zeit noch lichte Funken zündet."

Zu Kleists „Prinz von Homburg".

Von **Hans Lebede** in Berlin-Steglitz.

Im Märzheft des vorigen Jahrganges der Zeitschr. f. d. d. Unt. hat Julius Ziehen aus Frankfurt a. M. dargetan, wie weit die Ergebnisse theatergeschichtlicher Forschung im deutschen Unterricht zu verwerten seien. Ähnliche Gedanken zu entwickeln, war der Zweck einer Reihe von Vorlesungen gewesen, die ich im Januar und Februar 1916 im „Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht" zu Berlin halten durfte. Wie weit sich ihr Inhalt mit den Ausführungen Ziehens berührt, konnte noch in der Einleitung zu dem inzwischen als „Ergänzungsheft zur Zeitschrift für den deutschen Unterricht" erschienenen Druck der Vorlesungen („Klassische Dramen auf der Bühne") hervorgehoben werden: von der Tatsache, daß die auch durch Ziehen empfohlene stärkere Berücksichtigung der theatergeschichtlichen Forschung, in richtiger Weise erfolgend, nicht mit „vielfach üblichem, wahllosem Hereintragen sonderwissenschaftlicher Bestrebungen und Stoffe in das Lehrgut unserer höheren Schulen in eine

Linie gestellt" werden darf, bin ich also so vollkommen überzeugt, daß mir auch die am Schluß von Hans Knudsens Aufsatz „Theaterphilologie" (Literarisches Echo, 18. Jahrg., Heft 24) erhobenen und offensichtlich gegen Ziehen gerichteten Bedenken nichts von meinem Glauben zu nehmen vermögen!

Doch nicht eine Apologie zu schreiben gilt es, sondern heut nur: einen kleinen Beitrag zu dem zu liefern, was Ziehen sich aus den Äußerungen bedeutender Schauspieler erhofft: ertragreiche Auseinandersetzung mit dem Charakter einer Bühnengestalt, diesmal des Kurfürsten in Kleists „Prinzen von Homburg". — Über den Ursprung der „echt unechten" Sage vom Prinzen von Homburg, die nicht ein Produkt der Massenpsyche ist, sondern bewußter schriftstellerischer Tätigkeit eines einzelnen, der Übertragung eines zu anderer Zeit und an anderem Ort geschehenen Begebnisses auf das Jahr 1675 und die Schlacht bei Fehrbellin, ihr Dasein dankt, hat Max Herrmann in einem Vortrag der „Gesellschaft für deutsche Literatur" Bericht erstattet. Was allen von ihm beigebrachten Fassungen der Sage samt den als Quelle angesprochenen Memoiren des Herrn von Villars (1610) gemeinsam war, ist der Gedanke, daß in Ansehung des erzielten Erfolges der verständigen Einsicht des Fürsten der Gedanke an einen Vollzug der zwar verdienten Strafe ferne blieb. Gleichen Sinnes ist ja nach allgemeiner Anschauung auch wohl Kleists Kurfürst, der, des Prinzen Pflichtgefühl zu wecken, zwar vor der Androhung des Äußersten nicht zurückschrecken mag, dennoch aber den Wunsch nach Begnadigung gleich stark zu empfinden scheint wie die für Homburg eintretenden Offiziere. Da mag es denn verstattet sein, an eine andere Auffassung zu erinnern, die Otto Brahms Kleistbiographie immerhin als die Meinung vieler bezeichnet und die, bezwingender als in Worten wohl in der Darstellung dessen gewirkt hätte, der sie vertrat: Adalbert Matkowsky — so entnehme ich's einem vor mir liegenden, längst vergilbten Zeitungsauffsatz — hat mit stark absprechendem Urteil im Kurfürsten nicht sowohl den Großherzigen und Edlen, als den Autokraten gesehen, der „in der Ausführung seiner innersten Ansichten und Neigungen nur dadurch gehemmt ist, daß Zeit und Umstände sich ihm nicht eignen, offen und frei ein Tyrann zu sein". Den vornehmlichsten Grund, aus dem auch der Prinz selber an keine Begnadigung zu denken vermag, sieht Matkowsky in dem verletzten Stolz des Herrn, dessen Hohenzollern (III, 1) gedenkt: nicht des Kurfürsten Rechtsgefühl, sondern kühler Berechnung entspränge also Friedrich Wilhelms Entschluß zu einem Spruch, den er nach Nataliens Ansicht mitleidslos vollstrecken lassen würde, wenn das ohne des Prinzen Widerspruch geschehen und damit zugleich der eigentlichste Anlaß verdeckt werden könnte. Daß dieser Widerspruch nicht erfolgt, daß vielmehr der durch die Prinzessin überbrachte Brief nur mit Homburgs Bitte um den Tod beantwortet werden kann und wird, erscheint nur als Folge verwerflicher Doppelsinnigkeit, die der auf Rettung vertrauenden Natalie eigentlich doch so unedel spottet, wie sie es nicht für möglich hielt, und wie sie es nun mit gleichem Spiel vergilt. — Herangezogene Äußerungen des Kurfürsten selbst, der (II, 9) zwar das Kriegsgericht beruft, ihm aber durch seine wiederholt ausgesprochene Ansicht: „Der ist des Todes schuldig" ... „Wer's immer war, der sie zur Schlacht geführt, ich wiederhol's, hat seinen Kopf verwirkt" geradezu seinen Willen aufdringt und nachher den, gleich anderen, noch immer anders meinenden Kottwitz einfach nicht

zum Worte kommen läßt, bestärken die einmal gewonnene Anschauung, die wahre Absicht sei: keine Gnade walten zu lassen. — Und wenn der Kurfürst nachher doch anders handelt, so ist zu erwägen, daß einmal Dörfling, der in langem Dienst ja doch wohl genau erkannt hat, „mit welchen Mitteln er den Herrn am leichtesten gewinnen mag, nicht sein Rechtlichkeitsgefühl, nicht seine Großmut anruft, sondern ihm die Vorteile des Nachgebens dartut". Nimmt man noch dazu, wie sehr Friedrich Wilhelm „durch die irrige Meinung von Kottwitzens und der gesamten Reiterei Abfall erschüttert ist, wie schwer die Anteilnahme aller höheren Offiziere gegen ihn ins Gewicht fällt, wie selbst Kottwitzens und Hohenzollerns Verteidigungsreden ihm manch geschicktes Argument gegen ihn selbst vorrücken, und wie als Haupttrumpf noch die Szene Nataliens und das Abschiedsgesuch von Kottwitz" kommen muß, ehe die Begnadigung erfolgt, so ist immerhin die Annahme genugsam gestützt, daß Kleist seinen Kurfürsten leichtlich hätte anders handeln lassen können, wenn er ihn nur groß und edel hätte zeigen wollen — vielleicht so, wie der Prinz sich's von ihm träumt:

„Das Kriegsrecht mußte auf den Tod erkennen,
So lautet das Gesetz, nach dem er richtet,
Doch eh' er solch ein Urteil läßt vollstrecken, ...
Eh', sieh, eh' öffnet er die eigne Brust sich
Und spritzt sein Blut selbst tropfenweis in Staub."

Kein Zweifel, daß bei dieser Auffassung dem Darsteller die bühnenübliche joviale Art des Kurfürsten vom Übel scheinen mußte, daß er den Monolog vom Dey von Tunis ernst und nachdenklich, mit großen Pausen der Überlegung nehmen wollte, und daß er vor dem gutmütigen und freundlichen Herrn dem kühl berechnenden den Vorzug geben mußte, der auch beim Empfang der vermeintlichen Rebellen sich noch Zeit genug läßt, fürstlichen Schmuck anzulegen, um so sinnfälliger auf sie zu wirken. —

Wir durften so Gewolltes nicht erleben: möge denn denen, die Adalbert Matkowsky Treue halten, aus seinen Worten die Vorstellung einer nie gespielten Rolle erstehen, darin ihm wieder einmal „das Richtige auch nur gewollt zu haben, wertvoller und würdiger" schien, als „einzig aus Gründen der Gewohnheit und Bequemlichkeit immer auf falschen Pfaden andern nachzutreten".

So zitiere ich aus dem Schluß jenes nach Zeit und Ort des Erscheinens von mir nicht zu bestimmenden Aufsatzes. Da hat freilich das Wort „richtig" oder das Urteil „falsch" nicht die Geltung wohlabgewogener objektiver Bewertungen: die lagen einem so subjektiv empfindenden Menschen, wie Adalbert Matkowsky es war, völlig fern. Über nichts machte sich ja dieser aus absolut sicherer Empfindung für das ihm Mögliche schaffende Künstler lieber lustig, als über den sogenannten „denkenden Schauspieler", der alle Nuancen seiner Rollen ertüftelte. Ihm galt nur Faustens „Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen" — hatte er aber einmal erst gefühlsmäßig den Kern eines von ihm darzustellenden Menschen erfaßt, so kannte er auch bis ins kleinste sein Wollen und sein Handeln, und von dem mit traumwandlerischer Sicherheit beschrittenen Wege gab es dann kein Abirren für ihn. Klingt's wie Widerspruch, daß dieser selbe Mann an die Verfechtung seiner Auffassung vom Kurfürsten so viel Worte wandte? Nun: er selber, dessen bin ich gewiß, hat sie so nicht gesetzt; ihre Formung werden sie, wie so manches andere unter seinem Namen Umlaufende, von anderer Hand erhalten haben; daß sie aber seine Ansicht richtig und unverfälscht wiedergeben, dessen darf ich, nach späteren Gesprächen hierüber, sicherer Bürge sein!

Zum deutschen Aufsatz.

Von **Rudolf Blümel** in München.

Nicht jeder Aufsatz braucht eine Einleitung.

Als besondre Qual haben sicherlich sehr viele Schüler (darunter seinerzeit auch ich) den Zwang empfunden, zum Schulaufsatz eine Einleitung zu liefern. Wie oft ist da der Seufzer laut geworden: „Ich weiß keine Einleitung dazu", und so und so oft wurde hinzugefügt: „Es ist auch gar keine am Platze!" Tatsächlich ist die Einleitung kein wesentlicher Bestandteil des Aufsatzes. Sie kann überall da entbehrt werden, wo vor Beginn der eigentlichen Auseinandersetzung keine Erklärungen, keine Vorbemerkungen nötig sind. —

Anmerkung. Derartige Erklärungen, Vorbemerkungen sind auch gar nicht dem Eingang des Aufsatzes, des Schriftwerkes als solchem eigentümlich. Goethes Wahlverwandtschaften beginnen ohne jede Einleitung, eine Art Einleitung steht aber bei Beginn des zweiten Teils, eine Erklärung (des 'roten Fadens') im 2. Kapitel des 2. Teils.

Der Schriftsteller kann natürlich auch da, wo eine Einleitung weder zur Erklärung noch zu einer Vorbemerkung nötig ist, nach freiem Gutdünken eine Einleitung voransetzen. Der Redner ist in einer etwas andern Lage: er ist vielfach darauf angewiesen, seine Hörerschaft erst in die Stimmung, zum Teil auch in die nötige Spannung, zur nötigen Sammlung und Aufmerksamkeit zu bringen; unter Umständen darf er nicht darauf rechnen, daß alle seine Zuhörer schon die nötigen Vorkenntnisse haben. Der Redner, namentlich der Volksredner, braucht daher wohl verhältnismäßig viel öfter eine Einleitung als der Schriftsteller, der mit einer gewissen Sammlung, Aufmerksamkeit usw., auch mit einer gewissen Bildungsstufe des Lesers rechnet (freilich gibt es auch wieder Werke, die für die Allgemeinheit bestimmt sind). Aber unter bestimmten Umständen kann, ja muß vielleicht auch der Redner auf die Einleitung verzichten. Wer etwa kurz nach Ausbruch des Kriegs 1914 eine Rede hielt, brauchte die Zuhörer nicht vorzubereiten, wenn er eine begeisterte Rede halten wollte.

Es ist bezeichnend, daß die Vorschrift, den Aufsatz mit einer Einleitung zu beginnen, offenbar wieder von dem in altklassischen Reden üblichen Gebrauch abgeleitet ist: dort war die Einleitung (vielfach) notwendig (vor der wenigstens in Athen lärmenden und oft bunt gemischten Zuhörerschaft). Bei unsern Aufsätzen liegt die Sache ganz anders. Namentlich — das empfinden unsere Schüler ganz genau — ist im Schulaufsatz die Einleitung recht oft überflüssig, d. h. wenn sie der Erklärung dienen soll. Erklären soll sie doch dem, an den sich der Aufsatz wendet, das ist aber der Lehrer, und der hat ja die ganze Geschichte gewöhnlich schon erklärt, jedenfalls darf der Schüler annehmen, daß der Lehrer die Erklärung nicht nötig hat. Alle solchen unnötigen Erklärungen haben etwas Erzwungenes, Nichtiges, sind vielfach schablonenhaft, ein Erzeugnis der Langeweile.

Fördert eine solche Arbeit? Das wäre doch viel eher der Fall, wenn die Einleitung wirklich eine notwendige Erläuterung gäbe, wenn es darauf ankäme, dem Leser etwas ihm Unbekanntes, was aber der Verfasser gut kennt, auseinanderzusetzen. Daß eine solche Einleitung nötig ist, würde auch der Schüler einsehen, und er wäre gezwungen, sie möglichst gut zu liefern.

Eine Einleitung, die nur dem Schmuck dient, könnten an höhern Schulen wohl die wenigsten Schüler leisten. Sie sollen es auch gar nicht; derartiges verführt leicht zu eiteln und der Eitelkeit dienenden Stilkünsten, Stil als Selbstzweck wird wenigen unter den Schülern der höheren Schulen vorbehalten sein, und die kommen von selbst dazu, ihren Stil auszubilden. Die übrigen sollen den Stil im Dienste eines andern Zwecks pflegen.

Überschrift und Einleitung.

1.

Wir wurden seinerzeit angehalten, die Überschrift in der Einleitung als etwas nicht Vorhandenes anzusehen, also uns niemals in der Einleitung auf die Überschrift zu beziehen. Ich weiß nicht, ob ich jemals[1]) dieses Gebot übertreten habe — aber es ist mir von jeher als unnatürlich erschienen. Ich dachte mir etwa so: Warum soll etwas als nicht vorhanden gelten, was doch tatsächlich dasteht? So viel ist allerdings richtig, daß sofortige Beziehungsnahme auf die Überschrift in einer bestimmten Form häßlich wirkt[2]), etwa: Goethe. || Er wurde geboren . . ., oder: Einigkeit macht stark. Dieser Satz . . .

Es gibt aber auch Fälle, wo die Überschrift in ganz enger Beziehung zum Beginn des Aufsatzes stehen kann, z. B. in kurzen Abhandlungen: Goethe || wurde geboren am 28. August 1749 zu Frankfurt am Main. Überhaupt ist diese Frage, wie alle derartigen, immer nur von Fall zu Fall zu entscheiden.

2.

Die Überschrift — das war eine zweite Forderung — sollte am Schlusse der Einleitung wiederkehren, und zwar wortwörtlich. Auch das ist mir als etwas Unnötiges erschienen. War die Überschrift einmal da, wozu sie nochmals nennen? Sie stand schon oben, viel deutlicher als im Zusammenhang der Zeilen!

Gegen die nochmalige wörtliche Anführung der Überschrift ließe sich geltend machen, daß eine inhaltliche Wiederholung in einem geschriebenen (und gedruckten) Text auf die schon vorhandene Überschrift wohl oder übel Bezug nehmen muß, und dann vom Standpunkt der heute geltenden Lehre vom Schreibstil in der Form geändert werden müßte[3]). Das kann in mannigfacher Weise geschehen, etwa so, daß die Überschrift nun im Satzzusammenhang erscheint, oder daß ihr Inhalt als ein ganzer Satz mit Verbum auftritt, während sie an Stelle des Verbs ein Substantiv enthielt. (Wirkung von . . . auf die Zeitgenossen, am Schlusse der Einleitung: wie . . . auf die Zeitgenossen gewirkt hat, oder: Wie hat . . . auf die Zeitgenossen gewirkt?)

Die genaue Inhaltsangabe am Schlusse der Einleitung, die für den Schreib- und Druckstil als eine von verschiedenen Möglichkeiten, aber nicht als die einzige gelten kann, hat ihre eigentliche Berechtigung ganz wo anders: im Sprechstil. Hält jemand einen Vortrag, so wird heutzutage die Inhaltsangabe den Zuhörern

1) Als Schüler.

2) Im Schüleraufsatz, von dem eine strengere Form verlangt wird.

3) Uns Schülern verband sich die Frage wegen der Wiederholung mit der andern, ob nicht die Einleitung, die uns in den meisten Fällen (auch mit Recht) als überflüssig erschien, erspart werden könnte. Wiederholung der Überschrift hatte natürlich nur am Ende der Einleitung einen Sinn.

fast immer schon vorher im Wortlaut bekannt, durch Ankündigung im Druck (in der Einladung oder auf dem Anschlag), durch die unmittelbare Ankündigung des Vortrags durch den Vorsitzenden. Sobald nun eine Einleitung nötig ist, macht gerade diese Einleitung die Inhaltsangabe in ihrem Wortlaut vergessen oder erschwert es, sie zu behalten, weil sich der Zuhörer mit jener beschäftigen muß. Daher ist eine Wiederholung, am liebsten eine wörtliche, notwendig.

Wir müssen aber noch weiter gehen. Was der Vortragende bietet, ist streng genommen (von seinem Standpunkt) etwas ganz Abgeschlossenes, die Ankündigung in Druck (Schrift) und Wort (durch den Vorsitzenden) kommt für ihn, so angenehm sie ihm sein mag, nicht als wesentlich in Betracht. In diesem Sinne ist es für ihn sowie für die Zuhörer erwünscht, daß die Inhaltsangabe möglichst genau im Vortrag selbst verkündigt wird. Allerdings, unbedingt notwendig ist dies nicht, der Vortragende kann auch ausdrücklich mit der vorausgegangenen Ankündigung rechnen oder selbst dann, wenn er dies nicht tut, darauf bauen, daß seine Ausführungen auch ohne Inhaltsangabe als Darstellung gerade des von ihm behandelten Inhalts gefaßt werden.

3.

Wie kam man denn zu jenen beiden Forderungen? Augenscheinlich hielt man sich dabei an die Form, in der uns gewisse Reden aus dem Altertum überliefert sind. Diese waren ganz auf Hörer berechnet, die erwähnte Ankündigung des Inhalts durch eine andere als den Redner fand natürlich nicht statt, um so notwendiger war dann genaue Inhaltsangabe, namentlich einer bunten Volksmenge gegenüber. Diese Form, so ausgezeichnet sie für den Zweck des Redners war, hatte doch in der schriftlichen Überlieferung den Nachteil, daß die Rede von andern nicht bequem unterschieden werden konnte. Nachträgliche Überschriften waren daher notwendig.

Anmerkung. Für den alten Redner bestanden jene zwei heutigen Schulforderungen gar nicht, weil die heutige Überschrift gar nicht bestand!

Genau genommen verlangt der heutige Deutschlehrer, der einen Aufsatz mit der erwähnten Form des Aufsatzanfangs fordert, eine schriftliche, für den Leser berechnete Arbeit nach dem Muster einer mündlichen, für Hörer gedachten Rede, aber in der fertigen Form, wie sie jene für Hörer gedachte Rede nachträglich zur größern Bequemlichkeit der Leser erhalten hat. Das ist aber einfach stilwidrig. Wir sollten doch überlegen: Welchen Zwecken dient ein geschriebener Aufsatz, und wie sind diese Zwecke zu erreichen. Es gäbe dann nicht bloß die alte eine Lösung dieser künstlerischen Aufgabe, die wegen ihrer ewigen Wiederholung handwerksmäßig und langweilig, ja tot anmutet, sondern viele, in jedem Einzelfall wieder eine etwas andere, und damit käme etwas Künstlerisch-Schöpferisches in den Anfang des Aufsatzes. Die Freude an der Aufsatzarbeit würde dadurch entschieden steigen, ja manchem, dem der handwerksmäßige Beginn nicht liegt, würde erst einmal die Möglichkeit gegeben, frei zu schaffen — und dadurch bessere Leistungen und größere Fortschritte zu erzielen.

Es ist klar, daß es dem Schüler dann auch freistehen muß, auf eine Einleitung zu verzichten.

Von der Anordnung.

Von dem Aufbau eines Aufsatzes fordert die Schule vielfach, daß er logisch sei. — Das heißt also, wenn wir die Teile des Aufsatzes mit den Begriffen, welche deren

Inhalt entsprechen, vergleichen, soll sich der Aufbau dieser Teile und die Bei- und Überordnung dieser Begriffe genau entsprechen, die Anordnung soll auch nicht lückenhaft sein.

Indessen ist diese Art der Anordnung nur eine von mehreren möglichen und gleich berechtigten. — Die Anordnung erfolgt vielmehr nach psychologischen Grundsätzen, so wie es dem Verfasser gut dünkt (vielfach ohne daß er es weiß), und namentlich sehr oft in Hinsicht auf die beabsichtigte Wirkung. — Wesentlich psychologisch ist z. B. eine Anordnung, die darauf hinzielt, den letzten, stärksten Beweispunkt vorzubereiten. — In anderm Sinne psychologisch ist eine Anordnung, die eine Voraussetzung nach der andern aufbaut, so daß der Leser allmählich die nötigen Vorkenntnisse zum Verständnis erwirbt. — Eine derartige oder andere Anordnung kann logischen Anforderungen entsprechen, aber sie braucht keineswegs als logische beabsichtigt zu sein. — Das gilt auch in dem Falle, wo etwa die Anordnung in dem Sinne erfolgt, daß sich immerfort Gegensätze gegenübergestellt werden, oder daß zuerst die Ursache, dann die Wirkung behandelt wird. Man muß in allen diesen Fällen nach dem psychologischen Anordnungsgrundsatz fragen, auch darnach, ob dieser in künstlerischer Hinsicht (im weiteren Sinne: auch wissenschaftliche Abhandlungen sollen damit geprüft werden) gut durchgeführt worden ist, auch nach der Wirkung, die das Ganze auf den Leser ausübt.

Deshalb allein, weil ein Aufsatz „unlogisch" in seiner Anordnung ist, darf er noch lange nicht getadelt oder verworfen werden. Ist die Anordnung wirklich fehlerhaft, oder kann gar nicht von einer Anordnung im strengen Sinn gesprochen werden, so werden immer psychologische und künstlerische Anforderungen verletzt sein. Das gilt aber auch von der Rede, nur daß hier die Anordnung besonders deutlich sein muß — deutlich natürlich in Hinsicht auf den Hörer, der schwer zurückgreifen kann, im Gegensatz zum Leser, vollends gar nicht vorgreifen.

Anmerkung. In der Untersuchung gelten wieder besondere Möglichkeiten. Hier kommt es darauf an, gewisse Aufgaben zu lösen, von denen die eine vielleicht eine ganz andere Angriffsweise verlangt als die andre. Unter Umständen sieht daher eine Untersuchung alles eher als wohlgeordnet aus, und doch erweist sie gerade durch ihre scheinbar regellose Anordnung ihren Zweck: ihre „Regellosigkeit" ist die des Kampfes, sie kann und will keinen geordneten Aufmarsch bieten.

Zwei Schaffensarten im Aufsatz.

Wenn wir uns fragen, wie ein Aufsatz, ein Schriftwerk (auch ein Gedicht) entsteht, so werden wir zwei wichtige Hauptunterschiede der Schaffensart kennen lernen. Die eine Art zu schaffen ist die zusammenstückelnde. Stück für Stück sucht der Verfasser den Stoff auf, setzt ihn zusammen, scheidet etwa aus, ordnet ihn, auch sonst richtet sich seine Sorgfalt auf den Aufbau des Ganzen aus den vielen Einzelheiten, die dann auch in seinem Werke besonders hervortreten. — Die andre Art zu schaffen ist die entwickelnde. Der Verfasser hat lange Zeit anscheinend nicht das geringste für sein Werk getan, plötzlich beginnt er, ohne Plan, nur das eben Behandelte liegt irgendwie deutlich vor seinem geistigen Auge, von dem Folgenden weiß er einstweilen noch gar nichts Genaues, ja wenn es ans Tageslicht tritt, überrascht es ihn vielleicht. In Werken, die so geschaffen sind, wird gewöhnlich die Einheit des Ganzen auf Kosten

der Einzelheiten hervortreten. — Es sind natürlich Schaffensweisen möglich, die Eigentümlichkeiten der einen Art mit solchen der andern verbinden. Jemand sucht etwa die Einzelheiten des Baugerippes für ein Werk zusammen, entwickelt aber dann jedes Einzelne; oder ein andrer entwickelt Stück für Stück das Ganze, stückelt aber jeden einzelnen Teil zusammen. Usw.

Man kann keineswegs behaupten, daß eine dieser beiden Schaffensarten an sich den Vorzug vor der andern verdiene. Auch die zusammenstückelnde kann starke Einheitlichkeit des Ganzen, auch die entwickelnde feine Einzelarbeit zeigen. Namentlich ist nicht etwa die zusammenstückelnde die sorgfältigere, auch nicht die entwickelnde die, welche weniger Arbeit macht. Wir müssen annehmen, daß eine gewaltige geistige Leistung vorhergeht, bis ein solches scheinbar planloses Schaffen nur denkbar ist. — Die Schule pflegt, ja fordert die zusammenstückelnde Schaffensweise, jedenfalls weil sie im Gegensatz zur entwickelnden gelehrt und gegebenenfalls überwacht werden kann. — Aber jede dieser Schaffensweisen ist berechtigt, natürlich gilt das auch für das Schaffen des Schülers. — Die Sache liegt natürlich wohl in den seltensten Fällen so, daß der einzelne beliebig die oder die Schaffensweise anwenden könnte. Und wenn er sich zu der einen zwingt, die ihm nicht liegt, so kommt gewöhnlich nichts Gutes heraus. Es ist besonders wichtig, daß sogar der einzelne unter Umständen von Fall zu Fall wechseln muß: ein Gedicht schreibt er etwa ohne jeden Plan hin, zu einer Abhandlung sammelt er lange.

Solche, welche sich der entwickelnden Schaffensweise bedienen, müssen sich übrigens darüber klar werden, daß auch diese Schaffensart vervollkommnet werden kann, ja muß. Sie gibt viel unmittelbarer als die erste ein Bild des Schaffenden, je vollkommener die durch sie erzeugten Werke sind, auf desto größere Vollkommenheit des Schaffenden lassen sie schließen. Gerade hier gilt es also besonders, daß der Mensch fortschreiten soll, wenn seine Werke bedeutender werden sollen.

Schule und Fremdwort.

Von **Albert Tesch** † in Köln.

Der gegenwärtige schwere Kampf um alles, was deutsch ist, hat auch den Krieg gegen die Fremdwörterei mit sich gebracht. Daß die Schule an der Sprachreinigung nicht unbeteiligt bleiben darf, daß sie dieser Bewegung nicht nur im deutschen Unterricht, sondern in allen Fächern ihre Aufmerksamkeit zuwenden muß, daß diese Aufgabe allen Lehranstalten von der Volksschule bis zu den höheren Schulen erwächst, liegt in der Bestimmung unserer Erziehungsanstalten begründet, nach der die Pflege der Muttersprache den Mittelpunkt des gesamten Unterrichts bilden soll. Wer es weiß, wie tief das Fremdwort in der Sprachgewohnheit der meisten Deutschen eingewurzelt ist und wie hartnäckig es seinen Platz selbst gegen den hocherregten vaterländischen Sprachwillen der Gegenwart behauptet, der wird zugeben, daß man mit gutem Recht jetzt immer dringender fordert: Die Schule muß die Sprachreinigung machen. Das kommende Geschlecht muß so erzogen werden, daß es dem deutschen Wort zum Siege über das fremdländische verhilft. Mag man das engumgrenzte Feld der Schulfächer und Schuleinrichtungen ins Auge fassen oder auch die weiteren

Gebiete der Schulwissenschaft in Betracht ziehen, es entsteht immer die Frage: Was darf verdeutscht werden und wie soll verdeutscht werden? Leitender Grundsatz muß die bewährte Regel bleiben: Kein Fremdwort für das, was deutsch gut ausgedrückt werden kann. Wenn auch das Urteil über das, was gutes Deutsch ist, vielfach vom Geschmack abhängt, und wenn heute infolge des lebhaften Verdeutschens auf allen Gebieten des gewerblichen und wissenschaftlichen Lebens die Frage von der Entbehrlichkeit und Unentbehrlichkeit der Fremdwörter zu einem Grenzstreit entbrannt ist, so gibt es doch genug Beispiele von Ausländerei in der Schule, die je länger je mehr jeden sprachlich Sorgsamen befremden und fast unbestritten einen Ersatz wünschenswert machen.

Die größte Schuld an der Fremdwörterei trägt unsere gelehrte Vornehmtuerei. Ein abschreckendes Beispiel erlebte man auf der Tagung des deutschen Vereins für Knabenhandarbeit und Werkunterricht im Herrenhause zu Berlin am Palmsonntag 1916. Der Hauptvortrag handelte über die Erziehung zum Pflichtbewußtsein. Er ging von den Formen des psychischen Verhaltens aus und erklärte: Das psychische Verhalten ist ein zweifaches, ein kontemplatives und ein aktives. Es gibt drei Typen des aktiven Verhaltens, das antisozial-praktische, das sozial-praktische, das asoziale Verhalten. Das antisoziale Verhalten kann wiederum auftreten als egoistisches und als individual-ethisches. Das soziale Verhalten zerfällt in das altruistische und das sozial-ethische.

Einen größeren Widerspruch gegen den Zweck der Sprache kann man sich kaum denken. Der Zweck der Sprache ist Verständlichkeit. Wer spricht oder schreibt, muß daran denken, daß er es nicht für sich, sondern für andere tut. Daher muß er seine Gedanken in einen Ausdruck kleiden, der anderen das Verständnis nicht verschließt, sondern öffnet. Daß die Sprache nicht allein als Mittel, unsere Gedanken auszudrücken, anzusehen ist, sondern auch als Mittel, unsere Gedanken auf andere zu übertragen, das ist eine Binsenwahrheit, deren wichtige Bedeutung für den Unterricht von selbst einleuchtet. Wie aber gegen sie auch sonst noch verstoßen wird, kann jeder oft genug beobachten. Kürzlich erschienen in der Ausstellung für Kriegsfürsorge in Köln mehrere Klassen von Volksschulen, Knaben und Mädchen. Ein Herr führte sie durch die Abteilung für Kopfverletzte zu der Darstellung der „provinziellen Kopfschußinvalidenfürsorge". Da redete er zu den Kindern von partieller Störung der Gehirnfunktionen, von Differenzen der Intelligenzgrade, von psychischen, pädagogischen und anderen Methoden zur Wiederherstellung der Funktionen des verletzten Organs. Kann, so muß sich hier jeder fragen, eine solche Darbietung den Kindern irgendwelche Begriffe übermitteln? Ist dies Beispiel nicht ein handgreiflicher Beweis, daß das Fremdwort durchaus nicht imstande ist, zur Vermittlung der Gedanken beim Unterricht zu dienen? Neulich las ich einen Aufsatz, der die Überschrift trug „Deutsche Mentalität". Wäre der Aufsatz in einer philosophischen Zeitschrift erschienen, die ausschließlich für Sachleute bestimmt ist, dann wäre nichts gegen ihn einzuwenden, zumal das ziemlich neue Wort Mentalität, worunter etwa soviel wie Geistesverfassung verstanden wird, zu der Sachsprache der Philosophen gehört. Aber da der Ausdruck in den süddeutschen Monatsheften stand, so war er ganz am unrechten Orte. Die völlige Unzulänglichkeit des Fremdworts für die Übermittlung der Gedanken rückte auch dieser Fall ins grellste Licht. Fragte ich die Schüler der Oberklassen des Gymnasiums nach dem Sinn des Wortes Mentalität, so wußten sie nichts damit an-

zufangen. Der ganze Aufsatz, der ihnen vorgelesen wurde, blieb ihnen nach seinem Inhalt unverständlich, weil das unbekannte Wort beständig darin wiederkehrte. Es legte eine Decke auf ihre Sinne. Ich fragte die Amtsgenossen nach seiner Bedeutung; aber von zehn kannten es nur zwei. Wer will leugnen, daß jedes Fremdwort auf gleich große Unkenntnis stößt, soweit es Schüler angeht? Und wenn es nur ein einziger Schüler in der Klasse ist, der es nicht versteht, so ist der Ruhm des Fremdworts als Unterrichtsmittel dahin. Fremdwörter sind nicht Saatkörner, sondern Steine auf dem Acker des Verstandes. Sie tragen nicht zum Aufbau der inneren Welt des Lernenden bei. Damit ist ihr Unwert für die Schule erwiesen.

Auch aus einem anderen Grunde *widerspricht* der Gebrauch von Fremdwörtern den *Grundgesetzen der Unterrichtslehre*. Es handelt sich um die Art, wie wir neue Begriffe den Lernenden übermitteln. Wir machen den Begriff der Tapferkeit an den Männern deutlich, die das Eiserne Kreuz tragen, indem wir von ihren Heldentaten erzählen. Wir erläutern den Begriff der Schuld an dem Helden eines Trauerspiels. Wir vermitteln das Verständnis für das Wesen der Frömmigkeit an den Lebensführungen eines Abraham, Elias, Paulus. Wir zeigen die Dampfkraft anschaulich an dem siedenden Topf auf dem Herd. Was tun wir? Wir machen Unbekanntes an Bekanntem deutlich. Das ist der wichtigste Grundsatz des Unterrichts. Diesen Grundsatz aber will das Fremdwort geradezu auf den Kopf stellen. Es will Unbekanntes an Unbekanntem klarmachen. In diesen Fehler verfällt jeder, der vor Kindern Ausdrücke wie Inkarnation, Individualität, balneologisches Institut gebraucht. Das Wort findet keine Anknüpfung in dem Geiste, um daran etwas Neues zu fügen. Man sagt zwar, man muß die Fremdwörter übersetzen oder erklären. Gut! Um so mehr aber wird damit bewiesen, daß sie etwas Fremdartiges in unserer Sprache sind. Denn was der Verdeutschung bedarf, ist dem Wesen unseres Empfindens fremd. Im tiefsten Grunde ist ja die Sprache nicht nur mit unserem Denken, sondern auch mit unserem Empfinden aufs engste verknüpft.

Diese Tatsache führt uns auf einen anderen Punkt. Es entsteht die Frage, ob Fremdwörter für den *Gesinnungsunterricht* brauchbar sind. Vaterlandsliebe pflegen, die deutsche Gesinnung *kräftigen*, zum Staatsbürger erziehen war schon vor dem Kriege der allgemeine Ruf. Unter dem Namen „Staatsbürgerliche Erziehung" wurde er noch jüngst die Losung für die Schulen. Was war ihr Ziel? Liebe zur Heimat, zum deutschen Volkstum und damit zur Teilnahme an der Staatsgestaltung und zu treuer Erfüllung der vaterländischen Pflichten. In diesem Streben ist etwas Ähnliches wie in der Sprachreinigung. Man muß in beiden eine Denkreinigung sehen, man kann sagen, den Kern des Sittlichen finden, den Willen, frei, rein und stark zu sein. Ist aber die Vorliebe für das Fremdwort ebenso wie das Betonen des deutschen Worts imstande, vaterländische Gesinnung zu pflegen? Die Geschichte unserer Sprache bietet schlagende Beweise, daß die Herrschaft des Fremdworts ein Zeichen deutscher Ohnmacht und Schwäche war. Das bezeugt die Zeit des Humanismus, in der die lateinische Sprache die Sprache der Gebildeten war und die deutsche Sprache als Bauernsprache galt. Unsere heutige Fremdwörterei ist ein Rest aus der Vorherrschaft Ludwigs XIV., jener Zeit, wo Deutschland wirtschaftlich und staatlich auf den tiefsten Punkt sank und die deutsche Sprache die größte Niederlage erlebte, die ihre Geschichte kennt. Darum kann sich hier keine Stelle finden, die zur

Begeisterung für das Deutschtum Anlaß gäbe. Man muß sich vielmehr in die Zeiten Klopstocks, Lessings, Schillers, Goethes versetzen, wenn man in der Sprache die Kraft des deutschen Geistes erfassen und sie für die Jugend zur Quelle der Begeisterung machen will.

Handelt es sich nun einmal um den Gesinnungsunterricht, so muß man noch tiefer in die sittliche Aufgabe der Schule hinabsteigen, wenn man den Unterschied zwischen Fremdwort und deutschem Wort in seiner vollen Bedeutung erkennen will. Wir kommen hier auf das Verhältnis des Fremdworts zur Sittlichkeit. Wie oft wird das Fremdwort gebraucht, um einen anstößigen Begriff zu umkleiden! Wie gern wird das ausländische Wort benutzt, um Dinge einzuführen, die nicht tadelfrei sind! Unsere Sprache ist dafür zu rein; mit Entrüstung weist sie solche Unsauberkeit von sich. Das Recht des deutschen Wortes wahren, ist daher im Grunde eine tiefsittliche Forderung. Es ist die Forderung der deutschen Gesinnung, der deutschen Wahrhaftigkeit und der deutschen Sittlichkeit. Reiner werden in der Sprache, das heißt immer mehr frei und immer mehr deutsch werden.

Es genügt aber nicht, daß der Lehrer von der Unzulänglichkeit des Fremdwortes als Unterrichtsmittel überzeugt wird, er muß auch dieselbe Überzeugung dem Schüler nahebringen. Das Verständnis für solche Belehrung hat der jetzige Krieg gefördert. Wir finden bei der Jugend einen geschärften Blick dafür, daß das Fremdwort aus verschiedenen Gründen hinter der Würde und dem Wert des deutschen Wortes zurücksteht. Es lohnt sich, im Unterricht darauf hinzuweisen, daß zwar heutzutage trotz der vaterländischen Begeisterung für die Sprachreinigung immer wieder neue Gründe für die Verteidigung der Fremdwörter vorgebracht werden, daß es aber leicht ist, die Fadenscheinigkeit dieser Gründe nachzuweisen. So wird behauptet, daß das Fremdwort brauchbarer als das deutsche Wort sei, weil es kürzer sei, einen reichhaltigeren Inhalt habe, die Schönheit des Ausdrucks hebe und dadurch zur Bereicherung unserer deutschen Sprache diene. Die Haltlosigkeit dieser Behauptung kann man im Unterrichte an Beispielen leicht nachweisen.

Kürze! Als ob Stift, Häkchen, Gerät, Beisatz, Adel, Vortrag länger wären als Alumnat, Apostroph, Apparat, Apposition, Aristokratie! Als ob Lehre, Verzeichnis, Beratung, Lehrgang, Niederschrift, Zwiegespräch, Erdgeschichte nicht ebenso kurz wären wie Dogma, Katalog, Kursus, Konferenz, Protokoll, Dialog, Geologie. Als ob Zehnerbruch, Zeit, Versuch, Lehrkörper, teilen, wagerecht nicht sogar kürzer wären als Dezimalbruch, Epoche, Experiment, Kollegium, dividieren, horizontal!

Man kann darauf hinweisen, daß es dem Franzosen nicht einfallen würde, für sein se tenir debout das deutsche Wort stehen einzutauschen. Dazu ist er auf seine Sprache viel zu stolz. Aber wir lieben Deutschen sind allzugern bereit, für das Linsengericht einer Silbe das Erstgeburtsrecht unserer Sprache dahinzugeben. Sonst würde es nicht vorkommen, daß wir immer noch logisch für folgerichtig, Metrik für Verslehre, Terminus für Fachausdruck, Lehrerseminar für Lehrerbildungsanstalt, Präfix für Vorsilbe, Artikel für Geschlechtswort, Pronomen für Fürwort, Genetiv für Wesfall, Abiturient für Prüfling gebrauchten.

Oder man kann auf die Unzulänglichkeit vieler Fremdwörter hinweisen, die aus ihrer Vieldeutigkeit entspringt. Die Vieldeutigkeit ist immer ein Nachteil für den Zweck der Sprache. Jede Sprache strebt dahin, für jeden Begriff einen eindeutigen Aus-

druck zu haben, und in dem Reichtum solcher eindeutigen Ausdrücke besteht ihre Vollkommenheit. Wir betrachten es nicht für einen Vorzug unserer Sprache, wenn z. B. das Wort Schlag vielerlei Bedeutungen hat, weil darunter Pulsschlag, Schlag des Herzens, Schlag der Hand, Menschenschlag und schließlich auch Taubenhaus verstanden werden kann. Denn die Vieldeutigkeit macht ein Wort verschwommen. Was heißt nicht alles Charakter? Wir sprechen von dem Charakter, d. h. der Sinnesart eines Menschen, dem lieblichen Charakter, d. h. Beschaffenheit einer Gegend, dem aufreizenden Charakter, d. h. Ton einer Flugschrift. Was heißt nicht alles Drama? Trauerspiel, Lustspiel, Schauspiel. Determination kann Einschränkung oder Bestimmung bedeuten; unter Modus kann man Verfahren, Ausweg, Form, Art verstehen. Jedes größere Fremdwörterbuch zeigt, daß das vielgebrauchte Wort System über 60 Bedeutungen hat. Daraus folgt, daß das Fremdwort sich in einen Nebel der Verschwommenheit hüllt, während die einzelnen deutschen Ersatzwörter die Dinge klar und bestimmt bezeichnen.

Aber nicht nur von diesem Standpunkt der Allgemeinverständlichkeit ist die Torheit der Fremdwörterei darzulegen, man kann ihnen auch aus Gründen der Schönheit zu Leibe gehen. Wie jede Sprache, so ist auch die deutsche ein Kunstwerk. Sie hat als solche ihre eigentümlichen und nur ihr eigentümlichen Gesetze. Diese sind das Ergebnis des Sprachgeistes, der Eigenart, das Erzeugnis unserer Volksart und die wesentlichen Unterscheidungsmerkmale von anderen Sprachen. Das Wichtigste ist das Betonungsgesetz. Es schreibt bekanntlich vor, daß wir in unserer Sprache die Wurzeln der Wörter betonen. Im Unterschiede davon betont der Franzose, wenigstens wenn er nicht schnell spricht, die Endungen der Wörter. Wenn wir beim Gebrauch der Fremdwörter diese Betonungsweise nachahmen, so müssen wir nur einmal beim Aussprechen der Wörter wie Organisation, Individualität, Regisseur, Ethnologie darauf achten, wie uns diese Sprechweise gegen die Natur geht und wie wir uns zwingen müssen, den Ton auf die letzte Silbe zu bringen! Und wie wimmelt die Schulsprache von derartigen Wörtern, die unserer **Betonung** solchen Zwang zumuten: adverbial, Bibliothek, Dimension, Externat, Frequenz, horizontal, Interpolation, konsekutiv, Material, Orthographie, Prädikat, Präparation, Trapez, Zivilisation!

Auch die Behauptung, daß Fremdwörter unsere Sprache bereichern, läßt sich leicht widerlegen. Wer über sprachgeschichtliche Kenntnisse verfügt, der wird an zahlreichen Beispielen zeigen können, daß viele dieser Eindringlinge gleichsam nur auf kurzen Besuch bei uns waren und schnell aus unserer Sprache wieder verschwunden sind. So sind vor der Zeit Goethes eine Menge von fremden Wörtern aus unserem Lande ausgewandert, die sich kaum 50 Jahre darin aufgehalten haben. So reden wir in dem gegenwärtigen Kriege nicht mehr wie 1870/71 von Soutien, Rekognoszierung, Deroute, Blessierten, sondern von Stützpunkt, Erkundung, Auflösung, Verwundeten. Man kann bei dieser Gelegenheit darauf hinweisen, wie Dichter und noch mehr Sprachreiniger unseren Wortvorrat durch brauchbaren deutschen Ersatz bereichert haben; es läßt sich besonders an der Sprachreinigung der Post- und Eisenbahnverwaltung zeigen, daß die Fremdwörter nicht unentbehrlich sind, sondern solchen Beamten gleichen, die sich für unentbehrlich halten — bis sie gegangen werden.

Aus der Aufhellung der Mängel, die das Fremdwort als häßlichen Fremdkörper in unserer Sprache erscheinen lassen, kann sich leicht der Versuch ergeben, die Schule

in den Dienst der Sprachreinigung zu stellen. Man kann die Schüler in einem besonderen Heft die gebräuchlichsten Fremdwörter und ihre Verdeutschung eintragen lassen. Auch können kleinere Tafeln mit den wichtigsten Ersatzwörtern in der Klasse aufgehängt werden. Empfehlenswert ist auch eine kleine Liste, die solche Übertragungen enthält und in das deutsche Lesebuch eingeklebt werden kann. Da könnten die Fremdwörter Aktivum, Analyse, Attribut, Deminutiv, Epopoe, Grammatik, Kasus, Literatur, Infinitiv, Partizip, temporal, Zäsur mit Tätigkeitsform, Zergliederung, Beifügung, Verkleinerung, Heldengedicht, Sprachlehre, Fall, Schrifttum, Nennform, Mittelwort, zeitlich, Einschnitt wiedergegeben werden. Wir übersetzen Anthropologie, Zoologie, Botanik, Mineralogie, Petrefakt, Ekliptik, Globus, Meridian, Horizont, Kontinent, Kap mit Menschen-, Tier-, Pflanzen-, Steinkunde, Versteinerung, Tierkreis, Erdkugel, Längengrad, Gesichtskreis, Festland, Vorgebirge. Die Fremdwörter konvergierend und divergierend, Peripherie, Tangente, Prisma, Zylinder, Pyramide, Rhombus, Basis werden durch die Ausdrücke zusammen- und auseinanderlaufend, Umfang, Berührungslinie, Säule, Walze, Spitzsäule, Raute, Grundfläche ersetzt. Wir gewöhnen uns, nicht mehr politische Karte, physikalische Karte, Insekt, Reptil, Sinnesorgan, Metamorphose zu sagen, sondern von Staatenkarte, Gebirgskarte, Kerbtier, Kriechtier, Sinneswerkzeuge, Verwandlung zu sprechen. Wie viele Fremdwörter gilt es noch auszumerzen! Beispielsweise in der deutschen Sprachlehre abstrakt, konkret, Appellativum, Etymologie, guttural, labial, Indikativ, Komparativ, Stilistik, in der Raumlehre Abszisse, Diagonale, Summand, proportional, Transversale, Volumen, Quadrant, Trigonometrie, ferner in der Erdkunde Bifurkation, Flußsystem, Temperatur, in der Geschichte historisch, Dynastie, Periode, Demokratie, Chronologie, Tabelle. Wer sich einmal die Mühe gibt, alle Fremdwörter zusammenzustellen, die in der Schule vorkommen, der würde über die große Zahl staunen, die wir wie einen schweren Ballast in unserer Sprache mitschleppen. Das kleine Verdeutschungsbüchlein Die Schule, das der Allgemeine Deutsche Sprachverein herausgegeben hat, zählt auf 80 Seiten rund 2500 solcher fremden Eindringlinge auf: Beweis genug, wie unbekümmert immer noch die „deutsche" Schule in den Bahnen der Ausländerei wandelt!

Wer es aber einmal versucht, die Schüler zur Verdeutschung heranzuziehen, der wird einen Wetteifer entdecken, der ihm nur große Freude machen kann. Stets meldet sich die Jugend als williger Bundesgenosse bei der Sprachreinigung, weil in ihr noch das unbefangene Gefühl von der Unerträglichkeit der Ausländerei wirksam ist. Unwillkürlich ergibt sich bei solchen Übungen der Einblick in das Gefühl, worauf es bei der Schätzung unserer Sprache am meisten ankommt, in das Gefühl für die Häßlichkeit, Unzulänglichkeit und Unverständlichkeit des Fremdworts. Dazu bringt das Suchen nach guten Verdeutschungen die segensreichste Frucht für die Sprachpflege. Es gewöhnt an scharfes Denken, fördert die Klarheit der Begriffe und führt zur Genauigkeit des Ausdrucks; es bildet das Sprachgefühl, jenes unmittelbare Gefühl für das Richtige und Gute im Ausdruck; es lehrt die Muttersprache verstehen, beherrschen und lieben.

Für die Pflege der Sprache nimmt natürlich den vornehmsten Platz der deutsche Unterricht ein und hier wieder gebührt die Krone dem Musterstück. Das sinngemäße und mustergültige Vorlesen geeigneter Lesestücke ist ein Mittel zur Sprachpflege, das

durch kein anderes ersetzt werden kann. Nichts kommt an tiefer Wirkung einem wohltönend gesprochenen Vortrag von Schillers Glocke oder Goethes Fischer gleich. Die Musik unserer Sprache ist darin von so unübertroffener Schönheit, daß jedes Ohr sich daran weiden muß. Wer solche Gedichte einmal von einem Meister der Vortragskunst gehört hat, der nimmt den Eindruck mit, daß in unserer Sprache ein Wohlklang liegt, den kein Fremdwort erreicht, sondern nur wie ein Mißton stört. Das liebende Versenken in diese Klänge, das sinnige Auslegen der Schönheit der Laute, das eindringende Verständnis für das Leben der Wörter baut man am besten auf, wenn man sprachlich reine Stücke auswendig lernen läßt. Darum scheint es eine Selbstverständlichkeit, daß das Lesebuch von Fremdwörtern, wenigstens von überflüssigen, rein sein muß. Leider entsprechen viele Lesebücher dieser Aufgabe der Sprachpflege und des Sprachgefühls nicht. Vielleicht schärft der Krieg auch den Lesebuchmachern das Gewissen, daß sie künftig nur solche deutschen Lesebücher herausgeben, die nach dem Grundsatz verfaßt sind: die Reinheit der Sprache ist ihre größte Schönheit.

Für die Bildung des deutschen Sprachgefühls ist auch jedes andere Unterrichtsfach eine starke Stütze. Wenn der deutsche Unterricht mehr die Unbegrenztheit im Verdeutschen betreiben soll, so kann der fremdsprachliche wieder mehr die Grenzen zeigen. Beim Übersetzen ist das Verständnis dafür anzustreben, daß der Wortvorrat einer Sprache mit dem einer andern sich nicht völlig deckt, daß nicht jedes Wort und jede Wendung übersetzt werden darf, daß vielmehr Übertragung der Leitstern des Verdeutschens sein muß. Da kann man von der Unentbehrlichkeit mancher Fremdwörter reden, z. B. für die Namen von Erzeugnissen wie Tee, Kaffee, Schokolade oder von Tieren wie Känguruh, Chamäleon. Wieviel reichen Stoff für die Sprachpflege bildet ferner die Geschichte, die Erdkunde, die Religion, auch die Mathematik! Wer dabei Sinn für Wortkunde hat und die Geschichte unserer Wörter beherrscht, der kann eine unendliche Fülle von Anregungen geben, die mehr als alles andere den Schülern unsere Sprache lieb und wert machen und ihnen das Verständnis für das Wort Jakob Grimms eröffnen: „Tretet ein in die euch allen aufgetane Halle eurer angestammten, uralten Sprache, lernt und heiliget sie und haltet an ihr, eure Volkskraft und Dauer hängt an ihr.“

Zur Pflege unserer Muttersprache auf der Unter- und Mittelstufe.

Von **Gerhard Wilken** in Frankfurt a. M.

Die Erkenntnis, daß unsere Muttersprache auf der Schule vermehrter Pflege bedarf, bricht sich wieder einmal Bahn. Der Deutschunterricht soll in erster Linie diese Pflege übernehmen, und wir haben manchen guten Vorschlag, auch in dieser Zeitschrift, gehört, wie er's anzustellen hat. Ich vermisse bei diesen Erörterungen die Erkenntnis, daß ein starker Feind unserer Muttersprache innerhalb der Mauern unserer Schule selbst sitzt.

Die Umgangssprache wird meist als der Feind des guten Deutsch verfolgt. Sie ist es nicht. Gewiß, sie ist einförmig in der Satzbildung, arm in der Wortwahl, bequem

in der Wortbiegung. Indessen, das sind Mängel, die sich beseitigen lassen. Gutes Vorbild und stete Übung werden die Satzbildung logisch verfeinern, sie werden den Schüler mit Biegungsformen vertraut machen, die er bisher kaum kannte; liebevolles Versenken in die Geschichte und Bedeutung der Wörter werden seinen Wortschatz bereichern. Die Umgangssprache hat Lücken, sie lassen sich ausfüllen. Sie ist nicht unser Feind, sie ist der Rohstoff, der wertvolle Rohstoff, den wir bearbeiten.

Der Feind unserer Muttersprache ist nicht die ungebildete Umgangssprache, der Feind ist die verbildete Sprache unserer Schüler. Und wer verbildet sie? Unsere Lehrbücher. — Ihr Einfluß auf die Sprache unserer Schüler wird nicht genug gewürdigt. In keinem Buch liest der Schüler so genau, so oft, wie im Lehrbuch. Ja, er lernt Stellen daraus auswendig oder eignet sich wenigstens den Inhalt ziemlich satz- und worttreu an. Die Lehrbücher sind ihm das sprachliche Vorbild, das er täglich vor Augen hat, dem er täglich nachstrebt. Mit unseren Lehrbüchern aber ist's schlecht bestellt.

Die erste Forderung an die Sprache jüngerer Schüler ist, daß sie anschaulich sei. Ist sie es, so wird sie auch klar, einfach, richtig sein. Die geistige Entwicklung des Schülers auf der einen Seite, gute Vorbilder, Übung und Unterricht von der anderen Seite werden diese Sprache reicher, feiner machen. Nicht jeder Schüler wird's zur Meisterschaft bringen, aber jeder mittelbegabte Schüler wird's zu einer Fähigkeit bringen, mit der man zufrieden sein kann. Daß die Schüler diese Fähigkeit nicht erreichen, das schreibe ich den Lehrbüchern zu, besonders den Lehrbüchern der Unter- und Mittelstufe.

Gegen die Lehrbücher der Mathematik ist nichts einzuwenden; ihre Sprache ist angemessen. Die Lehrbücher des evangelischen Religionsunterrichts, Luthers Bibel und Katechismus, sind Vorbilder, wie sie besser nicht sein können. Anders die Lehrbücher der Geschichte, der Erdkunde, der Naturlehre. — Es sei mir erlaubt, aus drei der am meisten verbreiteten Lehrbücher Beispiele anzuführen. Ich greife aufs Geratewohl heraus; sie können beliebig vermehrt werden.

In einer sonst trefflichen Tierkunde liest der Sextaner S. 31: „Das Haushuhn. 1. Das Huhn, dessen Fleisch und Eier für uns eine wichtige Nahrung bilden, ist schon seit Jahrtausenden ein Haustier des Menschen. Es stammt von dem Bankivahuhn ab, das Ostindien und die Sundainseln bewohnt. So verschieden die zahlreichen Hühnerrassen unter sich auch sind, so besitzen sie (die Rassen!) doch alle einen gezackten, roten fleischigen Kamm auf dem Scheitel und zwei Hautlappen am Unterschnabel" usw. — Man stellt sich den kleinen Sextaner vor, wie er zur nächsten Stunde das Haushuhn lernt. Er kennt „das Haushuhn" unter dem Namen Huhn und weiß gewiß davon zu erzählen. Aber das Lehrbuch verschließt mit knöcherner Gelehrtenhand die Quelle lebendiger Sprache: „Das Huhn, dessen Fleisch und Eier für uns ein wichtiges Nahrungsmittel bilden, . . ."

Im Quartateil eines bekannten Lehrbuchs der Geschichte S. 35 heißt es: „Perikles war ein Abkömmling eines adligen Geschlechts. Aber nicht darauf beruhte seine außerordentliche Gewalt, sondern auf der Macht seiner Persönlichkeit, seinem Hochsinn und Edelmut, seinen großen Gaben, seiner staatsmännischen Klugheit, seiner tiefen Bildung. Er war ein Freund der Philosophen, mit denen er die tiefsten Fragen zu erörtern pflegte, und der Künstler, deren Werke er förderte. Die gesamte Staats-

verwaltung stand unter seinem Einfluß." Dem Jungen wird um Kopf und Busen bang, wenn er das „auf" hat, und er denkt: „Die Kunst ist lang, und kurz ist unser Leben."

Endlich in der verbreitetsten „Geographie" im Quartateil S. 31: „c) Venetien wird an der Meerseite von einem etwa 20 km breiten Gürtel von Sümpfen, Lagunen (Strandseen) und Nehrungen begrenzt und hat spärliche Bevölkerung und meist kleine Siedlungen. Nur Venedig hat sich zu einer geschichtlich bedeutenden und anziehenden Stadt entwickelt. Eine Fülle reicher Paläste und Kirchen erinnert an die einstige Glanzzeit der „Königin des Meeres", die, ursprünglich ein Fischerdorf, auf Pfählen in den Lagunen gebaut wurde, und in der deshalb die Straßen zum Teil durch Kanäle ersetzt sind." Hier lernt der Junge Stopfstil, hier lernt er gedankenlos Bilder anwenden.

Aus den Prosateilen unserer deutschen Lesebücher ließe sich mancher Abschnitt anführen, der den eben genannten ebenbürtig ist.

Was soll alle Mühe des Deutschlehrers fruchten, wenn er in den besten Belehrungen von den gedruckten Lehrbüchern Lügen gestraft wird?! Nicht der sprachlichen Unbildung, der sprachlichen Verbildung unserer Schüler wende man die Aufmerksamkeit zu!

Verklärung der Freundschaft in den Gedichten des Kriegsfreiwilligen Walther Hoerich †.

Von **Paul Menge**, Schulpforta.

Walther Hoerich wird vielen Lesern kein Unbekannter sein. Zeitungen und Zeitschriften sowie Sammlungen haben viele köstlichen Gaben dieses so überaus fruchtbaren, dabei immer gedankenreichen und ernsten jungen Dichters abgedruckt, der am 27. April 1916 21 jährig während einer allzu kühnen Aufklärung bei Berry au Bac verwundet, in französischer Gefangenschaft gestorben ist. Er war Schüler der Königlichen Landesschule Pforta Kr. Naumburg, die ihm einen längeren Nachruf in dem Ecce auf 1916 gewidmet hat; das Heft ist im Selbstverlag der Anstalt erschienen. Hier in Pforta wie auf allen Alumnaten gedeiht die Blume „Freundschaft" besonders gut, oft wohl im Anfange genetzt von Tropfen der Sehnsucht und des Heimwehs, dann aber sprossend und sprießend im Morgensonnenglanze mitfeiernden Glückes und im milden Abendrote teilnehmender Herzinnigkeit, froh umweht von heiterem Spiel und fröhlichem Marsch, immergrün, nimmer welkend, auch wenn die Tore in der einengenden Schulmauer sich den himmelhochjauchzenden und ach so wehmütig dreinblickenden Abiturienten geöffnet haben, daß sie hinauseilen können zur fernen Heimat, ins Leben.

Wer Pforta besucht hat, kennt die engverschlungenen Paare herumwandelnder Klassengenossen drunten auf den sonnigen Wegen des Schulgartens. Noch verständnisvoller und teilnehmender leuchtet es aus den Augen derer, die sich im lauschigen Hain oder auf dem stillen Musengange ergehen, nicht nur um Erlebnisse auszutauschen und Aufgaben zu bereden und sich herzlicher Freundschaft zu versichern. Hier werden auch die ernsten Fragen in Staat und Leben besprochen, hier wird für und gegen Idealismus gefochten, vor allem aber auch unter den älteren Schülern, den Inspektoren, die in unserem Schulstaate neben Rechten auch zahlreiche Pflichten haben und durch Beispiel und Aufsicht die jüngeren Kameraden leiten sollen, mit Begeisterung, oft auch Verständnis, die Möglichkeit geprüft, mehr als bisher den „ewig grünen Zötus" zu dem als recht Erkannten zu erziehen. Dieses gemeinsame Pflichtbewußtsein der Primaner und sonstige Interessengemeinschaft müssen ja innerhalb der Alumnatsmauern noch weit mehr als in offenen Schulen zur wahren Freundschaft führen, die auch im Leben draußen die einmal Verbundenen zusammenhält. Rührend ist

es immer, bei Festen die alten Bande erneuert zu sehen oder in Briefen zu lesen, wie die Freundschaft nicht altert. Daß in den Kriegsjahren diese innerliche Zusammengehörigkeit sich besonders fest erweist, ist selbstverständlich. Wie oft gelten die Feldpostbriefe dem bitteren Schmerz über den Tod eines lieben Freundes an Ost- und Westfront. Doch nie habe ich so innig der gefallenen Freunde gedacht gesehen wie in dem Tagebuch Walther Hoerichs, dieses Allzufrühvollendeten, den ein selten herzliches Gefühl einte mit drei Freunden, den vor ihm gefallenen Klassenkameraden Helmut Nettelbeck und Fritz Werner und dem ihn überlebenden, zwei Schuljahre jüngeren Werner Lauer.[1])

Da lesen wir in seinem Tagebuche unter dem 6. Dezember 1914: „Nachricht vom Tode meines liebsten Helmut N. und Fritz W. Wo? Wann? Bin eine Art seelischer Krüppel geworden. Ein Stück Seele, unersetzlich, ist mir mit H. totgeschossen. Solche unfreiwilligen Opfer, womöglich von einem plumpen Zufall abgefordert, sind so grausam. Wer wird nun mit mir die Erlebnisse und Sehnsüchte teilen, die nur H. und kein anderer mitfühlte? Lieber Hüter am Eingange meiner Tagebuchblätter, du lehrst mich, wie wertvoll das Leben ist und der goldene Tag."

Und nun folgt eine Reihe von Gedichten, demselben Schmerz, derselben Sehnsucht, demselben Stoff gewidmet, wie wir sie inhaltreicher und wechselnder wohl auch bei unseren Größten kaum finden können. Sie allein schon würden ausreichen, den Namen ihres jungen Dichters bekannt zu machen. In einem Heftchen: Der Freiheit meine Waffen! widmete er sie seiner „lieben alten Schule und den Freunden".

In memoriam.

I. Irgendwo sausend
Ein kleines Stück Blei,
Es pfeift an hunderttausend
Fremden Herzen vorbei,
Aber die jubelnd pochen,
Die trifft es gewiß —
Und sie liegen zerbrochen
In der Finsternis.

Um Mitternacht auf der Heide
Grabt, grabt!! —
Ich habe meine Toten beide
Zu herzlich lieb gehabt.
Der Tod hat Lust zu quälen,
Er spielt den Herrn,
Er verlöscht die leuchtendsten Seelen
Besonders gern.

Eure Seelen brannten
Und schlugen jauchzenden Schlag,
Eure Seelen bekannten
Sich zum goldenen Tag.
Ihr habt den Spuk der Nächte
Oft zuschanden gelacht —
Und seid doch nichts als Knechte
Der ewigen Nacht ...

Grüßt einst mich Heimgekehrten
Die Heimat festlich und froh:
Meine liebsten Gefährten
Schlafen irgendwo;
Du kalte, kahle Scholle,
Einsamer Stein, —
Ihr schließt meine wundervolle
Herzensheimat ein.

II. Nicht über jeden Wunden neigt die Nacht,
Die Mutter, sich mit leiser Schmerzgebärde,
Nicht jeder darf verbluten, still und sacht
Am Herzen der so heiß geliebten Erde;
Den einen deckt ein Mantel schmutzig grau
Die Glieder, von Granaten roh geschändet;
Der andre hängt in Feindes Drahtverhau,
Und keiner hilft ihm fort, und er verendet.

O wohl mir, daß ich nie erfahren kann,
Welch grauenhaftem Schicksal ihr verfallen!
Es traf euch irgendwo und irgendwann,
Ihr meine beiden Freunde, lieb vor allen.
So dicht ich euch den allerschönsten Tod —
Die Fahne soll im Frühwind drüber schwellen,
Dazu ein Heidegrab im Morgenrot
Und einen Kranz von lichten Immortellen.

---

1) Letzterem ist eine Sammlung „Mein Freund der Försterjunge" gewidmet, sie ist abgedruckt in der Unterhaltungsbeilage der „Tägl. Rundschau" vom 18. November 1916.

Jonathan (Nettelbeck).

III. Ich liebte dein kastanienbraunes Haar
Und allen Jubel deiner jungen Kehle,
Dein immer sonnendurstges Augenpaar
Und Trotz und Treue deiner Seele.

Wir sind zusammen in den Tag gerannt
Und widerleuchteten von seinen Flammen.
Wie paßte meine Hand in deine Hand,
Wie unser Sturmwindschritt zusammen!

Es schlug mein Herz im gleichen heißen Takt,
Sei's Lust, sei's Leid, im gleichen Takt mit deinem;
Drum hast du alles, was dich tief gepackt,
Nur mir geoffenbart, sonst keinem.

Sonst keiner hat die reife Frucht gewahrt,
Die in der Schale sich verbarg, der rauhen.
Denn deine Liebe war so keuscher Art
Und galt mir mehr als die der Frauen.

IV. Wie des Weines edles Blut,
Das verschlossen quillt in Reben,
Hast du stets der Sonnenglut
Deine Seele hingegeben,
Glühtest froh, dich zu vollenden,
Reif zu werden, Trank zu spenden.

Noch zum Schnitte nicht bereit
Ruhe nun, du früh Gefällter;
Unerbittlich stampft die Zeit
Ihre Ernte in die Kelter:
Heißen Herzschlag, frische Säfte,
Tausend ungenutzte Kräfte. —

Ward der Most auch nicht zu Wein,
Durftest du dich nicht erfüllen,
In glückseligem Befrein
Nicht zersprengen deine Hüllen: —
Bist doch mir, der dich besessen,
Unverloren, unvergessen.

V. Gestern lachte goldne Sonne,
Heute peitscht uns Sturm und Regen,
Wir marschieren in Kolonne
Feind entgegen, Tod entgegen;
Sind wir müde, keiner fragt uns,
Keiner fragt uns, ob wir frieren;
Hunger plagt uns, Durst zernagt uns —
Nur nichts denken! Nur marschieren!

Mit dem liebsten Kampfgenossen
Schritt ich gestern noch, wie mutig! —
Heute irgendwo zerschossen
Ging er schlafen bleich und blutig ... —
Was du hast, man wird dir's neiden,
Was du hältst, mußt du verlieren,
Wo du liebtest, sollst du leiden —
Nur nichts denken! Nur marschieren!

VI. Hat hier auch Lenz geblüht
In tausend Farben?
Nun ist die Erde müd,
Die Rosen starben,
Es flattert schrill umher
Der Schrei der Raben —
Auch mir starb irgendwer
Und liegt begraben. —

Wir stürmten in den Tag —
Wie war der köstlich!
Wie heiß der Herzen Schlag!
Der Blick wie festlich!
Trunken von jedem Wein
Sei's Weh, sei's Wonne,
Wir waren stark und rein:
Kinder der Sonne.

Lenz wird nach dieser Zeit
Wohl wiederkommen,
Doch ist mein Festtagskleid
Von mir genommen.
Ich bin nicht herrlich mehr,
Nicht unbezwinglich,
Die Raben schrein umher:
Unwiederbringlich.

Echte Freundschaft durchwärmt und durchhärmt sein Herz, den Toten gilt all sein Denken und Dichten. Die Gewißheit, sie verloren zu haben, hat ihn plötzlich nach schweren Kriegswochen erst daran erinnert, wie leicht es auch mit ihm zu Ende gehen könne. Was

Grauen und Schrecken des Schlachtfeldes bis dahin nicht und dann nach etwa vier Wochen nicht wieder außer bei der Rückkehr zur Front vom Lockstedter Lager, wo er einen Offizieraspirantenkursus mitmachte, vermochten, ihm das Auge zu öffnen vor der ihn umdrohenden Gefahr, das hat das Gefühl seelischer Leere gezeitigt. Ihm gibt er Ausdruck in dem Gedicht:

Todüberwinder.

Es tändeln nur Kinder
Mit Haß, Ruhm und Not —
Wir Todüberwinder,
Wir zittern vorm Tod;
Wir lächeln nicht spöttisch,
Wir brüsten uns nicht,
Wir lieben abgöttisch
Das goldene Licht.

Wir glühen und glänzen
Nicht eitel und gier
Nach Kreuzen und Kränzen
Und prunkvoller Zier;
Uns taugt's nicht zu fechten
Mit ruhmredgem Reim,
Genug sind der schlechten
Poeten daheim. —

Die mögen sich zeigen —
Wir würden schamrot,
Wir lernten hier schweigen,
Hier draußen vorm Tod.
Die mögen zerfließen
In Wollust und Schmerz —
Wir lernten verschließen
Das tiefvolle Herz. —

Glück sei uns mißgünstig,
Gram sei uns das Licht:
Wir lieben's inbrünstig,
Doch erbetteln wir's nicht.
Tod, komm, uns zu küssen!
Wir stehen dir hier,
Wir stehn, weil wir müssen,
Denn Deutschland sind wir.

Noch oft gedenkt er der gefallenen Freunde und sieht sie im Verein mit allen denjenigen, die mit ihm in Pforta geworden und gewachsen sind. Doch allertiefste Töne findet er erst im November 1915 zu der Zeit, als in Pforta der gefallenen ehemaligen Schüler gedacht wurde am Sonnabend vor dem Totenfeste.

Requiem.

Denen, die zu zeitig sterben,
Denen, die am Wege fallen,
Müd und bleich und weit vom Ziele —
Ach! wie junge, ach wie viele —
Einsam schenk' ich ihnen allen
Diesen grauen Spätherbsttag.

Blätter fallen; Blätter färben
Sich in Dunkel schwerer Trauer,
Die im Lenz und Sommer sproßten,
Durften süße Sonne kosten,
Aber Glück hat niemals Dauer,
Und sie sinken, windgewiegt . . .

Denen, die sich nicht erfüllten,
Denen, die am Wege sterben,
Schenk ich, einsam, diesen herben,
Diesen nebeleingehüllten,
Stillgewordnen Spätherbsttag . . .

So hat sich auch bei ihm persönliches Leid aufgelöst in das Weh aller um unsere blühende Jugend, die nun schon ein fast dreijähriges Wüten — ein Schlachten war's, nicht eine Schlacht zu nennen — grausamen Schicksals dahinrafft. Wie bei Altmeister Goethe gehen „Erlebnis und Dichtung" zusammen; aber wie bei dem großen Weimarer erhebt sich das persönliche Erleben zu allgemeingültigem Schicksal.

Wenn man einst die Namen der hoffnungsvollsten Jünglinge zusammenstellt, die bestimmt schienen, ihrem Volke Wegweiser und Lichtspender zu werden, wird auch Walther Hoerich genannt werden.

Gottfried Kellers Leben, Briefe und Tagebücher.

Von **Max Zollinger** in Zürich.

Kurz nachdem der zürcherische Staatsschreiber Gottfried Keller der Regierungskanzlei den Rücken gewendet hatte, um seine letzte literarische Ernte rechtzeitig unter Dach bringen zu können, setzte er den jungen Literaturforscher Jakob Baechtold[1]) aus freien Stücken zu seinem „Nachlaßherausgeber" ein, damit, wenn er gestorben sei, seine Brief- und Handschriftenbündel nicht den bäuerlichen Verwandten in die Hände fielen: „Dann können Sie nach Herzenslust in meinen paar tausend Briefen und Papierfetzen herumwühlen! Das kommt mir jetzt wirklich ganz apropos in den Sinn!" Acht Jahre später nahm Keller in einem barschen Abschiedsbrief an den allzu betriebsamen künftigen Sachwalter das übereilte Versprechen zurück: die Testamentseitelkeiten punkto Nachlaß seien ihm inzwischen gründlich vergangen und er habe mit Ofen und Papierkorb die Bereinigung selbst vorgenommen. Freilich räumte er zum Glück seinen Schreibtisch nicht unbedingt schonungslos aus. Und als sein Testamentsvollstrecker, der Zürcher Rechtslehrer A. Schneider, den gesamten papierenen Nachlaß Jakob Baechtold zur Sichtung und Verwertung anvertraute, da vergaß dieser, wie unwirsch ihn Keller abgeschüttelt hatte; er sammelte zuerst die unveröffentlichten und die in Zeitungen und Zeitschriften verstreuten Aufsätze und Dichtungen und reihte dann, drei schwellende Bände füllend, einige hundert Briefe und Tagebuchblätter am straff gesponnenen Faden biographischer Erzählung auf. So entstand, im wesentlichen vom Dichter selbst geschaffen, ein wahres, ehrliches Lebensbild, wie es sich Keller, dem das einfache Buch der Witwe Uhlands über ihren Mann als das Muster einer Dichterbiographie galt, immer gewünscht hatte.

Durch zwei Jahrzehnte hindurch bildete Baechtolds Arbeit die sichere tatsächliche Grundlage für jede ernsthafte Beschäftigung mit Gottfried Kellers Leben und Schaffen. Ihr größtes Verdienst bestand darin, daß sie die herrliche Fülle der Briefe erschloß; zudem schilderte sie mit Wärme und erstaunlicher Sachkenntnis die Entwicklung des Menschen, dessen Ruf schon zu seinen Lebzeiten ein Schwarm halbverbürgter Anekdoten bedrohte. Doch dem rasch wachsenden Anteil an dem Dichter der Leute von Seldwyla vermochte die erste biographische Darstellung auf die Dauer nicht zu genügen. Schon vor Baechtold hatte Adolf Frey Kellers Bild aus getreuer eigener Erinnerung gezeichnet; dann ergriff Fernand Baldensberger in französischer Sprache das Wort, Albert Köster und Ricarda Huch drangen tiefer in das Wesen des Dichters ein, und einläßliche Einzeluntersuchungen spürten literarischen und menschlichen Beziehungen nach. Dazu gesellten sich Dutzende von Briefen, die da und dort, in Zeitschriften und Sonderausgaben veröffentlicht oder geradenwegs der Zürcher Stadtbibliothek, der Verwalterin von Kellers gesamtem Nachlaß, zugeführt wurden. Die Cottasche Verlagsbuchhandlung, die 1901 Baechtolds Buch mit Kellers Werken von W. Hertz übernommen hatte, gab daher vor sechs Jahren Prof. Emil Ermatinger, dem Vertreter der neuesten deutschen Literatur an der Universität Zürich und an der eidgenössischen technischen Hochschule, den Auftrag, die drei Bände zu überarbeiten. Doch der reiche neue Tatsachenvorrat sprengte die überlieferte Form: die biogra-

1) Sein Leben (1848—1897) erzählt ausführlich W. v. Arx in „Jakob Baechtold, Kleine Schriften", herausg. von Theodor Vetter, Frauenfeld 1899.

phische Erzählung, die sich bei Baechtold verbindend und erläuternd zwischen die Briefreihen schob, weitete sich unter der Hand des jüngeren Herausgebers zu einer umfassenden Darstellung von Kellers künstlerischer und menschlicher Entwicklung, die Briefe und Tagebücher traten aus dem biographischen Rahmen heraus und fügten sich, durch stattlichen Zuzug ergänzt, zu einer langen, ununterbrochenen Kette zusammen, die zwei eigene Bände in Anspruch nahm, und die Entwürfe, die Baechtold seiner Arbeit einverleibt oder angehängt hatte, wurden in die unter Ermatingers Leitung entstehende erste kritische Gesamtausgabe der Werke verwiesen, wo sie vollständiger als bei Baechtold erscheinen sollen.[1]) Dem äußeren Umbau des alten Werkes entspricht eine tiefgreifende innerliche Erneuerung. Baechtold hatte sich — für seine Zeit wohl mit Recht — auf das Wort Niebuhrs berufen, „es sei nicht gut, daß die Welt jeden bis ins Innere kenne; es gebe Kleider der Seele, die man ebensowenig abziehen sollte wie die des Körpers"; Ermatinger dagegen darf, knapp ein Menschenalter nach Kellers Tod, die geschichtliche Wahrhaftigkeit persönlichen Rücksichten überordnen: „Je weiter wir uns von Gottfried Kellers körperlichem Dasein entfernen, je höher der Dichter in jenes Geisterreich abrückt, in dem wir die Schöpfer dauernder Werte anzusiedeln pflegen, um so weniger dürfen wir uns heute noch zu dem Worte Niebuhrs bekennen . . . Der forschende Geist mag und darf nicht haltmachen vor den Kleidern der Seele, wo auch hinter diesen noch Erkenntnis oder Schönheit unser harren." Darin allerdings pflichtet Ermatinger seinem Vorgänger, dessen Name mit Fug im Titel des Gesamtwerkes stehen geblieben ist, vollkommen bei, wenn er sich immer bemüht, wissenschaftlichen Ernst mit warmer Freude am Stoff zu paaren und so nicht bloß den zünftigen Forscher, sondern vor allem auch den „gebildeten Laienfreund Kellers" zu fördern.

Der erste Band des neuen Buches erstrebt mit Erfolg, was Goethe im Vorwort zu Dichtung und Wahrheit als die Hauptaufgabe der Biographie bezeichnet: „den Menschen in seinen Zeitverhältnissen darzustellen und zu zeigen, inwiefern ihm das Ganze widerstrebt, inwiefern es ihn begünstigt, wie er sich eine Welt- und Menschenansicht daraus gebildet und wie er sie, wenn er Künstler, Dichter, Schriftsteller ist, wieder nach außen abspiegelt". Von Baechtolds Vorarbeit sind nur wenige Seiten unverändert stehen geblieben. Sorgfältiger als Baechtold räumt Ermatinger das Handwerksgerät und die Späne der gelehrten Forschung beiseite: die erklärenden Anmerkungen, die in der ersten Ausgabe gelegentlich allzu üppig wucherten, sind in den Text hineingearbeitet oder in einem Anhang zum Schlußband zusammengerafft, da der erste — leider — keinen Raum für weitere Fracht bot.

Wichtige neue Tatsachen und klarer erkannte seelische Zusammenhänge bereichern die rein biographischen Abschnitte. Wir lernen Kellers Vorfahren genauer kennen; die Mutter, die ihres Mannes „weitgespannten Idealismus mit der praktischen Nüchternheit des Landvolkes stützte", gleicht in ihrer derben Wahrhaftigkeit eher der Frau Regel Amrain als Heinrich Lees weicherer Mutter. Der Zwist mit dem Lehrer, der Kellers Ausstoßung aus der Schule zur Folge hatte, bekommt einen

1) Gottfried Kellers Leben, Briefe und Tagebücher. Auf Grund der Biographie Jakob Baechtolds dargestellt und herausg. von Emil Ermatinger. Drei Bände mit drei Bildnissen und mehreren Federzeichnungen im Text. (Anmerkungen zum ersten Band und Gesamtregister im dritten Band.) Stuttgart und Berlin 1916, J. G. Cottasche Buchhandlung.

politischen Hintergrund; hinter dem „beredten Universitätslehrer“, der den grünen Heinrich zu Beginn des vierten Bandes aus seiner theistischen Theologie in die Wirklichkeit zurückführt, steckt der Heidelberger Anthropologe Jakob Henle. Vom alten Zürich, von der Kunststadt München und vom Berliner Hauptquartier der Literaten gewinnt auch der Nichtkundige nun ein eindrucksvolles Bild. Weit tiefer als bisher sehen wir jetzt in Kellers Verhältnis zu den Frauen hinein. Der Gegenstand seiner leidenschaftlichen Liebe zu einer Angehörigen des Freiligrathschen Hauses ist wohl Freiligraths Schwägerin Marie Melos. Der unglückliche Werbebrief an Luise Ritter, seine „Winterthurerin“, wird mit vollem Recht nicht mehr als der Ausfluß einer tollen Laune, sondern als das „großartige Bekenntnis einer ungelenken Wahrhaftigkeit“ gewertet. Kellers Berliner Erlebnisse gipfeln in seinem Verkehr im Hause des Verlegers Franz Duncker, wo ihm, wie er sagt, „die ungefüge Leidenschaft auf den Hals kam“: die Liebe zu Betty Tendering, der jüngsten Schwester der Frau Lina Duncker; Baechtold durfte den Namen der damals noch Lebenden nicht nennen und das ganze Erlebnis überhaupt nur streifen. Ein helleres Licht fällt nun auch auf das letzte Liebeserlebnis: wir lernen die unglückliche Braut des Staatsschreibers kennen, die freiwillig in den Tod ging, weil ihre Liebe den verleumderischen Gerüchten über Kellers Lebenswandel nicht gewachsen war.

Nach der Rückkehr von Berlin findet Keller in der Heimat gänzlich veränderte Zustände: der Kanton Zürich hat sich aus einem Bauernstaat zu einem Industriestaat entwickelt, die Demokratie stürmt gegen den alten Liberalismus an, der Neuenburger- und der Savoyerhandel verpflichten zur Teilnahme an den Angelegenheiten des eidgenössischen Vaterlandes. Eine ausführliche Darstellung erheischt und findet Kellers oft mißdeutete Stellung im politischen Leben Zürichs, vor allem das durch den Martin Salander bezeugte Abrücken von der demokratischen Partei, das Ermatinger aus dem innern Wesen des Dichters und des Politikers heraus begründet, indem er (S. 422) sich auf ein öffentliches Wort Kellers beruft: der Künstler Keller mußte seiner Natur gemäß auch die künstlerische Form des Staates, die Verfassung, als etwas durch natürliche Entwicklung Gewordenes, und nicht als „das logisch konstruierte Werk eines einzelnen politischen Kopfes oder einer Partei“ betrachten. Freilich gibt Ermatinger zu, daß der Poet dem Politiker den Blick für die tatsächlichen Verhältnisse getrübt habe. — Aus dem Fähnlein der Freunde, die in der Behausung des Alternden treppauf und treppab gingen, treten Emil Kuh, Paul Heyse und die hochbegabten Geschwister Exner deutlicher hervor. Jakob Baechtold erhält, wie sich's gebührt, eine Ehrentafel.

Die wichtigste Aufgabe des jüngeren Biographen bestand, wie das Vorwort zum ersten Band feststellt, „in psychologischer Vertiefung, in ausführlicherer Darlegung der literarhistorischen Zusammenhänge und in Bereicherung der ästhetischen Charakteristik“. Die geschichtliche Einordnung von Kellers Dichtung ist durchaus das Verdienst Ermatingers. Während sich Baechtold mit wenigen dürftigen Angaben begnügte, faßt Ermatinger das einzelne Werk als ein Doppeltes: als die Äußerung einer eigenartigen Persönlichkeit und als das Ergebnis einer langen literarischen Entwicklung, deren Verlauf er mit großer Sorgfalt nachzeichnet; so wird der grüne Heinrich mit dem Erziehungsroman des 18. Jahrhunderts verbunden, die Leute von Seldwyla wachsen aus der romantischen Novelle heraus, und die Züricher Novellen

bestätigen den allmählichen Übergang der geschichtlichen Erzählung zum Realismus, indem sie die versteinerten Reste der Vergangenheit zu höherem Dasein erwecken, ohne durch eine geziert altertümelnde Sprache geschichtliche Wirklichkeit vorzutäuschen. Die kunstvolle Form der Rahmenerzählung setzt das Sinngedicht zu Boccaccios „Dekameron", Goethes „Unterhaltungen" und Hoffmanns „Serapionsbrüdern" in Beziehung.

Mit besonderer Neigung aber — und darin liegt wohl der Hauptwert seiner Arbeit — geht Ermatinger den Wandlungen von Kellers Weltanschauung nach, die die Entwicklung des Künstlers bedingen. In Kellers Leben und Schaffen vollzieht sich — so etwa ließe sich das Ergebnis seiner Betrachtungen auf eine Formel bringen — die Überwindung des romantisch-wirklichkeitsfremden Idealismus durch den kraftvollen Realismus der zweiten Jahrhunderthälfte.[1]) Die romantische Sehnsucht nach einem bunteren, reicheren, hemmungslosen Traumleben führte den jungen Keller, dem die „angeborene Herbigkeit des Wesens bei größter Weichheit und Tiefe des Fühlens den Verkehr mit den Menschen erschwerte", zur Landschaftsmalerei. Der Gegensatz zwischen dem Idealismus der erlöschenden Romantik und dem neuen Realismus bestimmt die Entwicklung des Malers so gut wie die des Dichters. Der Erzähler entwächst dem Einfluß Tiecks, und der Lyriker, dessen Lebensrichtung nach seinem eigenen Geständnis (Nachgel. Schr. S. 19) „der Ruf der lebendigen Zeit" entscheidet, schwenkt von seinem ersten Vorbild Heine zu den politischen Dichtern seiner Gegenwart, Herwegh, Anastasius Grün, Follen ab.

Den Wendepunkt in Kellers Entwicklung bedeutet die Abklärung seiner Weltanschauung durch den Materialismus des Heidelberger Philosophen Ludwig Feuerbach. Aus den ersten religiösen Konflikten hatte Gottfried Keller einen mystisch-pantheistisch betonten Gottesglauben und das unbedingte Vertrauen in den sittlichen Wert der Religion überhaupt in seine Mannesjahre hinübergerettet; aber Gott war ihm doch nach seinem späteren Bekenntnis nur noch „eine Art von Präsident oder erstem Konsul, welcher nicht viel Ansehen genoß". Daher mußte ihm Feuerbachs philosophischer Atheismus mit seiner inbrünstigen Naturverehrung, seiner entschiedenen Verdrängung der Gottesliebe durch die Menschenliebe als die Erfüllung und der klare Ausdruck des undeutlich Geahnten erscheinen, und die Angst davor, der Verzicht auf die theistische Religion könnte eine Verflachung des Weltbildes oder eine Bedrohung der Poesie bedeuten, wich bald der Überzeugung, daß die Welt, wie er dem Freund Baumgartner bekannte, „unendlich schöner und tiefer, das Leben wertvoller und intensiver, der Tod ernster, bedenklicher geworden" sei, weil er das im Diesseits Versäumte nicht mehr „in irgendeinem Winkel der Welt nachholen"

1) Adolf Frey hat kürzlich (in seinem Büchlein „Schweizer Dichter", Leipzig 1914, S. 49) mit dem Hinweis auf Böcklin, Welti, Keller und Meyer gezeigt, daß die Phantasie, deren Rechte Bodmer und Breitinger im Zeitalter der Aufklärung verteidigten, so gut wie die derbe Wirklichkeitsfreude eines Jeremias Gotthelf in deutschschweizerischer Eigenart begründet sei; daraus mag sich die Tatsache erklären, daß der Dichter der Leute von Seldwyla und der sieben Legenden einen größeren Rest romantischer Neigungen in seine realistische Zeit hinübernahm als etwa Fontane, der zwar „alles Kellerische", vor allem den Martin Salander, „mit größtem künstlerischen Behagen" las (Briefe, 2. Sammlg. II, 110), seinen Stil aber — doch wohl etwas einseitig — durchaus als „Legendenstil" empfand (Br. an seine Fam. II, 244; aus dem Nachlaß S. 67).

könne. Daß Keller aber nicht beim Materialismus der Feuerbachianer stehen geblieben ist, bestätigt die Gestalt des Peter Gilgus mit dem wahren Auge Gottes, die Karikatur des eigennützigen Atheisten, dem das leibliche Wohlbefinden wichtiger ist als Wahrheit und Pflichterfüllung.

Aus dem Feuerbach-Erlebnis wächst die weitere Entwicklung des Dichters heraus. Schon die „Neueren Gedichte" der Jahre 1851—1854 bekunden eine entschiedene Steigerung des Wirklichkeitssinns; straffe künstlerische Selbstzucht, eine starke innerliche Bereicherung und vorsichtig abwägende Sichtung der lyrischen Motive und ein verfeinertes Stilgefühl zeichnen die „Gesammelten Gedichte" (1883) aus. Weil ihn „das Entwicklungsgesetz seines Lebens" zum Epiker bestimmte, endete Kellers literaturgeschichtlich begründetes Ringen ums Drama mit einem Mißerfolg. Die erste Fassung des grünen Heinrich erweitert unter dem Einfluß Feuerbachs „den romantischen Konflikt des Künstlerlebens zu dem modernen und allgemein menschlichen Problem des Verhältnisses des Menschen zur Welt, in die er gestellt ist, im besonderen zu der Frage, ob es dem Helden gelingt, die Wirklichkeit zu erobern und tätig an den politischen Aufgaben der Zeit mitzuwirken". Durch die fünf Lebensmächte Umwelt, Religion, Liebe, Kunst, Politik erzieht Keller seinen Helden zum modern-sozialen Wesen, indem er den Persönlichkeitskultus des 18. Jahrhunderts überwindet. — Die zweite Fassung des Romans gibt auf den Rat Emil Kuhs, der freilich auch die bedauerliche Streichung der nächtlichen Badeszene veranlaßt, die Er-Form zugunsten der Ich-Form auf, weist der zuerst ungeschickt eingeschobenen Jugendgeschichte den richtigen Platz im künstlerischen Organismus an, räumt mit romantischen Zutaten aller Art auf und bereichert die Handlung durch eine Reihe wirkungsvoller Episoden. Den neuen versöhnlichen Schluß, der den gescheiterten Künstler einer anspruchslosen bürgerlichen Lebensaufgabe zuführt, rechtfertigt Ermatinger durch den überzeugenden Nachweis, daß er dem Wesen Kellers und seines Helden besser entspricht als der zypressendunkle Ausklang der ersten Fassung.

Die „Leute von Seldwyla", deren Stoffgeschichte Ermatinger erweitert und vertieft, „vereinigen den Geist der romantischen Novelle mit dem Wirklichkeitsgehalte der realistischen Heimaterzählung". Den fünf Geschichten des zweiten Bandes wie den Züricher Novellen liegt der in Kellers innerstem Wesen verankerte Gegensatz von Sein und Schein zugrunde, den sieben Legenden „die polare Idee Lebensfreude und Entsagung, durch Kellers persönliches Erleben zu dem Gegensatz Liebe und Verzicht verengt", und die Sinngedicht-Erzählungen, deren Kunstform das „Doppelgesetz Natur und Sitte, Freiheit und Gebundenheit" geistvoll ausprägt, lassen den sonnenscheuen Pflichtmenschen Reinhart in der Ehe mit Lucie, der Lichtspenderin, die Versöhnung von Sinnlichkeit und Sittlichkeit erleben. Der Martin Salander — so gut wie Fontanes Stechlin ein Alterswerk voll tiefer Lebensweisheit, aber von einer ermattenden Hand geschaffen — gestaltet im Leben des Helden das Schicksal des Zürcher Volkes; doch die famosen Zwillinge Weidelich sind nicht Martins leibliche Söhne; sein einziger Sohn heißt Arnold Salander, und ihm vererbt der Vater die biedere Tüchtigkeit, die er sich in schweren Irrungen und Wirrungen behauptet hat.

In einem kurzen, klargedachten Kapitel gibt Ermatinger ein Bild des Menschen Keller. Er überpinselt keine Runzel und keine Falte, denn die Größe des Künstlers schützt den Menschen vor alltäglich-philiströser Bewertung seiner Schwächen und

Vorzüge. Freilich drängt sich der üppig wuchernde Zürcher Stadtklatsch nirgends zwischen die Zeilen, und der Vorwurf der Selbstsucht, den selbst Baechtold nicht zurückzuhalten vermochte, bleibt nicht auf Keller sitzen. Die gewaltige Naturkraft, aus der der Erfindungsreichtum des Dichters aufblühte, bedingte sein rauhes, oft genug jäh aufschäumendes Temperament; hinter seinem stachligen Äußern aber barg sich ein wundervoll zartes, weiches Empfinden. Der Grundzug seines Wesens war die bedingungslose Wahrhaftigkeit. „Die Pflicht der Wahrheit durfte ihm höher gelten als die Rücksicht auf Höflichkeitsregeln, weil er sie am tapfersten gegen sich selber übte." Manche schroffe Härte erklärt sich aus dem angeborenen Argwohn des Bauern und Kleinbürgers oder aus dem Mißgeschick, das ihn in seinem Liebesleben verfolgte: „er war eben", schreibt sein Freund Karl Dilthey einmal, „bei seinem außerordentlichen Weltverstand dem Leben gegenüber ein Kind; er streckte seine kurzen Arme nach den allerschönsten Früchten aus". Aber er segnet schließlich doch den Schmerz, der ihm das wehmütige Tasso-Glück bescherte, süße Frauenbilder zu erfinden, wie die bittere Erde sie nicht hegt.

Emil Ermatingers Charakteristik des Menschen und Künstlers bildet eine überaus verdienstvolle Klärung und Vertiefung unseres Wissens von Gottfried Keller; sie wird vor allem auch dem deutschen Unterricht, der sich der Dichtung des 19. Jahrhunderts mit wachsendem Eifer und Erfolg annimmt, trefflich zustatten kommen. Den ganzen Keller aber lerne man, stellte schon sein erster Biograph fest, erst aus seinen Briefen und den leider früh wieder aufgegebenen Tagebüchern kennen, und von ihnen gelte das Wort Hebbels: „Niemand schreibt, der nicht seine Selbstbiographie schriebe, und dann am besten, wenn er am wenigsten darum weiß." Aus einem Brief an Baechtold (III, S. 195) wissen wir, daß Keller kurz nach dem Abschied vom Amt daran dachte, die „autobiographische Schnurre" für Lindaus „Gegenwart" (Nachgel. Schr. S. 7ff.) zu einer ausführlichen Darstellung seines Lebens auszuweiten, die freilich vor allem eine „Geschichte seines Gemütes und der damit verbunden gewesenen Menschen und auch zum Teil etwas politische Geschichte" hätte werden sollen. Das Bewußtsein der eigenen Unfertigkeit und die Rückkehr des Staatsschreibers zur Dichtung erstickten allerdings die Lust zu beschaulicher Selbstbetrachtung; doch der umgegossene Roman seiner Jugend ließ nun den gestrandeten Maler eine gründliche und durchaus ersprießliche Mauserung durchmachen, und in seiner letzten großen Erzählung nahm der Politiker dem ermüdenden Dichter die Feder aus der Hand, wenn sie nicht mehr recht von der Stelle rücken wollte. Zum Ersatz für die ungeborene Autobiographie hat uns Gottfried Keller seine Briefe geschenkt; sie ordnen sich in ihrer sprudelnden Lebensfülle, ihrem unerhörten Reichtum an Klängen und Farben dem Werk des Dichters gleichwertig ein, so daß wir sie von Kellers poetischer Hinterlassenschaft nicht mehr zu trennen vermögen.

Während Conr. Ferd. Meyer, der Dichter sogut wie der Mensch, den Schleier, der sein Inneres verhüllt, nur zögernd zu lüften wagt, bedeutet für Keller das freimütige Bekenntnis eigenen Erlebens eine Entwicklungsnotwendigkeit. Und immer führt, ohne daß es ihm selbst zum Bewußtsein kommt, der Poet dem Briefschreiber die Hand. Mit hymnischem Pathos verkündigt (II, 5) der Achtzehnjährige sein Persönlichkeitsideal, und die Schilderung des 20. Geburtstages (II, 10) fängt das Bild seines gesamten Wesens im fein geschliffenen Spiegel des vollendeten

Kunstwerkes auf. Kellers Jugendbriefe bilden wohl den Ersatz für die Dichtung, der der ungeschickt tastende Maler unbewußt entgegentrieb; und als er später seine wahre Bestimmung erkannte und zu erfüllen vermochte, da wahrte dem Einsamen, der sich scheu in seine Innenwelt zurückzog und jede unerwünschte persönliche Annäherung mürrisch abwehrte, der Briefwechsel mit einem kleinen Trupp Getreuer die Fühlung mit der Außenwelt.

Ermatingers zweibändige Sammlung berichtigt die Baechtoldsche Auswahl und vermehrt sie etwa um die Hälfte ihres Bestandes. Die Nachprüfung der erreichbaren Handschriften säuberte den Text der schon bekannten Briefe von Lesefehlern. Die Rücksicht auf lebende Mitspieler, die Keller bisweilen mit einem kräftigen Sprüchlein heimsuchte, verpflichtete den ersten Herausgeber dazu, einzelne Stellen zu unterdrücken; überdies war er ängstlich bemüht, die derbsten Züge in Kellers eigenem Bild zu verwischen. Jetzt zerstreut der zeitliche Abstand derlei Bedenken mit wenigen Ausnahmen, für die der Takt des Herausgebers die Verantwortung übernimmt. Saftige Derbheiten wie die Schilderung des Heidelberger Quartiers oder die über beide Bände verstreuten Charakteristiken des Verlegers Vieweg verletzen unser Empfinden so wenig wie die Nahrungs- und Bekleidungssorgen des Münchener Akademikers, dessen Briefe Baechtold am liebsten fast ganz unterdrückt hätte, „weil ihr Inhalt vielfach peinigend wirkt und man in ihnen doch zu oft den Schuldenboten hinter dem armen Gottfried Keller herlaufen sieht". Wir erfahren nun, wie verschiedene Menschen hießen, mit denen Keller zusammenprallte. Die Zunftgenossen Paul Heyse, dessen „strikte Goethetuerei" Keller als die Vorstufe zu großen eigenen Taten entschuldigt (II, 349), Paul Lindau, „Martin der Greif", Otto Brahm („ein feines und gescheites Jüdchen und voll reinen Wohlwollens, wie die berühmten Juden des vorigen Jahrhunderts"; III, 404), Berthold Auerbach, dessen Kalender (II, 492) „doch eine zu magere Wurst ist, um damit nach der Speckseite großer Wirkungen zu werfen", brauchen heute wohl ebensowenig wie Kellers Freund und Trinkkumpan Karl Dilthey, der einen Ruf nach Graz „verunentschlossert" (III, 140), durch den Briefzensor geschützt zu werden. Und wir verstehen es kaum mehr, weshalb Baechtold die Schlußfanfare der Absage an die politisch Gleichgültigen: „Nein, es darf keine Privatleute mehr geben!" (Tagebuch 3. Mai 1848, II, 169) ausmerzte und aus einem Brief an Baumgartner (II, 301) den charakteristischen Satz wegstrich: „In jedem Bevollmächtigten und Repräsentanten sogleich den Herrn zu spüren, dazu gehört eigentlich eine unfreie Hundsnatur und ihn keine Minute ruhig zu lassen, ohne ihm alle fünf Finger in den Topf zu stecken und die Kelle zu beschnüffeln, dazu gehört das Wesen eines alten Weibes, das nichts Besseres zu tun weiß."

Der größte Wert der Sammlung aber besteht in den knapp 200 neuen Stücken, die Ermatinger zum alten Briefgut legen kann. Einer beschränkten Zahl wichtiger Briefe verwehrte das Veto der Besitzer den Zutritt, und etwa 200 Geschäftsbriefe u. dgl. hielt der Herausgeber selbst zurück, um Kellers „Briefkostbarkeiten nicht mit dem belanglosen Wuste des Alltags zu überschütten". Der Anhang nennt hinter dem Verzeichnis der Empfänger (vielleicht fügt eine spätere Auflage jedem Namen das Geburts- und Todesdatum bei) etwa zwei Dutzend Stellen, wo weitere Briefe Kellers abgedruckt sind. Ein leichter Schwarm vereinzelter Schreiben (an den Dunckerschen „Hauskater" Emil Palleske, Heinrich Leuthold, Georg v. Cotta, Berthold Auerbach,

François Wille, Paul Heyse, Ernst v. Wildenbruch[1]) u. a.) flattert durch die beiden Bände. Die Anregung der Frau Zehnder-Stadlin, Pestalozzis Lienhard und Gertrud für das Volk neu zu bearbeiten, lehnt Keller rundweg ab, weil er sich „nicht den Strohkranz eines Ballhorn daran verdienen" wolle; um das zu erreichen, was ihr vorschwebe, müßte „man eben etwas ganz Neues machen und da müßte halt in Gottes Namen wieder ein Pestalozzi kommen". Den Übergang von der Malerei zur Dichtung bereitet ein besonders wichtiger Brief an den Jugendfreund Rudolf Leemann (II, 124ff.) vor, und die beiden rührenden Briefe an Frau Prof. v. Orelli (II, 139ff.) bekennen, daß der abgewiesene Freier seinen Kummer doch wohl nicht ganz so leicht verwand wie später sein Salomon Landolt. In einem Schreiben an die Basler Nachrichten (III, 37; März 1872) vertritt der begeisterte Anwalt kantonaler Sonderart (vgl. Züricher Nov. S. 329) die Überzeugung, daß „das Herausbrechen des eidgenössischen Einbaus der Kantone", d. h. die vollständige Zentralisation der Verwaltung, die Schweizerrepublik zum Verzicht auf ihre Unabhängigkeit zwingen würde, und er findet sich mit diesem Gedanken gelassen ab, weil er ihm nicht als eine gewaltsame Umkrempelung der staatlichen Verhältnisse, sondern als das Ergebnis einer folgerichtigen Entwicklung erscheint. Ein großer Prophet ist Keller aber doch wohl auch in der eidgenössischen Politik nicht gewesen. Schade, daß die Briefe, die Hans Hoffmann von Keller empfangen hat („Einiges von Wilh. Raabe", Velh. u. Klas. Monatsh. XV, Heft 12), nicht wieder zum Vorschein gekommen sind.

Durch ansehnlichen Zuzug ergänzt werden Briefreihen, die Baechtold nur lückenhaft mitgeteilt hatte (an Hermann Hettner, Ludmilla Assing, Emil Kuh, Julius Rodenberg, C. F. Meyer, Lina Duncker, Adolf Frey, F. Th. Vischer, Ferdinand Weibert u. a.). Mehr als ein Dutzend köstlicher Briefe an den Landsmann Johann Sal. Hegi widerlegen zum Glück Baechtolds Annahme (B. I^4, 126), daß sich aus der Münchner Zeit nur die Briefe an die Mutter erhalten haben; sie geben ein köstlich frisches Bild des Münchener Künstler- und Studentenlebens, verkünden aber aus dem Wirrwarr müßiger Bummeleien und toller Streiche heraus die Sehnsucht nach jener arbeitsamen Tüchtigkeit, die dem Gereiften der Kern aller Lebensweisheit und die einzige wirkliche Form der Originalität war: „. . . es dient vielleicht", tröstet er sich (II, 60ff.), „zur größeren Würze deines späteren Lebens, einst sagen zu können, das und das habe ich durchgemacht, und ich habe oft lange Zeit nur Disteln und stinkende Krötenblumen statt Rosen und Lilien gepflückt. Das einzige, was mir Angst macht, ist die Furcht, ein gemeines, untätiges und verdorbenes Subjekt zu werden, und ich muß mich ungeheuer anstrengen, bei dem immerwährenden Pech dies zu verhüten . . . Ich habe gefunden, daß der Hunger und alle Entbehrungen weit erträglicher, ja gar nicht zu beachten sind, wenn man nur arbeitet. Vor meiner Staffelei vergesse ich alles, und wenn ich abends wieder ein gutes Stück meiner Leinwand beschmiert habe, so mache ich mit meiner Gitarre einen so tollen Lärm, als ob ich zehn Kapaunen zu Mittag gespeist hätte, anstatt der Hundemahlzeit. Wenn nur der Teufel des Müßiggangs nicht wieder in mich fährt; aber ich will ihm schon das Loch vermachen; ich lasse ums Verrecken nicht nach; jeden Abend, wenn ich ins Bett gehe, schwöre ich heimlich bei meiner Ehre, morgen früh aufzustehen und zu schanzen,

1) Über die Beziehungen Wildenbruchs zu Keller vgl. jetzt Berthold Litzmann: „Ernst von Wildenbruch", II, 22, 316. Berlin 1916.

das muß natürlich gehalten werden, und sitze ich dann nur einmal an der Arbeit, so harre ich schon aus." Noch weniger als zu C. F. Meyer findet Keller, wie er zwar nicht dem Dichter selbst, aber doch dessen Freund J. V. Widmann offen gesteht, eine künstlerische und persönliche Einstellung zu Carl Spitteler. Er empfinde zwar, schreibt er (III, 331), trotz aller Verschwommenheit die tiefe Poesie des Prometheus-Mythus und sei „gerührt und erstaunt von der selbständigen Kraft und Schönheit der Darstellung der dunkeln Gebilde". Aber die „Stilfrage" bildet doch die „große Verwerfungsspalte" (III, 488), die ihn von Spitteler trennt; die „alte Kunst des Anthropo- und Theomorphosierens" wird bei Spitteler zur Manier: die immer wiederkehrende Vermenschlichung der Sonne macht das Bild „zum Zopf, während der alte Helios in ewig neuer Schönheit strahlt".

Einen besonders wertvollen Zuwachs der Sammlung bilden schließlich vier ganze Briefreihen. Zwei Dutzend Stücke schildern Kellers Verhältnis zu seinem ersten Biographen vom ersten herzlichen Gruß durch die gemeinsamen Sorgen um Heinrich Leutholds dichterische Habe bis zum schroffen Schlußwort des gekränkten Dichters; erst unsere Zeit erfüllt endlich die Aufgabe, die Keller vor dreieinhalb Jahrzehnten dem höheren deutschen Unterricht stellte: der Jugend mit der vorklassischen auch die nachklassische Zeit zu erschließen, damit sie „schon in der Zeit des Lernens des lebendigen Flusses der Sprache und damit des Denkens und Fühlens inne werde, um nicht nachher plötzlich einem Fremden, Unbekannten gegenüberzustehen" (III, 307). Entzückend plaudert der Hagestolz mit der geistreichen Lydia Escher und vor allem mit der Frankfurter Senatorstochter Maria Knopf, die ihm ihre Verehrung durch allerlei leckere Überraschungen bezeugt. Am herrlichsten aber spiegelt sich Kellers Persönlichkeit in den Briefen an den Weggenossen Theodor Storm. Den vollständigen Briefwechsel der beiden hat Albert Köster vor 12 Jahren veröffentlicht; Ermatingers Sammlung enthält natürlich nur die Briefe Kellers. Was der alternde Dichter erlebt und schafft, beichtet er dem im Grunde ganz anders gearteten Freund, der ihn, getreulich Schritt haltend, über sein weites Abendfeld begleitet. Jeder bleibt sich seiner Eigenart bewußt, und wenn sie sich von ihren literarischen Herzensangelegenheiten erzählen, dann ist es dem Schweizer, wie er (III, 231) schon in seinem zweiten Briefe sagt, etwa „wie einem ältlichen Klosterherrn zumute, der einem Freunde in einer andern Abtei von den gesprenkelten Nelkenstöcken schreibt, die sie jeder an seinem Orte züchten". In diesen Briefen ist der ganze Keller, die frische Bildkraft seiner Sprache, sein klarer Verstand, seine verstehende Güte und sein unverwelklicher, aus einem weichen, ernsten Herzen aufglänzender Humor.

So steht nun, in hellerem Lichte als bisher, neben dem Dichter der Mensch Gottfried Keller. Auf den Titelblättern der drei festlichen Bände spreizt der Cottasche Greif die Flügel, die auch das Lebenswerk Goethes und Schillers schützen.

Uns Schweizern ist unser Keller heute doppelt willkommen: wir erinnern uns daran, daß die rot-weiße Bannerseide nirgends so frisch wie über seinem Wesen und Gedicht im Winde knistert; wir gedenken aber auch seines stolzen Wortes, das der harte Ernst unserer Zeit zum stillen Gelöbnis dämpft:

„Wir mehrten nur im Heimatland
Den Menschenwert mit reiner Hand."

Literaturbericht 1912/16.

Pädagogik.

Von **Raymundt Schmidt** in Leipzig.

III. Pädagogische Psychologie.

(Fortsetzung von S. 331.)

Eine dem gegenwärtigen Stand der psychologischen Untersuchung durchaus entsprechende systematische Darstellung der Probleme und Ergebnisse der wissenschaftlichen Pädagogik ist Peters[47]) kleine Schrift. Sie tritt mit beachtenswerter wissenschaftlicher Bescheidenheit auf und leitet den schnell interessierten Leser durch umfangreiche Literaturangaben leicht über die eigentliche Einführung hinaus auf die besonderen Gebiete der Psychologie. — Mit dem weniger bescheidenen Anspruche, über den Rahmen der Schule im Sinne einer „Weltpädagogik" durch eine wünschenswerte Arbeitsgemeinschaft für experimentelle Pädagogik, an der alle Kulturvölker Anteil haben sollen, hinauswirken zu können, tritt Lay[48]) (in 2. Aufl.) vor seine Leserschaft. Dieser Ausblick muß wahrlich überraschen, wenn man durch die Lektüre dieses Buches von dem trotz angestrengter und zweifellos sehr fruchtbringender Arbeit doch immer noch recht begrenzten Umfange der exakten experimentellen Möglichkeiten unterrichtet wird. Internationalität gehört schließlich zum Wesen der Wissenschaft überhaupt; daß aber gerade die experimentelle Pädagogik durch Kongresse und Konferenzen dazu berufen sein sollte, ein Reich Gottes auf Erden zu ermöglichen, glauben wir einfach nicht, denn die Möglichkeit solcher Kongresse setzt dasselbe, d. i. ein ungeheuerlich gesteigertes Kulturbewußtsein, schon voraus. Abgesehen von dieser Zukunftsmusik finden sich wichtige und praktisch durchführbare Gedanken in Lays Schrift. — Die experimentelle Psychologie findet deshalb so schwer Eingang in den Schulbetrieb, weil sie mit ihren teilweise sehr zeitraubenden Untersuchungen in keinem Verhältnis zu der für den Unterricht verfügbaren Zeit steht. Diesem Mißstande versucht Lobsien[49]) dadurch abzuhelfen, daß er die Methoden (oft natürlich auf Kosten einer wissenschaftlichen Genauigkeit) vereinfacht. Damit ist sicherlich viel gewonnen. Der Verfasser hätte jedoch noch ein übriges tun können durch die ausdrückliche Bemerkung, daß das wissenschaftliche „Experiment um der Genauigkeit willen" überhaupt nicht in die Schule gehört, daß die ideale Psychologie auch des Schulkindes nur im eigens dazu geschaffenen Laboratorium gewonnen werden sollte und kann, und daß der Lehrer unter Verzicht auf irgendwelche wissenschaftlichen Ambitionen innerhalb seines Berufes das Experiment nur zur Klärung seines Urteils und zur Regelung seines erzieherischen Eingreifens gebrauchen sollte. Mit dieser Einschränkung für den Gebrauch halten wir diese praktische Schülerkunde für ein Werk von bleibender Bedeutung. Die beigefügte

---

47) W. Peters, Einführung in die Pädagogik auf psychologischer Grundlage. (Wissenschaft und Bildung Bd. 137.) Leipzig 1916, Quelle u. Meyer. Geb. M. 1,25.

48) W. A. Lay, Experimentelle Pädagogik. (2. Aufl.) (Aus Natur und Geisteswelt Bd. 224.) Leipzig 1912, B. G. Teubner.

49) Lobsien-Mönkemöller, Experimentelle praktische Schülerkunde. Leipzig 1916, B. G. Teubner. Geb. M. 5,—.

Abhandlung Mönkemöllers über das pathologische Kind sollte von jedem Lehrer gelesen werden. — Eine deutsche Bearbeitung des letzten größeren Werkes von Binet[50]) „Les idées modernes sur les enfants“ gaben gemeinsam G. Anschütz und W. J. Ruttmann heraus. Binets Bedeutung für die Psychologie des Schulkindes ist oft genug anerkannt worden, deshalb weisen wir nur darauf hin, daß die deutsche Ausgabe sowohl in der freien Wiedergabe der Binetschen Texte als auch in der Bearbeitung, die aus Hinweisen, Anmerkungen und Literaturergänzungen besteht, vorzüglich ist. — Eine höchst anschauliche und durch feinsinnige wissenschaftliche Selbsteinschätzung ausgezeichnete pädagogische Psychologie ist die von Wilhelm Jenz und Ferdinand Frank.[51]) Das Buch hat sich vorwiegend zur Aufgabe gemacht, den Aufbau des Seelenlebens nach seiner Entwicklung wiederzugeben, dabei aber aus einer kritischen Auseinandersetzung mit älteren Anschauungen (Herbart, Wundt, die Assoziationspsychologie usw.) eine neue Resultierende zu gewinnen. Reichtum der Stoffe, geschmeidige Gliederung, wissenschaftlicher Takt und ein brauchbares Register vervollständigen den guten Eindruck, den uns das Buch machte.

Eine anerkennenswerte Studie im Vortragston über geistige Veranlagung und Vererbung, gewissermaßen als Einführung in das Gebiet der Erbkunde, liegt uns von G. Sommer[52]) vor und auf dieser wohl zum Teil beruhend eine gleich wertvolle Schrift von W. J. Ruttmann[53]) über Berufswahl auf Grund der Begabung und der Arbeitsleistung, zwei Schriftchen, die bei ihrer Zugänglichkeit (Natur und Geisteswelt) sicher dazu beitragen werden, Klarheit über die angeschnittenen Fragen und Vertrauen zur wissenschaftlichen Forschung zu verbreiten.

Psychologische Kleinarbeit leistete Marx Lobsien[54]) mit seinen Zwölfjährigen. Es ist wohl möglich, daß sich, wie der Verfasser erwartet, aus solchen Untersuchungen Gesichtspunkte für die Behandlung von Gegenwartsfragen im Unterricht ergeben mögen. Empfehlen möchten wir dieses langwierige Verfahren dennoch nicht. Uns genügt die Beobachtung leuchtender Kinderaugen für die Feststellung des kindlichen Interesses. Vor allem möchten wir einschränkend bemerken, daß es sich doch wohl bei dieser zahlenmäßigen Kontrolle des kindlichen Anteils an den Ereignissen lediglich um intellektuell gefärbte Interessen handelt, denn für ausgesprochene gefühlsmäßige Komplexe reicht allzuoft die Ausfragemethode nicht aus. Sie stellen sich ihr allzuleicht als Versager dar.

---

50) Alfred Binet, Die neuen Gedanken über das Schulkind. Autorisierte deutsche Bearbeitung von Georg Anschütz und W. J. Ruttmann. Leipzig 1912, Ernst Wunderlich. Geb. M. 4,80.

51) Wilhelm Jenz und Ferdinand Frank, Psychologie, Erziehung und Unterricht. Wien 1911, Pichlers Witwe u. Sohn.

52) Georg Sommer, Geistige Veranlagung und Vererbung. (Natur und Geisteswelt Bd. 512.) Leipzig 1916, B. G. Teubner.

53) W. J. Ruttmann, Berufswahl, Begabung und Arbeitsleistung. (Natur und Geisteswelt Bd. 522.) Leipzig 1916, B. G. Teubner.

54) Marx Lobsien, Unsere Zwölfjährigen und der Krieg. (Säemann-Schriften H. 15.) Leipzig 1916, B. G. Teubner. Geh. M. 1,60.

IV. Allgemeine Erziehungsfragen.

In hervorragender Weise hat sich Eduard Spranger um den literarischen Nachlaß Paulsens[55]) durch Herausgabe seiner pädagogischen Abhandlungen verdient gemacht. Sprangers einleitende bio- und bibliographische Notizen führen den Leser in die Geisteswerkstätte des großen Toten und zeigen ihm, welchen Platz die einzelnen Abhandlungen und Problemstellungen Paulsens im Verlauf der pädagogischen Entwicklung unserer Tage einzunehmen berufen sind. Nur ein Teil dieser bildungspolitischen Schriften gehört restlos der Geschichte an. Der weitaus größere Teil ist noch lebensunmittelbar. Deshalb wird auch diese Sammlung noch in vielen aktuellen Auseinandersetzungen eine bedeutsame Rolle spielen. Eine überaus sorgfältig veranstaltete Bibliographie der Schriften Paulsens (es handelt sich um 365 Nummern) von R. Piper ergänzt das Werk in vorteilhafter Weise.

J. Tews[56]) „Schulkämpfe der Gegenwart" (2. Aufl.) ist eine Vortragssammlung, die die Aufgabe der Erneuerung der Volksschule aus dem eigenartigen und eigenwertigen Charakter der Schule als sozialer Einrichtung zu lösen versucht. Die Schule muß sich auf der Kulturarbeit, auf der Gesamtheit der kulturschaffenden Kreise aufbauen und sich nach Art der freieren Kirchenverfassungen organisieren. Diese Befreiungsarbeit, wie Tews den Vorgang nennt, kann jedoch nur von einer organisierten Lehrerschaft ausgehen. Organisation aber heißt bei ihm neben dem Zusammenschluß zur gemeinsamen Kulturarbeit auch Erziehung des Erziehers zum Ideal, zum Glauben an die Menschheit usw. Die Frage der Volksschule spitzt sich also letzten Endes auf Lehrerbildung und Lehrerauslese zu. Wir freuen uns der schönen Folgerichtigkeit, mit der diese Probleme durchgedacht wurden, und empfehlen das Büchlein nicht nur dem deutschen Volksschullehrer aufs wärmste. — Weitere Vortragsreihen vom gleichen Verfasser erschienen über „Großstadtpädagogik"[57]) und über „Moderne Erziehung in Haus und Schule".[58]) Sie sind aus einer großzügigen Auffassung der Erziehungsaufgaben und aus einer warmen Gesinnung für die Leiden und das Gedeihen der so sehr gefährdeten Großstadtjugend geschrieben und enthalten wertvolle Fingerzeige für eine Änderung verbesserungsbedürftiger Zustände. — Drei schöne Vorträge aus berufenem Munde über das Thema „Elternhaus und Schule"[59]) liegen uns im Gewande der Säemann-Schriften vor. Es ist eine Frage von so tiefer sozialer und kultureller Bedeutung, daß man jedes Wort, das für eine Verinnerlichung des Verhältnisses gesprochen wird, doppelt unterstreichen möchte.

„Alle Schulreform steht und fällt mit dem Lehrer", ist das Geleitswort, und die Erkenntnis, daß also die viel erörterte Frage nach dem Bildungsideal in die

55) Friedrich Paulsen, Gesammelte pädagogische Abhandlungen, herausg. u. eingeleitet von Eduard Spranger. Stuttgart und Berlin 1912, J. G. Cotta. Geh. M. 9,—.

56) J. Tews, Schulkämpfe der Gegenwart. (2. Aufl.) (Aus Natur und Geisteswelt Bd. 111.) Leipzig 1911, B. G. Teubner.

57) J. Tews, Großstadtpädagogik. (Aus Natur und Geisteswelt Bd. 327.) Leipzig 1911, B. G. Teubner.

58) J. Tews, Moderne Erziehung in Haus und Schule. (2. Aufl.) (Aus Natur und Geisteswelt Bd. 159.) Leipzig 1910, B. G. Teubner.

59) Elternhaus und Schule. (Säemann-Schriften H. 11.) Leipzig 1914, B. G. Teubner. Geh. M. 1,—.

Frage nach dem idealen Lehrer umschlagen muß, ist das Hauptmotiv Ernst Webers.[60]) Er will mit seinen in impulsivem Optimismus geschriebenen Essays den Erzieher aus dem Kampf der äußeren Probleme herausreißen und ihn zur Selbstbesinnung, zur Selbstkritik veranlassen, ihm Selbstvertrauen wecken und stärken. Der Lehrer sei nicht Experimentator, nicht Vorgesetzter, sondern Vorbild und freier Gestalter, sei Persönlichkeit in einem schaffenden Sinne. Lehrerausbildung und Lehrerauslese sind aller Probleme Kern und Ende.

Wilhelm Ostwalds[61]) Forderungen des Tages sind zum großen Teil Propagandaschriften zur Energetik als Weltanschauung. Eine besondere Abteilung über das Unterrichtswesen ist nicht frei von diesem Element. Sie befaßt sich in der Hauptsache mit der Universitätspädagogik, mit dem naturwissenschaftlichen Unterricht in Mittelschulen und enthält neben einigen gut lesbaren Utopien schöne reformatorische Gedanken. — Mit der aus Gurlitts „Schule" (!) gewonnenen These, daß dem Unterricht in keiner Weise ein Einfluß auf die Gestaltung der Nation zugesprochen werden dürfe, daß sie vielmehr lediglich in ehrfurchtsvoller Scheu die jeweilige nationale und konfessionelle Struktur den Nachfahren zu übermitteln habe, tritt Martin Spahn[62]) vor sein Publikum und entwickelt ein rasseechtes klerikales Programm. Es ist ein ziemlich resignierter Kampf gegen den Liberalismus, den der Verfasser führt; er hat eigentlich nur die Bedeutung eines Glaubensbekenntnisses und einer Aufforderung an Gleichgesinnte, ein Gleiches abzulegen. — Das Problem der staatsbürgerlichen Erziehung wurde in einer wertvollen, mit dem Lamey-Preis ausgezeichneten Schrift von August Messer[63]) historisch und systematisch in umfassendster Weise behandelt. Leidenschaftslosigkeit, schlichte Sachlichkeit, sowie Mannigfaltigkeit der Beziehungen sind vorbildlich und machen das Studium des Werkes zu einem seltenen Genuß.

Eine Probe aufs Exempel ist Ernst Webers[64]) „Kunsterziehung und Erziehungskunst". Der Verfasser, der so eindringlich von der Notwendigkeit pädagogischer Persönlichkeiten zu reden weiß (s. „Lehrerpersönlichkeit"), ist selbst ein ausgezeichneter Erziehungskünstler. Er läßt uns in seine Klasse schauen und als Kind die Stoffe miterleben, die er meisterhaft zu gestalten weiß. Bewiesen wird durch diese Symphonie von Stoffgestaltungen, daß die Erziehungsarbeit nur da Aussicht auf fruchtbare Wirkung hat, wo der Unterricht mit ästhetisch charakterisierten Elementen durchsetzt wird.

Otto Schultze[65]) hat es sich zur Aufgabe gemacht, die Kluft, welche zwischen

---

60) Ernst Weber, Die Lehrerpersönlichkeit. Osterwieck a. Harz 1912, A. W. Zickfeldt.

61) Wilhelm Ostwald, Die Forderung des Tages. Leipzig 1910, Akademisch. Verlagsgesellschaft.

62) Martin Spahn, Nationale Erziehung und konfessionelle Schule. Kempten 1912, Joseph Kösel.

63) August Messer, Das Problem der staatsbürgerlichen Erziehung. (Pädagogik der Gegenwart Bd. 4.) Leipzig 1912, Otto Nemnich. Geb. M. 5,10.

64) Ernst Weber, Kunsterziehung und Erziehungskunst. (Pädagogium Bd. 4.) Leipzig 1914, Julius Klinkhardt. Geh. M. 8,40.

65) F. E. Otto Schultze, Systematische und kritische Selbständigkeit als Ziel von Studium und Unterricht. (Pädagogium Bd. V.) Leipzig 1914, Julius Klinkhardt. Geh. M. 5,40.

der höheren Schule und der Hochschule gähnt, durch Einführung eines akademischen Anfangsunterrichtes für Abiturienten zu überbrücken. Das Ziel der akademischen Pädagogik: Erziehung zur systematischen und kritischen Selbständigkeit wird von ihm korrekt formuliert. Die bestehenden formalen Übungen zur Erreichung solcher Selbständigkeit werden einer eingehenden Kritik unterzogen und weitgehende Reformvorschläge gemacht. Dabei wird die Ausbildung des Oberlehrers, als einer nicht rein wissenschaftlichen Persönlichkeit, als gesondertes Problem behandelt. Besonderes Interesse ziehen die Schulbeispiele auf sich, die Schultze zur Veranschaulichung der erstrebten Methode mit großer Anschaulichkeit abwandelt. — Mit dem Übergang aus den verschiedenen Lehranstalten an die Universität und seinen Mängeln beschäftigt sich auch eine Denkschrift der Universität Göttingen.[66]) Die Erwägung, daß der teilweise mangelhaften Vorbildung das Durchschnittsfuchsen für sein Studienfach durch Einführung von Ergänzungskursen seitens der Universität Abhilfe geschaffen werden müßte, sollte jedoch viel mehr in den Mittelpunkt gerückt werden, als es hier geschieht, und sollte nicht als ein letztes Auskunftsmittel behandelt werden. Hat doch die Universität der Schule gegenüber den Vorzug der größeren Beweglichkeit in diesen Dingen. — Ein anschauliches Bild von dem Verhalten und dem Verhältnis der deutschen Studentenschaft zu den Fragen der Erziehung geben zwei Vortrags- und Diskussionsberichte[67]) der Säemann-Schriften.

Ein sehr lehrreiches Buch aus dem überaus wichtigen und lange Zeit vernachlässigten Gebiet der Schulgesundheitspflege verfaßte G. A. Schneider[68]) zum Handgebrauch für Lehrer und die es werden wollen. Es war ein glücklicher Gedanke, es dem Lehrer durch Darbietung von Hilfen zu ermöglichen, selbst Feststellungen über den Gesundheitszustand seiner Schüler zu machen und sich von der hygienischen Zweckmäßigkeit seiner Anstaltseinrichtungen zu überzeugen. Ein Kapitel über die Zusammenarbeit und gemeinsame Verantwortung von Schule, Arzt und Elternhaus enthält lesens- und beherzigenswerte Gedanken. — Zu den mannigfaltigen Mahnworten an die sexuell gefährdete Jungmännerwelt gesellen sich die Ausführungen des Berliner Arztes Otto Emsmann.[69]) Wir erwähnen das Büchlein an dieser Stelle, weil es uns geeignet scheint, manchem zaghaften Pädagogen das so notwendige, offene, unbefangene Wort seinen Zöglingen gegenüber auf die Lippen zu legen. — Zur Klärung der Probleme der Sexualpädagogik wird sicherlich ein von H. E. Timerding[70]) veranstalteter Bericht über Berliner Verhandlungen von Ärzten und Pädagogen beitragen. — Den Unterschied der Geschlechter hatte der dritte deutsche Kongreß für Jugendpflege und Jugendkunde zum Gegen-

---

66) Die Vorbildung zum Studium in der philosophischen Fakultät. Denkschrift der philosophischen Fakultät der Universität Göttingen. Leipzig 1914, B. G. Teubner. Geh. M. —,80.

67) W. Stern, Der Student und die pädagogischen Bestrebungen der Gegenwart. (Säemann-Schriften H. 6.) Leipzig 1913, B. G. Teubner. Geh. M. —,60. Student und Pädagogik II. (Säemann-Schriften H. 9.) Leipzig 1914, B. G. Teubner. Geh. M. 1,20.

68) G. A. Schneider, Schulgesundheitslehre. Leipzig 1916, Julius Klinkhardt. Geb. M. 2,60.

69) Otto Emsmann, Gesundes Sexualleben! Berlin 1914, Maaß u. Plank.

70) H. E. Timerding, Die Aufgaben der Sexualpädagogik. Leipzig 1916, B. G. Teubner. Geh. M. —,80.

stand von Verhandlungen[71]) und einer Ausstellung[72]) gemacht. Wenn es uns auch nicht möglich ist, näher auf den Inhalt des Ausstellungsführers und des Verhandlungsberichtes einzugehen, so möchten wir doch auf die darin enthaltenen für den gemeinsamen Unterricht und die gemeinsame Erziehung der beiden Geschlechter wichtigen Aufsätze und Reden aufmerksam machen. — Die Anregung zu diesen Veranstaltungen ging, wenn wir nicht irren, von Ernst Meumann aus. Die stattgefundenen Kongresse beweisen, daß die Bemühungen des Verblichenen um die Jugendkunde (es liegt uns auch von ihm eine Propagandaschrift[73]) vor) nicht vergeblich gewesen sind. — Es sei uns gestattet, an dieser Stelle ein Buch zu erwähnen, das eine ganze Reihe von erzieherischen Fragen lediglich mit dem gesunden Menschenverstand, ganz und gar frei von jeder psychologischen Voreingenommenheit, zu erledigen liebt. Heinrich Schnell[74]) gibt in seinem Buche: „Ich und meine Jungens" erzieherische Mustergespräche wieder, die er mit seinen Söhnen gepflogen hat. Durch die Veröffentlichung dieser an sich privaten Dialoge wird daraus eine Angelegenheit der Öffentlichkeit, und wir halten uns deshalb für verpflichtet zu sagen, daß eigentlich recht wenig Musterhaftes darin zu finden ist. Wir halten diese „Erziehungsversuche" für zwar häufig recht nette, listige Schachzüge des Erziehers, der dem Zögling das unsittliche Bild usw. geschickt aus der Hand zu nehmen versteht, das eigentliche Problem aber wird nur aufgeschoben und nicht gelöst. Von dieser Art des Drumherumredens, und wenn es sich noch so sehr den Anschein der Natürlichkeit zu geben weiß, halten wir nichts. Ein gerades offenes Wort dem Heranwachsenden gegenüber zur rechten Zeit ohne Scham und auch wiederum ohne Brutalität scheint uns mehr am Platze.

Eine Sammlung zum Teil noch unveröffentlichter Aufsätze aus dem ganzen Bereich der Pädagogik des viel zitierten Wilhelm Münch[75]) gehört zu den gedankenreichsten und abgeklärtesten Schriften, die wir gelesen haben. — Unermüdlich agitiert Gustav Wyneken[76]) für die freie Schulgemeinde und setzt sich im Sinne seiner Wickersdorfer Reformtätigkeit fruchtbar mit den mannigfaltigen Problemen der Erziehung auseinander. — Die Bedeutung des Humanismus für die Rechtswissenschaften und die daraus resultierende Wichtigkeit einer humanistischen Gymnasialvorbildung für werdende Juristen behandelt ein Vortrag Theodor Kipps.[77]) Da es sich hier um ziemlich einseitige Überzeugungen handelt, denn die Ausbildung

71) Der Unterschied der Geschlechter. (Verhandlungsbericht vom III. Deutschen Kongreß für Jugendbildung und Jugendkunde.) Leipzig 1914, B. G. Teubner. Geh. M. 4,—.

72) William Stern, Die Ausstellung zur vergleichenden Jugendkunde der Geschlechter auf dem III. Kongreß für Jugendbildung und Jugendkunde. Leipzig 1913, B. G. Teubner. Geh. M. 1,—.

73) Ernst Meumann, Über Institute für Jugendkunde. (Säemann-Schriften H. 5.) Leipzig 1912, B. G. Teubner. Geh. M. —,80.

74) Heinrich Schnell, Ich und meine Jungens. Leipzig 1914, Dietrichsche Verlagsbuchhandlung. Geh. M. 2,50.

75) Wilhelm Münch, Zum deutschen Kultur- und Bildungsleben. Berlin 1912, Weidmannsche Buchhandlung. Geh. M. 6,50.

76) Gustav Wyneken, Schule und Jugendkultur. Jena 1913, Eugen Diederichs.

77) Theodor Kipp, Humanismus und Rechtswissenschaft. Berlin 1912, Weidmannsche Buchhandlung. Geh. M. —,80.

von Juristen kann allein niemals die wichtige Existenzberechtigungsfrage dieser Anstalten entscheiden, sei der Vortrag hier nur als Beitrag zum Problem des humanistischen Gymnasiums erwähnt. Den Satz des Verfassers, daß ein System von Ergänzungskursen für lateinlose Abiturienten uns wieder in das Mittelalter zurückführen würde, können wir nicht unterschreiben.

Die „Kriegsschrift" des kürzlich verstorbenen Schulmannes Max Stock[78]) ist zwar in warmer Begeisterung für den Lehrerberuf und Liebe zur Jugend geschrieben, doch findet leider das im Titel klar genug ausgesprochene Programm gerade in den Verhältnissen, auf die es sich beruft, die stärksten Hindernisse. Der von Tag zu Tag fühlbarer werdende Lehrermangel muß ja die Wagschale auf der Seite der Schularbeiten sehr zuungunsten der Schularbeit immer tiefer hinabdrücken. — Von pädagogischen Kriegsschriften, Tageserscheinungen, die mit gutem Optimismus werben, seien noch angeführt: Gerhard Heine[79]) „Die Mobilmachung der Schule" und Karl Brunner[80]) „Unsere Jugend, unsere Zukunft".

V. Allgemeine Kultur- und Bildungsfragen.

Ein Kulturprogramm glaubt Friedrich Alafberg[81]) mit dem schon von Arno Holz her bekannten Schlagwort „Sozialaristokratie" aufzustellen. Nietzschezitate, Nietzschepathos und nur wenig Ursprünglichkeit, die der Verfasser doch diesem seinen Paten schuldig wäre. Die Idee: Zusammenschluß aller entschlossenen geistigen Persönlichkeiten (wer fühlt sich da nicht als Aristokrat?) zur Organisation von Kulturtaten, zu einer politischen Partei (sic!), ist heroisch, aber nicht neu. Es ist vieles dunkel in diesem ellbogenfreien Programm, und es ist wahrhaftig schade, daß sich ein so gesunder Optimismus an Wolkenburgen nutzlos vergeudet. — In Harmonie schwelgt, von Harmonien lebt und zur Harmonie mit sich und der Welt fordert Franz Eder[82]) auf. Wenn dieser Verfasser nicht einen so unglaublich guten Willen bei aller Ungeschultheit des Ausdrucks und des Denkens hätte, könnten wir uns nicht enthalten, uns über seine Schrift lustig zu machen. Seine gute, versöhnende Absicht aber windet uns diese Waffe aus der Hand.

Literaturbericht 1914—1916.

Das deutsche Drama des 19. Jahrhunderts.

Von **Robert Petsch** in Posen.

Der heutige Bericht erscheint nach langem Zögern und mit ganz erheblichen Lücken. Der Ausbruch des Weltkrieges überraschte mich in Liverpool bei den Vorbereitungen zur Übersiedlung in meinen neuen Wirkungskreis; die Schnelligkeit und

78) Max Stock, Mehr Schularbeit — weniger Schularbeiten! Oldenburg 1916, Gerhard Stalling. Geh. M. —,90.

79) Gerhard Heine, Die Mobilmachung der Schule. Leipzig 1916, Xenien-Verlag. Geh. M. 1,—.

80) Karl Brunner, Unsere Jugend, unsere Zukunft. Berlin-Lichterfelde 1916, Hugo Bermühler. Geh. M. —,50.

81) Friedrich Alafberg, Sozialaristokratie. Leipzig 1914, Xenien-Verlag.

82) Franz Eder, Das Leben der Natur und der Menschheit. Leipzig 1916, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung. Geh. M. 2,—.

die besonderen Umstände der Abreise aus England (wo ich meinen gesamten Besitz einschließlich meiner wissenschaftlichen Arbeiten und Sammlungen zurücklassen mußte) ließen mir nicht die Möglichkeit, die vorbereitenden Aufzeichnungen für diesen Bericht und für manche andere schwebende Arbeit zusammenzuraffen, vor allem aber blieben die zu besprechenden Bücher in Feindesland. Inzwischen liefen neue Erscheinungen zur Besprechung ein, und eine Reihe unserer vornehmsten Verleger erklärten sich in liebenswürdiger Weise bereit, das Fehlende zu ersetzen; doch zögerten freiwillig übernommene dienstliche Verpflichtungen, die neben meiner akademischen Tätigkeit erledigt sein wollten, den Abschluß dieses Teilberichtes noch hinaus, der nun, wie er heute vorliegt, mit der Nachsicht unserer Leser rechnen muß. Auch so legt er rühmliches Zeugnis ab von der Opferwilligkeit und Hingabe an die Sache, mit der die deutsche Wissenschaft, der deutsche Lehrstand und der deutsche Buchhandel zur Förderung dieses Teilgebietes wie unsers ganzen Faches unter den schwierigsten Verhältnissen zusammengewirkt haben.

Freilich stehen auch gerade heute die Fragen nach der Neugestaltung des deutschen Unterrichts im Vordergrunde der öffentlichen Erörterung, soweit sie sich um die geistige Bildung des Volkes dreht, und nicht zum wenigsten ist es die deutsche Dichtung des 19. Jahrhunderts, um deren stärkere Heranziehung, vielleicht gar Herrschaft im deutschen Unterricht der Oberklassen oft genug gestritten wird. Wie hoch ich die Bedeutung des neueren Dramas für die Schule einschätze, habe ich in diesen Berichten nie verhehlt; und wenn ich auch glaube, daß unter der ausführlicheren Behandlung einzelner Erzeugnisse der Gegenwart und der ihr zunächst vorausliegenden Jahrzehnte keinesfalles die ausgiebige, eindringliche und lebensvolle Darstellung des deutschen Idealismus als der eigentlichen Grundlage unserer gesunden Weiterbildung leiden darf, so meine ich doch, daß der Schüler in den Stand gesetzt werden sollte, ein eigenes Verhältnis zu den Großen des 19. Jahrhunderts und zu den führenden Geistern, ja zu den Hauptströmungen in der Dichtung der Gegenwart zu gewinnen. Dazu werden ihm bequeme Inhaltsübersichten, wie sie O. Jahn[1]) bietet, die ersten Anregungen und hier und da einige wertvolle Winke zur kritischen Aufnahme des Gelesenen, vielleicht auch zur gelegentlichen Wiederholung geben. Auch knappe, eigens für die Schule geschriebene Darstellungen können gewiß ihr Gutes haben, wenn sie aus wirklicher Fühlung mit der heutigen Zeit und auf dem Boden wissenschaftlicher Gegenständlichkeit und Unparteilichkeit erwachsen sind, was ich von Faßbaenders Büchlein[2]) bei aller Anerkennung seiner ehrlichen Bemühungen und mancher glücklichen Beobachtung nicht durchweg behaupten kann. Das Wichtigste muß doch immer der Deutschlehrer geben, der sich selber gründlich in seinen Gegen-

1) Otto Jahn, Schuldramen in analytischer Übersicht. I: Von Sophokles bis Schiller (Sophokles, Euripides, Aristophanes, Shakespeare, Calderon, Lessing, Goethe und Schiller). 329 S. Geb. M. 2,80. II: Von Kleist bis Schönherr (Kleist, Uhland, Raimund, Körner, Grillparzer, Bauernfeld, Halm, Kotzebue, Ludwig, Hebbel, Wagner, Freytag, Ibsen, Anzengruber, Hauptmann, Schönherr). 424 S. Geb. M. 4,—. Leipzig, G. Freytag, 1914—16.

2) Franz Faßbaender, Henrik Ibsen, Nora oder Ein Puppenheim. Hermann Sudermann, Die Ehre. Gerhart Hauptmann, Die versunkene Glocke. Literarische Würdigung drei neuerer Dramen nebst einer allgemeinen Einführung in die moderne dramatische Literatur. Für Schule und Haus. (Aschendorffs Sammlung auserlesener Werke der Literatur.) Münster, Aschendorff 1915. 143 S. kl. 8°.

stand eingearbeitet hat. Niemand wird verlangen, daß er das ganze Gebiet beherrsche, und unsre Lehrpläne lassen dem einzelnen zum Glück auch gerade auf dem Gebiet der neuesten Literatur volle Freiheit, seinen Neigungen, seinen Kräften und der Aufnahmefähigkeit der Klasse Rechnung zu tragen. Eine wissenschaftlich vorbereitete, aber ganz aufs Künstlerische gerichtete und im edelsten Sinne persönlich gefärbte Besprechung weniger Werke, die der Lehrer gründlich kennt, und deren literarische Stellung er aus nicht zu engem Gesichtswinkel überschauen kann, frommt gewiß unendlich viel mehr als das Vollstopfen der Schülergehirne mit Namen, Daten, Zahlen, Titeln und vor allem mit Phrasen und Schlagwörtern aller Art. Es ist ja auch nur der Zweck dieser Übersichten, dem einzelnen, unterrichtenden Sachgenossen mitzuteilen, was auf diesem oder jenem Gebiete, dem er gerade seine Teilnahme widmet, an wertvollem Neuen erschienen bezw. uns zur Besprechung zugegangen ist.[3])

Wenn einer, so kommt unter den Dramatikern des vergangenen Jahrhunderts Heinrich v. Kleist für die Schule in Betracht. Erich Schmidts Ausgabe hat der Wissenschaft eine sichere Grundlage und reichste Anregung gegeben, und das bei aller Einseitigkeit wertvolle und förderliche Werk von Meyer-Benfey hat die Forschung nicht zur Ruhe gebracht. Fast möchte es scheinen, als sei die Zeit zu ruhiger geschichtlicher und philologischer Würdigung Kleists noch nicht gekommen, als stünde er noch wie ein Lebender unter uns, umbrandet vom Kampf der Meinungen, wenngleich er um seine Stellung kaum mehr zu kämpfen brauchte. Aber um so mehr muß vorsichtige Forschung auf der Hut sein, um gegen parteiische und verworrene Bekenntnisbücher wie das „Kleistbuch" von J. Hart Front zu machen, auf dessen Spuren auch eine neue Erstlingsarbeit von W. Willige[4]) wandelt. Er will die vielerörterte Frage nach Kleists Verhältnis zur klassischen und romantischen Schule der endgültigen Lösung näherbringen — eine Frage, mit der sich jede Darstellung Kleists zu befassen pflegt, und die doch nur zu leicht von der Hauptsache, von der Ergründung der eigenen

3) Nur der Zeit, nicht der Wesensart nach gehört Theodor Körner zu den Dichtern des 19. Jahrhunderts, und zudem war das Drama nicht diejenige Gattung, auf dem seine Leistungen sich irgend über den Durchschnitt erhoben. Dies bei aller warmherzigen Schätzung des Menschen, des Freiheitskämpfers und vor allem Freiheitssängers mit kritischer Schärfe hervorzuheben, hat sich Hans Zimmer nicht gescheut, dessen Körnerauswahl in zwei Bänden nun schon zum zweiten Male im Bibliographischen Institut erscheint (1917, jeder Band M. 2,—). Z. hat die ganze, ziemlich angeschwollene Körnerliteratur der letzten Jahre gewissenhaft durchgesehen und ihren Ertrag gesichtet. Er hat die Werke so angeordnet, daß sich die Entwicklung des Dichters, soweit von einer solchen zu reden ist, deutlich weist, — daß er diesem Grundsatz zuliebe die „Hedwig" fallen ließ, kann ich freilich nicht gutheißen. Der Rückschritt müßte auch vom Leser eingesehen werden. Den von den ältesten Herausgebern oft nicht ohne Willkür behandelten Text hat Z. behutsam gebessert, wo es nötig war. Eine bessere Grundlage werden wir wohl erst erhalten, wenn das Dresdner Körnermuseum seine Schätze erschließt. Einstweilen haben wir in Zimmers Arbeit die beste Körnerausgabe, auf die auch zurückgreifen muß, wer mit seinen Schülern „Leier und Schwert" oder „Zriny" liest. Unter den wertvollen bildlichen Beigaben sei eine Karte der Züge des Lützowschen Korps (von P. Krauß) rühmend hervorgehoben. Der Verlag hat sich trotz der Kriegszeit der höchst „zeitgemäßen" Ausgabe mit Liebe angenommen.

4) W. Willige, Klassische Gestaltung und romantischer Einfluß in den Dramen Heinrichs v. Kleist. Dissertation, Heidelberg, C. Winter 1915. (VIII. 91 S. gr. 8°) M. 2,—.

Persönlichkeit des Dichters, abführt. Er will erweisen, daß in Kleists Dichtung „das innerst Bewegende die Schau eines neuen Typus Mensch sei, neu gegenüber dem Bürger des 17., 18. und 19. Jahrhunderts". Wer Kleists Briefe kennt und von ihnen aus den Zugang zu der Persönlichkeit des Dichters gesucht hat, der wird vielmehr überzeugt sein, daß Kleist mit all seinem Suchen nach einem eigenen Lebensplan tief in den großen geistigen Bewegungen der vorangegangenen Zeit, seit der Aufklärung hin wurzelt. Und Williges weitere Beschreibung: „Er ist der geniale Mensch, der sich nicht entfliehen kann, der ein Gesetz von Anbeginn in sich trägt, das im Einklang steht mit dem Weltgesetz, ein Ethos, das zugleich sein Daimon ist, der Mensch, der lieber stirbt, als daß er Kompromisse macht" — sie stimmt, soweit es sich nicht um bloße Redensarten handelt oder Kleists höchste Wünsche mit dem Bilde seines wirklichen Menschen verwechselt, fast durchweg ebensogut zu Goethe. Tatsächlich läßt ja auch W. seinen Helden bei „wahrhaft klassischen Gebilden enden", wozu er freilich auch die „Hermannsschlacht" rechnet! Daß Kleist mit der romantischen Schule, abgesehen von zahllosen Berührungen im einzelnen, vor allem das Streben nach neuen Ausdrucksformen für ein unendlich reiches Innenleben gemein hatte, dürfte heute allgemein anerkannt sein. Aber auch dieses Streben wächst aus dem innersten Leben der „klassischen" Zeit empor, und soweit wir es nicht bloß mit der öden Formspielerei des nachahmenden, schulmeisterlichen Klassizismus zu tun haben, wird sich eine ganz scharfe Grenze zwischen dem Klassischen und Romantischen innerhalb der Dichtung des deutschen Idealismus überhaupt nicht ziehen lassen, wie ja denn auch W. (S. 5ff.) die Grenzen verfließen läßt. Im übrigen rechnete sich der Dichter nicht zur Schlegelschen, sondern zur Wielandschen Richtung, wie Röbbeling in seiner äußerst förderlichen Arbeit über das „Käthchen von Heilbronn" mit Recht betont hat.[5]) Leider ist der Verfasser einer neuen Schrift über „Kleist und Wieland", H. Behme[6]), an dieser wichtigsten Vorarbeit und damit an Wielands bedeutsamer Rolle als Vermittler platonischer Gedankengänge an Kleist vorbeigegangen. Er sammelt hauptsächlich mit großem Fleiße und nicht ohne Glück Zeugnisse für die Berührung beider Männer und Parallelen aus ihren beiderseitigen Schriften, die freilich zum guten Teil noch sehr der kritischen Bewertung von einem etwas höheren Gesichtspunkte aus bedürften. Er verliert sich in kurzsichtige Kleinarbeit, wo Willige, unter dem Einfluß eines geistreichen Einfalls, die Tatsachen in gar zu großen Zügen an uns vorüberführt. Immerhin, so sehr wir über Einzelheiten auf dem Wege mit dem letzteren rechnen müssen, die große Linie von Kleists Entwicklung hat auch er herausgefunden und eindrucksvoll dargestellt: wie bei Kleist alles nach Tätigkeit, nach Wirksamkeit, nach Aufgabe der „romantischen" Vereinzelung und nach Hingabe an die Gemeinschaft drängt. Damit setzt denn auch die Kleistschrift von H. Schneider[7]) ein. Sie beginnt mit einer „anspruchslosen einleitenden Betrachtung , die Kleists Stellungnahme zu den

5) F. Röbbeling, Käthchen von Heilbronn. (= Sarans „Bausteine", Bd. XII.) Halle, Niemeyer 1913. Vgl. meine Besprechung in der Germanisch-Romanischen Monatsschrift, Bd. VI, S. 389—405.

6) H. Behme, H. v. Kleist und Ch. M. Wieland (= Literatur und Theater, herausg. von E. Wolff, Bd. I). Heidelberg, Winter 1914, VII. 127 S. M. 3,40.

7) H. Schneider, Studien zu Heinrich v. Kleist. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1915. 130 S. M. 3,—.

brennendsten Gegenwartsfragen beleuchten und auf eine einfache Formel bringen soll": „Kleists Deutschtum". Mit vollem Rechte warnt er davor, den Dichter des „Prinzen von Homburg" etwa als Propheten des neuen Reichsgedankens, als Vorkämpfer des Preußentums oder gar des preußischen Soldatenstandes hinzustellen. Gewiß ist Kleist keines von dem allen, mindestens nicht unmittelbar und mit Bewußtsein. Freilich hat niemand unter seinen künstlerischen Zeitgenossen die innerste Wesensart des Preußentums, wie sie sich schließlich doch am reinsten in Preußens Heere verkörpert, so tief erfaßt und so rein herausgearbeitet als der Schöpfer des Großen Kurfürsten. Schneider sieht die Lösung des Konfliktes zwischen Mensch und Offizier so an: „Einerseits zeigt Kleist, daß auch der beste Offizier nur allzusehr Mensch ist, und anderseits, daß rein menschliches Heldentum etwas Höheres ist als soldatisches". Vielleicht kann man Kleist am besten gerecht werden, wenn man zwischen dem preußischen Offizier der Erfahrungswelt mit seinem vielleicht zunächst äußerlich angelernten Pflichtbegriff und dem idealen Offizier unterscheidet, der in jedem echten Angehörigen des Berufs lebt, der aber erst unter schmerzlichen inneren Erlebnissen in die Erscheinung tritt. Und hierin zeigt sich der Dichter als echter Sohn des deutschen Idealismus. Wohl mögen vaterländische Gedanken von Novalis (und Dahlmann!) die heiligen Fragen in seiner Brust genährt haben, wohl mag vor allem, wie neuerdings Max Fischer[8]) in einer kleinen, nicht durchweg einwandfreien Schrift nachdrücklich betont, der romantische Politiker Adam Müller mit seiner freieren Würdigung des Überpersönlichen und der gefühlsmäßigen Grundlagen des Staatslebens den letzten Rest aufklärerischer Gedanken über die Nationen bei ihm hinweggefegt haben: von aller Vergötterung des weihrauchduftenden Mittelalters blieb er doch immer durch eine tiefe Kluft getrennt, so gut wie von den Zielen der altpreußischen Militärpartei. Das jedenfalls hat Schneider richtig gesehen, dessen Buch im übrigen rein philologische Zwecke verfolgt. Nur zwei seiner vier „Studien" gelten dem Drama Kleists. Wichtig ist vor allem der Nachweis (gegen Eugen Wolff), daß wir es in der „Familie Schroffenstein", also in der endgültigen Fassung von Kleists Jugenddrama, und nicht bloß in der handschriftlichen Fassung (der „Familie Ghonorez") mit der echten Arbeit unseres Dichters zu tun haben; ein anders Kapitel stellt fest[9]), daß der „Variant" zum „Zerbrochenen Krug" die ursprüngliche Schlußfassung des Lustspieles vorstellt, deren Weitschweifigkeit das Unglück des Dramas in Weimar mit verschuldete.[10])

Was die norddeutschen Dramatiker aus der Zeit der Überwindung des Romantischen angeht, so wird Grabbe in einer reichhaltigen stoffgeschichtlichen Arbeit von H. Heckel[11]) über das Don-Juan-Problem berührt. Mit Recht sieht Heckel „in Grabbes

8) M. Fischer, Heinrich v. Kleist, der Dichter des Preußentums. Stuttgart, Cotta, 1916. 79 S.

9) Übrigens nicht zum ersten Male. Wie W. Richter in seiner scharfen, im einzelnen förderlichen Kritik des Buches (Deutsche Literaturzeitung 1916 Nr. 11) betont, hat auch Erich Schmidt die Sachlage nicht anders aufgefaßt.

10) Vgl. auch G. Buchtenkirch, Kleists Lustspiel „Der zerbrochene Krug" auf der Bühne. (= Literatur und Theater, Bd. II.) Heidelberg, Winter 1914. 89 S. M. 2,60.

11) Hans Heckel, Das Don-Juan-Problem in der neueren Dichtung. (= Breslauer Beiträge, neue Folge, Bd. 47.) Stuttgart, Metzler, 1915. VIII. 122 S. M. 6,—.

Don Juan — wenigstens der Anlage nach — vielleicht den echtesten und vollendetsten Vertreter des Don-Juan-Typus als Verkörperung des unbegrenzten Willens zum Leben, den wir überhaupt haben". Heckel geht hier, wie überall, den literarischen Einflüssen, besonders auch den Wechselbeziehungen zwischen Oper und Drama nach und sucht in kurzen Zügen die jeweils besondere Art der Gestaltung des Hauptproblems zu umreißen.

Eine literarisch recht brauchbare und vom Inselverlag prächtig ausgestattete Ausgabe von Gorg Büchners Werken hat W. Hausenstein veranstaltet. Er bringt außer den Dichtungen auch Aufsätze aus dem „Hessischen Landboten" und eine Auswahl der „Briefe" mit ganz knappen Erläuterungen. Die Einleitung, etwas stark modern gehalten, kennzeichnet Büchner mit einer gewissen Einseitigkeit, die doch auch wieder förderlich wirkt, als Gesinnungsgenossen eines Wedekind und eines Strindberg — kein Wunder, daß sein „Danton" neuerdings große Bühnenerfolge erlebt. Wir gönnen dem früh vollendeten Dichter die fröhliche Urständ von Herzen und geben dem Lehrer zu bedenken, inwiefern sich sein wuchtiges Revolutionsdrama zur Belebung des Unterrichts verwenden läßt.

Jedenfalls packt Büchner geschichtliche Probleme in wahrhaft künstlerisch-genialem, also in ganz anderem Sinne an, als der Tendenzdramatiker Karl Gutzkow. „Ein Stück Priestertum blieb all seinen Werken eigen", sagte Proelß sehr freundlich von dem Dichter des „Uriel"; schärfer drückte sich Hebbel aus, wie wir jetzt aus einer fleißigen, aber nicht eben bedeutenden Arbeit von Metis entnehmen können, die über eine trockene Übersicht und ebenso trockene Zusammenstellung „Aus dem Gedankenkreise von Gutzkows Dramen" nicht weit hinauskommt, doch immerhin die Übersicht über die Masse erleichtert.[12])

Noch weniger als Gutzkow kann als Dramatiker der Schauspieler Julius Leopold Klein in Betracht kommen, auf den einstmals große Hoffnungen gesetzt wurden. Uns können seine Dramatisierungen der Hegelschen Geschichtsphilosophie künstlerisch nicht fesseln, aber sie sind uns wertvoll als praktische Anwendungen seiner tragischen Theorie, die immerhin beachtenswert war. Hat doch Klein eine vielbändige Geschichte des Dramas begonnen, die bei aller Unförmlichkeit und aller stilistischen Ungeheuerlichkeit eine Fülle von feinen und feinsten künstlerischen Beobachtungen enthält; eine fleißige Erstlingsarbeit von Glatzel bietet mit einer sorgfältigen, wenn auch von gelegentlicher Überschätzung nicht freien Untersuchung seiner Dichtungen und seiner Lehre vom Drama gewissermaßen einen Schlüssel zu demjenigen Werke Kleins, das allein seinen Namen fortzutragen berufen ist.[13])

Der Epigonenzeit entstammen auch die Jugenddramen des zum Dramatiker überhaupt nicht geborenen Martin Greif, denen Ludwig West eine ziemlich eingehende Erstlingsschrift widmet.[14]) Diese hält sich von einer gewissen Überschätzung nicht frei, ist aber willkommen, weil sie vielfach auf ungedrucktem Material (wie den Briefen

12) E. Metis, Karl Gutzkow als Dramatiker. (= Breslauer Beiträge, Bd. 48.) Stuttgart, Metzler 1915. VIII, 191 S. M. 6,80.

13) Max Glatzel, Julius Leopold Klein als Dramatiker. (= Breslauer Beiträge, Bd. 42.) Stuttgart, Metzler 1914. VIII, S. 128. M. 4,50.

14) L. West, Martin Greifs Jugenddramen. (= Deutsche Quellen und Studien, herausg. von Kosch, Bd. V.) München 1916, E. Lindauer. 127 S. M. 5,—.

an Bayersdorfer) fußt, auch die zeitgenössische Kritik heranzieht und vor allem den literarischen Beziehungen nachgeht. Da tritt denn die Anlehnung an Schiller und Goethe, später an Shakespeare nur zu klar hervor. Greifs Begeisterung für den großen Briten sprach sich in seiner Abhandlung über „Das moderne Drama" aus, von der wir gern mehr erführen, obwohl sie natürlich von Otto Ludwigs „Shakespearestudien" später unendlich überholt werden sollte.

Die Geschichte des älteren österreichischen Dramas ist nicht bloß durch einen vor kurzem vollendeten Halbband der „Deutsch-österreichischen Literaturgeschichte"[15]), sondern auch durch eine Reihe von Ausgaben und Untersuchungen gefördert worden, unter denen wir vor allem die tüchtigen Arbeiten von Otto Rommel hervorheben. Rommel, einer der gründlichsten Kenner und feinfühligsten Darsteller der Wiener Volksbühne, hat uns in den sauberen Bändchen seiner „Deutsch-österreichischen Klassikerbibliothek"[16]) eine höchst erwünschte, auch für Schulbibliotheken und als Grundlage für literarische Übungen recht brauchbare Auswahl aus den Schriften von Raimund, Nestroy und ihren Vorgängern geschenkt; er hat weiterhin in der „Goldenen Klassikerbibliothek" eine Ausgabe[17]) von Werken Nestroys veröffentlicht, die nach Auswahl, Erläuterung und Ausstattung eine Ehrenrettung des vielverkannten Mannes bedeutet. Man darf Nestroy nicht an Raimund messen, wenn man ihm gerecht werden will; er war ein anderer Charakter, kam aus anderen gesellschaftlichen Kreisen, betrachtete also auch das Kleinbürgertum mit anderen Augen und gehörte vor allem einem anderen, zerrisseneren und spottsüchtigeren Geschlecht an, als der verehrungswürdige Vertreter des Deutschen Idealismus auf der komischen Volksbühne. Er hat auch, unter widrigen Verhältnissen seufzend, mit seinem Pfunde schlecht gewuchert und vielerlei Dutzendware auf den Markt geworfen; aber diejenigen seiner Werke, an die er volle Kraft gewandt hat, zeigen ihn als einen Meister in seinem Fache und gehören zu jenen Perlen des Humors, die auch unserer Jugend nicht vorenthalten werden sollten; und zur Ehre gereicht es ihm, daß er in der späteren Zeit mit seinem „Unbedeutenden" oder seinem unsterblichen „Kampl" sich als Vater eines ernsteren Volksstückes entpuppte. So hat er Anzengruber die Bahn bereitet, der wieder einem anderen Geschlecht angehörte und wieder eines eigenen Maßstabs bedarf. Mit gründlicher Sachkenntnis und weiser Beschränkung auf das Notwendige, mit scharfer Kritik und liebevollstem Verständnis für den Menschen und Dichter legt Otto Rommel in seiner Biographie, den einzelnen Einleitungen, den zahlreichen Literaturangaben und den (für den Nicht-Österreicher manchmal etwas knappen) Anmerkungen eine sichere Grundlage für denjenigen, der tiefer in Nestroys Kunst und Zeitalter eindringen will. In derselben Sammlung hat Stefan Hock,

15) J. W. Nagl und J. Zeidler, Deutsch-österreichische Literaturgeschichte, her. von E. Castle, 2. Band, 1. Abteilung (1750—1845), Wien, Fromme 1914. XVI. 1117 S.

16) Verlag von Karl Prohaska, Teschen. Jedes Bändchen geb. 1 M. Darin besonders wichtig: Altwiener Volkstheater, her. von O. Rommel in 7 Bänden. I. Aus der Frühzeit: Hensler („Das Donauweibchen"), Schikaneder, Kringsteiner. II.: J. A. Gleich. III., IV.: K. Meisl. V., VI.: A. Bäuerle. VII.: F. Kaiser. Jeder Band mit knapper Einleitung.

17) Nestroys Werke, Auswahl in 2 Teilen. Herausgegeben, mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von Otto Rommel. Berlin und Leipzig, Deutsches Verlagshaus Bong & Co. XCII. 440. 376 S., geb. M. 2.75.

dem wir schon so manche eindringende Einzelstudie über die Dramen des österreichischen Klassikers verdanken, eine Gesamtausgabe[18]) von Grillparzers Werken, einschließlich der Tagebücher, Aktenstücke und Briefe veranstaltet: sie vereinigt alle äußern und inneren Vorzüge, die den Bongschen Klassikerausgaben eigen sind, und entschädigt uns für fehlende Lesarten durch reichhaltige Einleitungen, die nicht bloß das eigentlich Literaturgeschichtliche, einschließlich stoffgeschichtlicher Fragen berücksichtigen, sondern auch auf das Künstlerische liebevoll eingehen. Die Zusammenhänge mit der Volksdichtung, das eigentlich Wienerische in der Charakteristik der Gestalten, die hohe Bildung in der dramatischen Darstellung (vgl. etwa die Einleitung zur „Sappho"), alles wird knapp und doch ausgiebig erläutert. Vor allen andern voraus aber hat diese Ausgabe ein von Hock und R. Schmekal ausgearbeitetes „Gesamtregister zu Grillparzers Werken", das neben den Äußerungen des Dichters über seine Werke alle vorkommenden geographischen und Personennamen anführt. Zwar vermissen wir schmerzlich ein Schlagwortverzeichnis, wie es die Hebbelausgaben Richard Werners in mustergültiger Weise bieten, aber auch so, wie er ist, wird man den Bongschen Registerband bei Forschungen über Grillparzer nicht mehr entbehren mögen. Aus Minors und Hocks Schule kommt auch Alfred Kleinberg, der für weitere Kreise eine, in der Gesamtauffassung nicht gerade überwältigend neuartige, aber sorgfältige und bei aller Knappheit vielseitige Biographie des Dichters gegeben hat.[19]) Er will „den Menschen und Dichter aus den Bedingungen seines Wesens heraus anschaulich darstellen", und geht deshalb weder an den persönlichen noch an den theoretischen Äußerungen Grillparzers vorbei; nie verfällt er in trockene Inhaltsangabe, widmet aber der Auffassung und Darstellungskunst manche neue, wenn auch nicht immer stichhaltige Bemerkung. Während sich seine Arbeit durch ihre geschickte Zusammenfassung auszeichnet, neigt eine Erstlingsarbeit aus Sauers Schule bei aller Verdienstlichkeit doch zu ermüdender Breite. Hradek[20]) gelingt es, auf Grund einer bisher unbeachteten Äußerung des Dichters zu L. A. Frankl, das vielbesprochene Bruchstück „Esther" zeitlich näher zu bestimmen. Die Anregung mag ein Drama von Lope gegeben haben, das Grillparzer 1824 las, einige Verse wurden gegen Ende des Jahrzehntes niedergeschrieben, aber die beiden ausgeführten Aufzüge stammen höchstwahrscheinlich aus dem Jahre 1840. Dahin weisen auch ihre Beziehungen auf zeitliche Verhältnisse, vor allem die bissige Schilderung Metternichs als Hamann; dahin endlich die Einzelzüge und vor allem die stilistischen Eigenheiten, die unser Bruchstück mit den spätesten dramatischen Erzeugnissen Grillparzers, vor allem mit „Libussa", dem „Bruderzwist" und der „Jüdin" teilt. Um das zu beweisen, gibt nun der Verfasser eine breite Schilderung von dem Altersstil des österreichischen Dichters; seine umständliche Ausbreitung der stofflichen Sammlungen läßt nur bedauern, daß er hier

---

18) Grillparzers Werke in 16 Teilen. Herausgegeben mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von Stefan Hock. Mit 5 Beilagen in Gravüre und Kunstdruck und einer Faksimilebeilage. 7 Bände, Berlin, Leipzig, Wien, Stuttgart. Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

19) Alfred Kleinberg, Franz Grillparzer, Der Mann und das Werk. Mit einem Bildnis. (Aus Natur und Geisteswelt 513.) Leipzig, B. G. Teubner 1915. 124 S. M. 1,20.

20) L. Hradek, Studien zu Grillparzers Altersstil und die Datierung des Estherfragmentes. (= Prager Deutsche Studien, Heft 24.) Prag 1915, Koppe-Bellman. 218 S.

nicht bis zur reinen Statistik vorgeschritten ist und seine Vorlage etwa in der Art der Grooschen Schule in Tübingen bearbeitet hat. Aber auch so, wie seine Arbeit vor uns liegt, bietet sie dem Forscher und auch dem Lehrer, der sich mit einem Drama Grillparzers zu beschäftigen hat, ein reiches Material, das er freilich erst geistig wird durchdringen müssen.[21])

Auch ein vielverheißendes Bruchstück, ein weit gedankenschwereres als die „Esther" freilich, behandelt Saedler[22]) in einer außerordentlich gründlichen und ergebnisreichen Einzelschrift über Hebbels „Moloch". Er verfolgt das große dramatische Problem, mit dem Hebbel zwei Jahrzehnte hindurch gerungen hat, bis in seine Wurzel und schildert an der Hand der schriftlichen und gedruckten Überlieferung (mannigfach über Werners Vorarbeiten hinausdringend) den Leidensweg des Dichters; gerade hier wollte Hebbel sein Tiefstes geben und mußte schließlich einsehen, daß die Selbstentfaltung einer Idee, zumal der Gottesidee, innerhalb einer menschlichen und aus menschlichen Trieben entfließenden Handlung ebenso unmöglich war wie die stilistische Vereinigung des alten Schicksalsgedankens mit der modernen Charaktertragödie. Der wertvollste Abschnitt der Arbeit zeigt Punkt für Punkt die Widersprüche in der Anlage des Ganzen und in den Charakteren, die sich mit der Zeit herausstellen und die Schaffensfreude des Dichters lähmen mußten. In einem Schlußkapitel mustert der Verfasser kundig und besonnen die verschiedenen literarischen Einflüsse von Goethes „Prometheus" bis zu Grabbes „Hannibal". Vielleicht hätten auch religionsphilosophische und geschichtliche Ausführungen der Zeitgenossen, z. B. Feuerbachs, Straußens und der „Halleschen Jahrbücher", eine genauere Durchsicht verlohnt, im ganzen aber hat Saedler wohl seinen Stoff so gut wie erschöpfend behandelt.[23])

Die älteren unter Hebbels Novellen werden uns jetzt in saubeгster Textgestaltung und mit kurzgefaßten, aber höchst ergiebigen Anmerkungen vorgelegt in der chronologisch geordneten Säkularausgabe von Bornstein[24]), die wir schon im letzten Bericht eindringlich empfehlen konnten. Der Verlag hat während des Kriegs zwei weitere Bände (III. IV) im Druck veröffentlicht, die im ganzen die Münchener Zeit des Dichters (1836—39) umfassen. Es ist einer der traurigsten und zugleich bedeutsamsten Abschnitte in seiner Entwicklung, der uns hier an der Hand der Dichtungen, kleinen schriftstellerischen Arbeiten, Briefe, Tagebücher und sonstigen Urkunden erhellt wird. Das Dichterische tritt, wie der Herausgeber richtig bemerkt,

21) Schulausgabe der „Sappho" von R. Le Mang. (Hartmanns Meisterwerke der Literatur, Band 19, Leipzig 1914, Klinkhardt. Mit knappen Erläuterungen.) Übrigens sind jetzt die Hauptwerke des Dichters in der Sammlung „Neuere Dichter" des Verlages Manz in Wien vertreten und mit wohlerwogenen „Einführungen" (von Bernt, A. Kelle, Findeis, Tschinkel u. a.) versehen, wie wir es bei dieser geschmackvoll ausgestatteten Sammlung gewohnt sind.

22) Dr. Heinrich Saedler, Hebbels „Moloch". Ein Kultur- und Religionsdrama. (= Munckers Forschungen zur neueren Literaturgeschichte, Bd. LI.) Weimar 1916, Al. Duncker. VIII. 132 S. M. 6,60.

23) Schulausgabe von „Herodes und Mariamne" von Bernt in Manz' „Neueren Dichtern".

24) Friedrich Hebbels sämtliche Werke. Nebst den Tagebüchern und einer Auswahl der Briefe in 16 Bänden. Säkularausgabe, herausg. von Paul Bornstein. München, Georg Müller. Band 1—4. Jeder Band geh. M. 5,—, in Halbleder geb. M. 8,—.

hier fast ganz zurück; selbst bei den besten Erzählungen[25]), wie dem „Schnock“ und den „Beiden Vagabonden“, haben wir „nicht den Eindruck, daß nur ein Hebbel sie schreiben konnte“. Um so wichtiger war diese Durchgangszeit für die innere Entwicklung des werdenden großen Dramatikers. „Von den tausend Fäden, den tausend Verbindungen der herüber- und hinüberschießenden Schifflein wenigstens die wichtigsten bloßzulegen und so dem Leser einen tieferen Einblick in Hebbels geistige Werkstatt zu verschaffen“, betrachtet Dr. Bornstein als Hauptaufgabe seines Kommentars, der denn auch an Vielseitigkeit, Gründlichkeit, Ordnung und vielsagender Kürze seinesgleichen sucht. Es ist eine wahre Freude, hier z. B. auf ganz wenigen Seiten alles Wichtige für das Verständnis des „Schnock“ beieinander zu sehen, ohne daß dem Urteil des Lesers irgendwie vorgegriffen würde. Bornstein hat auch die handschriftlichen und gedruckten Grundlagen des Textes auf das genaueste nachgeprüft und ist in zahllosen Einzelheiten über die kritische Ausgabe Richard M. Werners hinausgeschritten. Daß es sich dabei nicht bloß um Kleinigkeiten, wie die Schreibung von Eigennamen, sondern um die Echtheit ganzer Stücke und weiterhin um die Beurteilung geistiger Entwicklungsstufen Hebbels handelt, zeigt die Auseinandersetzung der Vorrede zum 3. Bande über die jugendliche Erzählung „Des Greises Traum“, die durch wörtliche Berührungen mit dem dramatischen Fragment „Mirandola“ u. a. als unzweifelhaft Hebbelisch erwiesen wird. Wenn Werner sie trotzdem nicht aufnehmen wollte, so ließ er sich von seiner vorgefaßten Meinung blenden, die in dem Wesselburener Hebbel durchaus einen Pantheisten Schellingscher Färbung sehen wollte, während die erwähnte Prosadichtung ganz christlich gehalten ist. Bornsteins vorsichtiger scheidende und nüchterner beurteilende Auffassung von Hebbels Jugendentwicklung räumt diesen Zweifel aus dem Wege. Anderseits konnten einige „Münchener Briefe“ für das Cottaische „Morgenblatt“, die früher unter Hebbels Namen gingen, mit Unterstützung von Dr. v. d. Hellen ihren wirklichen Verfassern zugewiesen, aus der Ausgabe also ausgeschlossen werden. Mit besonderem Danke begrüßen wir übrigens die Wiedergabe der hübschen Abbildungen der Erstausgabe des „Schnock“. Überhaupt verdient ja die ganze Ausgabe nicht bloß wegen ihrer inneren Gediegenheit, sondern wegen ihrer wahrhaft herzerfreuenden Ausstattung das höchste Lob.

Dasselbe gilt von der großen Ausgabe der Werke Otto Ludwigs[26]), die in demselben Verlage erscheint. Als Herausgeber zeichnet, von einem Stabe hervorragender Forscher unterstützt, Dr. Paul Merker. Auch diese Ausgabe ist unsern Lesern nicht mehr unbekannt. Während des Krieges sind zwei neue Bände erschienen, auf die wir aber erst im nächsten Bericht genauer werden eingehen können.

---

25) Vgl. Rolf Ebhardt, Hebbel als Novellist. Berlin, Weidmann. IV, 151 S. M. 3,60. Mit eingehender Besprechung der Form.

26) Otto Ludwig, Sämtliche Werke, unter Mitwirkung des Goethe- und Schiller-Archivs in Verbindung mit H. H. Borcherdt, C. Höfer, J. Petersen, Exp. Schmidt, O. Walzel herausg. von Paul Merker. München 1912ff., G. Müller. Bd. I—III und VI, 1. Teil. Preis M. 6,—, geb. M. 8,50. Eine Förderung bedeutet die Greifswalder Dissertation von Bernhard Fischer, Otto Ludwigs Trauerspielplan „Der Sandwirt von Passeier“ und sein Verhältnis zu den „Shakespearestudien“ 1916. — Schulausgabe des „Erbförsters“ von R. Cohen. 2. Aufl. Leipzig 1915, Freytag. Geb. M. 0,75.

Eine eingehendere Besprechung über Max Kochs inzwischen vollendete Biographie Richard Wagners[27]) muß infolge der eingangs geschilderten Verhältnisse einem späteren Berichte vorbehalten bleiben. Hier sei nur so viel gesagt, daß sie sorgfältige Quellenbenutzung, sichere Beherrschung des literaturgeschichtlichen Materials, ruhige kritische Haltung und dabei doch warmherzige, fesselnde Darstellung aufs glücklichste miteinander vereinigt und unter allen ähnlichen Werken in der ersten Linie steht. Wagners Lebens- und Kunstanschauung, der Aufbau und die künstlerische Gestaltung im einzelnen werden immer noch besondere Darstellungen vertragen, aber die eigentlich literarhistorische Seite des Gegenstandes ist hier in fast erschöpfender Weise behandelt. Übrigens weist Koch selbst weiterer Forschung die Wege in seinem gutgewählten bibliographischen Anhang, der dem Nichteingeweihten den Weg bahnt durch das Labyrinth der nachgerade unübersehbaren Wagnerliteratur.[28]) Auch die geschichtliche Forschung auf dem Gebiete des musikalischen Dramas, an der ja der Germanist nicht vorübergehen darf, wird von hier aus mannigfach befruchtet.[29])

Das vielerörterte Problem „Richard Wagner und die Romantik" wird durch die fleißige und umsichtige Arbeit von Kießling[30]) der Lösung nähergebracht, aber noch nicht erledigt. Kießling will keine literarhistorische Arbeit i. e. S. geben; er unterläßt es also, die menschlichen und literarischen Berührungen zwischen dem Musikdramatiker und den eigentlichen Trägern des romantischen Geistes im ein-

27) Berlin, E. Hoffmann u. Co. 3 Bände. (Geisteshelden) 1907—1914.

28) Von Einzelstudien seien zwei Dissertationen erwähnt: 1. Jos. G. Danninger, Sage und Märchen im Musikdrama. Eine ästhetische Untersuchung an der Sagen- und Märchenoper des 19. Jahrhunderts. Prag 1916, Joh. Hoffmanns Witwe. 160 S. Kr. 3,—. Breit, nicht immer leicht lesbar, im literarischen Teil bisweilen unbeholfen, aber voll feiner Bemerkungen über das Technische, besonders in den Abschnitten über „Das Melodrama in der Oper" und über „Das Wunderbare". 2. Jos. Schwermann, Albert Lortzings Bühnentexte. Wattenscheid 1914, Carl Busch. 150 S. Münsterer Dissert. Stilistisch oft ungeschickt, doch mit selbständiger Quellenforschung durchgeführt. — Ferner eine Gesamtdarstellung der neuesten Zeit, nicht ohne scharfe Parteinahme, doch wissenschaftlich gediegen und voll wertvoller Anregungen wie alle Schriften des Verfassers: E. Istel, Die moderne Oper. Vom Tode Wagners bis zum Weltkrieg (1883—1914). (Aus Natur und Geisteswelt 495.) Leipzig 1915, B. G. Teubner. 82 S. M. 1,50. Schließt sich nun mit den in derselben Sammlung erschienenen Arbeiten Istels über „Die Blütezeit der musikalischen Romantik" (Bd. 239) und „Das Kunstwerk Richard Wagners" (Bd. 330) zur Einheit zusammen.

29) Von brauchbaren Schulausgaben Wagnerscher Dramen seien erwähnt: „Rienzi", „Der Fliegende Holländer" und „Der Ring des Nibelungen" von H. Lebede (6 Bändchen der Deutschen Schulausgaben, herausg. von J. Ziehen, Nr. 98. 99. 101—104. Dresden, L. Ehlermann. Geb. je M. 0,50—0,70.) Mit knappen, literaturgeschichtlich und musikalisch ergiebigen Einleitungen sowie mit wertvollen Beigaben aus älteren Fassungen, Briefen, verwandten Darstellungen anderer Dichter usw. — „Die Meistersinger" von O. Lohmann, Deutsche Schulausgaben Bd. 151, Bielefeld 1915, Velhagen u. Klasing. M. 1,—. Mit sechs u. a. Bayreuther Bühnen-Bildern! Die Inhaltsangaben sind überflüssig. Brauchbare Anmerkungen. — „Parsival" von W. Golther. Leipzig 1914, G. Freytag. M. 1,—. Genau nach dem ersten Druck von 1877. Sehr reiche und förderliche Beigaben. Knapper, aber ausreichend sind die Erläuterungen zu demselben Drama von E. v. Komorzynski in „Gräsers Schulausgaben". (Leipzig, B. G. Teubner, M. 0,50.)

30) Dr. Arthur Kießling, Richard Wagner und die Romantik. Leipzig, Xenienverlag'. 136 S. M. 3,—, geb. M. 4,50.

zelnen darzustellen — eine Aufgabe, die noch der Lösung harrt und manche Einsicht verspricht. Er entwirft vielmehr ein „imaginäres Bild der idealen romantischen Persönlichkeit", um den Leser auf seine Untersuchung einzustellen; er geht dann die einzelnen romantischen Grundbegriffe (Individualismus, Ironie, Magie, Sehnsucht, Wunder, Liebe) und Kulturprobleme durch (Religion und Ethos, Volk, Mythos), schildert den romantischen Monismus in Welt und Kunst und endlich die Entwicklung des romantischen Geistes im Denken und Schaffen Wagners, wie sie sich ihm darstellt. Es wäre gut gewesen, hier und da durch Vergleiche mit nichtromantischen, etwa rationalistischen oder klassizistischen Richtungen das Thema näher zu beleuchten. Vor allem hätten neben den eigentlichen Vertretern der romantischen Schule auch die Klassiker mehr zu Wort kommen sollen, besonders Wieland oder der junge Schiller. In Lohengrins und Elsas Traumverhältnis lebt sicher der durch Wieland (oder vielleicht erst durch Kleist) vermittelte Gedanke Platons von der Liebe der Seelenhälften, dessen Bedeutung Röbbeling in der erwähnten Arbeit so eindringlich betont hat. Aber vielleicht dient gerade Kießlings Buch der Erkenntnis, wie vorsichtig man sein muß, den Gegensatz zwischen der romantischen Schule und den Weimarer Klassikern auf einen unversöhnlichen Gegensatz zweier Geistesrichtungen hin auszuspielen. Als ein ganz unentbehrliches Hilfsmittel für die Wagnerforschung erwähnen wir zum Schluß die Sammelausgabe der bisher erreichbaren Briefe des Dichters, die der Verlag von Hesse und Becker veranstaltet.[31]) Bisher sind, mit rühmlicher Unterstützung von seiten des Wiener Wagner-Museums, zwei Bände erschienen, die uns rund 2700 Briefe mit Erläuterungen bringen. Wir kommen auf das verdienstliche Werk noch zurück.

In die traurigsten Zeiten des „Verfalldramas" führt uns Franz Koch mit seiner Arbeit über den unglücklichen Albert Lindner[32]), der in den sechziger Jahren mit einem echten Epigonenstück „Brutus und Collatinus" den Schillerpreis davontrug, und dem der Erfolg zum Verderben wurde. Er gab seinen Lehrerberuf auf, warf sich in den Strudel der Großstadt, und hier zerrann ihm schließlich Leben und Dichten. Noch ein großer Theatererfolg war ihm beschieden, als seine „Bluthochzeit" von den Meiningern herausgebracht wurde, zum Erneuerer des deutschen Dramas aber war er nicht berufen. Koch hat sich das Verdienst erworben, mit großem Fleiße und doch mit Takt dem Entwicklungsgange (fast möchte man sagen, dem Auflösungsvorgange) Lindners nachzugehen, vor allem den Übergang vom idealistischen Stil zu realistischen Gebärden und Mätzchen nachzuweisen, ohne den die „Bluthochzeit" gar nicht verständlich wäre, und die stoffgeschichtlichen Grundlagen und Beziehungen der Hauptwerke aufzudecken (wobei aber Lessings Entwurf einer „Lukrezia" nicht hätte übersehen werden dürfen). Nur kommt es leider über lauter Inhaltsangaben, literarischen Verweisungen und kritischen Einzelbemerkungen zu keiner wirklichen Analyse der Dichtungen, und die dankbare Aufgabe, von Lindners „Brutus" aus das spätere

---

31) Richard Wagners Gesammelte Briefe, her. v. J. Knapp und E. Kastner. I. Band (1830—43) XX 340 S. II. (1843—50) 478 S. L., Hesse & Becker 1914. Je 3 M., in Leinband M. 3,50.

32) Franz Koch, Albert Lindner als Dramatiker. Mit besonderer Berücksichtigung seines „Brutus und Collatinus" und seiner „Bluthochzeit". (= Munckers Forschungen, Bd. XVLII.) Weimar 1914, Duncker. 120 S. M. 5,—.

Epigonendrama als Gattung zusammenfassend zu kennzeichnen, hat er sich entgehen lassen.

Aber ein Blick auf Lindner und seine Zeit läßt uns erst so recht ermessen, welche Bedeutung für das deutsche Drama der neuen Zeit Ernst v. Wildenbruch zukommt; brachte er doch die starke, heldenhafte, von Willenskraft strotzende und durch alle Leiden nicht zu brechende Persönlichkeit und vor allem eine dramatische Schlagkraft mit, wie sie nur dem geborenen Bühnenbeherrscher eigen ist. Daß es ihm nicht gegeben war, die ungeheure Kraft, mit der er gern einsetzt, gleichmäßig bis ans Ende in immer neuen Schlägen und mit wohlberechnetem künstlerischen Rhythmus zu verwerten; daß er als Mensch nicht völlig hinter seinen dichterischen Gestalten zu verschwinden wußte; daß er Gehalt, Stoff und Form selten zur letzten, organischen Einheit zu erheben wußte, darf heutzutage ruhig zugegeben werden, ohne daß Wildenbruchs Bedeutung darunter mehr zu leiden hätte, als etwa unsre Schätzung von Schillers Dichtergröße durch die sehr verständige und gerechte Kritik Heusermanns[33]) beeinträchtigt wird. Schlimmer war, daß Wildenbruch nicht entfernt in dem Maße mit den aufstrebenden Teilen des deutschen Volkes Fühlung hatte, wie Schiller. Wohl jubelten ihm zu Anfang und auch späterhin wieder die Studenten zu, aber gerade auf der Höhe seines Wirkens verhielt die Jugend sich ablehnend: sie war mit fliegenden Fahnen in das Lager des Naturalismus und der willensschwachen Neuromantik übergegangen. Wildenbruch lebte in einem Deutschland der großen Vergangenheit, in einem größeren Deutschland der Zukunft, wenn man will in einem ewigen Deutschland, aber er kam in eine Zeit, wo der deutsche Geist eine seiner bedeutsamsten Krisen durchmachen, wo der materialistische Geist der verflossenen Jahrzehnte sich gleichsam in künstlerischer Reinkultur wiedererzeugen mußte, um dann schließlich (hoffentlich endgültig!) überwunden und ausgeschieden zu werden. Gerade in dieser Zeit mußte Wildenbruch erscheinen, um von den großen Angelegenheiten des Deutschtums zu uns zu zeugen! Kein Wunder, daß seine Rede etwas Überhitztes annahm, daß sie ihn nicht hören wollten, und daß er die Augen schließen mußte, als die Zeit gekommen schien — nicht um ihn mit blinder Bewunderung auf den Schild zu erheben, sondern um das recht zu würdigen, was menschlich, völkisch und künstlerisch echt und groß an ihm war. Wenn irgendeine Zeit, dann ist die heutige berufen, dem Dichter zu geben, was des Dichters ist, oder besser alles von ihm zu nehmen, was er uns geben kann. Er muß unter uns lebendig sein, der feinsinnige Erzähler und Mitempfinder von „Kindertränen", der tiefbohrende Erforscher des Seelenlebens der Liebe, vor allem aber der Dramatiker, der bald auf idealistischer Bahn, bald auf dem Wege des Realismus, seines Stils nicht immer ganz sicher, doch in einem unbeirrt seine Straße schritt: als der grundehrliche, wahrhafte Aufspürer, Verkünder und Gestalter deutscher Eigenart droben und drunten, in alter und neuer Zeit. Man muß ihn von der menschlichen Seite her kennen lernen; man muß wissen, wie er für seine Sache gelitten hat, nicht etwa bloß von seiten der Kritik, sondern nicht zum wenigsten von denjenigen, mit denen er sein Volk aus dem Schlamme

33) E. Heusermann, Schillers Dramen. (Aus Natur und Geisteswelt Bd. 493.) Leipzig 1915, B. G. Teubner. Auf diese selbständige und wohldurchdachte Würdigung Schillers vom modernen und zugleich geschichtlichen Standpunkt aus sei auch hier nachdrücklich hingewiesen.

herausreißen wollte; man muß ihn sehen, wie er gleich einem Gescheuchten an alle Türen klopft, um zu seinem Volke reden zu dürfen; wie er sich von Unbill jeder Art immer wieder in ein „neues Werk“ flüchtet, um sich nur am Leben zu erhalten — und man wird verstehen, wie diese Gestalt, in manchem Schiller vergleichbar, aus der Tiefe der eigenen Seele die Kräfte zu tragischer Gestaltung des Lebens sog. Es ist das große Verdienst seines Freundes und nie versagenden Beraters Berthold Litzmann[34]), ein Lebens- und Persönlichkeitsbild Wildenbruchs vor uns entrollt zu haben, das nun gerade im Weltkrieg fertig werden durfte. Wir freuen uns der abgeklärten biographischen, vor allem künstlerbiographischen Kunst seines Darstellers, der in Sachen des neueren Dramas oft „Partei“ genommen hat, hier aber mit erfrischender Unparteilichkeit und sicherer Kritik vordringt, um das Bleibende und Echte an dem Werke des Dahingegangenen um so reiner hervortreten zu lassen. Wir danken ihm für die freie und doch taktvolle Art, wie er Wildenbruchs innere Geschichte, sein Amtsleben, seine Familienbeziehungen und nicht zum wenigsten den wundervoll belebenden Ehebund mit Maria v. Weber, den Weimarer Freundeskreis und den vielberufenen höfischen Verkehr des Dichters vor uns aufdeckt; vor allem aber dafür, wie er Wildenbruchs edlen „Männerstolz vor Fürstenthronen“ zu würdigen und nachzuleben weiß! Gern hätten wir der wissenschaftlichen Literaturbestrahlung noch etwas mehr Raum in diesen beiden stattlichen, auch vom Verleger aufs vornehmste ausgestatteten Bänden vergönnt, obwohl die Analysen des zweiten Teils schon erheblich tiefer dringen — im ganzen treten doch alle wichtigeren Beziehungen zu den zeitgenössischen Hauptströmungen klar und ohne jede schroffe Einseitigkeit hervor. Ein durch und durch deutsches Werk ohne jeden Schatten von Chauvinismus, ganz im Sinne der letzten vaterländischen Kundgebungen Wildenbruchs selbst gehalten, ist das Buch berufen, auch den deutschen Unterricht reich zu befruchten und der deutschen Jugend einen Dichter nahezubringen, dem ihr Herz entgegenschlägt. Daß die Liebe nicht in blinde Bewunderung ausarte, wird ein verständiger Lehrer schon zu verhindern wissen — Wildenbruch[35]) fordert oft genug die Kritik heraus, aber er verträgt sie auch; und so sei denn auch die vollendete Gesamtausgabe hier aufs wärmste begrüßt, die Litzmann im gleichen Verlage erscheinen läßt. Sie bringt in drei Abteilungen die Romane und Novellen (6 Bände), die Dramen (9 Bände), deren letzter die Jugenddichtungen und die Entwürfe enthalten soll, und die epischen und lyrischen Versdichtungen, Skizzen und Verwandtes (in 2 Bänden), alles in kritischer Weise mit Benutzung des handschriftlichen Nachlasses bearbeitet. Was wir wünschten, wäre unbedingte Vollständigkeit, z. B. Abdruck des „Bernhard v. Weimar“, dessen Ablehnung an hoher Stelle doch kein dauerndes Todesurteil bedeuten sollte; daß im Schlußbande die „Blätter vom Lebensbaum“ und sonstige theoretische Äußerungen des Dichters wiedererscheinen sollen, erfüllt uns mit besonderer Genugtuung. Wir

34) B. Litzmann, Ernst v. Wildenbruch, Leben und Werke. Zwei Bände Bd. I (1845 bis 1885) 1913. 11 Bildnisse, 1 Handschriftprobe. 390 S. Bd. II (1885—1909) 1916. 10 Bildnisse, 1 Handschriftprobe. LX, 413 S. Berlin, G. Grote. Jeder Band geh. M. 8,—, geb. M. 10,—.

35) Ernst v. Wildenbruch, Gesammelte Werke. Berlin, G. Grote. Bisher erschienen Bd. I—X, je geh. M. 4,—, geb. M. 5,—. Im selben Verlage Schulausgaben der „Quitzows“ u. a. Werke Wildenbruchs, mit kurzen Erläuterungen.

kommen auf die Ausgabe noch eingehender zurück und freuen uns heut schon ihres rüstigen Fortschreitens in diesen kriegerischen Tagen.

Wir sind damit bei der Gegenwart angelangt, deren dramatische Dichtung, soweit sie irgendwie für die Schule in Betracht kommt, in einem besonderen Berichte gewürdigt werden soll.

Mitteilungen.

Das zweite Liebesgabenheft der Breslauer Hochschul-Rundschau ist Eberhard König, dem schlesischen Dichter, gewidmet. Zahlreiche Proben seines Schaffens und Beiträge verschiedener Schriftsteller über seine Werke geben ein gutes Bild seiner Eigenart. So verdient das Heft weiteste Beachtung. (Breslauer Akademischer Verlag, Breslau 2. M. —,50.)

Als Einzelstück aus seiner Sammlung. „Von dieser und jener Welt" hat Eberhard König jetzt „Hermoders Ritt" erscheinen lassen. (Leipzig, Erich Matthes. Geb. M. 1,50, steif geh. M. 0,75.) In prachtvollen Bildern schildert der Dichter Hermoders Ritt zu Hel; wohl ist er vergebens, Loki triumphiert, Balder wird nicht zurückkehren, aber das neue Zeitalter wird unter Hermoders Todesernst und neuer Manneshherrlichkeit stehen, und mit Wotan glauben wir, daß diese Welt doch den Helden, daß sie dem guten Gott gehört. Ein alter Stoff ist hier mit Dichterkraft umgestaltet im Sinne unserer Zeit, ihrer Kämpfe und ihrer Hoffnung, eine kraftvolle männliche Predigt von ernster Pflicht und tiefer Siegeszuversicht.

Eine eigenartige Gabe danken wir Berthold Schulze. „Aus dem Seelenleben dreier jungen Helden" betitelt er eine Sammlung von Briefen, Gedichten und Tagebuchblättern dreier Abiturienten, die im August 1914 das Schillergymnasium zu Groß-Lichterfelde verließen, um für das Vaterland zu sterben. Der eine künstlerischen Auges, der andere voll tiefer Innigkeit und Heimatliebe, der dritte in ernstem Kampfe um die tiefsten Fragen, so geben sie zusammen ein rechtes Bild unserer Jugend. Ein gütiges Schicksal läßt uns hier einmal einen Blick tun tief hinein in die Seele und das Ringen unserer Schüler (viel des Gebotenen stammt aus der Zeit vor dem Kriege) — möchten sich viele daraus neue Kraft holen zur Arbeit an dem neuen Geschlecht, dessen Kämpfe nicht geringer sind. (Berlin, Weidmann 1917.)

Heinrich Steinhausen, dem nun Heimgegangenen, hat der Dürerbund zum 80. Geburtstag ein schönes Gedächtnismal errichtet, indem er zwei Aufsätze erneuerte, in denen er für alte Bauart und ehrliche Schlichtheit kämpft, und einen dritten, der die Grenzlinien zwischen Kunst und Religion zu ziehen sucht. (München, Callwey. M. 0,30.)

Oskar Weise läßt seine Deutsche Sprach- und Stillehre in 4., verbesserter Auflage ausgehen. (Leipzig, B. G. Teubner. Geb. M. 2,50.) Ein neuer Teil behandelt die Einzahl und Mehrzahl, ein zweiter die Stellung des Zeitwortes im Satze. Zu letzterem möchte ich hinweisen auf den auch in der höheren Prosa zunehmenden Brauch, bei längeren Nebensätzen das Verbum vom Ende des Satzes vorzunehmen: z. B. „wenn wir ein Bild ansehen als ein Beispiel von Farbenfreudigkeit, von usw., so ist der Eindruck ganz anders, als wenn wir es betrachten nach seinem Aufbau, seinem Inhalt usw". Hofstaetter.

„Hundert Jahre Berliner Humor". Gesammelt von G. Manz. Verlag der „Lustigen Blätter", Berlin. Geh. M. 3,50, geb. M. 4,50.

Mit liebevoller Versenkung in die mannigfaltige Literatur, die um das Berlinertum des letzten Jahrhunderts aufgewachsen ist, hat G. Manz zusammengesucht, was die heitere Seite dieser Stadtseele charakterisieren kann. Unwillkürlich wird man mit dem Wort „Berliner" eher „Witz" als „Humor" assoziieren. Aber Namen wie Fontane, Gottfr. Keller, Wilh. Raabe, Jul. Rodenberg bürgen dafür, daß auch echter Humor auf diesem Boden gediehen ist. Eine reiche Fülle geschickt ausgewählter Bilder vervollständigen diesen fröhlich belehrenden Beitrag zur Kulturgeschichte einer Stadt, die aus den fast noch gemütlich kleinstädtischen Verhältnissen der Vormärzzeit zu den oft schon recht ungemütlichen Zuständen der Reichshaupt- und Weltstadt emporgediehen ist. Stern.

Für die Leitung verantwortlich: Dr. **Walther Hofstaetter**, Dresden 21, Elbstr. 1.
Alle Sendungen sind an seine Anschrift zu richten.

Über Zeichenrunen und Verwandtes.

Von **Robert Petsch** in Posen.

1. Aus dem Nachlaß Paul Wendlands ist vor kurzem ein Aufsatz über „Symbolische Handlungen als Ersatz oder Begleitung der Rede"[1]) veröffentlicht worden, der sich im ganzen auf Belege aus den antiken Schriftstellern und aus der Bibel stützt, der aber im Sinne seines Verfassers auch die literaturgeschichtliche Forschung und die Volkskunde mannigfach befruchten wird. Einige Beispiele mögen den Gegenstand der Untersuchung erläutern. Periander, der Tyrann von Korinth, läßt den Herrscher von Milet um seinen Rat bitten. Thrasybul beantwortet, wie Herodot (V. 92) ausdrücklich versichert, die Fragen des Boten mit keinem Worte; aber er läßt ihn die Sachlage aufs genaueste darlegen und führt ihn währenddessen vor ein Ährenfeld, reißt die hervorragenden Ähren ab und wirft sie weg. Aus der Erzählung von seinem seltsamen Verhalten entnimmt dann Periander den Rat, die vornehmsten Bürger zu beseitigen und handelt danach. Die symbolische Handlung vermag also das Wort zu ersetzen, ihre richtige „Deutung" vorausgesetzt. Sie kann aber auch das Wort begleiten und bestärken. Saul wird zum Kampf gegen den Ammoniterkönig Nachas aufgerufen (1. Sam. 11). Vom Geiste Gottes ergriffen und über die geschehenen Frevel ergrimmt, zerstückt er die Ochsen, mit denen er gerade vom Felde heimkehrt, und sendet die Stücke in ganz Israel herum: „Wer nicht auszieht hinter Saul, dessen Rindern soll es so ergehen." Da „fiel die Furcht des Herrn auf das Volk, daß sie auszogen, gleich wie ein Mann". Gerade bei Botschaften ist die Verhüllung des Wortes durch symbolische Handlungen von jeher besonders beliebt gewesen; doch nicht immer ist der Sinn der bloßen Gebärde klar, sie muß eben richtig erfaßt und eindrucksvoll „gedeutet" werden. Die Skythen senden dem König Darius einen Vogel, eine Maus, einen Frosch und fünf Pfeile; er ist schon geneigt, dieser Gabe einen für ihn ehrenvollen Sinn unterzulegen, als Gobryas sie in entgegengesetzter Richtung deutet: „Wenn ihr nicht als Vogel gen Himmel fliegt oder als Maus euch in die Erde verkriecht oder als Frosch ins Wasser springt, werden diese Pfeile euch die Rückkehr unmöglich machen" (Herodot IV, 131—134).

1) Neue Jahrbücher für das klassische Altertum usw., herausg. von J. Ilberg, Bd. 37, S. 233ff. Neuerdings vgl. auch W. Schultz in Pauly-Wissowas Real-Enzyklopädie 2. Reihe, Bd. I, Sp. 107.

Die symbolische Ausdrucksweise reicht gewiß in die ältesten Zeiten der Menschheit zurück, für die das Wort ohne Gebärde unverständlich war und oft ganz hinter ihr zurücktrat. Auch späterhin aber war wohl die sinnfällige Handlung oft genug verständlicher und jedenfalls eindrucksvoller als die menschliche Rede, ja man kann sagen, daß diese an Wirkung um so mehr einbüßt, je mehr sie an Klarheit und Eindeutigkeit gewinnt. Darum wird auch in Zeiten hochentwickelter, sprachlicher Kultur die Rede wieder hervorragend sinnlich, bildlich anschaulich oder aber dunkel und rätselhaft, sobald eine besonders starke Gefühlswirkung auf den Hörer angestrebt wird; Gleichnisrede auf der einen und gnomische, vielsagende Kürze auf der anderen Seite zeichnen die Sprache der Propheten aus, wie noch heute in unseren Sprichwörtern beides nachlebt. Bis in ganz neue Stilweisen (und Stilunarten) dringt das Bestreben hinein, das als wahr Erkannte und klar Vorgestellte entweder künstlich zu verdunkeln oder nur durch den Schleier eines Gleichnisses hindurch ahnen zu lassen, und Hermann Bahr hat soeben die „Mode der dunkeln Rede" in expressionistischen Kunstprogrammen mit den Worten verteidigt: „Ich weiß jetzt gar nicht mehr, wie man Wahrheiten vortragen soll. Dunkle Reden ärgern den Hörer, aber klare hört er gar nicht an oder überhört sie; wird ihm nämlich die Wahrheit zu leicht, zu bequem gemacht, dann achtet er sie wieder nicht."[1]) Freilich kann auch der Sinn der Gebärde verblassen, wie derjenige des Wortes. Wenn der Großkönig Wasser und Erde als Zeichen der Unterwerfung fordert, so ist das Zeichen bereits konventionell geworden; aber selbst dann ist seine Bedeutung für das Gefühl des einfacheren Menschen (und nicht bloß für diesen) größer als die des bloßen Wortes: die Zeremonien der Eidesleistung wirken auch auf denjenigen, der ihren ursprünglichen Sinn gar nicht oder nur halb versteht.

Blicken wir von hier aus auf das germanische Altertum zurück, so brauchen wir nur mit einem Worte auf die geradezu ungeheuere Bedeutung der Symbolik für die germanischen Rechts- und Kriegshandlungen hinzuweisen. Wichtiger erscheinen uns im Augenblicke literarische Belege für einmalige symbolische Handlungen der oben beschriebenen Art. Ein sehr bekanntes Beispiel einer von Rede begleiteten Geste ist die Botschaft des Vandalenkönigs Gelimer, der von seinem übermächtigen Gegner, dem Heruler Fara, nur ein Brot, eine Harfe und einen Schwamm verlangt.[2]) Fara versteht allerdings den Sinn der sonderbaren Bitte erst, als sie ihm gedeutet wird. Und in den meisten Fällen war solche Deutung wohl notwendig und setzte eine gewisse, geistige Beweglichkeit voraus; sicherlich aber wurde von einer vollkommenen „Deutung" noch mehr verlangt: eine knappe und doch vielsagende, wirksame und der Bedeutung des Gegenstandes angemessene Ausdrucksweise, also geformte Rede. Schon die angeführten Reden, die symbolische Handlungen be-

1) H. Bahr, Der Expressionismus. München, Delfinverlag 1916, S. 50.
2) Procop, De bellis IV, 6, 30.

gleiteten, bedienten sich, wie wir sahen, des Parallelismus und der Steigerung, der Gleichnisrede, des Gegensatzes und anderer „rhetorischer" Mittel; sie waren „gnomisch" gehalten wie jene Hohnworte lakonischer Weiber, die mit einer unanständigen Gebärde fliehende Volksgenossen in die Schlacht zurückjagten: „Wohin flieht ihr? Wollt ihr euch dahin verkriechen, von wo ihr entsprungen seid?"[1])

Ein besonders schönes Beispiel solcher Deutung gibt uns nun das alte Atlilied der Edda, nach Heusler[2]) eine „rechte Kunstdichtung, in der man selten schlichteren Klängen begegnet. Eine Erzählungsweise, die man barock nennen kann, mit entlegenen Wendungen, mit gehäuftem Ausdruck, die die silbenreichen Verse zu sprengen droht, wechselt hier mit flüssigeren Strophen von leichterem Satzbau, auch mit wunderlich skaldisch gedrechselten Zeilen". Sicherlich hat sich der Verfasser alle möglichen Kunstmittel der Vergangenheit zunutze gemacht und arbeitet wohl auch bei der merkwürdigen Botschaft Gudruns an ihre Brüder nach alten Mustern. Sie hat dem Boten Atlis, der die Gjukungen zu der verhängnisvollen Reise auffordern soll, einen Goldreif gegeben, der die Bedenken Högnis erregt:

„Was riet uns wohl die Frau, Da den Ring sie sandte Mit Wolfshaar umwunden? Warnung, meine ich, bot sie!	Ein Haar des Heidewolfs Haftete am Goldring: Wölfisch wird der Weg uns Zur Wohnung Atlis." (Genzmer.)

Es mag dahingestellt sein, ob der Ring zunächst als bloße Beglaubigung des Boten oder als reines Geschenk Gudruns an ihre Brüder gelten oder ob er auf das Gold der Gjukungen deuten soll, nach dem es Atli gelüstet oder endlich auf das Gold der Gnitaheide, mit dem er sie zu locken sucht (Str. 5). Irgendwelche Beziehung der letzten Art wird wohl vorliegen, und das Wolfshaar am Golde hat dann eine ähnliche Bedeutung wie das „latet anguis in herba". Lehrreich ist es nun zu sehen, wie Högni die „Deutung" des Symbols vornimmt: Er legt zunächst den Tatbestand fest; in ziemlich lockerer Form werden die beiden Hauptbegriffe auf zwei Verszeilen verteilt: baug sendi (:brúđi bendo), varinn vádom heiđingia (:vǫrnuđ byđi). Ehe er aber den tieferen Sinn des Vorgangs feststellt, bringt Högni das Geschaute noch einmal in eine geschlossene Form, die hier keine andere, als die der stabreimenden Langzeile sein kann:

Hár fann ek heiđingia riđit í hring rauđom.

Und nun erst erfolgt, in einer weiteren Langzeile, die Auslegung, indem für die beiden stabenden Begriffswörter von der Bedeutung „Wolfshaar" und „Ring" sinngemäß solche mit der Bedeutung: „wölfisch" und „Botschaft" treten.

---

1) Plutarch, Lacaen. apophth. 16, S. 241; vgl. 246. Bei Wendland a. a. O. S. 239f.

2) In Genzmers Übersetzung: Thule Bd. I, S. 39. Den nordischen Text der Edda zitiere ich nach der Ausgabe von Neckel (Heidelberg 1914).

Die Stelle ist darum wichtig, weil sie bei aller Berücksichtigung der bestehenden Verhältnisse des Einzelfalles und der Form des eddischen Gedichtes doch einige Rückschlüsse auf die germanische Weise des „Ratens" zuläßt. Das Wort „raten" bedeutet von Hause aus „Vorsorge treffen", woraus schon bald eine in verschiedenen germanischen Sprachen nachweisbare Bedeutung abgeleitet sein muß: die Äußerung einer Meinung über verborgene Dinge auf Grund innerer Sammlung und sorgfältiger Überlegung.[1]) Ehe also das Raten zu einer reinen Verstandesübung oder gar zu einem gesellschaftlichen Spiel wurde, hat man „Rätsel" der eben geschilderten Form mannigfach gelöst und die Ausprägung der Lösung in einer sinnfälligen Form irgendwelcher Art gewiß als untrügliches Zeichen ihrer Richtigkeit betrachtet — gerade wie das Rätsel selber, sobald es vom rein bildlichen zum sprachlichen Ausdruck überging, in irgendwelcher festen „Form" daherschreiten mußte. Diese sozusagen poetische Tätigkeit ist aber doch allemal erst das zweite: zunächst heißt es immer, irgendwelche greifbaren Symbole mit dem gerade vorliegenden Problem irgendwie in Verbindung setzen. Die äußeren Zeichen konnten nun eigens für den betreffenden Fall geschaffen, d. h. aus der Fülle der Dinge ausgewählt werden, wie es im Atliliede mit Ring und Wolfshaar geschah, oder sie konnten schon seit alten Zeiten bereit liegen und brauchten dann nur angewandt zu werden. Da mögen sich manche Symbole durch ihre Eindeutigkeit und ihren starken Stimmungsgehalt, andere vielleicht gerade durch ihre verschwommene Vieldeutigkeit empfohlen haben. Jedenfalls wird überall im Laufe der Jahrhunderte eine Reihe von bewährten Symbolen aufgespeichert worden sein. Sie konnten alsdann zur Verständigung des Menschen mit seinen Nebenmenschen, aber auch mit der Gottheit oder wenn man will, mit den Geistern der Verstorbenen dienen, d. h. sie wurden auch zu Wahrsagungszwecken benutzt.

2. So kommen wir auf die Entstehung jener ältesten Art von sogenannten „Runen", von deren Gebrauch bei der Losung Tacitus (Germ. 10) uns berichtet: „Sortium consuetudo simplex. Virgam frugiferae arbori decisam in surculos amputant eosque notis quibusdam discretos super candidam vestem temere ac fortuito spargunt. Mox si publice consultetur, sacerdos civitatis, sin privatim, ipse pater familiae, precatus deos caelumque suspiciens ter singulos tollit, sublatos secundum impressam ante notam interpretatur." Ich bin mit E. Mogk[2]) darüber einig, daß diese „notae" heute kaum mehr auf Schriftrunen im üblichen Sinne, etwa auf die Buchstaben des Futhark-Alphabetes gedeutet werden dürften, wie R. M. Meyer noch vor

1) Zur Herleitung des Wortes vgl. meine Schrift: „Das deutsche Volksrätsel" (Trübners Bibliothek, Bd. 6, Straßburg 1917), S. 1f.
2) Pauls Grundriß, Bd. III (2. Aufl.), S. 400ff.

20 Jahren behauptete.[1]) Sind uns doch vor dem dritten, nachchristlichen Jahrhundert keinerlei Spuren solcher Schriftrunen überliefert, deren Ableitung aus dem lateinischen Alphabet zudem kaum mehr bestritten werden dürfte. Überhaupt aber werden wir, wie wiederum Mogk uns gelehrt hat[2]), die ältere Erklärung des ganzen Vorganges in manchen Punkten umändern müssen.[3]) „Bevor die Runen zum Schreiben gebraucht wurden", hatte sich R. v. Liliencron etwa ausgedrückt, „waren sie mystische Zeichen, der Ausdruck von Zauberformeln, die Tacitus „notae" nennt. Man schnitt diese in Stäbchen, und aus ihnen konnte der Kundige religiöse Formeln („carmina") bilden und zusammensetzen. Die Runen stellten in ihrer Reihe die Zahl der Anlaute dar, auf deren Gleichklang die altgermanische Poesie aufgebaut ist. Die Zusammensetzung der Runen erfolgt nach Art der nordischen Kenningar, denn in diesen steckt die eigentliche Versmaterie, und wie diese umfassen auch die Runennamen das gesamte germanische Leben. Dieser Gebrauch der Runen ist gemeingermanisch, gehört also einer Zeit an, die vor der Trennung liegt." Abgesehen davon, daß auch Liliencron noch an die Entstehung der Schriftrunen aus den „notae" des Tacitus glaubt, stimmt die Gleichsetzung der Runenzeichen mit den Anlauten als Trägern des Stabreimes nicht, da mehrere Zeichen der älteren Runenreihen nicht im Anlaut stehen können. Und endlich sind die Kenningar im eigentlichen Sinne, wie Mogk[4]) richtig betont, eben ausschließlich der norwegisch-isländischen Dichtung eigen und dürfen nicht ohne weiteres für die deutsche oder die urgermanische Poesie in Anspruch genommen werden. Aber Liliencron sagt, wenigstens an der angegebenen Stelle, nur: „nach Art der nordischen Kenningar" und wenn er auch anderwärts in seinem Aufsatz die Ähnlichkeit des Verfahrens stark übertreibt, so wohnt doch wohl jenen Worten ein Körnchen Wahrheit inne. Wir haben oben gesehen, wie in Högnis „Deutung" („interpretatio" würde Tacitus sagen) die synonymen Ausdrücke 'baug' und 'hring' miteinander wechseln, je nachdem es das Bedürfnis des Verses verlangt. Ähnlich mag es bei der Auslegung der eingeritzten Zeichen auf den Holzstäbchen zugegangen sein; durch eine unabsehbare Reihe von Generationen ausgebildet und gesammelt, umfaßten sie wohl tatsächlich, wie Liliencron annimmt, das „Begriffsinventar" des Germanen in seinen wichtigsten Bestandteilen. Das zeigen auch die auf die späteren, aus dem lateinischen Alphabet entlehnten Schriftrunen übertragenen uralten Runennamen. Es handelte sich eben um Ideogramme, deren nächster Sinn schon

1) Paul und Braune, Beiträge, Bd. 21, S. 762ff.

2) „Über Loszauber und Weissagung bei den Germanen." In den „Kleinen Beiträgen zur Geschichte. Festschrift zum deutschen Historikertage in Leipzig" 1894, S. 81ff. Über die Kenningar vgl. auch mein eben erwähntes Buch („Volksrätsel"), S. 6ff.

3) Zur Runenlehre. Zwei Abhandlungen von R. v. Liliencron und K. Müllenhoff. Aus der Allgemeinen Monatsschrift für Wissenschaft und Literatur, Halle 1852.

4) Aus Los, Zauber usw. S. 83.

auf verschiedene Art ausgedrückt werden konnte, je nachdem die anfangs ganz bestimmten Bedeutungen der einzelnen Worte (vgl. wieder 'baug' und 'hring') sich allmählich verallgemeinerten und verflachten. Weiterhin aber konnte jeder der zunächst sinnlich-konkreten oder doch einfachen Begriffe durch allerlei Assoziationen wieder mannigfach weitergebildet werden. Das treffliche Beispiel des Atliliedes zeigt uns eben den Stamm „Wolf" in ylfskr ungünstig aufgefaßt; anderwärts finden wir die Weiterbildung úlfhugaþr, „wölfisch gesinnt", in der schmeichelhaften Bedeutung: „kühn".[1]) Man sieht, es gehört schon etwas dazu, um dem erstarrenden und doch noch einigermaßen beweglichen Symbol den rechten Sinn und seine Bedeutung für den einzelnen Fall abzufragen, und mag dazu auch keine „tiefere Weisheit erforderlich sein, als man sie bei der Benutzung der Losbücher im Mittelalter brauchte oder beim Kartenlegen unserer Tage voraussetzt" (Mogk), so ist das doch für den einfachen Menschen der Urzeit schon recht viel; das eingeschnitzte Zeichen, mochte es nun als Botschaft oder in der unten noch zu besprechenden Art für Losungszwecke dienen, bezeichnete jedenfalls nur einen Begriff, nicht ein Wort. An Worten stellten sich in den meisten Fällen wohl eine ganze Reihe ein und fast jedes konnte wieder kraft irgendwelcher Assoziation eine Anzahl von übertragenen Bedeutungen oder doch Bedeutungsschattierungen zur Lösung des „Rätsels" heranziehen. Daß nachher ein bestimmtes dieser Worte als „Name" des Runenzeichens 'fest wurde', spricht nicht dagegen; vielleicht stammen die Namen sogar aus einer Zeit, wo die freie Beweglichkeit der Rätselworte tatsächlich schon erloschen war. Möglicherweise aber wurden nun auch mit bewußter Überlegung solche Worte unter den sich darbietenden aufgesucht, die zur Verbindung der alten „notae" mit den Buchstaben des lateinischen, für die nordischen Verhältnisse umgeänderten Alphabets geeignet waren.

Besondere Beachtung verdient aber die Art der Deutung jener geheimnisvollen Zeichen, wovon Tacitus spricht. Sein Bericht wird durch eine von Mogk herangezogene Stelle über das Losen der Finnen[2]) auf das willkommenste ergänzt: „Ex assulis ligneis cultro elaboratis conficiebant pinnulas plures quibus insculpebant singulis suum signum vel characterem peculiarem; dein mussitabant carmen consuetum; quo finito ex signo quod tum relinquebatur in manu conjectabant, utrum felix futura esset venatio aut piscatura, ubi reperiendum foret animal deperditum" usw. Was zunächst die Fragestellung anlangt, so scheint ein Unterschied zu bestehen. Bei Tacitus muß die Antwort „ja" oder „nein" lauten bzw. „günstig" oder „ungünstig"; nach dem finnischen Berichte wird u. U. ein unmittelbarer Hinweis auf den Ort erwartet, wo etwas Verlorenes wiedergefunden wird. Aber das sind nur Unterschiede der Anwendung, und schließlich stand sicherlich auf den Holzstäbchen

1) Reginsmal, Str. 11.
2) Lencquist, De superstit. vet. Fennorum S. 91f.; Mogk a. a. O. S. 90.

der taciteischen Germanen auch nicht „ja" und „nein", sondern die Gunst oder Ungunst der Verhältnisse mußte erst aus irgendwelchen mehr oder weniger konkreten Angaben abgelesen werden, wie uns ja wiederum das Beispiel des Atliliedes lehren kann, wo die Botschaft der Gudrun eigentlich sagt: „Reist nicht! Es ist Gefahr dabei!" Jedenfalls hat Müllenhoff recht, wenn er in seiner gehaltvollen und vorsichtigen Erklärung des 10. Kapitels der „Germania"[1]) alle jene älteren Meinungen abweist, die unter Berufung auf fraglos vorkommende andere Lösungsweisen bei den Deutschen und ihren Nachbarvölkern ein schlichtes Ja- und Neinorakel auch in unsere Stellen hineindeuten wollten. Weiße und schwarze oder teils kreuzweis gekerbte und teils glatte Stäbchen erfordern eben keine „interpretatio", sondern einfach ein Ablesen des Tatbestandes. Aus demselben Grunde möchte ich aber auch nicht die Stelle aus Cäsars Bellum Gallicum (I 53) heranziehen, wonach der von den Sueben gefangene G. Valerius Procillus sein Leben dem Umstande verdankt, daß unter drei gezogenen Losen die Mehrzahl sich gegen seine Opferung aussprach. Mit dem bloßen Überwiegen der Ja- oder Neinstimmen kann es bei der Losung, wie sie Tacitus beschreibt, kaum getan sein. Und die Runennamen der späteren Zeit geben auch für solche Auffassung keinen Anhalt — wenn es überhaupt erlaubt ist, sie zur Erklärung unserer Stelle heranzuziehen. Erst durch einen geistigen Prozeß, wie er eben nur dem „Kundigen" möglich war, konnten also die Runen auf den jeweils vorliegenden Fall angewendet und dann im Sinne von „günstig" oder „ungünstig" gedeutet werden. Wie stark dabei die Phantasie tätig war und wie leicht sich subjektive Neigungen bei der Deutung einmischen konnten, liegt auf der Hand.[2]) Für den Hausgebrauch mochten sich immerhin gewisse Normen ausgebildet haben, die sich zu der Deutung des erfahrenen Ewart verhalten mochten (falls der Vergleich noch einmal gezogen werden darf), wie das „Kartenlegespiel" im Familienkreise zu den Prophezeiungen der phantasiebegabten Damen, die daraus ein Gewerbe machen; nur daß es bei der Runendeutung ehrlicher und — poetischer herging!

Wir kommen damit auf die dichterische Seite des ganzen Vorgangs. Auf keinen Fall darf man (etwa im Hinblick auf die erwähnte finnische Nachricht) die aus den Runen herausgelesenen Weissagungen selber als „carmina" ansehen, wie ja auch Liliencron getan hatte. Zauberlieder begleiten und umgeben die Zauberhandlungen, aber sie ersetzen sie nicht; sie haben hier in der Hauptsache, wie Mogk jedenfalls für den Norden überzeugend nachgewiesen hat,

1) Deutsche Altertumskunde, Bd. IV, S. 222ff.

2) Anekdoten über mißverständliche Zeichensprache liefen im Mittelalter vielfach um und gehen wohl auf noch ältere Vorlagen zurück. Vgl. R. Köhler, Kleine Schriften, Bd. II, S. 479, und die wichtigen Nachträge von J. Bolte, Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, Bd. 24, S. 90.

allein den Zweck, die Geister anzurufen und zur Übermittlung der Wahrheit geneigt zu machen. Denn aus eigener Vollkommenheit wagt der Mensch nicht zu weissagen, und bei dem immerhin schöpferischen Akt der Verbindung zwischen den äußeren Zeichen und der gegenwärtigen Lage, den wir oben beschrieben, kommt gleichsam ein Höheres, Nichtalltägliches in ihm zum Vorschein; er ist geneigt, dieses Höhere auch außerhalb seiner selbst zu setzen und an göttliche Inspiration zu glauben, wo er sich nur durch die bekannten Mittel des Zauberpriesters in eine Art von Ekstase versetzt.[1]) Die großen Gebärden der Vorzeit wurden aber nur von einzelnen, besonders Begabten und mit scheuer Ehrfurcht betrachteten Individuen fortgetragen und in besonders wichtigen Fällen angewendet. Daneben bestand eine einfachere Mantik, die in jedem Augenblick angewandt werden konnte, und von ihr ist bei Tacitus die Rede. Hier wurden die Zauberbilder und die magischen Gebärden eben durch den Aufblick zum Himmel und durch die Anrufung der Götter ersetzt; da ist also für eigentliche Zauberformeln kein Platz mehr. Poetisch aber war auch die Form der Weissagung selber. Auch hier wird man freilich zwischen den vollendeten Kunstleistungen berufener oder berufsmäßiger „Propheten" und der abgeblaßten und vereinfachten Wahrsagung des Tagesbedarfs scheiden müssen. Irgendwie geformte Rede aber war sicherlich in beiden Fällen üblich. Nur beherrschte der eigentliche Zauberer eben die „Form" ganz anders, als der schlichte Ewart. Sobald der Stabreimvers erfunden war (mag er nun im Anfang die von R. Koegel herausgearbeitete Form des „Paroemiacus" gehabt haben oder eine andere), wird er gewiß in Zauberliedern vor allem angewandt worden sein, falls er nicht geradezu **für** diesen Zweck aus älteren, stabreimenden Formeln gebildet worden war! Denn auf die Einkleidung dunkler Geheimnisse oder auf göttliche Offenbarungen, schließlich also auf magische Lieder irgendwelcher Art lassen sich auch so alte Formen wie das Rätsel und das Sprichwort letzten Endes zurückführen. Sollte aber die betreffende Versform schon vorgermanisch gewesen sein, so ist sie mit der stabenden Formel doch gewiß erst auf unserem Boden verbunden worden: diese war also älter und wurde zu irgendeiner Zeit wohl schon in einfachen Sätzen verwandt, denen sie vielleicht allein Form gab, allenfalls in Verbindung mit irgendwelchen, uns unerkennbaren rhythmischen Mitteln. Solche schlichten Sätze mit eingestreuten Stabreimen gingen dann wohl neben den Stabreimversen im engeren Sinn her und mögen gerade da gepflegt worden sein, wo die Zeichenrunen (wie wir die taciteischen „notae" nun vielleicht im Gegensatz zu den Schriftrunen benennen wollen) üblich waren. Daß dann die nächstliegenden Begriffswörter oft genug die Stäbe für solche Formeln hergegeben haben, liegt auf der Hand, aber nach dem oben Gesagten kann keine Rede davon sein, daß nun jedes Zeichen

1) Vgl. Mogk a. a. O. in Pauls Grundriß III, 401ff.

ein für allemal einen bestimmten Anlaut ergeben hätte. Im wesentlichen (nicht in den Einzelheiten) mag sich der Vorgang doch ähnlich abgespielt haben, wie an der Stelle des Atliliedes: Feststellung der ergriffenen Zeichen, Verbindung der entsprechenden Begriffe durch eine alliterierende Formel und Beziehung des Befundes auf die gerade vorliegende Frage in einer zweiten Formel mit jedenfalls abweichenden Stäben; die stabende Form gab dem Ausspruch etwas unmittelbar Überzeugendes, wie sie dem Sprichworte seine bildliche oder rhetorische Einkleidung noch heute gibt. Es war eben ein „Spruch", der geglaubt wurde. Und je mehr in Zeiten entwickelten Götterglaubens die ausgeführten Zeremonien zurücktraten, um so lieber wurde eine Art magischer Kraft den Zauberzeichen selbst zugeschrieben; sie waren es nun, die den Deutenden sozusagen „inspirierten", während ihr Anblick in Wahrheit nur eine Fülle altererbter und durch lange Übung erworbener Vorstellungen und ihrer gegenseitigen Beziehungen in Bereitschaft stellte. Als die Germanen dann mit den römischen Schriftzeichen bekannt wurden, die sie natürlich auch mit abergläubischer Scheu betrachteten, schon weil ihre Kenntnis und Handhabung scheinbar noch ein größeres Kunstwerk war, als die Beherrschung der Zeichenrunen, da übertrugen sie Namen und mystische Bedeutung auch auf die neuen Zeichen. Allmählich schwand der magische Gebrauch dahin und die Dichtung ging ihre eigenen Wege, die jedenfalls von dem heidnischen Kult abführten. Sie brauchte kunstvoll gebaute Verse. Der alte einfache Satz aber mit stabenden Formeln im Innern hielt sich noch in zahlreichen Inschriften, wie sie uns in nordischer Sprache überliefert sind.

3. Eine merkwürdige Bestätigung für unsere Auffassung von der ursprünglichen Befragung der Zeichenrunen, für jene fruchtbare Wechselwirkung zwischen dem aus der augenblicklichen Lage heraus erzeugten Gedanken und dem durch die Zeichen erweckten Vorstellungen bildet jener geheimnisvollste der Odinsmythen in den Havamal, Str. 138ff. Seine volle Deutung wird wohl nie gelingen und kann hier auch nicht gefördert werden; ich möchte also nur vorausschicken, daß ich nicht geneigt bin, mit Bugge, Golther u. a. Odins neuntägiges Hängen am Galgen mit Jesu dreitägigem Hängen am Kreuz gleichzusetzen. Am wenigsten kann mich der Speerstich davon überzeugen, von dem sich der hängende Gott durchbohren läßt, um sich „sich selber" zum Opfer zu bringen: der Selbstmord oder die Opferung von Menschen zu Ehren Gottes durch Aufhängen am Baum und Durchstoßen mit dem Speere ist im Odinskult eine so häufige Zeremonie[1]) und das Ethos des Vorganges ein so ganz anderes als bei dem Opfertod von Golgatha, daß wir heute füglich mit R. Meyer[2]) über jene Gleichsetzung zur Tagesordnung übergehen können.

1) Vgl. besonders die Zusammenstellungen in der Eddaausgabe von F. Detter und R. Heinzel, Bd. II, S. 142f.
2) Altgermanische Religionsgeschichte S. 257ff.

Anderseits aber scheint mir dieser Forscher[1]) wieder mit der Heranziehung ethnischer Parallelen (wie Priesterekstase und Jünglingsweihe) hier und anderwärts viel zu weit zu gehen. Jedenfalls sieht Odins Fasten gar nicht wie ein freiwilliges aus und von einem furor teutonicus kann man kaum sprechen, wenn der Lechzende vom Baum herablangt, um die Runen zu ergreifen. Alles folgt sehr einfach aus dem Vorgange selbst, dessen Voraussetzungen uns freilich nicht klar werden. Jedenfalls kann ich aus dem Texte nicht herauslesen, daß sich Odin in die große Gefahr begibt, um die Runen zu finden. Wozu der Umweg, wenn der Gott sein Ziel so klar vor Augen sieht? Augenscheinlich handelte es sich bei der Erzählung von Hause aus um die Darstellung eines liturgischen Mythus, eines 'Dromenon', wodurch nicht die Auffindung der Runen, sondern der merkwürdige Opferbrauch erklärt werden sollte. Die Erlösung durch die Runen war dabei etwas mehr Nebensächliches, ein Schlußmotiv, das die Wiederbelebung des Gottes erklären sollte. An unserer Stelle freilich wird die Erzählung um der Runen willen wiedergegeben; daher der Wegfall der als allbekannt vorausgesetzten Vorgeschichte, daher die ausführliche Schilderung der Qualen des aufgehängten Gottes. Von irgendwelchen (kaum menschlichen) Feinden verfolgt, wird er am windigen Baum aufgehängt und mit dem Speer durchstoßen; dagegen scheinen freilich die Worte zu sprechen:

ok gefinn Óđni,
siálfr siálfom mér.

Das scheint schon ein Bestehen des Odinsopfers vorauszusetzen; aber wer in Odin den Gott erkannt hätte oder wer den Gehängten als Odins Opfer angesehen hätte, würde der ihn haben hungern und dürsten[2]) und sich ächzend nach Hilfe umsehen lassen, wie es die folgenden Zeilen schildern? Ich meine, daß die ausgehobenen Worte aus dem Sinne des Dichters hinzugefügt und dem Sprechenden in den Mund gelegt worden sind. Sie bedeuten also wohl: „Da hing ich nun, wie ein rechtes Odinsopfer", nur daß hier der Gott gleichsam dem Gott geopfert ward. In seiner Not späht der Gehenkte umher und entdeckt unter sich die Runenzeichen, greift nach ihnen und fällt nachher vom Baum herab: die Befreiung des Gottes aus der Schlinge scheint mir also schon eine Folge seiner Beschäftigung mit den Runen zu sein; denn gegen eine rationalistische Deutung, als ob der Gott bei dem Langen nach den Runen vom Baum herabfiele, sprechen die Lage (des Gehenkten!) und der Wortlaut zugleich. Was wir meinen, wird klarer werden durch den folgenden, meist zu wenig beachteten Abschnitt. Das ist aber nicht etwa Strophe 140, die schon Müllenhoff aus diesem Zusammenhange verwies[3]), sondern 141:

1) In ähnlichen Bahnen verläuft die Erklärung von Fr. v. d. Leyen in seinem „Deutschen Sagenbuch", Bd. I (Die Götter und Göttersagen der Germanen), S. 59f.

2) Heinzels Deutung der schwierigen Stelle (139, 1, Neckel) vermag ich mich nicht anzuschließen.

3) Deutsche Altertumskunde, Bd. V, S. 270f.

þá nam ek frævaz ok fróðr vera
ok vaxa ok vel hafaz;
orð mér af orði orz leitaði
verk mér af verki verks leitaði.

Augenscheinlich steht Odins erhöhte Lebensstimmung, sein Bewußtsein neuen Wachstums an körperlichen und geistigen Kräften mit der Entdeckung im Zusammenhange, die er gemacht hat: je weiter er in der Handhabung der Runen gelangt, um so besser schreitet seine Gesundung fort. Ein Wort gibt gleichsam das andere und entsprechend fügt sich ein Werk (vielleicht ein Handgriff) dem anderen an.[1]) Das Verfahren des Gottes entspricht also einigermaßen derjenigen des losenden Hausvaters; dieser schüttet die Runenstäbchen „temere ac fortuito" aus, und doch ist die Auswahl (und wohl auch die Reihenfolge) der nachher aufgehobenen keine Sache des bloßen Zufalls: nicht umsonst hat er vorher die Götter angerufen, die eben seine Hand und nachher seinen Sinn lenken, damit er das Gefundene richtig deute. So hat gleichsam eine höhere Schicksalsmacht (wir können nicht sagen welche) dem Gotte die Runen dargereicht und unterstützt ihn gnädig bei ihrer Anwendung, indem sie ihn aus den Worten die notwendigen Verrichtungen erkennen läßt.

Von Zauber, ja von Magie im weitesten und doch im strengen Sinn des Wortes ist da noch keine Rede. Um die neuerdings wieder in der Religionswissenschaft mit Nachdruck und Glück angewandte Scheidung[2]) auch hier zu verwerten, würde ich die älteste Anwendung der Runen vielmehr als eine rein „religiöse" Handlung ansehen: sie beruht durchaus auf demütiger Hingabe an die Macht der Götter oder das Göttliche, sie sucht den Willen überlegener Mächte zu erforschen und auszuführen, nicht aber nach Magierart diese Mächte zu überlisten und ihren Willen eigensüchtig zu lenken. Daß jede derartige religiöse Zeremonie dem Mißbrauch oder der Umbiegung zu magischen Zwecken ausgesetzt ist, zeigt die Religionsgeschichte freilich auf Schritt und Tritt, ja der Kampf zwischen geistiger Religiosität und magischem Materialismus ist eine der Haupttriebkräfte in jeder religiösen Entwicklung.

So darf es uns denn nicht wundernehmen, daß die Runen eben schließlich geradezu als Zaubermittel angewendet wurden.

Die Zeit, aus der die eddischen Havamal stammen, kannte natürlich den zauberhaften Gebrauch der Runen, der sich auch längst von den Zeichenrunen auf die Schriftrunen ausgedehnt hatte. Aus den besprochenen Versen geht nicht klar hervor, ob Buchstabenzauber vorliegt, und keinesfalls muß die zugrunde liegende Sage den Vorgang so aufgefaßt haben, denn „Worte"

1) „Wort mir vom Worte das Wort suchte, Werk mir vom Werke das Werk" übersetzt Müllenhoff a. a. O.

2) Zuletzt in dem hervorragenden Buche von Karl Beth über „Religion und Magie bei den Naturvölkern", das im Verein mit den Schriften von Söderblom eine völlige Wandlung unserer Anschauungen über das Verhältnis von Zauberei und Religion auf den niedersten Kulturstufen einzuleiten berufen ist.

stellten sich auch als Träger der Begriffe ein, die durch die Zeichenrunen angedeutet waren. Jedenfalls traten nachher bei der magischen Anwendung die „Worte“ gegen die „Werke“ und noch mehr gegen die „Wirkung“ zurück, und die Runen bzw. die einzelnen Buchstaben erschienen als Träger geheimnisvoller Kräfte, die unter Berücksichtigung bestimmter magischer Vorschriften in Tätigkeit traten. Augenscheinlich empfindet unser Sänger aber den zauberischen Gebrauch im engeren Sinne als eine Unsitte. Dies wohl der Sinn der weiteren Teile unseres „Runatal“. Str. 142 beschreibt die vollkommenen Runen, wie sie der „Hauptdichter“, also Odin selbst, zuerst gemacht hat: deutbare Stäbe[1]) mit gewaltigen, kräftigen Zeichen, die aber der Mensch nur im reinen Sinne anwenden soll. Daher die katechismusartigen Fragen in Str. 144, die uns die einzelnen Teile des heiligen Vorgangs schildern. Nur scheint mir die Reihenfolge dieser Vorgänge dem Stabreim zuliebe gestört zu sein; dies um so eher, als ja nicht in jedem Falle alle Einzelheiten in Betracht kamen oder gleichmäßig wichtig waren. Runen müssen richtig geritzt (rísta) und unter Umständen gefärbt (fá) werden — kaum um der ästhetischen Wirkung willen, denn wir wissen, daß die Zeichen zu zauberischer Wirkung mit Blut ausgefüllt wurden.[2]) Die Runen müssen erraten (ráđa) werden, wobei es ohne Versuche (freista)[3]) nicht abgeht. Das Rechte aber wird nur finden, wer sich unter Gebet (biđia) und Opfer (blóta) vorbereitet hat; vielleicht deutet auch „senda“ auf das Opfer hin[4]), denn das Versenden von Runenbriefen, woran Heinzel denkt, scheint mir nicht recht in diesen Zusammenhang zu passen. Beim Opfern selber aber kommt eben alles auf den rechten Sinn an, und darum warnte die letzte Halbzeile vor dem „Verschwenden“ (sóa).[5]) Die Antwort auf alle Fragen gibt eben die nächste leider zerrüttete Strophe, deren Inhalt an biblische Vorstellungen vom höchsten religiösen Gehalt erinnert. „Besser ist nicht gebetet, als zuviel geopfert.“ Das möchte ich nicht so rationalistisch wie Heinzel erklären: „Da die Gegenleistung erfahrungsmäßig unsicher ist, so hüte man sich dabei vor übermäßigem Aufwand.“ Nein! „Gabe zielt nach Entgelt“ (Gering), und wer so opfert, hat seinen Lohn dahin, weil er es nicht in der rechten Gesinnung tut. Durch ein Übermaß von Gabe sucht der Zauberer die Gottheit gnädig zu stimmen. Aber „lieber nichts geopfert, als verschwendet“ — so hat Odin selbst gesprochen.

4. Eine gewisse Bestätigung unserer Zusammenstellung der Botschaft Gudruns an ihren Bruder mit den älteren Runenzeichen geben uns die grön-

1) Nach der auch von Heinzel angenommenen Erklärung der ránđa stafi durch Gering.
2) Vgl. die Belege in Gerings Eddaübersetzung S. 106, Anm. 3.
3) Doch sieht Heinzel a. a. O. 144 hierin eine Art frétt = Orakelbefragung.
4) So Gerings Glossar, nach Hj. Falk.
5) In dem veitstu, hvé sóa skal (man erwartet eher: „wie man nicht verschwenden soll?“) scheint mir eine kühne Einziehung der Frage unter das allgemeine Schema der Strophe vorzuliegen.

ländischen Atlamal, dieser „jüngere Doppelgänger zum alten Atliliede" (Heusler). Hier sind an die Stelle des Ringes mit dem Wolfshaar tatsächlich Runen getreten, die denn auch gedeutet werden.[1]) Högnis Weib Kostbera wird als klug und runenkundig eingeführt. (Kend var Kostbera, kunni hon skil rúna, Str. 9.) Sie liest beim Feuerschein die „Wortstäbe" (inti ordstafi); das heißt sicher nicht, wie Heinzel angibt: „die wortbildenden Buchstaben als Laute"; vielmehr spielt sie augenscheinlich mit den verschiedenen Begriffswörtern, die den eingeritzten Runenzeichen entsprechen können, und sucht sie in einen sinnvollen Zusammenhang zu bringen. Das aber mißlingt ihr, denn der eine der beiden Boten Atlis hat die Warnungsrunen Gudruns gefälscht, und zwar in der Art, daß die Prophezeiung unvollständig wurde, daß sozusagen die Pointe fehlte. So kann sich Kostbera das Ganze nicht „reimen", obwohl sie der Wahrheit sehr nahe kommt; soviel sieht sie jedenfalls, daß es sich um Todesrunen handelt („sem undir væri bani ykkarr beggia", Str. 12). Auch wie die Fälschung bewirkt worden ist, können wir ahnen: „vant er stafs vífi eda valda adrir". Der Frau, nämlich Gudrun, hat also entweder ein Stab gefehlt, d. h. sie hat für einen Begriff, den sie ausdrücken wollte, kein passendes Zeichen gefunden, oder es haben sich andere damit zu schaffen gemacht, indem sie ein Zeichen beseitigten. Das war leicht, es brauchte nur ein Teil des Holzes weggeschnitten zu werden. Daß derartiges vorgenommen wurde, freilich mit anderer Absicht, lehrt uns wiederum eine andere Stelle, von der gleich noch die Rede sein wird (Skirnism. Str. 36). Auf diese Weise wird zwar die befohlene Botschaft ausgerichtet, aber in so unvollkommener Weise, daß die Warnung ihres Zweckes verfehlen muß. Natürlich würde sie auch in vollständiger Form nicht mehr gewirkt haben; so wenig sich die Gjukungen im älteren Atliliede durch Ring und Wolfshaar von der Todesfahrt zurückhalten lassen und so wenig in unserem Gedicht die immer bedrückenderen Traumerzählungen der Frauen fruchten. Nordischer Reckensinn deutet sie einfach um oder setzt sich über sie hinweg. Aber der Vergleich beider Lieder zeigt uns, wie eng noch Traumdeutung, Zeichensprache und ältestes Runenwesen miteinander zusammenhängen[2]); immer kommt es auf das „Raten" an, das aber von der Klugheit und Erfahrung des Ratenden und nicht zuletzt von seiner Stimmung und Lebensanschauung in hohem Grade abhängig ist.

1) G. Neckel (Beiträge zur Eddaforschung 1908, S. 239f.) sieht in der ganzen Darstellung des jüngeren Liedes eine schwerfällige, verwässernde Wiedergabe des Inhalts der älteren Dichtung. Der trotzige Reckensinn, den Gunnar ursprünglich der ganz deutlichen Warnung entgegensetzt, wird in schwaches, eigensinniges Festhalten gegenüber den beunruhigenden Träumen seiner Gattin verwandelt. Die führende Rolle hat Högni übernommen. Die anfängliche Unsicherheit der Recken wird durch eine undeutliche Runenschrift erklärt, zweideutige Träume treten hinzu.

2) Wirklich hat denn auch der Verfasser des Dráp Niflunga beide Berichte miteinander zu verschmelzen gesucht.

5. Wir werfen zum Schluß noch einen kurzen Blick auf ein paar andere Stellen der Edda, in denen von Runenzauber die Rede ist. Sie stehen immer in Verbindung mit Segen, Fluch, Verwünschung oder sonstigem magischen Gebaren, das sie augenscheinlich nur unterstützen, wie sie selbst der Stütze bedürfen. In den Skirnismal bedroht der Werber des Freyr die trotzige Riesentochter Gerd mit einem traurigen Schicksal im Riesenreiche, falls sie auf ihrer Weigerung besteht. Ohne Kost soll sie in des Frostriesen Halle unterkriechen und eklen Trank genießen, den ihr erbärmliche Knechte herbeischaffen. Zur Bekräftigung seiner Verwünschung ritzt er ihr „einen Thurs und drei (andere?) Stäbe": Ergi ok oeđi ok óþola. Das bedeutet: (Bei den) Riesen (soll sie wohnen und vor) schamloser Begierde, Wahnsinn und Ungeduld (vergehen); möglicherweise ist der Sinn auch: „Bei den Riesen sollst Du vor Wollust und Ungeduld dem Wahnsinn verfallen." Der erste Stab ist sehr einfach, der Name der Rune wird unmittelbar als Appellativum gebraucht; die abstrakten Begriffe aber mußten erst durch ein kompliziertes Verfahren mit anderen Runen in Verbindung gebracht werden. Daß sich der Verfasser unseres Liedes darüber klar gewesen wäre, möchte ich freilich bezweifeln; er war sicher überzeugt, daß der Kundige mit den Runen anfangen könne, was er wolle, und eine ausführliche Verwünschung, wie sie auch hier dem Runenzauber vorangeht, vermag da auch manche Gewaltsamkeit zu decken. Eine ganz lockere Assoziation zwischen dem Runennamen und einem irgendwie verwandten Begriff konnte leicht die gewünschte Wirkung hervorbringen. Genügt doch in unseren Sprichwörtern ein oft weit hergeholter Reim oder eine Assonanz, um den noch so bedenklichen Inhalt wirksam zu bekräftigen. (Vgl. „Einmal ist keinmal" oder den ausgedehnten Gebrauch, der von dem Worte „Wie der Herr, so 's Gescherr" gemacht wird. Da können mit „Gescherr" nicht bloß Gegenstände, sondern auch bestimmte Machenschaften oder bleibende Eigenschaften, ja die Dienstboten des „Herrn" bezeichnet sein, daher die Nebenform: „Wie der Herr, so der Knecht.")

So einfach wie die Bindung des Zaubers ist aber auch seine Lösung. Skirnir ist bereit, die geritzten Runen wieder abzuschaben (af rísta), wenn es ihm gut erscheint. Wie also eine Schrift in Zeichenrunen durch Abschaben unkenntlich gemacht wird, so wird der Zauber unwirksam, wenn die Schrift, die ihn bekräftigen sollte, wieder entfernt wird. Aber nur derjenige, der sie eingeritzt hat, kann die Zeichen so entfernen, daß auch ihre Wirkung aufhört. Tatsächlich zeigt sich Gerd alsbald geneigt, dem Freyr als Gattin zu folgen.

6. Von Runen anderer Art scheint im zweiten Gudrunliede die Rede zu sein. Grimhild reicht Gudrun einen Vergessenheitstrank, der das Gedächtnis an die von den Gjukungen erfahrene Kränkung auslöschen soll: kräftige Erde ist mit eiskaltem Meereswasser und Eberblut gemischt (Str. 21). Nach der 23. Strophe sind dem Biere noch allerlei Dinge beigemischt:

„Gebrannte Eckern, Und Baumwurzeln, Des Herdes Asche,
Eingeweide, Des Schweines Leber: Da schwand mein Grimm." (Genzmer.)

Besondere Wirkung auf die Erinnerungskraft des Menschen sollen wohl nur die in Str. 21 genannten Bestandteile des Trankes ausüben; die zuletzt genannten Beimischungen dienen eher dazu, die Zauberkraft, die übernatürliche Wirkung des Bieres im allgemeinen zu steigern. Ähnlich möchte ich die Runen verstehen, von denen in der Zwischenstrophe 22 die Rede ist:

Vóro í horni
ristnir ok roðnir
lyngfiskr langr,
ax óskorit
hvers kyns stafir
— raða ek ne máttak —
lanz Haddingia
innleið dýra.

Diese Runen wirken bloß durch ihr Dasein, durch ihre Gestalt und vielleicht durch ihre rötliche Farbe. Gerade ihre Undeutbarkeit erhöht die grausige, magische Wirkung, wie ja die eben genannten Zauberingredienzien, ähnlich denen des Hexenzaubers im „Makbeth", nur den Eindruck des Widrigen, Ekelhaften, Gräßlichen hervorrufen und steigern sollen. Daher der „Heidefisch", d. h. die Schlange[1]) aus dem „Haddingenlande", d. h. aus der Totenwelt[2]), die ungeschnittene Ähre und das Innere der Tiere. Alle diese Dinge oder einzelne von ihnen mögen ursprünglich im Volksglauben irgendwelche besondere magische Kraft gehabt haben: an unserer Stelle wirken sie einfach Stimmung erregend, und die Figuren, die in das Horn eingeritzt sind, geben ihm ein für allemal Zauberkraft, denn es wird nicht bloß für Vergessenheitstränke benutzt.

7. Am meisten Schwierigkeiten bereitet die scheinbar ausgiebige Runenstelle der Edda im Sigrdrifaliede. Hier sind ältere und jüngere Bestandteile gemischt[3]), und auch, wenn wir Strophe 20 gleich an 5 anschließen und das Dazwischenliegende zunächst nicht berücksichtigen, stellen sich der Deutung noch Schwierigkeiten genug entgegen. Die Walküre reicht Sigurd einen Runentrank; ist das der Erinnerungstrank, der in der Prosa vor Strophe 3 erwähnt wurde? Gering zieht in seiner Übersetzung den Satz „Hon tók þá horn, fullt miaðar, ok gaf hánom minnisveig" unmittelbar zur fünften Strophe und ebenso verfährt die neue Übersetzung von Genzmer, der freilich übersetzt: „Sigrdrifa nahm darauf ein Horn und reichte Sigurd einen Weisheitstrank." Bei beiden Übersetzern dienen dann die Worte der Sigrdrifa als Hinweis auf

1) Heinzel erinnert an die Schlange in der Hexenküche bei Saxo Grammaticus III, S. 123.

2) Nach Gering; Heinzel (Bd. II, S. 500) deutet die Anspielung auf das Meer und zieht die Ähre dazu: die ungeschnittene Ähre des Meeres sei vielleicht der Tang. Besteht Heinzels Deutung zu recht, so könnte man immerhin zur Not in der Schlange, der Meeresähre und den Eingeweiden der Tiere eine Hindeutung auf die drei zauberkräftigen Bestandteile des Trankes in Str. 22 sehen: Erde, Meerwasser und Tierblut.

3) Vgl. vor allem Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde, Bd. V, S. 160ff.

den dargereichten Trank und seine geheimnisvollen Kräfte. Heinzel dagegen unterscheidet genau zwischen beiden Tränken, läßt den Prosasatz an seiner Stelle stehen und vergleicht den zweiten als „einen Trank der Weisheit" mit „Odins Trank, aus dem er Weisheit und Poesie schöpft". Aber bei diesem Trank ist doch keine Rede von Runen, und er soll auch den Trinkenden nicht bei den Menschen angenehm machen, sondern reines Wissen vermitteln; außerdem paßt die ausgehobene Stelle auf keinen Fall dahin, wo sie in der Handschrift steht, und die Bitte um Geisteskraft, weise Rede und heilkräftige Hände kann nicht wohl mit dem „minnisveig" in Verbindung gesetzt werden. Wir halten jedenfalls daran fest, daß dieser Trank mit dem Bier in Strophe 5 gleichzusetzen ist. Schließt aber Strophe 20 unmittelbar an die letztere an, so kann von einer Gedächtnisstärkung im eigentlichsten Sinne keine Rede sein; weder denkt Sigrdrifa jetzt schon daran, Sigurd zu dauerndem Gedenken an sie zu fesseln, ehe er die Entscheidung getroffen hat, vor die er erst in Strophe 20 gestellt wird, noch will sie sein Gedächtnis für ihre Runenbelehrung stärken, denn diese Belehrung gehört eben nicht der ursprünglichen Dichtung an; und wenn er aus dem Tranke selbst Erinnerungskraft für das erhalten sollte, was der Trank ihm geben muß, so läge ein lächerlicher Zirkel vor. Wir werden also „minnisveig" und „bjór" beide als „Weisheitstrank" ansehen dürfen. Dann kann aber auch nicht von eingeritzten Runen die Rede sein, die Zauberkraft liegt im Tranke selbst, der auf wunderbare Art gemischt sein mag. Runenzauber ist, wie wir sahen, immer mit Zaubersprüchen verbunden zu denken, wenigstens von Hause aus: so können die Sprüche sowohl als die Runen, die Worte wie die Zeichen jene zauberischen Kräfte symbolisch vertreten, die eigentlich erst die wunderbare Wirkung ausüben. In diesem Sinne können Runen wohl genannt werden, wo nur Zauberformeln oder magische Weihen irgendwelcher Art gemeint sind. Die 5. Strophe sagt also nichts anderes, als daß der Trank durch „magisches Behandeln" die Kraft erhalten hat, den, der ihn trinkt, zum rechten Helden, zur Verkörperung von Kraft und Stärke und Ruhm zu machen; dank solchen Eigenschaften gewährt er denn auch jene Güter, die wohltätiger Zauber dem Menschen verleihen kann, Heilkraft[1]) und Liebeskunst (líknstafi und gamanrúnar). Wir sind nach alledem kaum mehr gezwungen anzunehmen, daß tatsächlich Runen auf die Stengel der Kräuter eingeritzt waren, womit man das Bier gewürzt hatte (Gering).

Ganz anders freilich hat der Interpolator die Sachlage aufgefaßt, dem wir die merkwürdigen Strophengruppen 7—13 und 14—19 verdanken. Durchweg werden die Runen hier als Zauberzeichen aufgefaßt: da erscheinen Bestandteile des Futhark vermischt mit augenscheinlich anderen, altertümlichen Zeichen, die der Wissende zauberisch verwenden kann. Letzthin gehen sie

1) Oder Beliebtheit bei den Menschen? Müllenhoff übersetzt: „einen Becher voll Lieder, Zeichen des Wohlgefallens, guter Zaubergesänge und Liebesrunen".

alle auf Odin zurück, der sie allenthalben geritzt hat (Str. 15ff.). Runen standen danach ursprünglich auf dem Schilde der Sonne, auf den Rädern an Odins Wagen, auf dem Gebisse seines Hengstes und auf den Ohren und Hufen der Sonnenrosse. Aber weiter: die Zunge des Dichtergottes Bragi, die Tatze des Bären, die Pfote des Wolfes und der Schnabel des Adlers trugen solche Zeichen und sie fanden sich auch in Wein und Bier und auf mancherlei Gegenständen, unter denen nur noch die „erlösende Hand" der Geburtshelferin und die „rettende Fußspur" erwähnt seien. Ganz augenscheinlich haben wir es hier mit lauter Dingen voller Zauber- und Wunderkraft (Orenda, Wakonda oder wie es die Völkerkunde benennen mag) zu tun; die mythologische Bedeutung aller Einzelheiten aus dem germanischen Glauben zu belegen, wird wohl kaum jemals gelingen. Aber unser Verständnis im allgemeinen wird gefördert durch das, was wir über die Amulette und Apotropäen der Altvorderen erfahren.[1]) Da enthält z. B. der Ledersack von Lyngby auf Island (ein echter Zauberbeutel, wie ihn die Medizinmänner der Naturvölker noch heute bei sich führen) allerlei sozusagen mit Geisterelektrizität geladene Gegenstände, u. a. einen Natterschwanz, eine Falkenklaue und eine Muschel. Anderwärts finden wir Pferdezähne, Luchsklauen usw.; überhaupt scheinen immer die Greif- und Beißorgane einzelner Tiere bevorzugt gewesen zu sein, während anderen, z. B. den Schlangen an sich schon magische Bedeutung innewohnte. Vielleicht fällt aber durch die oben erwähnte Stelle aus Str. 16 (á líknar sporði) einiges Licht auf die „in ihrer Bedeutung ganz unklaren Fußsohlenzeichen", die sich paarweise auf Steinen der Bronzezeit finden.[2]) Natürlich tragen sie so wenig runische Zeichen wie der Schnabel des Seeadlers usw. Der Dichter meint auch nur, daß sie zauberische Kraft haben und erklärt sich das damit, daß sie u r s p r ü n g l i c h Runenzeichen trugen, die nachher abgeschabt wurden. So ging ihre magische Kraft (ohne den Gegenständen selbst verloren zu gehen) gleichsam in einen allgemeinen Fond von Zauberkraft über, aus dem dann wieder die göttlichen und menschlichen Magier schöpften. Das beschreibt die 18. Strophe und die 19. leitet denn auch den Gebrauch der Zauberrunen im engeren Sinne, wie sie in Strophe 6ff. geschildert werden, aus dieser allgemeinen Quelle ab. Auch da handelt es sich um Ideogramme, die aber nicht dem denkenden Menschen einzelne Begriffe übermitteln, sondern seinem Willen, das Schicksal zu meistern, geheimnisvolle Kräfte zur Verfügung stellen sollen. Das Wissen allein um jene Zeichen und ihre Anwendung auf den einzelnen Fall gibt dem Wissenden ein Machtgefühl, das ihn über die breite Schicht der Durchschnittsmenschen erhebt. Kein Wunder, daß der Interpolator dem strahlenden Helden Sigurd auch nach dieser Seite hin „übermenschliche" Kräfte zuzusprechen versuchte.

---

1) Vgl. die betr. Abschnitte in K. H e l m s Altgermanischer Religionsgeschichte, Bd. I, Heidelberg 1913, S. 164ff. 2) Helm S. 171.

Sprichwörter und Redensarten bei Thomas Murner.

Von **Anna Risse** in Konstanz.

IV. (Fortsetzung von S. 369 und Schluß[1].)

An der Hand von Murners Sprichwort wenden wir uns jetzt in das Reich der Tiere. Hier bieten die Haustiere die meisten Anknüpfungspunkte, und wenn unter ihnen die Gans besondere Beachtung gefunden hat, so mag sich darin ein Einfluß der berühmten Straßburger Gänsezucht zeigen. Denn dort waren ja wirklich die Gänse ein charakteristischer Bestandteil des Besitzes, so daß „jemandes Gänse nicht kennen" gleichwertig werden konnte mit: seine Verhältnisse nicht kennen, nichts mit ihm zu schaffen haben. Um so merkwürdiger berührt es, daß die Gans in den zahlreichen Wendungen kaum je als Wertgegenstand erscheint, außer etwa wenn es heißt, jeder sehe zu, daß er auch „von der gans ein feder hab", d. h. sich seinen Gewinnanteil sichert (vgl. „die ganss rupffen" oder einfaches „rupfen" für jemand um sein Gut bringen). Im übrigen sind es hauptsächlich die verschiedenen Eigenschaften der Gans, die das Sprichwort aufgreift, um verwandte menschliche Fehler damit zu treffen. Vor allem wird ihre unverbesserliche Dummheit in dem bekannten Spruche festgehalten: „Ich flüg ein ganss hin vmendum Vnd kum doch gagag widerumb." Diese Dummheit ist die gemeinsame Grundlage für alle ihre anderen lächerlichen Eigenschaften. So für ihre törichte Nachahmungssucht, die sie auch ohne Durst trinken läßt, nur weil eben eine andere Gans trinkt (SZ 46, 1ff. — W I. 1332). Dann für die Plumpheit, mit der sie mehr zertreten — „den in zů spysz notturfftig were". Für den lächerlichen Stolz und die Überschätzung eigener Größe dient jene als Beispiel, die sich bückt, wenn sie durch eine Türe geht (NB 17, 79f. — W I. 1326 und 1329). Endlich wird der beschränkte Horizont derer, die immer nur das dem eigenen Ich angenehme zu schätzen wissen, darüber hinaus aber keine Ideale kennen, gezeichnet durch die Gans, der jedes Wasser schon das Paradies bedeutet (NB 17, 68; 74, 94f.). An die etwas zweifelhafte Beweisführung des Narren in Brants NS, der seine Hoffnung, auch der Sünder werde in den Himmel kommen, begründet mit: „Nůn hat doch gott das hymelrich den gensen ye gantz nit gemacht" erinnert Murners resignierter Seufzer, er müsse seine Tadler reden lassen — „den vnsere gensz, die künnens nit" (GM 5334).

Abseits von den bisher wirksamen Vergleichsmomenten steht die anschauliche Beschreibung eines Tuches, das so dünn und durchscheinend ist, daß man meinen könnte: „die gensz essen wol habern dardurch". Diese Redensart ist noch jetzt im bayrischen Franken lebendig.

Die Ente, die uns heute als „Zeitungsente" u. dgl. ein Märchen oder Lügengespinst bedeutet, brauchte zu Murners Zeit, um diesen Eindruck hervorzurufen, noch den Zusatz blau. Daß dieser ursprünglich der wichtigste Bestandteil der Wendung war, beweisen viele andere derartige Verbindungen, so: blauer Dunst, blauer Bericht,

1) Wegen der Papierknappheit konnten die Belegstellen zu diesem letzten Teil nicht mit abgedruckt werden. Sonderabzüge mit den Belegen sind durch die Verfasserin, Frl. Anna Risse, Konstanz, Tägermoosstr. 24 zu erhalten.

blaues Wunder usw. Auch die blaue Wunderblume als das Idealgebilde der Phantasie gehört in diesen Kreis. Murner braucht dieses „blau“ noch NB 35, 102 in der anscheinend freierfundenen Bezeichnung „blauer bischof“, womit er den Weihbischof meint, der zwar die bischöflichen Funktionen ausübt, aber doch kein wirklicher Bischof ist.

Zwei Wendungen für einschmeichelndes Wesen stehen sich formell wie inhaltlich so nahe, daß sich leicht Kreuzungen ergeben konnten. Es sind: „den pfouwen strich können“ und „den kutzen (d. i. den Kauz) strychen“. Statt pfouwen strich erscheint auch pfouwen dritt; beides zeichnet den schleichenden Gang des Pfaus und in ihm das sammetweiche Wesen der Schmeichler. Daneben steht: „den kutzen strychen“. Murner faßt strychen sicher als streichen, streicheln, bildet sogar das Substantiv „kutzenstrycher“ dazu. Zarncke (z. NS 100) sieht darin auch das Ursprüngliche und erklärt: „man schmeichelt dem Herrn, indem man sich um seine Lieblingstiere bemüht“. Daß dieser Gedanke durchaus volkstümlich ist, zeigen Sprichwörter wie: „Wer den Herrn lieb hat, schmeichelt dem Hund“, „wer den Hans liebt, liebt auch Hansens Hund“ (W. II 572; III. 170). Auch das gleichbedeutende „den falken strîchen“ (W I. 980) würde hiermit in Einklang stehen. Spanier (ZfdPh. 26, 207) denkt dagegen an die Möglichkeit, daß es zunächst auch hier hieß: „den falken strich, den kutzen strich“ können, woraus sich dann leicht eine Stelle wie NS 100, 13: den kutzen strichen können entwickeln und zu Mißverständnissen Anlaß geben könnte. Dafür findet er eine gewisse Bestätigung in NB 16, 65, wo bei „pfouwen strychen“ sicher dieser Übergang vorliegt. Doch war er vielleicht nur durch ein schon vorhandenes kutzen strychen usw. möglich, und Zarnckes Vermutung scheint so doch näherliegend.

Außer jedem Zusammenhang mit diesen beiden Redensarten steht MS 377f.: „Es dunckt mich eben wyber mutzen Als wenn man stricht ein jungen kutzen.“ Dieser Vergleich deutet vielmehr verlorene Arbeit an; es ist dabei an das struppige Gefieder der jungen Vögel zu denken, das kein Streichen glätten kann.

„Ein gouch im pfeffer essen“ braucht Murner für: unversehens ein Gauch werden. Der dicke Pfeffer mit seinem starken Eigengeschmack verdeckt hier eben die Qualität des Fleisches. Dieser Gedankengang wurde im Sprichwort jener Zeit vielfach variiert. So wirft Murner einmal denen, die mit ihrer oberflächlichen Kenntnis des Hebräischen prunken, vor, sie täten, als ob sie „dz gantz esrom vearba in einem pfeffer gessen“, d. h. es spielend bewältigt und nun vollkommen „intus“ hätten. Auch den „Hasen im Pfeffer“ kennt Murner schon, wenn auch anscheinend noch nicht ganz im heutigen Sinne. Doch bedeutet auch ihm schon der Hase das eigentlich Wichtige in einer Sache. So NB 29, 50, wo die Juristen den Sinn eines ursprünglich vorliegenden Textes nach Belieben zu verdrehen wissen, und ihr Glossieren, mit dem sie den gewollten und dann ausschlaggebenden Sinn erst hineininterpretieren, bezeichnet wird als „den hasen in den pfeffer rieren“.

Schon mhd. als Sprichwörter belegt sind die Wendungen von dem schlafenden Hund, den man nicht wecken soll, und von dem Hund, der das Leder fraß. Die erste meint, daß man alte, vergessene Dinge, besonders Feindschaft oder alte Schuld, nicht wieder ans Licht zerren soll. „Ein schlaffens hüundlin wecken“ wird so synonym mit „den (alten) dreck rütlen, das er stinkt“. — In der

zweiten ist der „hund, der das leder frass“, die Personifikation eines Getreuen, der ohne eigene Schuld allmählich als lästig empfunden wird. So schiebt man ihm irgendwelche erdichtete Schuld in die Schuhe und schafft sich ein scheinbares Recht, ihn fallen zu lassen. Dieser falsche Vorwurf wird eben durch das Lederfressen angedeutet. In NB 31 beschuldigt die buhlerische Frau den Hofhund, dessen Wachsamkeit ihr unbequem ist, er habe „das Leder gefressen“. Und um dieses Leder enger mit der übrigen Erzählung zu verflechten, fügt Murner hinzu: „das leder, das sy verbulet vnd verkouft“. Dadurch erscheint der Hund, der das Leder fraß, hier in der besonderen Schattierung des Sündenbocks, auf den die Frau eigene Schuld abwälzen will. Aber ein Vergleich mit der sonstigen Verwendung des Sprichworts zeigt, daß diese Nuance dem Sprichwort an sich nicht anhaftet.

Altes Gut bietet Murner auch in dem Bild von der Katze, die „vmb den bry“ geht, dann in: „einem das helmlein vorziehen“, wie man im Scherz dem Kätzlein tut, ohne es doch jeden Halm erschnappen zu lassen. Schon mhd. ist die Redensart als Umschreibung für täuschen belegt. So sagt Bruder Wernher zur „Frau Welt“:

du ziuhest mir den halm
als einer jungen katzen vor,
dîn lôn ist als ein rîcher troum.

Die folgenden Wendungen scheinen dagegen alle erst einer jüngeren Periode ihren Ursprung zu danken, so „under die katzen kommen“ (BF 11, 2 — DWb 5, 286) für: übel zugerichtet werden, dann der bittere Gedanke, daß „griss den gromen kennt“ (NB 19, 107 — W II. 135), der Grauschimmel den alten Klepper, eine Wendung, die sich mit jener anderen: „ein schalk weisst, was dem andern brist, darumb hatt er bald zů gerist“ erklären und vergleichen läßt. Beide erinnern an das klassische Wort von dem Lächeln der Auguren. Noch schwärzer zeichnet die Verderbnis das Kapitel über „die wolffs wal“. Auch dieses baut sich auf sprichwörtlicher Grundlage auf, da man sagt, daß Wolf Wolf bleibt, einer des andern würdig ist und demnach eine Wahl unter ihnen nur fruchtlose Mühe wäre. Der alte Wolf ist dann dem Volke zum Bild für eine durch ein sturmbewegtes Leben erlangte unerschütterliche Ruhe geworden. Man sagt: „ein alter wolf fragt nichts nach der Bauern geschrei“, und daran erinnert Murner den Reformatoren gegenüber, die mit großem Lärm immer wieder dieselben Klagen und Forderungen vorbringen. Hier wie immer im Leben mahnt er zu Geduld und bedachtsamer Ruhe, die den Blick für das wirklich Erreichbare nicht verliert. Eine Zusammenstellung seiner aus dem Sprichwort geschöpften Lebensregeln wird hierfür am Schluß noch manchen Beleg bieten. Hier sei aus dem Gebiet der Tierwelt nur der Rat angeschlossen, daß man nicht „den esel überladen“ soll, oder, wie Murner es ein andermal ausdrückt: „Lasz ein willigen esel blyben, Den niemans sol nit über tryben“ — „übertreiben“ ja selbst vom übermäßigen Anspornen eines Tieres genommen.

Es können hier nicht alle sprichwörtlichen Vergleichsstoffe ausführlich behandelt werden, die sich Murner aus dem Tierleben bieten. Die ganzen Bezeichnungen des Narren als gouch, affe oder esel beruhen ja auch durchaus auf alter und gemeiner Redegewohnheit. Ebenso die Wahl der Grille zur Verkörperung der menschlichen Unzufriedenheit, dann der Laune überhaupt, so daß

Murner damit speziell die Laune des Narren treffen kann, indem er die Grille als das Tier hinstellt, das den Menschen juckt und so der Antrieb zur Narrheit wird. Ein paar merkwürdige Wendungen mögen aber noch Erwähnung finden. Da wird eine übertriebene Künstelei bezeichnet durch „den lüsen ein stelz machen" (NB 34 — W II. 1827), eine übermäßige Anstrengung durch „mit der axt ein floh ermorden" (Adel S. 45). Einen gründlich vornehmen, um ihn von seinen Fehlern zu befreien, wird gegeben durch: einem „die zecken ablesen", was, da die Zecken sich fest ins Fleisch einbohren (NB 2, 32), die Schmerzhaftigkeit dieser notwendigen Operation andeutet, und sich so dem zwagen, lusen und strelen zur Seite stellt. — „Die Läuse haben ihn gefressen" (W II. 1827) war dem Volk gleichbedeutend mit: er ist jämmerlich verdorben; aber über das Gegenständliche dieser Redensart muß zu Murners Zeit schon der gedankliche Inhalt stark dominiert haben. Setzt doch Murner für: 'er ist vor Hunger (oder vor Armut) umgekommen' einfach: „die lüsz hondt in vor hunger (vor armůt) fressen" (NB 73, 16 und 23), eine bei wörtlichem Verständnis unmögliche Konstruktion, die bei ihm synonym ist mit „in sym eigen schmaltz verderben", einer sarkastischen Umschreibung für den Hungertod (SZ 36, 30; MS 278).

Wir folgen jetzt dem Sprichwort in das Pflanzenreich. Allzuviel Blumiges wird uns da aber nicht gezeigt, und man ist versucht, in etwas modifiziertem Sinne an das Murnersche Wort zu denken:

Es ist ein art der wůsten schwyn | So vinden sy vil ee ein dreck
Wen sy in garten louffent yn, | Dann schöne bliemlin an dem wegk.

Denn das Sprichwort, wie es uns hier entgegentritt, ist aller Freude an der Natur völlig bar. Nur das Allergewöhnlichste greift es auf, und mit Gras und Nesseln, Nüssen, Stroh und Zwiebeln ist das Vergleichsmaterial so ziemlich erschöpft. Daneben steht nur noch die bekannte Wendung „zittren wie ein eschpenloup" (BF 33, 29) und dann das alte: etwas „under der rosen" sagen. Dies mag zwar ursprünglich einmal auf die lebende Rose zurückgehen, von der das Altertum zu erzählen wußte, daß Amor sie einst dem Gotte des Schweigens, Harpokrates, geschenkt habe, und die man daher beim heiteren Mahle in vertrautem Kreise oder bei mysteriösen Zusammenkünften über den Tisch hängte, um anzudeuten, daß von allem, was dort geredet wurde, nichts ausgeplaudert werden solle. Aber die spätere Zeit sah hier nur noch das abgeleitete Symbol, wie sie es als sinnigen Zierat an Beichtstühlen oder in Konventsälen kannte, und so lag denn auch die Verknüpfung mit dem gleichbedeutenden: „in bychts wysz" etwas reden um so näher.

Auch von den anderen Redensarten haben einige ein höheres Alter, so „das grasz hören wachsen" zur Bezeichnung besonderer Klugheit, eine Fähigkeit, die schon in der Edda dem Gotte Heimdallr zugeschrieben wird und uns auch in dem Märchen von der „klugen Else" wieder begegnet. Und das Wort: „frů vacht die nessel brennen an", heute durch das Häkchen, das sich beizeiten krümmt, stark zurückgedrängt, läßt sich wenigstens bis in die mhd. Zeit verfolgen. Dazu stellen sich dann Vergleiche jüngeren Charakters. So ist „Nus durch eyn sack beyssen" (SZ 27) wieder ein Bild für eine Mühe, die keinen Erfolg haben kann, da einem ja „der kern nit werden magk", und das Stroh im Schuh wird zusammen mit

der Spindel im Sack zur Metapher für etwas, was sich nicht verbergen läßt, was sich immer wieder herausarbeitet, ähnlich wie das „bo͞s in der wannen" und wie dieses ganz auf Schlechtes und Minderwertiges gemünzt. — Als Sinnbild der Grobheit ist uns das Stroh schon oben begegnet; ergänzend ist hierzu noch der ironische Vergleich anzuführen: „froh oder glücklich sein wie einer, der Bohnenstroh kaut", wofür sich auch die Variante „der Enzian kaut": findet im Hinblick auf die Bitterkeit dieser Pflanze. Ähnlich ironisch gemeint ist „einfältig wie larer zwiebeln", die eben nicht einfältig sind, sondern neun Häute haben, wie das Sprichwort sonst zu sagen weiß. Dergleichen Wendungen mit ausgesprochen ironischem Sinn erfreuten sich damals besonderer Beliebtheit. Bekannt sind ja noch heute paradoxe Zeitangaben in der Art von Murners „zu pfingsten vff dem ysz", aber die Hauptmasse solcher Wendungen setzte sich damals aus ausgeführten Vergleichen, ähnlich den oben gegebenen, zusammen. Auch Murners Schriften bieten davon eine stattliche Auswahl wie: seufzen oder sich wehren „wie der esel, dem der sack empfalt"; die Augen niederschlagen, „wie sie die hundt zůr metzig tragen"; der Gesundheit zuträglich sein, „wie dem hundt das grasz", fein und zierlich gehen, „wie man im kat vff holtzschů gat"; etwas gewonnen haben „wie suermilch, die da ist zerrunnen"; leuchten (d. h. sich auszeichnen), „wie eyn dreck in der lutzern"; einem beistehen, „wie der fuchs der cancelly"; zu etwas passen, „wie der dryspitz thůt in (den zu engen) sack". Dieser letzte Vergleich hat neben sich die Wendung: „den dryspitz in sack stossen" mit der Bedeutung: etwas Unmögliches mit Gewalt erzwingen wollen, ähnlich den schon oben gegebenen Redensarten für sinnlose Arbeit, wozu hier noch die Wendungen: „hewschrecken vnd flöch sunnen", die man doch nicht hüten kann, „eier wannen" (NB 75), von denen doch kein Staub abfällt, und die dabei nur gefährdet sind, anzuführen wären, sowie die höhnische Umschreibung einer müßigen Drohung durch: „eym den wyher verbrennen". Törichten Eigensinn in solch unmöglichem Vorhaben gibt Murner wieder durch: „dem waldwasser vnd dem follen rein entgegnen" wollen oder durch: Meister sein wollen, wenn auch „obsich louffen můss der ryn" (GM 250. DWb 8, 854).

Solche Beziehungen auf den Rhein, der allgemein im deutschen Sprichwort eine große Rolle spielt, dürfen wir bei dem Elsässer Murner ja erst recht erwarten. So war schon oben erwähnt: „das Wasser in den Rhein tragen"; dann wieder heißt es von einer untilgbaren Schande, „das weschet mir nit ab der ryn", und als Verwünschung braucht Murner des öfteren Wendungen wie: „wolt got, das er im ryn dusz leg" oder auch: „Ach legen si im bodensee" (LN 629; 1127). Diese stellen sich bei ihm viel häufiger ein als etwa das gleichbedeutende: „Ach gott, wer der im pfefferlandt", was ja heute so allgemein Verbreitung gefunden hat.

Sonst finden sich bei Murner wenig geographische Anspielungen. Eine trägt ausgesprochen elsässische Lokalfärbung, die Drohung, man wolle jemand: „gon widertzdorff sant Anstet fieren" (LN 55; NB 15, 36). Wittersdorf im Oberelsaß besaß nämlich eine dem heiligen Anastasius geweihte Kapelle, wohin man die Besessenen brachte, um ihre Heilung zu erflehen. Die Redensart kann also als Vorläufer für die heutigen — gleichfalls lokal begrenzten — Wendungen, die sich jeweils

an die nächste Irrenanstalt knüpfen, angesprochen werden. Dann bietet Murner noch eine eigentümliche, im 16. Jahrhundert beliebte Neckerei gegen Nürnberg. Von allem möglichen, was schlecht und unerlaubt war, hieß es: „ich gloub, das mans zů nůrnberg thůt" oder „zů nůrnberg latt man solche wal". Vermutlich liegt hier der Gedanke an die freiheitliche Verfassung dieser berühmten Stadt zugrunde, die nun der Neid der weniger glücklichen Orte mit dieser absprechenden Bemerkung gern zur Stadt der „unbegrenzten Möglichkeiten" stempeln wollte. Barack handelt über die Wendung im Alb. d. lit. V. in Nürnberg (1875, S. 76—80) und erinnert zur Erklärung an die Sage von einem in Nürnberg zum Tode verurteilten Verbrecher, der auf die Frage, welche Todesart er sich wünsche, den Tod durch Alter oder Krankheit angab und daraufhin freigelassen werden mußte. Nun zieht Barack die Stelle NB 33, 25 heran, wo Murner gegen die Erhebung des Todfalls wettert. Es heißt da:

Im todt wendt sy ouch hon den fal!
Zů nůrnberg liesz man in die wal
Hie liesz man sy den ritten hon
Ee das man geb den val darvon.

Barack bezieht hie auf Nürnberg, interpretiert: „In Nürnberg läßt man die Leute den Ritten haben, d. h. durch Fieber eines natürlichen Todes sterben, ehe man die Todessteuer von ihnen verlangt", — und sucht so eine Brücke von Murners Stelle zu jener Erzählung. Diese Interpretation ist aber nach Ausweis von SZ 16, 27f. unhaltbar. Unter hie ist vielmehr der eigene Ort — gerade im Gegensatz zu Nürnberg — zu verstehen; die Pronomina in und sy beziehen sich auf diejenigen, welche den Todfall fordern, und der Vers „hie liesz man sy den ritten hon" bedeutet nur: hier verflucht und verwünscht man sie mit der bekannten und gerade bei Murner so beliebten Formel: „das dich der ritt schitt, das dich der herz jar ritten schitt." Als Beleg für diese Auffassung mag SZ 27, 40 dienen, wo Murner eben erzählt hat, er habe den buhlerischen Klosterfrauen nicht schmeicheln wollen, und dann fortfährt: „des můsz ich manchen ritten han" — darum muß ich mir nun manchen Fluch gefallen lassen (vgl. auch NB 16, 3 und 76, 27).

Von literarischen Erinnerungen, die im Sprichwort, wie es Murner überliefert hat, festgehalten sind, haben oben schon das Motiv vom Hans im Glück und die Gestalt des Teufels als Abt Erwähnung gefunden. Daneben stellen sich noch einige Gedanken aus Märchen und Fabeln wie auch aus der kirchlichen Überlieferung.

Der alte Glaube an die himmlische Musik der Sphären spiegelt sich wider in der Meinung, „der hymel hang vol gygen" (NB 12, 15 — DWb 4, 2, 1336), womit ein froher, aber auf Illusion gestellter Optimismus gezeichnet wird, allerdings oft, und so auch bei Murner, nur um dann gleich die Nichtigkeit dieses Glaubens recht drastisch darzutun. Auf der anderen Seite wieder rät das Sprichwort zu einer unbekümmerten heiteren Lebensauffassung mit der Mahnung: „Laszt die lieben vögelin sorgen", die aus dem biblischen Gleichnis von den Vögeln des Himmels und ihrer Sorglosigkeit abstrahiert ist. Allerdings werden diese selben Worte häufig auch als herber Tadel gegen ein gar zu leichtsinniges Leben ausgesprochen.

Die Erzählung von der Fußwaschung, wo Petrus erst gar nicht dulden wollte, daß Christus ihm die Füße wusch, dann aber, von dem Herrn belehrt, auch noch Haupt und Hände gewaschen haben wollte, zieht Nigrinus zur Erklärung der Bezeichnung peterskopff heran. Er sagt: „als wolte vnd musste ers nirgends ma-

chen nach des Herrn sein, sondern nach seinem eygensinnigen kopff, darauss ein sprichwort entstanden ist in der welt, das man ein eygensinnigen ein Peterskopff nennet" (NB 85). — Wo der Arzt den Kranken an den Apotheker verweist, an dessen Kunst man noch weniger glaubte als an die des Arztes, da sagt Murner: „der kranck wirt zu herodes gsandt" (NB 30, 54), wie einst Christus von Pilatus, wird von einer Instanz zur anderen geschickt, ohne daß dadurch seine Sache gefördert würde. — Und endlich ist „Pilatus im Credo" das Bild für alle, die durch Fehler und Vergehen zu einer etwas zweifel haften Berühmtheit gelangt sind (SZ 34 — vgl. W III. 1346).

An das Märchen von den drei Federn, in dem der Flug der in den Wind geblasenen Feder dem Unschlüssigen zeigt, in welcher Richtung er wandern soll, erinnern in Murners Charakteristik des „Fantasten", des Gigerls des 16. Jahrhunderts, mit seinem ziellosen Leben die Verse:

Wie wol er offt die oren schitt, Den das er nun die feder blasz,
So kan er dennocht nüt damit, Die er im hencket für die nasz.

Und BF 16, 22f. beziehen sich deutlich auf die alte Fabel von jenem Bauern, der eine halb erfrorene Schlange aufhob und an seinem Herzen wieder zu neuem Leben erwärmte, alsbald aber durch ihren Biß den Tod fand (Phaedrus IV 19). Dagegen scheint die dunkle Stelle: „Went ir, ich sy herr pantlean, Der hinckend schnyder/ bysz mich nit! in keinem Zusammenhang zu stehen mit dem in Kirchhofs Wendunmut erzählten Märchen „von einem hinckenden schneider". Diese Anspielung bleibt unklar. — Einen sprichwörtlich gewordenen Ausruf des Pfaffen von Kalenberg braucht Murner den gelehrten Narren gegenüber, die sich gegen seine Beschwörung wehren, wenn er ihnen zuruft: „Buck dich iecklin, du mů̊st in ofen!" wie der Kalenberger sagte, als er mit einer hölzernen Figur des heiligen Jakob seinen Ofen heizte. Die zweite Hälfte des Spruches: „werst babst ob allen bischoffen" variiert Murner und wendet sie auf die weltlichen Großen als: „wert ir schon keiser /künig/ grofen". Jener Ausspruch des Kalenbergers selbst aber kann sehr wohl wieder durch das landläufige Sprichwort: „Buck dich oder louff dar von, diss wetter mů̊ss als übergon" angeregt sein.

Zum Schluß noch einen Blick auf die Spruch- und Lebensweisheit Murners, soweit er für sie in allgemein sprichwörtlichem Gut den Ausdruck gefunden hat. Schon der zuletzt gegebene Gedanke bietet uns einen seiner Grundsätze, die Ergebung in das unvermeidliche Übel. In solchem Unglück findet Murner Trost in dem Gedanken, „das gott noch nit gestorben ist vnd regiert noch alle tag." Und wenn er auch dem Satze Recht geben muß, daß kein Unfall allein kommt, so schickt er sich doch in alles mit dem Gedanken, daß Gott selbst diese Prüfung sendet, um den Menschen zu läutern, um ihn zu versuchen, wie das Gold im Feuer. Endlich stärkt ihn die Hoffnung, daß jede Prüfung schließlich doch ihr Ende findet, denn stets kommt „nach Saurem Süßes", und wenn wirklich einmal das Schlimme gar zu lang anhält, so bleibt doch immer noch der eine Trost: „Lange zyt wardt ewig nie; dort würt das end, wert sy schon hie" (SZ 48, 120).

Inzwischen läßt sich mit etwas gutem Willen über manches Widrige hinwegsehen, und die Illusion wird als ein Hauptmittel erkannt, das Leben erträglich zu machen.

Sagt doch das Sprichwort: „Wer wol wenet, dem ist wol“, was Lehmann noch näher ausführt durch seinen Zusatz: „Meinet er nicht, dass jhm wol sey, so läst er sich nicht bereden, alles hängt am wahn vnd wie mans acht.“

Für die Gestaltung des Lebens gilt Murner als oberster Grundsatz das Maßhalten in allen Dingen. „Vil ist zů vil vnd wurdt zů vil Bruch das mittel, tryff das zyl!“ lautet seine Mahnung. Daher soll sich der Mensch weder in lauter Angst und Not vergraben (GM 7f.) noch auch in der Freude je Maß und Besinnung verlieren: „Vff hȯren sei ein ieder gerist, So der schimpff am besten ist“, oder drastischer ausgedrückt: „All schleck versůchen ist nit gůt, Daran man offt erworgen thůdt. Zu derselben Mäßigung rät Murner auch im Verkehr der Menschen untereinander, im Guten wie im Bösen, im Loben wie im Tadeln. Besonders dem Tadler rät er zu bedenken: „Wen man schilt, der schribts in steyn. Der do schilt, in stoub hineyn“ (SZ 13, 19) um ihm dann die alte Erfahrungsweisheit mitzugeben: „Sag du niemans, wer er ist, So seit dir niemans, wer du bist“, denn: „Wie man rieffet in eim walt/glych also das selb wider schalt.“ Gilt doch auch von Vertrauen und Freundschaft das ernste Wort, daß „Leichter ist zerstören, Denn etwas zůgerüst“. Bei allem rät Murner, gleich im Anfang die Folgen zu bedenken, danach von Anfang an sich einzurichten und vor allem dem Bösen rechtzeitig zu widerstehen (NB 87, 6 vgl. W I. 81); denn es liege nun einmal in der Natur der Sache, daß das Böse am schnellsten Anhang gewinne (MS 838 — W I. 436). Alle diese Mahnungen faßt Murner schließlich noch gedrängt zusammen in der altbekannten, knappen Lebensregel: „Drinck vnd is, got nit vergisz! Bewar dein ere, der dodt ist gewisz!“ Dann mahnt er, die Zeit recht wahrzunehmen, denn sie fließe dahin wie das Wasser, und doch mit klugem Sinn sich vor Überstürzung zu hüten, eingedenk des alten Wortes: „gůt ding wil wyl habē“ und der nur zu oft gemachten Erfahrung, daß „die unbesunnene eil ist dick ein muoter der irrung“.

Bitter schmerzt ihn die Verkommenheit seiner Zeit, aus der Glaube und Treue geschwunden sind, und die sprichwörtliche Klage, wie anders doch alles „vor zeyten“ war, weiß er mannigfach zu variieren. Um zu warnen und zu mahnen, greift er auch hier wieder zu sprichwörtlichem Allgemeingut. Er erinnert die Vertrauensseligen an die alte Weisheit: „Es ist nit alles goldt fürwar, das an der sunnen glitzet clar“, die Unbesonnenen, die durch eigene Schuld sich ins Unglück stürzen, an die Gerechtigkeit des Spruches: „selb thůn, selb leiden“ und an jenes andere bittere Wort, daß man „zům spot můss den schaden han“. Auch die mit ungerechtem Gute sich bereichern oder, wie Murner es ausdrückt, „die hend in frembden Gütern weschen“ (LN 705, 2015), warnt er vor dem jähen Sturz; denn sie gewännen doch alles nur,

vff das solch gůt, das mal quesit	wie gewunnen, so verthon
ouch widerumb werd mal perdüt;	wie es kompt, so wider gon.

Und alle Bösen warnt er mit ihnen, wenn er ihnen zuruft:

> Ich habs gehort, der wasser krůg
> Lass sich so lang zům brunnen tragen
> Bis das er wurdt in stück geschlagen

oder sie an Gottes Strafgericht erinnert mit dem bekannten Bilde: „Kompt er (Gott) langsam mit der růt, So strafft er dich nur dester basz“ (NB 65, 56 — W II. 37). Die bequeme Ausrede der Zeit, die wohl ihre Schlechtigkeit sieht, aber gleichmütig fragt: „Wer ist, dem jetzundt nüt gebrist?“ und meint, das sei eben einmal so „der welte louff“, weist Murner entrüstet zurück. Er glaubt an das Gute im Menschen, und so schreckt ihn das Sprichwort: „Wo kein gůt verborgen lit, Da gat es ouch hervsser nit — nicht davon ab, nach Kräften mitzuarbeiten, um dem Guten zum Siege zu verhelfen. „Es gipt nüt, so nimpt es nüt“, hilft es nicht, so schadet es doch auch nicht. Aber bei diesem schwachen Gedanken bleibt er nicht stehen. Wohl wendet er bescheiden auf sich selbst das Sprichwort an, daß Irren menschlich ist, aber er kennt auch den frommen Spruch: „Got süht das hertz, der mensch den mundt“, und er ist sich der besten Absicht bewußt. So vertraut er denn auch froh und gläubig auf Gottes Hilfe bei seinem Werk, heißt es doch auch hier: „Zum menschen stat der anefang/Wie wol das end zů got“ (LvU 21, 5f.) und gilt doch auch für ihn und seine Zeit das ermunternde Wort:

Noch kam kein werckman nie zů spat
Mit gůtter kunst vnd gůttem rat.

Die „Hamburgische Dramaturgie“ im Unterrichte der höheren Schule.

Ein methodischer Versuch.

Von **Meta Hübler** in Dresden.

Eignen sich Lessings Prosaschriften zur Behandlung im Unterricht? Die scharfe Gegenüberstellung des Für und Wider in zwei Aufsätzen des Oktoberheftes 1915 dieser Zeitschrift mußte allen willkommen sein, die lehrplangemäß eine Anzahl Lessingscher Schriften zu besprechen haben, handelt es sich doch um die Frage, ob sie trotz besseren Wissens sich einer äußeren Nötigung anbequemen müssen oder ob sie in innerer Übereinstimmung mit der Lehrplanforderung sich vor eine schwierigere, aber reizvolle methodische Aufgabe gestellt sehen. Wer mit Denecke auf dem letzteren Standpunkte steht, wird lebhafter als die Vertreter der entgegengesetzten Ansicht den Wunsch nach weiterer Klärung und Verständigung hegen, zu der der Herausgeber durch die beiden Leitaufsätze den Weg bahnen wollte. Die folgenden Ausführungen stellen einen Versuch zur Behandlung der „Hamburgischen Dramaturgie“ in einer dritten Seminarklasse, also mit etwa 18jährigen Schülerinnen dar. Zu den Bestimmungsgründen, die Denecke bereits dargelegt hat, trat noch das Bedürfnis, auf einer Klassenstufe, der im Lehrplan nur das Schrifttum von Luther bis zum jungen Herder zugewiesen ist, an entscheidender Stelle die Brücke des Verständnisses von der Vergangenheit zur Gegenwart zu schlagen. Erleichtert wurde die Besprechung dadurch, daß die Klasse bereits ziemlich ein Jahr lang Psychologieunterricht genossen hatte.

Nachdem im Anschluß an das 101. bis 104. Stück der Dramaturgie das Nötige über Voraussetzungen, Verlauf und Scheitern des Hamburger Unternehmens gesagt war, mußte der Arbeitsplan aufgestellt werden. Mir kam viel darauf an, daß die Schülerinnen die Be-

---

Benutzte Literatur: Volkelt, Ästhetik des Tragischen. Gundolf, Shakespeare und der deutsche Geist. E. Schmidt, Lessing, sein Leben und seine Schriften. Dilthey, Das Erlebnis in der Dichtung: Lessing, Goethe, Novalis, Hölderlin. Walzel, Lessings Begriff des Tragischen.

sprechung von vornherein als einen Versuch zu entwickelungsgeschichtlicher Betrachtung, natürlich in bescheidenen Grenzen, ansahen. Einige bewundernde Urteile, z. B. das Schillers über die bahnbrechende Bedeutung der Dramaturgie, sollte Lust erwecken, das geistvolle Werk näher kennen zu lernen, aber der Hinweis, daß uns jetzt 150 Jahre voll regsten geistigen Schaffens und tiefer innerer Wandlungen von Lessings Ausführungen trennen, gleichzeitig der Gefahr blinder gutgläubiger Aufnahme überwundener Anschauungen vorbeugen. Es ergab sich als zweckmäßig, Interpretation und Kritik möglichst zu trennen, zunächst immer das Augenmerk auf das sinngemäße Erfassen der ausgewählten Abschnitte zu richten und erst dann die leitenden Gesichtspunkte und das innere Verhältnis zu Anschauungen der Vor- und Folgezeit zu untersuchen. Doch wurde verabredet, daß Stellen, die Aufsehen oder Zweifel erregen würden, schon bei der einführenden Besprechung herausgehoben und, wenn es sich um Nebensächliches handle, auch sofort erledigt werden sollten, und ich behielt mir vor, bei der zusammenfassenden Behandlung nachträglich Stücke zur Ergänzung heranzuziehen, die anfänglich zu übergehen waren. Bei der Auswahl begnügte ich mich mit den Abhandlungsgruppen 40 bez. 44—46, 10—12, 15 (16); 29—32; 73—83, bez. 81, also Teilen, die wohl in die meisten Schulausgaben aufgenommen sind; um jede Überbürdung, jedes Erlahmen des Interesses zu verhüten, entschloß ich mich, sogar innerhalb der Kapitel auf wenig fruchtbare längere Abschnitte aufmerksam zu machen, die bei der häuslichen Vorbereitung ohne Schaden übergangen werden konnten. In der Stunde wurden die Hauptgedanken wiedergegeben und erläutert und nach Abschluß jeder der drei Gruppen die Ergebnisse zusammengestellt.

Als Ausgangspunkt wählte ich die großen Auseinandersetzungen mit Voltaire, und zwar zunächst die Besprechung der „Mérope“, weil dem Verständnis für die Hauptfragen dieser Stücke durch die frühere Behandlung des 17. Literaturbriefes bereits der Boden bereitet war. Zwei kurze Berichte klärten die Klasse über den Inhalt und die verschiedenen Bearbeitungen des Dramas sowie über Voltaires heilloses Ränkespiel auf. Die Schülerinnen gaben sich dann ganz dem unvergänglichen Reize hin, den Lessings wohlgezielte Hiebe gegen Mißverständnisse, Halbheiten und Blößen der französischen Bühnenkunst auf jugendliche und jung gebliebene Gemüter auszuüben pflegen, zeigten sich aber bald auch empfänglich für den tiefen Ernst, der den Hintergrund des witzigen Geplänkels bildet. Festgehalten wurden der Kernsatz: Ein anderes ist, sich mit den Regeln abfinden, ein anderes, sie wirklich beobachten; die scharfe Gegenüberstellung der „physikalischen und moralischen“, d. h. in unserer Gegenwartssprache der äußeren und der psychologischen Möglichkeit einer Handlung und das unbedingte Eintreten für die innere Einheit des dramatischen Geschehens. Zu längerem Verweilen nötigten die Ableitung der sogenannten Einheiten aus der Eigenart des griechischen Theaters und die Folgerungen, die sich aus diesem entwicklungsgeschichtlichen Rückblick für die moderne Bühne ergeben.

Wir gingen zur Besprechung der Abschnitte über „Semiramis“ über. Sie wurde eingeleitet durch eine kurze Inhaltsangabe und durch den Hinweis, daß zur Blütezeit des französischen Klassizismus die Vornehmsten auf der Bühne selbst Platz nahmen, eine Unsitte, deren Widersinn bei der ersten Aufführung des Stückes besonders stark empfunden wurde. Bei Kapitel 11 und 12 der Dramaturgie schien es mir darauf anzukommen zu zeigen, wie bei der vielfältigen Hin- und Herwendung der Frage: War Voltaire berechtigt, den aufgeklärten Parisern eine Geistererscheinung vorzuführen, Lessings Urteil einzig durch die poetische Wirkung bestimmt wird. Dabei fallen interessante Streiflichter auf das Verhältnis der Religion, Moral und Geschichte zur Dichtung: Berufung auf Religion soll in künstlerischen Dingen ganz aus

dem Spiele bleiben, „Erläuterung und Bestätigung irgendeiner großen moralischen Wahrheit" jedenfalls nicht Zweck des Dramas sein, der Dichter nicht die Aufgabe des Geschichtschreibers für die seine halten. Es kommt im Drama nicht auf geschichtliche Treue an; die Darstellung einer in der Gegenwart überwundenen Anschauungsweise früherer Zeiten, hier also des Gespensterglaubens, kann nur als berechtigt anerkannt werden, soweit sie poetisch wirksam ist. Um der Stimmungsmomente willen möchte Lessing die Geistererscheinungen für die Bühne retten. Soweit er hier den Durchschnittsstandpunkt der Aufklärung durch seine Seelenkenntnis und poetische Empfänglichkeit überragt, so wenig verleugnet er ihn wiederum in der Art, wie er die poetischen Forderungen psychologisch begründet. Shakespeare, führt er aus, weiß durch seine Darstellung den Keim des Aberglaubens, der in der Menschheit aller Zeiten schlummert, zu wecken und zu nähren; Voltaire dagegen stellt seinen Geist in eine Welt hinein, in der er unwahrscheinlich und darum lächerlich wirkt. „Der Dichter will uns täuschen und durch die Täuschung rühren." Daraus ergibt sich: Der Zweck der Tragödie ist Rührung. Rührung wird erreicht durch Täuschung. Täuschung beruht auf der Kunst, etwas Unwirkliches wahrscheinlich zu machen, d. h. auf geglückter Nachahmung. — Dieser Gedankengang muß später wieder aufgenommen werden. Als bedeutsam in Lessings Vergleichung des Voltaireschen mit dem Shakespeareschen Trauerspiel ist noch die Stelle aus dem 12. Stück zu erwähnen: Voltaire betrachtet die Erscheinung eines Toten als ein Wunder, Shakespeare als eine ganz natürliche Begebenheit.

Aus den Abschnitten über „Zaire" (15. 16.) wurde im Unterricht nur der Vergleich mit „Romeo und Julia", also die abermalige Gegenüberstellung Shakespeares und Voltaires herausgehoben. Die Schülerinnen kannten beide Dramen, und so war ihnen ohne weiteres klar, inwiefern Voltaire in dem Stücke Lessings Angriffslust verhältnismäßig wenig Handhaben bietet, wie sich aber doch der Gesinnungs- und Gefühlsgegensatz zwischen Romanen und Germanen durchsetzt, wenn Lessing der französischen Neigung zur Galanterie und zum Konventionellen gegenüber für die menschlich und künstlerisch tiefere Berechtigung der echten großen Leidenschaft und ihrer unmittelbaren Äußerung in die Schranken tritt.

Als Ertrag der bisherigen Besprechung ergab sich: Wie im „Laokoon" geht Lessing auch in der „Hamburgischen Dramaturgie" auf innere Gesetzmäßigkeit aus. Diese Gesetzmäßigkeit erfaßt er als eine psychologische. Daher bekämpft er die äußerlich durchgeführten Regeln am heftigsten da, wo sie gegen psychologische Gesetze verstoßen. Daher tadelt er den Dichter, der aus Mangel an Seelenkenntnis selber die Illusion zerstört, die ja Bedingung seiner Wirkung ist, oder doch nicht die Stimmung zu wecken vermag, die ihm Macht über die Gemüter der Hörer verleiht. Daher sieht er überhaupt in der unmittelbaren Wirkung den Maßstab für den Wert eines Dramas, und seinem starken Innenleben entspringt die Forderung, daß auch in der Kunst die große Leidenschaft sich ohne falsche Scheu mit dem Naturlaut der Leidenschaft äußern darf.

Die psychologischen Erwägungen werden ergänzt durch historische. Schon blitzt bei der Würdigung der drei Einheiten die Erkenntnis auf, daß der Theaterstil zeitlich und national bestimmt ist. Aber Lessing führt diesen Gedanken nicht allseitig durch; er macht keinen Versuch, die Eigenheiten des klassizistischen Dramas

der Franzosen, die ihm und uns als Schwächen erscheinen, aus den Einflüssen des Zeitgeistes und der Hofluft zu erklären.

Noch ein Eindruck hat sich uns unverlierbar eingeprägt: Shakespeares Schatten ist aufgetaucht! Wir können die Bedeutung dieser Erscheinung für Lessing nicht ermessen, solange wir nicht gesehen haben, wie er ihn wieder und wieder beschwört. Aber erwähnt werden mag schon hier, daß Lessing mit der Bemerkung: Voltaire betrachtet die Wiederkehr eines Toten als ein Wunder, Shakespeare als eine ganz natürliche Begebenheit — den tiefsten Grund des inneren Gegensatzes beider Dichter berührt, ja bereits ahnt, was er freilich nicht zu Ende durchdacht hat, ja in den Schranken seiner Zeit auch noch nicht voll überschauen konnte: daß Voltaire der Vertreter der verstandeshellen, durchsichtigen und bis zu einem gewissen Grade flachen Kunst der Aufklärung ist, in der alle Anleihen aus dem dunklen Reiche der Einbildungskraft als eine Unwahrhaftigkeit des Dichters gegen sich selbst wirken, während umgekehrt die große Phantasiekunst des 17. Jahrhunderts, die in Shakespeare gipfelt, im Übernatürlichen wurzelt und hier ihre tiefsten Offenbarungen über die Rätsel des Lebens schöpft.

Bei der Besprechung der Stücke über „Rodogune" (29 bis 32), die ebenfalls einer Anzahl von Schülerinnen schon bekannt war, regte sich bereits bei der Wiedergabe des Gelesenen der Widerspruch gegen die Auffassung des Hauptcharakters und gegen einzelne Behauptungen, wie die: wer eine Ausnahme schildert, schildert das minder Natürliche. Erst dann wurden Lessings Vorwürfe des Verstoßes gegen die Naturwahrheit und der absichtlichen Verwickelung einer einfachen Fabel als Angelpunkte der Auseinandersetzung mit Corneille erfaßt. Der Begriff der Naturwahrheit berührt sich mit dem der psychologischen Wahrscheinlichkeit und führt zu dem psychologischer Gesetzmäßigkeit. Entschiedener als in der Kritik der Voltaireschen Stücke verfolgt Lessing hier die innere Gesetzmäßigkeit im Handeln der tragischen Figur und bestimmt im Hinblick auf sie den Wertunterschied der Dichter. Der Lapidarsatz: „Das Genie liebt Einfalt, der Witz Verwickelung", wird im 30. Stück dementsprechend erläutert: Das Genie zielt auf innere Verknüpfung, Verkettung von Ursache und Wirkung, also Notwendigkeit; der Witz sucht Ähnliches und Unähnliches, Erscheinungen des Nebeneinander zu verflechten. Vermutlich schwebt dem Dramaturgen wieder Shakespeare vor, wenn er im 32. Stück mit beredten Worten schildert, wie der echte Dichter die Handlungen seiner Geschöpfe psychologisch verständlich zu machen weiß durch Aufdeckung ihrer tiefsten Beweggründe und der stufenweisen Entwicklung der Leidenschaften, während der Dichter geringeren Ranges sich in der Häufung äußerer Reizmittel nicht genug tun kann. Der inneren Gesetzmäßigkeit gegenüber — das wird hier noch schärfer betont als in der „Semiramis" — hat historische Wahrheit wenig zu besagen; der Dichter ist Herr der Geschichte. Das psychologisch Einleuchtende — Naturwahrheit — ist die einzige, aber unerläßliche Voraussetzung der dramatischen Wirkung; diese wird nun deutlich als Erregung von Mitleid und Schrecken umschrieben. Die Andeutung über die Aufgabe der Tragödie weist bereits auf die 3. Gruppe der zur Besprechung ausgewählten Stücke hin. In jenem Zusammenhange enthüllt sich auch erst, daß Lessings Nebeneinanderstellung: „Mitleid mit denen, welche ein so fataler Strom dahinreißt", und „Schrecken" bei dem

„Bewußtsein, auch uns könne ein ähnlicher Strom dahinreißen“, von grundsätzlicher Bedeutung ist.

Die Frage: Welche neuen Aufschlüsse hat uns die Betrachtung der Abschnitte 29—32 gebracht, führte zu folgenden Ergebnissen: Abermals ist ein Streiflicht auf Lessings Auffassung des Verhältnisses von Geschichte und Dichtung gefallen. Daß er in der historischen Überlieferung nur Rohstoff sieht, erscheint gerechtfertigt, sofern er auf innere Verknüpfung durch den Dichter dringt, aber bedenklich, sofern er ihr keinerlei Vorrecht gegenüber der frei erfundenen Fabel wahrt. Eine kurze Vergegenwärtigung Schillerscher und Kleistscher Dramen und die vergleichende Heranziehung einiger Lutherschauspiele lehrten, daß sich der Dichter in der dramatischen Neubelebung geschichtlicher Gestalten zwar einer großen Bewegungsfreiheit erfreut, aber doch bis zu einem gewissen Grade in der Auffassung der Gesamtpersönlichkeit, zum Teil auch in der Wiedergabe des Handlungsverlaufs und der ihn bedingenden Umstände gebunden ist, und das um so mehr, je lebendiger die Persönlichkeit und ihr Schicksal den Zuschauern vor der Seele steht.

Lessings unermüdliches Streben nach Ergründung der dramatischen Wirkung drängt ihn zur Forderung strenger psychologischer Folgerichtigkeit in der Anlage des Charakters und der Führung der Handlung und bestimmt die Entwicklung seines Geniebegriffes. In der glänzenden und einleuchtenden Gegenüberstellung mit dem bloß witzigen Kopf wird eine Seite des genialen Schaffens, die nämlich, die Lessing seiner eigenen Geistesart nach als die wesentliche erscheinen mußte, klar herausgestellt: die innere Gesetzmäßigkeit. Auffällig aber ist, daß er eine bewußte und absichtliche Verknüpfung nach dem Gesetze von Ursache und Wirkung annimmt. Gundolf hat darauf hingewiesen, daß die künstlerische Tätigkeit, auch die des Genies, nach Lessing wesentlich in einer Umordnung der in der Wirklichkeit gegebenen Elemente besteht. Hier liegt die Unzulänglichkeit seines Geniebegriffes; hier bedurfte er der Ergänzung und Vertiefung durch Vertreter der jüngeren Generation, vor allem durch Herder.

Von den Bruchstücken der „Hamburgischen Dramaturgie“, die für die Behandlung in der höheren Schule in Betracht kommen, pflegt die Auseinandersetzung über das Wesen der Tragödie im Anschluß an Weißes „Richard III.“ am heftigsten angegriffen zu werden; man erklärt es für Zeit- und Kraftverschwendung, sich auf eine zum Teil überwundene Theorie und auf die Kreuz- und Querzüge zu ihrer Begründung einzulassen. Wer trotz aller Anerkennung der Schwierigkeiten und Gefahren dem Unterrichte nicht Kapitel vorenthalten möchte, in denen der Schlüssel zu Lessings dramaturgischen Anschauungen liegt und die überdies so günstige Anknüpfungspunkte für die allgemeine Erörterung tragischer Probleme bieten, muß es sich angelegen sein lassen, die Aufgabe möglichst zu vereinfachen, alles Unnötige, wenn auch an sich Reizvolle, auszuschalten und nur die Hauptsachen klar herauszuschälen. Das 76. die Hälfte des 78., das 82. und 83. Stück wurden übergangen, 81 nur kurz berührt, die wichtigsten Abschnitte in drei Gruppen behandelt, nämlich 74 und 75; 77 und 78, Absatz 1; 79, 80, 81. Die Tatsache, daß „Weißes Richard III.“ ohne die „Hamburgische Dramaturgie“ längst der verdienten Vergessenheit anheimgefallen wäre, legte die Beobachtung nahe: Es kommt Lessing auch hier eigentlich nicht auf den

Gegenstand seiner Kritik, sondern auf eine grundsätzliche Auseinandersetzung an. Glimpflich in Ton und Gebärde, rücksichtslos in der Sache selbst, gibt er das Machwerk des Jugendgenossen preis, indem er den Vergleich mit Shakespeares Schöpfung herausfordert. Aber auch diese steht für ihn nicht im Vordergrunde des Interesses.

Ist Richard III. ein tragischer Charakter? Nein. Die Tragödie soll nach Aristoteles Mitleid und Schrecken erregen. Das geschieht nur, wenn der Held weder ein ganz tugendhafter Mensch, noch ein Bösewicht ist. Denn Mitleid hat unschuldiges Leiden, Schrecken eine Übereinstimmung zwischen uns und der dramatischen Figur zur Voraussetzung. Bei Richard III. sind beide Bedingungen nicht erfüllt. Hiermit beginnt Lessings Zerlegung und Deutung der Begriffe Mitleid und Schrecken. Daß Richard Schrecken einflöße, wäre nur zuzugeben, wenn man darunter Grauen und Abscheu versteht; aber was Aristoteles im Auge hat, muß mit „Furcht" übersetzt werden. Mitleid ist in der weiten und tiefen Bedeutung von Mit-Leiden zu fassen, die Mendelssohn in den „Briefen über die Empfindung" dargelegt hat und der gegenüber das Mitleid des alltäglichen Sprachgebrauchs nur als eine mögliche Form erscheint. Und weiter wird geschlossen: Da Aristoteles Mitleid und Furcht nebeneinanderstellt, kann mit Furcht nicht das Angstgefühl um des Helden willen gemeint sein, denn logisch betrachtet ist auch dieser Begriff im Oberbegriff des Mitleidens bereits enthalten. Furcht ist nach Lessing das auf uns bezogene Mitleid. Bei der Erläuterung dieses Kernsatzes nahmen wir die aufgesparte Äußerung aus dem 32. Stück wieder auf: In der tragischen Wirkung handelt es sich um Mitleid mit denen, „die ein so fataler Strom dahinreißt", und Schrecken, d. h. Furcht bei dem Bewußtsein, „uns könne ein ähnlicher Strom dahinreißen". Nur erwähnt wurde Lessings Berufung auf eine Stelle der „Rhetorik" und das Ergebnis ihrer Auslegung, nämlich: Auch Aristoteles habe geglaubt, der allein errege unser Mitleid, dessen Zustand dem unsern so verwandt sei, daß wir ähnliches Unglück für uns selbst fürchten könnten. Ebenfalls beiläufig erledigt wurde die Abfertigung Corneilles, der durch die Lesart Mitleid oder Furcht den Widerspruch zwischen seinen Stücken und der Theorie des Stagiriten auszugleichen sucht.

Das 77. Stück und den ersten Abschnitt des 78. ließ ich der besonderen Schwierigkeit wegen in der Schule lesen. Zunächst wurden die Hauptzüge des Gedankenganges festgestellt. Da für Lessing das Schwergewicht offenbar im Mitleid liegt und daher die Furcht trotz aller Bemühungen, ihren selbständigen Wert zu retten, doch wieder auf jenes bezogen wird, ist die Frage, warum Aristoteles Mitleid und Furcht nebeneinanderstellt, noch nicht befriedigend beantwortet. Der neue Lösungsversuch führt nun Lessing auf den Zweck der Tragödie und die Bedeutung von Mitleid und Furcht für die Erreichung dieses Zweckes, also in den Mittelpunkt seiner Auffassung des tragischen Problems überhaupt. Bei einer Vergleichung der Lessingschen und der neueren, z. B. auch von Erich Schmidt wiedergegebenen Übersetzung der aristotelischen Definition, die der Klasse vorgelesen wurde, fiel am meisten auf, daß Lessing die wichtigen Worte „vorgeführt von handelnden Personen" weggelassen hat. In den unmittelbar vorausgehenden Zeilen wird die Tragödie als „Nachahmung einer Handlung" mit der Epopöe und Komödie zusammengestellt, also nur von der Lyrik abgegrenzt. Wenn es nun weiter heißt, aus dem Satze: „Die Tragödie ist die Nachahmung einer mitleidwürdigen Handlung", lassen sich alle ihre Regeln herleiten

und sogar ihre dramatische Form bestimmen, vermißt man um so mehr die Grenzlinie zwischen Epos und Drama. Durch die Bezeichnung „eine mitleidwürdige Handlung“ ist anscheinend nur der Unterschied von Tragödie und Komödie hervorgehoben. Leider geriet mir erst viel später, so daß ich sie im Unterrichte vorläufig noch nicht benutzen konnte, die Abhandlung Walzels über „Lessings Begriff des Tragischen“ in die Hände. Hier wird nachgewiesen: Lessings eigentümliche Fassung — die Tragödie ist die Nachahmung einer Handlung, ... die nicht vermittelst der Erzählung, sondern vermittelst des Mitleids und der Furcht die Reinigung der Leidenschaften bewirkt — ist die an sich richtige Übertragung des ihm vorliegenden fehlerhaften Textes. Genial rechtfertigt Lessing den vermeintlichen Gedankensprung des Aristoteles mit der Bemerkung, daß der Philosoph im zweiten Gliede der Gegenüberstellung — nicht durch Erzählung, sondern durch Erregung von Mitleid und Furcht — statt der Form der Sache gleich die Sache selbst gesetzt habe, sofern mimische Darstellung allerdings in viel höherem Grade Mitleid und Furcht einzuflößen vermag als bloße Erzählung. So gelingt es dem Dramaturgen tatsächlich, und zwar in innerer Übereinstimmung mit Aristoteles, aus dem Begriff der mitleiderregenden Handlung die dramatische Form abzuleiten.

Lessing hatte angedeutet, Aristoteles erwähne die Furcht neben dem Mitleid mit Rücksicht auf den moralischen Endzweck der Tragödie, die Katharsis der Pathemata, der „Reinigung der Leidenschaften“. Im Anschluß daran wird unter fortgesetzter Abwehr von Corneilles verkehrter Auslegung die Frage erörtert: Welche Leidenschaften sollen gereinigt werden? Nicht, wie der französische Dichter und Kunstrichter meint, die dargestellten, die im Stücke den Helden zugrunde richten, sondern die durch den tragischen Verlauf in uns erregten: Mitleid und Furcht. Daß Corneilles Anschauung, die auf der Abschreckungstheorie beruht, als zu rationalistisch und utilitaristisch verworfen wird, stellten die Schülerinnen mühelos fest. Wie Lessing dann weiter seine eigene Auffassung der „Reinigung“ im Hinblick auf die hier übrigens nicht genannte Tugendlehre des Aristoteles entwickelt und zu der wenig glücklichen Fassung „tugendhafte Fertigkeiten“ gelangt, wurde nicht gelesen, sondern an der Hand einfacher Beispiele in freier Weise dargeboten und erläutert.

Bei der Besprechung des 79. bis 81. Stückes wurde die methodisch wichtige Beobachtung gemacht, daß Lessing ähnlich wie im „Laokoon“ zu dem Einzelwerke zurückkehrt, das den Ausgangspunkt der grundsätzlichen Erörterung gebildet hat, und dann in vielfältiger Anwendung aus den Hauptgedanken weitere Folgerungen zieht. Zunächst steht fest: Richard III. in Weißes Drama entspricht nicht den aristotelischen Anforderungen an den tragischen Helden; als abgefeimter Bösewicht erregt er weder Furcht noch Mitleid in dem dargelegten Sinne, und sein Untergang befriedigt nicht einmal das Gerechtigkeitsgefühl. Daß die Nebenfiguren Mitleid einflößen, gleicht diesen Mangel um so weniger aus, als es nicht das echte tragische Mitleid ist, „die süße Qual, bei der man gern verweilt“, sondern Jammer, der mit Schauder, ja Verzweiflung erfüllt. In diesem Zusammenhange enthüllt sich uns wieder einmal unerwartet, blitzartig der Hintergrund der Lessingschen Kunstanschauung: Die „nachahmende Kunst“ darf sich nicht auf die Unerbittlichkeiten und Widersprüche des wirklichen Lebens berufen, denn während diese sich im großen Zusammenhange des Weltgeschehens lösen, ist der Dichter auf den engen Rahmen eines Dramas be-

schränkt, und „das Ganze dieses sterblichen Schöpfers sollte ein Schattenriß von dem Ganzen des ewigen Schöpfers sein". Das Ergebnis der Betrachtung ist nicht zweifelhaft: trotz manches Verdienstes im einzelnen muß Weißes Tragödie im wesentlichen, ihrem Gattungscharakter nach, als verfehlt bezeichnet werden.

Schärfer als an irgendeiner anderen Stelle wird im 80. Stück die eigentliche Bedeutung der dramatischen Form herausgehoben. Sie ist die einzige, sagt Lessing übertreibend, „in welcher sich Mitleid und Furcht erregen läßt", und wenn er mildernd hinzufügt „wenigstens können in keiner anderen Form diese Leidenschaften auf einen so hohen Grad erregt werden", nun so ändert das doch nichts an seiner Überzeugung: eine Tragödie, die in diesem Punkte versagt, ist des Namens nicht wert. An diesem Maßstabe gemessen, halten die Trauerspiele seiner Zeitgenossen nicht Stich, und es ist nicht zu verwundern, daß sie nicht die tiefgehende Wirkung haben können, die von den antiken ausgeht. Aber auch die Franzosen müssen sich sagen lassen, daß sie noch „kein Theater haben", wenigstens kein tragisches. Anknüpfend an Voltaires Eingeständnis, es fehle den Dramen seiner Landsleute an Tiefe und Wärme, führt Lessing wieder einen wuchtigen Hieb gegen die französische Galanterie und weltmännische Glätte, die der Erregung von Mitleid und Furcht widerstreben; den Ausflüchten, durch die jene innere Unzulänglichkeit auf Mängel der Bühneneinrichtung geschoben werden soll, begegnet er durch den Hinweis auf Shakespeare, der bei denkbar einfachster äußerer Ausstattung schlechthin durch die Verknüpfung der Begebenheiten die tragische Wirkung voll erreicht. Der Gedanke im 81. Stück, daß die Franzosen an sich nicht unfähig seien, höchste dramatische Wirkungen zu erzielen, wenn nur nicht der eitle Wahn, schon auf dem Gipfel zu stehen, sie am Weiterstreben hindere, führte gewissermaßen zum Ausgangspunkt unserer ganzen Besprechung zurück.

Der Versuch, aus den Stücken 74 bis 81 die leitenden Gesichtspunkte herauszuarbeiten und sie in ihrer allgemeinen Bedeutung zu würdigen, gestaltete sich von selbst zu einer freien Aussprache über das Wesen der Tragödie. Dabei wurden die den Schülerinnen bekannten Dramen als Erfahrungsstoff herangezogen und Hinweise auf die Ausführungen in Volkelts „Ästhetik des Tragischen" und Gundolfs Shakespearebuch gegeben.

Schon bei der Einzelbetrachtung war aufgefallen, daß der Zweckbegriff im Mittelpunkt des Lessingschen Vorstellungskreises steht. Daran knüpfte sich etwa der folgende Gedankengang: Lessing kennzeichnet sich als Geisteskind der Aufklärung, indem er das Vorhandensein eines Zweckes im Kunstwerk als ganz selbstverständlich annimmt, die Dichtung nicht als naturnotwendige Ausgeburt des schöpferischen Dranges, sondern als planvoll gelöste Aufgabe faßt. Den Zweck der Tragödie sieht er mit Aristoteles in der Katharsis der Pathemata. Nach Bernays beruht der Ausdruck Katharsis, der besser nicht mit „Reinigung", sondern Erleichterung" wiederzugeben ist, auf einem Vergleich aus der Heilkunde und will besagen: durch die Erregung der Affekte sollen diese zu einer Entladung gebracht werden, die eine Erleichterung zur Folge hat, ähnlich wie eine gewisse Art von Musik eine beruhigende Wirkung auf die Nerven ausüben kann. Es leuchtet ohne weiteres ein, wie wenig die Auffassung des Aristoteles mit ihrer Anspielung auf die Heilung krankhafter Zustände der tiefen, seelenandringenden Wirkung der echten Tragödie gerecht wird. Sie entspricht auch nicht dem Grade von Verständnis und unmittelbarem Gefühl für dramatisches Leben, die in Lessings

Beobachtungen zum Ausdruck kommen. Aber er tastet die Autorität des Stagiriten nicht an, sondern begnügt sich damit, dessen Sätze im Sinne der eigenen vertieften Erkenntnis auszulegen und entstellende Deutungen anderer Kunstrichter abzuwehren. So bekämpft er Corneille, der die Tragödie zu einer Art Kurmittel gegen einzelne Leidenschaften herabwürdigt; aber das Festhalten an der Vorstellung der „Reinigung" und die spitzfindige Lehre von den „tugendhaften Fertigkeiten" zeigt doch, daß er die Tragödie nicht vom rein ästhetischen, sondern zum Teil vom moralischen Standpunkt aus würdigt. Die rationalistisch-moralistische Grundrichtung macht sich auch an anderen Stellen bemerkbar. Die Forderung, daß die sittliche Weltordnung durch das Kunstwerk hindurchleuchten soll, wird man nicht als Beleg dafür ansehen dürfen (wenn auch zugegeben werden muß, daß die Gefahr des absichtlichen Hineintragens der teleologischen Weltanschauung naheliegt und daß anderseits die künstlerische Darstellung des Rätselvollen, der Widersprüche des Lebens ohne Lösung unserm modernen Empfinden nicht widerstreitet). Dagegen tritt der moralistische Gesichtspunkt beinahe verletzend zutage, wenn Lessing vom sittlichen Nutzen der Tragödie spricht oder ausdrücklich sagt: „Bessern sollen uns alle Gattungen der Poesie". — Freilich vertritt auch Schiller noch in „Die Schaubühne als moralische Anstalt betrachtet" eine ähnliche Anschauungsweise. Erst in seiner Reifezeit hat er den unmittelbaren inneren Zusammenhang höchster Kunst und tiefster sittlicher Werte erkannt.

Die Mittel zur Erreichung des Zweckes sind nach Lessing Mitleid und Furcht. Alle Kritiker der „Hamburgischen Dramaturgie" billigen ihm das Verdienst zu, daß er die sinngemäße Wiedergabe des Wortes φόβος durch Furcht statt Schrecken durchgesetzt und auch Corneilles irreführendes Oder — Mitleid oder Furcht — beseitigt hat. Bei der Deutung des aristotelischen Begriffes Mitleid als Mit-Leiden beruft Lessing selbst sich auf Mendelssohns Vorgang. Aber er ist es doch, der als der Erste das Wesen der tragischen Erschütterung in dem leidvollen Miterleben der verschiedenartigsten Seelenzustände des Helden erkannt hat, wobei das sogenannte Mitleid nur eine hervorstechende Einzelform ist. Gerade weil er das Mitleiden in so erschöpfendem Sinne faßte, wußte er der Furcht nur dadurch eine einigermaßen selbständige Rolle zu wahren, daß er sie als das auf uns bezogene Mitleid deutete. Aber die völlige Selbstvergessenheit, in die der Zuschauer bei der Aufführung eines schicksalgewaltigen Dramas, etwa des „Wallenstein", der „Braut von Messina", des „Oedipus" versinkt; die atemlose Erwartung, eine Beklemmung, die umso lastender ist, je ahnungsloser der Held einer furchtbaren Enthüllung oder seinem Untergange entgegenschreitet: alles das beweist zur Genüge, daß die Furcht nicht dem eigenen Ich, sondern dem Träger der dramatischen Handlung gilt. Und doch steckt in Lessings verfehlter Zweiteilung ein Wahrheitskern. Volkelt unterscheidet im tragischen Eindruck gegenständliche und nicht-gegenständliche Gefühle; die ersteren, die auf die Personen des Dramas bezogen werden, beruhen auf einer Neubelebung und Umformung unserer Erinnerungsgefühle und, sofern sie die erdichteten Gestalten beseelen helfen, ihnen Leben von unserm Leben geben, verschmelzen sie mit dem Kunstwerk selbst. Die andern beziehen sich auf den Zustand des Subjekts und bestehen in einer Erhöhung oder Herabdrückung der Ich-Gefühle. Lessing weiß, daß eine gewisse Übereinstimmung zwischen dem Helden und dem Zuschauer einen günstigen Nährboden für die Erweckung von Mitleid und Furcht bildet, und wenn er auch den

Einschnitt an falscher Stelle macht, so ist doch die Betonung der objektiven und subjektiven Seite im tragischen Erlebnis an sich schon bemerkenswert. Die Heraushebung der Furcht aus der Reihe der Leidgefühle läßt sich auch nach Ausschaltung des Lessingschen Irrtums rechtfertigen als zusammenfassende Bezeichnung für die Wehegefühle, die im Gegensatz zu allen übrigen auf die Zukunft gerichtet sind.

Noch wichtiger ist, daß Lessing bereits ein ziemlich deutliches Bewußtsein der Gefühlsmischung im tragischen Gesamteindruck hat, wenn er auch das innere Verhältnis der Lust- und Unlustgefühle noch nicht herausarbeitet. Daß die Schmerzgefühle überwiegen, unterliegt für ihn keinem Zweifel, ja man könnte behaupten, daß er das Vorherrschen des Mitleids übermäßig betont. Gleichwohl enthält die bei Erich Schmidt angezogene Stelle aus dem Briefwechsel mit Mendelssohn ein Bekenntnis, das ohne Zweifel aus persönlichem Erleben hervorquillt: daß nämlich auch mit einer schmerzvollen Leidenschaft eine solche Steigerung des Lebensgefühls verbunden ist, daß die Lustempfindung die Unlust überwiegt. Es war eine Freude, mit welcher Frische und Wärme die Schülerinnen auf die alte Frage nach dem „Grunde des Vergnügens an tragischen Gegenständen" eingingen, wie beredt sie der Erfahrung Ausdruck zu geben wußten, daß wir durch die Tragödie über die Schranken des Alltags emporgerissen, von der Befangenheit im Persönlichen befreit werden und in allen Pulsen fühlen: wir leben, und das Leben ist trotz allem und allem wert, gelebt zu werden! (Das Tragische der niederdrückenden Art wurde nicht berücksichtigt, da es außerhalb des Anschauungskreises der Schülerinnen lag und überdies Lessings Auffassung keinen unmittelbaren Anhalt bot.) Einen weiteren Schritt vorwärts brachte die Beobachtung, daß Lessing den sogenannten erhebenden Momenten schon auf der Spur ist. Er berücksichtigt allerdings — und das ist kein Zufall — nur diejenigen, die dem Gebiete des Verstandes entstammen, wenn er von dem Vergnügen spricht, das die klug angelegten und folgerichtig durchgeführten Pläne selbst eines Verbrechers wie Richard III. uns bereiten können.

Offenbar ahnt Lessing auch, daß die Gefühlsmischung im tragischen Eindruck durch den Charakter des Helden und die Art des Leidens bestimmt wird, doch verleitet ihn die starke Hervorkehrung des Mitleids, gewissen Fällen, die eine Tragik geringeren Grades darstellen, das Tragische überhaupt abzusprechen. Es handelt sich um die Lehre vom gemischten Charakter und um die Ablehnung der tragédie sainte. In Übereinstimmung mit Aristoteles hat Lessing erklärt, weder der Bösewicht noch der ganz Tugendhafte eigne sich zum Helden der Tragödie. Inwiefern durch die Strafe, die über den Verbrecher hereinbricht, unser Gerechtigkeitsgefühl befriedigt, damit aber zugleich die schmerzliche Grundstimmung aufgehoben wird, hat Lessing nur gestreift. Dagegen grenzt er Philanthropie scharf vom tragischen Mitleiden ab, indem er betont: der Zuschauer vermag sich jenem nicht ähnlich zu fühlen, und damit fehlt die Voraussetzung für Furcht und Mitleid; gleichwohl wird die unwillkürliche Regung der Teilnahme keinem Menschen, der leidet, auch nicht dem Verbrecher, versagt. — Der Untergang des ganz Unschuldigen ist als Gegenstand der Tragödie zu verwerfen, weil er Entsetzen erregt; wenn Lessing sich der Ausdrucksmittel der modernen Ästhetik hätte bedienen können, würde er gesagt haben: weil das tragische Gefühl sich nicht voll auswirken kann, wenn alle erhebenden Momente mangeln. Außerordentlich abgeschwächt, ja nach Lessings Überzeugung

geradezu ausgeschlossen, ist die tragische Wirkung im Märtyrerdrama. In der Besprechung von Cronegks Olinth und Sophronia im 2. Stück der Dramaturgie, das erst in diesem Zusammenhange nachgeholt wurde, wird einleuchtend nachgewiesen, daß das Schicksal eines Helden, den das Leiden innerlich kaum berührt, ja der in der Hoffnung auf den Lohn im Jenseits inbrünstig danach verlangt, die Seele des Zuschauers nicht in Mitgefühl erbeben läßt.

Von hier aus fällt ein neues Licht auf Lessings Begriff der Handlung. Sie ist der Lebensnerv des Dramas und bestimmt die dramatische Form. Für Lessing gilt es hier nicht nur einen Kernsatz zu verteidigen, dessen Mißachtung viele Verirrungen verschuldet hat; hier wurzelt das leidenschaftliche Interesse, das er lebenslang dem Drama entgegenbrachte, dem Drama als der Dichtungsgattung, die seinem starken, bewegten, ungestüm nach Äußerung drängenden Innenleben am meisten gemäß war. Aber seine Auffassung der Handlung im Drama wird wesentlich durch das Ziel der Mitleiderregung beeinflußt. Eben deshalb muß er die tragédie sainte verurteilen; denn der innere Gleichmut läßt den Zuschauer kalt. Aber Lessing fordert auch keine gehäufte äußere Handlung. Man hat den Eindruck, daß das Heroische jeder Form in seiner Anschauungsweise viel mehr zurücktritt als z. B. bei Schiller. Das bestätigen nicht nur seine eigenen Dramen; es läßt sich auch aus seiner Erklärung, die Tragödie sei die Darstellung einer mitleidwürdigen Handlung, unmittelbar ableiten, wenn man sich vergegenwärtigt, welches Gewicht er doch auf das Mifleid im engeren Sinne legt. Man kann wohl behaupten, daß Lessing den Typus, den Volkelt als das Drama der Innerlichkeit bezeichnet, grundsätzlich nicht ablehnt; freilich geht dieses nicht vorwiegend auf Weckung des „schmelzenden Mitleids“ aus, und anderseits gebricht es in Lessings ernsten Dramen der Darstellung seelischer Kämpfe an der Unmittelbarkeit, mit der unserm Empfinden nach ein reiches, heftig erschüttertes Innenleben sich naturgemäß äußert.

In der letzten Stunde, die der Besprechung der „Hamburger Dramaturgie“ gewidmet war, galt es, durch knappe, übersichtliche Zusammenfassung der wesentlichen Züge ihre entwickelungsgeschichtliche Bedeutung zu bestimmen. Ausgehend von einem Rückblick auf den Anlaß, dem das Werk seine Entstehung verdankt, von der Aufgabe, der es zunächst dienen sollte, verweilten wir kurz bei den Bestrebungen zur Begründung eines deutschen Nationaltheaters. Nicht Lessing allein hat sich für den Gedanken erwärmt, auch Herder ist begeistert für ihn eingetreten, und bis zu welchem Grade der junge Goethe von diesen Wünschen, Hoffnungen, Plänen erfüllt war, bezeugt der Urmeister! Für Lessing persönlich bedeutet die Teilnahme am Hamburger Unternehmen ein Glied in der Reihe rastloser Bemühungen, die alle dem einen Ziele galten: Hebung der deutschen Bühnenkunst. Die Dramaturgie greift besonders die Erkenntnisse und Forderungen der Literaturbriefe auf, erweitert und vertieft sie und sucht unmittelbaren Einfluß auf das Theater zu gewinnen. Die bitteren Worte der Schlußstücke sind dem Verfasser durch die schmerzlichste Enttäuschung ausgepreßt worden.

Die wichtigste negative Leistung sowohl der Literaturbriefe als der Dramaturgie hat man von jeher in der Bekämpfung der unheilvollen Abhängigkeit von den Franzosen gesehen. Allgemein wird anerkannt, daß Lessing zwar

dem französischen Klassizismus, seinen Lebensbedingungen und seinen formalen Vorzügen nicht gerecht wird, daß aber die Einseitigkeit notwendig war, wenn er als Reformator etwas erreichen wollte. Übrigens hat er nur über das französische Trauerspiel abgeurteilt, das französische Lustspiel aber gelten lassen. Das beweist seinen ausgeprägten Sinn für den inneren Zusammenhang, der zwischen dem Volkscharakter und dessen Ausdruck in der Kunst besteht.

Die positive Kehrseite der Ablehnung des französischen Einflusses ist der Hinweis auf das Vorbild des englischen Theaters. Das Entscheidende ist dabei für Lessing die Gefühlsverwandtschaft zwischen Germanen, die sich darin äußert, daß das Leben in seiner Tiefe und Schwere erfaßt wird. Zwar zeigen die Literaturbriefe wie die entsprechenden Stücke der Dramaturgie, daß Lessing bei gewissen Außenseiten der Shakespeareschen Dichtungen stehen bleibt, ihr poetischer Gehalt ihm nicht aufgegangen ist. Gundolf hat, was in unserer Besprechung nur angedeutet werden konnte, eingehend nachgewiesen.

Im Grunde erscheint die umfängliche Auseinandersetzung mit fremden Autoritäten als ein Pulsgreifen, ein Suchen nach der möglichst vollkommenen Form des Dramas. In den Sätzen de sAristoteles glaubt Lessing eine Richtschnur sehen zu dürfen. Er bekämpft die Franzosen durch den Nachweis, daß sie den Meister falsch verstanden haben, und verteidigt Shakespeare in der Überzeugung, daß er trotz der scheinbaren Regelwidrigkeit im wesentlichen mit jenem übereinstimme. Übrigens beugt er sich doch dem Stagiriten nicht so unbedingt, als es zunächst den Anschein hat. Die Äußerung, jeder Schritt der Entfernung von Aristoteles komme einer Verirrung gleich, ist eine rednerische Übertreibung; wird doch an anderer Stelle zugestanden, daß Aristoteles keine strenge logische Definition der Tragödie gegeben, sondern rein erfahrungsmäßig die Regeln aus den Musterstücken seiner Zeit abgeleitet habe. Freilich hat Lessing die entwicklungsgeschichtliche Betrachtungsweise, die er auf das Theater anwendet, nicht im Hinblick auf die aristotelische Lehre vom Drama durchgeführt.

Mit dem Verfasser der „Poetik" erklärt er die Tragödie für die Nachahmung einer ernsten Handlung. Das ist der Begriff, der uns bei Gottsched und bei Breitinger begegnete und im „Laokoon" eine so große Rolle spielte. Erst durch die „Stürmer und Dränger" hat sich das Bewußtsein Bahn gebrochen, daß das echte Kunstwerk der Gestaltung des Erlebten von innen heraus sein Dasein verdankt. In Lessings Ausführungen über das Genie trat klar zutage, wie verstandesmäßig und nüchtern er sich auch das geniale Schaffen vorstellt, wie er zwar die Einfachheit als Wesenszug des Genies erkennt, aber dessen Überlegenheiten in der ungewöhnlich sicheren und vollkommenen Verknüpfung der Tatsachen nach Grund und Folge, nicht in der frei schöpferischen Tätigkeit sucht.

Und doch steht er bereits an der Grenze der entscheidenden Erkenntnis, die die Folgezeit bringen sollte, ja er selbst bereitet sie vor, indem er die Wirkung des Kunstwerks zum Maßstab der Bewertung erhebt. Noch hemmt ihn hier ein Rest rationalistisch-moralistischer Gebundenheit. Aber man merkt doch seiner innerlich belebten Darstellung an, wie sehr für ihn die Bedeutung der überkommenen Lehre hinter der unmittelbaren menschlichen Anteilnahme am dramatischen Geschehen zurücktritt. Der Schwerpunkt für ihn liegt im Mit-Leiden, also in der Bewegung

der Seelenkräfte, im Erleben. Seine fruchtbarsten ästhetischen Gedanken beruhen auf psychologischer Grundlage; hier bewegt er sich am sichersten und freisten, hier berührt er sich auch am stärksten mit den Anschauungen der Gegenwart.

Am Schlusse der neunstündigen Unterredung über die Dramaturgie wurde betont, daß die Schranken der Lessingschen Anschauung sich zugleich als solche seiner Zeit, des Zeitalters der Aufklärung erweisen, daß er in wichtigen Erkenntnissen über diese hinausgewachsen und der Begründer einer tieferen Erfassung des Tragischen geworden ist. Damit war einer späteren Besprechung über Lessings Gesamtbedeutung für unser Geistesleben vorgearbeitet und die Anknüpfungsmöglichkeit für die Beschäftigung mit Herder gegeben. Die Zusammenfassung hatte unter dem Eindrucke gestanden, der sich beim Versenken in Lessings Prosaschriften immer wieder aufdrängt: wie man nämlich bei diesem systematischen Denker beinahe von jedem Punkte der Peripherie aus ins Zentrum vorstoßen kann und sogar die Betrachtung von Bruchstücken sich zum Ganzen rundet.

Mehr deutsche Stunden auch auf dem Gymnasium.

Von **Ludwig Eicke** in Gumbinnen.

Die Forderung nach Umgestaltung des deutschen Unterrichts an den höheren Schulen wird wieder und wieder gestellt, meist unter dem nicht unrichtigen Hinweis auf gewisse Schwierigkeiten, mit denen gerade dieses Unterrichtsfach jetzt zu kämpfen hat. Neben Vorschlägen, die eine stärkere Auswertung der bisher zur Verfügung stehenden Zeit anregen, finden wir — und zwar zahlreicher — solche, die einer bedeutenden Stundenvermehrung das Wort reden, Vorschläge, die sich nur unter gewaltsamer Zurückdrängung anderer wichtiger Fächer ermöglichen ließen. So weit dürfen sich die Wünsche der Germanisten nicht versteigen, wollen sie sich nicht selbst den Wind aus den Segeln nehmen. Ja, es besteht nur zu sehr die Befürchtung, daß dann Reformen auch an solchen Punkten unterbleiben, wo sie nötig und ohne Vernichtung anderer Werte erreichbar sind. Als Freund des deutschen Unterrichts, zugleich aber auch als überzeugter Anhänger des humanistischen Gymnasiums möchte ich im Interesse beider Richtungen zur Verständigung mahnen und dringend raten, lieber zu weitgehende Forderungen zurückzustellen, wenn sich eine Möglichkeit bietet, praktisch Brauchbares zu erreichen. In diesem Sinne lenke ich die Aufmerksamkeit auf eine Äußerung von Direktor Paetz-Dortmund (Deutsches Philologenblatt 1916 Nr. 30) „Ein Beitrag zur deutschen Erziehung", zu dessen Ausgestaltung und Erweiterung ich einiges beitragen möchte, mit Rücksicht besonders auf das Gymnasium.

Paetz wünscht, die Kenntnis der deutschen Literatur und Kultur bei unseren Schülern auf eine breitere Grundlage zu stellen. Ideell bewegt er sich damit auf der gleichen Linie wie die germanistische Richtung der heutigen Reformer. Was ihn aber von manchem unter ihnen unterscheidet, ist die maßvolle Art seiner Wünsche und vor allem der Nachweis eines einfachen praktisch gangbaren Weges, den er an seiner Anstalt, einer Realschule, im Einverständnis mit dem Kollegium bereits seit einem Jahre mit Erfolg betreten hat. Wechselweise geben nämlich dort einzelne Unterrichtsfächer

jeder Klasse je eine Stunde an das Deutsche ab, eine gewiß nur geringe Veränderung, der die vorgesetzten Behörden wohl auch außerhalb Westfalens zustimmen dürften. Mag man im einzelnen über die Richtigkeit der von Paetz vorgeschlagenen Maßnahmen abweichender Ansicht sein, der Vorschlag als ganzer verdient volle Beachtung, zumal sich im Wechsel der Jahre und Generationen auch andere Verschiebungsmöglichkeiten ergeben, so daß nicht immer dasselbe Fach auf derselben Stufe eine Zeiteinbuße zu erleiden hätte. Einen Versuch in Paetzens Sinne könnte ich nicht warm genug empfehlen. Ich erinnere dabei an eine in unseren Lehrplänen unter D 1 (S. 8) vorgeschlagene, wohl ganz vergessene Unterrichtsordnung für die Realschule, die „eine Verstärkung des Deutschen und dementsprechend eine Verminderung des Rechnens und der Mathematik oder des Französischen auf den bezüglichen Stufen" vorsieht. Eine gewisse Bewegungsfreiheit war also von vornherein belassen.

Aber auch auf den gymnasialen Anstalten alten Stiles, deren Verhältnisse ich genauer überschaue, dürfte sich in einzelnen Klassen eine solche Vergünstigung für das Deutsche finden lassen. Dies im Anfangsunterricht der Sexta um so notwendiger, da der neue Erlaß über die Aufnahmebestimmungen gerade dem deutschen Unterricht auf dieser Stufe, über den alten Rahmen hinaus, neue, nicht ganz leicht zu bewältigende Aufgaben stellt. Die Fremdsprache muß hier, mit der deutschen in einer Hand vereinigt, den Ausfall besonders an grammatischen Kenntnissen bei den eintretenden Zöglingen decken. Mit gutem Willen wird sich das erreichen lassen. Um nun aber eine wirkliche Erweiterung zu erzielen, schlage ich die Überweisung einer Schreibstunde an das Deutsche vor. Zur Erwägung stelle ich weiter die Frage, ob nicht die dritte Religionsstunde besser gleichfalls dem Deutschen überlassen bliebe. Soweit ich den Stoff der Religionslehre auf dieser Klasse kenne, steht dem eigentlich nichts im Wege. Ja, ich möchte fast meinen, dieses gerade ethisch so wichtige Fach gewänne an innerem Werte, wenn die vielen langatmigen Wiederholungen oft längst bekannter biblischer Geschichten ein wenig beschränkt würden. Nach Erfüllung meiner beiden Wünsche ständen dem Deutschen 6 Wochenstunden zur Verfügung, eine erfreulich breite Grundlage für die Weiterarbeit in diesem Fache, ein nicht geringer zu bewertender Gewinn auch für die beginnende Fremdsprache.

In V will der Geschichtserlaß vom Oktober 1915 indirekt bereits in dem Sinne der Betonung des deutschen Gedankens wirken. Vor der Hand hat er den Unterricht im Deutschen allerdings durch die Zuweisung einer seiner Stunden an die Geschichte nicht wenig beeinträchtigt. Die übriggebliebenen 2 Stunden genügen sicher nicht, es sei denn, daß durch die Vereinigung beider Fächer in einer Hand eine gewisse Ausgleichsmöglichkeit zwischen beiden geschaffen würde. Ich möchte wenigstens glauben, e i n e wirklich voll ausgenützte Geschichtsstunde in jeder Woche könnte den durch den Erlaß verlangten Stoff bewältigen. Die wünschenswerte Ausdehnung des deutschen Unterrichts wäre damit gewonnen. Dieser ließe sich sogar noch erweitern durch die Zuweisung einer lateinischen Stunde. Der Lehrstoff in diesem Fache, für gut durchgebildete Quintaner nicht übermäßig umfangreich, gestattet solche Verschiebung durchaus. Empfehlenswerter ist es jedoch, durch Übernahme gewisser Stücke des Quartapensums den Quintanern etwas mehr zuzumuten. Ein Blick in den vielgebrauchten Ostermann läßt es angebracht erscheinen, syntaktische

Erscheinungeu wie die Städtenamen, den Akkusativ mit dem Infinitiv, das Reflexivpronomen, die Partizipialkonstruktionen, die Zeitpartikel — alles Dinge, die der Quintaner durch den Gebrauch kennt — gleich völlig auf dieser Stufe zu erledigen und sich nicht wie bisher mit einer zunächst vorläufigen Besprechung zu bescheiden. Wozu auch diese Doppelheit? Die Anlage des Ostermann würde dem nichts in den Weg legen. Man brauchte nur die erwähnten Abschnitte, soweit sie im Quintateil vorliegen, wegzulassen und nach Erledigung der verba anomala das Quartabuch in Angriff zu nehmen, ein Brauch, der vielleicht aus anderen Gründen schon hie und da geübt wird. Eine Überlastung der Quinta wäre in keinem Sinne zu befürchten, ja, die Quarta könnte — sicher ein Gewinn — mit ihrem Hauptstoffe, der Kasuslehre, sofort beginnen und dann — ein zweiter Gewinn — zugunsten des Deutschen auf eine Stunde verzichten.

Der Lehrplan der U III und auch der U II bringt mich bei meinem Streben, für das Deutsche eine breitere Grundlage zu gewinnen, in Verlegenheit. Stundenmäßige Abstriche lassen sich hier zurzeit wohl bei keinem Fache ertragen, und so möchte ich lieber auf Änderungen verzichten, so sehr ich das aus vielerlei Gründen im Interesse des deutschen Unterrichts bedauere. Günstiger liegen dafür die Verhältnisse in O III, wo das Griechische, dessen Lage hier ähnlich der des Lateinischen auf V ist, eine Stunde wohl missen kann. Die feste Aneignung der unregelmäßigen Formenlehre wird dadurch nicht gefährdet, auch der Umfang der Lektüre brauchte kaum eingeschränkt zu werden. Das Deutsche kommt damit auf die sicher nicht zu hohe Zahl von 3 Stunden.

Die geringere stoffliche Bindung der Oberstufe läßt eine Verschiebung in meinem Sinne dort verhältnismäßig leicht zu. Ich denke an Abstriche im Französischen und in der Mathematik, so daß dieses Fach einmal, jenes zweimal betroffen würde. In welcher Folge wird sich am besten für jeden Einzelfall entscheiden lassen, doch scheint mir die Aufgabe einer Mathematikstunde der U I und je einer französischen Stunde der O II und O I am wünschenswertesten. Dort sehe ich keine Schwierigkeiten, hier läßt sich eine gewisse Einschränkung der Lektüre durchaus vertragen.

Ohne gewaltsame Änderungen könnte auf die angegebene Art dem Deutschen wesentlicher Raum gewonnen werden. Übersehen wir das Ergebnis! VI 6 St., V (einschließlich Geschichtserzählungen) 4 St., IV 4 St., U III 2 St., O III 3 St., U II 3 St., O II—O I je 4 St., insgesamt: 34 Stunden. Der Gewinn betrüge also 8 Stunden. Wie nutzen wir sie zweckmäßig aus? Auf der Unterstufe, vornehmlich in VI und V würde eine Verstärkung der grammatischen Schulung erzielt. Auch das Sorgenkind, die Zeichensetzung, die in den mittleren Klassen oft viel Kopfzerbrechen und mühevolle Arbeit macht, dürfte dabei gewinnen. Weiter ließe sich der für VI und V so oft geäußerte Wunsch erfüllen nach Anfertigung von kleinen Aufsätzen, für die im jetzigen Lehrplan leider kein Platz ist. Dies um so bedauerlicher, da Vorschule und Volksschule mit ihren Zöglingen solche Übungen planmäßig und mit Erfolg anstellen. Zwei Jahre lang wird dann zum großen Schaden diese Entwicklung unterbrochen, die erst in IV wieder einsetzt. Die geplante Verschiebung würde diese Schwierigkeiten beheben, dazu eine Erweiterung der Lesung ermöglichen. Die in der Mittelstufe gewonnene Stunde (O III) könnte hauptsächlich der Aufsatz- und Dispositionsübung zugute kommen, ein wenig hoffentlich auch der bisher stiefmütterlich be-

dachten Wortbildungslehre, deren Pflege schon mit Rücksicht auf die Fremdsprachen in der Muttersprache eigentlich selbstverständlich sein müßte. Die Oberklassen werden den erzielten Gewinn wohl gänzlich der Lektüre zuweisen, für die es an Stoff wahrlich nicht fehlt. Für O II erinnere ich nur an die mittelhochdeutschen Texte, ganz allgemein an eine weitgehendere Einbeziehung der nachklassischen, vielleicht auch der Kriegsliteratur.

Wohin wir also sehen — überall ein mit kleinsten Mitteln erzielter, reicher Gewinn auf der einen, keine wirkliche Einbuße auf der anderen Seite. Sollte man darum, ohne Kleinlichkeit, den vorgeschlagenen Versuch nicht wenigstens einmal in Erwägung ziehen?

Deutschkunde an den höheren Schulen.

Von **Karl Mahler** in Dresden.

Die Umwertung aller Werte, die heute als Folge des Krieges alle Gebiete unseres Lebens beherrscht, soll auch im Betrieb der höheren Schulen ihre Erfüllung finden. Ist es dazu aber nötig, das höhere Schulwesen völlig neu zu gestalten? Der Krieg darf auch hier wie auf so vielen Gebieten nicht zerstören. Er muß zur Weiterentwicklung anregen, er soll auf- und ausbauen helfen. Alles Gute läßt sich zu Besserem entwickeln. So kann der Krieg mit seinen Erfahrungen sehr wohl seine Wirkungen auslösen. Sie gipfeln in der Forderung der deutschen höheren Schule. Sie soll ihre Zöglinge geistig und körperlich für die Leistungen tüchtig machen, die jeder im Dienst für die Gesamtheit des Volkes vollbringen soll. Sie muß sie aber auch zu Charakteren, d. h. zu echt deutschen, starken Persönlichkeiten erziehen. Diese Erziehungsziele hat jüngst Otto Stählin in einem Aufsatz über „Deutsche Erziehungsaufgaben" im I. Heft der neugegründeten Zeitschrift „Deutsche Erneuerung" trefflich geschildert. Ihre Schüler geistig tüchtig zu machen, d. h. ihnen nicht nur die nötigen Kenntnisse zu vermitteln, sondern ihnen vor allem die Fähigkeit mit ins Leben zu geben, ernst zu arbeiten auch auf einem Gebiet, das die Überwindung großer Hindernisse erfordert, das vermag jede Art unserer höheren Schulen. Eine weitere Entwicklungsnotwendigkeit ergibt sich aber in der Erziehung der Schüler zu echt deutschen Persönlichkeiten. Verordnungen und Änderungen in der Methode haben hier bereits in letzter Zeit Wandel geschaffen. Trotzdem drängen sich weitergehende Wünsche auf, aber auch sie können ohne eine völlige Umgestaltung des höheren Unterrichtswesens verwirklicht werden. An der Erreichung dieses hohen Zieles kann vielmehr der einzelne Lehrer in seinem Unterrichtsfache mitarbeiten. Es ist eine alte Forderung, daß jede Stunde nach Möglichkeit eine deutsche Stunde sein soll. Fast jeder Unterrichtsstoff läßt sich unter diesem Gesichtspunkt darbieten, und es ist eine lohnende Aufgabe für jeden Lehrer, immer dieses Ziel vor Augen zu haben. Und dieses Bestreben kann ihm noch erleichtert werden, wenn er etwas größere Freiheit in der Anordnung des Lehrstoffes erhält, und wenn ihm geringe Änderungen im Lehrplan zu Hilfe kommen. Eine Vermehrung des Deutschunterrichts allein vermag, glaube ich, diese Wünsche nicht zu erfüllen. Die Behandlung verschiedener Gebiete unter dem Gesichtspunkt deutscher Eigenart ist freilich in unseren höheren Schulen jetzt noch nicht hinreichend möglich.

hierzu ist in den Sachstunden nicht die nötige Zeit vorhanden, wenn der Lehrer sein Pensum erfüllen will.

Diese Erkenntnis hat Wilhelm Martin Becker veranlaßt, in einem Aufsatz über „Deutschkunde oder Germanistik?" in den Grenzboten 1917 Nr. 18 weitgehende Änderungsvorschläge für den höheren Schulbetrieb vorzubringen. Seine Abhandlung veranlaßt mich, einige Gedanken niederzuschreiben, die mich bestimmten, an der von W. Hofstaetter kürzlich herausgegebenen „Deutschkunde" mitzuarbeiten, und die sich bei dieser Arbeit zu Anregungen für den Ausbau unserer höheren Schulen verdichteten.

Becker geht in seinem Aufsatz in dem Wunsche zur Verwirklichung der erwähnten Ziele so weit, daß er die Einführung eines neuen Lehrfaches „Deutschkunde" fordert. An der Universität hierfür besonders vorgebildete Lehrer sollen diesen Unterricht erteilen. Die Universität muß sich diesem Bedürfnis anpassen, denn dann ist die Umgestaltung erst möglich. So überaus wertvoll die Ausführungen sind, so sehr scheinen sie mir doch in ihren Forderungen zu weit zu gehen. Der Verfasser gibt die einzelnen Gebiete näher an, die der spätere Deutschkundelehrer studieren muß. Er teilt sie in vier Hauptzweige, einen geographisch-ethnographischen, einen sprachlichen, einen historischen und einen philosophischen. Ganz fremd aber solle der Lehrer der Deutschkunde auf keinem der angegebenen Gebiete sein. Mir erscheint es kaum möglich, daß ein Lehrer auf so vielen Gebieten derart beschlagen ist, daß er einen gedeihlichen Deutschkundeunterricht erteilen kann. Die Gefahr einer gewissen Oberflächlichkeit besteht dann immer. Ist es denn wirklich so notwendig, daß dieser Unterricht von einer Person erteilt werde? Becker begründet diese Forderung damit, daß dem Schüler nicht eine Anzahl Kenntnisse nebeneinander vermittelt werden dürfen, sondern daß sie von einheitlichem Standpunkt dargeboten und zu einem einheitlichen Ganzen verarbeitet werden müssen.

Daß das Gebiet der Deutschkunde in der deutschen höheren Schule eine größere Rolle spielen muß als bisher, ist vollkommen richtig. Zur Erfüllung dieses Strebens bedarf es aber nur eines leicht erreichbaren Ausbaues unserer Lehrpläne in dieser Richtung. Der Stoff der „Deutschkunde" muß zunächst auf alle Stufen der Schule so verteilt werden, daß er dem Verständnis des Schülers angepaßt ist. Den Schülern der Unterklassen sind in erweitertem Maße germanische und deutsche Mythologie, Heldensagen, deutsche Märchen und einiges aus der deutschen Volkskunde, insbesondere aus dem Leben der Vorfahren, zu bieten, am besten in erweitertem deutschen Unterricht. Am Schlusse der Unterstufe regt sich im allgemeinen eine Vorliebe für Pflanzen und Tiere. In erweiterter Naturkunde, deren Unterricht treffliche Schilderungen zugrunde gelegt werden, wie sie aus der Feder von H. Löns, F. Bley u. a. stammen, kann der Deutschkunde gedient werden. Das Kennenlernen der deutschen Pflanzen und Tiere in der Natur vermag diesen Unterricht lebendig zu gestalten und zu vertiefen. In den Mittelklassen fällt verstärktem Erdkundeunterricht die Aufgabe zu, den Sinn für die Eigenart der deutschen Landschaft zu wecken und einzuprägen. In der ausgezeichneten Zusammenstellung des Bändchens „Die deutschen Lande in der Dichtung" der deutschen Dichtergedächtnisstiftung liegt ein gut benutzbares Hilfsmittel für diesen Unterricht vor. Mit der Verwendung ähnlicher Schilderungen erreicht man ein doppeltes Ziel, einmal die Vermittlung von Kenntnissen über die deutsche Landschaft und zum andern eine günstige Einwirkung auf die Stilbildung.

Die Mittelstufe wird am besten mit der Behandlung deutscher Vorgeschichte und Altertumskunde abschließen können, die dem Geschichtsunterricht angegliedert würde. Die Freude am Wandern, die gerade bei Schülern dieses Alters lebendig ist, kann hierbei nutzbar gemacht werden, sei es zum Kennenlernen der umgebenden Landschaft und ihrer Erinnerungen an die Vorzeit, sei es auch zu größeren Wanderungen in der Ferne, namentlich in den Ferien. Dabei wird Auge und Herz des Schülers zu größerem Verständnis deutschen Landes und Wesens angeregt. Deutsches Geistesleben, Wirtschaft, Technik, Kunst und Philosophie in ihrer Wechselbeziehung zum Deutschtum bieten den Stoff für die Deutschkunde in den Oberklassen, der der Gabelung angepaßt werden kann, die wohl nach dem Kriege an den meisten Anstalten vorhanden sein wird. Gemeinsamer Besuch deutscher Kunststädte, Stätten lebhafter deutscher Industrie usw. vermag auch auf dieser Stufe dauernd wertvolle Eindrücke hervorzurufen, Gelerntes lebendig zu gestalten und zu vertiefen. Für den Unterricht in deutscher Kunst findet sich in der Lehrerschaft fast jeder Anstalt eine Lehrkraft, der dieses Gebiet besonders liegt.

Welche Veränderungen im Lehrplan vermögen nun diese in großen Zügen und ganz allgemein geschilderten Ziele der deutschen Schule zu verwirklichen? Es würde völlig genügen, wenn in jeder Klasse eine bis zwei Wochenstunden für diesen Unterricht abgetrennt würden, die dem einen oder anderen, nur nicht dem am nächsten verwandten Fache zu entnehmen wären. Daß das wirklich möglich ist, daran ist bei gutem Willen nicht zu zweifeln. Wird doch der Vertreter jedes Faches gern eine Wochenstunde opfern wollen, wenn er weiß, daß diese Stunde einem ebenso wichtigen Zwecke dient und daß er gelegentlich in einem Jahre auch für sein Fach einen Nutzen aus der Verschiebung zieht. Das gilt für alle Schulgattungen gleichmäßig. Wenn alle in diesem Sinne ausgebaut werden, so vermögen sie alle die Forderung der deutschen höheren Schule zu erfüllen. Es würde allen Arten der höheren Schulen etwas Einigendes, Gemeinsames und für unser Deutschtum überaus Wertvolles eingegliedert werden.

Dieser Unterricht in Deutschkunde müßte jeweils von dem Fachlehrer erteilt werden, dem der betreffende Abschnitt der Deutschkunde am nächsten liegt, und der in der betreffenden Klasse den verwandten Stoff unterrichtet, damit der Unterricht auf sicherer fachlicher Grundlage ruht. Und hier bin ich anderer Ansicht als Becker, wenn ich meine, daß es durchaus kein Nachteil für den Schüler ist, wenn er im Laufe seiner Schulzeit das Deutschtum von verschiedenen Seiten beleuchtet erhält. Das schützt vor Einseitigkeit und ist besonders dann von großem Werte, wenn in den Oberklassen ein besonders geschickter Lehrer dazu anzuregen vermag, daß der Schüler die im Laufe der Jahre nebeneinander gesammelten Kenntnisse und Eindrücke vergleichend verarbeitet. Damit kann gerade das höchste Ziel alles Unterrichtes verwirklicht werden, das ist die Selbsttätigkeit im Denken und geistigen Verarbeiten.

Der Grundgedanke der von Hofstaetter herausgegebenen „Deutschkunde“ war es, Lehrer und Schüler das notwendigste Rüstzeug für diesen Unterricht in die Hand zu geben. Eine im Erscheinen begriffene Bücherei der Deutschkunde wird dieses Bestreben weiter zu fördern versuchen. Vorlesungen auf den Universitäten, die von den Vertretern der einzelnen Fächer unter diesem Gesichtspunkt gehalten würden, könnten dem zukünftigen Lehrer seine Aufgabe wesentlich erleichtern helfen. Ebenso

würde eine gewisse Freiheit im Lehrplan für dieses Fach besonders förderlich sein können. Dem Schulleiter müßte in der Verteilung des Stoffes freie Hand gelassen werden. Dann würde er nicht wie so oft nur die Rolle eines Stundenverteilers spielen, sondern vermöchte seiner Anstalt ein ihr eigentümliches Gepräge zu verleihen. Dann wäre der Deutschkundeunterricht ein Gewinn in vieler Hinsicht und nicht zuletzt für den Lehrer, dem derartige Stunden besonderen Genuß bereiten würden. Im Schüler aber würde aus zahlreichen Wurzeln ein Stamm echt deutschen Volksbewußtseins genährt, der sich kraftvoll gegen undeutsche Einflüsse zu behaupten vermag.

Kriegsaufsätze in Sexta und Quinta.

Von **Georg Reichel** in Riesa.

Daß der Krieg unserer deutschen Jugend zum inneren Erlebnis wird, ist eine in Zeitungen und Broschüren viel behandelte Forderung des Tages. Inwieweit es der Schule gelungen ist, dies Ziel zu erreichen, dafür kann der Schüleraufsatz, wenigstens der ohne fremde Hilfe angefertigte, Beweise bringen. Dies veranlaßte mich öfters, auch in Unterklassen Aufsatzthemen zu stellen, die ihren Stoff dem Weltkriege entnahmen. Dies hat zudem den Vorteil, daß man nicht mehr so sehr auf bloße Nacherzählungen, bez. Umarbeitungen angewiesen ist, die doch alle mehr oder weniger gleich sind. Während solche Aufsätze zumeist eines persönlichen Einschlages entbehren, waren die Kriegsaufsätze lebensfrische Schilderungen, welche die innere Anteilnahme des Verfassers verrieten. Nur ganz vereinzelte schlechte, oder sagen wir lieber nachlässige Schüler geben sich nicht die Mühe, nach der Besprechung etwas Eigenes ihrer Arbeit hinzuzufügen.

Es ist ja auch kein Wunder, wenn die Kriegsaufsätze jedesmal den mannigfaltigsten Inhalt zeigten. Dem Schüler war der Stoff meist schon lange vor der Stellung der Aufgabe vertraut durch Lektüre von Kriegslesestücken, durch Wiedererzählungen von Feldpostbriefen, durch kürzere und längere gelegentlich eingeschobene Erörterungen. Es galt nur noch, das aus der Fülle des Stoffes in Frage Kommende herauszuschälen und in wahrscheinlicher Anreihung einzuordnen.

So war z. B. schon oft davon gesprochen worden, wie es auf einem Schlachtfelde, in einer zerstörten Stadt aussieht. Mitgebrachte Bilder und Feldpostkarten hatten das Besprochene ergänzt. Manchmal war den Sextanern von den Greueltaten der Freischärler erzählt worden. So war der später aufgegebene Aufsatz: „Im Panzerauto durch Belgien" schon lange unmerklich vorbereitet worden. Nun bot sich die Gelegenheit, alle die Einzelheiten in einer wahrscheinlichen Reihenfolge zu vereinigen und der Wirklichkeit möglichst entsprechend zu beschreiben. Und wahrlich, an Anschaulichkeit, an Fülle des Stoffes fehlte es solchen Aufsätzen nicht. In bunter Abwechslung erzählten die Schüler von zerschossenen Autos, von aufgetriebenen Pferdeleibern, aufgewühlten Straßen, über die Drähte gespannt waren, von der Tätigkeit des Roten Kreuzes und von Franktireurkämpfen; besonders letztere hatten es ihnen angetan, was sich wohl aus der Vorliebe der Jugend für alles Abenteuerliche erklärt.

Ähnlich in seiner Anlage war der Prüfungsaufsatz in Sexta: „Im Flugzeug

über Frankreichs Boden". Mit Absicht waren nur wenige Anleitungen gegeben worden, so daß der Inhalt höchst bunt war. Man konnte dabei gut beobachten, wohin jeden seine Neigung führte. Der eine scheint einmal eine photographische Aufnahme feindlicher Stellungen vom Flugzeug aus gesehen zu haben. Das Bild hat sich ihm so eingeprägt, daß er besonders darauf ausführlich eingeht. Ein anderer legt den Hauptwert auf das Abwerfen der Bomben und auf die Verwirrung, die dadurch im feindlichen Schützengraben angerichtet wird. Ein Dritter scheint durch Zeitungen stark beeinflußt zu sein. Wenigstens erzählt er in einer weit über die sonstigen Kenntnisse der Sextaner hinausgehenden Weise vom Louvre, der die Genfer Flagge trägt, und von der Kirche Notre Dame.

Einige Unwahrscheinlichkeiten muß man freilich dabei schon in den Kauf nehmen. Wenn z. B. ein Sextaner erzählt, daß ein französisches Flugzeug ein deutsches Panzerautomobil mit Bomben belegen will, so ist es ihm selbstverständlich, daß jedesmal ein wohlgezielter Schuß der Abwehrkanone das Flugzeug herunterholt. Da kommt es auch einmal vor, daß der Satz dasteht: „Unsere Maschinengewehre schossen in wenigen Minuten das ganze Dorf in Brand." Und ebenso ist es dem Sextaner selbstverständlich, daß der Feind stets „ungeheure Verluste" hat.

Solche Übertreibungen lassen sich erst allmählich beseitigen. Selbst noch in Arbeiten von Obertertianern konnte ich kurz nach Beginn des Krieges sonderbare Entstellungen der tatsächlichen Verhältnisse lesen, und manch unangebrachter Superlativ mußte gerügt werden.

Im allgemeinen kann wohl gesagt werden, daß es sich nicht empfiehlt, gleich zu Beginn des Schuljahres den Sextanern die Abfassung von Kriegsaufsätzen, und seien sie noch so einfach, zuzumuten. Es ist gut, wenn Schülern, denen beim Übertritt von der Volksschule in die höhere Schule so manches neu und fremdartig erscheint, Aufsatzthemen in der ihnen bekannten Weise gestellt werden. Zudem fehlt es zunächst auch an Zeit zur genügenden Vorbereitung, da naturgemäß die Behandlung der Grammatik, Zeichensetzung und Rechtschreibung zu Beginn des Schuljahres mehr Zeit beansprucht als im Winter. Dazu kommt, daß solch ein Kriegsaufsatz Kenntnisse voraussetzt, die erst allmählich gewonnen werden. Man muß darum erst selbst Fühlung darüber nehmen, was man seinen Schülern zumuten kann.

Der Quintaner ist schon reifer. Seine Aufsätze bringen noch mehr eigene Beobachtungen. Er begnügt sich nicht mit einfachen Erzählungen, sondern liebt es, seine persönliche Meinung hinzuzufügen. Er übt Kritik, die er nicht nur, wie etwa der Sextaner, in der Form eines kurzen Schlußsatzes zum Ausdruck bringt. Der Kriegsstoff ist ihm merklich bekannter, und die passenden Ausdrücke fallen ihm leichter ein. Seine Aufsätze sind darum auch ausführlicher. Wenn es etwa gilt, etwas als Augenzeuge zu beschreiben, so will jeder möglichst viel erlebt haben; Aufsätze von fünf und sechs Seiten sind darum nicht Ausnahmefälle. Vielfach ist es dann die Aufgabe des Lehrers, einer gewissen Geschwätzigkeit und unnatürlichen Häufung von Ereignissen vorzubeugen.

Ereignisse, die durch ihren bunten Wechsel sinnfälliger sind, wurden allgemein mit weitaus größerer Vorliebe behandelt als Einrichtungen. Eine selbsterfundene Kriegsgeschichte liegt nun einmal dem kindlichen Gemüt mehr als Erörterungen, die

der Belehrung dienen sollen. Als ich z. B. in einer Quinta „Eine Fahrt im Unterseeboot" beschreiben ließ, befaßten sich verhältnismäßig wenige mit dem Inneren eines U-Bootes, obgleich sie darüber genügend unterrichtet waren, wie die dem Aufsatz beigegebenen Skizzen bewiesen. Um so mehr sannen sie nach, um eine möglichst erfolgreiche und abenteuerliche Fahrt zu erfinden. Das war einmal etwas, was die jugendlichen Gemüter packte. In die Spannung, die den Beobachter am Periskop ergreift, wenn der Feind naht, wußten sie sich gut einzufühlen. Wie sich zunächst am Horizonte eine Rauchfahne zeigte, wie sich das feindliche Schiff näherte und dadurch Abwechslung in den gewöhnlichen Dienst der Seeleute hereinkam, das wurde treffend wiedergegeben. Bei der Beschreibung der langen Anfahrt war höchstens einmal eine Bemerkung über das eintönige Lärmen der Motoren eingeschoben worden. Welche Gesprächigkeit aber trat ein, als durch die Beobachtungen am „Auge des U-Bootes" in der Nähe befindliche feindliche Schiffe festgestellt wurden. „Man konnte schon den feindlichen Kreuzer sehen. Der Koloß lag so friedlich da, als wäre er der Herr der ganzen Welt." So schrieb u. a. ein Quintaner und drückte, mehr unbewußt, damit aus, wie überlegen und sicher die englische Seemacht sich gegenüber unserer Flotte fühlte.

Stimmungen, also in erster Linie Spannung, Erregung sowie Freude nach glücklichem Kampfe, gab auch der Aufsatz: „Ein Fliegerkampf" wieder.

Erinnerungen an die Friedenszeit weckte das Thema: „Des Kriegers Weihnachtsfeier". Was das Weihnachtsfest dem Deutschen ist, war zumeist richtig von den Schülern erfaßt worden. Wie schon in Friedenszeiten die Vorbereitungen auf dieses Fest einen breiten Raum einnehmen, so hat auch der Krieger im Felde, anders kann es sich der Quintaner nicht vorstellen, genug Zeit für eine feierliche Zurüstung auf das Christfest. So wurde denn ausführlich erzählt, mit welcher Mühe man in einem arg zerschossenen Walde eine Tanne oder Fichte fand. Und vielleicht haben die Schüler vielfach auch das Richtige getroffen, wenn sie erzählen, daß auch die Feldgrauen das Eintreffen der Weihnachtsgeschenke ihrer Lieben kaum erwarten konnten. Was von der Verteilung der Liebesgaben berichtet wird, entspricht natürlich ganz der kindlichen Auffassung. Auch den Soldat packt also unwiderstehliche Neugierde; wenn die Feldpost die Geschenke bringt, werden darum die Stricke um die Pakete gleich „zerschnitten" und die Deckel „heruntergerissen". Im Mittelpunkte einer solchen Festbeschreibung steht natürlich die eigentliche Weihnachtsfeier. Bald findet sie in einer halbzerschossenen Dorfkirche ohne weitere Vorbereitung, auch ohne Lichterbaum, statt, bald erklingen in einem Schlosse die Weihnachtslieder unter Klavierbegleitung, bald wird das „Stille Nacht . ." leise zur Mund- oder Ziehharmonika im Schützengraben gesungen. Kleinere Ansprachen werden gehalten von einfachen Soldaten, Vorgesetzten, Geistlichen, und die Geschichte von der Geburt Christi wird vorgelesen.

Gerade diese Aufgabe gab mannigfach Gelegenheit, Stimmungen wiederzugeben, und so wurde denn auch ausführlich der Eindruck der Feier auf die Beteiligten behandelt: die jungen Kriegsfreiwilligen dachten anders als die älteren Familienväter in grauem Barte. „Abseits", schreibt ein Quintaner, „stand ein Landwehrmann; gewiß dachte er an seine Lieben in der Heimat, denn Tränen füllten seine Augen."

Und wie die Ereignisse an der Front oder dicht dahinter, so beschäftigten auch

die Vorgänge in der Etappe einmal die Schüler. „Ein Tag in einem Etappenorte" lautete Ostern 1916 der Prüfungsaufsatz der Quintaner. Mit Absicht hatte ich in den vorausgehenden Monaten aus der Volksausgabe von Sven Hedins „Ein Volk in Waffen" sowie aus Feldpostbriefen mancherlei in schlichten Vorträgen wiedergeben lassen. Und wenn es die Zeit erlaubte, hatten einige in zusammenhängender Rede erzählt, was Angehörige aus dem Felde geschrieben hatten. So konnte ich mich denn auf äußerst knappe Anleitungen beschränken. In der Form eines Feldpostbriefes sollten die Schüler darstellen, was man an einem Tage in einem Etappenorte erleben konnte. Jeder konnte also sich auf das beschränken, was ihm besonders lag. Dies bot den Vorteil, daß verhältnismäßig wenig inhaltliche Fehler vorkamen, obgleich doch über das Verschiedenartigste geschrieben wurde: der eine ließ einen Verwundeten erzählen, der nach seiner Genesung die erste sich ihm bietende Gelegenheit benutzt, um in seinem Etappenorte Umschau zu halten. In der Form eines Spazierganges schildert er also, wo und wie die Feldpost verteilt wird, wo die Fuhrparkkolonne Unterkunft gefunden hat, der Regimentskommandeur mit seinem Stabe liegt. Ein anderer schildert mehr Ereignisse: ein Appell wird abgehalten; frische Truppen ziehen in den Schützengraben, ernste, lehmbeschmutzte Gestalten kommen aus der Front zurück. Wieder andere führen den Leser in eine Großstadt; Lille scheint den meisten bei ihren Schilderungen vor Augen geschwebt zu haben. Reges Leben herrscht hier in den elektrisch betriebenen Bahnwagen, auf den Straßen. Besondere Aufmerksamkeit erweckt ein Fremdenhof, in dem es lebhaft aus- und eingeht; ein Etappenstab hat sich daselbst eingerichtet. Eine Musikkapelle spielt davor. Auch ins Theater kann man gehen. „Goethes „Iphigenie", berichtet einer wohl im Anschluß an damalige Zeitungsmeldungen, wurde aufgeführt." In stärkstem Gegensatz zu solchen Schilderungen steht der Inhalt eines anderen Briefes, der das Leben und Treiben in einem schmutzigen Russendorfe, in dessen Wegen die Kanonen und Wagen steckenbleiben, behandelt. Mit besonderer Vorliebe wurden die Eindrücke, die Fliegerangriffe hervorriefen, wiedergegeben. Wie ein Holzhof durch Fliegerbomben in Brand gerät, wie Benzintanks durch Überdecken mit Ästen und Reisig unkenntlich gemacht werden, wurde gern beschrieben.

Diese beliebig herausgegriffenen Kriegsaufsätze mögen genügen! Wenn die moderne Pädagogik auch an Schulaufsätze die Forderung stellt[1]), daß in ihnen „lebensvolle, von persönlicher Teilnahme und Hingabe erfüllte Arbeit der ganzen Klasse an die Stelle einer einseitig intellektualistisch-formalen, an persönlichen Kräften armen Zwangsarbeit" tritt, so dürften Kriegsaufsätze von der oben besprochenen Art solchen Wünschen in weitestem Umfange gerecht werden. Man muß sich freilich davor hüten, vor der Behandlung durch die Klasse selbst einen Musteraufsatz zu bieten. Man kann dann sicher sein, daß viele Schüler in der Meinung, Vorbildliches gehört zu haben, ihren Aufsatz dem Gehörten möglichst nachzubilden bestrebt sind. Ich habe mich deshalb bei der Vorbereitung lediglich mit einigen Richtlinien begnügt, deren feinere Ausarbeitung jedem einzelnen völlig überlassen blieb. Die Schüler sollten nicht so schreiben, als ob sie nur etwas von anderen Gehörtes wiedererzählten, sondern als ob sie selbst dabeigewesen wären. Um diesen Eindruck, daß Selbsterlebtes berichtet

---

1) M. Valentiner: Tausend Überschriften für Aufsätze in Sexta und Quinta. Leipzig und Beilin 1914, B. G. Teubner. S. 2.

wird, zu erhöhen, wurden solche Kriegsthemen öfters in Briefform behandelt; bei dieser Darstellungsform waren die Arbeiten persönlicher, ungezwungener, natürlicher gehalten.

So verlockend es an sich ist, in den Unterklassen durch Aufsätze aus der kriegerischen Gegenwart einen Einblick in die kindliche Phantasie, in die Vorstellungen unserer Jugendlichen vom Kriege zu gewinnen, so gilt doch auch hier in erhöhtem Maße die Warnung: Ne quid nimis! Kriegsthemen sollen ausnahmsweise gestellt werden! Ihre Besprechung und Behandlung soll sich aus dem Deutschunterrichte als etwas Besonderes, etwas Außerordentliches herausheben. „Der Weltkrieg", schreibt mit vollstem Rechte Valentiner,[1]) „soll im deutschen Unterricht nicht Alltagsarbeit werden, die als etwas Selbstverständliches hingenommen wird . . . In der Schule und besonders im Deutschen muß der Krieg vielmehr den Charakter des Großen und über der täglichen Arbeit Stehenden erhalten."

Bemerkungen zur Aufsatzfrage vor 75 Jahren.

Dem Andenken J. H. Deinhardts gewidmet.

Von **Franz Lüdtke** in Berlin-Pankow.

Wenn in diesem September das Königliche Gymnasium zu Bromberg sein hundertjähriges Bestehen feiert, so wird sich eine wehmütige Erinnerung in die Festfreude mischen. Man wird der Jubelfeier vom Jahre 1867 gedenken, als man den 50. Geburtstag der Anstalt beging. Damals brach mitten in seiner Festrede der Direktor Johann Heinrich Deinhardt, Ehrendoktor der Berliner Universität, zusammen, und kurze Zeit darauf mußte dieser gefeierte Schulmann, einer der idealsten Männer seiner Zeit, zu Grabe getragen werden.[2])

Der Name Deinhardts ist mit der Entwicklungsgeschichte unseres höheren Schulwesens unlöslich verbunden durch sein Hauptwerk: „Der Gymnasialunterricht nach den wissenschaftlichen Anforderungen der jetzigen Zeit." (Hamburg, 1837.) Als Pädagog wie als Philosoph hat er dann eine äußerst fruchtbare Tätigkeit entwickelt: im praktischen Schulbetrieb, rednerisch, schriftstellerisch. Auch politisch hat er sich durch sein mannhaftes Auftreten während der polnischen Revolution von 1848 sowie durch seine Teilnahme an den deutschen Einheitsbestrebungen dieser Jahre einen Namen gemacht; in der Reaktionszeit freilich mußte er, als „Liberaler" angezeigt und bis zum Ministerium hinauf verketzert, seine deutsche Begeisterung büßen.

Dieser nach jeder Richtung hin bewundernswerte Mann hat in bezug auf den deutschen Unterricht Anschauungen entwickelt, die heute von den besten Vertretern unseres Faches verfochten werden.

Der entsprechende Abschnitt seines Hauptwerkes sagt uns allerdings noch nicht viel; damals fehlte es Deinhardt, der als Wittenberger Oberlehrer hauptsächlich mathematischen Unterricht erteilte, noch an der nötigen Erfahrung. Doch verlangt

1) Zeitschrift für den deutschen Unterricht, XXIX (1915), S. 60.

2) Vgl. über Deinhardt meine soeben in den „Historischen Monatsblättern der Provinz Posen" erscheinende Abhandlung.

er z. B. mit Recht eine Zusammenstellung der für das Deutsche in Betracht kommenden Literaturwerke und empfiehlt besonders Schiller, durch den sich „alle edlen Jünglinge begeistert und mächtig gefördert fühlen".

Mir liegen in seinen z. T. noch erhaltenen Briefen recht bemerkenswerte Äußerungen Deinhardts zur Aufsatzfrage vor — sie könnten heute geschrieben sein!

Am 6. Januar 1842 berichtet er einem Freunde, daß auf Anordnung des Provinzialschulrats Dr. Schaub in Magdeburg die sächsischen Schulen ihre Aufsatzthemen ausgetauscht hätten, und er entwickelt über die den Primanern gestellten Aufgaben seine Ansichten.

Bei Erfurt hält er nichts für zweckmäßig, allenfalls eins: Non est tuum, quod fortuna facit tuum. „Dieses wegen der Schärfe und Richtigkeit des Gedankens, obschon kein historisches Material zu verarbeiten gegeben ist." Magdeburg Kloster U. L. Frauen: „Nichts bemerkenswertes." Torgau: „Sehr gewöhnlich und keins nach meinem Sinne. So sind sie alle, wie dies z. B.: Wie vermeidet man Zank und Zwietracht?" Merseburg: „Manches Interessante, wenn sich auch dieses und jenes noch dagegen bemerken läßt. Ich hebe aus: Das Lockende der Ferne. Worin besteht der Grund der größeren Faßlichkeit der alten Geschichte im Vergleich mit der neuen? Worin besteht trotz aller Trennung in so viele einzelne Staaten die Einheit der deutschen Nation? Soll der Porträtmaler idealisieren? Das Poetische mancher Handwerke." Quedlinburg: „Alle den vernünftigen Anforderungen widersprechend, z. B.: Über die Friedfertigkeit, Über den Mut. Es wird mir schon flau, wenn sie mit ihren matten „Über" anfangen. Was läßt sich nicht alles über den Mut schreiben; der Schüler weiß nicht, was er soll, abgesehen davon, daß ihm solche moralischen Reflexionen nichts nützen". Mühlhausen: „Es ist in keinem Thema ein Gedanke ausgesprochen, und die meisten sind ganz matt und schal, z. B. Betrachtungen über das Huldigungsjahr und den Huldigungstag." Magdeburger Domgymnasium: „Nichts Gutes, manches ganz Verkehrte, wie: Morgengedanken eines blinden Harfenspielers. — Ein wahrer Gedanke ist dabei, obschon er dem Ideenkreis des Schülers nicht nahe genug liegt, der: Der Mensch erkennt sich nur im Menschen, und das Leben lehrt jeden, was er sei." Lateinische Schule in Halle: „Warum ist die Einführung des antiken Chors in die moderne Tragödie nicht zu billigen? Würdigung des Ausspruchs, daß der Geschichtschreiber keine Religion und kein Vaterland haben dürfe. — Im übrigen dürftig und unpassend." Pädagogium in Halle: Teils gedankenlos, teils geschraubt, teils den Horizont des Schülers übersteigend. Zu den sich überhebenden gehört z. B.: Kritik des Tasso von Goethe. Zu den gedankenlosen die nichts sagenden Themata wie: Die Lüge, Theodor Körner, Friedrich der Große u. v. a." Roßleben: „Ganz unbedeutend und zum Teil verdreht. Denke z. B.: Verderblicher Einfluß der Revolutionen. Die armen Schüler!" Bei Zeitz findet er die meisten zu unbestimmt, nur zwei erwähnenswert, bei Stendal bedauert er, daß der Verfasser „noch sehr der Matthissonschen Periode anzugehören scheint. Denke, er gibt Themata wie: Das Dörfchen im Gebirge, Die Maiblume, Die Meierei im Tale usw., und doch sind diese noch die besten; eins heißt: Erziehung ist eine Wohltat für den Menschen". Schließlich faßt er zusammen: „Bedenkt man, daß diese wenigen aus 159 Themen

ausgezogen sind, so geht daraus, wie es scheint, hervor, wie wenig man befähigt ist, nur ein deutsches Thema zu geben, und daß man nach solchen Anzeichen nicht anders glauben kann, als daß der deutsche Unterricht noch auf der untersten Stufe seiner Vollkommenheit steht."

Als Direktor des Bromberger Gymnasiums hat Deinhardt dauernd den Deutschunterricht in Prima erteilt, und seine Aufsätze zeichnen sich in der Tat durch die Klarheit der Fragestellung aus. Er läßt z. B. im Jahre 1848 behandeln den Charakter Hagens im Nibelungenliede, den Unterschied und die Einheit der Stände in neuester Zeit, Achill als Mittelpunkt der Ilias, das nationale Element im Egmont, den charakteristischen Unterschied der beiden Eleonoren im Tasso, sowie folgende Fragen: Inwiefern kommt die Idee des „Tasso" in dem Verhältnis des Tasso zu Antonio am deutlichsten zur Erscheinung? Inwiefern ist der Vorwurf begründet, daß es den männlichen Charakteren in Goethes Dichtungen an männlicher Kraft fehle? In welchem Verhältnis stehen Kenntnisse und Bildung zueinander? Inwiefern beruht die religiöse Anschauung im Homer wesentlich auf dem pantheistischen Prinzip? Welche Idee liegt dem Shakespearischen Drama „Julius Cäsar" zugrunde? Inwiefern ist Deutschland in der gegenwärtigen Zeit eine Kriegsflotte dringend notwendig?

Seine grundlegenden Ansichten über den deutschen Aufsatz hat Deinhardt 1857 in dem entsprechenden Abschnitt der Enzyklopädie des gesamten Erziehungs- und Unterrichtswesens" von K. A. Schmid niedergelegt; sie sind noch heute höchst beachtenswert. Er verlangt scharfe Fragestellung von seiten des Lehrers und dementsprechend eine beim Thema bleibende Behandlung durch den Schüler. Er empfiehlt Rücksichtnahme auf die Individualität der Schüler durch gelegentliches Stellen mehrerer Aufgaben zur Auswahl; reifere Schüler, die eigene Studien treiben, sollen sich bisweilen selbst ein Thema stellen dürfen.

Und wie „modern" im guten Sinne mutet uns Deinhardt an, wenn er bereits 1847 als ersten und wichtigsten Leitsatz für eine geplante Direktorenkonferenz die Forderung aufstellt:

„Das Studium der deutschen Literatur und Sprache und die Aneignung einer sicheren praktischen Fertigkeit im Deutschschreiben und -sprechen werde der Mittelpunkt des Gymnasialunterrichts!" Setzen wir den umfassenderen Begriff der Deutschkunde ein, so haben wir das Ideal unserer heutigen Zeit.

Literaturbericht 1916.

Die deutsche Sprache.

Von **Oskar Weise** in Eisenberg (S.-A.).

I. Allgemeine Sprachwissenschaft.

Wohl hat die Zahl der Schriften, die das Kriegsjahr 1916 im Bereich der deutschen Sprache gezeitigt hat, gegenüber den Erzeugnissen der Friedensjahre erheblich abgenommen, aber sie ist immer noch so groß, daß man deutlich erkennen kann, wie unerschütterlich der Drang der Deutschen nach geistiger Tätigkeit und nach Aufnahme geistiger Nahrung geblieben ist. Allerdings auf dem Gebiete der allgemeinen Sprachwissenschaft herrscht noch Ebbe; während wir aber 1915 keine einzige hierher gehö-

rige Neuerscheinung zu verzeichnen hatten, können wir diesmal wenigstens eine Schrift namhaft machen, die Arbeit von Leo Kramp[1]) über das Verhältnis von Urteil und Satz. Sie zeigt uns deutlich, daß der Verf. in der neueren Psychologie, Logik und Grammatik gut bewandert ist und das redliche Streben hat, jeder dieser drei Wissenschaften gerecht zu werden. Er führt uns im ersten Teile kurz die wechselnde Auffassung der Gelehrten in geschichtlicher Entwicklung vor und äußert dann seine eigenen Ansichten, die man meist unterschreiben kann. Mit Recht wirft er die Annahme einer grammatischen Kopula beiseite, behauptet das Vorhandensein eingliedriger Sätze und bezeichnet die zweigliedrige Aussage als die logische Idealform des Satzes, geht aber zu weit, wenn er S. 49 behauptet, daß im Aussagesatze nur in dichterischer Sprache das Prädikat ohne einführendes „es" vorangestellt werden dürfe. Sätze wie „kam da neulich ein junger Mann zu mir" gehören der volkstümlichen Rede, nicht der Dichtersprache an. Auch ist schwer einzusehen, warum in dem Satze „es zogen drei Burschen wohl über den Rhein" (S. 50) „es" grammatisches Subjekt und Burschen Apposition dazu sein soll.

II. Die neuhochdeutsche Sprache.

A. Geschichte der deutschen Sprache.

Von Otto Behaghels[2]) Geschichte der deutschen Sprache liegt die vierte Auflage vor. Sie nennt sich mit Recht „verbessert und vermehrt". Die Zahl der Seiten ist von 354 auf 399 gewachsen, das Inhaltsverzeichnis erweitert, mancher Paragraph neu eingefügt. So finden wir neue Abschnitte über die Erhaltung des Genetivs in den süddeutschen Mundarten, über die verschiedene Behandlung des Auslauts in Fremdwörtern wie Poet, Delinquent, Homeride, Präside u. ä., über den Wegfall funktionslos gewordener Redeteile, z. B. den Schwund des e in brach (liegen = in Brache liegen) oder niederdeutsch dal, nieder = te dale, zu Tal. Und wie hier, ist auch sonst die nachbessernde Hand überall wahrzunehmen, so daß das wertvolle Buch in der neuen Auflage noch viel brauchbarer geworden ist und fortan Lehrern und Lernenden bei der Benutzung die vorzüglichsten Dienste leisten wird. Einige untergelaufene Versehen können leicht beseitigt werden: Der Ort Stiege (S. 183) liegt nicht in Thüringen, sondern im braunschweigischen Amte Blankenburg am Harz, Sebnitz nicht in Schlesien, sondern in der sächsischen Amtshauptmannschaft Pirna, wohl aber ist das daneben genannte Schönewalde in Schlesien zu suchen. Formen wie Artiste, Prophete, Studente sind nicht nur im älteren Neuhochdeutsch (S. 190), sondern auch in verschiedenen mitteldeutschen Mundarten vorhanden, z. B. in der obersächsischen (vgl. K. Franke, Der obersächs. Dialekt, § 87) und in der altenburgischen (vgl. O. Weise, Zeitschr. f. deutsche Mundarten 1911, S. 4); Formen mit langem Schluß-e, wie Lersé, die oft geradezu den Ton erhalten, kennt man nicht allein im Süden (S. 191), sondern vor allem im Westen Deutschlands, z. B. im Rheinland (vgl. R. Hildebrand, Beiträge zum deutschen Unterricht, S. 302 ff., und Zeitschrift f. d. d. Unt. VI, 585 ff.); Abfall eines Infinitiv-e nach dem Schwunde des auslautenden n ist nicht eigentlich thüringisch, sondern nur ostfränkisch; denn die im südwestlichen Thüringen gelegenen Ortschaften, wo en schwindet, z. B. Salzungen und Marksuhl, stehen wie das ganze südlich vom Rennsteig gelegene Gebiet unter fränkischem Einfluß (vgl. Hertel, Thüringer Sprachschatz, S. 29).

---

1) Leo Kramp, Das Verhältnis von Urteil und Satz. Bonn, C. Eisele. 59 S. M. 1,50.

2) Otto Behaghel, Geschichte der deutschen Sprache. 4., verb. u. verm. Aufl. (aus dem Grundriß der germanischen Philologie. Herausg. von H. Paul). Straßburg, K. Trübner. 399 S. M. 7,—, geb. M. 8,20.

B. Grammatik.

Seiner zuerst 1881 herausgegebenen mittelhochdeutschen Grammatik läßt Hermann Paul[3]) jetzt eine deutsche Grammatik, d. h. eine grammatische Darstellung der neuhochdeutschen Schriftsprache folgen, wovon der erste Band mit der geschichtlichen Einleitung (S. 1—138) und der Lautlehre (S. 139—378) jetzt fertig vorliegt, während später folgende Bände die Wortbiegung, die Wortfügung und die Wortbildung behandeln sollen. Das Buch unterscheidet sich von den gleichbetitelten Werken von Wilmanns, Blatz u. a. darin, daß es vor allem das Schrifttum von 1730 an berücksichtigt, wie man schon aus dem langen Verzeichnis der benutzten Quellenschriften S. VII—XVII erkennen kann. Mit großer Gewissenhaftigkeit werden alle Lautwandelungen unserer neueren Sprache geprüft und erklärt, sowie durch zahlreiche Beispiele erläutert. Nur selten vermißt man etwas, z. B. bei der Behandlung des Akzents S. 150ff. die unregelmäßige Betonung der sogenannten Streckformen oder bei dem Konsonantenwechsel S. 373 die Erwähnung von Gebilden wie Techtelmechtel, Kuddelmuddel, Hokuspokus, die ebensogut besprochen werden mußten wie § 131 die lautnachahmenden und ablautenden Formen Tingeltangel oder kribbeln und krabbeln. Das Ganze ist übersichtlich geordnet und aufgebaut. So kann sich jeder, der über unser Schriftdeutsch Aufschluß sucht, mit Leichtigkeit Rats erholen. Hoffentlich ist es dem großen Forscher vergönnt, das verdienstvolle Werk noch glücklich zu beendigen. — Die Neubearbeitung von Otto Lyons[4]) Handbuch der deutschen Sprache in der Ausgabe für Lehrerbildungsanstalten zeigt ein völlig anderes Aussehen als früher und ist wesentlich vertieft worden. Die Abschnitte, die für Lehrer besondere Bedeutung haben, treten in den Vordergrund, Wichtiges und Unwichtiges werden durch verschiedenen Druck unterschieden. Der Stoff für die Unterstufe ist so behandelt, daß von einer äußerlich hervorgehobenen Beispielreihe ausgegangen und daran das Sprachgesetz in anschaulicher Weise unter Beifügung zahlreicher Aufgaben entwickelt wird. Innerhalb einer Aufgabengruppe ist möglichst ein einheitlicher Gedankenkreis festgehalten worden, vielfach im Anschluß an Fragen der Gegenwart. Der zweite Teil zeigt systematische Behandlung und führt uns die Lautlehre, die Geschichte der deutschen Sprache, den Bedeutungswandel, die Sprachpsychologie, Sprachästhetik, Stilistik, Poetik und die Mundarten vor. Wo es angeht, sind deutsche Kunstausdrücke gebraucht, wo die fremden beibehalten werden, ist überall die Erklärung gegeben worden. Ähnlichkeiten mit den fremden Sprachen, besonders der französischen, werden tunlichst hervorgehoben. Das ganze Werk macht einen vortrefflichen Eindruck und läßt klares Urteil in der Auswahl, Geschick in der Anordnung und Gestaltung erkennen. In knapper Form wird hier alles geboten, was der Lehrer für den Unterricht nötig hat. Mitunter, z. B. auf S. 350—368, wo meine „Ästhetik der deutschen Sprache" als Hauptquelle benutzt worden ist, sind die Herausgeber in der Entlehnung ziemlich weit gegangen. Irrtümer laufen selten unter, so S. 61, wo gesagt wird, daß in hausschlachten, frischschlachten noch ein altes Mittelwort der Vergangenheit ohne die Vorsilbe ge- enthalten sei; vielmehr haben wir hier Analogiebildungen nach neuwaschen, altbacken u. a. vor uns, da schlachten, althochdeutsch slahtôn, niemals ein stark biegendes Zeitwort gewesen ist. S. 228 A. wird Apfelsine als zusammengesetztes

3) Hermann Paul, Deutsche Grammatik, Band I, Halle a. d. S., M. Niemeyer. 378 S. M. 8,—.

4) Otto Lyons Handbuch der deutschen Sprache, Ausgabe C: Für Lehrerbildungsanstalten. 7., völlig neubearbeitete Aufl., herausg. von A. Sieke und R. Reisig. Leipzig, B. G. Teubner, XV u. 460 S. Geb. M. 3,80.

Wort bezeichnet, das eine Ausnahme von der Regel bildet, wonach das Bestimmungswort dem Grundwort vorangeht. Aber hier liegt keine wirkliche Zusammensetzung vor, sondern bloß halbe Übersetzung des französischen pomme de Sine, Apfel von China, chinesischer Apfel, wie man noch deutlich aus der obersächsischen Form Appeldesine (vgl. Obersächs. Wörterb. I, S. 28) ersehen kann. Selten vermißt man etwas, wie z. B. S. 267 unter den indogermanischen Sprachen die neu entdeckte tocharische. Doch finden sich verschiedene Druckfehler, so S. 240 Drysander statt Dryander; namentlich sind bei altdeutschen Wörtern die Akzente ziemlich mangelhaft gesetzt, so S. 229 hus statt hûs, S. 290 wilôn statt wîlon, nîetlîche statt nietlîche, ebenso bei den griechischen Ausdrücken S. 303, 409, 414. — Der durch eine Reihe guter pädagogischer Schriften bekannt gewordene österreichische Schulmann Hans Trunk[5]) gibt uns in seinem Buche „Lebensvoller Sprachunterricht" aus dem reichen Schatze seiner vierzigjährigen amtlichen Tätigkeit viel Anregendes, spricht von den bisherigen Hemmnissen des Erfolges, der Aufgabe und Bedeutung der Sprachlehre in der Volksschule, der Auswahl, Verteilung und Anordnung, Durcharbeitung und Behandlung des Lehrstoffs. Den Spuren Hildebrands folgend, dringt er überall auf Anschaulichkeit, Anknüpfung an die den Kindern geläufigen Erscheinungen, wie Rud. Blümel in seiner Jahrg. 1915 S. 432 besprochenen „Einführung in die Syntax" überall von der Muttersprache und zwar meist von den in tagtäglicher Redeweise gebrauchten Wendungen und Fügungen ausgeht, so fordert Trunk daher möglichste Heranziehung der heimischen Mundart, wünscht Vorführung von Satzbildern und schlägt neue Bahnen ein, um die einzelnen Satzglieder in ihrer Verschiedenheit richtig beurteilen zu lehren. Überdies bietet er auf S. 171—176 ein treffliches Verzeichnis von Schriften über alle möglichen Gebiete des Sprachunterrichts. Irrtümlich ist S. 90 von einem Übergange des r in s die Rede unter Hinweis auf die Formen verlieren: Verlust, frieren: Frost. Tatsächlich ist umgekehrt der stimmhafte Reibelaut z (s) zwischen Vokalen in r übergegangen wie im Latein, wo neben mos und genus die Genetive moris und generis stehen oder aus geso gero wird, während in gestum das alte s bewahrt blieb. Ebensowenig wird bei nahe: nächst, geschehen: Geschichte, ziehen: Zucht, sehen: Gesicht h in ch verwandelt, sondern umgekehrt ist ch (anlautend und) inlautend zwischen Vokalen zum Hauchlaut h abgeschwächt worden; daher hoch, aber höher, Rauchfrost, aber rauher Winter.

In unveränderten Neuauflagen erschienen: R. Günther, Neuhochdeutsche Sprachlehre für Präparandenanstalten (7. Auflage, Berlin, Union Deutsche Verlagsanstalt, 148 S., geb. M. 1,60) und desselben Verfassers Deutsche Lautlehre und Sprachgeschichte für Lehrerseminare (17. Aufl., ebenda, 129 S., geb. M. 1,80).

C. Rechtschreibung.

Auf dem Gebiete der Rechtschreibung ist ein neues Buch von Karl Erbe[6]) zu verzeichnen. Der Verfasser erweist sich auch darin als ein vortrefflicher Kenner unserer Orthographie, die er nicht nur in ihrer geschichtlichen Entwicklung genau verfolgt (S. 1—41), sondern auch mit scharfem, kritischem Blick prüft, deren Schwächen er aufsticht und durch Verbesserungsvorschläge zu beseitigen sucht. Dabei geht er einerseits alten Schäden zu Leibe, die nicht gehoben worden sind, wie der Schreibung von C und Th in Namen (Cöln, Thüringen), anderseits neuen Unvollkommenheiten,

5) Hans Trunk, Lebensvoller Sprachunterricht. Ein Beitrag zur Verbesserung des Lehrverfahrens in diesem Gegenstande. Wien u. Leipzig, Fr. Deutike. 176 S.

6) Karl Erbe, Fragezeichen zur neuesten Gestaltung der deutschen Rechtschreibung. Eine aufklärende Beigabe zu jedem Lehr- und Wörterbuch der deutschen Rechtschreibung. Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft, 114 S. M. 1,50.

wie dem Verbot der Schreibung von drei gleichen Mitlauten (vollaufen = volllaufen). Besonders berechtigt ist der Tadel, wenn die Regeln nicht gleichmäßig durchgeführt worden sind: neben Polack steht Kosak, neben Postillion Bataillon, neben Gips Ysop, neben Kamel Paneel (ital. cammello: pannello), neben Likör Malheur, neben Order Chiffre, neben Stafette (ital. staffetta) Staffage. Hin und wieder werden auch stilistische Mängel berührt, wie die Ausdrucksweise zu dritt statt zu dreien oder selbdritt (S. 102), mehrfach auch die Wortableitungen gegeben, z. B. bei Faxen und Fex, die mit fackeln, unruhig hin- und herbewegen zusammengestellt sind. Zurückzuweisen ist der Vorwurf gegen Dudens Buch, daß darin ungerechtfertigt die verschiedenen Betonungen Búrnhild und Mathílde gefordert werden. Haben wir doch auch nebeneinander óffenbar und offenbáren, wáhrhaftig und wahrháftig, Hólder und Holúnder u. a. (vgl. Behaghel, Gesch. d. deutsch. Sprache, 4. Aufl. S. 127f.). Verdruckt ist S. 84 flau de riz statt flan de riz.

D. Wortkunde.

1. Namen.

Ein Büchlein von Friedrich Kluge[7]) stellt sich zur Aufgabe, die Schüler in den tieferen Sinn der zahlreichen deutschen Namen, mit denen sie sich tagtäglich beschäftigen, einzuführen. Dabei werden gleichermaßen Familien- und Taufnamen, Länder-, Orts- und Flußnamen, ja sogar die Benennungen der Wochen- und Feiertage berücksichtigt. So dient das Buch der Heimatkunde im Rahmen des Schulbetriebes und wird vielen Lehrern und Schülern nützlich und willkommen sein. — R. Krauß[8]) bespricht in einem Zeitschriftenaufsatz „Die männlichen Vornamen im Hause Württemberg", d. h. in dem württembergischen Herrscherhause, und stellt fest, daß hier gewisse Namen häufig wiederkehren, z. B. Eberhard, Friedrich, Ulrich, besonders infolge des Einflusses der Frauen und Paten. — Die Orts- und Flurnamen der Gegend von Weida bis Liebschwitz im Vogtlande, die zum Teil slawisch, zum Teil deutsch sind, erklärt O. Hey[9]) unter Zugrundelegung der urkundlichen Namensformen, z. B. Pößneck aus čech. pesnik, wendisch posnik, Hundestall, Hundehürde, Liebschwitz aus Ljubišovicy, die Leute des Ljubis von altwendisch ljuby, lieb, geliebt, Wünschendorf aus Windiscundorf, zum windischen Dorf. — Otto Schütte[10]) sucht die Flurnamen der braunschweigischen Kreise Blankenburg, Gandersheim, Holzminden und verschiedener Ämter zu erklären. Er stellt sie alphabetisch zusammen und gibt nach Möglichkeit die Grundbedeutung, setzt aber häufig ein Fragezeichen, wenn er sie nicht oder nur unsicher zu deuten vermag. — P. Wagner[11]) weist aus Urkunden der Gemarkung Flörsheim bei Mainz eine Anzahl Flurnamen vom Ende des 13. Jahrhunderts nach, die sich zum Teil jetzt noch im Volksmunde erhalten haben, z. B. Katzenlucken, Klingfloß. — Ferdinand Mentz[12]) bespricht nach einer geschichtlichen Übersicht über die Behandlung der französischen Ortsnamen im Elsaß

7) Friedrich Kluge, Deutsche Namenkunde, ein Hilfsbuch für den deutschen Unterricht. Leipzig, Quelle u. Meyer. 45 S. M. 0,60.

8) R. Krauß, Die männlichen Vornamen im Hause Württemberg, Württembergische Vierteljahrshefte für Landeskunde, N. F., XXV. Jahrg., S. 365—382.

9) O. Hey, Orts- und Flurnamen der Gegend von Weida-Liebschwitz. Mitteil. d. Altertumsver. zu Plauen, 26. Jahrg., S. 226—232.

10) Otto Schütte, Die Flurnamen aus d. Kreisen Blankenburg, Gandersheim, Holzminden u. d. Ämtern Harzburg, Calvörde u. Thedinghausen. Jahresber. d. herzogl. Wilhelmsgymnasiums zu Braunschweig. 24 S.

11) P. Wagner, Zum Alter der Flurnamen. Nassauische Heimatblätter 1915, S. 118ff.

12) Ferdinand Mentz, Die Ortsnamenverdeutschung in Elsaß-Lothringen. Zeitschr. d. Allg. Deutsch. Sprachver. 31, S. 4—8, 40—46.

die durch kaiserliche Verordnung vom 2. September 1914 erfolgte Verdeutschung von 247 Ortsbezeichnungen und die Art ihrer Umänderungen. Oft sind die alten Namen wieder hergestellt wie bei Schönenberg = Belmont, viele sind einfach übersetzt, z. B. Ludwigsfeste für Fortlouis, andere mit deutscher Endung versehen wie Fossingen für Fossieux, manche auch in der mundartlichen Form wiedergegeben worden, z. B. Duß für Dieuze.

Während sich die bisher genannten Schriften und Abhandlungen mit Namengruppen befassen, haben es die folgenden nur mit einzelnen Namen zu tun: Aus dem Nachlasse von Alfred Dove[13]) hat Fr. Meinecke dessen Studien zur Vorgeschichte des deutschen Volksnamens herausgegeben, eine Arbeit, die aus mehreren kleineren Abhandlungen über den Ausdruck deutsch in den Sitzungsberichten der Münchener Akademie von 1893 und 1895 erwachsen ist. Vermutlich ist sie schon vor 20 Jahren niedergeschrieben worden, hat aber auch jetzt noch größeren Wert, namentlich bietet sie dem Sprachforscher und dem Philosophen Gelegenheit, die Bedeutungsgeschichte und Begriffsentwicklung des Wortes „Volk" (got. thiuda) genauer kennen zu lernen. Mit staunenswerter Gründlichkeit hat Dove das antike und das mittelalterliche Schrifttum durchforscht und daraus seine Schlüsse gezogen. Schade, daß die Untersuchung nicht bis in die Zeit der Merowinger fortgeführt worden ist, wo man (788) zum ersten Male dem Worte deutsch in Beziehung auf die Sprache begegnet. Übrigens hätte der Herausgeber alles von der Gegenwart Überholte beiseite lassen sollen, z. B. die Bemerkungen über Kluges Etymolog. Wörterbuch, die sich auf die Auflage von 1883 beziehen (S. 15 A.). Franz Kuntze[14]) deutet den Namen Hindenburg als Burg der Hinde oder Hindin sicherlich richtig, wie durch zahlreiche ähnliche Ortsbenennungen (Hindstedt u. a.) bewiesen wird. — Mit dem Namen Rübezahl beschäftigt sich ein Buch von Ad. Möpert.[15]) Es ist insofern wertvoll, als der Verf. alle bisherigen Namenserklärungen vorführt und uns auch ziemlich genau mit den Sagen bekannt macht, die an diesem Geiste des Riesengebirges haften. Die Deutung des Namens selbst aus rû, rauh und it. (ca) pezzale, Pelzmütze, hält vor der wissenschaftlichen Forschung nicht stand. — Eine Reihe von einzelnen Orts- und Flurnamen sucht Wilhelm Schoof[16]) in verschiedenen Zeitschriften aufzuhellen. So leitet er Nassau ab aus ass, Weide und dem damit verwachsenen Verhältniswort in. Ferner sucht er die ursprüngliche Bedeutung von Hessen, Bielefeld und von verschiedenen Flurnamen aus demselben Grundwort oder aus biunde, bunde, eingehegtes Grundstück, zu erweisen. — Der Name des Elsasses, der früher mit dem Illfluß in Verbindung gebracht, dann von Zeuß als Fremdsitz (alia oder aliena sedes) aufgefaßt wurde, wird jetzt von zwei Forschern aus dem Keltischen abgeleitet. E. Herr[17]) findet darin einen pagus Alisacensis, Gau des Flusses Alisaca, wie die Ill im Mittel- und Unterlauf geheißen habe, A. Riese[18]) dagegen glaubt,

13) Alfred Dove, Studien zur Vorgeschichte des deutschen Volksnamens. Heidelberg, C. Winters Universitätsbuchhandlung. 98 S. M. 3,20.

14) Franz Kuntze, Der Name Hindenburg. Neue Jahrbücher für das klass. Altertum 1916, S. 151.

15) Adolf Möpert, Rübezahl im Lichte seines Namens. Breslau, O. Schottländer. 123 S. M. 1,50, geb. M. 2,50.

16) Wilhelm Schoof, Blätter f. nassauische Gesch. u. Kulturgesch. 1915 Nr. 11, S. 42ff.; Hessenland 1916 Nr. 8/9, 15/16; Ravensberger Blätter 1916 Nr. 6; Zeitschr. d. Ver. f. Volkskunde 1916, 1, S. 57—71.

17) E. Herr, Der Name des Elsasses. Zeitschr. f. die Gesch. des Oberrheins XXIX, S. 7ff.

18) Alex. Riese, Der Name des Elsasses. Römisch-germanisches Korrespondenzblatt VIII, S. 76ff., 93ff.

Elsaß sei aus der keltischen Ortsbezeichnung Alisacum hervorgegangen. — Die Benennung des Flusses Rhein, die seit dem Erscheinen der Schrift von Glück über die gallischen Namen allgemein auf rei, fließen, zurückgeführt wird, deutet Isidor Hopfner[19]) aus keltisch rica, Graben und der Endung -anos, wie sie z. B. bei Rhodanus (Rhone) vorliegt.

Genannt seien ferner folgende Schriften und Abhandlungen: Balticus, die Ortsnamen der deutschen Ostmark, Zeitschr. d. allg. deutsch. Sprachvereins, 31. Jahrg. S. 113ff., 151ff.; Alex. Brückner, Ostdeutschlands slawische Namengebung, Deutsche Geschichtsblätter XVII, S. 75—90 (danach stammen fast zwei Drittel aller slawischen Ortsnamen von Personennamen, die übrigen von Orts- und kulturgeschichtlichen Verhältnissen); G. Börner, Die Bildung slawischer Ortsnamen, Deutsche Geschichtsblätter XVI, S. 219—247. Schnitzer, Plattdeutsche Straßennamen in Hamburg. Hamburg, A. Jansen, 72 S. M. 0,50.

2. Fremdwörter.

A. Tesch, O. Brand und E. Brüns[20]) haben Vorträge in Düsseldorf wider die Fremdwörter gehalten, die auf Veranlassung des Regierungspräsidenten Dr. Kruse im Druck erschienen sind. Sie behandeln „Fremdwort und Deutschtum", „das Fremdwort in Handel und Gewerbe" und „das Fremdwort im Straßenbild und im Gastwirtsgewerbe". Sie sind in erster Linie dazu bestimmt, das Fremdwörterunwesen im Regierungsbezirk Düsseldorf zu bekämpfen, verdienen aber, in den weitesten Kreisen verbreitet zu werden. Denn die darin gerügten Mängel finden sich mehr oder weniger auch in anderen Gegenden unseres Vaterlandes. — „Die Verdeutschung entbehrlicher Fremdwörter" lautet der Titel einer Schrift von Oskar Kresse.[21]) Sie enthält recht ansprechende Gedanken über die Pflicht jedes Deutschen, Fremdlinge möglichst zu meiden, und bietet reichen Ersatz dafür. Ursprung und Betonung der Fremdwörter wird absichtlich nicht angegeben, ebensowenig die Quelle der mit aufgenommenen Aussprüche, z. B. to be or not to be that is the question oder Iliacos intra muros peccatur et extra. Die Übersetzung der als Anhang hinzugefügten Vornamen ist zu frei, z. B. Germar: gerüstet und frei statt speerberühmt, oder Gottschalk: gottgegeben und dienstbereit statt Gottes Knecht. —

Von weiteren Neuerscheinungen seien hier genannt: Luise Glaß, Die Verdeutschung fremdsprachlicher Fachausdrücke in der Malerei, Zeitschr. des allg. deutsch. Sprachvereins, 31. Jahrg. S. 124—126. — Karl Neumann, Das Versicherungswesen. Verdeutschung der entbehrlichen Fremdwörter in der Versicherungssprache. Verlag des allg. deutsch. Sprachver. in Berlin. M. 1,—. — Otto Witte, Die Buchführung deutsch! Ein Aufruf zur Einführung einer deutschen Buchhaltungssprache. Berlin, G. Siemens, 64 S. M. 1,20. — Verdeutschungsliste fremdsprachiger Geschäftsschilderaufschriften, zusammengestellt (unter Mitwirkung der Fachverbände des Handels und des Gewerbes von Groß-Berlin und des allg. deutsch. Sprachver. zu Berlin, Preis M. 0,35, 50 Stück M. 15,—, 100 Stück M. 25,—. — Die Straße, Verdeutschungsheft für Läden, Geschäftsschilder und Schaufenster, herausgeg. vom Zweigverein Frankfurt a. M. des allg. deutsch. Sprachvereins, 62 S. M. 0,30. — A. Boneck, Fremdwörterbuch, Lehrmeisterbibliothek Nr. 280—283. Leipzig, Hochmeister und

19) Isidor Hopfner, Der Name des Rheins. Neue Jahrbücher für das klassische Altertum XXXVII, S. 148.

20) Albert Tesch, Otto Brandt, Ernst Brüns, Wider die Fremdwörter. Düsseldorf. 56 S.

21) Oskar Kresse, Verdeutschung entbehrlicher Fremdwörter. Berlin, W. Rößler. M. 1,50, 10 Stück M. 3,50, 100 Stück M. 33,—.

Thal, 116 S. M. 0,80. — E. Burkhardt, Verdeutschungswörterbuch. Ersatz entbehrlicher Fremdwörter, Lehrmeisterbibliothek Nr. 356—357, 85 S. M. 0,40. — Friedrich Düsel (Verdeutschungs-) Wörterbuch für das tägliche Leben. 4. Aufl. Braunschweig, Westermann, M. 1,50.

3. Wörterbücher.

Ein auf gründlichen Forschungen beruhendes und mit großer Sorgfalt und Umsicht ausgearbeitetes Werk ist P. Kretschmars Wortgeographie der hochdeutschen Umgangssprache. Es stellt die Verbreitung von etwa 350 Ausdrücken im Munde der Gebildeten fest, was um so dankenswerter erscheint, weil für dieses Gebiet bisher noch sehr wenig getan worden ist. So erfahren wir z. B., daß Abendbrot besonders im Nordosten, Nachtmahl im Südosten, Nachtessen im Südwesten und Abendessen im Nordwesten Deutschlands zu Hause sind, was im einzelnen noch genauer bestimmt wird. In der Einleitung finden wir vor allem den Begriff der Umgangssprache entwickelt, die Merkmale der Zugehörigkeit zu ihr erörtert, bedeutsame Winke über die Begrenzung, Sammlung und Verbreitung des Stoffes gegeben und Geschichtliches zu der behandelten Wortgeographie geboten. Die Auswahl der Wörter ist naturgemäß dem persönlichen Ermessen entsprungen, doch werden die verschiedensten Gebiete dabei berücksichtigt, wie die Übersicht auf S. 38ff. erkennen läßt. Am stärksten sind die Speisen vertreten, während z. B. Tiere und Pflanzen an Zahl sehr zurücktreten. Kaninchen, Maulwurf, Marienkäfer, Libelle, Biene, Kiefer, Fichte, Ulme, Kirsche, Himmelsschlüssel, Anemone sucht man vergeblich, während man den Borsdorfer Apfel, der nur in Österreich abweichend benannt wird, gar nicht erwartet. Manche Quellen, aus denen viel hätte gewonnen werden können, sind unberücksichtigt geblieben, z. B. meine Schrift über unsere Mundarten, ihr Werden und ihr Wesen, worin auch der Wortschatz der Umgangssprache mit herangezogen worden ist; so bei den Benennungen für Ohrfeige (Pflaume, Kirsche, Bratbirne, Knallschote), Kiepe, Jauche, Karussell. Zu der Redensart: es gießt wie mit Mollen (S. 191), hätten noch zahlreiche ähnliche Wendungen aus meiner Schrift „Unsere Muttersprache, ihr Werden und ihr Wesen, 8. Aufl., S. 263A., beigebracht werden können, zu den Stundenbezeichnungen 3/46 u. ä. S. 180f. meine Abhandlung über die Stundenbezeichnungen in der Zeitschr. f. d. Mundarten 1910, S. 260f. Verwertung finden können. Für die Bezeichnungen der Fleischstücke des Rindes Kamm, Keule, Geschlinge, Kaldaunen, Kasseler Rippespeer, (Filet, Schwanzstück) gibt es eine nicht berücksichtigte besondere Schrift, die auf Grund von Umfragen bei dem Fleischergewerbe unseres Vaterlandes verfaßt worden ist von Joh. Mink, Vorschläge für eine zukünftige Benennung der Fleischstücke vom Rind im Fleischergewerbe des Deutschen Reichs, Leipzig 1916, 66 S. Doch rechten wir deshalb nicht mit dem Verfasser, seien wir ihm vielmehr dankbar dafür, daß er einen bedeutsamen Schritt vorwärts getan und anderen den Weg zu weiteren Forschungen gebahnt hat. Hoffentlich folgt der zweite Band bald dem ersten nach. — Friedrich Kluge[23]) gibt uns eine Probe eines Deutschen Ducange, bestehend aus 17 deutschen Wörtern, die er dem mittellateinischen Wörterbuch von Ducange entnommen, mit zahlreichen Belegen versehen, etymologisch erklärt und durch die entsprechenden Wortformen der übrigen germanischen und der romanischen Sprachen gestützt hat. Wie von dem Ver-

22) Paul Kretschmer, Wortgeographie der hochdeutschen Umgangssprache. Erste Hälfte (Bogen 1—18: Abendbrot bis klingeln). Göttingen, Vandenhöck u. Ruprecht. 288 S. M. 9,—.

23) Friedrich Kluge, Altdeutsches Sprachgut im Mittellatein. Aus den Sitzungsberichten der Heidelberger Akademie der Wissenschaften. Heidelberg, C. Winter. 16 S. M. 0,50.

fasser nicht anders zu erwarten ist, gibt er überall bedeutsame Anregungen und weiß durch geschickte Zusammenstellungen zu fesseln. Besonders lehrreich sind die Auseinandersetzungen über wargus, Strolch = altnord. vargr, schwed. varg, Wolf, und über sonium, Sorge = ital. sogna sowie bisonium = franz. besoin. — Von dem im 30. Jahrgang dieser Zeitschrift S. 473 angekündigten neuschwedischen Wörterbuch von Olof Östergren[24]) ist jetzt die 4. Lieferung erschienen, die von berütta, berichten, erzählen bis biskop, Bischof, reicht und Spalte 483—512 umfaßt. Die Fortsetzung macht denselben günstigen Eindruck und zeigt dieselbe Anlage und Ausstattung wie das dort besprochene erste Heft.

4. Wortschatz der Sondersprachen.

Die Sprache der Hausierer und Landgänger der Gemeinde Frickhofen auf dem Westerwald ist nach den Erörterungen A. Bachs[25]) stark mit rotwelschen Ausdrücken durchsetzt, wie Bajes, Haus, Kailef, Hund, und hat die Eigentümlichkeit, daß bei jedem Worte der Anfangskonsonant ans Ende gesetzt und der Vokal a hinzugefügt wird, z. B. irchka = Kirche, Saukelscha = Schaukel (aber erda Erde). — An einschlägigen Büchern sind ferner erschienen Erich Bischoff, Wörterbuch der wichtigsten Geheim- und Berufssprachen, Leipzig, Th. Grieben, 176 S., M. 2,—, geb. M. 2,40, und Karl Bergmann, Wie der Feldgraue spricht; Scherz und Ernst in der neuesten Soldatensprache. Gießen, A. Töpelmann, 60 S., M. 0,80. — Einen ähnlichen Stoff behandelt Th. Imme in seiner Abhandlung „Der Humor in der deutschen Soldatensprache". Zeitschrift des Vereins für rheinisch-westfälische Volkskunde, 13. Jahrgang, 1. Heft.

E. Stilistisches.

Das Büchlein von J. Süßer[26]) „Deutscher, sprich Deutsch!" hätte eigentlich den Titel „Deutscher, sprich rein und schreib richtig Deutsch!" erhalten sollen. Denn die Fremdwörter werden nur in einigen Paragraphen, aber nicht im ganzen Buche behandelt. In der Hauptsache sind die Sprachsünden der Gegenwart behandelt, wobei das Falsche und das Richtige einander gegenübergestellt und an leicht faßlichen Beispielen aus dem täglichen Leben veranschaulicht wird. Ein Anhang führt uns die wichtigsten Rechtschreibefehler der Gegenwart vor. In erster Linie sind die stilistischen Fehler Böhmens (und Österreichs überhaupt) berücksichtigt. Der Verfasser verfährt dabei äußerst streng und ist noch viel engherziger als Wustmann. Bei Pult ist das männliche, bei Fischotter das weibliche, bei Dotter das sächliche Geschlecht nicht auszuschließen, wird daher auch von A. Heintze in seiner Schrift „Gut Deutsch" gestattet. Mehrzahlformen wie Tabake als falsch zu bezeichnen, ist nicht angängig. Allerdings sind die zur Bezeichnung verschiedener Arten gebildeten Formen Tuche, Fette, Biere, Salze, Öle u. a. meist ziemlich jung, aber nicht der Kaufmannssprache allein angehörig. Sagt doch auch Goethe im Faust: ihre Weine trinkt er gern. Daher werden sie auch von Heintze ebenda S. 20 unbeanstandet gelassen. Mutters Geburtstag, Tantes Schleier sind ebensowenig anzufechten wie die Genetivbildungen Klaras, Helenes oder Helenens. S. 13 werden die Akte und die Akten als Mehrzahl von der Akt bezeichnet, während doch dieses das lateinische actus ist, die Akten dagegen das lateinische der Einzahl entbehrende acta, actorum. S. 33 wird verlangt Tischlerei des K. Müller, Teplitzer Stadttheater unter Leitung des G. Oppenheimer statt von. Doch ist dieser Gebrauch des bestimmten Artikels bei

24) Olof Östergren, Nusvensk Ordbok, Stockholm, Wahlström u. Widstrand, 4. Heft. Sp. 483—512. 1 Krone.

25) A. Bach, Die Frickhöfer Krämersprache. Nassauische Heimatsblätter 1915. S. 95—98.

26) J. Süßer, Deutscher, sprich Deutsch! Leipzig, A. Haase. 99 S. M. 0,85.

Eigennamen nur oberdeutsch und wird z. B. von O. Briegleb, Wider die Sprachverderbnis S. 3 als nicht schriftdeutsch bekämpft. Im übrigen ist das Büchlein recht brauchbar und kann viel dazu beitragen, stilistische Mängel zu beseitigen. — Fr. Böckelmann[27]) tritt mit Entschiedenheit dafür ein, daß wir uns endlich einmal wieder von der Unsitte frei machen sollen, statt der 2. Person der Mehrzahl die 3. als Anredeform zu gebrauchen. Wie die Landleute in vielen Gegenden unseres Vaterlandes bei ihrem natürlichen Empfinden gleich unseren Nachbarvölkern als feinere Anredeform nur Ihr gebrauchen, so müßten auch die höher stehenden Kreise zu der im Mittelalter und noch bei Beginn der Neuzeit üblichen Gebrauchsweise zurückkehren. Freilich ist dies leichter gesagt als ausgeführt. — A. Laging[28]) unternimmt es auf Grund sorgfältiger Durchforschung sämtlicher Schriften Justus Mösers, dessen stilistischen Entwicklungsgang darzustellen. Er erörtert seine Stellung zu den zeitgenössischen deutschen und französischen Schriftstellern, besonders zu Gottsched und den Schweizern, zu Gellert und Lessing, zur Kanzleisprache und Mundart und vergleicht seine Spracheigentümlichkeiten mit denen Herders, Goethes und anderer Zeitgenossen. Namentlich würdigt er eingehend die rhetorische Färbung des Stils und die diesem Zwecke dienenden Schmuckmittel der Figuren und Tropen. Die ganze Abhandlung macht einen vorzüglichen Eindruck und läßt uns die große Bedeutung Mösers für das Schrifttum des 18. Jahrhunderts deutlich erkennen. — Mit den kleineren deutschen Sprichwörtersammlungen der vorreformatorischen Zeit und ihren Quellen beschäftigt sich eine Abhandlung von Friedrich Seiler[29]); er behandelt 162 Schwabacher Sprüche, während die Straßburger, Gräzer, Prager, Klagenfurter, Münchner und Ebstorfer in der Fortsetzung erledigt werden sollen. — Dem Stile der Geschäftssprache und der Bewerbungsschreiben gilt die Schrift von Erich Trabandt mit dem Titel: Geschäftsbriefe und Bewerbungsschreiben, wie sie sein sollen und wie sie nicht sein dürfen. Berlin, G. Siemens. 88 S. M. 1,20.

III. Die deutschen Mundarten.

1. Allgemeines.

Der Jahrgang 1916 der Zeitschrift für deutsche Mundarten[30]) bringt in den beiden ersten Heften den vortrefflichen, mit großer Sorgfalt gearbeiteten Jahresbericht über die deutsche Mundartenforschung der Jahre 1912—1914, zusammengestellt am Sprachatlas des Deutschen Reichs unter der Leitung von Ferd. Wrede in Marburg, im 3. und 4. Heft aber eine Fortsetzung der Abhandlung über den Wortbestand der Mundart von Oberweier im Amte Rastatt (G bis Z, S. 289—98 und 305—350), wobei auch die Ableitung (z. B. bei Laabaam, Grenzbaum, von mittelhochd. lâche, Kerbe, Einschnitt), die Formenbildung (z. B. hemeder, Mehrzahl von Hemd, engschder, Mehrzahl von öngst, Angst) u. a. oft mit berücksichtigt wird und auch im Bereiche der Lautlehre (z. B. kiirscht, Kirsche, lise, Leuchse, mittelhochd. liuhse, kimik, Kümmel, Rastik, Rastatt, hermling, Apfelsorte = herwling) manche Aufschlüsse gegeben werden. Außerdem findet sich darin ein Beitrag zum Wortschatz von Speicher bei Trier von J. Weber und eine recht fesselnde Zusammenstellung der

27) Fr. Böckelmann, Ein Fleck im Gewande der deutschen Sprache. Unsere Anrede im Lichte der Gegenwart. Hamburg, Alfr. Janssen. 12 S. M. 0,20.

28) A. Laging, Justus Mösers Prosa. Eine sprachlich-stilistische Untersuchung. Mitteilungen des Vereins für Gesch. u. Landeskunde von Osnabrück. 39. Bd. S. 1—142.

29) Friedrich Seiler, Die kleineren deutschen Sprichwörtersammlungen der vorreformatorischen Zeit u. ihre Quellen. Zeitschr. f. deutsche Philol. Bd. 47. S. 241—256.

30) Zeitschrift für deutsche Mundarten, Jahrg. 1916. Berlin, Verlag d. allg. deutsch. Sprachver. S. 1—384. M. 10,—.

zahlreichen Bezeichnungen des Purzelbaums in den rheinischen Mundarten von Jos. Müller S. 371 ff. sowie eine Abhandlung von Ph. Lenz über den Ausfall und Eintritt eines stammauslautenden t oder d bei Zeitwörtern, z. B. alemannisch fürche = fürchten und aichte = aichen. Von den Besprechungen, die in die einzelnen Hefte aufgenommen worden sind, erscheinen als die wertvollsten die von H. Teuchert S. 294 ff. über Hausenblas, Grammatik der nordwestböhmischen Mundart und über Heft 4, 8 und 14 der deutschen Dialektgeographie von F. Wrede. — A. F. Lenhardt[31]) führt uns in gedrängter Kürze Proben aus den ober-, mittel- und niederdeutschen Mundarten vor, die er durch Fußnoten erläutert und deren wesentlichste Eigentümlichkeiten er bespricht. Die Auswahl ist löblich, die Ausstattung gut, aber die Literaturangaben und die Schreibweise der Wörter, namentlich die Bezeichnung der langen Selbstlaute mangelhaft. So werden nicht erwähnt von den in der Bremerschen Sammlung erschienenen wissenschaftlichen Mundartgrammatiken die Nürnberger von Aug. Gebhardt, die des Taubergrundes von O. Heilig, die Buttelstedter von Bremer und Kürsten, die Syntax der Altenburger Mundart von O. Weise; ebensowenig das neue Siebenbürgische Wörterbuch von Schullerus u. a. Ferner wird S. 60 die Vokallänge durch Akzente bezeichnet bei Lüt (Leute), Wegenleder (Wiegenlieder), Bok (Buch), sogar bei leet (ließ) und scheef (schief), obwohl hier schon das doppelte „e" genügt hätte, dagegen nicht bei Tid (Zeit), Ben (Bein), Fot (Fuß), grön (grün), dusent (tausend), Drom (Traum) u. a. — O. v. Greyerz[32]), der schon lange tatkräftig dafür eintritt, daß „die Mundart zur Grundlage des deutschen Unterrichts" erhoben wird, hat diese Ansicht von neuem verfochten in der zweiten Auflage seiner gleichnamigen Schrift. In der Tat wird man ihm zugestehen müssen, daß die Schüler engere Fühlung mit der Mundart, die sie sprechen, und genaueren Aufschluß über ihre Anschaulichkeit und Wortfülle erhalten sollten. Denn ohne Zweifel werden sie leichter zum Verständnis der Schriftsprache gebracht, wenn sie an der ihnen von Haus aus vertrauten Sprache sehen und begreifen lernen. Wie die Heimatkunde den erdkundlichen Unterricht eröffnet, so könnte auch der Sprachunterricht mit dem heimischen Dialekt beginnen. In einem beigefügten Aufsatz über den deutschen Unterricht in der Arbeitsschule der Zukunft erörtert der Verfasser in ansprechender Weise die Art, wie die Selbsttätigkeit der Schüler im deutschen Unterricht beim Lesen, freien Vortrag, Aufsatz und grammatischen Unterricht zu fördern sei. — Konrad Borchling[33]) setzt in einer Abhandlung über den Charakter und die literarische Behandlung des sogenannten Missingsch seine Ansicht über das Wesen der Mischsprachen auseinander, bespricht die verschiedenen Bedeutungen des Wortes „missingsch", das vermutlich aus missensch, d. h. meißnisch, herzuleiten ist, und führt uns die verschiedenen Schriftsteller vor, die sich dieser aus Hoch- und Niederdeutsch gemischten Sprache bedient haben, alles in ansprechender und überzeugender Weise.

2. Niederdeutsche Mundarten.

Auf Grund mehrjähriger Sammlungen und nach Durchsicht der Zettel für das Preußische Wörterbuch unternimmt es C. Wiens[34]), dreißig Wörter der Danziger Gegend zu behandeln, die nach seiner Meinung sicher, und sechs, die wahrscheinlich

31) Anton Franz Lenhardt, Die deutschen Mundarten. Mit einer Karte. Bamberg, C. Buchner. 72 S. M. 1,20.

32) Otto v. Greyerz, Die Mundart als Grundlage des deutschen Unterrichts. 2. verb. Aufl. Aarau 1913, A. Trüb u. Co. M. 1,20.

33) Konrad Borchling, Sprachcharakter und literarische Verwendung des sogenannten Missingsch. Beiheft 37 der Zeitschr. des allg. deutsch. Sprachver. S. 193—211.

34) Curt Wiens, Niederländischer Wortschatz in der Mundart der Weichselwerder. Zeitschr. des westpreuß. Geschichtsvereins H. 56. Danzig, Kafemann. S. 139—153. M. 7,—.

durch die niederländischen Ansiedler ins Weichselgebiet gebracht worden sind, z. B. Bezeichnungen für Apfelsorten wie Agtapfel, Bollatschen, Jopchen, Rabauer, ferner Eigenschaftswörter wie moi, schön, amper, sauer, behaun, glücklich, pînich, fleißig, schîns, schräg. Die Etymologie ist, soweit möglich, angegeben; bei Rabauer, das übrigens auch sonst im Niederdeutschen vorkommt und schon 1663 von Schottel gebucht wird, hätte mit Hinweis auf Kluges Etymologisches Wörterbuch gesagt werden können, daß es dasselbe ist wie das rheinische Schimpfwort rabau, eigentlich Bastard = mittellat. ribaldus, frz. ribaud, Schurke. — Jos. Brand[35]) bestimmt in seinen Studien zur Dialektgeographie des Hochstifts Paderborn und der Abtei Corvey den Charakter (alveolar-palatal) der Mundart und grenzt sie von den Nachbarmundarten ab, vor allem von der waldeckischen und lippischen, und stellt fest, daß sich die heutigen Sprachgrenzen ziemlich genau mit den Grenzen des ehemaligen Hochstifts Paderborn decken. — Auf Beschluß des 1913 zu Celle abgehaltenen Niedersachsentages hat Otto Bremer[36]) die dort vorgelegten Leitsätze zur Regelung der plattdeutschen Rechtschreibung ausgearbeitet. Er will durchaus nicht grundsätzlich Neues bieten, meidet auch bei seinen Vorschlägen wissenschaftliche Färbung und ist nur darauf bedacht, dem plattdeutschen Schrifttum die Wege durch unser ganzes Vaterland noch besser als bisher zu bahnen. Die niederdeutsche Rechtschreibung soll sich daher möglichst eng an die neuhochdeutsche anschließen und nur von Auswüchsen und Ungleichmäßigkeiten in der Handhabung gereinigt werden. Mit Recht läßt der Verfasser öfter die Wahl zwischen zwei Schreibungen, je nachdem die holsteinische oder die mecklenburgische Mundart wiedergegeben werden soll, und will z. B. im Text der Reuterschen Schriften die Formen beseitigt wissen, die nicht mit der Stavenhagener Mundart übereinstimmen. Den Hauptteil des Büchleins nimmt das Wortverzeichnis ein (S. 21—62).

3. Mitteldeutsche Mundarten.

Die zweite Auflage der Schrift von K. Bruns[37]) über Volkswörter der Provinz Sachsen bringt aus Urkunden, Veröffentlichungen des Torgauer Altertumsvereins, mündlichen und schriftlichen Mitteilungen und eignen Sammlungen zahlreiche neue Wörter und Redensarten aus dem östlichen Teile der preußischen Provinz Sachsen, z. B. die Älde (das Alter), selt (neulich), Landser (Landsmann), der hat uff der eenen Achsel Feier, uff der andern Wasser (ist doppelzüngig, wankelmütig), die Engel singen mir in der Hand (die Hand ist mir eingeschlafen). Die Erklärung ist vielfach hinzugefügt, so bei Rittefritt, Schlag auf Schlag (= Ritt auf Ritt), konnte aber noch öfter gegeben werden, z. B. bei verruschen (der Weg ist ganz verruscht), wo hinzuweisen war auf mittelhochd. rusch, Binse, lat. ruscus. — In einer Abhandlung „zur Mundart des Kreises Brieg" in Schlesien erörtert Fr. Graebisch[38]) die sprachlichen Eigentümlichkeiten dreier Dörfer (Linden, Konradswaldau und Lossen) unter Vorführung vieler Texte, die er teils selbst zusammengestellt, teils aus dem Volksmunde aufgezeichnet hat in phonetischer Schreibung und mit hochdeutscher Übertragung; ebenso gibt er die Mundartschriftsteller an und bespricht die Flur- und Personennamen. —

35) Joseph Brand, Studien zur Dialektgeographie d. Hochstifts Paderborn u. d. Abtei Corvey. Münster i. W., Aschendorf. 39 S.

36) Otto Bremer, Regeln für die plattdeutsche Rechtschreibung. Hamburg 1914, R. Hermes. 63 S. M. 0,60.

37) Karl Bruns, Volkswörter der Provinz Sachsen (Ostteil). 2. verm. Aufl. Halle a. d. S., Waisenhaus. 80 S.

38) Friedrich Graebisch, Zur Mundart des Kreises Brieg. Sonderabdruck aus Bd. XVII, S. 188—212 der Mitteil. d. schles. Gesellsch. f. Volkskunde, herausg. v. Th. Siebs, Breslau.

Hierher gehören auch zwei Aufsätze aus den Mitteilungen der schlesischen Gesellschaft für Volkskunde Band XVII, nämlich S. 1—18 von Theodor Siebs über Lautstand und Schreibung der schlesischen Mundarten und S. 76—117 von Georg Schoppe Beiträge zum schlesischen Wörterbuche.

4. Oberdeutsche Mundarten.

Außer den unter Nr. 1 verzeichneten Abhandlungen in der Zeitschrift für deutsche Mundarten ist hier nur noch ein Aufsatz zu nennen von Aug. Brunner[39]) über die österreichisch-bayerische Sprache. Er bringt Nachträge und Verbesserungen zu Wintersteins Artikel über denselben Gegenstand im 30. Jahrg. der Zeitschr. d. allg. deutsch. Sprachver. Spalte 65ff. u. 103ff.

Adolph Matthias †.

Mit dem Wirkl. Geh. Oberregierungsrat Dr. Adolph Matthias, der am 8. Juni 1917 in Düsseldorf gestorben ist, nachdem er noch am 1. Juni seinen 70. Geburtstag hatte feiern dürfen, ist einer der bedeutendsten Vertreter des deutschen Unterrichts heimgegangen.[1]) In zahlreichen Einzelarbeiten, dann in seinem Handbuch des deutschen Unterrichts, in dem er selbst dessen Geschichte behandelt hat, in seiner Monatschrift und endlich in seinem Testament: Erlebtes und Zukunftsfragen ist er immer wieder für einen lebensvollen deutschen Unterricht eingetreten; und in seiner vielseitigen Tätigkeit bis hinauf ins Ministerium hat er immer dafür gekämpft, daß unsere Schulen deutsche Schulen werden, gegenwartsfroh und doch mit offenem Blick für die ererbten Güter. Mit seinen volkstümlichen Schriften aber hat er weithin gewirkt für eine tiefere Auffassung des Lebens. So steht er vor uns als eine besonders reichgesegnete Persönlichkeit, ein ganzer Mann und Kämpfer und als ein vorbildlicher Lehrer und Erzieher. In seinem Geiste wollen auch wir weiterarbeiten.

Mitteilungen.

In seiner Rede „Über Begriff und Aufgaben der deutschen Philologie“ (Jena, G. Fischer. 1917. M. 1,20) betont Victor Michels, daß die deutsche Philologie bei aller Verästelung eine geschlossene Wissenschaft bleiben muß. Philologie ist Geschichte des geistigen Lebens, sie hat ihre Sonderstellung gegen andere geschichtliche Wissenschaften in der räumlichen Begrenzung auf ein einzelnes Volk (oder einen Kulturkreis), in der individualisierenden Behandlung ihres Gegenstandes. Um (nach Müllenhoff) „unter dem Gesichtspunkt der Einheit und Totalität des Menschen die Ausbildung seines Geistes und Charakters bei Individuen und Nationen zu verfolgen“, muß die Philologie aber neben den unmittelbaren Äußerungen geistiger Vorgänge (Denkmälern der Sprache, Musik und der bildenden Künste) auch die mittelbaren heranziehen: technische Erzeugnisse, Sitte und Recht, Wirtschaft und Staat, Religion und Kultus. Denn sie sind Voraussetzung oder Grundlage oder sichtbare Zeichen des Ringens um einen höheren geistigen Gehalt.

Die deutsche Philologie erstrebt also eine Biographie unseres Volkes in seiner Gesamterscheinung. Indem sie an die natürlichen Bedingungen des heimischen Bodens anknüpft und an das heimische Leben der Gegenwart (Volkskunde), ergänzt sie das Verständnis für einen Kreis der geschichtlichen Welt, in den uns die literarischen Quellen nur gelegentlich Einblick gewähren. Die Altertumskunde liefert die äußeren Voraussetzungen für das geistige und gemütliche Leben der Vorfahren und zeigt die Wirkung dieses inneren

39) August Brunner, Die österreichisch-bayerische Sprache. Zeitschr. d. allg. deutsch. Sprachver. 31. Jahrg. Spalte 149—151.

1) Der deutsche Germanistenverband betrauert in ihm seinen 3. Vorsitzenden.

auf das äußere Leben. Die mittelalterliche deutsche Philologie steht vor der Frage, in welcher Weise haben die Deutschen zu einer Zeit, da ihre Kultur Teil einer Gesamtkultur war, sich fremde Anregungen zu eigen gemacht, wie kommt die ererbte Art zur Geltung, oder wie bildet sie sich um? All dem ist nachzugehen, je nach dem Gewinn, der für die Charakteristik unseres Volkes, des einen Ideals, das durch die ganze Geschichte unseres Volkes geht, erwartet werden darf. Im Mittelpunkt aber bleibt die Beschäftigung mit der deutschen Sprache und Literatur.

Diese Ausführungen Michels' haben auch für den deutschen Unterricht ihre große Bedeutung, denn sie zeigen, wieweit auch dieser die „mittelbaren Zeugnisse" heranziehen muß, und geben dabei die notwendige Abgrenzung der Deutschkunde gegen die Geschichte.

Humanismus und Nationalismus in unserem Bildungswesen behandelte Ernst Troeltsch in einem sehr reizvollen Vortrag vor den Freunden des humanistischen Gymnasiums in Berlin (Berlin, Weidmann, M. 1,—). Er wünscht, die höhere Schule solle beim Humanismus bleiben, ihn aber zu einem Ideal deutscher Menschlichkeit erweitern. Eingehende Auseinandersetzungen mit Burdach und Benz zeigen freilich, wie schwer es ist, das Einheitliche deutscher Menschlichkeit herauszustellen. (Troeltsch sieht die Mutterschicht unseres Wesens im gotischen Menschen, der das internationale Prinzip des Mittelalters bestimmte und die christliche Antike in die gotische Christlichkeit umbildete; die Blüte dieses gotischen Menschen zeigt die deutsche Stadt.) Aber mag hier noch viel Arbeit für die Wissenschaft vorliegen, für die Schule ergibt sich schon jetzt: der deutsche Unterricht muß vertiefte Bedeutung und neue Gestalt gewinnen als Unterweisung in der deutschen Kulturgeschichte. „Verbindet man die deutsche Geschichte als Geschichte des deutschen Staates, der deutschen Gesellschaft, der deutschen Organisationsgedanken mit der Geschichte der deutschen Literatur als der Äußerung eines spezifisch deutschen Stil- und Formgedankens, nimmt man dazu weiter die Anschauung und die Geschichte der bildenden Kunst, des Schlösser- und Städtebaus hinzu, erläutert man die Siedlungsformen und die Stammescharaktere, dann kann man sehr wohl ein eindrucksvolles Bild deutschen Wesens und Geistes hervorrufen und es in unserer unmittelbaren Umgebung, an unseren staatsbürgerlichen Institutionen und historischen Erlebnissen veranschaulichen. Sucht man dann überdies in diesem Ganzen den inneren Zusammenhang und die ursprüngliche Sprungkraft, so wird dabei das alte Deutschtum vom germanischen Mythos bis zu den großen Schöpfungen des Mittelalters ganz von selbst hervortreten und alle spätere Entwicklung als Fort- und Umbildung gerade dieser Urkräfte erkennbar werden." Die Durchführung stellt sich Troeltsch freilich zu einfach vor: „Dazu bedarf es keiner neuen Unterrichtsstunden, sondern nur einer zweckmäßigen Verwendung der alten, der Entlastung von allen linguistisch-grammatischen Spezialstudien, die die Qual aller Kinder sind, und für die jedenfalls die Muttersprache zu schade ist, der Entlastung vom deutschen Aufsatz, bei dem man sowieso nur an zerkaute Federhalter denken kann, der Entlastung von Lektüre und Erklärung moderner deutscher Literatur, die man lieber ohne Störung durch den Lehrer liest" (endlich bedarf es entsprechender Lehrer mit entsprechender Vorbildung). Noch an anderer Stelle erklärt er sich gegen die Forderung, die deutsche Grammatik in den Mittelpunkt zu stellen. Er verkennt dabei aber, daß doch auch die Grammatik „den spezifisch deutschen Formgedanken" aufzeigt, den er durch die Literatur vermitteln will, daß die Geschichte des Wortschatzes die sonstige Überlieferung wesentlich und reizvoll ergänzt und daß die Sprachbetrachtung die von ihm gewünschte Erläuterung der deutschen Stammescharaktere wesentlich erleichtert. — In der Grundrichtung aber sind wir mit Troeltsch einig und ebenso in der Überzeugung, daß diese Art, das Deutsche zu betrachten, das Mittel ist, wieder ein gemeinsames Band um unser zerfallendes Schulwesen zu ziehen, und daß wir deutscher werden wollen, als wir waren.

Um so mehr bedauern wir, daß Theodor Ziegler in der neuen (4.) Auflage seiner Geschichte der Pädagogik (München, C. H. Beck, geh. M. 8,—, Lwd. M. 9,50, Hfrz. M. 11,—) gerade dieses Mittel verschmäht. Er wünscht eine Vereinheitlichung des gesamten Schulwesens, so daß überall deutsche Menschen zu deutschen Männern und deutschen Frauen und sie alle zu guten Staatsbürgern erzogen werden — aber er wendet sich schroff gegen den Germanistenverband und jede Neuordnung, auch gegen die in Baden vollzogene Stärkung des Deutschen. Für die Geographie verlangt er Besserstellung, und daß sie in die

Hände von wirklich dafür vor- und ausgebildeten Geographielehrern gelegt werde — von der entsprechenden Forderung der Germanisten schweigt er. Es bleibt allerdings offen, ob er nur eine Neuordnung während des Krieges bekämpft — die ganze Richtung Zieglers ist aber dem Germanistenverband nicht günstig. Die Gründe, die er vorbringt, sind freilich die alten. Diese Meinungsverschiedenheit soll uns aber den Blick nicht trüben für die schöne Gabe, die Zieglers Buch auch in der 4. Auflage darstellt; die Schilderung der Entwicklung in früheren Zeiten ist ebenso reizvoll wie die Spiegelung aller Strebungen unserer pädagogisch reichbewegten Zeit in einer kraftvollen Persönlichkeit, die in knorriger Unbestechlichkeit unbekümmert um Rechts und Links ein eigenes Urteil zu gewinnen sucht.

Wie man's ansieht. Hans Herter (Deutscher Wille S. 268) stellt den Germanistenverband als einen Gegner des Gymnasiums an sich dar. Dadurch gelingt es ihm, Böhm (s. 1916, S. 629) u. Burdach (s. 1916, S. 381) als Vorkämpfer des Gymnasiums gegen die Germanisten auszuspielen, obwohl er selbst von Böhm sagt, er bestimme das Bildungsbedürfnis vom Boden der Nationalität aus und ziehe andere Nationalkulturen nur nach ihrer Verwandtschaft mit der eigenen oder ihrer Wirkung auf sie heran. Von Burdach aber sagt er selbst: im Mittelpunkt steht die deutsche Philologie als Wissenschaft von der deutschen Art, die Antike aber kommt als Ergänzung des deutschkundlichen Unterrichts in Frage, weil das Werden des Deutschen ohne Kenntnis seiner Bildner nicht verstanden werden kann. — Da fragt man sich wirklich: was verlangen denn die Germanisten anderes?

Auch weitere Kreise werden immer mehr für eine stärkere Würdigung alter deutscher Art gewonnen. So läßt der Evangelische Bund ein Heftchen ausgehen: Gustav Krüger, Das Christusbild unserer Altvordern (Berlin W. 35, Evang. Bund. M. —,20), das zuerst von den Dichtungen der Angeln und Sachsen erzählt und dann Heliand und Otfried (mit zahlreichen Proben) kennzeichnet, um durch dies germanische Christusbild den Stolz auf unser Deutschtum neu zu beleben.

Das gleiche Ziel verfolgte seinerzeit die fünfte Liebesgabe deutscher Hochschüler, auf die nochmals verwiesen sei: Der Heliand. Nach der Übertragung K. Simrocks hrsg. von Friedr. Castelle. Bildwerk und Buchschmuck von Ida C. Stroever. Berlin 1915. Furche-Verlag. Nun haben die deutschen Hochschüler eine neue prachtvolle Gabe ihren Kameraden ins Feld gesandt, eine Gabe, die auch der Heimat und besonders der Schule zugute kommt: Altdeutsche Meister (Eine Auswahl aus dem Werke „Altdeutsche Malerei") von Ernst Heidrich (gef. 1914). 5 farbige Blätter u. 33 einfarbige Bilder (Jena, Diederichs 1916. M. 2,50). Eine feinfühlige Einleitung umschreibt das Wesen der Malerei von 1400 bis zum jüngeren Holbein, betont das Sinnieren und Grübeln, das Überwiegen des Reichtums und der Kraft über die Feinheit, an deren Stelle Herzlichkeit und Innerlichkeit tritt, und das Erleben der Form. Die Bilder sind gut ausgewählt und ausgeführt und geben einen guten Überblick; sie werden durch Anmerkungen, die etwas ungleich geraten sind, erläutert. Ich möchte das Buch in möglichst viele Schülerhände gelegt sehen, es wird viel Segen stiften.

Ebenfalls unmittelbar zum Alten zurück führt uns Franz Etzin in seinem „Martin Luther" (aus seinen Schriften, Briefen, Reden und zeitgenössischen Quellen dargestellt. Gotha, Friedrich Andr. Perthes. Geb. M. 3,—). Der verbindende Text tritt ganz zurück, um so kräftiger aber wirkt das Mosaikbild aus lauter alten Steinchen, die noch heute glänzen und flimmern und oft genug wie Gold strahlen, würdig wegen ihres Alters und doch so frisch noch in der Schönheit der alten, kraftvollen Sprache. Das Buch führt nicht nur, wie die vielen Darstellungen jetzt, zu Luther hin, sondern in sein Wesen hinein und zugleich in seine Zeit. Ein schöner Besitz für jeden Deutschen.

Ein schönes Gegenstück dazu für jüngere Schüler bildet der erste Teil des Gedenkbuches „Ein feste Burg" von Ernst Thiene. Auch hier ein Lebensbild Luthers aus den Quellen, umrankt durch eine Auswahl guter Gedichte und Zeichnungen. Der zweite Teil begleitet Luthers Wirken durch eine Folge (teils zeitgenössischer) Bilder und kennzeichnet sein Nachwirken. Das Ganze gehört zum besten unserer volkserzieherischen Gedenkliteratur. (Dresden, Meinhold & Söhne; der Preis von M. 1,25 ist sehr niedrig.)

Für die Leitung verantwortlich: Dr. **Walther Hofstaetter,** Dresden 21, Elbstr. 1.
Alle Sendungen sind an seine Anschrift zu richten.

Luther als deutscher Mann.

Von **Otto Clemen**, Zwickau, z. Zt. im Felde.

K. F. Meyer hat von Luther gesungen: „Jeder Zoll ein deutscher Mann“, und unser Kaiser hat ihn in feierlicher Stunde vor der breitesten Öffentlichkeit den „größten deutschen Mann“ genannt. Als diese Äußerungen fielen, mußte ihnen ein großer Teil unseres Volks die Zustimmung versagen. Der Weltkrieg hat auch in dieser Beziehung einen Umschwung bewirkt. Unter den Helden der Vergangenheit, die einst Führer unserer Nation gewesen sind, und deren Gedächtnis in den ersten Kriegsmonaten machtvoll unter uns auflebte, stand Luther an erster Stelle. Fichtes Reden an die deutsche Nation, Schleiermachers patriotische Predigten, E. M. Arndts geharnischte Lieder feierten ihre Auferstehung und erweckten eine ähnliche Begeisterung wie damals, als sie zum ersten Male laut wurden. Aber die meiste Kraft entströmte doch dem Lutherlied „Ein feste Burg“. In diesem Liede, das bisher nur von Protestanten am Reformationsfeste, bei Gustav-Adolf-Festen und ähnlichen Veranstaltungen angestimmt worden war, fanden unsere evangelischen und katholischen Front- und Heimkrieger den erschöpfendsten Ausdruck für ihr Gottvertrauen, ihren Trotz gegen eine Welt von Feinden, für ihre Opferwilligkeit und ihren Todesmut. Und ein bayerischer Zentrumsführer trug kein Bedenken, den angehäuften Lügen der feindlichen Presse mit der Abfertigung entgegenzutreten: wir hätten darauf nur die Antwort, die einst ein deutscher Mann gesungen: Und wenn die Welt voll Teufel wär!

Von dieser einhelligen Begeisterung für das Lutherlied und die Persönlichkeit des deutschen Reformators ist seit den ersten Kriegsmonaten manches wieder abgebröckelt, doch bleibt sie uns unverloren. Die religiös-sittliche Erhebung der August- und Septembertage des Jahres 1914 war ja nicht ein bloßer flüchtiger Rausch, wie man wohl geringschätzig gesagt hat, sondern ein Erlebnis, das sich unserem Gedächtnis tief eingeprägt hat, auf das wir uns immer wieder besinnen, auf das wir immer wieder zurückkommen, aus dem wir immer wieder Beschämung und Kraft zur Umkehr und zum Aufschwung schöpfen werden. Und so wird es auch für unser Volk mehr als eine schöne Erinnerung sein, wird es für uns ein Fundament bleiben, das wohl wieder tiefer sinken, aber nie versinken kann, ein Ansporn, der heimlich fortwirken wird, ein Anfangs- und End- und Zielpunkt, daß unser Volksheer das Lutherlied mit einmütiger Begeisterung gesungen hat.

Ich möchte im Vorübergehen darauf hinweisen, daß auch in unserer weiter zurückliegenden Vergangenheit immer mal auch gute Katholiken weitgehendes Verständnis, ja Bewunderung und Dankbarkeit gegen Luthers Person und Werk gehegt und geäußert haben. Im Jahre 1784 veröffentlichten die dem Orden der Piaristen angehörigen Gebrüder Wiser in Wien eine Übersetzung der bisher unbekannt gewesenen, kurz vorher von dem Hamburger Pastor Joh. Christoph Wolf gesammelten und von dem Leipziger Professor und Bibliothekar D. Gottfried Schütze herausgegebenen Lutherschen Briefe. In den Vorreden und erläuternden Anmerkungen und in den Inhaltsangaben zu den einzelnen Briefen tritt uns ein Streben, Luther gerecht zu werden, entgegen, das manchmal in unverhohlenen Beifall und herzliche Dankesbezeigungen übergeht. Der Verfasser ist der jüngere der beiden Brüder, Joh. Siegfried Wiser, der sich als Kanzelredner in der Pfarrkirche Maria Treu seines Ordens und durch Herausgabe von Predigtreihen großen Ruf erworben hat, später zum Professor der Pastoraltheologie an der Wiener Hochschule ernannt wurde, als solcher seit 1793 auch als Zensor für theologische Neuerscheinungen fungierte(!) und zuletzt von 1796 an Pfarrer zu Hofkirchen in Oberösterreich, Konsistorialrat und Vizedechant war. Aber nicht nur in dem Wien Josephs II. sind Katholiken in dieser Weise für Luther eingetreten, auch in Münster im Kreise der Fürstin v. Gallitzin und in dem Konstanz des edlen Domherrn Ignaz Heinrich v. Wessenberg stoßen wir auf eine solche Wertschätzung des Reformators.[1]) Endlich sei nur noch das Bekenntnis Döllingers wiedergegeben (Über die Wiedervereinigung der christlichen Kirchen, Nördlingen 1888, S. 53): „Es hat nie einen Deutschen gegeben, der sein Volk so intuitiv verstanden hätte und wiederum von der Nation so ganz erfaßt, ich möchte sagen eingesogen worden wäre, wie dieser Augustinermönch zu Wittenberg. Sinn und Geist der Deutschen waren in seiner Hand wie die Leier in der Hand des Künstlers. Hatte er ihnen doch auch mehr gegeben, als jemals in christlicher Zeit ein Mann seinem Volke gegeben hat: Sprache, Volkslehrbuch, Bibel, Kirchenlied ..."

Unter dem, was das deutsche Volk dem Reformator verdankt, nennt Döllinger also zuerst die Sprache, und damit hängt aufs engste zusammen die an dritter Stelle genannte Bibelübersetzung. Es hieße längst Bekanntes und genugsam Erörtertes wiederholen, wollte ich hier auf den gewaltigen Einfluß der Lutherbibel auf die Entwicklung der deutschen Gemein- und Schriftsprache näher eingehen (davon, daß Luther die neuhochdeutsche Schriftsprache „geschaffen" oder auch nur „in gewissem Sinne begründet" hätte, kann ja keine Rede sein). Merkwürdig bleibt, daß Luther, obgleich er in seinem bekannten „Sendbrief vom Dolmetschen" (1530) den katholischen Übersetzern und Nachahmern gegenüber sich auf die Originalität und Richtigkeit seiner

1) Joh. Haußleiter, Luther im römischen Urteil, Leipzig 1904, S. 4ff.

Übersetzung viel zugute tut, doch weit entfernt gewesen ist, seinem Werke Vollkommenheit zuzusprechen, sondern es zeitlebens für verbesserungsbedürftig gehalten und unablässig daran herumgearbeitet und -gefeilt hat. In der oft zitierten Stelle aus jenem Sendbrief darf man den Nachsatz nicht weglassen: „Man muß nicht die Buchstaben in der lateinischen Sprache fragen, wie man soll deutsch reden, wie diese Esel (Emser und Konsorten) tun, sondern man muß die Mutter im Hause, die Kinder auf der Gasse, den gemeinen Mann auf dem Markt darum fragen und denselbigen auf das Maul sehen, wie sie reden, und darnach dolmetschen, so verstehen sie es denn und merken, daß man deutsch mit ihnen redet ... des ich mich geflissen und leider nicht allewege erreicht noch getroffen habe." Im Vorwort zum 1. Teil des Alten Testaments (1523) bekennt er gar: „Ich sehe, daß ich noch nicht meine angeborene deutsche Sprache kann." Welch unendliche Mühe Luther auf die Verbesserung seiner Bibelübersetzung verwandt hat, beweisen besonders eindringlich die vor kurzem zutage gekommenen Protokolle des Wittenberger Diakonus Georg Rörer über die Konferenzen der unter Luthers Vorsitz in dessen Wohnung tagenden Bibelrevisionskommission aus den Jahren 1539—1541.

Mit dem „Volkslehrbuch", das Luther seinem Volke gegeben habe, meint Döllinger natürlich den Großen und Kleinen Katechismus. Während Luther mit seiner Bibelübersetzung das ihm vorschwebende Ideal nur annähernd erreicht zu haben sich bewußt war, ist er betreffs seiner Katechismen immer der fröhlichen Gewißheit gewesen, daß sie ihren Zweck völlig erfüllten. Am 9. Juli 1537 schrieb er an Capito, daß er dem Plane einer Gesamtausgabe seiner Werke ziemlich kühl gegenüberstehe und am liebsten alle seine Bücher wie Saturn seine Kinder verschlingen möchte; als seine echten Bücher erkenne er nur das gegen Erasmus gerichtete vom unfreien Willen und den Katechismus an (nullum enim agnosco meum iustum librum nisi forte de servo arbitrio et catechismum).

Als viertes Geschenk Luthers an sein Volk nennt Döllinger das Kirchenlied. Über seine Leistungen als Kirchenliederdichter hat Luther wieder sehr bescheiden geurteilt. Seine ersten Lieder betrachtete er nur als Versuche, durch die er andere, die „es besser vermögen" (als Spalatin) anspornen wollte. —

In welchem Grade Luther die Art seines Volks — „Volks" in dem besonders die unteren Schichten umfassenden Sinne — geteilt hat, wie sehr er in seinen Liebhabereien, Vorstellungen, Erinnerungsbildern, Instinkten, Augenblicksausdrücken und -gesten mit ihm verwachsen war, hat uns A. Götze in seinem netten Büchlein „Volkskundliches bei Luther" (Weimar 1909) gezeigt. Luther hat mit der Volksdichtung Fühlung gehabt, es finden sich bei ihm Anklänge an das Volksschauspiel, er spielt einmal auf das Märchen vom

tapferen Schneiderlein an, reimlose und gereimte Sprüche hat er gern zitiert, gelegentlich auch Schnurren und Bauernregeln, er hat sich eine reichhaltige Sprichwörtersammlung angelegt, die sich in Oxford erhalten hat, während die Originalhandschrift seiner Bearbeitung der Äsopischen Fabeln merkwürdigerweise in Rom zum Vorschein gekommen ist, er hat vor Sitte und Brauch seines Volkes große Achtung, er zeigt Anteil an dem Spiele der Kinder und Erwachsenen, er ist endlich auch nicht frei von uraltem germanischen und besonders Thüringer Bergmanns- und Bauernaberglauben. Er hat auch für die Stammeseigentümlichkeiten und -unterschiede seines Volkes ein offenes Auge gehabt. Er vergleicht z. B. einmal sehr ergötzlich die deutschen Stämme nach ihrem Verhalten gegen Durchreisende: „Wenn ich viel reisen sollt, wollt ich nirgend lieber denn durch Schwaben und Bayerland ziehen, denn die Leutchen dort sind sehr gastfreundlich, laufen herbei und geben den Fremdlingen reichlich. Hessen und Meißner bedienen sie einigermaßen, lassen sich's aber bezahlen. Die Sachsen sind ganz unhöflich; sie geben weder Speise noch Trank noch auch nur ein paar freundliche Worte, sagen vielmehr: „Life gast, ick wed nit, wat ick jhu gefen sal; dat wif is nit doheim, ick kan jhu nit herbrigen."[1]) —

Aber wenn wir Luther als deutschen Mann erfassen wollen, müssen wir noch tiefer graben. Wir müssen uns die Frage vorlegen: Hat er rechte deutsche Art an sich?

Da ist freilich zuerst die Vorfrage zu beantworten: Was ist deutsche Art?

Rufen wir uns E. M. Arndts herrliches Gedicht von 1813 „Deutscher Trost", das ebenso wie Robert Reinicks „Deutscher Rat" in allen Lesebüchern stehen müßte, ins Gedächtnis zurück, so ergeben sich uns als Merkmal deutschen Wesens die auf dem guten Gewissen, dem festen Glauben an die eigene gute Sache beruhende Tapferkeit und Furchtlosigkeit, „die Treue ehrenfest und die Liebe, die nicht läßt", Geradheit, Offenheit und Wahrhaftigkeit.

Legen wir diese Begriffsbestimmung zugrunde, so ist es zweifellos, daß Luthers Persönlichkeit deutsches Wesen rein und klar widerspiegelt. Wenn man einen Volks- oder Fortbildungsschüler oder einen einfachen Mann aus dem Volke fragt, was er von Luther weiß, so wird er antworten: Dr. Martin Luther — das ist doch der Mann, der in Worms vor Kaiser und Reich den Widerruf abgelehnt und seinen Standpunkt behauptet hat mit den Worten: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen." Noch größere Tapferkeit aber hat er im Bauernkriege 1525 bewiesen, als er, nachdem er in Stolberg und Nordhausen sich selbst von dem Fanatismus und Terrorismus der aufständischen Bauern und ihrem Wüten gegen alle Obrigkeit und Ordnung,

1) Kroker, Luthers Tischreden in der Mathesischen Sammlung, Leipzig 1903, Nr. 710. Vgl. auch Bossert, Schwäbische Chronik des Schwäbischen Merkurs, 2. Abteilung, 2. Juni 1917.

gegen Klöster und Schlösser überzeugt hatte, am 6. Mai, nach Wittenberg zurückgekehrt, jene gewaltige Flugschrift „Wider die mörderischen und räuberischen Rotten der Bauern" vom Stapel ließ, durch die er seine Volkstümlichkeit aufs Spiel setzte. Er wollte eher hundert Hälse verlieren, als die unheilige Sache der Bauern billigen und gerecht nennen. Der öffentlichen Meinung zum Trotz trat er dann auch noch in den Ehestand; es ging ja jetzt in einem hin, wenn zu der Schmach, die ihm seine Stellung im Bauernkrieg einbrachte, auch noch die hinzukam, die ihm aus seiner Verheiratung erwachsen mußte. „Der Mut, den Luther hier der öffentlichen Meinung gegenüber bewies, ist noch bewundernswürdiger, als sein Mut in Worms vor Kaiser und Reich, wo er von der Stimmung des Volkes gehoben und getragen" — und, setzen wir hinzu, von seinem Kurfürsten und dem von Hutten gewonnenen Adel beschützt wurde. Endlich soll ihm unvergessen bleiben, wie er im August bis Dezember 1527, als in Wittenberg die Pest grassierte und auch in sein Haus eindrang und die Furcht vor der Seuche die ganze Universität, Dozenten und Studenten, nach Jena verscheucht hatte, trotz der dringendsten Mahnungen seiner Freunde, auch des Kurfürsten, mit zu fliehen, auf seinem Posten blieb, um durch sein gutes Beispiel und durch seine Gelassenheit der Panik zu wehren, Kranke und Sterbende zu laben und zu trösten, seinem Freunde, dem Stadtpfarrer Bugenhagen, in Predigt und Seelsorge beizustehen und einem zurückgebliebenen Häuflein Studenten Vorlesungen zu halten.

Hier leuchtet uns zugleich seine Berufstreue, seine Treue gegen die ihm anvertraute Gemeinde und gegen die Universität, entgegen. Seine Treue gegen seine Käte und seine Kinder, gegen Freunde und Kollegen aus nah und fern, braucht nicht erst mit Beispielen belegt zu werden.

Luthers Geradheit und Offenheit ist seinen Feinden oft sehr unbequem geworden, ebenso aber auch seinen Freunden. Für die kursächsischen Politiker war er in heiklen Situationen manchmal das enfant terrible.

Über Luthers Wahrhaftigkeit endlich hat es in den letzten Jahren Meinungsverschiedenheit und heftigen Meinungsaustausch gegeben. W. Köhler hat durch seine treffliche Untersuchung über Luther und die Lüge (Leipzig 1912) den Streit beendigt: Gewiß hat Luther Übertreibungen, maßlose Übertreibungen, Unrichtigkeiten, Irrtümer, verhängnisvolle Irrtümer, sich zuschulden kommen lassen, aber eine Lüge nie, wenn anders zum Begriff der Lüge die subjektive Absicht, zum eigenen Vorteil andere zu täuschen, gehört.

Eine andere Antwort auf die Frage nach der deutschen Eigenart hat vor kurzem Richard Müller-Freienfels in einem geistvollen Leitartikel im ersten Juliheft der Kriegsausgabe des Kunstwarts gegeben. Er geht davon aus, daß man das „Typische" nicht mit dem „Durchschnittlichen" verwechseln dürfe. „Nicht am Durchschnittsmenschen, dem sogenannten „Volke", kommen

die typischen Eigenschaften am reinsten heraus ... den eigentlichen Typus einer Nation erkennen wir, wenn wir fragen, was seinen stärksten Geistern als gemeinsamer Lebenszug eignet." Als das Gemeinsame der bedeutendsten Geister stellte sich ihm nicht etwa „Schlichtheit" und „Einfachheit" heraus, sie sind im Gegenteil „außerordentlich kompliziert, voll geheimnisvoller Abgründe, ja von einer ans Dämonische streifenden Unberechenbarkeit und einem tiefen Sinn fürs Transzendente." Es ist ferner irrig, wenn man einen besonderen Reichtum an Phantasie als charakteristisch für deutsche Eigenart ansieht. Die deutsche Phantasie ist vielmehr qualitativ verschieden von der z. B. des Griechen und des Italieners, „abstrakter, unrealistischer, antinaturalistischer". Und es ist endlich ebenso irrig, zu behaupten, der Deutsche habe das „Gemüt" im Monopol, ein weiches, inniges Gefühlsleben sei ihm eigentümlich. Das passe keineswegs auf Deutschlands führende Geister. Bei ihnen überwiege vielmehr ein ernster, ja düsterer Grundzug, gegen den sie kraft ihres Tatendrangs oder auch mit ihrem sieghaften Humor ankämpfen.

Auf Luther finden diese Ausführungen ohne weiteres Anwendung. Seine Kompliziertheit ist der Grund, weshalb man ihn bald dem Mittelalter zuweist, bald als den „Propheten einer neuen Kultur", den „Propheten einer neuen religiösen Auffassung" und „Entdecker eines neuen sittlichen Ideals" feiert. Sein Geist ist eben „zweier Zeiten Schlachtgebiet". Alte ererbte Gedanken ringen bei ihm mit neuen, selbst erarbeiteten. Wie abstrakt, losgelöst von der Natur und Sinnfälligkeit, ja verstiegen und grotesk seine Phantasie ist, erkennen wir besonders gut aus den Schriften, in denen er den Papst als den Antichrist hinstellt. Da umweht uns dieselbe beklemmende Luft aus nächtlichen Schächten wie in Dürers Apokalypse. Und „gemütlich" im gewöhnlichen Sinne des Wortes ist Luther auch nicht gewesen. Gewiß fehlt es ihm nicht an gemütlichen Zügen und gemütvollen Äußerungen in Briefen und Tischreden, aber man sollte sie nicht zu sehr betonen und zu notae constitutivae seines Wesens machen. Schon rein äußerlich war Luther eher recht ungemütlich. Wir müssen uns ja von den späteren Cranachschen Porträts losmachen, oder wenigstens die von mehreren Zeitgenossen bezeugte stramme, ja steife Körperhaltung („also, daß er sich mehr hinter sich als für sich neiget") und die dunkeln dämonischen Augen („die da blinzen und zwitzerln wie ein Stern, also daß sie nicht wohl können angesehen werden" — Cajetan und Aleander konnten sie nicht ertragen) hinzudenken.

Daß Luther sein Volk lieb gehabt hat — so heftig er auch es als Ganzes und in seinen einzelnen Ständen (Adel, Kaufleute, Bauern) kritisiert —, daß er mit ihm gefühlt, gelitten, gebangt, aber auch manchmal, die Zukunft vorwegnehmend, gejubelt hat, das beweisen vornehmlich zwei seiner Schriften: An den christlichen Adel deutscher Nation (1520) und Warnung an seine lieben Deutschen (1530). Aber das „Nationalbewußtsein" regte sich doch erst

in ihm, als die internationale katholische Kirche ihn ab- und ausstieß, und als Crotus und Hutten ihm die Augen dafür öffneten, wie man in Rom die Deutschen „für eitel Tölpel, Barbaren und Bestien achte, an der Nase herumführe und ausplündere". Treibende Kraft ist bei Luther der Vaterlandsgedanke nie gewesen, treibende Kraft ist bei ihm immer nur der religiöse Anteil, das christliche Gewissen. Man hüte sich auch vor dem Irrtum, als ob das Luthertum dem deutschen Volkscharakter besonders angepaßt sei. Dem Luthertum liegt — ebenso wie dem Katholizismus — ein Universalismus zugrunde, der sich mit jeder Einzel- und auch mit jeder Volksart vermählen kann.[1])

Luther in der dramatischen Dichtung.

Von **Walther Kühlhorn** in Bernburg.

Es wäre ein unnützes Beginnen, wollte man nur der Vollständigkeit halber, und um auch etwas zur Jubelfeier der Reformation zu sagen, die Gestalt Luthers nun auch unter dem Gesichtspunkte obigen Themas betrachten. Gerade aber die Behandlung, die Luther in der dramatischen Dichtung gefunden hat, gibt Anlaß zu allerhand nicht unfruchtbaren Erwägungen.

I.

Die Beweggründe, welche zur dramatischen Bearbeitung des großen Reformationsmannes anreizen, können von dreierlei Art sein: es mag einer die Bühne benutzen, um den Reformator mit seinem Gesamtwerke und seiner ganzen Zeit dem Volke zu veranschaulichen, im großen und ganzen also ein Zeitbild zu geben; es kann aber auch ein Dichter durch verwandte innere Erfahrungen und Erlebnisse ermächtigt sein, die Größe Luthers und seiner Kämpfer nachzuempfinden und mitzufühlen, also Luther als Persönlichkeit zu schauen, d. h. im Sinne des Künstlers zu erleben. So würde Goethe die Aufgabe angefaßt haben. Schließlich ist es denkbar, daß einen Menschen der große Gedanke ergreift, dessen Träger Luther war, und daß es ihn drängt, diesem Gedanken dichterische Gestalt zu verleihen. Dadurch, daß ein solcher Dichter dergestalt diesem Gedanken Geltung und Wirkung verschaffen will, nähert er sich in der Absicht seines Handelns, weniger in der Form seines Schaffens der erstumrissenen Gattung. Das wäre dann ein Lutherdrama nach der Art Schillers.

Bleiben wir nun zunächst bei der genannten ersten Gattung und der Form ihres Schaffens. Das Verfahren des Zeitbilddichters ähnelt der Malweise der Makart, Piloty, Anton v. Werner. Der Grundsatz der Vollständigkeit und Zeittreue überragt alle andern Forderungen. Diese Vollständigkeit aber soll dadurch erreicht werden, daß nichts, keine wichtige Person, kein Vorgang, kein geflügeltes Wort übergangen wird und die Sprache der Personen womöglich noch das Gepräge ältesten Bibeldeutsches trägt. So erreicht ein derartiger Dichter, ähnlich wie die genannten Maler die Breite des Nebeneinanders, seinerseits die ermüdende, unübersichtliche und un-

1) Vgl. Lueder, Luthertum u. Volkstum, Neue kirchliche Zeitschrift 26, 335—66.

künstlerische Fülle des Nacheinanders. Auf diese Weise entsteht das Lutherfestspiel. Das beste Beispiel für diese Gattung ist Devrients Luther mit einer Fülle von Personen und Auftritten. Es ist in Verse gebrachte Geschichte. Eine ganze Reihe von Lutherspielen könnte man diesem Stücke hinzuzählen.

Alle diese Werke scheitern also an einem scheinbaren Vorzuge, an der Echtheit und Naturtreue. Lessing sagt zwar am Schlusse des 23. Stückes seiner Hamburgischen Dramaturgie: „. . . sind es die bloßen Fakta, die Umstände der Zeit und des Ortes, oder sind es die Charaktere der Personen, durch welche die Fakta wirklich geworden, warum der Dichter lieber diese als eine andere Begebenheit wählt? Wenn es die Charaktere sind, so ist die Frage gleich entschieden, wie weit der Dichter von der historischen Wahrheit abgehen könne? In allem, was die Charaktere nicht betrifft, soweit er will. Nur die Charaktere sind ihm heilig . . ." Diese letzte Schlußfolgerung trifft aber auf die Zeitbilddichter nicht zu; denn die „bloßen Fakta, die Umstände der Zeit und des Ortes" sind ihnen ja ungeheuer wichtig, so daß ihnen eine Veränderung oder Zusammenziehung dieser Dinge unmöglich wäre. Und das in diesem Falle nicht mit Unrecht. Denn gerade die Lebensumstände Luthers sind dem Leser und dem Zuschauer, so darf man annehmen, im allgemeinen bekannter als die Schicksale anderer geschichtlicher Gestalten, so daß ein Abweichen von den Tatsachen sofort eine Trübung des jedem Leser und Zuschauer innewohnenden Bildes von Luther bedeuten und gleichzeitig eine bedenkliche Schmälerung des Genusses mit sich bringen würde. Deshalb beeinträchtigt ein solcher Fehler auch die Wirkung in einem sonst ganz auf die Persönlichkeit Luthers gestellten Drama wie dem Strindbergs. Davon wird im einzelnen später noch zu reden sein.

Wenn nun aber ein Dichter auch die Charaktere nicht unangetastet läßt, wie z. B. Zacharias Werner in seinem Drama, dann fehlt ihm, wie auch aus Lessings Worten kurz vor der vorhin angezogenen Stelle hervorgeht, jede Berechtigung, den Personen seines Dramas die Namen geschichtlicher Gestalten zu geben; denn was hat die Katharina v. Bora Werners, die schwärmerische Nonne, noch gemein mit der handfesten Käthe Luthers, die er so gern als seinen „Herrn Käthe" anredet oder gar wegen ihres beim Schweinehandel entwickelten Geschicks in einem Briefe als „Frau Saumärkterin" begrüßt?

Also die geschichtliche Treue muß nicht nur in den Charakteren, sondern auch in Äußerlichkeiten gewahrt werden. Das läßt sich am besten freilich dadurch erreichen, daß man das Werden der Reformation in den einzelnen Entwicklungsstufen an dem Publikum vorüberziehen läßt, und auch Strindberg ist im äußeren Aufbau seines Stückes diesem Grundsatze gefolgt. So gestaltete Stücke zerfallen in eine oft recht reichliche Anzahl von Bildern, Szenen, Auftritten oder Abteilungen, und die Mannigfaltigkeit der Namen zeigt schon, daß die Sache keine gefestigte, künstlerisch durchgebildete Erscheinungsform bedeutet. Infolge seiner Ausführlichkeit kommt das Stück um seine Wirkung. Denn diese ist nur durch Einheitlichkeit der Handlung und des ganzen Aufbaus überhaupt zu erzielen.

Wer sich deshalb dazu entschloß, von der Wiedergabe eines Gesamtbildes Luthers abzusehen, hatte immer noch einen andern Weg zur Verfügung. Jedes Drama (was doch nun einmal Handlung bedeutet) birgt eine Entwicklung in sich. Sonst wird es zum Dialog. Nur daß diese Entwicklung zusammengedrängt ist in ein kurzes Ge=

schehen. Alles, die Zeitumstände, der Fortgang der Ereignisse, die Entwicklung der Charaktere, ist in einem Brennpunkte zusammengesehen. Ein entscheidender Wendepunkt, ein Ereignis oder Erlebnis muß aus dem Flusse der Begebenheiten herausgehoben sein. — Solcher Weichen, die den Zug auf ein neues Gleis führen, gibt es in Luthers Leben und Wirken mancherlei: Luther als Mönch, der Thesenanschlag, Augsburg, Leipzig, Worms, Wartburg, Bilderstürmer, Verheiratung — das sind Szenen genug, die dramatisches Leben in sich haben. Nur daß die Bearbeiter durch ihre Abkehr vom Versuch, ein gesamtes Zeitbild in einer Folge von Einzelbildern zu geben, noch nicht zu Künstlern geworden sind. Infolge ihrer dichterischen Unzulänglichkeit werden kraftvolle dramatische Szenen zu bestenfalls polternden Unterredungen aufgeweicht. Über den äußeren Vorgängen kommt die Wende im Innern des Helden, kommen seine seelischen Kämpfe zu kurz. Das rein Geschichtliche erstickt das Menschliche, das einzig Reizvolle und Rührende, d. h. Berührende; denn nur wo der Mensch innerlich spürt, daß da vor ihm einer ringt in Kämpfen, die auch die eigene Brust durchwühlen könnten, oder wo er ahnend einen Blick tun kann in die Seele eines weitaus Größeren, da wird er gepackt.

Soweit sich die Lage überblicken läßt, hat es nur ein Künstler mit Glück versucht, ein Lutherdrama zu schreiben, das von einer Reihenfolge von Bildern absieht und Luthers Gestalt von einem Standpunkte aus fassen will, das ist Friedrich Lienhard.

Im ganzen genommen kranken also die Lutherdramen daran, daß sie entweder der geschichtlichen Treue zuliebe zu sehr in die Breite malen — sie können die Fülle des Stoffes nicht zu einem Ganzen zusammenfassen, so daß Gestalt und Werk Luthers im knappen Verlauf des Stückes erlebbar werden — oder, was eben bei der bekannten Luthergestalt nicht sein dürfte, sie lassen der dichterischen Freiheit in der Behandlung der Fakta zu weiten Spielraum, oder sie vergewaltigen die Charaktere wie Z. Werner, oder — und das schließt eigentlich alles vorher Gesagte mit ein: sie verfahren aus künstlerischem Unvermögen nach einem äußerlichen Schema und wirken dadurch kalt und langweilig, kommen über das althergebrachte Festspiel nicht hinaus.

II.

Im allgemeinen gehören die so scheiternden Dichter zur Gruppe der Zeitbilddichter. Persönlichkeit und Gedanke Luthers gehen unter in einer Fülle von Nebenumständen, oder sie verblassen in dem Schema von Gestalten und Worten, die wir in jedem Geschichtsbuche nachlesen können. Nun haben wir aber zwei Dichter, deren Namen im Verlaufe der Abhandlung schon genannt wurden, deren Stücken man es anmerkt, daß hier kein Auchdichter redet, sondern daß ein Mensch aus der eigenen Kraft heraus eigene Gesichte, Gefühle und Gedanken gestaltet: Strindberg und Lienhard. Ihnen gebührt nun für den Augenblick unsere Aufmerksamkeit.

Strindberg[1]) hat nie ein Drama geschrieben, zu dem es ihn nicht von innen heraus getrieben hätte. Seine Werke sind größtenteils dramatisierte Stimmungen, losgebrochene Stücke seines eigenen Ichs, sind Bekenntnisse nach der Art von Goethes Tasso oder Faust. Nur daß man — dies sei gleich vorausgeschickt — bei diesen Gestalten Goethes vielmehr den Eindruck hat, daß sie losgelöst sind vom Erlebnisse der Einzelmenschen, daß es Typen sind, in denen wir uns selber je nach Anlage oder

1) A. Strindberg, Luther, die Nachtigall von Wittenberg. München u. Leipzig 1915.

Schicksal wiederfinden. Strindbergs Menschen muten uns dagegen fremd an, lassen viel schwerer in uns verwandte Saiten anklingen, werden uns vielfach erst dann begreiflich, wenn wir uns bemühen, sie durch Strindbergs eigenen schwierigen seelischen Aufbau hindurchzusehen.

Was reizte nun Strindberg an der Persönlichkeit Luthers? In seinen Briefen an den Übersetzer Emil Schering sagt er[1]): „Das Lutherdrama ist mein Liebling! Auch weil ich es erlebt habe. Da ist Schönheit, Kraft, Freimut und ein Glaube, der Berge versetzt! Mit Luther habe ich mich selbst und meinen Beruf wiedergefunden ..." An einer anderen Stelle heißt es mit Bezug auf die Gestalt Luthers: „Keine Zweifel wie bei ‚Meister Olaf', keine Bedenken, keine Frauen um den Hals, keine Eltern im Wege, keine Kompromisse mit Freunden." Damit haben wir den Aufschluß gefunden, den uns ein Vergleich zwischen dem Luther des Stückes und Strindbergs Persönlichkeit auch hätte geben müssen: den Dichter packt der Held, der gegen eine Welt von Feinden (und Freunden!) aufsteht und seine Sache durchficht.

Deshalb schildert er Luther schon in seiner Jugend als besonderen Menschen: eigenwillig, mit einem Gefühl für Ehre und Gerechtigkeit, voll aufbrausender Wildheit, starrköpfig, mißtrauisch, begierig nach Macht, voll eigener Gedanken und kindlicher Furcht. Der Stolz kommt noch hinzu. Daraus sieht man schon, daß Strindberg trotz aller Begeisterung für den Großen ihm menschliche Fehler und Schwächen nicht erspart. Widerspruchsvoll wie der Dichter selbst bleibt Luther das Stück hindurch, wie sich besonders bei dem Auftritte in Worms zeigt: fast in demselben Augenblicke ist er mutlos und in Angst vor dem Tode und gleich darauf entschlossen, sein Schicksal auf sich zu nehmen. Überall spürt man, wie Strindbergs Geist und Erleben arbeiten, und doch legt man schließlich das Buch mit einem faden, unbefriedigten Empfinden aus der Hand. Die Erklärung hierfür gibt der Dichter selbst in einem der erwähnten Briefe: „Ich habe Luther zum Deutschen gemacht, zum Waibling, gegenüber Rom, dem Welfen. Das ist die Stärke des Stückes! Und dadurch vermied ich die Theologie, die gefährlich und langweilig ist." Ist nun eine derartige Schilderung der Persönlichkeit Luthers möglich? Kann seine Wesenheit klar hervortreten, wenn die Triebfedern seines Handelns außer Wirkung gesetzt werden? Strindbergs Ziel liegt wohl klar: er will Luthers Absicht und Auftreten zurückführen auf allgemein geistige Veranlagung und Begabung, wie er sie in sich selbst fühlte, und wie ich sie eben an seiner Luthergestalt nachwies. Damit kommt er aber auf falsche Bahn. Wenn es auch Aufgabe des Künstlers sein soll, durch Darstellung eines Einzelwesens das Allgemeingültige zur Klarheit zu erheben — er muß doch immer dem Einzelwesen sein besonderes Erlebnis zugestehen; das Einzelwesen erfordert, damit es Aufmerksamkeit und Teilnahme reize, den Einzelfall, und der „Fall Luther" ist eben, kurz und einseitig ausgedrückt, der Lehrstreit. Ohne es zu wollen und zuzugeben, beachtet Strindberg auch diese Forderung: wenn die Handlung nicht dadurch weiterkommt, daß der Held sich an äußeren Widerständen mißt und weiterentwickelt —, damit käme man bei Luther doch auf das Reformationswerk —, so muß eben ein Gott kommen, der „von außen stößt", der Dr. Faust, diese geheimnisvolle Gestalt, die der Strindbergschen Vorliebe für mystische Personen und Vorgänge entgegenkommt, Luthers Leben

1) Alle Äußerungen Str.s über seinen Luther finden sich am Schluß der angegebenen Ausgabe des Dramas.

lenkt und leitet und gleichzeitig den Reformator, den vom Dichter verehrten Helden und Kraftmenschen — zur Puppe macht.

Man wird den Eindruck nicht los, daß im Grunde dem Dichter Luthers Wesen fremd geblieben sei; die Quelle, nach der er arbeitete, Merle d'Aubignés Geschichte der Reformation, bestärkt uns in dieser Annahme; die Art, wie er Luthers Leben vergewaltigt — er läßt ihn z. B. in Wittenberg studieren —, wie er bestimmte Seiten unterstreicht — der Widerstand gegen die elterlichen Familienbande —, wie er vor Luthers Verheiratung abbricht — „später kommt Käthe und mit ihr Familiensorgen, ungeratene Kinder und Wirtschaftsgeld: Das ist nicht mehr schön!" Diese ganze willkürliche Behandlung widerspricht Strindbergs eigener Meinung: „. . . so ist der historische traditionelle Luther. Ich wüßte nicht, wo ich mit den Traditionen gebrochen hätte!" All das läßt uns auch den Kopf schütteln bei Strindbergs Bemerkung: „Ja, ich lese meinen Luther oft wieder durch, und ich kann nichts ändern, sehe keinen Fehler."

Gedenken wir noch der mehrfach erwähnten Tatsache, daß das Drama in eine ansehnliche Reihe von Bildern zerfällt, in der Form also den Festspieldichtern folgt, während Absicht und Gehalt, die Auffassung von der Persönlichkeit Luthers in ganz andere Bahnen drängt — so bleibt uns nichts übrig, als festzustellen, daß Strindberg unsere Erwartungen von einem Lutherdrama nicht erfüllt. Gewiß ist sein Luther „so intim, so kühn, so neunaturalistisch, daß er als ‚Moderne Kunst' gelten kann"; aber diese Attribute gelten mehr dem Verfasser als der geschaffenen Gestalt. Und „Moderne Kunst" ist nicht von vornherein Kunst schlechthin.

Mit ganz andern Anforderungen an das Wesen eines Kunstwerkes trat Lienhard[1]) an seine Aufgabe heran. „Neunaturalismus" und „moderne Kunst" sind seinem Gedankenkreise wesensfremd. Sein künstlerisches Wunschbild ist aus klassischen Wurzeln erwachsen; abgerundete, ebenmäßige Schönheit will er schaffen, Schönheit in Form und Inhalt. Womit nicht, wie Gegner einer solchen Art meinen, Leidenschaftslosigkeit und Langweiligkeit verknüpft sein müssen. Doch das steht hier nicht zur Erörterung. Eine lose Aufreihung von Szenen kann solchen künstlerischen Vorstellungen nicht entsprechen, auch wird durch solche Form der Darbietung eines geschlossenen Gedankens entgegengearbeitet. Und dieser, der Gehalt, der Gedanke des Stückes ist Lienhard, dem Idealisten, dem Vorkämpfer für Adel und Reinheit in Denken, Wollen und Handeln die Hauptsache, ebenso wie für Schiller, von dem gelernt zu haben Lienhard gern zugibt, das höchste Glück der Erdenkinder der Sieg des Geistes über Stoff und Körper bedeutet.

Zu dichterischer Gestaltung konnte der Reformator Lienhard deshalb nur dann locken, wenn er Gelegenheit bot, den Zwiespalt zwischen geistiger Kraft und körperlicher Gewalttat darzustellen, eine Entscheidung in diesem Kampfe herbeizuführen, die Lienhard persönlich befriedigte und ihm die Möglichkeit gab, in dieser Grundrichtung seines Wesens und Wollens auf die Leser und Zuschauer einzuwirken. Denn Lienhard ist Dichter und Prediger zugleich. Davon später noch mehr. Vor eine derartige Entscheidung war nun Luther tatsächlich gestellt, als es sich darum handelte, ob er das Anerbieten der Reichsritterschaft annehmen, diese für sich kämpfen lassen

1) Friedrich Lienhard, Luther auf der Wartburg. Stuttgart 1906.

oder nur durchs Wort weiterwirken sollte. Das ist, geschichtlich angesehen, der Zeitpunkt, wo Luther auf der Wartburg saß, wo weltliche Mächte auch in Gestalt der Bilderstürmer und aufrührerischen Bauern schienen, sich in sein Werk einfügen zu wollen.

Nun ist aber gerade die Zeit auf der Wartburg eine der ruhigsten bezüglich Luthers Lebensführung und bietet wenig Stoff für dramatische Behandlung. Einzig fruchtbar erscheint die bekannte und auch bis zum Überdruß verarbeitete Teufelsszene. Auch Lienhard hat sie, und nicht ungeschickt, benutzt; aber Raum für das, was er zu sagen hatte, bot sie nicht, und es scheint fast so, als bringe er sie nur, weil sie mit der Wartburgüberlieferung untrennbar verknüpft ist; denn er stellt sie ganz an den Schluß des Werkes, wo sie die Handlung nicht weiterträgt. Sie erscheint als fürs Ganze überflüssig, und der Dichter selbst sagt einmal — ich glaube, im Thüringer Tagebuch —, sie diene dazu, das Ergebnis der innern Kämpfe gewissermaßen vertiefend zusammenzufassen. Ob das erreicht wurde oder auch nur notwendig war, bleibe dahingestellt.

Also, mit der geringen Wartburgüberlieferung kam Lienhard nicht aus, wenn er ein ganzes (innerlich ganzes) Stück schreiben wollte. Der Versuch, zu dichterischer Schönheit zu gelangen, indem man ein Teilstück aus Luthers Leben nahm, schien auf ein totes Gleis zu führen. Da verfiel Lienhard auf denselben Ausweg, den Adolf Bartels in seiner Luthertrilogie[1]) und in deren erstem Teile mit Glück beschritt: er erfand Personen und eine Handlung dazu. So konnte er gleichzeitig das notwendige Zeitgemälde liefern. Dies Verfahren ist kritisch unanfechtbar, sobald weder den geschichtlichen Charakteren — nach Lessings Meinung —, noch den geschichtlichen Tatsachen — nach unserer Erweiterung der Ansicht Lessings für diesen Sonderfall — Gewalt angetan wird. Dabei besteht zwar die Gefahr, daß die Gestalt des Helden in gewisser Weise aus dem Mittelpunkt der eigentlichen Handlung gerückt wird. Er kann aber trotzdem, wie Lienhard glücklich zeigt, Achse und Seele des Stückes bleiben als Objekt, an dem der Hauptgedanke des Stückes in Erscheinung tritt.

Dieser Hauptgedanke ist der Sieg Luthers über die Versuchung von außen her. Er will durchs Wort, durch die Sache selbst wirken, nicht mittels des Schwertes und der Gewalt. Dieses Ergebnis und die schöne Form, die künstlerische Einheitlichkeit, hinter der man die Persönlichkeit des Dichters fühlt, ertragreicher und befriedigender als bei Strindberg, machen das Stück zum besten Lutherdrama, das es bisher gibt, und es wäre auch ein, wenn schon bescheidener Ertrag des Jubeljahres der Reformation, wenn es an recht vielen Stellen aufgeführt würde und in recht vielen Ohren und Herzen wirken könnte.

Zwei Dinge sind es, die auch Lienhards Luther als Mangel anhaften. Man fühlt stellenweise zu sehr heraus, daß der Dichter etwas Bestimmtes nachdrücklich hat sagen, daß er hat predigen wollen. Ein wenig lehrhaft klingen z. B. die Worte der Muhme Lene auf S. 46: „Ja es wird wohl so bleiben: dort die laute Welt — hier die stille Stube. Dort das Schwert — hier das Wort Gottes. Und viel Haß dort — und hier viel gute Liebe . . ."; oder schmerzlicher, weil gerade an einem Höhepunkte, der Ausruf Luthers S. 96: „Laßt den Mann! Scheidung! Es suche jeder seine Stätte

1) Adolf Bartels, Martin Luther. Eine dramatische Trilogie, München 1903. Es wären hier auch zu erwähnen die beiden Lutherspiele von Henzen und v. Hindersin.

— so auch dieser — und so auch ich. Meine Stätte aber heißt: Wort und Schrift, Predigt und Gesang!" Man fühlt an Satzbau und Wortwahl, besonders wenn man's im Zusammenhange liest, wie hier die handelnden Gestalten zu Schemen werden, durch welche die Person des Dichters hindurchschimmert. Und doch berühren solche Entgleisungen nicht so unangenehm, wie etwa die rein historischen Bemerkungen über die Folgen der Eroberung von Konstantinopel oder über den Gang des Rechtsverfahrens gegen Luther bei Strindberg S. 57 und 71. Schwerwiegender aber ist das zweite Bedenken.

III.

Daß die Entscheidung Luthers bei Lienhard gegen die Gewalt des Schwertes, gegen die Wirkung der Materie für die Macht des Wortes, des Geistes ganz im Sinne Luthers war, steht außer Zweifel; sagt er doch selbst einmal: „Predigen will ich's, sagen will ich's, schreiben will ich's; aber zwingen und dringen mit Gewalt will ich niemand usw." Aber — den ganzen Luther gibt uns Lienhard damit auch nicht. Lienhard dringt tiefer in Luthers Wesen ein als Strindberg, das ist gewiß. Es ist ihm besser als dem Schweden geglückt, aus einem Einzelfalle ein Allgemeingültiges herauszuholen; aber es ist etwas Allgemeingültiges, was sich gleicherweise aus einem andern Sonderfalle ableiten ließe. Was wir an Strindberg hervorhoben, er habe Luther zu sehr nach eigenem Belieben gewendet und geschildert, das können wir auch bei Lienhard nicht ganz übergehen: auch er hat an Luther das herausgearbeitet, was er gerade gesagt haben möchte. Darin liegt nun an sich noch kein Vorwurf, und da Lienhard künstlerisch einwandfrei arbeitet, trifft ihn der Vorwurf nicht so hart wie Strindberg.

Der oben gestreifte Mangel ergibt sich aber dann, wenn man sich fragt, ob denn Lienhards Werk als Lutherdrama Abschluß und Endergebnis bedeutet. Ist Luther, wie man so sagt, „der Mann und das Werk" in seinem ganzen Umfange und der gesamten Bedeutung mit einem Schlage ins rechte Licht gesetzt, wie etwa Wallenstein bei Schiller? Die Frage muß verneint werden. Dafür ist Luther, wenn man einmal so sagen darf, nicht zeitig genug und nicht absonderlich genug gestorben. Eine derartig fruchtbare Gestaltung ist nur möglich, wenn Wendepunkt und Endpunkt in der Entwicklung des Helden nahe beieinander stehen und ursächlich zusammenhängen, d. h. nur dem Trauerspiele dürfte solche Wirkung gelingen. Und so reich Luthers Leben an dramatischen Augenblicken ist — eine Tragödie wird dabei nie herausspringen. Es müßte denn schon einer kühn genug sein, trotz aller Bedenken auf den Reichstag zu Worms die Verbrennung des Ketzers folgen zu lassen. Und auch dann stände der Erfolg noch in Frage, denn die Tragik wäre in solchem Stücke nur eine Tragik des Geschehens, die Mitleid mit dem Helden hervorruft, keine solche, die aus dem innern Konflikte des Helden entsteht, kurz, es fehlt der Begriff der tragischen Schuld.

Die Vorbedingung für ein Stück solchen Gehaltes wäre vielleicht gegeben an dem Punkte, wo Luthers große reformatorische Tätigkeit zu Ende gegangen ist, etwa nach dem Jahre 1530, wo die Sachen anfingen, „sich im Raume zu stoßen", wo die Zeit der „ersten Liebe" vorbei ist und Luther sieht, wie einerseits seine großen Gedanken verwässert werden, anderseits verknöchern und verhärten, wo die Mächte der Welt seine Gedanken zum Spielzeug und Werkzeug ihrer Wünsche machen, wo

die Hochburg Wittenberg sittlich so tief sinkt, daß selbst Luthers Anwesenheit nichts nützt und er am liebsten von Wittenberg weg möchte. Tragisch wäre auch die Versteifung Luthers Zwingli gegenüber zur Zeit des Marburger Religionsgespräches. Auf dieser Linie allein würden sich fruchtbare Standpunkte finden, wenn nur das äußere Geschehen zu einer dramatischen Gestaltung ausreichte. Man müßte auch hier der Gestalt und dem Schicksale Luthers Gewalt antun oder den Bartels-Lienhardschen Ausweg beschreiten und die eigentliche Handlung, in die dann Luther hineinragt, erfinden. Ob aber dieser Weg Erfolg verspricht, steht noch dahin. In diesen Schwierigkeiten liegt eben die Erklärung dafür, daß die Gestalt Luthers im Drama ihren Meister noch nicht gefunden hat und kaum finden kann. Wir müssen damit zufrieden sein, wenn Künstler aus dem spröden, schwer zu bearbeitenden Stoffe Werke wie Lienhards Luther herausarbeiten.

Luther in der erzählenden Dichtung.

Von **Anna Brunnemann** in Dresden.

Innerhalb der erzählenden Literatur, die von der Entwicklungsgeschichte der Einzelpersönlichkeit zum umfassenden Zeitbild fortschreitet, um später wiederum der überragenden Persönlichkeit ihre Teilnahme zu schenken, je nachdem die Zeit sozial oder individualistisch gerichtet ist, hat die wuchtige Gestalt Luthers auffallend wenig unmittelbar oder mittelbar befruchtend gewirkt. Hält man seine inneren und äußeren Kämpfe nur einer dramatischen Behandlung würdig? Fast müssen wir es annehmen, denn abgesehen von einigen Wartburggedichten aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts, die über das Rohstoffliche nicht hinauskommen, sowie von einigen gleichfalls überwiegend stofflich gehaltenen Versen von Sallet, Platen u. a. m. suchen wir im Epos und in der Lyrik vergebens nach Verherrlichungen Luthers, obwohl Renaissance und Reformation als Zeitbild oder als Förderer der hervorragenden Einzelpersönlichkeit auf allen dichterischen Gebieten mit mehr oder weniger Glück behandelt worden sind. Dem Savonarola Lenaus steht keine ebenbürtige Lutherdichtung zur Seite.

Kleist stellte seinem Michael Kohlhaas, dem Mordbrenner aus Gerechtigkeitsgefühl, einen strengen, unbeugsamen Luther gegenüber, der nur wenig Verständnis für diesen Verletzer der menschlichen Ordnung aufbringt. Wohl versteht er sich schließlich dazu, für die Sache des Kohlhaas, soweit sie gerecht ist, einzutreten; dem sich vor ihm gleichwie vor Gott demütigenden Menschen jedoch verweigert er den Trost der Kirche und sein eigenes schlicht menschliches Mitgefühl. So mannhaft und kernig dieser Luther auch gezeichnet ist, von einer besonderen Wirkung seiner machtvollen Persönlichkeit auf Kleist ist dabei keine Rede. Luther bleibt Nebenfigur und durchaus im Rahmen des chronistisch Überlieferten. Weit begreiflicher erscheint, daß bei der Begeisterung für Renaissancemotive und -persönlichkeiten, wie sie Jacob Burckhardts Werk hervorrief, Luthers Gestalt zu kurz kommen mußte, denn es war ja vor allem die ästhetische Seite der Renaissance, die die Dichter verlockte, und die neben bedeutsamen Werken (u. a. die Gespräche des Grafen Gobineau, Konrad Ferdinand Meyers Dichtungen und später Thomas Manns „Fiorenza“)

auch eine mit Recht als „hysterische Renaissance" bezeichnete neuromantische Richtung hervorgerufen hat, deren stärkste Äußerung Heinrich Manns Roman „Die Herzogin von Assy" ist. Das Verhalten der Dichter Luther gegenüber erläutert am besten ein Urteil F. Th. Vischers, mit dem Ricarda Huch ihr bemerkenswertes Lutherbuch einleitet:

Goethes Epigramm gegen das Luthertum meint die Einseitigkeit, womit sich Luther selbst und mit ihm seine Nation rein auf die inneren inhaltsvollen Interessen des Geistes warf, allem schönen Schein, aller sanften, menschlich schönen Bildung zunächst den Rücken kehrte, so daß die bildende Kunst, die Poesie stockte, die Grazien ausblieben, und erst im Laufe der Jahrhunderte eine ästhetische Bildung eintrat, welche bei den romanischen Völkern in ununterbrochener Fortentwicklung mit oder nicht allzu spät nach dem Abschluß des Mittelalters ihre Blüte feierte. Und er vergißt, sich zu fragen, ob er je einen Egmont, einen Faust, eine Iphigenie, ja ob er je eines seiner Worte, ob Schiller je eines seiner Werke geschrieben hätte, wenn nicht jene unsere derben Ahnen mitten durch die Welt des bestehenden schönen Scheins mit grober deutscher Bauernfaust durchgeschlagen und so eine ethische Krisis herbeigeführt hätten, für welche nie und nimmer die ästhetische Bildung ein Surrogat sein kann, welche vielmehr einer echten tiefen, wahren Kunst und Poesie vorangehen mußte."

Eine geniale Persönlichkeit jedoch, die wie Luther Kraft genug in sich trug, um innerhalb der bei allem berückend schönen Schein völligem sittlichen Verfall zustrebenden Welt jene ethische Krise herbeizuführen, mußte doch mindestens zur Darstellung alles dessen verlocken, was an seelischen Vorgängen ihre innere Berufung zu solch reformatorischer Tat vorbereitete.

Wohl sucht heute eine Gruppe sehr ernster jüngerer Dichter, die sich von den Folgen des Naturalismus und Materialismus losgerungen haben, gleichzeitig auch den schönen Schein des Ästhetentums zu überwinden, um dem „Passionsweg des Geistes" nachzugehen. Wohl wendet sie sich wieder der genialen Einzelpersönlichkeit zu und kehrt zu Kulturperioden zurück, in denen das Überragen der Masse ein inneres wie äußeres Martyrium bedeutete. Zu den Savonarolas, Giordano Brunos oder Keplers ist ein Tycho de Brahe, ein Spinoza, ein Jacob Böhme[1]) getreten — einen Luther suchen wir auch hier vergebens. Im „Meister Joachim Pausewang", dem Roman Kolbenheyers, der die Aufzeichnungen eines Berufs- und Gesinnungsgenossen des Görlitzer Schusters enthält, wird Luther zwar erwähnt, aber nur um darzutun, was den Mystiker Böhme von der Lehre des großen Reformators unterscheidet: „Bin gut lutherisch," sagt Meister Joachim einmal, „weil da drinnen die meist Freiheit lieget. Bin lutherisch, wo verlangt wird zu bekennen. Aber Gott liegt in keinem Bekenntnis: da sein der Wort zuviel. Sein allzuviel Redner und Bekenner."

Freilich möchten wir (da Strindbergs an anderer Stelle gedacht wird) an einem weiteren Ausländer, dem Dänen Jacob Knudsen, nicht vorübergehen, der es unternimmt, in einem „Angst" betitelten Roman die inneren Kämpfe des jungen Luther ausführlich darzustellen.[2]) Er versucht stellenweise mit Glück die Schilderung einer tief angelegten Natur, die sich aus den Wirrnissen, in die sie der Aberglaube der Zeit, die Furcht vor Teufel und ewiger Verdammnis von frühester Kindheit an ge-

---

1) Vgl. Max Brod, Tycho de Brahes Weg zu Gott, u. Kolbenheyer, Amor Dei sowie Meister Joachim Pausewang.

2) Cotta, Stuttgart.

worfen haben, zu einer unmittelbaren Hingabe an Gott rettet. Das Buch endet mit Luthers Befreiung von seiner Gewissensangst durch die geistige Hilfe Staupitzens; zeitlich wird es durch seine Berufung an die Wittenberger Universität abgeschlossen. Als streng psychologische Schilderung eines Einzelfalles ist es von Wert; da aber Luther mit diesem Einzelfall gemeint wird, erscheint es viel zu eng begrenzt. Nichts deutet darauf hin, daß dieses ehrlichen Kämpfers tiefste innere Erfahrungen, das unter unsäglichem Ringen gewonnene Verhältnis zu seinem Gott, zum Ausgangspunkt einer Lehre werden sollten, die die Menschen wieder unmittelbar zu Gott hinzuführen bestimmt war. Auch gelang es Knudsen nicht, diesen Einzelfall mit einem charakteristischen Weltbild zu verschmelzen, in dem die Notwendigkeit von Luthers Sendung gebieterisch hervortritt.

So blieb es Ricarda Huch, der genialen Nachschafferin großer und kleiner historischer Charaktere, allein vorbehalten, uns in diesen Tagen des Gedenkens das Vollmenschentum Luthers zu retten und auf ihre Weise zu gestalten. Zu retten gegen alle, die es trotz eigener Genialität nicht einheitlich zu erfassen vermochten, oder den tiefsten Kern von Luthers Lehre falsch verstanden und beurteilt haben. Ihre Absichten verrät sie gleich zu Anfang durch ihre energische Zurückweisung Vischers, der Luther einen „Tendenzbären" nennt,

„ihn, der jede Tendenz im Leben und in der Kunst als teuflisch entlarvt hat, ohne darum in den Irrtum zu verfallen, als sei die Kunst oder sonst irgend etwas um seiner selbst willen da. Als ich die Vischersche Predigt las, begriff ich, was für ein Zorn, ja was für eine Raserei Luther manchmal ergreifen mußte, wenn ihn trotz seiner klaren und glühenden Worte niemand verstehen wollte oder meinetwegen konnte. Er gab sich ganz hin, und ihm grinste immer nur die engherzige oder verstockte Persönlichkeit entgegen. Auch Goethe also, der ohne Luther nicht zu denken wäre, ein Sohn aus Luthers Geiste wie Lessing, Schiller und überhaupt jeder große Deutsche nach ihm, hat ihn verkannt und verleugnet; wiewohl ich glauben will, daß davon mangelhafte Kenntnis die Ursache war."

Nicht leicht ist es, über Ricarda Huchs „Luther" etwas rasch Kennzeichnendes auf knappem Raum zu sagen, denn auf vielfach verschlungenen Pfaden führt sie uns zu ihrem Ziel. Sie gibt weder ein Charakterbild im Sinne der Gestalten des „Risorgimento" oder des „Wallenstein", noch eine romanhafte Verschmelzung von Wahrheit und Dichtung wie den „Grafen Federigo Confaloniere", sondern richtet eine Reihe von Briefen über Luther an einen im Dunkel bleibenden Freund, dessen indirekt angeführte kritische Bemerkungen ihr Veranlassung zu neuen Auseinandersetzungen werden.[1]) Die Stille der Nacht erweckt ihr tiefstes Denken und Fühlen und verbindet es zu Gedankenreihen, die sie nun niederschreibt, jedesmal bis zum Aufgang des Morgensterns. Zunächst befremdet diese Art der Einkleidung bei einem so strengen Thema, das Kopf und Herz zugleich in Anspruch nimmt; wohl aber konnte das Herz der Dichterin gerade in dieser zwanglosen Briefform lauter und inniger reden. Wie lebendig sie selbst hinter diesem Buche steht, das offenbaren schon ganz äußerlich die rein poetisch gehaltenen Briefschlüsse, echte Herzschläge der einstigen subjektiv-romantischen Ricarda Huch, die sich in letzter Zeit fast allzu stark hinter das Unpersönliche verschanzte. Das offenbart vor allem ihr geniales Nacherleben von Luthers Persönlichkeit als Dichter und Vollmensch zugleich. Was

1) Luthers Glaube, Briefe an einen Freund. Leipzig, Inselverlag. Geh. M. 4,—, geb. M. 6,—.

uns noch mittelalterlich an Luthers Glauben berührt, weiß sie symbolisch auszudeuten (z. B. den Teufelsglauben). Tief symbolisch deutet sie auch die Abendmahlslehre sowie die Lehre von der Dreifaltigkeit, so daß aus dem festen, innerlichen, blutwarmen Lutherglauben ein neues starkes Gottesbewußtsein jenseits von Katholizismus und Protestantismus entsteht, unbekümmert darum, ob die zünftige Theologie mit diesem ihrem Luther einverstanden sein kann oder nicht. An Kernsprüchen aus Luthers Briefen, Tischreden usw. knüpft sie gelegentlich auch ernste Mahnungen für die unmittelbare Gegenwart. Das Hauptthema eines jeden Briefes ist somit immer ein charakteristisches Merkmal von Luthers Glauben oder eine seiner machtvollen Persönlichkeitsäußerungen, und es wird dann in gehaltvoller Auslegung unter steter Beziehung auf bedeutsame Gegenwartsfragen durchgeführt. Im folgenden seien nun diese Hauptthemen, wie sie in mannigfachen Abwandlungen an verschiedenen Stellen wiederkehren, in vereinheitlichender Gruppierung herausgehoben:

Der Kampf gegen die Werkheiligkeit war der Ausgangspunkt von Luthers Lehre. Tiefste innere Erfahrung hatte ihn darüber belehrt, daß man in seinen Handlungen gut, innerlich aber unselig sein kann, daß eine unüberbrückbare Kluft zwischen Handeln und Sein nur dann zu überbrücken sei, wenn das Handeln mit Notwendigkeit aus dem Innern fließt. „Was er auch tat, um sich gewaltsam Gott zu nähern, das Ergebnis war, bis an den Rand der Hölle und in Verzweiflung getrieben zu werden." Und so ward sein Kampf gegen die Werkheiligkeit gleichzeitig ein erbitterter Kampf gegen die Moral, „mit der die Welt, nicht Gott zu tun hat", und die demnach aus dem Gebiet der Religion zu verweisen ist. Er hatte die Seligwerdung eines Menschen so tief als eine persönliche Angelegenheit kennen gelernt, daß er das Verhältnis des einzelnen zu seinem Gott in erster Linie ins Auge faßte, und in zweiter sodann die Stellung des Christen innerhalb der christlichen Gemeinschaft, sowie deren Wesen und Befugnisse; daß er also erst in zweiter Linie, und zwar mehr mit Gewalt von außen getrieben zum Organisator wurde.

Der Gott aber, der das Innerste eines Luther bewegte, den Bewegten zu sich hinführte und sich derart von ihm aufnehmen ließ, daß dieser selbst nun sein Verkünder, ja als genialer Mensch (im Sinne Ricarda Huchs) sein Verkörperer wurde, offenbart sich dreifach: 1. unpersönlich in der ganzen Schöpfung als bildende Kraft oder Natur (Form schaffend); 2. persönlich in der Menschheit als tätige Kraft der Liebe (Taten schaffend); 3. überpersönlich in der Menschheit als erkennende Kraft oder Geist (Ideen schaffend). Er offenbart sich auf diesem dreifachen Wege nicht nur nacheinander, sondern auch nebeneinander, so daß er immer und überall, zugleich in der Natur und in der Menschheit da ist. Der dritten Stufe entspricht der geniale Mensch, vorzugsweise der Künstler, Dichter oder Weise. Somit ist Gott „der Allerinwendigste und Allerauswendigste von allem, was erscheint". Er ist „der im Innern der Welt verborgene Künstler, der nach dem schönen Ausdruck Dürers voller Figur ist". Wer Gott ähnlich werden, wer ihn erleben will, darf ihn nicht über den Sternen suchen, sondern muß ihn in sich lebendig werden lassen. Aber „die wenigsten kommen darauf, daß der geheimnisvolle Weg nach innen führt; noch wenigere können es fassen, daß es auch nach außen geht".

Faßt man Gott als schaffende Liebe in dreifacher Äußerung als Gott-Natur,

Gott-Mensch und Gott-Geist, so kommt der Schaffende seinem Wesen am nächsten. „Jeder Schaffende ist Gottes Ebenbild, und im Schaffen wird das Leiden überwunden." Luthers quälendes Fragen: „Wie bekomme ich einen gnädigen Gott?" ist für R. Huch im Grunde nur die Frage: „Wie werde ich ein Schaffender?" Die höchste Offenbarung Gottes ist somit das Genie, insbesondere das der Dichterin so teuere dichterische Genie. Als solches steht ihr Luther vor Augen.

Gottes schöpferische Wesenheit bedeutet in engerem Sinne schaffende Liebe. Innig war daher Luther mit Gott verbunden „durch jene fast übermächtige Liebestätigkeit, in der er immer wieder seiner selbst vergaß, diese gewaltige Persönlichkeit, die sich oft in Qualen dagegen wehrte". „Und hätte der Liebe nicht" ... dieses herrliche Apostelwort wird immer wieder von R. Huch zu eindringlicher Mahnung herangezogen, denn „Glaube und Liebe fallen bei Luther in eins zusammen". Nur die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung. „Bedenke," sagt sie einmal, „daß Gott sich persönlich nur in der Menschheit offenbart, und daß es darauf ankommt, die Menschen zu lieben, und daß dem Gottes- oder Menschenhasser jeder Mensch zum Erlöser wird, den er lieben kann und muß, und der ihn dadurch mit der Menschheit und zugleich mit Gott verbindet."

Ein genialer Mensch (wie Luther), dessen großes Herz Geist und Natur zusammenbinden, also von außen nach innen und dann wiederum nach außen gehen kann, hat immer das allertiefste Gottesbewußtsein, weil Gott in ihm ist. Aber auch ein jedes volle Herz kann zu solch inniger Verbindung mit Gott gelangen, wenn es tätig ist, denn jedes einfache Leben, das sich im Wirken betätigt, überwindet das Leiden und gelangt zur Seligkeit. Nicht durch Weltflucht werden wir Gott inne, wohl aber durch ein freudiges kraftvolles Wirken im Leben selbst. Wir sollen die Persönlichkeit (die natürliche oder egoistische) nicht dadurch überwinden, daß wir sie unterdrücken, sondern daß wir sie erweitern und erstarken lassen. Dazu gehört, nach R. Huchs Auslegung Luthers, auch die Sünde. Besser ein aufrichtiger Sünder sein, der durch sein Verhalten zur Erkenntnis seiner Absonderung von Gott und gleichzeitig zur Erkenntnis des Gesetzes gelangt[1]), als ein Werkheiliger, der keinen Hauch des Göttlichen in sich verspürt. Wir handeln sogar der Absicht Gottes entgegen, wenn wir nicht sündigen, denn Sünde muß geäußert, darf nicht verdrängt werden, „sonst zerfrißt sie das Innere. Durch Sündigen gewinnt man Kraft, gewaltsames Nichtsündigen aber entkräftet."

Wir sollen unsere Persönlichkeit auch erweitern, um in unserem Ich möglichst viele Menschen zu vertreten. Einen Teil der Menschheit kann wohl das schaffende Genie vertreten, da es teilweise mit Gott eins zu sein vermag. „Christus aber vertrat die ganze Menschheit und war ganz und gar mit Gott eins", und obwohl er unerreichbar über allen Menschen steht, findet sich doch ein jeder in ihm wieder. „Er ist die ganze durch einen Mittelpunkt gebundene göttliche und menschliche Kraft und darum Spitze und zugleich der Mittelpunkt der Menschheit." Gott, der Künstler,

---

1) Auch bei dem stark ethisch gerichteten jüngsten Dichter Franz Werfel findet sich diese Ansicht. Einem seiner Gedichte entnehmen wir folgende Strophe:

Doch ist Gesetz dadurch, daß man es bricht!
Die Welt ist Bruch und Schuld auf immerdar,
Allein darin verbürgt sie uns das Licht,
Und in der Sünde wird es offenbar.
Durch unser Leiden werden wir gewahr,
Wie Gott in uns durch eitles Tun zerbricht.

spiegelte sich ganz und gar in ihm, trotzdem Christus, soweit er historisch war, an einem bestimmten Ort zu einer bestimmten Zeit erschien und auch dem Gesetz der Vielheit unterstand. Er ist mit der Menschheit verbunden als ihr Haupt; ohne ihn wäre sie nur ein toter Rumpf. Daß sich Christus bewußt war, Gott zu verkörpern, das macht seine Unsterblichkeit aus, die wir teilen können, sobald wir „Christus anziehen", d. h. sein Gottesbewußtsein teilen. Nur selten findet die darauf folgende Stelle über das Sterben Christi an Schönheit ihresgleichen: „Daß der Mensch sterben muß, obwohl göttlichen Geschlechts, so Daß nur die göttliche Kraft bleibt, die sich in ihm offenbart, das ist in der Geschichte des Herrn das Herz zerreißend unauslöschlich dargestellt. Alles, was man als heidnische Sinnesfreude rühmt, kann doch die Herrlichkeit des persönlichen Lebens nicht inbrünstiger ausdrücken als diese Stunde ewigen Abschieds."

Dem christlichen Sterben aber muß stets ein Werden folgen. In der Goetheschen Forderung „Stirb und werde!" erblickt R. Huch auch die tiefste Forderung des Christentums, das dieses von jeder das Leben verneinenden Religion unterscheidet.

Luther warf sich mitten hinein in die Welt; nichts Menschliches blieb ihm fremd, und doch war gerade er im wahrsten Sinne des Wortes ein Christ: „Der sinnliche Mensch begehrt die Welt und genießt sie, der Buddhist oder Mystiker verneint sie und entsagt ihr; der Christ begehrt und verneint sie zugleich, d. h. er überwindet sie".

Luthers Glaube ward von ihm nach dem Pauluswort gefaßt als „eine gewisse Zuversicht des, das man hoffet, und nicht zweifelt an dem, was man nicht siehet". Das, so meint R. Huch, ist im lieblichsten Sinne dieser Worte „alles, was frei aus dem Herzen kommt", und die Frucht solchen Glaubens ist innere Kraft, innerer Friede. Der Glaubensheld, der echte Christ soll sein ein Mann, „der da könne verachten alles, was die Welt beides, Gutes und Böses hat, und alles, damit der Teufel zeigen und locken oder schrecken und drohen lann, und sich allein setzen gegen alle ihre Gewalt, und ein solcher Ritter und Held werden, der da wider alles siege und überwinde".

Alles, was aus dem Herzen kommt, wird uns nur durch die Gnade verliehen. „Vorläufer der Gnade aber sind das Gesetz und die Not, und so muß man wohl auf diese hoffen." In tiefstem Zusammenhang mit solchen Gedankengängen stehen die herrlichen Worte, die Ricarda Huch an mehreren Stellen der Berufung durch das Leiden widmet. Luther hielt fest an den Worten des Neuen Testaments: „Wir wissen aber, so unser irdisches Haus zerbrochen wird, daß wir einen Bau haben von Gott erbaut, ein Haus, nicht mit Händen gemacht, das ewig ist im Himmel." Dieser ewige Himmel ist in unserem Herzen der Geist. Wir können aber nicht Geistesmensch werden, bevor nicht unser irdisches Haus gebrochen oder irgendwie erschüttert ist. „Wir können", sagt Luther, „den glorifizierten Christus nicht sehen, bevor wir nicht den gekreuzigten Christus gesehen haben." Das Entscheidende bei allen inneren und äußeren Prüfungen ist, „daß einem die Welt entzogen wird, und daß dadurch eine Kluft entsteht zwischen Wollen und Können. Man hat die Organe für die Welt nicht mehr und will doch die Welt nicht loslassen, weil man das Reich Gottes noch nicht in der Gewalt hat." Um zu einem wahren Leben im Geiste zu gelangen, ist der Passionsweg unerläßlich. Alle uralten Symbole von Eros und Psyche oder

Prometheus deuten darauf hin, daß das Erschauen Gottes durch Leiden erworben werden muß. Eine Stelle bei Äschylus lautet:

Weise macht den Erdensohn
Gottes Führung und Gebot:
Leiden soll die Lehre sein.
Mahnend sinkt im Schlaf der Nacht die Qual
Alter Schuld
Ihm aufs Herz:
Ungewollt
Kommt die Weisheit über ihn.
Strenge Wege geht mit uns die Gnade,
Die am Weltensteuer sitzt.

Nun hat Luther zwar bei Lebzeiten und nach seinem Tode begeisterte Anhänger gefunden, sein tiefstes und erhabenstes Christentum jedoch begriff man nicht: „Wo er am glühendsten fühlte, am tiefsten dachte, am größten handelte, blieb er unverstanden. Die Richtung seiner Zeit ging auf Ausbildung des Selbstbewußtseins und des Verstandes, ließ nur Kopf und Sinne gelten. Luther aber, der aus Kopf, Herz und Sinnen lebte und einen Kult einführen wollte, der mit Notwendigkeit aus Gottes Wesen floß und alles verdammte, was Menschenwerk war, blieb ihr seinem Innersten nach fremd."

Von solchen Betrachtungen ausgehend, kommt R. Huch auf das zunehmende Weltbewußtsein der Völker zu sprechen, das sie mehr und mehr vom Gottesbewußtsein ablenkte, und kühn und unerschrocken tritt sie dabei in die Erörterung schwerwiegender Gegenwartsfragen ein; oft klingen ihre Erwägungen geradezu wie Mahn- und Weckrufe an die heutige Zeit.

Das wahrhaft Geniale, sagt sie, geht im gegenwärtigen Leben immer mehr zugunsten des Weltlichen, Zweckbewußten verloren. „Man muß Gott Raum lassen", und „wer liebt, verschwendet". Wer aber läßt heute Gott Raum in seiner Seele, und welcher Dichter ruft mit dem Psalmisten aus: „Ich werde hören, wie Gott in mir redet." Sogar bei den Frauen hat der Marthageist überhandgenommen, und das lebendige Ruhen und Aufnehmen Gottes ist ihnen verloren gegangen. Die Welt will nur und bezahlt nur das, was ihr unmittelbar nützt. Erst wenn das Göttliche verweltlicht ist, wenn die Idee für irgendeinen weltlichen Zweck „ausgebeutet werden kann, wird sie anerkannt und bezahlt. Selbst Christus würde heute, wenn er, ohne seine Identität völlig nachweisen zu können, wieder unter uns erschiene, von neuem in irgendeiner Form ans Kreuz geschlagen werden."

Was Luther lehrte, war ihm aus tiefstem persönlichem Erleben geflossen; die Seligwerdung des Menschen hatte er immer mehr als eine persönliche Angelegenheit kennen gelernt, die stets lebendig und innerlich bleiben muß. Gewaltsam von außen zum Organisieren gedrängt, versuchte er es auf natürliche Weise, d. h. wie Gott schafft, zu tun, indem er dabei alle möglichen Freiheiten ließ, allerdings „nicht ohne Gefahr, sich tragisch zu verstricken". Sein Ideal war, daß die Welt, in der das Gesetz herrscht, sofort abgelöst wird durch das Reich Gottes, in dem die Liebe und infolgedessen die Freiheit herrscht. Wie fern steht er darum von jenen echten Organisatoren, die von jeher Weltmenschen waren und nur der Welt zuliebe organisierten, sie, die „das Reich Gottes einengten". Merkwürdigerweise ist auch Deutschland vom Land der Mystik zu dem der bedingungslosen Ordnung geworden. Das System aber kommt nur der Welt zugute und läßt, indem es die Herzen immer mehr entkräftet, das tiefste Erleben des Reiches Gottes schon hier auf Erden, das wahre Gottesbewußtsein im Sinne Luthers, dahinschwinden. Unsere Klassiker haben das

überhandnehmende Weltbewußtsein noch einmal mit dem Gottesbewußtsein zu vereinigen gesucht. Wird das alte, geniale, dem Reich Gottes zugewandte Deutschland in Zukunft wieder auferstehen?

Im gegenwärtigen Weltkrieg, der Europa mit Verarmung bedroht, erblickt R. Huch „eine große Berufung", zweifelt jedoch, ob sie jetzt schon laut genug ist, „daß die den göttlichen Stimmen Ungewohnten sie vernehmen können".

Will man den wesentlichen Inhalt dieses von Luthers Geiste eingegebenen Mahn- und Bekenntnisbuches auf eine knappe Formel bringen, so scheint es mir geeignet zu sagen: „Hie Gott, hie Welt!" Um Gott schart R. Huch alles, was Genialität, Ursprünglichkeit, uneigennützige Liebe, Selbstverschwendung, Tat- und Schaffenskraft, innerlichstes Gottesbewußtsein, so wie es Luther Erlebnis wurde, bedeutet. Die Welt aber faßt sie im Sinne des 18. Jahrhunderts, das den Weltmann bilden wollte, der sich durch Vernunft und überlegtes Handeln einen gesicherten Platz im äußeren Leben zu erobern sucht und sich dabei auch der Moral bedient, die demnach eine durchaus weltliche Angelegenheit ist. Gott und Welt stehen sich jedoch nicht als unversöhnliche Gegensätze gegenüber, sondern das lebendige Herz, das lebendige Gottesbewußtsein schlägt die Brücke von einem zum andern, indem es eine stete organische Verbindung zwischen Natur und Geist herbeiführt. Nicht ein Leben mit Kopf und Sinnen allein (Geist und Natur), sondern das Erkennen der dreifachen Offenbarung Gottes (Natur, Herz und Geist) macht das Vollmenschentum aus, führt von außen nach innen und von innen heraus wieder auf die Welt und vereinigt so alle Widersprüche zu einer wahres Leben fördernden Synthese.

Wie stark Luther R. Huch als Verwirklicher einer solchen Synthese erscheint, dürfte sich wohl aus dieser kurzen Zusammenfassung, bei der ich vorwiegend die Verfasserin selbst zu Worte kommen ließ, ergeben haben. Inwieweit aber ihr blutwarmer, Leben weckender Luther dem historischen Luther entspricht, und inwieweit er nur das herrliche innere Erlebnis einer genialen Dichterin darstellt, darüber müssen sich die Theologen mit ihr auseinandersetzen. Jedenfalls bedeutet ihr Lutherbuch für R. Huch auch eine große Selbstoffenbarung: die Offenbarung einer das ganze Leben in allen seinen Höhen und Tiefen erfassenden Persönlichkeit, die sich bald in fortreißenden Worten eigenen Vollmenschentums äußert, bald einer naturphilosophischen Ausdrucksweise bedient.[1]) Die lyrisch gestimmten Briefschlüsse aber, die Randleisten des Werkes, bieten dem künstlerischen Genießen Erinnerungen an die Künstlerin R. Huch, die die Fülle ihrer Gedanken zu wundervoller Bildhaftigkeit umzuschaffen weiß: „Wenn ich von Deiner schwermütigen Schönheit wegblicke zum Fenster," heißt es einmal, „so sehe ich das durchsichtige Gewimmel der Sterne, das unsere Erde wie eine Gloriole umgibt. Die Erde kommt mir vor wie die Menschheit selbst, an ihrem äußersten Rande in leuchtende Körper aufgelöst, die in goldnen Ringen tiefer und tiefer in den unendlichen Raum dringen, eine Brücke der Gläubigen vom Sichtbaren ins Unsichtbare".

Gleichwie Ricarda Huch, suchen heute so manche jüngere Dichter wieder eine Brücke vom Sichtbaren ins Unsichtbare zu schlagen und uns die Berufung durch

---

1) Viel Verwandtschaft zeigt der Luther hierin mit R. Huchs Abhandlung von Natur und Geist.

das Leiden, den Passionsweg des Geistes als eigenes Erlebnis oder an ihren Lieblingsgestalten vorzuführen. Möchte die erschütternde Gegenwart einen unter ihnen Luthers machtvolle Persönlichkeit im Sinne R. Huchs nacherleben lassen, auf daß er uns eine Gestalt schüfe, „wie Albrecht Dürer sie gesehen“: einen unerschrockenen Streiter für eine höhere Welt, „der gelassen, des Sieges gewiß, an Tod und Teufel vorüberreitet“.

Hat Luther die Korrektur seiner Drucke gelesen?[1)]

Von **Carl Franke** in Löbau.

Als Luther 1516 sein erstes deutsches Buch im Druck erscheinen ließ, waren seit Erfindung der Buchdruckerkunst in Mainz reichlich drei viertel Jahrhundert verflossen. Kein Wunder, daß diese noch in den Kinderschuhen stak. In Anlehnung an die schon die Einheit erstrebenden Kanzleisprachen der deutschen Länder hatten sich fünf hochdeutsche Drucksprachen gebildet: die bayrisch-östreichisch-schwäbische mit dem Druckort Augsburg, die alemannische mit Straßburg, Basel und Zürich, die Nürnberger, die mittelrheinische mit Mainz und Worms und die obersächsische mit Erfurt, Leipzig und Wittenberg. Diese eilten den Kanzleisprachen manchmal voraus, und der größeren Verbreitung ihrer Werke halber ersetzten sie schroffe mundartliche Eigentümlichkeiten durch gemein hochdeutsche, trugen auch mehr neuhochdeutschen Sprachwandlungen Rechnung. Doch hatte noch jede Druckstadt, ja jede einzelne Druckerei ihre Sonderheiten hauptsächlich in der Rechtschreibung. Die Drucker übertrugen mehr oder minder die Vorlagen der Schriftsteller in ihre Drucksprache, so ging es Zwingli noch 1526. Manche gaben die Rechtschreibung ganz den Druckern anheim, so Caspar Hedio 1531. Aber gerade diese Verhältnisse hatten dazu geführt, daß die Drucker Gelehrte zur Überwachung des Druckes als Korrektoren anstellten, die natürlich germanistische Kenntnisse besitzen mußten. Daß außerdem 1525 wenigstens in Kursachsen das Korrekturlesen durch den Verfasser schon Brauch war, beweist folgende Entschuldigung Melanchthons in „Die Sprüche Salomo aus Ebräischer Sprach“, Erfurt:

---

1) Dietz, Ph., Wörterbuch zu Luthers deutschen Schriften, Leipzig 1870.
Wülcker, Luthers Stellung zur kursächsischen Kanzleisprache, Germania XXVIII, S. 191 bis 214, Wien 1883.
Pietsch, P., Martin Luther und die hochdeutsche Schriftsprache, Breslau 1883.
— Krit. Gesamtausgabe der Werke Luthers, Bd. IX, S. VI; Bd. XII; Bd. XIV, S. XIV; Bd. XXIII, S. IX; Weimar.
Franke, C., Grundzüge der Schriftsprache Luthers, 1. Aufl., Görlitz 1888, S. 2—8; 2. Aufl., Halle a. S., I. 1913, S. 2—21 und 32—37.
Luther, J., Anz. f. d. A. XV, 1889, S. 332.
— Die Reformationsbibliographie und die Geschichte der deutschen Sprache, Berlin 1898.
— Neue Wege der Lutherbibliographie, Weimar 1910, und krit. Gesamtausgabe XXX, 3.
v. Bahder, K., Grundlagen des nhd. Lautsystems, Straßburg 1890.
Götze, A., Die hochdeutschen Drucker der Reformationszeit, Straßburg 1905.
Koffmane, Die handschriftliche Überlieferung von Werken Martin Luthers, Liegnitz 1907.
Haubold, Fr., Untersuchung über das Verhältnis der Originaldrucke der Wittenberger Hauptdrucker zu Luthers Druckmanuskripten, Jena 1914.
Giese, E., Untersuchungen über das Verhältnis von Luthers Sprache zur Wittenberger Drucksprache, Halle a. S. 1915.

„Ich konnt diese mein Auslegung für den Buchdruckern nicht übersehen um des willen, daß sie's ehr an den Tag zu geben eileten, denn ich's widerumb zu überlesen mocht. Eben das Glück haben auch andere etliche meiner Auslegung gehabt, welche ausgegangen sind erstlich ganz roh und unzeitig, zum anderen nicht und darzu an vielen Örtern von den Druckern also gefälscht, daß ich ihr selb nicht erkennen mag." Offenbar gaben die kursächsischen Drucker Melanchthon meist zum Korrekturlesen Gelegenheit und hatten dies nur bei einigen Schriften unterlassen. Freilich, ins Haus wurden die Korrekturbogen noch nicht gesandt, sondern der Verfasser mußte sich in die Druckerei begeben.

Da Rechtschreibung und Interpunktion der Lutherdrucke in Einzelfällen oft von der der Handschriften abweicht, ist die Ansicht aufgestellt worden, daß sich Luther nicht um die Korrektur seiner Drucke gekümmert, sondern diese den Korrektoren überlassen habe. Für die ersten drei Jahre der Schriftstellertätigkeit Luthers, während der er ein Anfänger und Lernender war, mag dies voll und ganz gelten. Doch schon 1519 findet sich in dem Sermon von dem ehlichen Stand, den wohl Grünenberg gedruckt hat, die Bemerkung "vorendert vnd corrigiert durch D Martinum Luther„. Da der Ausdruck Korrektor schon üblich war, so bedeutet wohl „corrigieren" Korrekturlesen, also dasselbe wie Melanchthons „überlesen" und „übersehen".

In scheinbarem Widerspruch hiermit steht ein Ausspruch Luthers von 1520 in Vorklerung etl. Artickell A 4ᵃ: „ich fur war der zeyt nit hab, das ich müge sehenwas der drucker fur bild buchstaben, tindten odder papyr nympt." Zweifellos soll das heißen: Um Äußerlichkeiten beim Drucke kann ich mich nicht kümmern, und „Buchstaben" bezieht sich auf die Rechtschreibung, höchstens noch auf Lautstand, Wortbildung und Biegung, keineswegs aber auf Inhalt und Satzbau.

Nun enthalten aber zwei gleichfalls 1520 erschienene Wittenberger Lutherdrucke zu den Handschriften inhaltliche Zusätze oder sinngemäße Änderungen, die nur vom Verfasser selbst herrühren können, so der Von den guten Werken S. 109: „sie haben keynen glawben (Dr.: in got) vorsehen sich nichts gutes zu yhm", wo „yhm" ohne vorhergehendes got ohne alle Beziehung stehen würde. S. 90 ergänzt sogar der Druck ganz sinngemäß den fehlenden Nachsatz: „Wenn es durch eyn vnweysßheytt bey ettlichen vorsehen würd (Dr.: were es leidlicher) aber." Zwar nichtun bedingt nötig, jedoch durchaus sinnentsprechend sind die im Druck eingefügten Sätze S. 91: „Auch darumb das die heydenn nit mugenn vber vns klagenn, vnnd sich ergernn", S. 92 hinter zcugahn: „in keinem standt, die weyl wir auff erdenn in der vnuolkommenheit lebenn."

Ferner der Druck von „Grund und Vrsach" für „viel anderß": „zweyerley", für „Bepstynn": „Bepstischen", für „Endchristisch": „ketzerisch", für „der lesterer gotte zcu Rom": „frundt", für „olgotzen": „abtgot", für „dem teuffel vnnd Endchrist": „dem Bapst vnd den seynen", für „gesagt": „vordampt", für „ich meyn das alle teuffel auff eyn mal ynn den Bapst gefarenn seyen": „ich mein, der bapst sey an sein end kummen", für „Heyliger vatter": „Hochgelereten bapsts iunger", für „heylickeytt": „weißheyt".

Diese Änderungen beweisen doch zweifellos, daß Luther die Korrekturbogen gelesen hat, wenn vielleicht auch nur zu dem Zwecke, Lücken auszufüllen oder stilistisch zu bessern oder starke Ausdrücke zu mildern; dagegen können die Abweichungen in Grammatik und Rechtschreibung nur beweisen, daß er sich darum noch gar nicht kümmerte. Während seines Aufenthaltes auf der Wartburg vom April 1521 bis März 1522 konnte

Luther bei den damaligen Verhältnissen keine Korrektur lesen; vielleicht ist das der Grund, weshalb er die dort entstandene Handschrift vom Urteil der Theologen zu Paris sorgfältiger schrieb als die in Wittenberg angefertigten, die bis 1524 wie Konzepte aussehen.

Unterdessen hatte zwischen Luthers und der Wittenberger Druckſprache, die ja beide auf der kursächsischen Kanzlei fußten, eine gegenseitige Annäherung stattgefunden. So ersetzte der Drucker Melch. Lother 1520 im Sermon von den guten Werken Luthers anlautendes „zc", das auch die meißnische und kaiserliche Kanzlei bisweilen schreibt, durch „tz" und das mundartliche „hott" durch „hatt" oder „hat". 1521 schreibt nun auch Luther in der Handschrift von „Ein Urteil der Theologen" meist „tz" und stets „hat" oder „hatt" sowie stets „ei" oder „ey", während er früher wie die obersächsische Kanzlei mitunter „ay" oder „ai" für mittelhochdeutsch „ei" setzte. Ferner verringert in letzterer Schrift der Drucker Grünenberg Luthers Konsonantenhäufung um 701 Fälle und ersetzt das von diesem anfänglich fast ebensooft wie „i" gebrauchte „y" überwiegend durch „i"; auch in Luthers Handschriften verringern sich die Konsonantenhäufungen seit 1523, „y" seit 1524.

Eigentümlich liegen die Verhältnisse bei der Umlautsbezeichnung „ö und ü". Die kaiserliche Kanzlei, und zwar von Karl IV. bis mit Karl V., die kursächsische und Luther während seines ganzen Lebens haben sie sehr selten, wahrscheinlich weil das dabei notwendige Absetzen der Feder beim Schreiben stört, die ober- und westmitteldeutschen Druckereien dagegen schon um 1490 regelmäßig; denn die Umlautsbezeichnung erleichterte das Verständnis und erschwerte den Druck nicht, sobald Lettern für „ö und ü" gegossen waren. Sie überwiegen auch in den nordostthüringischen Kanzleien 1520, während sie um diese Zeit in den meisten Wittenberger Druckereien zwar häufiger als bei Luther auftreten, aber immer noch die Ausnahme bilden, so bei Grünenberg 1517. Nur der aus Leipzig nach Wittenberg verzogene Melch. Lother d. J. setzt 1520 im S. von den guten Werken und 1521 in „Grund und Ursach" niemals „ö und ü", ja tilgt sogar die drei ö und das eine ü der Handschrift, 1522 treten sie bei ihm ebenso spärlich wie bei Luther auf. Dann aber erfolgt eine Wendung. Noch 1522 setzt Schirlentz in „Wider den falsch genannten geistlichen Stand" „ö und ü" schon regelmäßig und häufiger als 1530 in der „Predigt, daß man Kinder", und 1523 überwiegen bereits „ö und ü" in einigen Drucken Grünenbergs, ja sogar Melch. Lothers ein wenig. 1524 setzt dieser im anderen Teil des Alten Testaments „ö und ü" häufiger als Cranach in der vorhergehenden Ausgabe. Auch die jüngeren Wittenberger Drucker, wie Hans Lufft, der wohl bis 1523 bei letzterem in Stellung gewesen war, Jos. Klug und Georg Rauh, schlossen sich an, so daß nun „ö und ü" zu Bestandteilen der Wittenberger Druckſprache geworden waren, und zwar dies höchstwahrscheinlich auf Luthers Veranlassung, dem besonders an einer deutlichen Lautbezeichnung und größeren Einigung der Druckersprachen liegen mußte, seitdem er die Übersetzung der Bibel begonnen hatte. Man sollte meinen, daß er schon beim Drucke seiner ersten Ausgabe des Neuen Testaments genauer Korrektur gelesen habe. Auch schreibt er den 10. Mai 1522 an Spalatin: „Mitto tibi gustum novae Bibliae nostrae." Da nun diese Ausgabe erst im September erschien, so bezeichnet er mit gustus doch wohl Korrekturbogen und hatte auch genug Zeit zum Korrekturlesen. Gleichwohl sind erst in der zweiten Ausgabe Dezember 1522 von ihm 24 Druckfehler und Sprachschnitzer beseitigt

worden. Da er aber in dieser eine sehr genaue Umwandlung des Satzbaues vornahm, so ist zu vermuten, daß er auch auf diesen beim Korrekturlesen sein Augenmerk scharf gerichtet hatte. Den Handschriften des 1524 erschienenen zweiten und dritten Teiles des Alten Testamentes fehlen die im Druck stehenden Randglossen und sind daher wohl erst bei der Korrektur von ihm hinzugefügt worden. Der erste Druck des zweiten Teiles, der von Cranach und Döring nach Knaakes Untersuchungen besorgt wurde, hat nun ein besonderes Zeichen mit den Worten: „dis zeichen sey zeuge, das solche bucher durch meine hand gangen sind, denn des falschen druckens vnd bucher verderbens, vleyssigen sich ytzt viel." Ferner: „Dies Testament soll des Luthers deutsch Testament sein."

Die Worte „durch meine Hand gegangen sind" bedeuten offenbar: deren Korrektur ich gelesen habe, und der Umstand, daß er jetzt dem falschen Drucken und Bücherverderben der Nachdrucker entgegentritt, läßt auf Vorkehrungen schließen, die dies bei den von ihm selbst herausgegebenen Druckschriften verhindern sollten. Und tatsächlich berichtet uns H. Luffts Korrektor, Christoph Walther, in seinem Bericht „von vnterscheid der Biblien" 1563 und in den 1569 und 1571 sich daranschließenden Streitschriften:

„Es hat Luther auch vnser Muttersprache sehr schön polirt" — „geholfen hat Dr Caspar Creutziger, welcher der erst öberste Correktor der Biblien vnd ander Bücher Lutheri ist gewesen." „Diese beiden Menner haben alle wörter in der Biblia vnd zwar auch in allen andern Büchern Lutheri mit rechten eigenen vnd gebürlichen Buchstaben zu drücken geordnet", — „das man keinen Buchstaben aussen lasse, keinen zuviel neme, keinen für den andern neme", — „viele gleichlautende wörter, die hat Lutherus vnd Creutziger mit sonderlichen Buchstaben zu drücken geordnet, als Stad Civitas eine gebawete Stad (1534)[1]), Stat Locus eine blosse stete oder ort eines Landes oder blosse hofestat (1523), Rat Consilium oder Consul, Plural Rete (1530), Rad Rota, Plural Reder, Den (1523), Denn, Eiuern (1530), Euern, Endelich, Endlich, Ermanen (1523), Ermannen, Fodern (1534), Fordern, Fur, Vor, jm (1530), im (1530), jn (1530), in (1535), Leren (1522), Lernen, Meer (1522), Mehr (1522), Sind (1524), Sint (1524), Tünchen, Tüngen, Veter (1530), Vetter, Vmbbringen (1530), Vmbringen (1523), Wen (1523), Wenn, Wens (1523), Wenns, Weder (1526), Wider (1534), Weisen, Waisen (1526), ligen (1525), liegen, HERR Jehouah (1527), HErr Adonai, Elohim. Zuviel Buchstaben wolt Luther auch nicht leiden" (1523).

Im Gegensatz zu den Formen der Nachdrucker führt Walther außer den schon genannten als echte Lutherformen auf: Namen (1523), Kom (1523), Vater (1530), Leuten (1523), Ort (1523), Vnd (1523), Man (1523), Nu (1522), Teil (1539), Son (1523), Scharff (1526), Lere (1522), On (1522), Von (1523), Zweiueln (1530), Brun (1523), Beten (1526), Frewen (1520), Eiuer (1530), Sew (1530), Schaw (1530).

Ferner sagt er: „Vnd weil auch der heilige Man alle Drücke vnd Bögen der Dolmetschung vnd aller seiner Bücher in der Druckerey erstlich selber gelesen vnd corrigirt solten wir denn Correktores vnd Setzer, nicht gesehen, gemerkt vnd gelernet haben, wie man recht Buchstabisch schreiben und drucken sol."

1) Die Zahlen in Klammern bezeichnen das Jahr, da die Form bei Luther herrschend war.

Gegen Walthers klares und deutliches Zeugnis von Luthers Korrektortätigkeit ist es kein stichhaltiger Einwand, daß jener es erst 15 Jahre nach Luthers Tode ablegte; denn die Hauptsache ist doch, daß er schon zu dessen Lebzeiten, wenn auch als zweiter Korrektor, tatsächlich in Luffts Druckerei wirkte. Zudem stützt letzterer es selbst mit der Erklärung: „daß in seiner Druckerei wissentlich oder vorsätzlich keine Syllaba oder Wort — verfälscht oder verändert sei", und Georg Rörer, der die Bibeln von 1541 bis 1545 korrigierte, in der 2. Bibelausgabe von 1541 mit der Äußerung: „das hierin kein wort on sonderlich bedencken des herrn Doctors geendert sey". Dies zeigt klar, daß Änderungen der Korrektoren Luthers Genehmigung bedurften. Selbstverständlich haben Walthers, Luffts und Rörers Aussagen nur für Luffts Druckerei, in der aber die meisten Bücher Luthers, so allein 100000 Bibeln, gedruckt wurden, unmittelbare Beweiskraft. Und da nach Dietz Lufft noch 1523 die erste Lutherschrift (Ein Trostbrief an die Christen zu Augsburg) druckte, kommt nur die Zeit von Ende 1523 an in Frage, ja nimmt man an, daß Luther die von Walther erwähnten Druckvorschriften zu ein und derselben Zeit gegeben habe, erst die von 1535.

Da Walther ausdrücklich schreibt, daß Creutziger hierbei Luther geholfen habe und „diese beiden haben geordnet", ergibt sich die Möglichkeit, daß manche Druckvorschrift, so die Aufnahme von ö und ü, von jenem veranlaßt worden ist. Doch das entscheidende Wort hat jedenfalls stets Luther gesprochen. Wie sehr Luther und Creutziger sich zusammengearbeitet hatten, geht daraus hervor, daß jener seit 1533 von diesem sogar einige seiner Schriften herausgeben ließ und diese kaum von den von Luther selbst herausgegebenen zu unterscheiden sind. Die Interpunktion überließ letzterer vielleicht bis Ende der 20er Jahre vollständig den Korrektoren, und die immer feiner werdende Gliederung des Textes durch diese und durch große Anfangsbuchstaben, wie wir sie auch danach in den Wittenberger Ausgaben des Kleinen Katechismus bis 1542 beobachten, ist wohl hauptsächlich deren Werk. 1530 aber ändert Luther die Interpunktion des Konzepts der Fabeln in der Reinschrift oft selbst und nähert sich der der Drucke an. Das läßt vermuten, daß er seit dieser Zeit es manchmal auch beim Korrekturlesen getan und nur dann die der Korrektoren stehen gelassen habe, wenn er sie für richtig befand, mit andern Worten, daß er spätestens seit 1530 in den von ihm selbst in Wittenberg herausgegebenen Werken die ganze Sprachform einschließlich der Interpunktion überwachte. Zudem erfahren wir von Walther, daß Luther es mißbilligte, als Rörer 1544 eigenmächtig große lateinische Buchstaben bei den Wörtern hatte setzen lassen, die etwas Böses oder Unangenehmes bezeichnen. Daraus erhellt, daß später keine sprachliche Änderung gegen Wissen und Willen Luthers in seinen Wittenberger Drucken erfolgte, wenn er auch die einzelne Durchführung der Druckvorschriften den Korrektoren überließ. Denn es läßt sich kein vernünftiger Grund denken, weshalb er zu der Zeit, da er der Luffschen Druckerei Druckvorschriften gab und in ihr die Korrekturbogen einsah, dies nicht auch in den anderen Wittenberger Druckereien getan habe. Freilich wird er schwerlich Buchstabe für Buchstabe verglichen, sondern nur das sein Sprachgefühl Verletzende geändert haben. Ersteres hätte auch wenigstens bis 1525 bei dem Zustande seiner Handschriften, die wie Konzepte aussehen, gar keinen Zweck gehabt. Warnt doch in diesem Jahre Luther selbst vor seinen Handschriften in der Vorrede zum 2. Teil der Kirchenpostille: „denn ym corrigiren mus ich offt selbs endern, was ich ynn meyner handschrift hab übersehen und

unrecht gemacht, das auff meyner handschrift Exemplar nicht zu trauen ist."

Diese Stelle beweist, daß an Luthers Sprachform erst beim Korrekturlesen die letzte Feile gelegt wurde und wenigstens von 1525 an von ihm selbst. Was aber von den Korrektoren geändert wurde, ist offenbar bei deren Ehrfurcht vor dem „heiligen Mann" entweder nach bestimmten mit ihm vorher verabredeten Grundsätzen geschehen oder ihm nachträglich zur Genehmigung unterbreitet worden. Die Drucklegung mancher Schrift erfolgte bisweilen erst lange nach ihrer Abfassung, so die des Jeremias zwei Jahre nach dieser; unterdessen hatte sich die fast stets in der Entwicklung begriffene Sprachform Luthers, besonders die Rechtschreibung verändert und mußte es dementsprechend auch beim Druck werden. Die von Dietz entdeckten Abweichungen der Handschriften von 1528 und 1530 beweisen nur, daß bei dem Korrekturlesen Versehen Luthers beseitigt, die Rechtschreibung wohl nach seinen Druckvorschriften einheitlicher gestaltet und die Interpunktion erst geregelt wurde, und zwar zum Teil wohl von Luther selbst; denn von 1527 an sind seine Handschriften nicht bloß sorgfältiger geschrieben, sondern es ist auch rein Graphisches nicht mehr den Druckereien überlassen, so steht in bezug auf Gott HERR. Die Handschrift der Fabeln (1530) enthält das Konzept und teilweise die Reinschrift. Letztere ist nun auf dem gesamten Gebiete der Grammatik, also auch in der Rechtschreibung und Interpunktion, den Lutherdrucken von 1530 mehr angenähert als ersteres, freilich ohne vollständige Übereinstimmung, wie auch die späteren Handschriften, zu erreichen; so schreibt Luther dort: „trubstu, erbeit, verleurt, jagten, lew, schwymmen, entgellten, zene" hier: „trübestu, erbeitet, verleuret, jageten, Lewe, schwimmen, entgelten, zeene", wie ich ausführlicher in Braune, Beiträge 1915, XL. Bd., 3. H., S. 395—411, gezeigt habe. Wie hier in der Reinschrift, so hat auch Luther beim Korrekturlesen zu jener Zeit die Sprachform der von ihm mit Creutziger und anderen reformierten Wittenberger Druckſprache angeglichen; denn diese war seine Schriftsprache, während ihn beim flüchtigen Schreiben seine Sprechsprache und jugendliche Schreibweise unwillkürlich beeinflußte, wie es ja jedem geht, der in einer Mundart heimisch ist, und wie es uns in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts ging, als von den deutschen Regierungen die Rechtschreibung wiederholt geändert wurde. Doch spätestens von 1524 an zeigt sich zwischen den Handschriften Luthers und den Wittenberger Lutherdrucken nur ein zeitlicher und quantitativer Unterschied der Schreibweise, d. h. manche zurückweichende Formen halten sich in den Handschriften länger, andere treten in diesen und den Drucken in verschiedenem Verhältnis auf. Für den Umstand, daß manche Reformen erst spät oder nie ganz festen Fuß in Luthers Handschriften fassen, bietet die Annahme, daß sie von andern angeregt wurden, die natürlichste Erklärung, und die, daß sie ohne Luthers Wissen, ja wohl gar Willen geschehen seien, ist nach dem Erörterten, wenigstens für die Zeit von 1524 an, entschieden abzulehnen, zumal ja Walther hauptsächlich die Rechtschreibung der Nachdrucker angreift.

Daß spätestens von 1535 an Luther, falls er nicht durch Abwesenheit oder Krankheit verhindert war, den Druck sämtlicher von ihm selbst in Wittenberg herausgegebenen Schriften auch hinsichtlich der Grammatik und Rechtschreibung überwachte, und daß wir demnach, wie Koffmane 1907 meint, in allem, was die Bibel Neues bietet, letztlich doch Luthers Arbeit vor uns haben, dürften jetzt nur noch wenige

Lutherforscher bestreiten. Nach Giese (1915) hat Luther „das in der Geschichte der Schriftsprache unsterbliche Verdienst" sich erworben, „den Druckern und Korrektoren das berufliche Gewissen geschärft zu haben durch die Anweisung, daß jedes Wort an jedem Ort sein feststehendes Aussehen haben müsse und daß dem Klange nach gleiche, der Bedeutung nach verschiedene Wörter schon in der Schreibung sinnenfällig zu trennen seien. Nach dem, was sie vorfand, ist die von Luther und den Wittenberger Korrektoren gemeinsam geschaffene Orthographie mustergültig zu nennen. An Stelle des Gutdünkens trat die starre unbeugsame Regel. Die Setzer, denen jetzt auf sein Betreiben die Korrektoren scharf auf die Finger sahen, enthielten sich nunmehr fast gänzlich der Gewohnheit, unwillkürlich mundartliche Formen in den Druck einfließen zu lassen." Im wesentlichen dürfte nur noch das Wann und Wie unserer Frage strittig sein. Meine Ansicht ist jetzt: Wie Luthers Sprachreform sich allmählich vollzog, so wurde auch von 1519 an sein Korrekturlesen allmählich häufiger, genauer und umfassender, indem es sich zunächst wohl nur auf den Inhalt, dann auch auf den Satzbau, schließlich etwa seit 1525 auf die ganze Grammatik einschließlich der Rechtschreibung erstreckte, und ebenso sind wohl die von Walther erwähnten Druckvorschriften zu verschiedenen Zeiten gegeben worden, und zwar nach den von diesem angeführten Wörtern und der Beteiligung Luffts am Drucke von Lutherwerken zu schließen: Wende der Jahre 1523 und 24 (Beginn dieser Tätigkeit), Wende der Jahre 1524 und 25 (2. Ausgabe des 1. Teiles des Alten Testamentes und vier andere Schriften), 1526 (zwei Schriften), 1527 (zwei Schriften, fast vollständige Annäherung Melch. Lothers an Luthers und Luffts Druckſprache), 1530 (drei Ausgaben des Neuen Testamentes, vier andere Schriften), Wende der Jahre 1534 und 35 (zwei Ausgaben des Neuen Testaments, zweite Bibelrevisionssitzung, an der sich auch die Korrektoren Creutziger und Rörer beteiligten). Nun findet sich aber vereinzelt noch 1538 in dem Drucke Luffts von der Lutherschrift „Artickel so da hetten sollen" „Theil", welche Form Walther als Nachdruckerform bezeichnet. Da aber „Theil" zu denen gehört, welche die Lutherformen auf Jahrhunderte verdrängten, so ist sie wohl ein Druckfehler des Setzers und ein Zeichen dafür, daß schon damals „Theil" das Luthersche „Teil" zu verdrängen anfing. So genau hat Luther aber nie Korrektur gelesen, daß er nicht zuweilen Druckfehler übersehen hätte; solche hat sogar die Bibel von 1545.

Nun war jedoch Luther in seinen letzten Lebensjahren sehr augenleidend, so daß er nach 1541 wohl öfter nicht Korrektur lesen konnte, so die der Bibelausgabe von 1544. Diese bekundet aber tatsächlich einen sprachlichen Rückschritt, den die von 1545 meist dadurch wieder gutmacht, daß sie auf die von 1541 zurückgreift, sei es daß Luther selbst ihre Korrektur lesen konnte, sei es daß er Rörer veranlaßte, genauer auf die Formen von 1541 und die Druckvorschriften zu achten. Gerade hieraus sieht man, wie notwendig die Überwachung des Druckes durch Luther selbst war.

Eine ästhetische Forderung an unser evangelisches Gesangbuch.

Von **Konrad Schubert** in Altenburg.

Während des Weltkrieges hat Adolf Bartels, ein Herold deutschen Schrifttums, aus eigenem Entlastungsbedürfnis zur religiösen Lyrik getrieben, sich mit ihr eingehend beschäftigt und als Frucht dieser Vertiefung uns eine prächtige Sammlung religiöser Dichtungen, das deutschchristliche Dichterbuch „Ein feste Burg ist unser Gott", geschenkt, um auch andere in dieser schweren Zeit nach Trost und Erholung suchende, von schwersten Verlusten niedergebeugte Seelen zu diesem wunderbaren Born der Erquickung zu führen. Diese Gedichtsammlung ist auch als Gabe für das Reformationsjubeljahr gedacht.

Es ist ein hoher Genuß, sich in unsere religiöse Lyrik, wie sie uns hier in schönem äußeren Gewande entgegentritt, zu vertiefen. Erneut drängt sich uns der Gedanke auf, daß kein Volk der Erde etwas nur annähernd Ähnliches aufzuweisen hat. Die deutsche, gottsuchende Seele, die deutsche Innigkeit und das deutsche Gemüt treten uns in herrlichen Proben entgegen.

Unsere kirchlichen Gesangbücher enthalten ja auch eine Fülle religiöser Lyrik. Seit Luther im Jahre 1524 sein erstes Liederbuch herausgab, hat sich ein reicher Strom kirchlicher Lieder in unser Volk ergossen. Wie wenig aber ist unser kirchliches Gesangbuch noch ein Hausbuch, ein Volksbuch! Wie selten nehmen es Gebildete und Ungebildete in die Hand, um sich am kirchlichen Liede als an einem „Kunstwerk" zu erheben. Man sieht es nur als notwendiges Erfordernis für den Kirchenbesuch, als hergebrachtes Geschenk für die Konfirmanden, als Schulbuch an, nicht aber als eine Sammlung unserer großen religiösen Dichter.

Als ein Haupthindernis des künstlerischen Genießens aber ist die jetzige durch nichts zu rechtfertigende Druckweise der Lieder in gebrochenen Zeilen anzusehen. Man denke sich nur einmal ein Goethesches lyrisches Gedicht in solcher Form, ohne Überschrift, mit einer großen vorgedruckten Liednummer und bezifferten Strophen:

265. Füllest wieder Busch und Tal still mit Nebelglanz, lösest endlich auch einmal meine Seele ganz.

2. Breitest über mein Gefild lindernd deinen Blick, wie des Freundes Auge mild über mein Geschick.

3. Jeden Nachklang fühlt mein Herz froh- und trüber Zeit, wandle zwischen Freud' und Schmerz in der Einsamkeit.

usf.

Wie stimmungszersetzend, wie quälend, wie abstoßend, wie prosaisch wirkt dies! Und so sind alle die Perlen religiöser Lyrik im Gesangbuche zerhackt und zerstückt, ihres schönen äußeren Kleides beraubt und in enge Halbzeilen zusammengepfercht, so behandeln wir unsere, auch vom Literarhistoriker anerkannten Gesangbuchdichter. Der klare und kunstgerechte Aufbau unserer religiösen lyrischen Gedichte wird ganz verwischt.

Das äußere Gewand, in dem uns eine Dichtung entgegentritt, ist wie bei jedem

Kunstwerk von hoher Bedeutung für den ästhetischen Eindruck, denn das ästhetische Verhalten ist nicht nur gefühlserfülltes Anschauen, Einfühlen und Sichversenken, sondern auch, wie Johannes Volkelt eingehend nachgewiesen hat, ein mannigfaltiges Verbinden und Trennen, Gliedern und Gruppieren, Einigen und Überschauen. Diese Tätigkeit des Beziehens wird wesentlich durch die übliche äußere Form der Dichtung gefördert. Das Gedicht wird durch Einrücken der Zeilen, durch Versabteilung und Versgebinde als solches äußerlich gekennzeichnet, abgegrenzt, herausgehoben. Unser Sehen ist überhaupt unwillkürlich ein Einteilen der Eindrücke in Gruppen, ein vielfältiges, feines Gliedern. Die ineinander greifenden Gliederungszusammenhänge sind ästhetisch wirksam. Der Künstler gibt seinem Kunstgebilde eine solche Anordnung, daß es gemäß der Tätigkeit des Beziehens als möglichst durchgearbeitet erscheint, das Kunstwerk soll als ein wechselseitig in sich bezogenes Ganzes, als eine organische Einheit, als ein zweckvoll geordnetes Analogon der geschlossenen Persönlichkeit sich uns darstellen. Zum ästhetischen Wert jeden Kunstwerks gehört eine Raumanordnung, in der das Auge leicht und sicher sich zurechtfindet. Die abtastenden Augenbewegungen geschehen ganz unwillkürlich und dienen der ästhetischen Auffassung, dem Überschauen des Ganzen.

Gerade das lyrische Gedicht will als überschaubare Stimmungseinheit empfunden werden. Dafür sind auch äußere günstige Bedingungen zu schaffen; wie der Rahmen das Bild abschließt, so muß auch das Gedicht gesondert sich darbieten, darf nicht der Blick durch ein auf derselben Seite unmittelbar danebenstehendes (wie im Gesangbuch) abgelenkt und gestört werden. Wir wollen das Kunstwerk so sehen, daß nichts anderes seine Besonderheit stört. Allerlei formale Mittel betonen die Einheit und Geschlossenheit des Kunstwerks. Wie die einzelnen Teile eines Ganzen zusammenhängen, soll schon äußerlich in der Raumanordnung dem auffassenden Bewußtsein deutlich entgegenspringen. Die Einheit eines Kunstwerks ist natürlich in erster Linie Einheitlichkeit des Inhalts, aber es ist klar, daß die äußeren formellen Mittel die Herrschaft des inhaltlich Wesentlichen vermehren helfen. Die Absonderung ist ein wesentlicher Grundsatz der künstlerischen Formung, das Losgelöste muß sowohl eine gewisse innere Vollständigkeit besitzen wie sich auch äußerlich als selbständig darstellen, damit das Gegebene als ein sich vollendet Ganzes aufgefaßt und ein einheitliches, nicht zerstreutes Nacherleben ermöglicht wird (συμμετρία, ἀναλογία, ἁρμονία bei Plato, vgl. auch Horazens ars poetica). Das Kunstwerk soll Wohlordnung, Harmonie der Teile, Eben- und Gleichmaß der wirkenden Kräfte aufzeigen (Herder). Das Einzelne muß zum Eindruck des innerlichen Zusammengehörens und des Aufeinander-Angelegtseins zusammengehen. Klare Gliederung, Übersichtlichkeit, Geschlossenheit, Einheit verlangen wir vom Kunstwerk, das ist ein Bedürfnis der Seele. Jedes gelungene Kunstwerk ist eine vollkommene in sich geschlossene Welt, eine Welt für sich, ein Mikrokosmos. Wenn wir uns vor einem lyrischen Gedicht ästhetisch verhalten, überblicken wir nach Durchlaufen des Einzelnen das Ganze, schauen zurück und wieder vorwärts, um mit einem Gesamteindruck in die vom Dichter gewollte Stimmung versetzt zu werden. So genießen wir das Gedicht gliedernd und wieder zusammenfassend, es ist die Vorstellung der organischen Einheit. Möglichste Einheit bei der möglichsten Mannigfaltigkeit ist eine ästhetische Forderung. Wir haben das Gefühl, als ob alles Einzelne zu einer Einheit organisch

zusammengewachsen sei, aus einem inneren Mittelpunkte heraus geboren wäre. Diese Seite des ästhetischen Verhaltens ist nötig als Gegengewicht, damit nicht die Gefühlswelt die alleinige Herrschaft behält, sondern damit alle Seiten der menschlichen Seelentätigkeit, sowohl das Anschauen, die Einfühlung und das Nacherleben, wie auch das Beziehen, das Ordnen in gleichgewichtsvollem Einklang zu ihrem Rechte kommen.

Dieses ordnende, klärende Überschauen des religiösen Liedes macht unser jetziges Gesangbuch rein unmöglich; es braucht gar nicht etwa bewußt vorgenommen zu werden, sondern es geschieht, wie so oft im ästhetischen Verhalten, unbewußt und aus innerem Drange heraus, um die einmal wachgewordene Stimmung länger und tiefer festzuhalten. Zwar sollten wir ja ein Gedicht, sooft es möglich ist, durch das Ohr aufnehmen, weil der Klang und der Wohllaut der Sprache dann viel stimmungszeugender wirkt, aber das Leben bringt es nun einmal so mit sich, daß wir mehr auf die lesende Aufnahme, besonders in der Einsamkeit stiller Selbstversenkung, angewiesen sind.

Die Absonderung wird durch den Druck hervorgehoben, wird auch durch eine besondere Überschrift gefördert. Schon für die Auswahl des für unseren Gemütszustand Passenden hat die Überschrift, die der Dichter dem Gedicht verliehen, eine große Bedeutung; sie wirkt zunächst interesse- und stimmungweckend, dann aber nach der Aufnahme des Einzelnen zusammenschließend, vertiefend, vereinheitlichend. Auch sie fehlt in unserem Gesangbuch zu Unrecht. Solche wären: Nicolais „Geistlich Brautlied" („Wie schön leuchtet der Morgenstern"), Gerhardts Sommerlied („Geh aus, mein Herz") und christliches Wanderlied („Befiehl du deine Wege"), Neumarks Trostlied („Wer nur den lieben Gott läßt walten"), Arndts Fels des Heils („Ich weiß, woran ich glaube").

Alle die Feinheiten der Kunstform, die der Vereinheitlichung des Kunstwerks dienen, werden in unserem Gesangbuch vollständig verwischt und unwirksam gemacht. Einen wesentlichen Teil des ästhetischen Genusses bilden die ineinander greifenden Gliederungszusammenhänge, die durch bedeutungsvolle Reime, durch ähnliche Strophenanfänge, durch Reimverschlingungen, durch Wiederholungen, durch wechselnde Rhythmen, durch Kehrreime, durch Gruppierungen zur sinnvollen Anschauung gebracht werden. Das unwillkürliche, oft unbewußte Aufnehmen dieser feinen Verschlingungen und Verknüpfungen vertieft, verstärkt, verfeinert die inhaltliche Wirkung. Eins der Hauptmittel der vereinheitlichenden Formung ist die Wiederholung. Sie tritt in den verschiedensten Weisen auf. Zunächst ist das Versmaß eine solche. Seine regelmäßige Wiederkehr läßt das einheitliche rhythmische Gefüge empfinden. Das gesetzmäßige Auf- und Absteigen, das Wiederholen derselben Unterschiede des Zeitablaufs und der Betonung bringen den eigenartigen, über die Sprache des Alltags hinaushebenden Gefühlscharakter der Dichtung hervor; darin ist die Dichtung der Tonkunst verwandt. Im Rhythmus schon drückt der Dichter Stimmungen aus, Gefühle des Leichtbeweglichen, des Schwernachdenklichen, des Traurigen, des Würdevollen, des Erhabenen. Um aber den Rhythmus sofort klar herauszuempfinden, bedarf es äußerlich der Zeilenabteilung, der gleichen Zeilenlänge. Auch die besten Sprecher lassen bei aller sinngemäßen Freibeweglichkeit des Vortrags den metrischen Aufbau der Verse durchklingen. Oft wirkt der Dichter durch den Wechsel des Rhyth-

mus. Welch kunstvoller Aufbau zeigt sich uns in Nicolais „Wie schön leuchtet der Morgenstern“:

Wie schön leuchtet der Morgenstern
voll Gnad und Wahrheit von dem Herrn
die süße Wurzel Jesse.
Du Sohn Davids aus Jakobs Stamm,
mein König und mein Bräutigam,
hast mir mein Herz besessen.
Lieblich,
freundlich,
schön und herrlich,
groß und ehrlich,
reich von Gaben
hoch und sehr prächtig erhaben.

Solchen eindrucksvollen Wechsel in Zeilenlänge und Metrum finden wir in vielen Liedern, in Michael Schirmers Pfingstlied („O heilger Geist, kehr bei uns ein“), in Johann Burchard Freysteins Wach- und Betlied („Mache dich, mein Geist, bereit“), in Paul Flemings

„Laß dich nur nichts dauern
mit Trauern!
Sei stille!
Wie Gott es fügt,
so sei vergnügt
mein Wille.“

Man vergleiche damit den rhythmuszerstörenden, abscheulichen Druck in unseren Gesangbüchern.

Aber auch die anderen Mittel der wiederholenden Formung, der Reim, der Kehrreim, der Gleichklang zu Anfang, der Parallelismus, der gleiche Strophenanfang kommen mit ihrer vereinheitlichenden, abrundenden, zusammenschließenden Absicht nicht zur anschaulichen Wirkung, wenn die äußere dichterische Druckform nicht gewahrt bleibt. Im ästhetischen Verhalten gilt es, auch die feineren Merkmale des Dichtwerks mit unterscheidendem Bewußtsein aufzunehmen, ein flüchtiges Streifen mit dem Blick, ein oberflächliches Darüberhinlesen genügt nicht, um auch die versteckteren kunstvollen Beziehungen herauszuhören. Das betonte Herausheben wertvoller inhaltlicher Worte durch den Reim — der Reimklang darf nicht auf inhaltlich gleichgültige Worte fallen — verfeinert und vertieft den Genuß an der durchgeführten Gliederung, der Reim am Schlusse der Zeile fällt in die Augen und darf deshalb nicht wie im Gesangbuchsdruck aus dieser Stelle versetzt werden, weil sonst der Auffassung unnötige Schwierigkeiten geboten werden. (Das merken besonders unsere Kinder beim Auswendiglernen.) Im sinnlichen Anschauen üben wir ganz von selbst die Tätigkeit des Beziehens aus. Reimverschlingungen sind oft außerordentlich reizvoll; das Sonett verdankt seinen Einheitscharakter wesentlich der kunstvollen Reimverschlingung. Die Kehrreime lassen das besonders Kennzeichnende scharf hervortreten, die wiederholten Elemente sind in einem wahren Kunstwerk auch die inhaltlich herrschenden. Wie eindrucksvoll ist in E. Ch. Homburgs Heilandslied das jede Strophe abschließende

„Tausend, tausendmal sei dir,
liebster Jesu, Dank dafür!“

oder in Johann Betichius' Arbeitslied der ständige Schluß: „Das walte Gott!" als Grundsatz für alles menschliche Beginnen und Streben! Johann Jakob Schütz läßt in seinem Loblied jede Strophe in dem majestätischen „Gebt unserm Gott die Ehre!" ausklingen. Paul Gerhardt schließt in seinem machtvollen Danklied jede Strophe mit dem Leitwort:

„Alles Ding währt seine Zeit,
Gottes Lieb in Ewigkeit."

Wie wirkungsvoll durch ihre Symmetrie sind ferner die gleichen Strophenanfänge, das „Seid eingedenk" in Karl Geroks Konfirmandenlied, das „Wenn ich ihn nur habe" in Friedrich von Hardenbergs Jesuslied, das „Lobe den Herren" in Joachim Neanders Lobpsalm, das „Was Gott tut, das ist wohlgetan" in Samuel Rodigasts Trost, und so in vielen anderen Liedern. Diese gleichen Strophenanfänge sind ein außerordentlich charakteristisches Merkmal, sind sehr volkstümlich und ja auch oft in dem weltlichen Volkslied zu finden.

Dem Bedürfnis nach Gliederung und Einigung kommt auch die Kunstform des Parallelismus in solchen Liedern entgegen, in denen die Gesamtheit der Strophenanfänge einen Spruch, den Anfang des Liedes, ein Akrostichon oder einen Namen ergibt. Paul Gerhardt schließt so die 12 Versgebinde seines christlichen Wanderlieds zu dem Spruche zusammen: „Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn, er wird's wohl machen", Christian Keymann benutzt die Anfangsworte „Meinen Jesum laß ich nicht" zu Strophenanfängen. In Ludwig Andreas Gotters Heiligungslied bilden diese den Spruch „Schaffet, daß ihr selig werdet mit Furcht und Zittern", in Johann Betichius' Arbeitslied geben die Anfangsbuchstaben den Spruch „Das walte Gott!" Valerius Herberger bildet mit seinem Vornamen ein Akrostichon. Die Wörter Gnade, Wort, Glanz, Segen und Treue hat der Dichter in „Ach bleib mit deiner Gnade" mit Absicht an das Ende der ersten Verse gesetzt.

Das Prinzip der Wiederholung trägt, wenn es auch mitunter zur poetischen Spielerei ausartet, doch in seiner Raumanordnung der ästhetischen Teilforderung nach der Vereinigung des Mannigfaltigen in der Einheit, nach Harmonie, nach leichter Überschaubarkeit des Ganzen Rechnung. Die neuere Ästhetik (Johannes Volkelt, Jonas Cohn, Max Dessoir) hat dieser nicht unwichtigen Seite des ästhetischen Verhaltens wieder zu ihrem Rechte verholfen, nachdem sie, die in der formalistischen Periode allzusehr sich in den Vordergrund schob, in der spekulativen Ästhetik vernachlässigt worden war. Selbstverständlich sind alle die Mittel der Formung nicht das Wesentliche, sondern das zum Ausdruck kommende innere Erlebnis. Der Inhalt des lyrischen Gedichts dient der Vereinheitlichung in erster Linie, die Hauptsache ist die einheitlich festgehaltene Grundstimmung, hinzu treten aber helfend die Kunstmittel der Formung. Der ästhetischen Forderung leichter Überschaubarkeit aber hat auch unser Gesangbuch nachzukommen.

Dann würde das Gesangbuch uns auch als deutschchristliches Hausbuch lieb werden. Wieviel mehr könnten unsere religiösen lyrischen Lieder ihre Kraft am trostbedürftigen Christenherzen erweisen! Das Gesangbuch wäre so auch eine poetische Bildungsschule für unser Volk; es bliebe nicht nur hinter den Kirchenmauern versteckt. Die technische Möglichkeit, dem Gesangbuch die Form

des Gedichtbuchs zu geben, dürfte wohl kaum bezweifelt werden, wenn auch vielleicht die Zahl der Lieder beschränkt und das Format des Buches ein anderes werden müßte. Umrahmender Buchschmuck, Einfügung von Bildern und Initialen und Aufnahme geistlicher Volkslieder (diese Forderungen sind zum Teil im sächsischen Gesangbuch bereits erfüllt) würden der ästhetischen Würdigung unserer religiösen Dichtungen wesentliche Dienste leisten.

Literaturberichte.

Zur Reformationsfeier.

In schwerer Zeit rüstet sich unser Volk zur 400jährigen Feier der Reformation. Anders wird sie sein als am 400. Geburtstag Luthers — aber darum nicht weniger tief. War es damals nach den Zeiten des Kulturkampfs eine Feier aller Evangelischen, die sich erneut und ernst zu Luthers Erbe bekannten, so dürfen wir heute hoffen, daß unser ganzes Volk, unter schwerstem Druck geeint, die Erinnerung an die Reformation begeht als an eine gottgesandte Bewegung, die allen Segen brachte, der alten wie der jungen neuen Kirche, und an deren reifsten Früchten wir alle mehr oder weniger teilhaben.

Denn immer klarer wird es, daß es nicht das Werk eines einzelnen war — so stark Luthers Persönlichkeit es beeinflußt hat —, daß es geboren war aus dem Sehnen einer ganzen Zeit und des ganzen deutschen Volkes. So werden wir den Gedenktag der Reformation recht begehen, wenn wir den Blick über Luthers Person hinaus richten auf die Zeit, die sein Werk gebar, und das Erbe, das sie uns allen ließ.

Dazu hilft uns ein prachtvolles Buch, das jene Zeit aus Berichten der damals führenden, mithandelnden oder miterlebenden Männer erstehen läßt. Karl Kaulfuß-Diesch hat dies „Buch der Reformation“[1]) zusammengestellt und es zu einer großen Einheit gestaltet, indem er all die Einzelausschnitte durch feine Überleitungen verband, gute Charakteristiken der Persönlichkeiten, die dann selbst mit Schriftausschnitten, Predigten, Gedichten, Briefen und Einzelaussprüchen auftreten oder in ihnen gezeichnet werden. Luthers Person tritt gebührend in den Vordergrund, und doch fühlen wir immer, wie seine Zeit sein Wirken trägt.

So steigt zuerst das Zeitalter Maximilians vor uns auf mit seinem Drängen nach einer Reform, der geliebte und doch zu schwache Kaiser, das gesunkene Rittertum, die selbstbewußten Städte, die unzufriedenen Bauern und die Welt der neuerungsfrohen Humanisten. Dann spielt sich vor unsern Augen die Reformation ab, vom Ablaßhandel bis zum Reichstag von Worms und zum Ausbau des Luthertums nach der Wartburgzeit, die Abkehr des Humanismus in ihrer Notwendigkeit und ihrer Tragik wird gezeichnet und ebenso der Bauernkrieg. Der dritte Teil gibt den politischen Hintergrund, zeigt Karls V. Weltpolitik, die ihn band und der Reformation Zeit zur Kräftigung gab, dann den Streit ums Abendmahl und den Kampf gegen die Wiedertäufer, die weitere Ausbreitung der Reformation, die nicht ohne Gewalt auf beiden Seiten abging, endlich die schweren Kämpfe bis zum Augsburger Religions-

1) Karl Kaulfuß-Diesch, Das Buch der Reformation. Mit 139 Bildern, 5 Handschriftproben und einem Faksimiledruck der Lutherschen Thesen. Leipzig, Voigtländer 1917. Geh. M. 5,—, geb. 6,50.

frieden. Das alles ist prachtvoll gemalt, in geschicktem Wechsel der Ausschnitte, grundehrlich die Schattenseiten ebenso aufzeigend wie das Große, Erhebende. (Einen Wunsch nur: In den Überleitungen stören hier und da recht überflüssige Fremdwörter, die bei der 2. Auflage ausgemerzt werden möchten.)

Eine große Bereicherung des Buches stellt das von Otto Clemen glänzend ausgewählte Bildwerk dar: fast nur zeitgenössische, meist wenig bekannte Bildnisse, Buchtitel, Holzschnitte u. a., die mit dem Wort zu prachtvoller Einheitlichkeit zusammenschmelzen.

So darf sich dies Werk mit Recht das Buch der Reformation nennen. Auf den erstaunlich billigen Preis sei besonders hingewiesen.

Wer durch dies Werk Freude an den Quellen gekriegt hat, dem sei eine Reihe ergänzender Bändchen empfohlen: O. Clemen bietet des Myconius Geschichte der Reformation, die in ihrer Unmittelbarkeit und Frische noch heute fesselt und auch die politischen und sozialen Verhältnisse streift.[2]) Über den Wormser Reichstag von 1521 hat Joh. Kühn die wesentlichsten Aktenstücke und Briefe zusammengestellt und geschickt erläutert.[3]) Aus Adam Reißners „Historia der Herren v. Frundsberg", einer der ersten deutschen Lebensbeschreibungen, sind die wesentlichsten Teile durch Karl Schottenloher herausgehoben und mit den notwendigsten Anmerkungen versehen, so daß ein reizvolles Bändchen entstanden ist.[4]) Den Ausklang der Zeit aber beleuchtet Felix Platters Jugendgeschichte (1536—1559), die sich neben der bekannteren Selbstbiographie des Vaters Platter wohl sehen lassen kann. Sie hat Horst Kohl wieder lesbar gemacht.[5]) Dabei erwähne ich gleich ein Bändchen, das die große Gegenbewegung beleuchtet und in unseren Tagen besonderer Beachtung wert ist: eine zweckfreie Darstellung der Geschichte, Gliederung und Satzung des Jesuitenordens, mit einem lehrreichen Anhang über dessen jetzigen Stand.[6])

Doch zurück zu Luther. Seine Persönlichkeit überragt alle seine Zeitgenossen und hat zu allen Zeiten die größten Deutschen gefesselt. Das zeigt sich so recht an einem Ausschnittbändchen von Gustav Manz.[7]) Da sehen wir Luthers Kreis sich um ihn scharen, hören den Widerhall im Reich und bei den anderen Reformatoren, spüren seinen Geist im Volkslied und im Kirchenlied. Weiter verfolgen wir, wie sich Orthodoxie, Pietismus, Aufklärung zu ihm stellen, und durchwandern dann das letzte Jahrhundert: protestantische und katholische Theologen und Gelehrte, Philosophen, Geschichts-, Sprach- und Literaturforscher und Dichter würdigen seine Bedeutung, und endlich erscheint seine Gestalt in lyrischer, epischer, dramatischer Dichtung. Ein gewaltiger Chor von Stimmen, die uns des Mannes Größe preisen.

2) Friedrich Myconius, Geschichte der Reformation. Herausg. von D. Dr. Otto Clemen. Voigtländers Quellenbücher. Bd. 68. Geb. M. 1,—.

3) Luther und der Wormser Reichstag 1521. Zusammengestellt von Dr. Joh. Kühn, ebenda Bd. 73, geb. M. 1,25.

4) Die Herren Georg und Kaspar von Frundsberg. Von Adam Reißner. Herausg. von Dr. Karl Schottenloher. Ebenda Bd. 66, geb. M. 1,50.

5) Felix Platters Studienzeit. Ein Kulturbild aus dem 16. Jahrh. Herausg. von Horst Kohl. Ebenda Bd. 59, geb. M. 1,75.

6) Die Jesuiten. Ordensleben und Schicksale. Herausg. von Dr. Alfred Miller. Ebenda Bd. 77, kart. M. 1,20.

7) Gustav Manz, Martin Luther im deutschen Wort und Lied. Berlin W. 35, Evang. Bund, geh. M. 2,—, geb. M. 2,50, Leinen 3,—.

Will uns Manz begeistern, so ruft uns Hermann Scholz zu ernster Prüfung.[8]) Er fragt nach den treibenden Kräften und wesentlichen Gütern der Reformation und macht es sich und uns nicht leicht. Tiefgründig und unbedingt ehrlich prüft er alle Einwände, die man gegen die Reformation und ihr Erbe erhoben hat, zeigt, wie Altes und Neues in ihr ringt, stellt die Grundlagen der reformatorischen Frömmigkeit klar im Gegensatz zum Katholizismus und auch zur Mystik. Dann prüft er die Stellung der Reformation zum „deutschen Wesen", zur deutschen „Bildung", zum modernen Staatsgedanken und zum gesellschaftlichen Leben der Gegenwart. Überall finden wir eine scharfe Fassung der Fragen, offen deckt er auf, wo reformatorische und andere Grundgedanken unseres geistigen oder öffentlichen Lebens noch nicht ausgeglichen sind, kommt aber zu dem frohen Schluß: die Reformation lebt fort.

Ob sie gerade so weiter leben wird, wie der Verf. meint, wird verschieden aufgefaßt werden. Aber daß der reformatorische Gedanke noch lebt, daß immer noch ein tiefes Sehnen in unserm Volk ist, das ist gewiß. Ein Zeichen dafür ist, daß man wieder zurückgreift zu den Schriften Luthers, über sie hinaus aber auch zu den früheren, so ganz persönlichen Gottsuchern. Deren vornehmster ist Meister Eckehart, und ich begrüße es aus vollem Herzen, daß seine Werke in der Erneuerung von Herman Büttner jetzt in dritter Auflage ausgehen können.[9]) Was uns Büttner mit diesem Schatz bietet, ist mit wenigen Worten nicht auszusagen. Der deutsche Unterricht erwähnt ja Eckehart als Führer der deutschen Mystiker, aber in seiner Größe als „Schöpfer reiner deutschen Prosa im höheren Sinne" konnte er ihn kaum würdigen. Dazu war die Überlieferung von Echtem und Unechtem zu wirr und kraus, der Text zu dunkel und verfälscht. So konnte man höchstens ein Pröbchen geben, aber keinen Begriff von der Gedankenwelt und Sprachkraft dieses tiefinnerlichen Mannes, der in seinem Streben würdig neben Luther tritt. Nun hat Büttner eine Folge von Sermonen und Predigten hergestellt in einem sinnvollen Text, und man staunt vor der Fülle dieses Geistes und der Tiefe seines Gemütes. Die religiöse Bedeutung Eckeharts haben wir hier nicht zu würdigen — sie scheint mir sehr groß —, aber der Literaturunterricht sollte sich diese sprachgewaltigen Reden nicht entgehen lassen, wenn es gilt, die Zeit um 1300 zu schildern, die so unergiebig erscheint und so viel Leben barg. Möchte Büttners Ausgabe in viele Schulen dringen und helfen, Eckehart endlich den gebührenden Platz zu sichern, den eines der größten Geister des deutschen Mittelalters, sicher des tiefsten. Damit würden wir recht am Erbe der Reformation mitarbeiten, denn was bedeutet es anders als suchen nach einer eigenen Stellung zu Gott, und wer könnte uns besser führen als solche Kämpfer, die in echt deutscher Tiefe gerungen haben. Hofstaetter.

Unter den Lutherschriften, die uns die bevorstehende Reformationsfeier gebracht hat, steht das kleine, aber in Inhalt und Darstellung gleich vorzügliche Bändchen von W. Köhler[10]) in Zürich in erster Linie. Es will weder eine Lebensgeschichte

8) Hermann Scholz, Was wir der Reformation zu verdanken haben. Ebenda geh. M. 1,50, geb. M. 2,—.

9) Meister Eckeharts Schriften und Predigten. Aus dem Mittelhochdeutschen übersetzt und herausg. von Herman Büttner, 2 Bände. Jena, Eugen Diederichs, je M. 6,—, geb. 7,50.

10) Martin Luther und die deutsche Reformation. Aus Natur und Geisteswelt, 515. B. G. Teubner 1916, geb. M. 1,50.

Luthers noch eine Geschichte der deutschen Reformation sein, sondern die Fragen beantworten: Was ist Martin Luther in der deutschen Reformation, oder was verdankt die Menschheit dieser Menschheitsbewegung? In scharfen Linien und fest umränderten Bildern werden die allgemeine Entwicklung und die politischen Einflüsse gezeichnet; ausführlicher behandelt der Verf. die innere Entwicklung Luthers und führt uns Schritt für Schritt vorwärts im Wirken Luthers und in der Gestaltung der Reformation. Auf einzelne Kernstücke der Darstellung darf hier hingewiesen werden: Luthers Stellung zum Humanismus (S. 29f.): „Diese erste Fühlungnahme Luthers zu einem Wertkreise der Kultur, Bindung, aber nicht Knechtung, ist typisch geworden für alle, die er fand"; zur deutschen Mystik (S. 31): „Von der deutschen Mystik erfaßt Luther den Kern, ihre Religion, und vermählt sie mit der seinigen." Mit Gewinn wird man die meisterhafte Kennzeichnung Cajetans und seiner Politik, der Sendung Miltitzens und die Charakteristik Melanchthons lesen. Eigentümlich und manches in neuer Beleuchtung zeichnend ist die soziologische Betrachtungsweise, z. B. beim Täufertum und bei der Bauernbewegung: „Die Zurückschraubung des Gesellschaftslebens auf eine überwundene Stufe unterband die fortschrittliche Entwicklungsmöglichkeit und führte in der praktischen Lebensgestaltung zu einer unterchristlichen Gesetzlichkeit, der die Freiheit eines Christenmenschen fremd blieb." Überall hebt sich die Hauptgestalt, Luther, deutlich hervor. „Martin Luther ist Deutscher, und sein deutsches Land hat den ersten Befreiungskampf der Reformation erstritten. So muß der nationale Ton hell klingen. Um der Geschichte und der Wahrheit willen. Aber es klingt aus heiligem Dome." In solchem Tone ist das tiefgründende, sicher aufbauende, glänzend abgeschliffene Werk geschrieben; es ist aus einem Guß gearbeitet, ohne äußeren Anputz, ohne Risse und Sprünge. Möchte sein reiner, tief religiöser und deutscher Vollklang recht viele im großen Jahr der Reformationsfeier und des Krieges um deutsches Wesen heranrufen zum Hören und Nachdenken über das, was Deutschland seinem Luther und seinem Werk verdankt. Rosenhagen.

Nachtrag. Das Beste, was wir an der Gedenkfeier tun können, ist, daß wir uns recht in Luthers Schriften vertiefen und andere zu ihnen hinführen. Dazu hilft die neue, gute Ausgabe von Luthers Werken von Arnold E. Berger.[1]) Sie bietet die deutschen Schriften (nur diese) in der Form der ersten Veröffentlichung und begleitet sie mit einer Einführung, die das geschichtliche Verständnis ermöglichen soll, und mit Fußnoten, die durch Anmerkungen und ein Wörterverzeichnis ergänzt werden. In seiner lebendig geschriebenen Einleitung stellt uns der bekannte Lutherbiograph im Gegensatz zu anderen Lutherforschern Luthers überwiegende Genialität dar. Er sieht in dem Kampf um die Reformation eine zeitgeschichtlich notwendige Durchgangsform für eine langsam sich vollendende Besinnung der deutschen Seele auf die ihr wesenseigentümlichen Gedanken von Gott, vom Menschen und vom Sein des Lebens und in Luther selbst den gewaltigsten Offenbarer der deutschen Seele; so ist sein Werk eine unerschöpfliche Quelle des Idealismus geworden.

Gerade durch diese Betonung der großen Persönlichkeit verdient Berger aufrichtigen Dank, denn gerade an ihr werden viele von uns sich in dieser ernsten, ja trüben Zeit wieder aufrichten zum Glauben an unser Volk.

1) Luthers Werke. Herausg. von Arnold E. Berger. Kritisch durchges. und erläuterte Ausg. 3 Bde. Leipzig u. Wien, Bibliograph. Institut. Geb. M. 8,10.

Noch ein weiteres schönes Geschenk fällt uns und unserer Jugend zu. C. F. Meyers wundervolle Reformationsdichtung ist endlich in einer wohlfeilen Ausgabe erschienen.[2]) Wie oft haben wir es bedauert, daß wir dies Buch nur in so wenig Händen sahen. Nun erscheint's zu rechter Zeit und wird hoffentlich einen wahren Siegeszug antreten.

Endlich noch ein kleines Schriftchen, das uns zeigt, wie jedes Jahrhundert die Erinnerung an die Reformation in seiner eigenen Art gefeiert hat. Bemerkenswerte Querschnitte durch bewegte Zeiten unseres Volkes.[3]) Hofstaetter.

Der Deutschunterricht in der Volksschule.

Von **Otto Brauer** in Annaberg.

Nach dem, was mir aus dem Gebiete des Deutschunterrichts in der Volksschule zur Besprechung vorliegt, ist auch das dritte Kriegsjahr arm an Neuerscheinungen. Grundsätzlich neuen Gedanken bin ich diesmal nirgends begegnet; aber mancher bisher nur in der Theorie gemachte Fortschritt ist mit Erfolg in die Praxis umgesetzt worden. Erfreuliches gibt es in dieser Beziehung aus den deutschen Schulen Böhmens zu berichten. Dort wird scheinbar tüchtig daran gearbeitet, all das Gute, das die neuen Lehrpläne für das deutsche Volksschulwesen vom Jahre 1913 bringen, lebendig zu machen. Diese Lehrpläne sind für uns Reichsdeutsche von großem Interesse. Sie machen in besonnener Weise mit den Forderungen der Selbsttätigkeit des Schülers Ernst und verwirklichen die Idee der Arbeitsschule, soweit das im Bereich der Volksschule möglich ist. Sie pflegen bewußt die ästhetische Ausbildung aus idealen und praktischen Gründen und heben die Bedeutung der Heimat und ihres Lebens für Erziehung und Unterricht gebührend hervor. Besonders wichtig erscheint mir an dieser Stelle ein Hinweis auf die Forderungen der Lehrpläne hinsichtlich des Unterrichts in der Muttersprache. In diesem soll mehr Gewicht auf Sprachübung als auf Sprachlehre gelegt werden, damit sich bei den Schülern Wortreichtum, Sprachfertigkeit und Sprachgefühl entwickeln. Neben dem Lesebuche ist zu diesem Zwecke die Schulbücherei planmäßig zu benutzen. Zur Erzielung von Verständnis und Beherrschung der Schriftsprache ist die Mundart „gebührend zu beachten.“ Sie soll als „erdfrische Quelle der ersteren erhalten werden“. Daher wird die Aufnahme mundartlicher Dichtungen ins Lesebuch verlangt. Damit das Sprachvermögen der Kinder sich naturgemäß entwickeln kann, muß der Lehrer ihre Altersmundart berücksichtigen. In diesen amtlichen Plänen ist also eine ganze Reihe neuerer Forderungen der Volksschulmethodik von behördlicher Seite verständnisvoll anerkannt worden. Wir können den Bestrebungen nur vollen Erfolg wünschen.

In den Dienst der dargelegten Bestrebungen hat sich von Anfang an die von Herget herausgegebene Zeitschrift für die praktische Ausgestaltung der Arbeitsschule und der Kunsterziehung „Schaffende Arbeit und Kunst in der Schule“[1]) gestellt, die im Januar

2) C. F. Meyer, Huttens letzte Tage. Wohlfeile Ausgabe. Leipzig, H. Haessel. M. 1,—.

3) G. Arndt, Das Reformationsjubelfest in vergangenen Jahrhunderten. Berlin W. 35, Evang. Bund. M. —,50.

1) Schaffende Arbeit und Kunst in der Schule. Zeitschr. für die praktische Ausgestaltung der Arbeitsschule und der Kunsterziehung. In Verbindung mit der „Lehrerfortbildung“ begründet u. herausg. von Prof. A. Herget. 4. Jahrg. Leipzig 1916. A. Haase. Jährl. 12 Hefte mit einer Buchbeigabe. Bezugspreis M. 5,—, Einzelhefte M. —,50.

1917 ihren fünften Jahrgang begonnen hat und deren drei erste Jahrgänge an dieser Stelle die gebührende Beachtung gefunden haben. Der vierte Jahrgang hält nicht nur, was seine Vorgänger versprachen, sondern man kann nach allen Seiten hin eine erfreuliche Aufwärtsbewegung feststellen. Das ist in der gegenwärtigen schweren Zeit, in der so viele Kräfte durch die Arbeit fürs Vaterland gebunden sind, ganz besonders anzuerkennen.

Das 46. Beiheft der erwähnten Zeitschrift[2]) zeigt in dreizehn kleineren Beiträgen, die aus den verschiedensten Gegenden Österreichs und Deutschlands stammen und hauptsächlich Gedichtsbehandlung und Aufsatz zum Gegenstande haben, wie man allerorts bestrebt ist, auch den Kindern der Volksschule das große Geschehen der Gegenwart lebendig zu machen. Die Einblicke, die das Heft in die Aufsatzbücher der Schüler tun läßt, sowie die Versuche, den Kindern Kriegsdichtungen neuerer und neuester Zeit nahezubringen, sind meist recht erfreulich. Bedenklich erscheint mir nur das Unterfangen der Hulda Mical, Kinder zu Beginn des zweiten Schuljahres eine Siegesfeier schriftlich darstellen zu lassen. Diese Kinder beherrschen denn doch das Formale der Sprache zu wenig, als daß dabei etwas Ersprießliches herauskommen könnte. Am besten dient man wohl dem freien Aufsatze, wenn man die Kinder dieser Stufe fleißig mündlich erzählen läßt, was sie erlebt haben. Erst dann, wenn sie darin eine gewisse Fertigkeit erreicht haben und in der Rechtschreibung halbwegs gefestigt sind, dürfen sie zur Feder greifen.

Wie die gesamte Unterrichts- und Erziehungsarbeit an unserer Jugend auch über das schulpflichtige Alter hinaus im neuen Deutschland nach dem Kriege bodenständig zu sein hat, zeigt A. Mollberg[3]) in einer gedankenreichen Arbeit. Er stellt an die Spitze seiner Darlegungen folgende zwei Leitsätze: 1. „In lebenswahrer und gemütvoller Heimatbildung muß die Bildung eines jeden Deutschen wurzeln". 2. „Zu willensstarken Persönlichkeiten muß die neue deutsche Schule erziehen". Was da im einzelnen gesagt wird, sollte jeder beherzigen, der berufen ist, an der Heranbildung des neuen Geschlechtes mitzuarbeiten. Leider fällt ein näheres Eingehen auf die einzelnen Gedanken aus dem engeren Rahmen dieser Besprechung heraus; aber das Buch ist auch jedem Deutschlehrer aufs wärmste zu empfehlen.

Im Anschluß an die obengenannte Zeitschrift gibt Herget seit dem Januar 1916 noch die „Lehrerfortbildung[4]) in demselben Verlage heraus. Sie ist wie alles, was H. angreift, von einer gewissen Großzügigkeit und weist unter den Mitarbeitern schon eine recht beträchtliche Anzahl klangvoller Namen aus Österreich und Deutschland auf.

---

2) Zum Deutschunterricht in der Kriegszeit. Mit Beiträgen von Füssel, Rößler, Deubner, Schüller, Berndl, Mical, Plecher, Spatzal, Perner, Wunderlich, Kollitsch, Heywang, Mühlberger. Beiheft zu gen. Zeitschr. Nr. 46. Ders. Verlag 1915. 72 S. M. 1,—.

3) Heimat und Charakterbildung. Richtlinien für bodenständige Erziehung. Von Schulrat Dr. A. Mollberg, Weimar. Beiheft zu gen. Zeitschr. Nr. 57. Ders. Verlag 1916. 71 S. M. 1,10.

4) Die Lehrerfortbildung. Schulwissenschaftliche Rundschau für Österreich und Deutschland. In Verbindung mit der Zeitschr. „Schaffende Arbeit und Kunst in der Schule" begründet u. herausg. von Prof. A. Herget. Ders. Verlag. 1. Jahrg. 1916. Jährl. 6 Hefte. M. 3,40. Einzelhefte M. —,80. Bezugspreis für „Schaffende Arbeit u. K. i. d. Sch." und die „Lehrerfortbildung" zus. M. 6,80. Vom 1. Jan. 1917 an erscheint die „Lehrerfortbildung" monatlich. Dadurch erhöht sich der Bezugspreis auf M. 6,80, bez. M. 8,50.

Zu der besonderen Aufgabe, die sich der Herausgeber gestellt hat, auf eine „innige Fühlungnahme zwischen reichsdeutschem und österreichischem pädagogischem Leben bedacht zu sein“, kann man ihn nur beglückwünschen. Auf dem Gebiete des Deutschunterrichts kommt im ersten Jahrgang besonders der bekannte Leipziger Methodiker R. Block in mehreren Abhandlungen zu Worte, die über die „Gebiete und Grenzen des Deutschunterrichts“, das „deutsch-sprachliche Rüstzeug des Lehrers“ und die „Grundzüge der deutschen Wortforschung“ handeln. Der Verlag hat auf die Ausstattung der Zeitschrift trotz des billigen Preises große Sorgfalt verwendet. Sie kann jedem nach Fortbildung strebenden Lehrer angelegentlichst empfohlen werden.

Wie die Bildung der kindlichen Ausdrucksfähigkeit im Mittelpunkte des Deutschunterrichts stehen soll, das zeigt in einem unmittelbar aus der Arbeit in der zweiklassigen Volksschule eines vogtländischen Dörfchens hervorgegangene Buch A. Bessiger[5]) in trefflicher Weise. Er kennt die neue pädagogische Literatur gut, läßt sich aber nicht von den Radikalen fortreißen, sondern entlehnt seine Ziele dem sächsischen Normallehrplan und bringt dadurch das Neue in Verbindung mit dem bewährten Alten. An den freien Aufsatz, der im Brennpunkte des gesamten sprachkundlichen Unterrichts steht, schließen sich Sprachlehre, Rechtschreibung und Wortkunde aufs innigste an, die natürlich dann nicht mehr systematisch betrieben werden können. Daß aber Verzicht auf systematischen Gang noch nicht ein buntes Durcheinander zu bedeuten braucht, zeigt deutlich B.s Versuch. Wo es nötig ist, werden die mundartlichen Formen den schriftsprachlichen gegenübergestellt, damit die störenden Einflüsse beseitigt, die fördernden aber verstärkt werden. Stets versteht B., seinen Unterricht lebensfrisch zu gestalten, und es ist ihm wohl zu glauben, daß seine Kinder freudig mitarbeiten. Wegen des Gebietes, das es behandelt, und wegen des gekennzeichneten Standpunktes seines Verfassers ist das Buch besonders zu empfehlen. Ist doch die zweiklassige Volksschule bisher in der pädagogischen Literatur etwas stiefmütterlich behandelt worden, und meint man doch vielfach, daß die Lehrer an ihr wegen der besonderen Schwierigkeiten ihrer Arbeit gegen Neuerungen recht vorsichtig zu sein hätten.

Verwandt mit dem eben besprochenen Buche ist die sehr temperamentvoll geschriebene Schrift von P. Staar.[6]) Auch sie will die Gedanken der pädagogischen Neuerer für den Deutschunterricht der Dorfschule fruchtbar machen. Aber St. geht weiter als B.; das sieht man schon daraus, daß er im Vorwort als seine Wegweiser Scharrelmann, Gansberg, Anthes, Jensen und Lamszus nennt. Es stellt wie diese Reformer das Neue dem Alten scharf gegenüber und lehnt jede Vermittlung ab. Im ganzen Buche herrscht Kampfstimmung, und sie färbt auch auf die Darstellung ab, die sehr an die Schreibweise der Vorbilder erinnert. Nur ist diese Art zu schreiben bei ihnen, die in bewußt einseitiger Weise einen neuen Standpunkt vertreten und Gegner aus dem Felde

5) Schaffender Sprachunterricht im Dienste stilistischer Ausbildung. Bilder und Stoffe aus der Praxis meines Sprachunterrichtes. Von A. Bessiger, Lehrer in Hohendorf b. Bad Brambach i. V. Mit 13 Abbildungen im Text. Sammlung methodischer Handbücher im Sinne der schaffenden Arbeit und der Kunsterziehung. Herausg. von A. Herget, Prof. an der k. k. Lehrerbildungsanstalt in Komotau. Nr. 13. Ders. Verlag 1916. 146 S. Geh. M. 3,40, geb. M. 3,70.

6) Produktiver Sprachunterricht in der Dorfschule. Gedanken und Proben über die Erziehung zur künstlerischen Ausdrucksfähigkeit von Paul Staar. Handbücher für modernen Unterricht. Hamburg 1916, Alfred Janssen. 229 S. Geh. M. 2,70, geb. M. 3,50.

schlagen wollen, mehr am Platze als in einem Buche, das ihre Gedanken nur weitergibt. Es soll aber anerkannt werden, daß dadurch eine gewisse Frische in das Buch kommt, die dem das Lesen kurzweilig machen wird, dem die dargestellten Gedanken zum erstenmal entgegentreten.

Im Anschluß an die beiden letzten Bücher kann ich eine Bemerkung allgemeiner Art, die sich auf eine üble Gewohnheit pädagogischer Schriftsteller und Redner der Gegenwart überhaupt bezieht, nicht unterdrücken. Mit den Begriffen „schaffend", „produktiv", „künstlerisch" wird Mißbrauch getrieben. Man will durch ihre Anwendung hervorheben, daß das neue Verfahren von den Kindern mehr Selbsttätigkeit und Selbständigkeit verlangt als das alte, ein gewisses nicht an eine vorgelegte Schablone gebundenes sprachliches und bildliches Gestalten des durch Erfahrung und inneres Erleben Gewonnenen, auch eine gewisse Tätigkeit der Phantasie. Aber darf man deswegen schon zu solchen Bezeichnungen greifen, die sonst nur auf die Leistungen schöpferischer Gestalter bezogen werden, wie es unsere großen Künstler sind? Beim Durchschnitt unserer Schulkinder — und den müssen wir zunächst im Auge behalten — ist die Verwandtschaft mit den „produktiven" Geistern doch recht äußerlich, auch wenn sie einmal einen netten freien Aufsatz u. dergl. liefern. Also lieber weg mit den mißzuverstehenden hochtrabenden Titeln!

Aus dem Gebiete des Rechtschreibunterrichts liegen zunächst drei Bücher von Schlegl[7]) vor. Sie enthalten Diktate in Aufsatzform für das zweite bis fünfte Schuljahr und sind nach dem neuen ministeriellen Lehrplan für die deutschen Schulen Böhmens gearbeitet. Den Diktaten geht in jedem Hefte ein allgemeiner Teil voraus, der eine Methodik des Rechtschreibunterrichts enthält und inhaltlich auf der Höhe des gegenwärtigen methodischen Wissens steht. Das ganze Werk wird dadurch unnötig verteuert, daß der allgemeine Teil zu weitschweifig angelegt ist. Stimmen doch in den beiden Heften für die Unterstufe Seite 15—77 wörtlich überein. Sollte sich eine Neuauflage nötig machen, so müssen diese zwei Hefte vereinigt werden. Der praktische Teil erhebt sich nirgends über den Stand, der in solchen Sammlungen allgemein üblich ist, denen ein systematischer Gang des Rechtschreibunterrichts zugrunde liegt. Nach meiner Meinung sind mindestens die beiden Hefte für die Unterstufe überflüssig; denn ähnliche kleine Aufsätze aus dem Gebiete des Unterrichts und Lebens wie die dort abgedruckten muß doch jeder Lehrer selbst bilden können.

Karstädts Diktate[8]), deren erste Auflage im 28. Jahrgang 1914 dieser Zeitschrift, Heft 4, S. 298, empfehlend besprochen worden ist, sind in zweiter und dritter Auflage erschienen. Ich habe meiner damaligen Besprechung nur hinzuzufügen, daß der neuen Auflage ein Anhang mit „Kriegsdiktaten" beigegeben ist, der wegen der geschickten Zusammenstellung der wichtigsten Ereignisse des Weltkrieges und wegen des deutschen Geistes, von dem die Aufsätzchen getragen sind, besonders empfohlen sei.

---

7) Diktate in Aufsatzform im Anschluß an Schule und Leben. Ein Hilfsbuch für den Unterricht im Rechtschreiben von Maximilian Schlegl, k. k. Übungsschullehrer an der Lehrerbildungsanstalt zu Leitmeritz. Leitmeritz 1914. Selbstverlag. Druck von Dr. Karl Pickert, Leitmeritz. Unterstufe: 1. Teil (2. Schuljahr). 2. Teil (3. Schuljahr). Mittelstufe (4. u. 5. Schuljahr), 2. verb. u. verm. Aufl. Je Kr. 3,60 od. M. 3, — u. Postgebühr.

8) Präparationen für den Deutschunterricht. 8. Teil, Mittel- u. Oberstufe. Diktate von O. Karstädt. 2. u. 3. verm. Aufl. mit einem Anhang „Kriegsdiktate". Bücherschatz des Lehrers. XIV. Band, 8. Teil. Herausg. von Beetz und Rude. Osterwieck u. Leipzig 1915, Verlag von A. W. Zickfeldt. 258 u. 32 S. Anhang. Brosch. M. 3,20, geb. M. 4, —

Die „Praxis des Rechtschreibunterrichts auf phonetischer Grundlage" von Lüttge[9]) ist in sechster, verbesserter Auflage herausgekommen. Mit den methodischen Grundsätzen L.s habe ich mich anläßlich der Besprechung seiner Broschüre über die „Umgestaltung des Rechtschreibunterrichts nach den Grundsätzen der Arbeitsschule" im letzten Jahrgang dieser Zeitschrift, Heft 5, S. 346 f., eingehend auseinandergesetzt. Ich habe dem damals Gesagten nichts hinzuzufügen. Auch das vorliegende Buch, das gern benutzt wird, wie die große Zahl seiner Auflagen verrät, zeigt überall den erfahrenen Schulmann und denkenden Methodiker. Wer sich für einen streng systematischen Gang des Rechtschreibunterrichts entschieden hat und nachdrücklichst auf richtiges Sprechen als eine Grundlage für richtiges Schreiben hingewiesen sein möchte, soll ja nach dem Buche greifen. Er wird einen bewährten Führer zu guten Erfolgen in ihm finden.

Kriegsdiktate zu den Paragraphen der Regeln für die deutsche Rechtschreibung hat Weitzel[10]) herausgegeben. Sie lesen sich kurzweilig und werden auch die Kinder, besonders die Knaben, fesseln. W. hat den Stoff aus den verschiedensten Quellen, unter denen sich die Werke der bekanntesten Kriegsschriftsteller des Weltkrieges befinden, zusammengetragen und hat bei der Auswahl immer eine glückliche Hand gehabt. Neben dem Ernste kommt auch der Humor zu seinem Rechte. Besonders anzuerkennen ist die in Diktatsammlungen nicht allzu häufige sprachliche Gewandtheit. Nur selten stößt man auf Sätze, denen man anmerkt, daß eine bestimmte Rechtschreibungsschwierigkeit in ihnen untergebracht werden sollte. Das Büchlein kann warm empfohlen werden.

Ein recht erfreuliches Zeichen des echt deutschen Geistes und des verständnisvollen Sinnes für das berechtigte Neue, wie sie in den deutschen Schulen Österreichs immer mehr zur Geltung kommen, liegt in dem Lesebuch für Bürgerschulen von Bandis und Klinger[11]) vor. Schon die äußere Ausstattung des Buches spricht sehr an. Das ist kein Schulbuch im gewöhnlichen Sinn des Wortes, sondern ein kleines Schmuckstück, mit dem auch die Kinderhand gern fein säuberlich verfahren wird. Wie vorzüglich wirken allein schon die Titelseiten! Die Prosastücke beginnen mit geschmackvoll entworfenen Initialen. Über jedem neuen Abschnitt des Buches steht eine sinnige Kopfleiste. Dem Äußeren entspricht durchaus der Inhalt. Das Lesebuch stellt sich mehr als andere in den Dienst der Geschmackbildung und ist rein belletristisch im guten Sinne. Alle Lesestücke haben auch formalen Wert; nichts ist zur bloßen Ergänzung des Sachunterrichts aufgenommen worden, auch die üblichen Schulstücke mit der aufdringlichen Moral sucht man in ihm erfreulicherweise vergeblich. Unter den Verfassern begegnen nur gute Namen. Wenn das Buch auf der einen Seite vieles ausscheidet, was seit Jahrzehnten zum eisernen Bestand der Schullesebücher gehörte, so gewinnt es auf der anderen Seite durch verständ-

9) Die Praxis des Rechtschreibunterrichts auf phonetischer Grundlage. Vollständiger Lehrgang in Unterrichtsbeispielen nebst Diktaten in Aufsatzform. Von Ernst Lüttge. 6. verb. Aufl. Leipzig 1916, Ernst Wunderlich XV. u. 218 S. M. 2,40, gut geb. M. 3, —.

10) Kriegsdiktate zu den Paragraphen der Regeln für die deutsche Rechtschreibung. Von Dr. K. Weitzel. Dresden-N. o. J., C. Heinrich. 61 S. M. 1,60.

11) Mein Volk und seine Sprache. Deutsches Lesebuch für österreichische Knaben-Bürgerschulen von H. W. Bandis und Ad. Klinger. Künstlerische Ausstattung von Prof. Hugo Steiner, Prag. 1. Teil. Prag 1916, Schulwissenschaftlicher Verlag A. Haase. 234 S. Geb. Kr. 2,40. Dazu: Sacherklärungen zu dem Lesebuch für Knabenbürgerschulen „Mein Volk und seine Sprache". Von dens. Verfassern. 1. Teil. Nur für die Hand des Lehrers. Ders. Verlag. 76 S. Steif geb. M. 1,25.

nisvolle Heranziehung neuerer und neuester dichterischer Werke einen trefflichen Ersatz für das über Bord Geworfene. Männer wie Avenarius, Rud. Herzog, Börries v. Münchhausen, Ginskey, Rud. Hans Bartsch, Busse-Palma, Karl Busse, Herm. Hesse, Hamerling, Thoma, Dehmel, Strobl, Herm. Löns, Greinz, Wassermann, Müller-Guttenbrunn, Heer u. a. kommen mit Gedichten und in sich wohlabgerundeten Ausschnitten aus ihren Hauptwerken zu Worte. Natürlich fehlen auch nicht die großen Meister deutscher Dichtkunst mit ihren für die Schule geeigneten Gedichten. Die getroffene Auswahl zeugt von pädagogischem und ästhetischem Takt und rechtfertigt das dem Buche vorangestellte Geleitwort: „Gott fürchten, Vater und Mutter ehren, sich seines Deutschtums entschlossen wehren — das soll die deutsche Schule lehren." Daß ein Lesebuch mit diesen Zielen auch mundartliche Stücke bringen wird, braucht eigentlich nicht erst besonders gesagt zu werden, weil es selbstverständlich ist. Die Hauptmundarten der österreichischen Alpenländer sind denn auch mit wertvollen Beiträgen vertreten. Ein besonders zu erwähnender Abschnitt des Buches handelt von deutscher Kunst und bringt Nachbildungen von Dürers „Weihnachten", von Ludw. Richters „Abendandacht im Walde", von Uhdes „Lasset die Kindlein zu mir kommen", von Böcklins „Eremiten" und von Schwinds „Rübezahl". An der Spitze des Abschnittes steht ein Aufsatz Friedrich Naumanns über das Ansehen von Bildern, und jedem einzelnen Bilde ist eine kurze Anleitung zu seiner Betrachtung beigegeben. Das Buch, dessen übrigen Teilen man mit den größten Erwartungen entgegensehen kann, bedeutet einen tüchtigen Schritt vorwärts auf dem Wege zum idealen deutschen heimatlichen Lesebuche, und es wäre dringend zu wünschen, daß sich in Zukunft alle Herausgeber deutscher Lesebücher mit den Grundsätzen der Verfasser auseinandersetzten. Die deutschen Schulen Österreichs aber muß man zu dem Buche beglückwünschen. — Die für die Hand des Lehrers geschriebenen Sacherklärungen zu dem Lesebuche werden mit Erfolg benützt werden und manches zeitraubende Nachschlagen ersparen.

Wenn der Lehrer in der Elementarklasse erfolgreich arbeiten will, so muß er sich mit dem Seelenleben der neueintretenden Kinder vertraut machen. Wie dessen Erforschung planmäßig geschehen kann, zeigt E. Zeißig[12]) in einer Broschüre, die durch und durch praktisch ist und dem Elementarlehrer empfohlen sein soll.

Den Kampf um die deutsche Schrift, der schon alt ist, hat der Weltkrieg in ein neues Licht gerückt. Wenn er früher für viele nur ein theoretisches Interesse hatte, so ist er gegenwärtig zu einer Frage geworden, der nationale Bedeutung zukommt und mit der sich jeder gebildete Deutsche auseinandersetzen sollte. Dazu bieten die „Flugblätter des Schriftbundes deutscher Hochschullehrer"[13]) eine gute Gelegenheit. Vor mir liegen

12) Die Erforschung des Gedankenlebens unserer Schulneulinge. Aus der Praxis — für die Praxis. Von Emil Zeißig, Seminaroberlehrer in Oschatz. Osterwieck und Leipzig 1916, A. W. Zickfeldt. 16. S. Brosch. M. 0,50.

13) Flugblätter des Schriftbundes deutscher Hochschullehrer. Nr. 1: Die deutsche Schrift als deutscher Kulturträger im Ausland. Die deutsche und die „englische" Schrift. Von Dr. phil. Hänisch, Privatdoz. der Sinologie an der Universität zu Berlin. Leipzig 1914. In Kommission bei K. F. Köhler. 16 S. M. 0,20. — Nr. 2: Fibelreform? (Die Schrift im Anfangsunterricht). Von Josef Müller, Lehrer in Düsseldorf. 2. erw. Aufl. (erste im Buchhandel). Mit 3 Tafelbeilagen u. zahlreichen Abbildungen. Leipzig 1916. In Kommission bei dems. 62 S. M. 1, — Nr. 3: Die experimentelle Lösung des Schriftstreits von Dr. Alex. Schackwitz, Assistenten am Physiologischen Institut der Universität Kiel. 2. Auflage besorgt von Dr. Fritz Kern, ord. Professor an der Universität Frankfurt. Leipzig 1915. In Kommission bei dems. 8 S. M. 0,20.

die Nummern 1—3, die alle drei mit viel Kraft und trefflichen Gründen für Beibehaltung der deutschen Schrift eintreten. In Nr. 1 zeigt Hänisch aus eigener Erfahrung heraus, wie in Ostasien gebildete Eingeborene günstig über unsere deutsche Schrift urteilen. In Nr. 2 rechnet Müller in geschickter Weise mit Sönnecken, Wetekamp und den Fibelreformern ab, die die Antiquaschrift an die Stelle unserer deutschen Frakturschrift setzen wollen. Zugleich bietet das Büchlein in klaren Zügen eine Geschichte der deutschen Schrift. Es ist reich mit Abbildungen und Schrifttafeln ausgestattet und sollte nicht nur von jedem Lehrer, sondern auch von jedem Gebildeten gelesen werden. In Nr. 3 gibt Schackwitz in gedrängter Darstellung die Ergebnisse von Leseversuchen, die er mit einem selbstgebauten Apparat angestellt hat, und nach denen die Lateinschrift bei langsamerem wie bei schnellerem Lesen der deutschen Schrift gegenüber um 20—30 % im Nachteil ist.

Zum Schluß sei noch empfehlend auf die Monatshefte für pädagogische Reform[14]) hingewiesen, von deren 66. Jahrgang mir neun Hefte vorliegen. Nach dem, was daraus zu ersehen ist, führt die Zeitschrift ihren Namen mit Recht, wie auch schon der Name ihres Herausgebers für ihre Gediegenheit bürgen dürfte. Die Hefte werden nicht nur in Österreich, sondern auch innerhalb der Reichsgrenzen mit Nutzen gelesen werden.

Deutschunterricht und klassisches Altertum.

Es gilt hier ein paar Bücher anzuzeigen, die geeignet sind, im klassischen Unterricht dem Deutschen, im deutschen Unterricht dem Verständnis der alten Sprachen und Kultur zu dienen. An erster Stelle ist da zu nennen die Neubearbeitung von F. A. Heinichens Lateinisch-Deutschem Schulwörterbuch (9. Aufl. von H. Blase, W. Reeb, O. Hoffmann. Leipzig u. Berlin 1917, B. G. Teubner. Geb. M. 9,—). Vorangestellt sind ein Überblick über den Wortschatz, dann eine fein geprägte Lautlehre, die Verbindungsfäden besonders zum Griechischen und Germanischen zieht, weiter eine Wortbildungslehre und eine Darstellung der Wortbedeutung und ihrer Entwicklung, die zum Vergleichen und Nachdenken anregt, endlich ein Abriß des Lateins als Literatursprache und ein Anhang über die lateinischen Laute im Französischen. Von der sprachgeschichtlichen Behandlung der einzelnen Wörter ein paar Beispiele: domus, ūs *f.* (folgen Kasus), altind. dámas 'Haus', gr. δόμος, altslaw. domŭ 'Haus': zu δέμω 'bauen', got. timrjan 'bauen', altsächs. timbrian 'erbauen', timbar 'Gebäude', ahd. zimbar 'Bauholz, Wohnung', nhd. Zimmer. — hostis (= got. gast-s ahd. gast 'Fremdling, Gast', altslaw. gostĭ), also ursprünglich 'der Fremdling' im Gegensatz zum civis. — labium, ii, n. mit anderem Suffixe labea, labrum, viell. mit volksetymolog. Anlehnung an lambo für *lebium zu ahd. lefs, leffur, nhd. Lefze 'Lipze' und Lippe (niederd.).

Schon aus diesen wenigen Beispielen wird man sehen, wie kraftvoll dies Buch zu sprachvergleichender Betrachtung anregt, und wie es über den lateinischen hinaus jedem Sprachunterricht dienen muß. Die fortlaufenden Verweise auf die äußerst geschickten Einleitungsteile helfen weiter zur Vertiefung. So möchte ich das Buch auch an dieser Stelle angelegentlich empfehlen.

Von Teuffels Geschichte der römischen Literatur liegt der erste Band (Die Literatur der Republik) jetzt in 6. Auflage vor, im wesentlichen von Wilhelm Kroll bearbeitet (Leipzig u. Berlin 1916, B. G. Teubner. Geh. M. 8,—, geb. M. 9,40). An diesem strengwissenschaftlichen, zuverlässigen Werk, in dem man auch über deutsche Übersetzungen der Alten das Wichtigste findet, möchte ich besonders die fesselnd und in gutem Deutsch geschriebenen Übersichten über die einzelnen Zeiten und Literaturgattungen und die knappen Würdigungen der einzelnen Dichter rühmen.

14) Monatshefte für pädagogische Reform. Des Österr. Schulboten 66. Jahr 1916. Schriftleiter: Prof. Dr. Ed. Burger, Innsbruck. Verlag v. A. Pichlers Witw. u. Sohn, Wien. Jährl. 11 Hefte in Lexikon-Oktav. Preis für den Jahrgang Kr. 7,20 für Österreich, M. 6,—.

Und nun Theodor Birt: Römische Charakterköpfe (Ein Weltbild in Biographien. 2. Aufl. Leipzig 1916, Quelle u. Meyer. Geb. M. 8,—). Wo soll ich da anfangen zu rühmen? Soll ich betonen, daß jeder der Männer aus seinem eigensten Wollen heraus erfaßt wird oder daß alle Bilder zusammen ein großes Gesamtbild der Entwicklung Roms in ihrer inneren Notwendigkeit zeigen, soll ich die kritisch überlegene Auffassung Birts rühmen, oder auf die treffenden Vergleiche zwischen Altertum und Gegenwart hinweisen, oder soll ich die reizvolle Darstellung betonen? Jeder Lehrer, der seinen Schülern ein solches Charakterbild vorliest, wird fühlen, wie stark sie davon gefesselt werden. So eignen sich gerade diese Bilder zur Einführung unserer Sekundaner in eine wissenschaftliche Darstellung, da sie auch voll künstlerischer Reize sind.

Rein als Künstler will Th. Birt in seinen „Novellen und Legenden aus verklungenen Zeiten" für das Altertum werben. (Leipzig 1916, Quelle u. Meyer. Geb. M. 3,—.) Auch hier finden wir glänzende Bilder der alten Kultur wie einzelner Personen (Cäsar bei Cicero!); wer als Freund der Alten kommt, oder wer voraussetzungslos einem Künstler lauschen will — beide finden hier viel Schönes.

In knappen Richtlinien, von Höhengrat zu Höhengrat kennzeichnet R. v. Scala Das Griechentum in seiner geschichtlichen Entwicklung. (ANuG. 471. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner. Geb. M. 1,50.) Er setzt die Kenntnis der griechischen Geschichte voraus und will nun in dieser Entwicklung des griechischen Volkes ein wertvolles Stück Menschheitsentwicklung aufzeigen. Das Buch liest sich ausgezeichnet und verdient auch wegen der Klarheit der Darstellung weite Verbreitung.

Ergänzt wird es durch Max Wundt, Griechische Weltanschauung (ebenda Bd. 329); ein Büchlein, das bereits in 2. Auflage vorliegt. Es ist durch einen feinen Überblick über die Stellung der Griechen zum „Menschen" erweitert, auch die spätere griechische Philosophie ist mehr berücksichtigt.

Eine einheitliche Darstellung der „homerischen Dichtung" hat in der gleichen Sammlung (Bd. 496) noch Georg Finsler gegeben und sich damit den Dank aller derer verdient, die sein größeres Werk nicht zu Rate ziehen können. Es ist ein schön geschlossenes Buch geworden.

Bereits in 13. Auflage kann Albert Schaefer seinen „Kleinen deutschen Homer" ausgehen lassen. (Hannover, Carl Meyer [Gustav Prior]. Geb. M. 1,30.) Er sucht darin ein Gesamtbild zu geben, indem er die Ausschnitte aus der Ilias ergänzt durch Vergils Eroberung Trojas, die Odyssee durch Agamemnons Heimkehr nach Äschylus. Die Übersetzung stammt von Schaefer selbst und findet, wie die weite Verbreitung zeigt, viel Anklang.

Im Gegensatz zu Schaefers kurzen Ausschnitten, die für die schulmäßige Behandlung ihre Vorteile haben, gibt Bruno Stehle in seiner Auswahl aus J. H. Voß' Übersetzung der Ilias große Teile, manchmal über 300 Verse von einem Gesang, und erreicht dadurch einen wirklich tiefen Einblick. Daß auch seine Art Anklang findet, zeigt das Vorliegen der 3. Auflage. Seine Einleitung ist sehr eingehend. (Freytags Sammlung ausgew. Dichtungen. Geb. M. 1,20.)

Bruchstücke von einzelnen Gesängen mit überleitender Charakterisierung der anderen gibt Ernst Hartmann, Ausgewählte Abschnitte aus Ilias und Odyssee. (Meisterwerke der Literatur Bd. 17. Leipzig, Julius Klinkhardt. M. 1,20.) Auch er folgt J. H. Voß; der Anhang bringt ganz kurze Erläuterungen.

In der gleichen Sammlung, mit ebenső knappem Anhang, gibt Johannes Meinshausen die Donnersche Übersetzung von Sophokles' Antigone.

Eine schwierige Aufgabe fein gelöst hat Karl Doll, indem er Horaz' Lyrische Gedichte unter Anlehnung an die antiken Versformen übertragen hat. (München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. Geb. M. 5,—.) Soweit es ging, hat er die alte Form gewahrt, aber nicht sklavisch, und hinzugenommen hat er den Reim, wodurch sich ganz besondere Reize ergeben, z. B. I, 2:

Schnee genug und Hagelschauer sandte
Zeus in Blitzen flammend auf die Lande,
daß der heil'gen Hügel Feste schüttert,
Rom erzittert.

Wo er das Versmaß leis wandelt, ist es mit feinem Gefühl für die Wirkung des Rhythmus geschehen. Die Übersetzung ist freier als etwa die Geibelsche. So haben diese Gedichte Eigenleben gewonnen (bei einzelnen kann man vergessen, daß hier eine Nachdichtung vorliegt), und doch werden sie dem Geiste Horazens ganz gerecht.

Geibels Klassisches Liederbuch braucht keine Empfehlung mehr. Aber dankenswert ist es, daß Heinrich Schmitt es in einer Schulausgabe vorlegt mit einer Einleitung über Geibels Stellung zum Altertum und über die Lyrik der Griechen und Römer, mit kurzen Angaben über die alten Dichter und den notwendigsten Erklärungen zu den einzelnen Gedichten. (In einer neuen Auflage könnte vielleicht bei Horaz' Oden die übliche Zählung in Klammer beigefügt werden.) Das Büchlein sei besonders für den Deutschunterricht an lateinlosen Schulen empfohlen. (Stuttgart u. Berlin, J. G. Cotta. Geb. M. 1,50.) Hofst.

Mitteilungen.

Stundenvermehrung und Vorbildung. Unseren Forderungen auf Erhöhung der Stundenzahl wird entgegengehalten, es müßten besser vorgebildete Lehrer dasein, ehe man an eine solche Erweiterung des Deutschunterrichts denken könne; erst die Stunden vermehren und dann die entsprechenden Lehrer schaffen, sei ein Unding. Dazu meine ich:

1. Der jetzige Unterricht ist verbesserungsbedürftig, u. a. wegen der geringen Stundenzahl. Wird die Vorbildung jetzt geändert, so vergehen mindestens 15—20 Jahre, bis an allen Schulen die genügende Zahl dieser anders gebildeten Deutschlehrer vorhanden ist. Haben wir das Recht, unsere Jugend so lange warten zu lassen, müssen wir nicht jedes Mittel versuchen, hier zu bessern?

2. Es gibt schon eine ganze Menge Lehrer, die deutschkundlichen Unterricht erteilen können; man muß sie nur heranziehen. Das wird man aber tun, wenn es sich nicht mehr nur um 2 Stunden handelt, die sich so bequem bei der Stundenverteilung zum letzten Ausfüllen benutzen lassen, sondern um etwa 4 (wie sie Biese fordert).

3. Man stelle auch unsere deutschkundlich nicht genügend vorgebildeten Germanisten nur vor eine wertvolle Aufgabe, statt vor 2 Stunden Tertiaunterricht, in denen sie alles Mögliche, auch aus den Realien (siehe Lesebuch) behandeln sollen — glaubt man wirklich, daß nicht die Mehrzahl sich gern und mit Eifer in die neue Aufgabe hineinleben wird?

Also: Stundenvermehrung und bessere Vorbildung.

Daß diese Stundenvermehrung auch im Rahmen des Gymnasiums möglich ist, zeigt der Lehrplan des Fürstlichen Gymnasiums in Sondershausen (veröffentlicht von K. Schnobel im Deutschen Philologen-Blatt 1917 (25) Nr. 19. S. 331), wo wir schon jetzt für Deutsch als Stundenzahlen von VI bis O I finden (die abweichenden preußischen Zahlen sind zum Vergleich in Klammer danebengesetzt): 4 (3); 4 (2); 3; 3 (2); 3 (2); 4 (3); 4 (3); 4 (3); 4 (3), also zusammen 33 (24) und wo ein neuer Lehrplan angestrebt wird mit 4 Wochenstunden Deutsch auf allen Stufen.

Mit einer solchen maßvollen Stundenvermehrung bewegen wir uns in den Bahnen des Erreichbaren. Um so mehr Grund haben wir, den Plan Gerhard Buddes abzulehnen, den er erneut in zwei Schriften vertritt (Schulreform und Sprachunterricht. Langensalza, Beltz. M. 1,50 und Lehrplan für eine deutsche höhere Knabenschule. Ebenda M. 1,—). Man wird mit Budde erwägen können, ob nicht unter völligem Bruch mit aller Vergangenheit der Versuch einer ganz neuen Schule gemacht werden soll; aber seinen Anspruch, daß diese seine Schule die einzige sein soll, müssen wir ablehnen, denn dazu ist sie zu einseitig, trotz aller Biegsamkeit in zahlreichen Wahlfächern. Wir Deutschlehrer müssen es aber auch ablehnen, unser Fach auf 54 Stunden erweitert zu sehen, wenn beispielsweise für Erdkunde von U III an nur eine Stunde abfällt (hier Wahlstunden einzusetzen ist ein Unding!) und wenn für die Naturwissenschaften (d. h. Chemie, Physik, Naturgeschichte, Biologie) auf jeder Klassenstufe nur zwei Stunden eingestellt werden. Das gäbe keine Schule, die der Zeit gerecht würde. Zugleich gibt Budde einen ganz einseitigen, ganz klassizistischen Lehrplan. In O I von Goethe außer Dichtung und Wahrheit und Lyrik nur Hermann und Dorothea, Iphigenie, Tasso (der Faust fehlt!). Dazu außer Kleists Prinz von Homburg von Grillparzer ausgerechnet die Sappho, von Hebbel Agnes Bernauer (vorher in U I u. a.

Schillers Braut von Messina). Daran soll sich dann, da das Griechische wegfällt, Antigone, Ödipus, die Orestie und Euripides' Iphigenie schließen! So sehr ich das letztere für richtig halte, um so reicher sollte man dann die Auswahl deutscher Lesestoffe gestalten. So halte ich Buddes einseitige und unklare Bestrebungen nach wie vor für eine Gefahr gerade für den deutschen Unterricht.

Deutsche Kunst. Zwei entzückende Bändchen sind im Verlag von Hugo Schmidt in München erschienen: Ludwig Richters Heimat und Volk und Moritz v. Schwinds Fröhliche Romantik (geb. je M. 2,20). In seiner begeisterten, deutscher Art frohen Einleitung stellt E. W. Bredt Richter als deutschen Maler vor Augen, und dann beweisen es uns ein Stückchen Selbstbiographie, kurze Erzählungen und Berichte seiner Freunde. Und rings herum 60 Bilder, auch seltenere, solche, die unmittelbar zu uns sprechen, und solche, die mit den beigefügten Gedichten oder Erzählungen zu neuem Leben erwachen, besonders mit den frischen Volks- und Studentenliedern. — In Schwind betont Bredt den Romantiker, den lebensfrohen Menschen; seine Bilder sind nicht so eingänglich wie die Richterschen, wer sie aber an Hand des Verzeichnisses eingehender betrachtet, der wird dankbar die berauschende Fülle dieses überschäumenden Talentes genießen. Zwei rechte Freudenbringer.

In den Delphin-Kunstbüchern ist jetzt — von Dr. Kurt Gerstenberg — eine Sammlung der Hauptwerke Alfred Rethels erschienen, begleitet von einer Anzahl seiner bezeichnendsten Briefe. (Alfred Rethel, Der Künstler und Mensch. Mit 25 Bildern. München, Delphin-Verlag. Brosch. M. 0,75.) Da finden wir die großen geschichtlichen Bilder, aber auch den Totentanz, die beiden Bilder vom Tode und Illustrationen zum Nibelungenlied. Möchte das Bändchen dem lang nicht genug bekannten Meister viel neue Freunde gewinnen.

Scheffels Werke sind jetzt in verschiedenen Ausgaben erschienen. Uns liegt die dreibändige der Heliosklassiker vor, die Edmund v. Sallwürk verständnisvoll einleitete. (Scheffels Werke in drei Bänden. Leipzig, Philipp Reclam jun.) Nach einer Schilderung des Lebens finden wir hier Ekkehard, Hugideo und Juniperus; den Trompeter, die Bergpsalmen, Waldeinsamkeit, Frau Aventiure, Gaudeamus und Festspiele; Reisebilder, Episteln, Gedichte und endlich ein gutes erläuterndes Namen- und Sachverzeichnis. Ich gestehe, daß ich durch diese Ausgabe viel Neues kennengelernt habe, das mir das Bild Scheffels rundet, nicht nur des Menschen, für den sehr viele Gedichte bezeichnend sind, sondern auch des Künstlers. Seine Reisebilder verdienen auch für die Jugend mehr ausgenutzt zu werden. Die Ausstattung ist recht gut, der Preis (geb. M. 6,—) dafür sehr niedrig.

An breiteste Kreise wendet sich: Rudolf Eckart: Der Wehrstand im Volksmund. Eine Sammlung von Sprichwörtern, Volksliedern, Kinderreimen und Inschriften an deutschen Waffen und Geschützen. (München, Militärische Verlagsanstalt. Sehr gut ausgestattet. Mit 9 Holzschnitten von Jost Amman 1573. M. 3,—.) Sprichwort und Witzwort sind nicht immer unterschieden, bei den Geschützsprüchen sollten die Lübecker von 1565 und 1566 nicht auseinandergerissen werden als ein Denkmal des Bürgersinns ganzer Stadtviertel. Das Ziel, für alte deutsche Art Liebe zu wecken, wird das schmucke Büchlein sicher erreichen.

Ebenso will Hans Heinrich Ehrler weitesten Kreisen dienen mit einer Sammlung der hübschesten deutschen Liebeslieder aller Zeiten. Der Herausgeber lehnt jeden wissenschaftlichen Anspruch ab. Darum wollen wir mit ihm nicht streiten, ob man nicht doch bei Liedern bekannter Dichter deren Namen nennen sollte, und ob die alphabetische Anordnung die geeignetste ist. Jedenfalls hat er sein Ziel erreicht, etwas wirklich Schönes zu schaffen, und wir wollen mit ihm hoffen, daß das entzückende Bändchen dem deutschen Liebeslied recht viele Leser und Freunde gewinne (Hans Heinrich Ehrler, Wenn alle Brünnlein fließen. Deutsche Liebeslieder. Stuttgart, Strecker und Schröder. Künstl. geb. M. 2,80).

32 der schönsten neueren Heimatgedichte aus dem Weltkriege stellt Reinhold Braun zusammen (O deutsche Heimat. Berlin W. 35, Evang. Bund. Volksschriften Nr. 110/111. M. 0,20). Ich möchte das Heft für Lehrer und Schüler angelegentlich empfehlen; es zeigt, wie tief die Liebe zur Heimat gerade im Weltkriege geworden ist, und wird diese Liebe auch in der Jugend erwecken helfen.

In einer eingehenden, begeisterten Arbeit tritt Hugo Löbmann für eine stärkere Pflege des Volkslieds im Gesangunterricht ein. Er meint, die Volksschule müsse etwa 12 bis 15 Volkslieder (auch Liebeslieder) als festen Besitz mitgeben, dafür dürften die zurecht-

gemachten, an Vorgängen so armen „Kinderlieder“ und die Schulstubengesänge zurückgedrängt werden, auch das Kunstlied müsse zurücktreten. Anschließend müßten dann die Fortbildungsschule und die höhere Schule, jetzt beides Massengräber des Volksliedes, die Universität, das Heer und die Chorgesangvereine das Volkslied weiter pflegen. Wir können diese Forderungen nur lebhaft unterstreichen; möchten sich Gesang- und Deutschunterricht gegenseitig unterstützen in diesem Kampf für altes Gut zur „Seelengewinnung für die Kunst“ (Hugo Löbmann, Volkslied und musikalische Volkserziehung. Ordentliche Veröffentlichung der Gesellschaft „Neue Bahnen“. Wie alle Veröffentlichungen dieser Gesellschaft jetzt im Verlag der Dürrschen Buchhandlung, Leipzig. M. 2,50, Pappb. M. 3,50).

Neue Auflagen. Arnold Schering, „Musikalische Bildung und Erziehung zum musikalischen Hören“ (Leipzig, Quelle u. Meyer. Geb. M. 1,25) haben wir seinerzeit als eine recht gute Einführung auch für Laien begrüßt (Jg. 1912, S. 208). Wir freuen uns, auf die zweite Auflage des guten Werkchens hinweisen zu können.

Ein besonderes Geschenk erhalten unsere Krieger mit der Feldausgabe der Sieben Vorlesungen über Gottfried Keller von Albert Köster (Leipzig, B. G. Teubner. 3. Auflage. Geh. M. 3,20, geb. M. 3,80). Diese Vorlesungen werden immer ihren besonderen Wert behalten als eine feinsinnige Einfühlung in das Wesen des Dichters und erscheinen besonders geeignet, ihm neue Freunde zu gewinnen.

Die Pädagogische Herbstwoche, die das Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht vom 22.—30. Oktober in Frankfurt a. M. veranstaltet, bringt u. a.: Neubauer, Das Erziehungsziel der höheren Schulen und die philosophische Propädeutik; Kautzsch, Einführung in die Geschichte der mittelalterlichen Baukunst am Rhein; Bojunga, Die deutsche Sprachgeschichte im Unterricht der höheren Schulen; Biee, Gewinnung einer einheitlichen Welt- und Lebensanschauung durch philosophische Durchdringung des deutschen und des altsprachlichen Unterrichts; Auerbach, Übungen im Vortrag deutscher Gedichte; Panzer, Kunst und Kultur des deutschen Mittelalters in ihren Beziehungen zur gleichzeitigen Dichtung; Sprengel, Das Staatsbewußtsein in der deutschen Dichtung seit Kleist; Petersen, Dramaturgische Grundfragen. (Plan erhältlich durch das Zentralinstitut in Berlin.)

Aus Zeitschriften: Rudolf Pestalozzi, Die Nibelungias (Neue Jahrbb. 39. Bd., 3. Heft, S. 190). — Willy Marcus, Goethes Torquato Tasso. Ein geschichtlicher Rückblick (ebenda 40. Bd., 3. Heft, S. 138). — Hermann Fischer, Stilgeschichtliche Untersuchungen mit besonderer Beziehung auf Uhland (ebenda 39. Bd., 5. Heft, S. 320). — Luise Potpeschnigg, Planmäßige Wesensforschung in der Dichtkunst (ebenda 40. Bd., 5. Heft, S. 209). — Walther Hoerich, Eine deutsche Ergänzung von Sophokles' Spürhunden (ebenda S. 235).

Otto Braun, Wandlungen des Kulturbewußtseins und ihre Konsequenzen für das Bildungsproblem. (Die deutsche Schule 21. Jahrg., 7. Heft, S. 351). — Rudolf Lehmann, Die Neugestaltung des höheren Schulwesens deutscher Staaten im letzten Jahrzehnt (Monatschrift für höhere Schulen 16. Jahrg., 5. u. 6. Heft, S. 225). — Ferd. Unruh, Die dritte deutsche Renaissance und die Oberrealschulen (ebenda S. 234). — Wilhelm Rein, Zur pädagogischen Begabung (ebenda S. 241).

Emil Fricke, Homer oder die Nibelungen (Pädag. Blätter, 46. Jahrg., Heft 6, S. 253; Heft 7, S. 293). — Margarethe Rothbarth, Volkskunde und Mädchenschule (Frauenbildung, 16. Jahrg., Heft 5, S. 145). — F. Behr, Die Durchleuchtung eines literarischen Stoffes (Pharus, 8. Jahrg., 7. Heft, S. 60). — Kurt Weckel, Der Aufsatzunterricht als Übung der Aufsatzformen (Die deutsche Schule, 21. Jahrg., 5. Heft, S. 230; 6. Heft, S. 292). — Hildenbrand, Ein Schülerlesezimmer (Bayer. Ztschr. f. d. Realschulwesen, Bd. 25, Heft 5/6, S. 83).

Für die Leitung verantwortlich: Dr. **Walther Hofstaetter**, Dresden 21, Elbstr. 1.

Deutsches und Fremdes in unserer Verskunst.

Von **Gustav Neckel** in Heidelberg.

Die Metrik der Muttersprache ist ein Schmerzenskind der deutschen Wissenschaft und des deutschen Unterrichts. Und das nicht erst seit heute oder gestern. Solange es bei uns Universitäten und höhere Schulen gibt, so lange bestehen die Wirrungen und Irrungen in unserer Verslehre — und in unserer Verskunst. Denn es verhält sich leider so, daß niemand anders schuld ist an diesen Übelständen als die Gelehrten selbst. Man kann auch sagen: die griechisch-lateinischen Studien. Zu den Dingen, die aus den alten Kulturländern des Mittelmeerbeckens mit dem unberechtigten Anspruch auf Allgemeingültigkeit zu uns gekommen sind, gehört auch die antike Verslehre. Sie hat verhindert, daß der germanische Versbau in seiner Eigenart erkannt wurde, und hat viele deutsche Dichter verführt, zum Schaden der deutschen Sprachkunst Idealen zu huldigen, die ihr wesensfremd waren und sind.

Längst regt sich Widerspruch gegen die antikisierende Metrik. Aber das Ansehen der Wissenschaft steht diesem Widerspruch im allgemeinen noch nicht zur Seite. Daher kommt es auch, daß man das richtige Maß so oft verfehlt hat. Es geht natürlich nicht an, alles und jedes, was antiken Ursprungs ist, aus unserer Verskunst verbannen zu wollen. Dies würde zu einer bedauerlichen Verarmung unseres dichterischen Formenbestandes führen; ja, folgerecht müßte es auf eine fast völlige Aufhebung der gebundenen Rede abzielen, denn selbst der Knittelvers ist von Haus aus ein lateinisches Maß. Da anderseits der Knittelvers, und ebenso der gute deutsche Hexameter, auch sehr viel Heimisches enthalten, da diese Formen entstanden sind durch Anpassung fremder Maße an die besonderen Bedingungen der deutschen Sprache und die abweichenden Überlieferungen deutscher Verskunst, so würde ein Angriff auf sie auch einen Schnitt in unser eigenes Fleisch bedeuten. Es kann sich also nicht darum handeln, fremde Formen auszumerzen, sondern nur darum, ihrer undeutschen Behandlung und der undeutschen Beurteilung deutscher Verskunst überhaupt ein Ende zu machen. Die Aufgabe der metrischen Forschung ist es, abzugrenzen, was in diesem Sinne deutsch und was undeutsch ist. Bisher ist wenig hierfür geleistet worden, weil die Forschung überwiegend in antiken Geleisen sich bewegt hat.

Die Unterscheidung deutscher und undeutscher Versbehandlung und Versbetrachtung ist nicht so gemeint, daß deutsch dasjenige sei, was es schon vor dem Beginn der antiken Einflüsse bei uns gegeben hat. Eine solche Begriffsbestimmung wäre äußerlich und unfruchtbar. Sie wäre auch möglicherweise sinnlos,

denn wir können nicht mit voller Sicherheit dafür einstehen, daß nicht schon im urgermanischen Versbau fremder Einfluß steckt. Dieselben Einwände gelten auch auf andern Kulturgebieten gegen antiquarischen Purismus. Deutscher Versbau ist vielmehr derjenige, der dem Deutschen *natürlich* ist; somit ein Versbau, der den gegebenen Eigenschaften der *deutschen Sprache* Rechnung trägt. Die geschichtliche Betrachtung zeigt, daß die Eigenschaften der deutschen Sprache zu allen Zeiten, die wir überblicken, wesentlich die gleichen gewesen sind und die gleichen Forderungen an den Versbau gestellt haben, und sie zeigt zugleich, daß diese Forderungen von den Dichtenden um so besser erfüllt worden sind, je weniger diese selbst von antiken Vorbildern und antikisierender Lehre berührt waren. Damit ist der hohe Wert bezeichnet, den die altgermanische und altdeutsche Versliteratur für die Forschung hat: sie bietet uns die reinsten Beispiele deutscher und germanischer Verskunst.

Die Eigenart germanisch-deutschen Versbaus und seine Verschiedenheit vom griechisch-romanischen läßt sich in zwei Sätzen zusammenfassen. Der eine ist: Zwischen *Versakzent* und *Sprachakzent* besteht eine Bundesgenossenschaft, die niemals in Gegnerschaft umschlagen darf. Der zweite: Die *Silbenzahl* bedeutet für den Vers nichts und für den Takt verhältnismäßig wenig. Beides zusammen besagt ungefähr das, was man oft unklar so ausdrückt: die deutsche Metrik ist akzentuierend, nicht quantitierend.

Es lohnt sich, bei diesen zwei Sätzen zu verweilen.

Die Gültigkeit des ersten ist eine unmittelbare Folge des starken Nachdrucksakzents, der seit alters die germanischen Sprachen beherrscht. Diese Sprachen prägen die Nachdrucksunterschiede im Wort und im Satz ganz besonders deutlich aus. Vergleicht man z. B. ein deutsches 'Láchend ging er davón' mit einem französischen 'Il s'en alla en riant', so wird man bemerken, daß die beiden Stärkegipfel des deutschen Satzes sich hoch und steil über die andern Laute emporheben, während im französischen Satze die Höhenunterschiede des Nachdrucks geringer sind. Sicher hat die altrömische und die griechische Betonungsart der heutigen französischen weit näher gestanden als der unsrigen. Nun gehört ja zu jedem Rhythmus ein Wechsel von Nachdruck und Nachdrucklosigkeit. Germanische Rede, die einem Rhythmus unterworfen wird oder nach Rhythmus verlangt, bietet von selbst ihre Starktonsilben dem rhythmischen Nachdruck dar. Sie tut dies entschiedener als eine Sprache mit mehr ausgeglichener Betonung. Diese Tatsache ist uns allen geläufig. Sie zeigt sich unter anderm in folgendem: *Sollen* wir gedruckte Verse vorlesen, deren Rhythmus uns noch unbekannt ist, so vertrauen wir uns der natürlichen Betonung an und erwarten, daß uns dabei der Rhythmus zum Bewußtsein kommt, eine Erwartung, die ein gutes Gedicht meist[1])

1) Die Ausnahmen beschränken sich auf solche Metra, die dem Lesenden nicht geläufig sind. Beispiele für diese Erscheinung liefert Minor, Germ.-rom. Monatschrift 3, 417 ff.; sie schon können zeigen, daß die Behauptung, die Saran in seinem Buche über den Rhythmus des französischen Verses S. 307 aufstellt, falsch ist.

sehr bald erfüllt. Bleibt die Erwartung unerfüllt, so wird der Unvoreingenommene, der nicht rhythmenblind ist, erklären, oder wenigstens bei sich meinen, das, was man ihm da vorgelegt habe, sei kein Gedicht oder doch ein sehr schlechtes. Und er wird damit in der Regel recht haben. Die Hexameter, die Lessing im 39. Literaturbrief mitteilt, sind fast ohne Ausnahme keine Verse. Wer aber vermöchte sich auch nur einen Augenblick zu irren über den Rhythmus dieser Zeile:

Hoch zu Flammen entbrannte die mächtige Lohe noch einmal —?

Lesen wir Verse oder Strophen im Zusammenhange, haben also den Rhythmus fest im Sinne, so verlangen wir doch, daß dieser Rhythmus in jedem neuen Vers, oder jeder neuen Strophe, schon vorgebildet liege, ehe wir ihn verwirklichen. Kommen wir in die Lage, ihn ohne das verwirklichen zu sollen, so stört das unsern Genuß. Wir wollen nicht der Sprache etwas aufzwingen. Solcher Zwang hebt das ästhetische Verhalten auf. Am empfindlichsten ist die Störung dann, wenn der Akzentbewegung, die der Rhythmus verlangt, eine sprachliche Akzentbewegung deutlich zuwiderläuft. Dies ist z. B. der Fall, wenn in einem Zusammenhang rein 'jambischer' Verse einer so anfängt:

Dann fáhre wóhl, Landfriéde —.

In dem Worte 'Landfriede' findet eine absteigende Akzentbewegung statt. Der Rhythmus aber hat das Bestreben, dafür eine ansteigende zu setzen. Das ergibt einen unlöslichen Widerstreit — solange der Rhythmus im Sinne des Lesers oder Hörers feststeht. Mag der Vortragende noch so geschickt durch 'schwebende Betonung' den Schaden zu heilen suchen, es bleibt ein Schade — wenn nicht Dichter oder Vortragender schon vorher dafür gesorgt haben, daß ein rein jambisches Versgefühl nicht aufkommt, sondern ein freierer Rhythmus herrscht. In diesem Falle kann man ruhig lesen 'Dann fáhre wóhl, | Lándfriede —' oder 'Dánn fahre wóhl, | Lándfriede —', ohne den Vers zu zerstören. Es ist ein Grundgesetz deutscher Verskunst, daß das deutliche Stärkeverhältnis zweier benachbarter Silben durch den Rhythmus nicht umgedreht werden darf. Dieses Gesetz gilt für alle germanischen Sprachen, lebende und tote. Für das Griechische, das Lateinische und die romanischen Sprachen gilt es bekanntlich nicht. —

Unser zweiter Satz hängt mit dem ersten eng zusammen. In dem Bewußtsein, einen Vers zu hören, ist in der Regel ein Bewußtsein von seiner Taktzahl (Hebungenzahl) enthalten. Wie das Versbewußtsein verschiedene Deutlichkeitsgrade annehmen kann — vom unbestimmten rhythmischen Gefühl bis zum Wissen um den 'Begriff' Vers und seine gerade vorliegende Unterart —, so braucht das 'Zählen' der Takte nicht mit klaren Zahlenvorstellungen zu arbeiten und tut es auch für gewöhnlich nicht. Daß es gleichwohl stattfindet, zeigt sich immer dann handgreiflich, wenn die erwartete Zahl der Takte nicht erreicht oder überschritten wird. Die Voraussetzung hierbei ist offenbar das Bewußtsein von

der Wiederkehr der gleichen Taktzahl. Ebenso kann es ein Bewußtsein von der Wiederkehr der gleichen Silbenzahl im Takt geben. Der einfachste und häufigste Fall dieser Art ist der, daß jeder Takt zwei Silben enthält, eine Silbe Hebung und eine Silbe Senkung. Verse von dieser Bauart gliedern sich von selbst in Silbenpaare[1]), und zwar in so viele, wie sie Takte enthalten. Sie regen also ein doppeltes Zahlenbewußtsein an. Von diesem aber führt ein ganz kleiner Schritt den Versemacher oder Versbetrachter zur Feststellung der Silbenzahl des Verses. Der Vers Phasélus ílle quém vidétis hóspités ist eine Hexapodie und ein Zwölfsilbler. Dessoz un pin, delez un aiglentier (aus dem altfranzös. Rolandsliede) ist ein Zehnsilbler. Dann ist audíta músarúm sacérdos ein Neun-, nel mézzo dél cammín di nóstra víta ein Elfsilbler. Es gehen also alternierender (jambischer oder trochäischer) Rhythmus und Silbenzählung Hand in Hand. Silbenzählung ohne paarweise Gliederung der Silben ist für mündlichen Dichtungsbetrieb kaum denkbar.

Für die germanischen Sprachen sind Alternation und Silbenzählung immer etwas Fremdes gewesen. Daß sie es noch heute sind, davon kann jede beliebige Seite eines Jambendramas überzeugen. Nicht nur unsere Schauspieler, auch unsere Dichter scheinen einig darin zu sein, daß der Jambus unbedingt 'frei' behandelt werden muß. Aber selbst Goethe hat sich schwerlich Rechenschaft darüber abgelegt, wie frei er ihn behandelte. Er schreibt nicht bloß an ungezählten Stellen 'Groß ist Florénz und hérrlich' und entsprechend; wir lesen bei ihm auch von 'neúen Schößlingén', von einem 'álten, graúsamén Gebraúch usw. usw; gleich im ersten Vers des Tasso verlangt der Vers die Betonung Elèonóre statt Èleonóre. An allen solchen Stellen deklamiert man wohl meistens nach dem Prosaakzent. Mag man das nun schön finden oder nicht, so viel ist klar, daß der reine oder ideale Jambengang unserer Sprache so wenig paßt wie einem wohlgewachsenen Körper ein Korsett. Dasselbe gilt z. B. vom Englischen. Wer es bezweifelt, lese sich eine Seite Shakespeare oder Milton laut vor. Auf den älteren Stufen der germanischen Sprachgeschichte war das Mißverhältnis noch größer. Die Wörter von dem Akzentschema áà a (grausamen, Hausvater) waren damals noch viel häufiger, zumal die mit starkem Nebenton (wie: Hausvater); z. B. tragen alle Partizipien und alle regelmäßigen Steigerungsformen des Adjektivs einen solchen. Die Unterordnung eines Nebentons unter den folgenden Schwachton wäre ein Verstoß gegen das oben erwähnte Grundgesetz gewesen. Daher betonen denn selbst solche mittelhochdeutsche Dichter, die im übrigen deutlich dem fremden alternierenden Ideal nachstreben, niemals buóchstabé, auch nicht dér buochstábe, sondern in der Regel der buóchstábe, mit einem einsilbigen Takt. Es ist grundsätzlich dieselbe Auflehnung gegen

---

1) Ein solches Silbenpaar nannte man früher 'Fuß'. Vgl. Clajus (herausg. von Weidling S. 167): pedes duos, hoc est syllabas quattuor; Voltaire Encyclopédie 17, 198: ... les vers de cinq piés ou de dix syllabes ... (angeführt nach Saran a. a. O. S. 26).

das Alternieren, als wenn wir im Jambus lesen 'Gróß ist Florénz' oder als wenn Schiller sagt 'Wenn dúmpftósend der Dónner hállt'.

An diesem eindrucksvollen Verse möge man es sich zunächst zum Bewußtsein bringen, daß wechselnde Silbenzahl zwischen den Hebungen (und vor der ersten Hebung) der deutschen Sprache weit gemäßer ist als feste — und zumal der Dichtersprache, die Zusammensetzungen so liebt —; dann aber auch dies: der Gegensatz des einsilbigen Taktes (dúmpf —) und des ihm folgenden dreisilbigen hat an sich einen außerordentlichen Reiz. Man kann diesen Reiz verschieden beschreiben: als Ton- oder Bewegungsmalerei, als Nachdruck, als Lebendigkeit oder einfach als Abwechslung; anderswo als Ausdruck starker seelischer Bewegung oder als Spannung. Jedenfalls aber ist er dem Reiz des plätschernden Auf und Ab des Jambus oder Trochäus mindestens überall dort entschieden überlegen, wo der Dichter warm ist — also wo er am meisten Dichter ist.

Doch steht es keineswegs so, daß geregelte Silbenzahl in den Senkungen der deutschen Sprache eigentlich überhaupt unzugänglich wäre. Unsere Literatur besitzt manchen Jamben- und Trochäenvers, der zugleich in jedem Betracht schön und von reinem Rhythmus ist; nur stehen solche Verse nirgends zu Hunderten oder gar Tausenden nebeneinander. Besser ist es um geregelte zweisilbige Senkung bestellt. Doch ist auch dieser Grundsatz nicht auf die Dauer ohne Zwang durchzuführen. So gelangt einer unserer Jüngsten im vierten Dutzend daktylischer Viertakter zu diesem Vers:

Er greift noch vertiefter ins Gold seiner Saiten.[1])

Deutsch wäre es, zu sagen: tiefer! Aber die Zahl der deutschen Verse, die in solcher Weise die Sprachform vergewaltigen — nicht bloß die Sprachbetonung —, ist Legion. Dazu kommt die Einförmigkeit unermüdlich hüpfender Daktylen, die, wie es scheint, schon die Griechen empfunden haben, und die wir, glaube ich, noch stärker empfinden. Die eigentlich germanische Form der geregelten Silbenzahl ist die regelmäßige Abwechslung. Gewissermaßen die Urzelle dieser Erscheinung können zwei Verse des Faust veranschaulichen:

Dánn über | Bǘcher | únd Pa | piér
Trúbselger | Freúnd er | schiénst du | mír.

In beiden sind die mittleren Takte zweisilbig, die letzten einsilbig, die ersten dreisilbig, und zwar mit einem sprachlichen Nebenton auf der ersten Senkungssilbe. Die Abwechslung von dreisilbig, zweisilbig, einsilbig bekommt etwas Geregeltes durch die Wiederholung, den rhythmischen Gleichlauf der beiden inhaltlich zusammengehörigen Verse. Dadurch entsteht der bekannte ästhetische Wert, den man das 'Gleichbleibende im Wechsel' nennen kann. Derartige Formen tauchen nicht selten in der altgermanischen Stabreimdichtung auf, gern in Gruppen von drei Zweitaktern, denen sich dann der vierte, die Doppellangzeile vollmachende,

1) Theodor Däubler, Orpheus' Tod.

mit abstechendem Rhythmus anschließt. Beispiele für Gleichlauf zweier Langzeilen bietet das Alte Wielandslied der Edda: (Der König soll schwören)

Bei | Schildes | Rände ‖ und | Rósses | Búg, |
bei | Schwértes | Schärfe ‖ und | Schiffes | Bórd. | [1])

Was hier am stärksten ins Ohr fällt, ist der Gegensatz des zweiten und vierten Taktes — also der beiden Verskadenzen — in jeder Zeile. Bei den Griechen sind aus solchen parallel rhythmisierten Versgruppen durch bewußte Schematisierung die lyrischen Strophen und die gleichmäßigen logaödischen Versreihen entstanden, kunstvolle und schwierige Gebilde, die durch Klopstock und Platen auch bei uns Bürgerrecht erlangt haben. Wie man sieht, lassen sie sich auffassen als eine Weiterbildung altgermanischer Formen. Klopstock selbst hat nicht ohne Grund derartiges vorgeschwebt. Die innere Verwandtschaft der Odenmaße mit der Stabreimmetrik ist unzweifelhaft, sie zeigt sich besonders an den einsilbigen Takten, die die alternierende Metrik nicht kennt.[2]) —

Die beiden unterscheidenden Eigenschaften germanischer Verskunst erfreuen sich, wie gesagt, bei weitem nicht allgemeiner Anerkennung. Wir wollen die Widerstände kurz ins Auge fassen, die hier im Spiel waren und sind.

Was zunächst unser Akzentgesetz angeht, so wird es verdunkelt durch den ganz entgegengesetzten antik-romanischen Versakzent. Da Vergil betont árma virúmque canó Troiaé qui prímus ab óris, also den Wortton ebenso oft metrisch mißachtet wie befolgt, so meinten seine deutschen Bewunderer im deutschen Verse ein Gleiches tun zu müssen. So schufen sie sich denn unter asketischer Abtötung des natürlichen Sprachgefühls zu gemeinen Alltagswörtern wie 'Vater', 'unser' vornehme oxytonierte Nebenformen und bauten mit ihrer Hilfe Hexameter wie

Ó vattér unsér der dú dyn éewige wónung —.

Dieses Beispiel gehört dem 16. Jahrhundert an. Im 17. achtete man sorgfältig darauf, daß die zweite, vierte usw. Silbe des Alexandriners 'lang' war, die erste, dritte usw. aber brauchte nicht 'kurz' zu sein, sie konnte ebenfalls 'lang' sein, denn — bekanntlich kann für den Jambus der Spondeus eintreten. Die Beherzigung dieser Regel führte zu Versen wie

Wer eines guten reims weiß', árt und mass will wißen
Zu unsrer Deutschen Sprach': Aufs erste sey beflißen,
Zu schreiben drinnen klár, leicht, úngezwungen, rein.

Um 1800 dichtete Joh. Heinr. Voß:

Düsterer zóg Sturmnácht, graunvóll rings wógte das Méer auf

und begründete, unter Berufung auf Vergil, warum dieser Vers schöner sei als etwa seine schlichtere Umgestaltung

Düstere Stúrmnacht zog, und gráunvoll wógte das Méer auf.[3])

---

1) At | skíps | bórði ‖ ok at | skiáldar | rónd, |
at | márs | bógi ‖ ok at | maékis | égg. |

2) Vgl. Saran, Deutsche Verslehre S. 326.

3) Vgl. Voß, Zeitmessung der deutschen Sprache (Königsberg 1802) S. 130, 248.

In den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts lehrte Johannes Minckwitz, die beiden Silben eines Wortes wie 'Auskunft' hätten 'abgesehen von der alltäglichen Akzentuation (!) gleiches Gewicht an Tongehalt sowohl als an Sinngehalt'. Dieser Gesetzgeber der Verskunst hielt deshalb den Vers

Gestéhst du dieses, bin ich zúr Auskúnft beréit

nicht nur für nicht schlechter als

Gestéhst du dieses, bin zur Aúskunft ich beréit,

sondern für entschieden besser; denn die zweite (!) Form würde sich der Prosa nähern und könne nur von 'ungebildeten Ohren' vorgezogen werden.[1]) Man versteht ein solches Urteil nur, wenn man sich vergegenwärtigt, daß der, der es fällte, gleichsam hypnotisiert war von dem 'wunderbaren Reiz', den 'die ununterbrochene schwebende Betonung den Werken der Alten' verleiht.[2]) Diese Hypnose ging so weit, daß er an die Muttersprache mit Reflexionen herantrat, die allenfalls einer fremden Sprache gegenüber einen Sinn haben konnten, nun aber von jedem Kinde Lügen gestraft werden durften.

Eben damals, und gerade in Leipzig, wo Minckwitz lehrte, begann die Sprachwissenschaft sich auf die wirklich treibenden Kräfte im Sprachleben zu besinnen und in dem Sprachgefühl einen Schlüssel zu alten und neuen Fragen zu erkennen; man untersuchte nicht mehr bloß die geschriebene Überlieferung, sondern das Sprechen selbst. Diese neue Betrachtungsart hätte logischerweise für die meist von Grammatikern betriebene Metrik die Frucht abwerfen müssen, daß man auch hier das natürliche Gefühl wieder in sein Recht einsetzte. Statt dessen übernahm man von der aufblühenden Sprachforschung etwas anderes: das Streben, alles, was geschichtlich vorlag, zu erklären, und zwar nicht in dem Sinne, daß man nachwies, wie es entstanden sei, sondern in dem Sinne, daß man sein Dasein rechtfertigte, indem man seinen Einklang mit allgemeinen und notwendigen Verhältnissen der Versgeschichte aufzeigte. So zeigte ja auch die Sprachwissenschaft, daß manches, was man früher als Ausnahme oder Fehler beiseitegelegt hatte, sich aus Lautgesetz und Analogie befriedigend erkläre und zuweilen wissenschaftlich doppelt interessant sei. Auch die Metrik wollte folglich jetzt womöglich gar nicht mehr tadeln, sondern nur noch verstehen. Sie fühlte sich nur noch als historische Systematik, nicht mehr als Ästhetik. Die Ästhetik ist, ebenso wie die Ethik und Logik, eine normative Wissenschaft.

Diese Richtung gipfelt in der deutschen Verslehre von Franz Saran (1907). Ihr Verfasser ist frei von der alten antikisierenden Nachahmungssucht, aber er stellt sich die Aufgabe, die 'Drückungen' der deutschen Betonung nach antikromanischer Art möglichst umfassend zu rechtfertigen. Dabei setzt er die Häufig-

1) Minckwitz, Lehrbuch der deutschen Verskunst, 5. Aufl. (Leipzig 1863) S. 26.
2) Fr. Zarncke, Kleine Schriften 1,324 (1865).

keit dieser Erscheinung weit höher an, als beweisbar und m. E. wahrscheinlich ist, geleitet von der Erwägung, daß hier gar nichts zu beanstanden, vielmehr etwas Hübsches und Hochinteressantes zu verzeichnen sei. So findet er, daß Dichtungen von Hans Sachs, wenn jambisch und daher mit zahlreichen groben Tonbeugungen, doch in der zum Inhalt passenden Tonart vorgetragen, 'sehr gut und charakteristisch klingen', während ein Vortrag in der Art der Goetheschen Knittelverse 'den Eindruck abschwächen' würde. Z. B.

> Da sind die Heúser déckt mit Fládn,
> Lebkúchen die Haustúr und Ládn,
> Von Spéckuchén Dielén und Wénd.

Um dieser Behauptung ganz gerecht zu werden, muß man wohl nachlesen, wie ihr Urheber selbst sie uns mundgerecht zu machen sucht. Er führt an erster Stelle seine persönlichen Eindrücke ins Feld. Diese sind m. E. nicht so überzeugend, daß sie die vielleicht naiveren, aber sicher gesunderen Eindrücke, die jeder Unvoreingenommene beim Lesen nach Sarans Vorschrift haben wird, irgendwie entkräften könnten. Sarans Fürsprache erscheint mir um nichts besser als die von Voß und die von Minckwitz. Wenn ich mir seine Beweisführung 'schön: also richtig' aneigne, komme ich im Gegenteil zu dem Ergebnis, daß Hans Sachsens Knittelverse wie die mittelhochdeutschen, die Murnerschen und die Goetheschen zu lesen sind, denn sie klingen mir gut und in bekannter Art ausdrucksvoll so:

> Lébkúchen die Haústür und Ládn,
> Von Spéckkúchen Diélen und Wénd.

Einen Reim wie

> Dardúrch ich in Schánd und Únglück kúmb.
> Gótt bhüt euch álle úmb und úmb!

kann niemand anders lesen als gegen die Alternation im ersten Verse. Allerdings zählt Hans Sachs die Silben seiner Verse. Er hat also wohl nachträglich jambisch skandiert und je nach dem Befund Silben und Kleinwörter getilgt oder eingeschoben.

Dies führt uns zu der zweiten Frage: Woher das hohe Ansehen des alternierenden Versideals?

Schon im Mittelalter hat das romanische Vorbild Minnesängern und ritterlichen Epikern dieses Ideal nahegelegt. Gottfried von Straßburg und Konrad von Würzburg haben es ungefähr so weit verwirklicht, wie die mittelhochdeutsche Sprache es erlaubte — also immerhin unvollkommen. Andere Dichter blieben noch weiter zurück. Aber alle unsere ritterlichen Versemacher streben doch deutlich nach 'regelmäßigem Versbau'; sie vermeiden die vielsilbigen Senkungen, die nicht nur im 12. Jahrhundert allgemein üblich, sondern ohne Zweifel auch im 13. außerhalb der höfischen Dichtkunst weit verbreitet waren. Die neuen gleichmäßigeren Verse nannte man rehte rîme. Daß sie oft genug, wenn nicht immer, erst durch Feilen zustande gekommen sind, darf gefolgert werden aus dem Schluß

des mhd. Reinhart Fuchs, wo von einem früheren Bearbeiter des Stoffes gesagt wird, er habe die Verse noch ungeglättet gelassen (lie die rîme ungerihtet). Denn dieser Ausdruck setzt den Gedanken voraus, daß man für gewöhnlich die Verse nicht ungeglättet ließ. Das bedeutet aber, daß man zunächst ungeglättete Verse machte, naturwüchsige, wie sie z. B. der niederdeutsche Reinke de vos von 1498 zeigt.

Von Heinrich v. Veldeke bis heute gehen regelmäßiger und freier Versbau nebeneinander her. Vom 13. bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts beherrscht der regelmäßige Typus so gut wie unbestritten die vornehme Literatur, und ihm fast allein kommen die Neuerungen, Bereicherungen und Verfeinerungen von Inhalt und Stil zugute. Der freie Typus dagegen ist zu Hause in den niederen Schichten der Gesellschaft und unterliegt inhaltlich und formell der Verarmung und Verrohung. Die bürgerlichen Dichter des 16. Jahrhunderts, die die Silben zählen, machen damit der vornehmen Richtung ein äußerliches Zugeständnis, sonst gehören sie in Tugenden und Mängeln auf die andere Seite. Dann folgt (1624) die sogenannte Opitzische Reform. Sie bedeutete vor allem, daß die neue Renaissancebildung sich die Alternationsregel zu eigen machte und sie durch ihr Ansehen stärkte. Opitz lehrte ja, jeder Vers sei 'entweder ein iambicus oder trochaicus'; dasselbe, oder doch wesentlich dasselbe, hatten die latinisierenden Metriker des 16. Jahrhunderts gelehrt (am nächsten anklingend Clajus, aber auch Albertus und Ölinger). Wie diese, so hatte Opitz zweierlei im Auge[1]): Er wendete sich einerseits gegen die freien Taktfüllungen, anderseits gegen die metrische Mißhandlung des Worttons. Er hielt aber beides nicht klar auseinander, weil die ihm vorschwebenden Beispiele zweideutig waren: sie erlaubten sowohl ein Lesen mit wechselnden Senkungen wie ein Skandieren über den Wortakzent hinweg. Der Vers von Rudolf Weckherlin (1613)

Doch ließ er seine Forcht fallen

klingt am natürlichsten so:

Doch liéß er seine Fórcht fállen,

aber wenn man die Silben zählt, wie der Dichter getan hat, so skandiert man:

Dóch ließ ér seiné Forcht fállen.

Opitz brandmarkt beides; das zweite aus seinem gesunden Sprachgefühl heraus, das erste einem antik-romanischen Schema zuliebe. Indem sein Urteil als maßgebend anerkannt wurde, hat nicht nur das deutsche Sprachgefühl daraus Nutzen gezogen, sondern zugleich das fremde Schema. Man hielt aber diese Dinge nicht auseinander, und das ist ein Unglück für die deutsche Dichtung geworden. Weckherlin hätte nicht gelehrig einen trochaicus herstellen sollen (Seine Forcht ließ er doch fallen, so 1648; ließ ér ist nicht grundsätzlich besser als seiné!). Er, der 'die zweite, vierte, sechste, achte usw. Syllaben allzeit lang (d. i. betont) zu machen',

1) Vgl. Minor, Neuhochdeutsche Metrik² S. 354.

nicht für 'bequem erachtete'[1]), hätte sich ein größeres Verdienst als Opitz erworben, wenn er diesen seinen gesunden Instinkt hätte zur Klarheit bringen und die Folgerungen daraus hätte ziehen können. Sind es doch z. B. schöne deutsche Verse, schönere, als Opitz je gemacht hat, wenn Weckherlin singt:

O mit wievil Lorbörcräntzen
Wirt ihr haubt gecrönet sein!
Wie wirt ihrer Sigen schein
Die gantze wélt überglántzen!

Und es ist keine Verbesserung, wenn der Dichter, um den trochaicus durchzuführen, den vierten ändert in:

Dise Wélt ganz überglántzen!

Der deutsche Dichter Weckherlin hatte, wenn nicht alles trügt, von Hause aus einen guten rhythmischen Sinn.[2]) Er ist gehemmt und geknickt worden erst durch die Silbenzählung, dann durch die Opitzische Schulmeisterei. Der Fall ist typisch. Sogar Goethe hat vorübergehend Ähnliches sich gefallen lassen.[3]) — Opitzens Auftreten gegen sprachwidrige Versbetonung traf wahrscheinlich weniger die Dichter als die Theoretiker (wobei freilich zu berücksichtigen ist, daß jeder Dichter in dem Augenblick, wo er anfing, seine Silben zu zählen, zum Theoretiker wurde). Man kann dem Hans Sachs nirgends Verstöße nachweisen, wie sie der Grammatiker Clajus begeht, wenn er z. B. Luthers Ein feste Burg rein trochäisch rhythmisiert:

dér alt | böse | Feind
mit Ernst | érs jetzt | meint.

Metriker solchen Schlages haben es leicht, über Verletzung des Akzents zu klagen! Sämtliche Theoretiker dieser Zeit aber, Opitz selbst nicht ausgenommen, stehen in dem Verdacht, Metriker solchen Schlages zu sein — Leute aus der Familie Minckwitz.[4])

Schon bald nach dem Erscheinen der 'deutschen Poeterey' lockerte man sich den Alternationszwang: die 'Daktylen' begannen ihre Laufbahn in der deutschen Kunstdichtung. Dies war im Grunde ein Vorstoß des volkstümlichen Formgefühls. August Buchner, der die Neuerung zuerst aufbrachte, war angeregt durch die 'gemeinen Lieder' (außerdem durch Proben aus den Minnesingern). Aber bezeichnend genug wählte er von den Freiheiten, die diese boten, diejenigen aus, die sich mit gelehrten Namen benennen ließen, und schematisierte ihren Gebrauch nach gelehrten Mustern. Bezeichnend sind auch die Bedenken, die ein so warmherziger Freund deutschen Wesens wie Fürst Ludwig von Anhalt gegen die Neue-

1) Vorrede zu seinen Geistlichen und Weltlichen Gedichten, Amsterdam 1641.
2) Vgl. Minor a. a. O. S. 348.
3) Vgl. Heusler, Deutscher und antiker Vers (Straßburg 1917) S. 94ff.; eine Arbeit, deren Studium jedem warm zu empfehlen ist, der die obigen Ausführungen mit Zustimmung liest.
4) Sie können also nicht 'den Ausschlag geben', wie Minor S. 341 meint.

rung hegte. Er meinte, daktylischer Silbenfall könne 'unser deutschen Sprache so wohllautend und ihr anstendig nicht ermessen' werden wie jambisch-trochäischer, jedoch 'der Kunst wegen' möge man immerhin auch Daktylen bauen. Man sah also die mehrsilbige Senkung im Lichte eines gelehrten Experiments.[1]) Der Alexandriner und sein Bruder, der fünffüßige Jambus, behielten noch lange das Vorrecht. Ramler suchte Lessing vergebens zu überreden, daß er für seinen Nathan ein anapästenhaltiges Metrum wähle. 'Ich habe Ihren Cephalus wohl zehnmal gelesen, und doch wollten mir die Anapästen niemals von selbst kommen', schreibt Lessing. Dabei enthält der 'Nathan' Stellen genug, wo durch Einführung zweisilbiger Senkung die Grammatik, der Ausdruck oder die Betonung unzweifelhaft besser oder natürlicher würde. Lessings Größe liegt eben nicht auf metrischem Gebiet.

Wohl aber die Schillers, der mit dem Don Carlos den Lessingschen Dramenvers aufnahm. Schiller und Goethe, die unserer 'regelmäßigen' Verskunst die Meisterwerke geliefert haben, bedeuten zugleich das Ende der ausschließlichen Herrschaft des Opitzischen Ideals. Der junge Goethe hat den verachteten freien Viertakter wieder zu Ehren gebracht (am kühnsten und kraftvollsten in 'Künstlers Erdewallen'), und noch der alte Goethe hat ihn mit Meisterschaft gehandhabt:

> Ich wandle auf weiter, bunter Flur
> Úrsprünglicher Natur;
> Ein holder Born, in welchem ich bade,
> Ist Überlieferung, ist Gnade.

In Stücken wie 'Meine Göttin' und 'Gesang der Geister' hat Goethe einen markigen reimlosen Zweitakter gebraucht, der durch Herders Vermittlung auf den Stabreimvers der Edda zurückgeführt werden darf. Schiller hat sich dem Faustdichter angeschlossen mit 'Wallensteins Lager' und hat im 'Taucher', in der

---

1) Der Fruchtbringenden Gesellschaft ältester Ertzschrein, hgb. von G. Krause (Leipzig 1855) S. 219. — Auf ein anderes Blatt gehört der sogenannte Daktylus im Alexandriner, durch den nach Fürst Ludwig ein 'falscher Ton' und 'nur Verdruß' entsteht (a. a. O. S. 220 [Str. 3]), zumal wenn er in der Zäsur auftritt (S. 325). Dieser Tadel richtet sich gegen Alexandriner wie den Opitzischen

> Ihr armen Sterblichén, habt ihr was ich gesehen

(S. 322), also Verse mit zu schwacher dritter Hebung, was man schematisch so ausdrückte:

∪ _ ∪ _ ∪ ∪ | ∪ _ ∪ _ ∪ _

Hier steht, wie jeder sieht, vor der Zäsur ein Daktylus! Diese papierene Betrachtungsweise ist bekanntlich heute noch nicht ausgestorben. Sie hat zwar mit dem Wesen der Sache verzweifelt wenig zu tun, aber sie ist bequem. Sie liefert auch den Schlüssel zu des angegriffenen Opitz etwas boshafter Gegenbemerkung: Wörter wie Augapfel, Rohrdrummel, welche etliche hochansehnliche Herren Gesellschafter zu gebrauchen pflegen (Spondeen für Jamben! s. o.), seien so reine und helle Dactili, daß sie genauen Ohren leicht zu merken seien (S. 131). Ohne Zweifel hat Opitz hier mehr recht als sein Gönner. — Wenn Saran Verslehre S. 317 letzterem nachsagt, er habe sich anfangs dem Daktylus überhaupt widersetzt, so ist das unrichtig und beruht auf Verwechslung der beiden Arten 'Dactili'.

'Glocke', besonders aber in den Chorliedern der 'Braut von Messina' das deutsche Versgefühl urkräftig durchschlagen lassen durch die klassische Schablone.

Diese Werke haben den Jahrhunderte alten Bann gebrochen. Wenn wir Goethe und Schiller dankbar rühmen, weil sie die deutsche Dichtung aus den Niederungen auf die Höhen des Ruhmes geführt haben, so wollen wir auch das dabei nicht vergessen, daß ihr Dichten wertvolle nationale Überlieferungen unserer Verskunst vor der Verkümmerung gerettet und die deutsche Dichtung dadurch um ein Vielfaches deutscher gemacht hat, als sie bis dahin war.

Wie einst Buchner, so hatten auch die Weimarer Freunde mit Hemmungen zu kämpfen, und diese lagen zum Teil in ihnen selbst. Goethe hat die unregelmäßigen Verse seiner Jugend später zum Teil geglättet, und im Alter hat er den Knittelvers zwar für den Spruch passend gefunden, aber nicht mehr für die hohe Dichtung: der zweite Faust bringt dafür seine klassischen Stilisierungen, den vierfüßigen Jambus und Trochäus (Gefäße goldne schmelzen sich, für: Goldne Gefäße schmelzen sich). Auf den höchsten Höhen von Schillers Formkunst, in den Chorliedern der 'Braut', wird der heroische deutsche Viertakter an manchen Stellen nur mit Mühe des widerstrebenden Trochäus Herr. Den Herzog Karl August aber störten vielmehr in diesem Drama die 'komischen Knittelverse mitten im Pathos' (an Goethe 11. 2. 1803). Man kann nach diesem Urteil ermessen, wie dem Herzog seinerzeit bei den Urfaustvorlesungen zumute gewesen sein mag. Er stand bei weitem nicht allein, weder in der Weimarer Hofgesellschaft noch im deutschen Lesepublikum. Noch heute sind wir nicht zur vollen Würdigung der metrischen Verdienste unserer Klassiker durchgedrungen. Bühne, Schule und Wissenschaft haben da Versäumtes gutzumachen.

Man sieht immer noch viel zu einseitig durch die klassische Brille. Schiller selbst hat die Jamben geringschätzig die 'lahmen Fünffüßler' genannt; für den feinhörigen Platen waren sie 'ein barbarischer und armseliger Vers, der hoffentlich bald aus der Sprache verschwinden wird', die Kraft und Mannigfaltigkeit der Nibelungenrhythmen war diesem Freunde griechischer Schönheit lieber als das einförmige 'Lang-kurz oder Kurz-lang' der zeitgenössischen deutschen Poesie; der Dichter Wilhelm Jordan hat den Reichtum germanischer Verskunst begeistert gepriesen und die antikisierende Metrik eine Versündigung an der Natur der deutschen Sprache genannt. Nichtsdestoweniger steht das durchschnittliche Bewußtsein bis heute auf dem Opitzischen Standpunkt: ein Vers ist als solcher entweder ein iambicus oder trochaicus. Man sieht die metrische Welt von lauter Jamben und Trochäen bevölkert. Rudolf Westphal in seiner sonst vortrefflichen Darstellung des Strophenbaus bei Goethe und Schiller[1]) wurde durch seine antiken Begriffe und Ausdrücke verhindert, gerade das eigentümlich Deutsche an seinem Gegenstande, auf das er so viel Gewicht legte, auch nur zu sehen, und so konnte er denn den 'Fischer' mit dem 'Gang nach dem Eisenhammer' in die gleiche

1) Theorie der neuhochdeutschen Metrik (Jena 1870).

jambische Klasse verweisen, die vierfüßigen Jamben und Trochäen unsere allernationalsten Metra nennen und den Satz aufstellen, daß sich 'drei Senkungen statt zwei in Dichtungen höheren Stils nicht gebraucht finden'. Man muß fragen: sind die Chorlieder in Schillers 'Braut' und die Strophen des Goetheschen Epimetheus keine Dichtungen 'höheren Stils'? Es gilt nun einmal sich darein zu finden, daß weder Goethes noch Schillers Verskunst mit antiken Begriffen erschöpft werden kann. Noch weniger kann dies die deutsche Versgeschichte insgesamt. Und doch werden immer neue Ansätze sogar hierzu gemacht. Fast immer sind es die Jamben und Trochäen, von denen der Maßstab hergenommen wird.

Diese Erscheinung in ihrer einfachsten und harmlosesten Gestalt haben wir dann, wenn Verse, die weder Jamben noch Trochäen sind, mit der Sicherheit des Selbstverständlichen als alternierend angesprochen werden, zuweilen gegen die ausdrücklichen Angaben der Dichter.[1])

Die nächsthöhere Stufe ist die des oben erwähnten Clajus: alte Verse, die man nicht rhythmisieren kann, sieht man als trochäisch, lieber noch als jambisch an. Die feindlichen Germanistenschulen von Berlin und Leipzig waren zu ihrer Zeit in diesem Postulat einig. Lachmann, der in der Einsilbigkeit der Senkung 'den wesentlichsten Punkt der hochdeutschen Verskunst' sah, wollte z. B. Otfried lieber eine Akzentversetzung zutrauen als eine mehrsilbige Senkung (fragéta sié mit mínnon u. dgl.), und ebenso las Zarncke im Nibelungenliede silbér und gólt daz swaére. Sachliche Gründe für solche Betonungen gibt es nicht, wohl aber Gegengründe. Es handelt sich um einen handgreiflichen Anachronismus. Trotzdem ist der Irrtum bis heute nicht ausgestorben. Der alternierende Vers hat eben das Vorrecht; er liegt immer im Vordergrunde des Bewußtseins bereit — weil man auf der Schule nicht viel anderes kennen gelernt hat.

Die dritte Stufe ist die spekulative: wo man ein altes Metrum vor sich hat, das beim besten Willen sich dem Auf- und -ab nicht fügen will (oder das man wohl oder übel aus dieser Kur entlassen mußte), da läßt man es durch V e r f a l l eines alternierenden Urmetrums entstanden sein. Dies ist dem griechischen Hexameter und dem germanischen Stabreimvers begegnet. Warum das Urmetrum gerade alternierend gewesen sein müsse, ist objektiv noch nicht begründet worden.

Eine vierte Stufe können wir die theoretische nennen: der alternierende Vers gilt als der typische Vers und wird als Ausgangspunkt genommen, um das Wesen des Versbaus überhaupt zu erläutern. Es ist zwar nicht unbestritten, wohl aber unbestreitbar, daß zum Wesen jedes Verses der T a k t gehört: wir verlangen, daß der Zeitabstand von Iktus zu Iktus gleich oder doch nicht so ungleich sei, daß das Bewußtsein der Wiederkehr gleicher Zeitteile verloren geht.[2]) Diese

1) Vgl. z. B. Germ.-rom. Monatsschrift 3, 422. 423. 436.

2) Saran leugnet dies, obgleich seine Darlegungen über außersprachlichen Rhythmus zeigen, daß ihm das Organ dafür keineswegs abgeht. Infolgedessen bleiben seine umständ-

Tatsache des Verstaktes wird nun zuweilen dahin mißverstanden, daß Taktgleichheit ohne weiteres enthalten sei in gleicher Taktfüllung (gleicher Silbenzahl im Takte), und weiter dahin, daß ungleiche Füllung die Taktgleichheit gefährde oder gar ausschließe. Den ersten Fehlschluß hat Jakob Minor in seiner Neuhochdeutschen Metrik gezogen (² S. 13). Daß es ein Fehlschluß ist, läßt sich von zwei Seiten her beweisen. Erstens kann man gleichmäßig gefüllte Verszeilen, z. B. fünffüßige Jamben, auch ohne Takt lesen; sie klingen dann wie Prosa, und zwar je nach Inhalt, Wortwahl und Wortstellung als reine oder als mehr oder weniger gehobene (poetische) Prosa. Ist letzteres der Fall, so kann es vorkommen, daß der Versuch schwer fällt. Zweitens ist eine Silbe keine Längeneinheit. Zumal die deutschen Silben sind höchst ungleich lang. Hermann Paul gibt hierfür das Beispiel: Rum — Strumpf. Derselbe Forscher weist auch darauf hin, daß im Verse Dehnung und Verkürzung von Silben eintritt, um die Quantitätsunterschiede auszugleichen.[1] Wir können dies anschaulich machen, indem wir die Silben o und s c h o n nebeneinander stellen. Ein 'kurzes' 'o' (z. B. das vortonige in 'O Gott!') ist bedeutend kürzer als ein durchschnittliches 'schon'. Aber das gedehnte 'oh' des Erstaunens oder Bedauerns ist viel länger. So können auch alle anderen Silben der Sprache unter Umständen ihre Quantität stark verändern. Dieser Unfestigkeit der Silbenquantität bedient sich der germanische Versbau. Er räumt gern einer Silbe, deren Dehnung der Zusammenhang verlangt, ebensoviel Zeit im Takte ein wie zwei oder mehr andern Silben, und er drängt gern eine Silbengruppe, die in der natürlichen, ausdrucksvollen Rede schnelles Sprechen, also Silbenverkürzung verlangt, in einen Taktteil zusammen, der durchschnittlich mit weniger Sprachmaterial gefüllt wird. Ein Beispiel für die erste Erscheinung ist die Behandlung des ur in dem Verse

| ur | sprüngli | cher Na | tur,

ein Beispiel für die zweite das leidenschaftliche 'Ich liebe dich!' des Erlkönigs. Es handelt sich hier um eine der Grundeigenschaften und eine der wesentlichsten Schönheiten des germanischen Verses von jeher. Diese Eigenschaft beruht ebenso wie das metrische Akzentgesetz auf der Schonung der Sprache und ist ebenso wie jenes zugleich ein Mittel, die natürliche Ausdruckskraft der Sprache stilisierend zu verstärken. Es folgt aber aus ihr, daß es nicht richtig sein kann, daß ungleiche Füllung die Taktgleichheit gefährde oder ausschließe. Dies folgt schon ganz einfach aus der von Paul festgestellten Tatsache metrischer Dehnung und Verkürzung. Trotzdem stößt man bei diesem und anderen Metrikern auf Behauptungen wie: ein Wechsel zwei- und dreisilbiger Füße lasse kein sicheres Taktgefühl auf-

---

lichen Bemühungen um die Merkmale der gebundenen Rede im Gegensatz zur Prosa ergebnislos, und es geht ein tiefer innerer Riß durch seine Darstellung, die daher schwerlich den Belehrung Suchenden befriedigen kann, um so weniger, als sie eine Vorliebe dafür hat, dem Leser — meist ohne Grund — das Gefühl beizubringen, daß der ganze Boden unter ihm zittere und wanke.

1) Paul, Deutsche Metrik (²Straßburg 1905, S.-A.) S. 11. Die beste Gesamtdarstellung.

kommen und nähere somit den Vers der Prosa; oder: mehr als zwei Silben in der Senkung seien ein bedenkliches Experiment, derartiges bedeute einen Verstoß gegen das 'Grundgesetz des deutschen Versrhythmus' (das Gleichheit der Takte vorschreibt).[1]) Solchen Sätzen liegt die von Paul selbst zurückgewiesene Anschauung zugrunde, eine Silbe sei als solche eine feste Zeiteinheit.[2]) Offenbar stammt diese Anschauung aus der antiken Morenlehre. Sie verrät diesen ihren Ursprung schon durch den Widerspruch gegen die 'mehr als zwei' Senkungssilben (Westphal sagte: drei Silben statt zwei). Wie die antike Metrik das Taktmaß des Hexameters unmittelbar aus der Sprache abliest (jeder Takt hat hier vier Moren, weil eine lange Silbe = 2 Moren, eine kurze = 1 More ist), so soll auch die deutsche dies tun. Die einzige Änderung, die erforderlich ist, besteht darin, daß der Unterschied von langen und kurzen Silben wegfällt. Dadurch wird die Methode vereinfacht und somit vervollkommnet: man braucht jetzt die Silben im Takte nicht mehr zu messen, sondern nur noch zu zählen! Der alternierende Vers wird — bezw. bleibt — das Ideal. Pauls 'Grundgesetz des deutschen Versrhythmus' ist im Grunde nichts anderes als Lachmanns 'wesentlichster Punkt der hochdeutschen Verskunst'.

Was Paul selbst gegen diese Art Silbenzählung gelegentlich geltend macht, das ist nur gefolgert aus der Art, wie sich die einzelnen Lautkörper der Sprache erfahrungsgemäß verhalten (sie sind ungleich und können gedehnt und verkürzt werden). Es bleibt also grundsätzlich auf dem Boden der antiken Betrachtungsweise, die durch Zergliederung des Rhythmizomenons das Taktmaß gewinnt. Nun gibt es aber außer den relativen Quantitäten der einzelnen Lautkörper auch noch etwas Quantitatives zwischen den Lautkörpern: Pausen. Wir sind z. B. nicht gezwungen, in dem Verse

| Habe nun | , ach! | Philoso | phie

das ach! so lange auszuhalten, daß es den ganzen Takt füllt. Wir werden dies sogar fast niemals tun; vielmehr füllen wir das Fehlende durch eine Pause aus. In dem Verspaar

Wer nicht | liebt | Wein, | Weib, Ge | sang,
der | bleibt ein | Narr sein | Leben | lang

unterscheidet sich der erste Vers vom zweiten unter anderem durch seine deutlicheren Pausen, durch das scharfe Heraustreten der einzelnen aufgezählten Güter. Metrische Pausen spielen überall dort eine Rolle, wo leichter gefüllte Takte neben schwerer gefüllten stehen, ohne daß Sinnesnachdruck Dehnung fordert oder gestattet. Dies ist z. B. oft der Fall bei den vielberufenen 'Trochäen' im deutschen Hexameter. Entsprechend der Verteilung der Ikten, der Dehnungen

---

1) Paul S. 63f. Wie verträgt sich damit die Rechtfertigung der mehrsilbigen Senkungen bei Otfried (S. 23. 32f.) und der antikisierenden Verse mit ungleich gefüllten Takten (S. 57f. vgl. 61f.)?

2) Wie denn auch Paul S. 3 ruhig davon spricht, daß die 'normale Dauer einer Silbe' als metrisches Normalmaß dienen könne. Dem widerspricht S. 11!

und Verkürzungen dienen auch die Pausen dazu, eine Ausdrucksform der natürlichen Rede zu bewahren und in ihrer Wirkung zu steigern. Der Schlußvers des 'Tauchers' pausiert sogar eine seiner Hebungen — die zweite, und eben das macht ihn ausdrucksvoll und eindrucksvoll zugleich. Es sind ja nicht einzelne Wörter, die der Vers verarbeiten soll, sondern lebendige Sprache. Die Dichtkunst ist etwas anderes, als was früher die Schüler in der Lateinstunde trieben, wenn sie lernten Hexameter zu bauen. Das sollten auch die Metriker beherzigen!

Die Dichter werden es von selbst beherzigen. Aber auch sie hängen ab von dem, was sie gelernt haben und gewohnt geworden sind; auch sie können durch die Schule gehemmt oder geweckt werden. Das bedeutet eine Verantwortung für den Lehrer des Deutschen. Er muß sich fragen, auf welcher Seite sein Platz ist, bei Minckwitz oder bei Goethe; ob er in lateinischen oder deutschen Versbau einführen will.

Einstweilen aber dürfen wir hoffen auf den Geist der Stunde. Schon einmal hat ein großer Krieg die volkstümlichen Quellen unserer Dichtung stärker fließen lassen.[1]) Auch jetzt fehlt es nicht an verheißungsvollen Ansätzen in diesem Sinne. Mögen sie wachsen und sich klären!

Richard Wagner und der deutsche Unterricht.

Von **Julius Sey** in Posen.

Der Aufsatz von Robert Petsch über die Nibelungensage als Lehrstoff des Deutschen spricht sich auch für eine Verwendung des Ringes des Nibelungen von Richard Wagner auf der Stufe der Obersekunda aus, womit er schwerlich den Beifall sämtlicher Fachgenossen finden wird. Allerdings bildet die Behandlung des Epos auf der erwähnten Stufe die beste Gelegenheit, den Schüler mit Richard Wagner bekannt zu machen. Doch genügt dazu unseres Erachtens eine Unterrichtsstunde, und zwar geschieht es am besten durch den im Lesebuch von Evers und Walz abgedruckten Aufsatz von Hermann Kretzschmar, wobei besonders das über die Leitmotive Gesagte hervorzuheben ist.[2]) Dagegen lassen sich gegen die Lektüre des Textes verschiedene Bedenken geltend machen.

Zunächst liegt sie durchaus nicht im Sinne des Schöpfers selbst. Wenn er sagt: „In dem von der Musik verklärten Drama wird erst das Volk sich und jede Kunst veredelt und verschönt wiederfinden", so meint er doch damit, daß die Musik die Hauptsache ist. Nun ist es freilich sehr fraglich, ob das Drama, nach unserer Vorstellung die höchste und vollendetste Gattung der Kunst, durch eine andere Kunst gehoben werden kann, zumal durch eine tiefer stehende, die lediglich das Reich des Gefühls beherrscht. Dennoch wäre

1) Vgl. Susanne Engelmann, Der Einfluß des Volksliedes auf die Lyrik der Befreiungskriege, Heidelberger Diss. 1909.

2) Als bequemstes Hilfsmittel für die Vorbereitung auf Wagnersche Opern ist außer den Erläuterungen von Chop in Reclams Universalbibliothek die im Globusverlag in Berlin erschienene Gesamtausgabe von Wagners Musikdramen von Edmund Kühn zu empfehlen. Hier sind die Motive im Texte bezeichnet und im Anhang durch Noten wiedergegeben (im „Ring" 52!).

es genau so verkehrt, jemandem von Wagners Bedeutung durch seine Operntexte eine Vorstellung zu machen, als wenn man ihm eine solche von Makarts Gemälden durch Photographien beibringen wollte.

Auch Petschs Behauptung von dem „hohen dichterischen Gehalt und der erstaunlichen Kraft der Charakteristik", die uns an Wagners Gestalten fesseln sollen, will uns nicht einleuchten. Die wortkarge Darstellung der Edda soll hier Farbe gewonnen haben. Was sagt aber Nietzsche? Er spricht von einer „Neubeseelung dieser skandinavischen Untiere mit einem Durst nach verzückter Sinnlichkeit und Entsinnlichung" (Werke VIII, 191 f.). Wer von beiden der Wahrheit näherkommt, werden wir gleich sehen. Zunächst aber möchten wir unsere Bedenken dagegen aussprechen, den Schüler, wie Petsch es will, nur mit Bruchstücken, z. B. dem ersten Aufzug des „Siegfried" und einigen Szenen aus dem „Rheingold" und der „Götterdämmerung" bekannt zu machen. Wenn auch dem ersten Aufzug des „Siegfried" eine gewisse Frische und Natürlichkeit eigen ist, so wirkt es doch nicht gerade poetisch, wenn Siegfried den „alten, albernen Alp" Mime anredet: „Deinen Sudel sauf allein", und geradezu komisch, wenn er ihn fragt: „Du machtest wohl gar ohne Mutter mich?" Liegt nicht da der Gedanke nahe, daß die Schüler, die ja für nichts mehr Sinn haben als für das Komische, nun in dem ganzen Drama förmlich Jagd auf solche Stellen machen, was ja ein sehr billiges Vergnügen ist?[1])

Noch schlimmer ist es, daß manche Stellen geradezu eine sittliche Gefahr für die Jugend bilden. Ich denke dabei zuerst an den Schluß des ersten Aktes der „Walküre", wo sich Siegmund und Siegelinde, obgleich sie sich als Bruder und Schwester erkennen, was in der Edda nicht der Fall ist, „mit wütender Glut" in die Arme stürzen. Über die szenische Bemerkung: „Der Vorhang fällt schnell" äußerte schon Schopenhauer: „Es war die höchste Zeit." Hat dann aber Nietzsche mit dem oben erwähnten Urteil unrecht? Solche sinnlichen Szenen, bei denen es nie ohne das Wort „Brunst" abgeht, begegnen auch im „Rheingold" und im „Siegfried". Dort ist es Alberich, der halb komisch, halb ekelhaft als „haariger, höckriger Geck" die Rheintöchter zu erhaschen sucht, hier Siegfried, der beim Anblick der vor ihm liegenden Brunhilde nicht Worte genug für seinen Liebestaumel finden kann. Das erotische Moment nimmt beiläufig bemerkt auch in Wagners Musik einen sehr breiten Raum ein, und nur ihm haben „Tannhäuser" und „Tristan", den ja Wagner unter allen seinen Werken am höchsten stellte, ihren Erfolg zu verdanken. Die Verschmelzung von Sinnlichkeit und Mystik, gesteigert durch allerlei szenisches Brimborium (Klingsors Zauberschloß, tropische Vegetation, Blumenmädchen, den elektrisch erglühenden Gral), verschafften ihm schließlich im „Parsifal" die höchsten Triumphe.

Erscheint somit der poetische Gehalt der Wagnerschen Schöpfungen trotz einiger Stellen von hohem Schwunge, die aber wie Oasen in einer Wüste wirken, recht fraglich, so kann von einer erstaunlichen Kraft der Charakteristik noch weniger die Rede sein. Wo findet sich in dem ganzen Drama eine Gestalt, die auch nur entfernt an den Hagen des Nibelungenliedes heranreichte? War es schon ein Mißgriff Wagners, daß er die germanischen Götter auf die Bühne brachte, so wird er dadurch noch vergrößert, daß der höchste von ihnen, Wotan, als ein überaus kläglicher Geselle erscheint, der die im Hinblick auf sein Pantoffelheldentum freilich sehr richtige Bemerkung macht, er sei der „Traurigste von allen". Von einer planmäßigen Charakterzeichnung kann bei Wagner schon deshalb nicht die Rede sein, weil er seine Dramen rückwärts und oft mit Rücksicht auf die Musik konstruierte. Daher sagt Nietzsche (a. a. O. S. 29): „Er beginnt mit dem dritten Akte, er beweist sich sein Werk mit dessen letzter Wirkung. Mit einem solchen Theaterverstande als Führer ist man nicht in Gefahr, unversehens ein Drama zu schaffen

1) Vgl. Paul Lindau, Nüchterne Briefe aus Bayreuth, Breslau 1876, S. 40.

Das Drama verlangt die harte Logik: aber was lag Wagnern überhaupt an der Logik!" Genauer weist dies Emil Ludwig in seinem sehr lesenswerten[1]) Buche: Wagner oder die Entzauberten, Berlin 1913, S. 214 ff. nach. Wedel hatte daher völlig recht, wenn er kürzlich in dieser Zeitschrift S. 238 am Schluß seines Aufsatzes über „Tristan" behauptete, Wagner gehöre nicht in die deutsche Literaturgeschichte, sondern in die Musikgeschichte.[2])

Kunst und Kunstgeschichte in der Schule.

Von **Heinrich Leiling** in Saargemünd.

Im Januarheft dieser Zeitschrift tritt Privatdozent Dr. V. C. Habicht in nicht ausdrücklich betonter Übereinstimmung mit den letzten Forderungen des Germanistenverbandes für einen lehrplanmäßig von einem Fachmann gegebenen Unterricht in der deutschen Kunstgeschichte ein. Gewiß ist diese Forderung im Kerne berechtigt; um so mehr ist es zu bedauern, daß sie im Zusammenhang mit Behauptungen erscheint, die leicht zu Mißverständnissen Anlaß geben könnten. Nach dem Verfasser hat die Überwindung der „ästhetischen, mit Recht scheel angesehenen Betrachtungsweisen" die Bahn frei gemacht für die Betrachtung der Kunstwerke als „geschichtlicher Denkmäler von größtem Werte". Es war ja zu erwarten und ist auch begreiflich, daß in diesen hohen Zeiten weltgeschichtlichen Werdens auch auf entfernteren Gebieten die geschichtliche Betrachtungsweise sich in den Vordergrund drängt. Wir müssen uns aber hüten, daß wir mit einem aus der augenblicklichen Stimmung heraus geforderten Fortschritte keinen Rückschritt machen. Wir erinnern uns der Literaturgeschichte alten Stils: das war geschichtliche Betrachtung einer Kunst, und sie führte uns an der Kunst vorbei zum Notizenkram, gab uns jedenfalls nicht, was doch der Verfasser von dem kunstgeschichtlichen Unterricht erwartet: „eine Vorstellung von den Ewigkeitswerten" der deutschen Dichtkunst. Wie sollte auch die geschichtliche Betrachtung dies geben können? Sie stellt doch nur die Wirkung der Werke in der Zeit fest, und diese Wirkung ist allein der selbstherrliche Maßstab für ihre Auswahl. Von sich aus hat die Geschichte keine anderen Kriterien, und wenn die Kunstgeschichte andere Werturteile enthält, so sind sie entlehnt, und zwar von der Kunstwissenschaft, gefunden durch die ästhetische Betrachtung der Kunstwerke. Nur sie kann uns den eigenen, zeitlosen Wert des Kunstwerkes lehren. Aus jenem Satz des Verfassers erhebt sich also die Frage: Soll das Kunstwerk in der Schule als Werk der Kunst oder als geschichtliches Denkmal einer Zeit, als künstlerischer Wert mit seinem ganzen Lebensreichtum oder als geschichtliche Tatsache mit dem Gefolge bestimmmter Schlüsse betrachtet werden? Es kann doch ernstlich kein Zweifel sein, was das erste ist, und wir können die Frage ohne Bedenken dahin beantworten: Das Dilemma besteht nicht zu Recht. Jedes Kunstwerk, sei es Dichtung oder Gemälde usw., muß zunächst aus sich erfaßt, d. h. ästhetisch betrachtet werden, dann kann es auch als Glied einer bestimmten Kausalkette in seiner geschichtlichen Bedeutung gewürdigt werden. Nur

1) Dies gilt auch für die Beurteilung von Wagners Persönlichkeit, wozu sich Herbert Eulenbergs stimmungsvolle Schilderung in seinen Neuen Bildern, Berlin 1912, S. 352 vergleichen läßt.

2) Wir bringen diese Ausführungen, um auch die andere Ansicht zu **Worte kommen** zu lassen, bitten aber, darauf nicht wieder zu Wagners Gunsten zu antworten. Hofft.

wenn die ästhetische Betrachtung den Schüler den unvergänglichen Wert des Kunstwerkes hat erkennen und erfühlen lassen, nur dann kann die geschichtliche Unterweisung in ihm den wohlbegründeten Stolz und die wurzelechte Liebe wecken zu dem Lande, das so Hehres hervorgebracht hat. Andernfalls muß er die hohen Worte des Lehrers zum Preise des Werkes auf Treu und Glauben hinnehmen. Die geschichtliche Betrachtung folgt also der ästhetischen, kann sie aber keineswegs ersetzen.

Der Verfasser fordert für die Kunstgeschichte eine Wochenstunde der Prima und — als Voraussetzung — Platz in der Prüfungsordnung für das höhere Lehramt. Zunächst ist es recht bedenklich, in Prima ein neues Fach einzuführen. Deutsch, Erdkunde, Geschichte haben neue Forderungen angemeldet, die Jugendwehr hat die freien Stunden mit Beschlag belegt, da erscheint diese Forderung von vornherein wenig aussichtsreich. Dazu tritt dieses neue Fach verhältnismäßig unvermittelt und unvorbereitet auf. Es ist aber oberster Grundsatz in der Schule: anknüpfen! Von allen Künsten hat bisher nur die Dichtkunst in den höheren Schulen Heimatrecht erworben. Sie wird auch fernerhin, nicht bloß aus diesem geschichtlichen Grunde, an erster Stelle stehen. Dichtungen sind Wort-, Lautkunstwerke, Phantasiekunstwerke, aus demselben Stoff gebildet, den das Kind wie der Mann, der Arme wie der Reiche in jeder Stunde seines Lebens bearbeitet, formend und gestaltend verwendet. Es ist das ganz anders als bei der Malerei, Bild- oder Baukunst. Wenn der Knabe in Kummer oder Freude oder leidenschaftlicher Erregung seine Gefühle in Worte zu fassen sucht, so tut er etwas dem lyrischen Schaffen des Dichters ganz Entsprechendes. Wenn er in lebhafter Teilnahme ein Ereignis erzählt, so ist seine Leistung nur dem Grade nach verschieden von der schöpferischen Sprachgestaltung des Epikers. Deswegen ist gerade die Dichtung die Kunst, die dem Verständnis der Jugend am zugänglichsten ist und am leichtesten zugänglich gemacht werden kann. Es wäre daher zu verstehen, daß die bildende Kunst erst später in den Gesichtskreis des Schülers gebracht wird. Trotzdem halte ich es für verfehlt. Wir können ja an die frühesten Kindheitserlebnisse anknüpfen. Die Kinder haben schon einen Anfang, wenn sie zu uns in die Schule kommen: das Bilderbuch. Dieses führt ihnen zunächst in ganz unkünstlerischer Absicht, wenn auch heute oft mit nicht ganz unkünstlerischen Mitteln, Dinge ihrer Umgebung vor Augen. Wir werden ihnen nun Kunstwerke zeigen, die sie wie bisher mit rein stofflichem Interesse betrachten werden, keine Bilderbücher, aber ihre Lesebücher mit Bildern zum Text, dann auch zwischenhinein Bilder ohne Worte. Überhaupt ist es für die Bilderbetrachtung um so günstiger, je mehr sich die Kleinen vom gedruckten Wort frei fühlen. Wenn im Buch z. B. nur das Bild von Ludwig Richter vom Däumling ist, und der Lehrer erzählt nun den Schülern die Geschichte von dem Knirps, so werden die Kinder in Wonne schwelgen, dabei aber auch den Bildinhalt mit vollem Herzen erleben lernen. Für diese Bildbetrachtung kommen vor allem erzählende, inhaltlich bestimmte und betonte Bilder in Frage etwa von Schwind, Richter, Spekter, Vogeler usw. Auch die religiösen Bilder gehören hierher. Unter diesen Bildern, die gern an Mädchenschulen geschenkt werden, ist so viel bedauerlicher süßlicher Kitsch — bei uns vielfach französischen Ursprungs —, daß eine Abhilfe dringend not tut.

Das sind dann schon vom Buch losgelöste Bilder. Die Kinder haben sie sehr gern. Mit welchem Eifer sammeln sie Schokolade-, Maggibilder! Was kann die Schule

dagegen tun? Sie soll ihnen den Geschmack daran verderben durch gute Bilder, gute Bilder im Buch, aber auch an den Wänden des Schulsaales. Viele Kinder sind ja schon von zu Hause an solche Bilder gewöhnt. Oft verweilte der neugierige Kinderblick auf den Gestalten und Landschaften solcher Bilder. Da knüpfen wir an mit dem Unterschied, daß wir methodisch nach Erfahrungs- und Lehrstoff die Bilder auswählen, während zu Hause mehr der Zufall herrschte. Der Kunstwart, die Verlage Teubner, Voigtländer, H. A. Wiechmann u. a. bieten reiche und schöne Auswahl. Fast jeder Unterricht, Geschichte wie Deutsch, Erdkunde wie Naturkunde kann aus diesen Bilderquellen schöpfen. Ganz besonders empfiehlt sich die Verwendung solcher Bilder im Religionsunterricht. Wir haben eine große Anzahl so herzlich und innig empfundener religiöser Darstellungen, daß wir unsern Bedarf aus eigenen Mitteln bestreiten können, wir brauchen keine fremden Bilder mehr. Nirgends findet der Deutsche sein Verhältnis zu Gott so aus gleichem, persönlichem Erleben ohne außerreligiöse Absichten, so schlicht und einfach geoffenbart als in unsern Bildern aus der Bibel. Die vornehmen Madonnen der italienischen Renaissance bleiben unserm Herzen doch fremd; wir können zu ihnen aufsehen in schwärmerischer Verehrung, mit kindlichem Gefühl aber nahen wir uns der Heilandsmutter unserer deutschen Meister. Wenn wir sehen, wie sie bei Uhde sich am Arme Josephs mühsam zur Herberge schleppt, wie sie bei Rudolph Schäfer müde in das Stroh ihres ärmlichen Lagers im Stalle zurücksinkt voll ernsten Glückes über das Büblein in der Krippe, wie sie bei Dürer dem Kleinen die Brust reicht und bei Hans Baldung Grien unter einem deutschen Tannenbaum ausruht, da leben wir von selbst innerlich ihr Schicksal mit, bedrückt und beseligt wie sie, denn sie ist unser in diesen Bildern.

Solche Bilder müßten also den Kindern in Wechselrahmen gezeigt werden. Es braucht nicht immer weitläufig erklärt zu werden; sie sollten sich manchmal selbst ihr Verslein dazu machen müssen oder dürfen. Die Hauptsache ist, daß sie daran gewöhnt werden, gute Bilder um sich zu haben. Und die Namen der Meister sind dann für sie kein leerer Schall. Allmählich gehen wir von den erzählenden zu den reinen Stimmungsbildern über, d. h. die andern begleiten den Lehrstoff bis in die obersten Klassen, aber daneben treten nun Landschaften mit Personen, später ohne solche am besten im Zusammenhang mit lyrischen Gedichten, z. B. Robert Haugs Morgenrot mit dem Gedicht von W. Hauff, Ludwig Fahrenkrogs: Der Väter Land mit dem Gedicht „Abschied“ von Th. Storm, oder G. v. Volkmanns: Frühling auf der Weide mit Uhlands Gedicht: Schäfers Sonntagslied usw. Spielend werden sie den Übergang vom Epischen zum Lyrischen machen. Während die andern Bilder in nahe Verbindung treten zur Sage, Geschichte, Religion, können sich die Landschafts- und Städtebilder leicht an die Erd-, besonders die Heimatkunde anschließen. Das Naturgefühl vertieft und bereichert das Heimatgefühl. Der Sinn für die Schönheit der Natur erwacht anderseits natürlicherweise zuerst an der Heimat, am deutschen Land.

So begleiten diese Bilder die Schüler in die mittleren und oberen Klassen. Zuerst tragen wir Sorge, daß die Stimmung empfunden, daß die Bedeutung erkannt wird. Allmählich geht man dazu über, auch die formalen künstlerischen Eigenschaften aufzuzeigen. Komposition, Farbigkeit werden jetzt beobachtet. Der Zeichenunterricht wird inzwischen das Auge für diese Dinge geschärft haben. Dann und wann

kann man zu dem gerade besprochenen Bilde auch andere desselben Meisters heranziehen und damit allmählich das kunstgeschichtliche Interesse, vorläufig auf biographischer Grundlage, erwecken. Der vom Verfasser für die Prima geforderte Unterricht in der Kunstgeschichte könnte sich dann auf eine sichere Grundlage stützen, könnte auf die in der kurzen Zeit notgedrungen oberflächliche ästhetische Begründung mancher Urteile verzichten und die einzelnen, zum großen Teil nun bekannten Bilder und Künstler in die kunstgeschichtliche Entwicklung einreihen und schließlich den kulturgeschichtlichen Zusammenhang aller Äußerungen eines Zeitalters aufweisen.

Zu der Frage des kunstgeschichtlichen Unterrichts.

Von **Theodor Hoenes** in Saarbrücken.

Der Aufsatz von V. J. Habicht in der Januar-Nummer der Zeitschrift für den deutschen Unterricht fordert unsere lebhafte Zustimmung heraus, veranlaßt aber auch einige Bedenken. Der Verfasser hat ganz gewiß damit recht, daß wir uns mehr um die Kunst in der Schule und ganz besonders um die deutsche Kunst kümmern müssen, die im früheren Gymnasialunterricht doch völlig hinter der antiken zurücktreten mußte. Und es darf wohl auch einmal der Blick darauf gerichtet werden, wie außerordentlich bescheiden die Ansprüche der modernen Gesellschaft auf Bildung in dieser Hinsicht sind. Diese Ansprüche sind auf ein rein philologisches Minimum zusammengeschrumpft: von Sprachen, alten oder neuen, muß einer allenfalls ein bißchen etwas wissen, wenn er als „gebildet" gelten will, in Kunstsachen darf er sich ruhig als Barbar bekennen. Man vergleiche diese Zustände einmal mit denen des 18. Jahrhunderts, das von einem „Cavalier" sehr bestimmt eine gewisse künstlerische Bildung verlangte.

Ganz gewiß ist es auch verkehrt, diesen Unterricht durch Zeichenlehrer oder Zeichenlehrerinnen erteilen zu lassen. Es fehlt ihnen naturgemäß — Ausnahmen zugegeben! — an dem geistigen Überblick über den Stoff, dem sie sich nur von der technischen Seite her genähert haben. Es ist ähnlich verfehlt, Maler zu Galeriedirektoren zu machen! Die Behörden kamen wohl zu dieser Bestimmung von dem Gedanken aus, daß dem Philologen jede Fähigkeit abgehe, über künstlerische — also sinnliche — Werte zu reden. Sicher zum Teil mit Recht. Damit stehen wir vor der Frage, *wer* den Unterricht geben soll. Akademische Kräfte, wie Habicht vorschlägt, sind doch nur in ganz wenigen Städten zu haben, und den Lehrern wird es auch nicht immer zusagen, dabei die Rolle von Repetitoren zu spielen. Natürlich werden wir gerne das reiche Wissen der Fachmänner in den Dienst der Schule stellen und gerne auch selber mitweilen lernen, aber ich meine, es ist doch eine Ehrenpflicht sowohl des Deutschlehrers wie des Historikers, sich auf diesem Gebiet selbst eine solche Bildung anzueignen, daß er seinen Schülern *etwas* bieten kann. *Einer* müßte sich doch mindestens in einem Kollegium finden, der diesen Unterricht erteilen könnte. Schwere Bedenken habe ich aber gegen eine in Kunstgeschichte zu erwerbende facultas docendi Wehe, wenn diese in die falschen Hände kommt. Hier könnte unendlich viel verdorben werden. Dies schöne Gebiet sollte jedenfalls einstweilen für Lehrer und Schüler ein Gebiet des Freiwilligen, nicht durch Examina usw. Eingeschnürten bleiben.

Bedenken habe ich auch dagegen, daß die ästhetische Betrachtungsweise nun ganz überwunden sein soll. Meines Erachtens kann ein Kunstwerk zunächst überhaupt nur ästhetisch betrachtet werden. Die Einstellung in die historische Reihenfolge kommt dann als Zweites. Es ist ein Fehler, daß wir immer nur Kunst*geschichte* treiben. Nach

meiner Erfahrung ist es das fruchtbarste, zuerst ungeschichtliche „Übungen in der Betrachtung von Kunstwerken" zu veranstalten, um den Schüler überhaupt zum Sehen formaler Werte zu erziehen. Wir sind es Alfred Lichtwark wirklich schuldig, seine Hinweise, die er uns in seinem bekannten Buche gegeben hat, nicht zu übersehen. Habicht denkt vielleicht zu wenig daran, wie unfähig der Deutsche der Gegenwart, auch der deutsche Schüler, noch ist, wirklich das zu sehen, worauf es in der Kunst ankommt. Im deutschen Unterricht sind wir glücklich von dem Fehler losgekommen, von vornherein Literaturgeschichte treiben zu wollen. Wir lehren den Schüler vielmehr, sich in das einzelne Werk zu vertiefen. Denselben Anspruch kann aber auch das Werk der bildenden Kunst machen. Diese vertiefende Betrachtungsweise kommt aber meines Erachtens immer zu kurz, wenn man gleich mit kunstgeschichtlichem Unterricht beginnt. Wir wollen die Fehler, die wir im Literaturunterricht überwunden haben, nun nicht im Kunstunterricht wiederholen. Nach meinen Erfahrungen hat sich die vergleichende Methode, wie sie z. B. Paul Brandt in „Sehen und Erkennen"[1]) übt, besonders bewährt. Auch in Werke der Fachwissenschaft hat sie ja neuerdings Eingang gefunden, wie in Karl Dolls „vergleichende Gemäldestudien" und in Fritz Burgers „Handbuch der Kunstwissenschaft".

Wenn Habicht mit seiner Wendung gegen die ästhetische Betrachtungsweise das ästhetisierende Geschwätz meint, wie es sich in der alten „höheren" Töchterschule nur gar zu breit machte, so kann man ihm nur zustimmen. Strengste Sachlichkeit ist hier unbedingte Pflicht.

Wenn ein solcher Unterbau gelegt ist, dann kann die kunstgeschichtliche Betrachtungsweise in ihr Recht treten, vom Heimatlichen ausgehend, wie Habicht mit Recht betont, namentlich auch das Bauern- und Bürgerhaus nicht vergessend, das immer noch ein Stiefkind der Kunstgeschichte ist. Wir brauchten also in erster Linie eine Einführung in das Wesen der bildenden Kunst, eine Anleitung zum Sehen[2]), und zweitens einen Wegweiser — ich vermeide das Wort Leitfaden absichtlich! — für die deutsche Kunst.

Auch bezüglich der Lehrform möchte ich von Habichts Vorschlag abweichen. Der Vortrag des Lehrers sollte durch gemeinsame Arbeit von Lehrer und Schülern ersetzt werden. Das Lichtbild fordert zu dieser gemeinsamen entwickelnden Arbeit geradezu heraus. Über den bloßen Vortrag müssen wir in der Schule immer mehr hinauskommen.

Es ist gewiß berechtigt, gegen die fortwährende Einführung neuer Fächer in die Schule anzukämpfen. Deshalb dürfen dringende Kulturaufgaben nicht vernachlässigt werden. Daß die bildende Kunst neben der Wortkunst, die gewiß in der Erziehung immer die erste Rolle spielen wird, auch zu ihrem Recht kommt, ist eine berechtigte Forderung der Zeit.

---

1) Breslau, Ferdinand Hirt.

2) Bei dieser Gelegenheit soll auf ein Buch aus österreichischen Schulkreisen aufmerksam gemacht werden: „Einführung in die Betrachtung von Werken der bildenden Kunst" von Luise Potpeschnigg, Wien K.K. Schulbuchhandlung. Die Verfasserin, eine Schülerin Strzygowskis und Leiterin der pädagogischen Abteilung am kunsthistorischen Institut der Universität Wien, behandelt diesen Stoff gründlicher und ausführlicher als die früheren Werke, indem sie die Gedanken Lichtwarks methodisch ausgestaltet. Vielleicht schadet das etwas schwerfällige, aus der Theorie Strzygowskis übernommene System der Kunstbetrachtung etwas der praktischen Verwendung in der Schule. Jedenfalls aber haben wir allen Grund, mit Aufmerksamkeit zu verfolgen, was in Wien unter den Anregungen Strzygowskis auf diesem Gebiet geleistet wird.

Soll der deutsche Aufsatz abgeschafft werden?

Von **Paul Geyer** in Potsdam.

Man hat bekanntlich in Hamburg und Leipzig den bisher an unseren höheren Lehranstalten üblichen deutschen Aufsatz als „Schundliteraten" an den Pranger gestellt und will ihn durch den sogenannten Erlebnis- und Beobachtungsaufsatz ersetzen. Was allein schon gegen diesen Namen, soweit er etwas bezeichnen soll, was für den alten Aufsatz so gut wie gar keine Rolle spiele, und gegen diese Neuerung überhaupt eingewandt werden kann, das glaube ich an anderer Stelle (Berlin 1913, Weidmann) hinlänglich gesagt zu haben. Im letzten Maiheft dieser Zeitschrift geht nun Robert Nagel, k. k. Realschulprofessor in Wien — er ist u. a. auch als Dramatiker und Romanschriftsteller an die Öffentlichkeit getreten —, bis an das Ende der abschüssigen Bahn. Er verwirft den deutschen Aufsatz in Bausch und Bogen, den alten wie den neuen. Auch der Erlebnisaufsatz findet keine Gnade vor seinen Augen, und die Wirkungen, die er von der Anleitung zu steter Selbstbeobachtung und Selbstbespieglung für jugendliche Gemüter erwartet, erscheinen ihm fast noch bedenklicher als mir selbst. Aber die Abneigung gegen den alten Schulaufsatz teilt er mit seinen Vorläufern. Er ist der Meinung, daß er weder als Mittel zum Zweck noch als Selbstzweck irgend etwas tauge: Der Schüler bringt niemals eigene Gedanken, sondern immer bloß die des Lehrers. Der Aufsatz leitet auch nicht zum Denken an. Das kann mündlich viel bequemer und wirksamer geschehen. — Auch eine Erweiterung des Wissens, eine Ergänzung des Lehrstoffs läßt sich auf diesem Wege schwerlich erreichen. — Ebensowenig lohnt der Aufsatz die Mühe, wenn man ihn lediglich als Stilübung betrachtet, als Bildungsmittel für den künftigen Juristen, Arzt usw. Das schriftliche Verfahren wird ja heute immer mehr durch das mündliche verdrängt, im Gerichtswesen z. B. und hoffentlich auch bald in der Verwaltung. Bloß der Berufsredner, der Schriftsteller und Zeitungsschreiber, der Geistliche braucht den höheren Stil, aber den lernt man nicht in der Zwangsjacke des Schulaufsatzes. — Und nun gar der sogenannte freie Aufsatz, mit oder ohne Themenauswahl! Er ist der Tummelplatz für leere, nichtssagende Schaumschlägerei! — Da soll nun von der Fehlerverbesserung alles Heil kommen. Aber es gibt für das Deutsche keine allgemeingültigen Stilgesetze. Richard M. Meyer und Eduard Engel widersprechen sich. Also bleibt die Korrektur des Lehrers immer bloß subjektiv.

Das heißt denn doch das Kind mit dem Bade ausschütten! Daß es schwer ist, den Aufsatz immer so weit vorzubereiten, daß er wie eine reife Frucht vom Baum der Erkenntnis fällt, soll nicht bestritten werden, aber nahezu unmöglich, wie Nagel behauptet, ist es sicher nicht. Erfahrene Lehrer haben das immer fertiggebracht. Der Aufsatz muß eben, je höher die Klassenstufe ist, desto mehr aus dem Vollen heraus, von langer Hand her vorbereitet, befruchtet, sozusagen inspiriert werden. Dabei bleibt für die eigene Denktätigkeit des Schülers sicherlich noch Spielraum genug. Und aus der Tatsache, daß der Stil im tiefsten Grunde individuell ist, wird jeder halbwegs verständige Lehrer doch höchstens den Schluß ziehen, daß er die stilistische Veranlagung des Schülers keineswegs unterdrücken darf. Davon abgesehen

aber gibt es noch Dinge genug, die schlechterdings gegen jeden Stil verstoßen, von der Grammatik gar nicht zu reden. Wenn man eine Auslese von landläufigen Stilwidrigkeiten dem Schüler zur Beurteilung und Berichtigung vorlegt, wie Nagel empfiehlt, so wird das dem Aufsatz ohne Zweifel zugute kommen, kann ihn aber nicht überflüssig machen. Ich habe mich zu dieser Frage schon im Jahrgange 1904, S. 589 bis 591, der „Monatschrift für höhere Schulen" geäußert, und zwar auf eine Aufforderung von Adolf Matthias hin, in dem der deutsche Unterricht leider vor kurzem — allzu früh — den warmherzigsten Anwalt und weisesten Berater verloren hat.

Was soll nun an die Stelle des Aufsatzes treten? Man könnte an die kleinen Klassenarbeiten, die Sacharbeiten denken, die in Preußen eingeführt sind. Hier verlangt man einen sachlichen, klaren Bericht über Dinge, die aus dem Unterricht genau bekannt sind. Aber davon ist gar keine Rede. Die mündlichen Redeübungen sind es, die den Aufsatz ersetzen sollen: Sie erreichen mit künstlerischer Leichtigkeit, gleichsam spielend alle jene Ziele, die der Aufsatz trotz aller Mühe verfehlt. Die ersparte Zeit wird besser zum Erleben ausgenutzt. Wanderungen, Besuch von industriellen Anlagen usw. Und dann heißt es, lebendig darüber reden. Der deutsche Stil wird sich dann von selber einstellen, ein frischer Sprechstil, kein geschraubter Schreibstil.

Das Ei des Kolumbus! Man wird zugeben, daß hier eine in der Tat schwierige Frage im Handumdrehen, geradezu spielend gelöst wird. Aber mag auch der Umsturz zuweilen das einzige sein, was helfen kann, so hat man doch vorher immer gewissenhaft zu prüfen, was hinterher kommt, und ob nicht eine Entwicklung, die sich den Bedürfnissen der Zeit anzupassen sucht, für die Dauer wertvoller ist. Sollten Männer wie Ernst Laas, Rudolf Lehmann, Alfred Biese und Hunderte von anderen, die sich seit Jahrzehnten bei uns und ebensogut in Österreich um den Ausbau des deutschen Aufsatzes bemüht haben, so viel Erfahrung, Wissen und Können an ein Trugbild, ein Nichts verschwendet haben? Credat Iudaeus Apella.

Man hätte gern erfahren, wie die mündlichen Redeübungen vor sich gehen sollen. Von den beiden Stilgattungen der Aufsatzlehre, Bericht (genus historicum) und Erörterung (genus rationale), kann nur die erstere für sie in Betracht kommen, also Erzählung, Beschreibung, Schilderung. Angeborene Redegewandtheit wird sich dabei im besten Lichte zeigen, der schwerfällige, bedächtige Schüler dagegen, der sich schriftlich besser ausdrücken kann als mündlich, wird bei diesen Redeübungen zu kurz kommen. Sie bieten ihm keine Möglichkeit, zu zeigen, was er kann. Anders läge die Sache, wenn hier die „Vorträge" gemeint wären, die in Preußen neben die Aufsätze und Sacharbeiten treten.

Sie werden indessen kaum aus dem Stegreif gehalten werden können, sondern setzen voraus, daß der Vortragende mindestens den Gedankengang vorher schriftlich ausgearbeitet hat. Damit käme aber auch wieder der verpönte Aufsatz durch eine Hintertür in die Schule hinein!

Für die Erörterung aber, die in der „Abhandlung" gipfelt, bietet das mündliche Verfahren keinerlei Ersatz. Eine Anleitung zu wissenschaftlicher, begrifflicher Darstellungsweise, eine Einführung in die Grundbegriffe der Ethik und Ästhetik, etwa im Anschluß an Schiller, kann auf diesem Wege nicht gegeben werden. Eine „Propädeutik" dieser Art erfordert eine Vertiefung, die nur mit der Feder in der Hand

möglich ist. Es ist gewiß gut und nützlich, die Jugend frühzeitig in das Getriebe des Werktages, in die Bedingungen unseres Erwerbslebens hineinschauen zu lassen, aber ich meine, daß es mindestens ebenso notwendig ist, ihr das Verständnis dafür zu erschließen, was nach deutscher Auffassung unter Freiheit, Ehre, Pflicht, Gemeinsinn, Vaterlandsliebe usw. zu verstehen ist. Ein gutes Beispiel dafür liefert G. Soyter in demselben Maiheft, das Nagels Beitrag gebracht hat. Er hat unter Bezugnahme auf Shakespeare und Sudermann den Begriff Ehre, d. h. die praktischen Wirkungen, die sich aus der verschiedenartigen Auslegung des Begriffs für die menschliche Gesellschaft ergeben, in einem Aufsatze behandeln lassen.

Die mündliche Beredsamkeit, die aus den Parlamenten des feindlichen Auslandes zu uns herübertönt, uns Barbaren über wahre Freiheit, Gerechtigkeit und Gesittung belehren will, die kann uns nicht überreden, geschweige denn überzeugen. Aber ein Gutes hat sie. Diese Redeübungen zeigen uns, was von jener — neuerdings auch bei uns so gefeierten — „psychologischen" Logik zu halten ist, die dem Gefühl und der Einbildungskraft die ungeheuerlichsten Verirrungen gestattet und die niedrigsten Triebe in Schutz nimmt. Und da sollten wir — angesichts solcher Erfahrungen — im deutschen Schulaufsatz eins der Mittel aus der Hand geben, durch das die künftigen Führer unseres Volkes zu einer tieferen Lebensauffassung, zum bewußten Streben nach Wahrheit und Klarheit erzogen werden können?

Der deutsche Aufsatz.

Abschaffung oder Neuschaffung?

Von **Josef Heß** in Echternach (Luxbg.).

Im Maiheft dieses Jahrgangs spricht sich Robert Nagel für die bedingungslose Abschaffung des Aufsatzes aus.

Ist aber damit dem Deutschunterricht gedient? Nagel scheut sich anscheinend selber, das Ergebnis einer radikalen Abschaffung bis in die letzten Folgerungen auszumalen, und empfiehlt recht angelegentlich als Ersatz die mündlichen Redeübungen, d. h. er bietet denselben Götzen an, den er eben verbrannte. Denn alles in allem ersetzt er den schriftlichen Aufsatz durch den mündlichen. All den Unzuträglichkeiten, die er im geschriebenen Aufsatz verdammte, muß er hier wiederum einen Platz einräumen. Die Frage ist nur verschoben, nicht gelöst.

Kann die Schule mit dem mündlichen Aufsatz allein auskommen? Auch hier werden die „ganz Dummen, die ganz Faulen" versagen, die Ehrgeizigen aber, die durchaus etwas erlebt haben wollen, schmücken sich auch hier mit fremden Federn. Und „Gemeinplätze" schießen erst recht ins Kraut, weil eine natürliche Scheu den Schüler davon abhält, vor seinen Kameraden aus sich selbst herauszutreten und Eigenes zu bieten. Findet er sich vor dem Lehrer allein, im schriftlichen Aufsatz, so fallen leichter alle Schranken der Zurückhaltung. Ist es ferner denkbar, daß allen Schülern genügend Gelegenheit zu Redeübungen geboten wird, wenn ihnen nur der meist arg beschnittene Zeitraum der Klassenstunden zur Verfügung steht? Die mündlichen Redeübungen sind berechtigt, aber sie sollen keineswegs das geschriebene Wort

vollständig aus dem Lehrplan verdrängen. Beide sollen sich vielmehr ergänzen. Gewiß haben sich die schönrednerischen Floskeln überlebt. Kurz und bündig in Sprache und Schrift, ist heute die Losung. Aber das ist auch eine Kunst, die geübt sein will. Treffend wirkt hier Lessings Wort über einen Brief, der ihm lang geriet, weil, wie er sagte, es ihm an Zeit fehlte, einen kurzen Brief zu schreiben. Kurze, gedrungene Sätze finden unseren Beifall dann, wenn sie, nach Marie v. Ebner-Eschenbachs Definition der Aphorismen, „Schlußglieder langer Gedankenketten" sind. Wie sähe es endlich um die Rechtschreibung aus, wenn das schriftliche Verfahren ausgeschaltet würde? Oder wollte man Diktierübungen als Ersatz vorschlagen?

Eine Reform des Aufsatzes drängt sich freilich auf. Die mangelhafte Ausdrucksfähigkeit der heutigen Gebildeten gehört ins Schuldkonto des fälschlich gehandhabten Aufsatzbetriebes. Die Redeweise unserer Zeit ist wenig differenziert; mit einigen formelhaften Wortverbindungen kommt man aus. Die urwüchsige Freude am Erzählen ging längst verloren. Höchstens ist sie noch in Volkskreisen anzutreffen. Die Gewohnheit, in den früher allgemein üblichen Themenaufsätzen fremde Gedanken in fremder Form auszudrücken, führte dazu, auch eigene Gedanken in entlehnter Form niederzuschreiben. Eigenes Denken und eigene Ausdrucksweise waren vom Bösen; da mußte die Fähigkeit, Eigenes zu bieten, absterben. Hier gilt es, die Hebel anzusetzen. Fort mit den Themenaufsätzen, die die Eigenart ersticken! Eigenart ist das Wichtigste im Leben; soll die Schule, ihrer Mission entsprechend, dem Leben vorarbeiten, so muß sie die Eigenart des Schülers zu entwickeln suchen. Dies geschieht nachdrücklich durch die Anregung der Selbsttätigkeit des Schülers in dem Erlebnisaufsatz.

Dazu empfiehlt sich vor allem eine Einschränkung der Aufsatzzahl. Als unseliges Vermächtnis der schreibseligen Zeit unserer Väter hat sich der wöchentliche oder vierzehntägige Aufsatz an den meisten Klassen unserer mittleren Lehranstalten erhalten, Schülern und Lehrern zur Qual. Dem Schüler soll sein Aufsatz ein Kunstwerk sein, vor dem er in stolzer Schöpferfreude steht. Dieser Schöpfungsprozeß darf sich aber nur zeitweilig vollziehen, weil sonst stoffliche Erschöpfung eintreten dürfte. Als Erlebnis, das für den freien Aufsatz verwendbar ist, gilt, „was sich machtvoll aufdrängt, was unverlierbar haftet". Schaltet man nun von vornherein alles das aus, was für den Aufsatz ungeeignet ist, so bleiben verhältnismäßig wenige Ereignisse im Leben des Schülers, die in obengenanntem Sinne Erlebnisse sind.

Völlig frei darf auch der „freie" Aufsatz nicht sein. Es gilt, einen Rahmen zu schaffen, innerhalb dessen der Schüler sich bewegt. (Wertvolle Anleitung gibt Arno Schmieders Schrift: Der Aufsatzunterricht auf psychologischer Grundlage. Teubner 1916.) Will man vom Themenaufsatz auf den freien Aufsatz überspringen, so erzählt man eine Geschichte zur Hälfte und läßt, mit greifbarem Erfolge, den Schüler dazu die Ergänzung finden. Oder man gibt Vorfälle aus dem Beobachtungskreis der Schüler auf zur Bearbeitung in enger Anlehnung an gute Muster neuerer Schriftsteller. Immer aber fordere man nur, was der Schüler aus eigener Anschauung beherrschen muß.

Namentlich — und das wird gemeinhin zu wenig in Betracht gezogen — fördert die Pflege des freien Erlebnisaufsatzes das Verständnis der Dichterwerke. Indem der Schüler sich selber einem Stoffe gegenübersieht, den er bearbeiten soll, wird es

ihm ermöglicht, für die sprachlichen und gedanklichen Feinheiten der Dichtererzeugnisse die richtige Wertschätzung zu finden.

„Wer nie ein Stück Poet gewesen,
Wie dräng' er in den Geist des Dichters ein?
Mit Shakespeare Äschylus zu lesen
Müßt eine herrliche Sache sein."

Aufsatz und Lektüre werden sich gegenseitig befruchten, wenn die Lektüre sich stofflich eng an den Aufsatzunterricht anschließt. So tritt derselbe Stoff, an dem der Schüler sein Können erprobt hat, ihm im sorglich gewählten Lesestück als vervollkommnetes Muster entgegen. Die Klippen, an denen der Schüler scheiterte, hat des Dichters Schöpfersinn überwunden. Insofern mag der freie Erlebnisaufsatz eine Ergänzung des Lesestoffes bedeuten.

Neuschaffung also, nicht Abschaffung! Damit der Aufsatz werde, was jeder Lehrgegenstand sein sollte: Lehrern und Schülern ein Bedürfnis und eine Freude.

Eine Goethe-Erinnerung.

Von **Hans Merian-Genast** in Weimar.

Die Frankfurter Zeitung brachte im Herbst 1916 einen auch für den Lehrer des Deutschen lesenswerten Aufsatz von Hierl über Sprachgeist und Schule. Hier wird auf die Schwierigkeit der Stilbildung durch den Unterricht hingewiesen und unter anderem an eine seiner wundesten Stellen gerührt, an den deutschen Aufsatz.

Dasselbe tut übrigens Ernst Tröltsch in seinem höchst lehrreichen Vortrag: Humanismus und Nationalismus. Berlin 1917, Weidmann. Dieses Schriftchen könnte auch den unbedingten Anhängern der alten humanistischen Schulform gründlich die Augen darüber öffnen, welche Wege die wahre Neugestaltung des höheren Unterrichts zu gehen hat. Auch wir Germanisten können sehr viel von diesem genauen Kenner deutscher Geistesentwicklung lernen.

Wenn Hierl freilich als Zwangsfach für die Schule der Zukunft nur eine „gewisse Kenntnis unserer Sprache und unseres Schrifttums" fordert, so erscheint uns das ein allzu „holdes Bescheiden". Das aber, was er über die echte Stilbildung sagt, weckt die Erinnerung an eine Mitteilung Berthold Litzmanns in seinen Hochstiftvorlesungen des Jahres 1900 in Frankfurt a. M. Der Bonner Germanist erzählte da von einem meines Wissens wenig bekannten Erlebnis des Jenaer Orientalisten Stickel; er hatte es aus dessen eigenem Munde gehört. Stickel, der über „drei Menschenalter gesehen" hat, war es übrigens auch, der Bismarck in den unvergeßlichen Julitagen 1892 mit den Worten begrüßte: „Ich habe Napoleon I. noch gesehen, Deutschland im Zustand tiefster Erniedrigung. Ich habe Goethe gekannt und damit Deutschland auf der Höhe der literarischen Entwicklung und sehe nun in Ew. Durchlaucht den, der unser Vaterland auf den Gipfel politischer Entwicklung gehoben hat."

Dieser Gelehrte also erzählte, er habe Goethen einmal gefragt, wie es Exzellenz eigentlich angefangen hätte, einen so „schönen Stil" zu schreiben. „Das ist ganz einfach", lautete die Antwort. „Ich habe die Gegenstände ruhig auf mich wirken lassen und dann nach dem bezeichnendsten Ausdruck dafür gesucht."

Literaturbericht.

Der deutsche Unterricht der Zukunft.

Von **Walther Hofstaetter** in Dresden.

Jetzt über die Entwicklung des deutschen Unterrichts zu berichten, ist eine Freude. Allenthalben regt sich das Verständnis für seine Bedeutung und für die Notwendigkeit seiner Erweiterung, und zugleich arbeiten erfahrene Männer mit glücklichstem Erfolg an seinem inneren Ausbau. Wenden wir uns zuerst ihnen zu.

Thomas Lenschau faßt den deutschen Unterricht als Kulturkunde.[1]) Mögen auch andere Fächer zum Verständnis der deutschen Kultur beitragen, die Hauptarbeit fällt dem Deutschen zu. Denn auch die Geschichte beschränke sich auf politische, Verfassungs- und Wirtschaftsgeschichte, habe aber die Kulturgeschichte dem Deutschen zu überlassen. So hat dieses die Erscheinungen des religiösen, literarischen und Kunstlebens, die Entwicklung des Rechts und der Sitte zu überblicken. Dazu ist es notwendig, die Vorbildung der Deutschlehrer zu vertiefen. Aber schon jetzt ist das Ziel zu erreichen durch geeignete Fortbildung der gegenwärtigen Lehrerschaft, und „noch nie ist im Unterrichtswesen eine Neuerung daran gescheitert, daß nicht genügend ausgebildete Kräfte zu ihrer Durchführung vorhanden waren. Auch hier gilt das Wort: Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg."

In den Dienst der Kulturkunde stellt Lenschau also alle Zweige des deutschen Unterrichts. Zunächst die Grammatik (sie ist nirgends als Grundlage für die Fremdsprachen zu behandeln): im Bau der Sprache, in der Art der Wortbildung, in den Namen, den Sprichwörtern und Redensarten — überall gilt es deutsche Kulturentwicklung aufzuzeigen. Ebenso in der Lektüre: da hat zunächst das Lesebuch entschieden die kulturkundlichen Stoffe zu bevorzugen, dazu tritt in U III das Nibelungenlied, um das sich nun Stoffe des Mittelalters reihen, für O III setzt Lenschau Tell, Götz, zeitgenössische Lebensbeschreibungen und Abschnitte aus Freytag usw. ein. Für die U II bleibt nun die Zeit der Gegenreformation: also Egmont, auch Wallenstein, zur Ergänzung Simplizissimus, Freytag, Ricarda Huch und geistliche Dichtungen. So haben wir vom Märchen in Sexta bis zum Simplizissimus in U II die ganze Zeit bis Ende des 17. Jahrhunderts einmal überblickt. Den Oberklassen bleibt nun die Vertiefung. Die O II liest das Nibelungenlied, dazu Hebbel, Wagner, Ibsen — alles vom kulturkundlichen Standpunkt aus, dann kurz Walther und die Minnedichtung, bespricht eingehend das Märchen und führt die Literaturgeschichte bis ins 18. Jahrhundert herab. Die U I zeigt im Wechsel von Literaturgeschichte und Lektüre den religiösen Aufschwung von Klopstock bis Goethe, die Umwälzung in Lyrik und Drama und den Aufstieg in den politisch-sozialen Fragen (Lessing, Schiller) und den Klassizismus bis zu Schillers Tod. Die O I endlich verfolgt die Entwicklung von der Romantik bis zur Gegenwart.

Wie dies alles zu behandeln ist, wird anregend gezeigt, wir finden feine Worte über das Märchen, über die Besprechung von Lessing, dessen Laokoon z. B. nur nach der Seite der Form zu würdigen sei, über Herder u. a. Weiter zeigt Lenschau, daß es in der Literaturgeschichte ohne große zusammenfassende Überblicke über einzelne Zeiten nicht abgehe, und entwirft dafür einen genauen Plan unter steter Berücksichtigung der gleichzeitigen Kunst und Musik.

Endlich stellt er — nach klug abwägender Kritik der gegenwärtigen Aufsatzbestrebungen — auch den Aufsatz von O III ab in den Dienst der Kulturkunde und zeigt, wie immer tiefere Aufgaben daraus bis in die obersten Klassen erwachsen.

Lenschaus Arbeit ist etwas prachtvoll Geschlossenes und Anregendes. Freilich sieht er alles nur von dem einen Gesichtspunkt aus: so wenn er an den ältesten Literaturdenkmälern, am höfischen Epos, an den Mystikern allzu rasch vorübergeht, wenn er die literargeschichtlichen Durchblicke rein geschichtlich gibt, so daß freilich jede Zeit gut gekennzeichnet, nie aber die Entwicklung einer Bewegung, eines Stoffes durch die Jahrhunderte verfolgt wird.

---

1) Thomas Lenschau, Deutschunterricht als Kulturkunde. Leipzig 1917, Quelle u. Meyer. Geh. M. 2,—, geb. M. 2,50.

Darum ist es sehr zu begrüßen, daß diesem Buch ein zweites zur Seite tritt, das nun gerade diese inneren Zusammenhänge unterstreicht.[2]) Lorentz will noch mehr als Lenschau auch die anderen Fächer der Deutschkunde dienstbar machen, verlangt darum auch entschieden, daß ihre Vertreter den Gang der gesamten deutschen Kultur kennen. Für das Deutsche handelt es sich für Lorentz nur zum Teil um das Technische (dem zuliebe Lenschau z. B. die Dramen mit verteilten Rollen lesen lassen will), in der Hauptsache gilt es, den Gehalt eines Werkes herauszuarbeiten: die Lebensanschauung des Dichters, die Stellung zu seiner Zeit und zur Eigenart des Volkes. Dazu aber gilt es, die bildende Kunst, Musik, Geschichte, Religion und Philosophie heranzuziehen.

Was ist nun deutsches Wesen? Es vereint einen auf Bewegung und Tätigkeit und seelenvolle Durchdringung gerichteten Zug und einen durch das unerschöpfliche Kraftgefühl bedingten Unendlichkeitsdrang mit einem unergründlichen Tiefsinn, der zu der geheimnisvollen Quelle des Lebens sich hingezogen fühlt, um ihren Ewigkeitsgehalt in dem sichtbaren Leben immer reicher und reiner auszuwirken. In diese drei Grundzüge deutschen Wesens gilt es die Jugend einzuführen durch geeignete Gruppenbildung bei der Betrachtung: so wird man die literarisch bedeutsamsten Gestaltungen christlich-deutscher Religiosität herausarbeiten lassen oder zeigen, wie unser Volk das Volk der Kampfes- und Geistesarbeit ist. Weiter wird man zeigen, daß es dem Deutschen mehr auf seelenvolle Durchdringung als auf begriffliche Erfassung ankam und daß daher der Gehalt immer mehr bedeutete als die Form. Nur wenn man einen fremden Maßstab anlegt, kann man verkennen, daß die Fülle und Gewalt des Ausdrucks deutscher Kunst aus dem Selbstgefühl der schöpfermächtigen Persönlichkeit erwächst. Dies führt zum Verständnis für das gotische Kunstwollen als vollkommenste Ausprägung deutscher Eigenart, führt aber auch zur Erkenntnis, daß deutsche Form anders sein muß als die griechische; so ist an den Klassikern nicht die Übertragung klassischer Form auf den Inhalt das Bedeutende, sondern daß sie dabei an den Griechen gelernt haben, das eigene Leben in eigener Form auszudrücken. Weiter gilt es zu zeigen, wie sich im Deutschen die Unterordnung unter die Sache mit einer starken Wärme des Empfindungslebens paart, wie der Deutsche zur Betonung des Besonderen im Einzelwesen kommt. Endlich, wie seit den Mystikern und Pietisten über die Aufklärung hin bis zum Naturalismus der Deutsche tiefen Sinn zeigt für die dunklen unheimlichen Gewalten, in denen er schaffende Kräfte sieht, die es zu wecken gilt. Diese hohe Achtung der schöpferischen Kräfte des Gemüts gehört zur unzweifelhaften Eigenart des deutschen Menschen und gibt überall der Stellung des einzelnen innerhalb jeder Gemeinschaft ihre ganz besondere Färbung. Darin gegründet liegt die eigentümliche deutsche Freiheitsidee.

Es ist unmöglich, hier den reichen Inhalt des Lorentzschen Buches zu erschöpfen. Jeder, der Deutsch in Oberklassen geben will, muß es lesen. Aus der fein abwägenden Vereinigung aber dessen, was Lenschau verlangt, mit Lorentz' Betrachtungsweise wird ein Deutschunterricht der Zukunft erwachsen, der Klarheit über die Einzelstufen unserer Kulturentwicklung verbindet mit der Einsicht in die tiefen Zusammenhänge in dieser Entwicklung, die auf der Eigenart deutschen Wesens beruhen.

Ein engeres Gebiet überblickt Paul Schumann.[3]) Einmal sucht er darzulegen, daß die Hauptwurzel deutscher Art nur das Deutschtum der Vergangenheit sei (nicht aber Antike und Christentum) und daß dies viel mehr Bildungswert habe als die römische Geschichte und die meisten der klassischen Schulschriftsteller. Hier geht Sch. von der künstlich-falschen Beleuchtung des Altertums aus, wie sie früher an höheren Schulen üblich war, jetzt aber doch nach meiner Kenntnis immer seltener wird. Trotzdem ist vieles, was er z. B. über Demosthenes, Livius und Cäsar sagt, beachtenswert. Wesentlicher ist sein Nachweis, wie ungünstig das Lateinische auf das Deutsche einwirkt, wie gefährlich es für das Deutsche und besonders die deutsche Volkssprache ist, daß die deutsche Grammatik bisher ihre Gesetze dem Lateinischen entnahm. So kommt er zur Forderung, daß im Mittelpunkt der deutschen

---

2) Paul Lorentz, Die künftige Stellung des deutschen Unterrichts an den höheren Lehranstalten. Berlin 1917, Weidmann. M. 2,—.

3) Paul Schumann, Deutschtum und höhere Schulen. Anhang: Sinn und Unsinn im grammat. Unt. Dresden u. Leipzig 1917, C. A. Koch. Geh. M. 3,—.

Bildung die deutsche Kultur zu stehen habe, Latein und Griechisch aber nur so weit zu treiben sind, als sie nötig sind zum Verständnis der alten Kultur und ihres Zusammenhangs mit der unsrigen. Die Bedeutung des Buchs liegt in dem Kampf für die Unabhängigkeit des deutschen Sprachunterrichts vom fremdsprachlichen. Dem dient dann besonders der umfangreiche Anhang über die Leideform, das und daß, Kopula, Subjektsprädikativum-Ergänzung, näheres und entfernteres, inneres und äußeres Objekt, den zusammengezogenen Satz, Zeitformen u. a. Hier weist Schumann überzeugend nach, daß wir Deutsch nur durch Deutsch erklären dürfen, wenn wir nicht auf böse Abwege geraten wollen.

Ganz anders August Brunner.[4]) Er befürchtet von der deutschen Sprachstunde Langeweile, erklärt: „für die Einübung der Regeln der deutschen (!) Sprache gibt es kein besseres Mittel als die Übersetzungen aus dem Lateinischen", „die Übersetzung irrealer Bedingungssätze, mit der sich der Schüler schon früh zu befassen hat, gibt die beste Gelegenheit, die Imperfekt-Konjunktive der starken Verba einzuüben (gäbest, stündest)" usw., oder: „kommt in der lateinischen Stunde vincula ‚die Bande' vor, so kann man daran anknüpfend in der nächsten Grammatikstunde die deutschen Wörter behandeln, die einen doppelten Plural (Band, Bände) bilden." Das muß denn freilich eine fein geordnete Sprachvorstellung in den Köpfen geben! Aber nun ist's köstlich: auf Schritt und Tritt warnt Brunner selbst vor Latinismen, also er selbst sieht die Gefahr, aber er läßt das Kind erst in den Brunnen fallen, ehe er ihm hilft. Was Brunner dann über den Anschluß der Grammatik an die deutsche Lektüre, über Wortkunde, über das Mittelhochdeutsche u. a. sagt, ist sehr beachtlich, besonders wegen der guten Beispiele. Seinen Standpunkt für die Auswahl der Lektüre kann ich nicht teilen und möchte mich mit Lenschau gegen die Dramen Uhlands und Körners, gegen Klopstocks Oden und Wielands Oberon erklären, sehe auch nicht ein, weshalb für Geibels Sophonisbe Platz sein soll, für Anzengruber und Hauptmann aber nicht. Aber ich habe durch diese Kapitel Brunners, die feine Bemerkungen zeigen, doch viel Anregung bekommen, überall spürt man den vielerfahrenen Schulmann.

Ein bisher erstaunlich vernachlässigtes Feld bebaut Heinrich Deckelmann mit gutem Erfolg.[5]) Er fordert ein gewisses Maß pflichtmäßiger Privatlektüre, die mit dem gesamten Unterricht in Zusammenhang zu setzen sei. Die Grenzen zwischen Privat- und Klassenlektüre sind ja nicht scharf zu ziehen. D. will mit Recht vollständiges Lesen eines Werkes und abschnittweise Besprechung nur für die Mittelklassen als Einführung zulassen, in höheren Klassen wird alles zu Hause gelesen, bei der Klassenlektüre wird dann das Werk nach großen Gesichtspunkten eingehender behandelt, während man für die Privatlektüre nur möglichst zwanglos die nötige Klärung gewinnt.

Die gesamte Lektüre stellt D. unter zwei Gesichtspunkte. Einmal will er die klassenmäßige Lektüre ganz nach historischem Gesichtspunkt durchführen, von Goethe also nichts vor O I lesen lassen. Das Schrifttum des 19. Jahrhunderts aber verteilt er als Privatlektüre auf die Oberklassen und stellt es in innere Beziehung mit der lehrplanmäßigen Klassenlektüre, aber auch da wahrt er möglichst den geschichtlichen Gang. Das führt er nun im einzelnen durch. Sicher hat dieser Kanon große Vorteile, aber die psychologisch-didaktische Gliederung leidet darunter, und manches Zusammengehörige wird so auseinandergerissen. So setzt D. das Nibelungenlied und Wagners Ring für O II an. Hebbels Nibelungen aber bringt er im Rahmen des poetischen Realismus in U I. Andernteils leidet die historische Betrachtung, wenn, um der inneren Verknüpfung willen, von Grillparzer nur die Griechendramen behandelt werden. D. selbst sieht, daß die Überspannung seines historischen Prinzips die innere Verknüpfung hindert, und so betont er eindringlich, daß durch Zusammenfassungen und Wiederholungen immer wieder Zusammenhänge aufgedeckt werden. Dabei muß er aber selbst seinen Plan durchbrechen, denn nun braucht er auf einmal Hebbels Nibelungen und anderes aus dem Kanon für U I schon in O II. Hier sind Schwierigkeiten noch nicht überwunden, und sie werden auch nur schwer überwunden werden können, wenn man mit D. die Lektüre des 19. Jahrhunderts möglichst historisch ordnet.

---

4) August Brunner, Der deutsche Unterricht an den Gymnasien, 1. Heft. (Sprachlehre, Lesestoff, Literaturgeschichte.) Bamberg 1917, Buchner. Geh. M. 2,—.

5) Heinrich Deckelmann, Deutsche Privatlektüre. Berlin 1917, Weidmann. Geh. M. 2.

Nun soll die Privatlektüre auch der Verknüpfung mit anderen Fächern dienen; was D. da an Stoff für Erdkunde und Naturwissenschaften beibringt, bedarf der Erweiterung. Besonderen Wert legt er auf die Heranziehung geschichtlichen Lesestoffs, worin man ihm im allgemeinen nur zustimmen kann. Nur ist auch D. der großen Gefahr nicht ganz entgangen, daß er der Zusammenstimmung mit dem Geschichtspensum die notwendige Rücksicht auf das Alter der Schüler und die Steigerung ihres Verständnisses opfert. Es gibt doch zu denken, wenn er für U II einfach auf den Lesestoff von U III verweist — in U II hat der Schüler doch eine ganz andere Auffassungskraft —, oder wenn er C. F. Meyers Huttens letzte Tage für O III ansetzt. Gerade durch dieses Ausschauen nach Stoff kommt D. auch zur Empfehlung von gekürzten Schulausgaben: ein Werk, das gekürzt werden muß, eignet sich aber eben nicht für die betreffende Klassenstufe oder überhaupt nicht als Jugendlektüre.

Zur Art der Privatlektüre gibt D. wertvolle Winke; mit manchem kann ich mich freilich nicht befreunden; wenn er z. B. das Lesen mit der Feder und das Anlegen von Zettelkästen empfiehlt, so möchte ich das wohl der Übung wegen hin und wieder gelten lassen, im allgemeinen aber wollen wir doch unsere Schüler zum verständnisvollen Genuß erziehen und nicht zu wissenschaftlicher Durcharbeitung, auch gefährdet dies Ordnen der Einzelheiten den Überblick über das Ganze. Überhaupt hat D. eine zu starke Neigung zum Klassifizieren, besonders zum historischen Einordnen, was für den Unterricht doch nur bis zum gewissen Grad wertvoll ist.

Die vorgebrachten Einwände gegen einzelnes sollen aber den Dank nicht abschwächen, den sich D. durch die eingehende Behandlung der schwierigen Aufgabe verdient hat. Ganz besonders aber verpflichtet er uns alle dadurch, daß er ein sorgfältiges Verzeichnis geeigneter Lektüre unter dem Gesichtspunkt der Konzentration gibt, mit Angabe, ob es sich für Klassen- oder Privatlektüre eignet, wo und zu welchem Preis die billigste Ausgabe zu haben ist, und wo sich Hilfsmittel für die Vorbereitung des Lehrers finden. Das Verzeichnis ist sehr gut, vermißt habe ich für U I Ricarda Huchs Großen Krieg.

Wollen wir aber die Ziele erreichen, die uns hier von verschiedener Seite her gesteckt werden, so bedarf es einer Erweiterung der Stundenzahl für den deutschen Unterricht. Daß diese nötig ist, wird in immer weiteren Kreisen erkannt, und so richtet sich der Blick auf das deutsche Gymnasium der Zukunft, das seinen Mittelpunkt in Deutsch, Geschichte und Erdkunde findet. Am entschlossensten baut es Ludwig Neumann, der Freiburger ordentliche Professor für Geographie, auf, dessen Schrift weit mehr enthält, als der Titel andeutet.[6]) Ich empfehle dies Werk allen Freunden der deutschen höheren Schule als ein prachtvoll persönliches, erlebtes Buch, das die Erfahrungen von 36 Jahren verwertet. Neumann erstrebt ein Reformrealgymnasium mit nur einer neueren Fremdsprache und herabgesetzter Stundenzahl, von dem sich nach 3 Jahren eine Oberrealschule, nach weiteren 3 Jahren ein humanistisches Gymnasium abzweigen. Den Grundstock bilden für alle drei gleichmäßig die deutschkundlichen Fächer. Ihnen weist er darum 30% aller Stunden (bisher 21—23%) zu, den Sprachen und der Mathematik je 24% (bisher 34 bzw. 25% am Realgymnasium). Für das Deutsche stellt er Ziele auf, die sich ganz mit den unsrigen decken. Wegen der Einzelheiten s. u.

Ihm zur Seite tritt Lenschau in einer kleinen Schrift, in der er die Einheitsschule ablehnt, weil ihre Ziele durch eine Umwandlung der bestehenden Schulen zu erreichen seien.[7]) Auch er will die deutschkundlichen Fächer stärken und schränkt darum die neueren Sprachen ein (Wegfall der Übungen im Gebrauch der lebenden Sprache) s. u.

Endlich legt H. Flaschel einen neuen Lehrplan vor (Deutsches Philologenblatt 1917, Nr. 29); er nimmt mit Neumann einen gemeinsamen Unterbau an, weist ihm aber statt des Französischen das Lateinische zu. Ich stelle die drei für die Deutschkunde wesentlichen Fächer nach den Forderungen der drei eben Besprochenen zusammen.

---

6) Ludwig Neumann, Das deutsche Gymnasium und die Erdkunde. Kriegsforderungen an die höheren Schulen. Karlsruhe 1917, G. Braun. M. 2,—.

7) Th. Lenschau, Krieg und Schule. Heft 4 der Gegenwartsfragen, 2. Reihe. Politik. Verlagsanstalt Berlin W 57. M. 1,—.

		VI	V	IV	UIII	OIII	UII	OII	UI	OI	Sa.
Neumann.	Deutsch . .	6	6	5	4	4	4	4	4	4	41
	Geschichte .	—	—	2	3	3	3	3	3	3	20
	Erdkunde .	2	2	2	2	2	2	2	2	2	18
Lenschau.	Deutsch . .	4	3 (Reform 4)	3 (Reform 4)	4	4	4	4	4	4	34 (36)
	Geschichte .	—	2	2	3	3	3	3	3	3	22
	Erdkunde .	2	2	2	2	2	2	2	2	2	18
Flaschel.	Deutsch . .	5	5	4	4	4	4	4	4	4	38
	Geschichte .	1	2	3	2	3	2	3	3	3	22
	Erdkunde .	2	2	2	2	2	1	1	1	1	14

Hieraus ergibt sich, daß die Erdkunde auf allen Klassenstufen behandelt werden muß, dann aber auch mit 2 Stunden, daß die Geschichte auf 22 Stunden zu erhöhen ist, daß dem Deutschen von U III bis O I 4 Stunden zuzuweisen sind und daß es mindestens bei der Reformschule auch in VI—IV nicht unter 4 Stunden sinken soll. Diese Übereinstimmung ist um so wesentlicher, als die Bearbeiter dieser Pläne von verschiedensten Voraussetzungen ausgehen und Lenschau diese Forderungen für alle Formen der alten und der Reformschulen gemeinsam durchführt. So dürfen wir hoffen, daß diese Ausmaße immer mehr anerkannt werden und auch in den amtlichen Lehrplänen Gestalt gewinnen.

Den gesamten deutschen Unterricht umfaßt die Methodik des Unterrichts in der deutschen Sprache von Gustav Waniek und Richard Findeis.[8]) Wenn sie sich auch wesentlich mit dem österreichischen Unterrichtsgang befaßt, so ist diese Methodik doch auch für den reichsdeutschen Leser sehr wertvoll, besonders da sie immer wieder zu Vergleichen anregt. Beide Verf. vereinigen maßvoll das Alte mit neuen Forderungen. Klar erkennen beide die gewöhnlichen Gefahren. So warnt Waniek vor dem Zerlegen der Erzählungen nach logischen Gesichtspunkten. Weg mit allem bei der Lektüre, was nicht unmittelbar zum Verständnis gehört, dafür aber mache man durch Vorerleben das Werk zum Erlebnis. Für den Aufsatz der Unterstufe läßt er nur Reproduktionen zu, erst in der 4. Klasse will er zum Erlebnisaufsatz übergehen; das halte ich nicht für richtig. Zustimmen möchte ich seiner Betonung der Sprechübungen. Was er über die Schwierigkeiten der Verbindung von Literaturgeschichte und Lektüre sagt, ist sehr richtig, ebenso daß er bei der Lektüre viel mehr nach der Wirkung fragt als nach der Absicht des Dichters. Sehr gut ist, daß er die Grundbegriffe des Dramatischen an praktischen Beispielen aus dem Leben geklärt sehen will, ehe man überhaupt an die Dramenlektüre herangeht. Daß er am Lesen mit verteilten Rollen festhält, obwohl er manches Wichtige um der mangelnden Zeit willen zurückstellen muß, verstehe ich nicht: gerade hier ist ein Punkt, wo wir selbst Zeit einsparen können. Bei den Vorträgen vermisse ich Bemerkungen über Übungen in der Niederschrift. Wertvoll ist, daß er auch auf der Oberstufe Aufsätze fordert, bei denen nicht Stoffindung, sondern die Form die Hauptsache ist. Sehr gut ist die Bemerkung: „Es ist nicht immer alles Unsinn, was der Lehrer im ersten Augenblick manchmal dafür hält. Gerade bei beginnender Reife eilen die Gedanken voraus, so daß sich dann im Ausdruck Lücken und andere Unebenheiten ergeben." — Den Sprachunterricht behandelt Findeis. Er stellt ihn in Verbindung mit dem Unterricht auf allen Klassenstufen. Zwar kann ich nicht zustimmen, wenn er meint, die deutsche Grammatik solle sich zunächst durchaus den Bedürfnissen des fremdsprachlichen Unterrichts anpassen, aber sehr, wenn er vor der Übertreibung der Abstraktion u. a. warnt: „Unser Ideal von Sprachrichtigkeit soll kein starres, tyrannisches Gesetz sein, sondern eine geschichtlich gewordene Einsicht." Auch bei ihm finden wir viel gute Einzelbemerkungen. Das ganze Buch zeugt von reifer Erfahrung und wird den Anfängern wertvolle Richtlinien, allen Deutschlehrern aber Anlaß zum Überprüfen des eigenen Unterrichts geben.

Ebenso anregend sind die lebensvollen Ausführungen zum deutschen Unterricht an Mädchenschulen, die Heinrich Löbner in der Meyerschen Unterrichtslehre gibt.[9]) Er stellt das Erlebnis überall in den Vordergrund, nicht, was getrieben wird, ist die Hauptsache, sondern daß es das Leben der Schülerinnen bereichert.

8) Teilband der Praktischen Methodik für den höheren Unterricht, herausg. von August Scheindler. Wien 1914, A. Pichlers Witwe u. Sohn. Geh. M. 2,75, geb. M. 3,15.

9) Pädagogisches Unterrichtswert. Für Oberlyzeen usw. Besondere Unterrichtslehre, herausg. v. Erich Meyer. Leipzig u. Berlin 1916, B. G. Teubner. Geb. M. 3,20.

Literaturberichte 1912—1916.

Pädagogik.

Von **Raymundt Schmidt** in Leipzig.

VI. Die Zukunft der deutschen Schule.

Zwei Dinge hat uns Deutschen der große Krieg vor allem gebracht: den Geist der Initiative und das verstärkte Bewußtsein einer deutschen Kulturgemeinschaft. Alle Veränderungen, die nach einem Friedensschluß unser privates und öffentliches Leben umgestalten werden, werden auch das Gepräge des schnellen Handelns aufweisen, besonders da, wo sie sich in der Richtung auf den inneren, nationalen Zusammenschluß vollziehen. Davon wird die Schule gewiß nicht ausgenommen sein, denn unter ihren Vertretern ist auch ohne das aufrüttelnde Erlebnis der Gegenwart in den letzten Jahren ein recht starker Umgestaltungstrieb rege gewesen. Daß man in diesen Kreisen dem Gedanken einer durchgreifenden Schulreform mehr und mehr nahetritt, darf also um so weniger überraschen, je näher der Frieden zu rücken scheint. Vorfragen, Vorbesprechungen, Vorbereitungen sind natürlich und am Platze, denn es handelt sich darum, daß uns die Ereignisse gerüstet finden. Dennoch wäre es verfehlt, wenn man schon jetzt das Programm aller derjenigen Parteien restlos und kritiklos gutheißen wollte, die ihre zum Teil recht anfechtbaren Forderungen mit dem bestechenden Beiwort „national" geschickt umhüllen, und durch Betonung des „Einheits"charakters derselben, anklingend an das Gegenwartsstreben unseres Volkes, Stimmung für ihre Sache zu machen versuchen. Wir meinen einen Teil der Verfechter der sogenannten „nationalen" Einheitsschule. Die literarische Aussprache über den Einheitsschulgedanken wird von Tag zu Tag lebhafter. Dabei kann von einer Einheit der Ziele vorläufig deshalb noch kaum die Rede sein, weil sich zu verschiedenartige Elemente an der Debatte beteiligen, von dem sozialistisch-pädagogischen Spekulanten, der sein Eisen zu schmieden strebt, so lange es heiß ist, bis zum Manne des gerechten Erwägens und des politischen Überblicks, der die Hemmungen kennt, die der völkischen Entwicklung für die nächste Zeit noch entgegenstehen, und der die volkswirtschaftlichen Hindernisse überschaut, die uns noch von dem goldenen Zeitalter der Schule, und die Kulturbedingungen, die uns überhaupt vom goldenen Zeitalter trennen. — Mit dem Begriff und Wesen der Einheitsschule beschäftigt sich eine Säemann-Schrift von Matth. Meyer[1]), die das Gemeinsame in den verschiedenartigen Bestrebungen: „Allgemeine Volksschule", „Einheitsschule", „nationale Einheitsschule", „Nationalschule" aufzufinden sich bemüht, um eine Formel zu schaffen, die allen künftigen Erörterungen zur Unterlage dienen kann. Der Verfasser verfolgt den Gedanken durch den ganzen Geschichtsverlauf, setzt sich mit Plato und Aristoteles ebenso fruchtbar auseinander wie mit Diesterweg, Ziegler, Natorp, Kerschensteiner, Stein und Fischer. Seine Ausführungen gipfeln in den Sätzen: „Die Einheitsschule ist die Schulform, die auf ihrer Elementarstufe alle Kinder der Nation vereinigt, deren Eltern auf öffentlichen Unterricht für sie Anspruch machen, und die so organisiert ist, daß jedem ihrer Zöglinge der Erwerb einer Bildung verbürgt wird, die seinen Neigungen entspricht und die seiner Be-

1) G. Th. Matth. Meyer, Die Einheitsschule, Begriff und Wesen. Leipzig 1916, B. G. Teubner. (Säemann-Schriften, H. 14.) Geh. M. 1,80.

fähigung erreichbar ist. Sie ist gleichzeitig die Schule, die den Bildungserwerb unabhängig macht von der pekuniären Leistungsfähigkeit ihrer Schüler." Diese Formulierung ist durch Vergleich und Zurückführung der verschiedenen radikalen Programme auf ein Minimum gewonnen. Sie stellt an sich wohl einen Gedanken dar, mit dem man sich auseinandersetzen könnte, entspricht aber den Einzelforderungen der Einheitsschulparteien nur ungefähr. Nachdem der Verfasser sich noch zu den Einwendungen geäußert hat, die, mehr auf der Oberfläche liegend, am häufigsten gegen die Einheitsschule geltend gemacht werden, weist er statistisch auf die Erfahrungen hin, die man bereits im Auslande mit dieser Einrichtung gemacht hat, und sucht sie im Dienste des Gedankens zu verwerten. — Leopold Lang[2]) geht von der, wie er es nennt, national-sozialen Lehre aus, die seiner Meinung nach der Krieg gebracht hat. Die Einheitsschule ist ihm in erster Linie eine Klassenfrage, die vom Standpunkte der sozialen Gerechtigkeit entschieden werden kann. Glücklicherweise verschließt sich der Verfasser nicht der Einsicht, daß es sich niemals darum handeln könne, jedem die gleiche, sondern nur, jedem die seinen Entwicklungsmöglichkeiten entsprechende Bildung angedeihen zu lassen. Er fordert als gemeinsamen Unterbau eine vierstufige Volksschule, als Oberbau für alle Kinder mit gleicher Verbindlichkeit die Bürgerschule von vier aufsteigenden Jahrgängen. In dieser sieht er die Bildung von Arbeitsgemeinschaften mit verschiedengearteten Interessen vor, aus denen sich dann für Begabte von selbst die Berufswahl und der Anschluß an die Mittel- und schließlich Hochschule, also an Gymnasium, Realgymnasium, Handelsakademie, Gewerbe- usw. Schulen ergeben soll. Es handelt sich ihm neben dem sozialistischen Grundgedanken in der Hauptsache darum, die Lücken zwischen Volksschule und Universität für den Begabten zu überbrücken. Wertvoll in dem Buche erscheinen uns einige Ausführungen zur Lehrplanfrage, die eine durch den Zug der Zeit bedingte stärkere Betonung des deutschen Sprach- und Geschichtsunterrichtes anstreben. Völkischer Geist und völkische Eigenart soll zum Kristallisationsmittelpunkt der Jugenderziehung gemacht werden. — J. Tews[3]) redet gewissermaßen als Vertreter des deutschen Lehrervereins, er geht also von dessen Beschlüssen und Forderungen aus, wie sie im Juni 1914 in Kiel formuliert wurden. Es handelt sich um „eine organisch gegliederte nationale Einheitsschule, die einen einheitlichen Lehrerstand zur notwendigen Voraussetzung hat, und in der jede Trennung nach sozialen und konfessionellen Rücksichten beseitigt ist." Er nennt die Scheidung des Lehrerstandes in akademisch und seminaristisch gebildete Lehrer einen überkommenen Zustand, der durch die Entwicklung des Schulwesens längst innerlich unhaltbar geworden sei. So erscheint die an sich idealistische Forderung unter dem recht eigentümlichen Gesichtspunkte des Lehrerklassenkampfes. Die reinlichen Motive: soziale Gerechtigkeit, nationaler Gedanke, Förderung der Begabten bekommen dadurch eine unangenehme Note. Auch er versteht unter Einheitsschule keine utopistische Gleichmacherei, sondern von der Erkenntnis geleitet, daß Kultur Differenzierung ist, möglichste Differenzierung nach Art, Grad, Maß der Kraft, des Willens und der Neigung. Vom Standpunkte der Lehrerbildung aus gesehen, macht nun aber entweder eine so differenzierte Einheitsschule für eine spätere Zukunft den geforderten einheitlichen Lehrerstand wieder illusorisch oder aber die geforderte Einheitlichkeit des Lehrerstandes die Differenzierung zwecklos. Den äußeren Aufbau der Zukunftsschule, der alle Bildungsstufen bis zur Hochschule umfassen soll, gliedert er, abgesehen von den Fach- und Fortbildungsschulen, in drei Stufen: 1. die Grund-

2) Leopold Lang, Die Einheitsschule. Leipzig 1916, A. Haase. Geh. M. 1,25.
3) J. Tews, Die deutsche Einheitsschule. Leipzig 1916, Julius Klinkhardt. Geh. M. 1,—.

schule vom 6. bis zum 12. Lebensjahre, 2. die Mittelschule vom 13. bis zum 15. Lebensjahre und 3. die Oberschule vom 16. bis zum 18. Lebensjahre. Tews ist, wie die meisten Vertreter des Einheitsschulgedankens, ein Verfechter des unentgeltlichen Unterrichtes. Durch umfangreiche, schultechnische und -ökonomische Berechnungen versucht er, die geforderte Revolution des Schulwesens als eine Entlastung der Staatsfinanzen und der Gemeindelasten hinzustellen. — Seine eigenen Gedanken über die nationale Einheitsschule bemüht sich Paul Natorp[4]) in einer kurzen Gegenkritik gegen die Angriffe des Prof. F. J. Schmidt zu verteidigen. Er wehrt in ruhiger Sachlichkeit alle Versuche ab, den an sich wertvollen Gedanken zu entstellen und zu verzerren, und zwar bewegt sich seine Abwehr auf dem Gebiete philosophischer Prinzipien. Einheit ist nicht unterschiedslose Gleichheit, Einheit der gesamten Organisation nicht Einzigkeit des Lehrplanes, die Einheitsschule also keine Gleichheitsschule. Ihre sozialpädagogische Bedeutung liegt nicht darin, daß sie das Allheilmittel für die Gegensätze der Gesellschaft ist, sondern darin, daß sie sich nicht wie die Standesschule zum Ausdruck dieser Gegensätze macht. Sie stellt zwar einen Eingriff in die Rechte der Familie dar, doch ist dieser Eingriff kein gewaltpädagogischer, sondern ein heilsamer den Familien gegenüber, die ihre Erziehungspflicht weder ernstlich erfüllt haben noch erfüllen können. Natorps Haltung ist die des überzeugten Abwartens, sie ist eingegeben von einem hohen pädagogischen Idealismus. Er glaubt das Mittel, das die Klassengegensätze zu überbrücken vermag, in seinem eigenen Einheitsschulideal gefunden zu haben. Uns scheint sein Ideal, das wir, da es philosophisch gut gegründet ist, keineswegs antasten wollen, abseits von dem zu liegen, was die große Mehrheit der Einheitsschulmänner meint und will. In der ethisch hochstehenden Motivierung und dem richtigen Einschätzen derjenigen Schwierigkeiten, die auch vernünftigen und durchführbaren Reformen noch jahrelang entgegenstehen werden, zeichnet sich Natorp vorteilhaft vor vielen anderen aus. — Den Kern der Ausführungen Kerschensteiners[5]) über deutsche Schulerziehung in Krieg und Frieden bilden ebenfalls die Probleme der Einheitsschule. Aus der Auffassung der Erziehung als Kollektivangelegenheit wird die Staatsaufgabe der Erziehung, also die öffentliche allgemeine Schule, aus der Auffassung des Staates als Rechts- und Kulturstaat die Nötigung, die Erziehungseinrichtungen nach dem Grundsatze des gleichen Rechtes für alle zu gestalten, abgeleitet. Das ideale und unbestreitbare Recht des einzelnen in bezug auf seine Erziehung ist, nach Maßgabe seiner Erziehungsfähigkeit erzogen zu werden. Diesem Erziehungsrecht des einzelnen steht als eine Erziehungspflicht die allgemeine Schulpflicht gegenüber. Einheitsschule ist jedoch nicht als geistige Uniformierung aufzufassen, sie macht vielmehr Anspruch darauf, durch umfassende psychologische und pädagogische Differenzierungen der gegebenen Mannigfaltigkeit der Einzelanlagen und -strebungen wirksamer gerecht werden zu können als jede andere Einrichtung. Der Weg für die Durchführung solcher Differenzierung in der Schulorganisation und ihren Lehrplänen wird durch die Tatsachen der allgemeinen und besonderen Entwicklungspsychologie gewiesen. Aus ihnen ergibt sich ein gewisses Schema für den Stufengang der Erziehung mit den durch die Verschiedenartigkeit der Begabungen bedingten Gabelungen. Der Verfasser nennt das von ihm selbst entworfene Schema für den Bildungsgang eines normal entwickelten Kindes nur eine von vielen Möglichkeiten. Was den nationalen Charakter der erstrebten Ein-

4) Paul Natorp, Die Einheitsschule (Deutsche Erziehung, Heft 3). Berlin 1916, Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

5) Georg Kerschensteiner, Deutsche Schulerziehung in Krieg und Frieden. Leipzig 1916, B. G. Teubner. Geh. M. 2,80.

heitsschule angeht, so wird er seiner Meinung nach durch die oft vorgeschlagene stärkere Betonung des deutschen Unterrichtes (Sprache, Literatur, Geschichte) nicht erreicht, vielmehr durch eine „sozial gerichtete Auswertung des Stoffes und die heute noch mangelnden, aber unbedingt notwendigen Erziehungseinrichtungen, welche den einzelnen durch die ganze Schulzeit hindurch gewöhnen, Kraft und Begabung auch in den Dienst der Staatsgemeinschaft zu stellen, und zwar aus moralischen und religiösen Maximen heraus". Ein sehr wichtiger Punkt für die Einheitsschule scheint ihm die Frage der Lehrerbildung, für die notwendigerweise eine ebenso starke Differenzierung angestrebt wird, wie sie die Einheitsschule selbst entwickeln will. Er erwartet von einer zukünftigen Lehrerbildung, die das Aufrücken ins höhere Lehramt oder in den Schulaufsichtsdienst jedem ermöglichen soll, der die entsprechende Begabung und Neigung besitzt, ein Gemeinsamkeitsgefühl, das die Lehrer aller Schulgattungen umfaßt und jeden inneren Kampf ausschließt.

Aus dem Gegenlager liegen uns Ausführungen Rudolf Blocks[6]) vor, die dadurch klärend auf die Aussprache über das Einheitsschulproblem wirken, daß sie den Versuch machen, die verschiedenartigen Einheitsschulbestrebungen nebeneinander und auseinander zu halten. Von der Überzeugung geleitet, daß ein Schulsystem, welches sich im Wechsel der Zeiten zu den mannigfaltigsten Anpassungen fähig gezeigt hat, nicht ohne sehr triftige Gründe als entwicklungsunfähig einem noch unbewährten Neuen Platz zu machen habe, tritt er für das Bestehende ein. Er führt den Nachweis, daß weder die Lehrerstandesfrage, noch das Schlagwort der sozialen Versöhnung, noch das sehr zweifelhafte ausländische Vorbild, das häufig genug zu einseitigen Propagandazwecken mißbraucht wird, ausreichende Gründe für eine Revolution unseres gesamten Schulwesens sein können, solange dieses selbst sich gesunden Forderungen Einsichtiger gegenüber als entwicklungsfähig erweist. Block berührt sich mit der gemäßigten Partei der Einheitsschulleute auf so breiter Fläche, daß seine Frage: ob denn die von jener Seite angeregten gesunden Reformen nicht auch auf dem natürlicheren Wege der Weiterentwicklung und Ausgestaltung des Bestehenden möglich seien, sehr berechtigt erscheinen muß. Er tritt wirkungsvoll für den Gedanken der Förderung der Begabten im Interesse der Gesamtheit ein, die ihren Bedarf an Intellektuellen aus besonders privilegierten Kreisen weder decken sollte, noch ausreichend kann. Die notwendigen Mittelstufen zwischen entgegengesetzten Schularten sucht er für diese Begabten anzubahnen und so an vielen Beispielen die Anpassungsfähigkeit der Schule an diese Notwendigkeit zu erweisen, deren Durchführbarkeit in der geplanten Einheitsschule er erwägenswerte psychologische und pädagogische Bedenken entgegensetzt.

Aus der Fülle der Beweisgründe, die für die Einführung dieses Schulsystems ins Treffen geführt werden, halten wir nur den häufigst angeführten Grundsatz der sozialen Gerechtigkeit für geeignet, grundsätzliche Umwälzungen im Staats- und Schulleben hervorzurufen. Es ist zweifellos ein Grundsatz, dessen allgemeine Anerkennung Nation und Schule demokratisch umzugestalten vermag. Deshalb hat sich aber auch jede Diskussion darüber auf die Erfahrungen zu beziehen, die man mit sozialen Ausgleichversuchen geschichtlich gemacht hat. Eine Revolution in diesem Sinne müßte jedoch, falls die Berufung auf die Geschichte zugunsten des Ausgleichs, was wir sehr bezweifeln, auslaufen sollte, zunächst Hand an die bestehende Staatsform legen; erst wenn das geschehen ist, ist die Reihe an der Schule, sich einer sozial ausgeglichenen

6) Rudolf Block, Einheitsschule und freie Bahn dem Talent. Leipzig 1916, Quelle u. Meyer. Geh. M. 1,20.

Rudolf Block, Schulfragen der Gegenwart, Einheitsschule und anderes. Leipzig 1916, Quelle u. Meyer. Geh. M. 1,20.

Umgebung ihrerseits anzupassen. Wir bestreiten jedem Reformer das Recht, von der Schule aus die Formen unseres gesellschaftlichen und staatlichen Lebens gestalten zu wollen und etwa schon vorgreifend in der Schule einen Ausgleich vortäuschen zu wollen, der in Wahrheit noch nicht vorhanden ist. Das Argument der sozialen Gerechtigkeit ist demnach zwar einleuchtend aber zumindest verfrüht.

Der zweite ebenso häufige Beweispunkt der Einheitsschulleute: „die notwendige Auslese der Tüchtigen, oder Förderung der Begabten" kann nur dann für die Schule als grundsätzlich revolutionierend angesehen werden, wenn es sich erweisen sollte, daß unser gegenwärtiges Schulwesen nicht mehr der Ausgestaltung fähig ist, die notwendig ist, um dieser anerkannt achtbaren und wichtigen Forderung gerecht zu werden. Wird jedoch diese Dehnbarkeit erwiesen, so kann auch die Begabungsförderung nur noch als Propagandamittel angesehen werden, das derjenigen Partei und ihrem übrigen Programm zugute kommt, die sich desselben bemächtigt hat. Mit der Einheitsschule, also der Sache selbst, ist sie dann nur noch als lose verbunden anzusehen. Daß nun Tüchtigkeitsauslese getrieben werden muß, daß alle Begabungen, welchen Verhältnissen auch immer sie entstammen, aufs Nachdrücklichste gefördert werden müssen, ist eine auch von den Einheitsschulgegnern zugestandene nationale Notwendigkeit, ganz abgesehen davon, daß es zugleich eine Dankespflicht unserem Volke gegenüber ist. Zahlreiche Schriften auch aus den Kreisen ausgesprochener Einheitsschulgegner beweisen, daß auf dem Boden der gegenwärtigen Schule, ohne Revolution, durch natürliche Anpassung an die vorliegende Notwendigkeit Begabungsförderung ausreichend getrieben werden kann.

In enger Fühlung mit der Einheitsschulbewegung gewinnt Hartnacke[7]) einige Vorschläge zur künftigen Gestaltung des Schulwesens, die das Empfehlende für sich haben, daß sie den geraden Weg des natürlichen Fortschrittes einschlagen, der von den Mängeln des Bestehenden zum Besseren führt. Er versucht den Nachweis, daß die angestrebte Begabungsförderung aus psychologischen und pädagogischen Gründen besser auf dem Boden der Gegenwartsschule geleistet werden kann, als die Einheitsschule es je vermöchte, vorausgesetzt, daß jene sich zu folgenden organischen Umgestaltungen bereit findet: I. zu der Aufhebung der prozentual festgelegten Höchstzahl von Freistellen in den gehobenen Schulen; II. zu einer erweiterten Anwendung der Tüchtigkeitsauslese, durch Steigerung der Anforderungen in den höheren Schulen, durch Einrichtung von Mittelschulen mit weitgehender Berechtigung, zur Entlastung der höheren Schulen, und durch organisatorische Maßnahmen und Erleichterungen, die den Übertritt aus den Volksschulen in die Mittelschulen und aus diesen in die höheren Schulen begünstigen; III. zu einer Einschränkung der Entscheidung der Eltern durch höhere Anforderungen an die Tüchtigkeit (Ausscheidung mangelhafter Begabungen wohlhabender Klassen) und zu einer Erweiterung dieser elterlichen Entscheidung in den Fällen, in denen sie durch das Unvermögen der Schulgeldzahlung usw. beschränkt war.

Es zeigt sich also, daß der Programmpunkt der Tüchtigkeitsauslese seitens der Einheitsschulpartei ein willkürlicher ist, er dient der Propaganda, ist aber nicht unbedingt so mit der Einheitsschule verschmolzen, daß er nicht auch, losgelöst von dieser, in naher Zukunft die wohlbegründete Berücksichtigung erfahren kann.

Mit der Anwendung des Problems des Begabtenaufstieges auf die Berufslaufbahn der Volksschullehrer beschäftigt sich K. Muthesius.[8]) Es handelt sich ihm nicht nur dar-

7) Hartnacke, Auslese der Tüchtigen (2. Aufl.). Leipzig 1916, Quelle u. Meyer. Geh. M. 1,20.

8) Karl Muthesius, Aufstieg der Begabten und Berufslaufbahn der Volksschullehrer (Deutsche Erziehung, Heft 4). Berlin 1916, Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

um, aus nationaler Notwendigkeit (mehr als 10000 Volksschullehrer sind bisher im Kampfe gefallen) befähigten Knaben aus den Volksschulen den Weg ins Seminar zu ebnen und so rechtzeitig eine Auffüllung des Volksschullehrerbestandes vorzubereiten, sondern auch den steigenden Bedürfnissen der Zukunft entsprechend den ganzen Stand kraftvoll zu fördern. Er verlangt eine teilweise oder völlig durchgeführte Befreiung von der Schulgeldlast, Mitarbeit des Lehrerstandes an der Auswahl eines tüchtigen Berufsnachwuchses, Ermöglichung des Aufrückens bis in die höchsten Stellen der Schulleitung, Schulaufsicht und Schulverwaltung, Zulassung zum Universitätsstudium, Wegräumung aller Beschränkungen für Promotion usw. und schließlich Anerkennung des Seminarreifezeugnisses auch für den Übergang zu anderen Studien und Berufen. — Von den verschiedenartigsten Ausgangspunkten gelangen zu dem Problem der Begabungsförderung eine Reihe namhafter Autoren, deren Berichte von Petersen[9]) im Auftrage des Deutschen Ausschusses für Erziehung und Unterricht zu einem Werke zusammengefaßt wurden, das an Übersichtlichkeit über alle in Frage kommenden Erziehungsgebiete und an Gründlichkeit in der Behandlung der Teilfragen des wichtigen Problemkomplexes wenig zu wünschen übrigläßt. Pädagogen, Ingenieure, Künstler, Psychologen, Volkswirtschaftler, Verwaltungstechniker vereinigen hier ihre Gedanken zu einer Darstellung des Problems in seiner vollen Tiefe und Breite. Karl Umlauf hebt im Schlußwort als übereinstimmende Leitgedanken seiner Mitarbeiter hervor: „1. Es ist eine wirtschaftlich, sozial und ethisch geforderte Notwendigkeit, Wege zu finden, um die Begabung, und zwar die durch Pflichtgefühl und Willenskraft schaffend tätige Begabung, besser als bisher zu erkennen, zu bewerten und zu fördern. 2. Die Förderung der Begabten muß auf dem Wege der organisierten Hilfe geschehen. 3. Die Förderung der Begabten darf nicht zu einem vermehrten Zuströmen zu den akademischen Berufen führen; im Gegenteil ist die Gefahr der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Überschätzung der „gelehrten" Berufe möglichst zu bekämpfen und auf eine gerechtere Einschätzung und Würdigung der werktätigen Berufe hinzuwirken." Wesentliche Gegensätze stehen einander nur in bezug auf die Organisation der Begabungsförderung gegenüber. Soweit diese sich bis zu der Forderung einer sozialen Revolutionierung des Schulwesens versteigen zu müssen glaubt, lehnen wir sie aus schon angeführten Gründen ab, im übrigen aber begrüßen wir die mannigfaltigen Vorschläge zum Ausbau des Schulwesens, besonders wo sie auf eine innere Ausgestaltung im nationalen Sinne, auf eine bessere Anpassung der Schulverhältnisse an die ethischen und kulturellen Forderungen der Zeit sowie an die Praxis des Lebens hinzielen, aufs dankbarste.

Einen weiteren Versuch über die Begabungsfrage leistete der Psychologe W. Stern.[10]) Er nennt Begabungsforschung eine Kulturforderung. Wenn die Wichtigkeit der Begabungsförderung einmal unabhängig vom Programm erkannt ist, gebietet es die Natur der Sache, nach Mitteln und Wegen Umschau zu halten, die ein einwandfreies Erkennen der Begabungen ermöglichen. Alles, was man von der experimentellen Psychologie zu erwarten hat, liegt nach Stern auf dem Gebiete der Diagnose. Es würde sich demnach darum handeln, das experimentelle Verfahren so breit in den Erziehungsbetrieb hineinzubauen, daß sich aus den daraus gewonnenen Aufzeich-

9) Peter Petersen, Der Aufstieg der Begabten. (Deutscher Ausschuß für Erziehung und Unterricht.) Leipzig 1916, B. G. Teubner.

10) W. Stern, Die Jugendkunde als Kulturforderung. Leipzig 1916, Quelle u. Meyer. Geh. M. 1,40.

nungen mehr ergibt als eine bloße Zensur der engeren Schulleistungen. Das Ausarbeiten psychologischer Beobachtungsbogen (sog. Individualitätenbogen) hat in einem Maße zu erfolgen, daß sich eine Begabungsdiagnose und daraus folgende Berufsberatung leicht ergibt. Dazu haben die experimentellen Fähigkeitsprüfungen (sog. Tests) die Lehrerbeobachtung noch wesentlich zu ergänzen. Dazu sind Institute für Jugendkunde zu gründen mit ausgesprochenen Forschungszwecken und als Gutachter, nach Art der Schulärzte, Schulpsychologen anzustellen, die als letzte Instanz und Schicksal für die betreffenden Zöglinge zu gelten haben. Das sieht nun einfacher aus, als es ist. Das Experiment findet den Weg in den Unterricht nur, wenn es einfach und schnell zu bewerkstelligen ist. Sein Wert liegt lediglich in einer Ergänzung des Urteils über die einfachsten Vermögen des Individuums. Selbst ein wissenschaftlich beglaubigter Gutachter (Schulpsychologe) wird kaum der Fülle von Fällen, die ihm zugewiesen werden müßten, gegenüber die Sorgfalt und zeitraubende Genauigkeit an den Tag legen können, die notwendig sind, wenn Zukunft und Beruf des Schülers auf dem Spiele stehen. Fehler, wie sie sich ständig in die einfachsten Gruppenuntersuchungen einschleichen, können im Falle der Untersuchung des Individuums nur durch maßlose Häufung von Wiederholungen ausgeglichen werden. Die voreingenommene Einstellung des Schülers dem Untersuchenden gegenüber, wenn er ihn als sein Schicksal kennt, ist zudem ein suggestibler Faktor, der nicht ausgemerzt werden kann. Natürlich halten auch wir die Einrichtung von Forschungsinstituten für außerordentlich wichtig. Wir teilen Sterns Zuversicht, daß die Jugendpsychologie einst in der Lage sein wird, in den Fragen der Berufsberatung ein Wort mitzureden, wenn nämlich besagte Institute die Mannigfaltigkeit von Apparaten und Methoden erdacht, vereinfacht und zur Verfügung gestellt haben, die nötig sind, die ungeheure Arbeit, die die Differenzierung der Begabungen und die Fülle der Berufe erfordern, zu teilen und zu bewältigen, wenn also die Jugendpsychologie wirklich auf dem grünen Zweig sitzt, an den sie eben die Leiter angelegt hat. Dazu kommt wohl noch, daß die einfache Praxis des Lebens, die Auslese der Tüchtigen durch den Kampf, die ihr Urteil mit unantastbarer Sicherheit fällt, weder je ganz durch fachpsychologische Gutachten ersetzt werden kann noch darf.

Vorläufig wird also von der Individualpsychologie in Sachen der Begabungsforschung und vor allem der Berufsberatung noch nicht viel zu erwarten sein. Die Prinzipien des praktischen Lebens, die sich „Angebot und Nachfrage" nennen, haben noch immer das ausschlaggebende Wort und werden es lange behalten. Daß man mit einem klaren Blick für dieses regulative Prinzip doch einen ungetrübten Idealismus verbinden kann, beweist Joseph Kuckhoff[11]) in seiner überaus empfehlenswerten Schrift über die Erwerbsaussichten und Berufsberatung für Schüler höherer Lehranstalten. Wirtschaftliche und soziale Notwendigkeiten haben die wichtige Frage der Berufswahl zu entscheiden, innerhalb dieses Rahmens die eigenen Neigungen und Fähigkeiten. Das ist auch unsere Meinung von der Sache, und wir fügen hinzu, daß es die erste Aufgabe der Erziehung sein muß, den Zögling für den bitteren Kampf ums Dasein, der erst das wahre Gold von den Schlacken trennt, der das Talent viel besser ins Licht stellt wie jeder psychologische Fragebogen, in jeder Richtung zu ertüchtigen. Die wissenschaftliche Aufgabe der Berufsberatung ist nicht so sehr die Feststellung der individuellen Möglichkeiten wie die der jeweiligen Aussichten auf dem „Berufsmarkt".

Es gibt wohl unter den pädagogischen Reformern der Gegenwart keinen, der sich nicht aus Absichten oder Einsichten irgendwie auf den gehobenen Geist beruft,

11) Joseph Kuckhoff, Höhere Schulbildung und Wirtschaftsleben. M.-Gladbach 1916, Volksvereins-Verlag G. m. b. H. Geh. M. 2,—.

der augenblicklich im Vaterlande rege ist, und der nicht voller Hoffnung für seine „Forderung“ in die Zukunft blickt und das goldene Zeitalter für seine Auffassung der Schule nahe glaubt. Einen ganzen Blütenstrauß solcher Zukunftshoffnungen und wohl auch -bedenken von Verfassern aus den verschiedensten Lagern enthält ein Sammelwerk von Jakob Wychgram[12]) „Die deutsche Schule und die deutsche Zukunft“. Die Bildungsprogramme werden hier meist in so gedrängter Form vorgetragen, daß es das Buch in seinem ganzen Umfange wiederholen hieße, wollte man den Versuch machen, mehr als andeutungsweise auf seinen Inhalt einzugehen. Einen breiten Raum nimmt selbstverständlich auch hier die Einheitsschulfrage ein, die scheinbar imstande ist, die klarsten Augen zu trüben. Die vorliegende Rhapsodie der verschiedenartigsten Meinungen gibt ein ziemlich übersichtliches Bild von dem Gärungszustande, in dem sich die Frage noch befindet. Radikalste Forderungen stehen neben klugen Erwägungen und ablehnenden Gesten, revolutionistischer Drang neben der Verantwortlichkeit für die ruhige Entwicklung. Außer diesen und verwandten Reformplänen zum Schulaufbau enthält das Werk eine Fülle von Vorschlägen zur Neuordnung der Lehrpläne in allen Zweigen unserer ausgedehnten Schulorganisation. Starken Einfluß scheint Kerschensteiners Auffassung der Schule als „Arbeitsgemeinschaft“ auf die Volksschullehrpläne gewonnen zu haben. Die in der Organisation der höheren Schulen verlorengegangene innere Einheitlichkeit durch Lehrplanänderungen in einem nationalen Sinne wiederherzustellen, wird von mehr als einer Seite angestrebt. Viel und teilweise auch recht Wertvolles wird für und gegen die Beschränkung einzelner Fächer angeführt. Wir merken davon besonders an: die zeitgemäße stärkere Betonung des englischen Sprachunterrichtes gegenüber dem französischen; die Einführung der philosophischen Propädeutik; die Versuche, den deutschen Unterricht (Sprache, Geschichte, Erdkunde) mehr in den Mittelpunkt des Gesamtunterrichtes zu rücken und nicht zuletzt die sogenannte „staatsbürgerliche Erziehung“. Beachtenswert erscheinen uns ferner die mannigfachen Erörterungen zur Lehrerausbildung, zu den Fragen der Frauenerziehung, zur Ertüchtigung des Leibes und vieles mehr. Begründete Aussicht auf baldige Durchführung scheinen uns diejenigen Reformpläne zu haben, die eine Nationalisierung des inneren Schulbetriebs, eine innere Ausgestaltung im Sinne der großen Zeit anstreben. Das gesteigerte Nationalbewußtsein, die idealistische Überzeugtheit von unserem Kulturberuf werden und sollen im Unterricht und Erziehung schnell und rein zum Ausdruck kommen.

Mit einer Studie über die deutsche Erziehungspolitik der letzten 25 Jahre versucht Ed. Spranger[13]) in das geschichtliche Verständnis derjenigen Veränderungen des deutschen Erziehungswesens einzuführen, die sich in der Richtung der Politisierung der Schule vollzogen haben. Er geht von dem ersten größeren Versuch dieser Art, der Dezemberkonferenz 1890, aus und verfolgt den Fortgang dieses Prozesses, den er mit der Suche nach einem nationalen Bildungsideal gleichstellt durch die Entwicklung der höheren Schule, der Volks- und Fortbildungsschule, der Jugendbewegung, Jugendpflege und Mädchenbildung, um schließlich die Aufgaben der Erziehungspolitik und der politischen Erziehung im Sinne einer staatsbürgerlichen Erziehung zu umschreiben. Sprangers Auffassung dieses Staatsbürgertums ist jedoch nicht die übliche enge Gleichförmigkeit, er sucht vielmehr dem Begriff in aller individuellen

12) Jakob Wychgram, Die deutsche Schule und die deutsche Zukunft. Leipzig 1916, Otto Nemnich.

13) Eduard Spranger, Fünfundzwanzig Jahre deutscher Erziehungspolitik (Deutsche Erziehung, Heft 2). Berlin 1916, Union Deutsche Verlagsgesellschaft. Geh. M. 1,—.

Eigenheit und zugleich im überindividuellen Gleichgewichtszusammenhang mit der Kulturgemeinschaft gerecht zu werden. So gelingt es ihm, sich und die Sache der Erziehung freizuhalten von jenen utopistischen Forderungen, die sich nicht auf gegebene Zustände beziehen, und zugleich durch Aufstellung dieses nationalen Erziehungsideals die Resultierende zu finden, in die alle Einzelströmungen der Gegenwartserziehung notwendig zusammenlaufen müssen.

Wertvolle Gedanken zur nationalen Erziehung äußert auch W. v. Bissing[14]) in einer kleinen Werbeschrift des Vereins „Deutsche Wacht". Das Schriftchen ist ein Bekenntnis zum deutschen Volk und eine Aufforderung, den Gegenwartswillen zur deutschen Kulturgemeinschaft in der Erziehung zu bekunden. — Ähnlich äußert sich Friedrich Niebergall.[15]) Wir haben deutsche Eigenart nicht nur einer Welt gegenüber zu behaupten, sondern auch in der Welt durchzusetzen. Unsere Leistung der Umwelt gegenüber ist in unserem Beitrag an der Weltbildung und Kultur zu sehen. Beide Verfasser rücken den Deutschunterricht in den Vordergrund der Erziehung unserer Volksgenossen, denn die deutsche Sprache ist das geistige Band unserer Gemeinschaft, die deutsche Literatur das Schatzkästlein deutschen Wesens, Geschichte, Bürgerkunde und Erdkunde sind die Mittel, den „schlummernden nationalen Sinn im Schüler zu wecken".

Daß wir auch den nationalen Gedanken nicht mit dem Problem der Einheitsschule ohne weiteres verquickt sehen möchten, glauben wir einem Buche gegenüber hervorheben zu müssen, das durch den Analogieschluß: „Ein Volk, eine Schule" zum Einheitsschulgedanken gekommen zu sein scheint. Es handelt sich um eine Arbeit von Wilhelm Schrammer[16]), die den Vorzug hat, die Bildungsbestrebungen unseres Nachbarn und Bundesgenossen Österreich mit in den Kreis seiner deutschen Schulgedanken einzubeziehen. Der Inhalt des Buches ist mehr mannigfaltig als tief gegründet. Es gibt wohl keine Schulfrage, die es nicht irgendwie streift; gründliche Auseinandersetzung mit den im Fluge aufgegriffenen Problemen vermissen wir bei aller Begeisterung, mit der der Verfasser die Feder führt. Das Schwergewicht seiner Gründe für die Einheitsschule liegt auf dem Gedanken, daß nur durch eine äußere Umgestaltung der Schulen im Sinne der Einheitsschule das Einheitsbewußtsein des deutschen Volkes im Gleichgewicht erhalten bleiben könne. Einen Satz, den wir mit dem Hinweis auf die herrschende, unverwischbare, kulturbedingte Differenziertheit des gesellschaftlichen Lebens, unter keinen Umständen anerkennen können. Klassengegensätze können wohl ein Volk innerlich entzweien, doch ist es dann wertlos, sie durch äußere Gleichheit zu übertünchen. Kein utopistischer Kommunismus vermag sie aus der Welt zu schaffen. Sie sind kulturell bedingt und bestehen zu Recht, aber eine Erziehung zur gegenseitigen Achtung aller Schichten kann ihnen ihre Schärfe nehmen. Hier hat das Erziehungswerk der Zukunft ein weites Feld. Wir brauchen ein innerliches Einheitsbewußtsein, keine äußerliche Gleichheit, wieviel Differenzierungsmöglichkeiten sie auch enthalten mag. Die Nation ist eine Zusammenfassung vieler Ziele und ungleichartiger Kräfte, deshalb ist eine wahre nationale Erziehung nur da, wo aller Verschiedenheit in der Zusammensetzung der Nation Gerechtigkeit zuteil wird. Sozial ist sie obendrein, wenn sie die Erziehung zur Achtung jedes

14) Friedr. Wilh. Frhr. v. Bissing, Nationale Erziehung. München 1916, Max Kellwar. Geh. M. 0,60.

15) Friedrich Niebergall, Weltvölkische Erziehung (Deutsche Erziehung, Heft 1). Berlin 1916, Union Deutsche Verlagsgesellschaft. Geh. M. 0,60.

16) Wilhelm Schrammer, Die deutsche Schule auf deutscher Grundlage. Leipzig 1916, A. Haase.

völkisch wichtigen Standes, jeder Arbeit zu ihrem Grundsatz macht und offenkundige Ungerechtigkeiten und Standesbevorzugungen, wo sie nicht durch Befähigung bedingt sind, vermeidet, und wo schließlich jede Begabung im Rahmen der nationalen Bedürfnisse ohne Frage nach der sozialen Umgebung, der sie entstammt, öffentlich gefördert wird. Welche handgreiflichen, bewußten Spaltungen und Gegensätze müssen sich in einem Staate zeigen, wo abgestempelte Unbegabung die eine Klasse und schulbehördlich beglaubigte Begabung die andere Klasse bildet, wo der Geförderte im Tagelöhner die anerkannte Geistes- und Willensschwäche sehen muß. Ein gut Teil Sauerteig gehört in die sogenannten unteren Schichten, er ist Stachel, Trieb und Reiz zum Höheren und Brücke zur Verständigung der Klassen in einer Zeit gegenseitiger Achtung. Diese herbeizuführen und als Erziehungsprinzip eng mit dem nationalen Gedanken zu verknüpfen, ist Sache der neuen deutschen Schule.

Bericht über Kunstliteratur.

Von **Max Preitz** in Dessau.

I.

In heller Freude beginne ich mit einem Büchlein, dessen kleiner äußerer Umfang in keinem Verhältnis steht zu dem Inhalte, den es meistert. Theodor Vollbehr bezwingt auf 92 Druckseiten die Aufgabe, in „Bau und Leben der bildenden Kunst" einzuführen.[1]) Sein ebenso fein gestecktes wie fein angestrebtes Ziel ist, durch Aufhellung der Vorbedingungen des Kunstbedürfnisses und des künstlerischen Schaffens, der treibenden und wirkenden Kräfte, die die „wundervolle Erdenpflanze" Kunst zum Leben erweckt haben und urewig am Leben erhalten, das Maß von natürlicher, klarer Begeisterung zu schaffen, ohne den es keine Kunst und keinen Genuß der Kunst gibt. Ich glaube nicht, daß sich irgendein Leser, und sei es ein noch so tüchtiger Kenner, dem Reiz des Buches entziehen kann. Aufschlußreiche Verknüpfungen und Folgerungen, kluge Gedanken, in edler Form dargeboten, lassen den Leser in die gewollte Wärme und Begeisterung hineinwachsen. Entsprechend der Sammlung, der das Büchlein angehört, ist es so gehalten, daß es kaum eine Zeile enthält, die reifen, ja heranreifenden Lesern Rätsel aufgäbe. Ich möchte es geradezu als Leitfaden für Kunstbetrachtungen in der Hand jedes Primaners wissen. Die gute Aufnahme des Büchleins wird durch die bereits vorliegende zweite Auflage hinreichend bewiesen.

Auf ganz anderem Wege dringt Leopold Ziegler in seiner „Florentinischen Introduktion"[2]) zu tiefsten und letzten Kunstproblemen vor. Sein Buch steigert sich schließlich zu einem leidenschaftlichen Kampfruf, und seine glänzend-stürmische Dialektik reißt unwiderstehlich mit sich fort. Ziegler geht vom eigenen Schauen aus, von seinem Erlebnis Florentiner Kunst und läßt uns mit Platonischer Begeisterung und Kantischer Kraft unversehens in eine Philosophie der bildenden Künste hineingleiten, in deren katakombentiefen Gängen nur zielbewußtes Denken vor Verirrungen bewahrt. Solche Fragen sind u. a.: Wie ist Architektur als Kunst möglich? Komposition oder künstlerische Organisation? Verhältnis von Renaissance zur Gotik (wobei das Artistisch-Dekorative der Renaissance scharf erkannt wird). Rettung des Stilbegriffs. Über Michelangelo, seinen Kunstirrtum, die Tragik seiner Künstlerschaft, daran anknüpfend über Formproblem, Wertbegriff (Kunstwerk = Kunstwert; Kunst = Reduktion und Synthesis des von der Natur Gegebenen). Die Wertuntersuchung wird schließlich bis an die Grenze der philosophischen Möglichkeiten getrieben und mündet im Problem der Kombination von mehreren Kunstgattungen. Keine Frage:

1) Zweite Auflage. Bd. 68 der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt". Leipzig u. Berlin 1914, B. G. Teubner. Geb. M. 1,50.

2) Florentinische Introduktion zu einer Philosophie der Architektur und der bildenden Künste. Leipzig 1912, Felix Meiner. Geb. M. 4,—.

Ziegler geht den Problemen mit bewundernswerter Energie auf den Leib, kämpft mit blanker Waffe und offenem Visier; wer in der Kunstphilosophie vorwärts will, wird mit ihm die Klinge kreuzen müssen.

Neben dem Reichtum der Zieglerschen Schrift besteht Anton Mayer mit seinen Lucie Höflich gewidmeten Betrachtungen über den „Gefühlsausdruck in der bildenden Kunst"[3]) herzlich schwach. Keiner der vier Abschnitte (Entstehung des Kunstwerkes, Psyche des Künstlers, Kunst und Natur, Kunst und das Schöne) fördert die berührten Probleme: hinter scheinbaren Wichtigkeiten und philosophischen Wendungen — neben Hilfeleistungen Windelbands, Nietzsches u. a. —, auch einigen Versuchen zu Begriffsbestimmungen (wieder mal eine neue zu „Stil"!) verbirgt sich fast durchweg Altes, Selbstverständliches, auch Unhaltbares. — Von Ernst Nackens Broschüre „Die Kunst als Führerin zu der Menschheit Höhen"[4]), die auf 18 Seiten einen Ritt durch alle Fragen der Kunst wagt, kann man ahnen, wohin solch Unterfangen führt, aber nicht einsehen, warum es geschieht.

Den nur bedingt richtigen Spruch, der den Künstler ans Werk weist und ihm das Wort verbieten will, durchbricht Artur Volkmann mit seinem Buch „Vom Sehen und Gestalten", einem „Beitrag zur Geschichte der jüngsten deutschen Kunst"[5]). Es sind Mitteilungen und Betrachtungen, geschöpft unmittelbar aus des Künstlers Leben und Schaffen. Beides aber steht ganz und gar unter dem Scheine eines mächtigen Gestirns: Hans v. Marées. Ihn will er vor Meier-Gräfe retten, der mit ingrimmiger Schärfe abgetan wird (wie denn Volkmann der Kritik manchen Hieb versetzt, zu Recht mindestens der Kritik, die „einen Meister nicht studiert, um von ihm zu lernen, sondern um ihn zu vorherbestimmten Zwecken auszubeuten"); und damit will er sein eigenes Werk rechtfertigen. Tut er das erste mit einer Liebe, deren Inbrunst durch die Herbheit seiner Schreibweise nur stärker berührt, so das zweite mit unverkennbarem, überzeugtem Stolz über das Erreichte. Aus Erinnerung und Erfahrung schöpfend, schließt er über Fragen besonders der bildenden Künste wahllos aneinandergereihte Betrachtungen an, die oft eine Maréesche Bemerkung zu einem künstlerischen Glaubenssatz erhöhen; reizvoll übrigens, dabei zu erkennen, wie sehr Goethe, der Allmeister, auch den stillen Stunden beider Künstler Inhalt und Weihe gegeben hat. Die Niederschrift von Volkmanns Erinnerungen und Gedanken, die durch 17 vortreffliche Abbildungen wertvoll gestützt werden, bleibt so ganz gewiß „eine nützliche Sache".

G. Grosch will in seinem Büchlein „Von deutscher Kunst"[6]) zur Kunstbetätigung und zum Kunstgenuß anregen und ist bescheiden genug, es den Werdenden zu widmen, ja als eine „Frühlingsgabe für das deutsche Volk" zu bezeichnen. Nur mit herzlicher Enttäuschung habe ich es aus der Hand gelegt: der Selbstgefälligkeit („voraussetzungslos und von hoher Warte aus" schreibt Grosch) und gespreizten Redseligkeit nicht allein, sondern ebenso seiner Unzulänglichkeit wegen. Grosch hat ebensosehr seine Aufgabe unter- wie seine Kraft überschätzt.

„Auch ein Deutscher" gibt in seiner Schrift „Die kranke deutsche Kunst"[7]) Nachträge zu „Rembrandt als Erzieher". Es ist ein Kampfruf, der ganz gewiß auch für die Zukunft noch Bedeutung besitzt. Auswüchse und Irrwege von Künstlern werden ebenso scharf aufgedeckt und bekämpft wie die Ursachen dafür: geschäftsgieriger Kunsthandel, der zum guten Teil auf der Stufe verwegensten, rücksichtslosesten Börsenspekulantentums steht, und in dessen Dienste arbeitende Wortmacher gefährlichster Art, die die Kunst, die sie zu fördern haben, zur Mode pressen, und schließlich als Innerstes Mangel an Ehrfurcht vor dem Alten, Großen, auch vor der strengen Arbeit. Dabei gerät der Verfasser in der Hitze des Kampfes allerdings auch in Übertreibungen, und mancher Gerechte leidet mit dem Ungerechten. Im ganzen aber bleibt diese Schrift doch eine heilsame Tat von geradezu nationaler Bedeutung, national auch deshalb, weil sie die undeutschen Elemente der neudeutschen Kunst genug Anlaß hat, mit Schmerz und Grimm leidenschaftlich zu bekämpfen.

3) Verlegt bei Paul Cassirer, Berlin 1913.

4) Pädagogische Abhandlungen, Neue Folge, XV. Band, Heft 6 (Bielefeld o. J.). M. 0,40.

5) Verlegt bei Eugen Diederichs, Jena 1912.

6) Bändchen der Meulenhoff-Ausgaben. Leipzig 1914. M. 1,20.

7) Erstes bis drittes Tausend. Leipzig 1911, H. A. Ludwig Degener.

Dieser Leidenschaftlichkeit der Ablehnung tritt die geschichtlich fest verankerte Tiefe, die leuchtende Klarheit und die Stahlhärte der Gedanken zur Seite, die Karl Scheffler unter der Überschrift „Deutsche Kunst"[8]) in der vortrefflichen „Sammlung von Schriften zur Zeitgeschichte" zusammenstellt: ein Buch, in das sich jeder versenken muß, dem es Ernst damit ist, aus der Vergangenheit die Gegenwart deutscher Kunst zu verstehen und an ihrer Fortentwicklung inneren Anteil zu gewinnen. Aus tiefstem Wissen um deutsche Art wird das Wort geprägt, daß der Deutsche niemals ganz er selbst ist, wenn er sein gotisches Wesen gewaltsam verleugnet. Und die Untersuchung über die Eigenheit und die Entwicklung deutscher Kritik wird manches Auge sehend machen. Nur mit Bedauern liest man, daß sich Scheffler dazu entschlossen hat, auf die Darstellung der deutschen Kunstgeschichte, die über dem Büchlein schwebt wie ein Gesicht, zu verzichten: Möge er sich gesagt sein lassen, daß dieser Verzicht eine Entbehrung bedeutet, die dem denkenden Deutschen nur unter dem Zwange eiserner Notwendigkeit auferlegt werden darf! Besteht für ihn wirklich das Gebot, die geistige Kost von Mit- und Nachwelt zu „rationieren"?

Von den Abhandlungen und Darstellungen über größere Teilgebiete der Wissenschaft von deutscher Kunst sind ungemein wertvoll August Schmarsows Studien über „Kompositionsgesetze in der Kunst des Mittelalters".[9]) Der bisher abgeschlossene erste Halbband bietet die Grundlegung und behandelt die Romanische Architektur. Weiterbauend auf seinen nach Verdienst gerühmten „Grundbegriffen der Kunstwissenschaft", unternimmt es Schmarsow, unter vollkommener Ausnutzung der von der kunstgeschichtlichen Forschung relativ gesicherten Ergebnisse zu dem innersten Wesen der mittelalterlichen Kunst vorzudringen, ihre Gesetze aufzudecken, die sich unter den Schlacken der vielfältigen zeitlichen Bindungen verbergen. Er packt fest zu. Sein Buch, das angesichts der vielen Voraussetzungen, die es macht, erarbeitet sein will, wird zu den bedeutendsten Erscheinungen der Kunstwissenschaft im weitesten Sinne gehören; das muß schon nach dieser Teilerscheinung gesagt sein. Denn die „Grundlegung" greift die tiefsten Fragen der Ästhetik überhaupt auf, und namentlich was über Rhythmus, das Hauptprinzip künstlerischer Gestaltung, als den für alle Künste „gemeinsamen Grundstock der körperlichen Anlage des Menschen", beigebracht wird, darf beanspruchen, von jedem über bildende Kunst, Poesie oder Musik ernsthaft Nachsinnenden durchdacht zu werden.

Helene Nemitz möchte mit ihrem kurzen Abriß in „Die altdeutschen Maler in Süddeutschland"[10]) einführen. Die Verfasserin ist mit spürbarer Wärme und Liebe und wohlgerüstet zu Werke gegangen: ihren Darlegungen und Urteilen kann man sich — bis auf wenige Unstimmigkeiten — anschließen. Nur sei ihr geraten, bei künftigen Neuauflagen die Sprache ihres Büchleins zu entlasten und zu klären; denn die oft unnötig schwere Fassung ihrer Darlegungen dürfte die erwünschte Wirkung in die Breite beeinträchtigen.

Dagegen soll sich jeder willig Adelbert Matthaei als trefflichem Führer durch die Geschichte der „Deutschen Baukunst im 19. Jahrhundert"[11]) anvertrauen, der mit diesem Bändchen seinen Gang durch die Entwicklung der deutschen Baukunst abschließt. Aus der inneren Entwicklung des deutschen Lebens („Gesinnungswandel der führenden Schichten von Staat, Wissenschaft und Gesellschaft" nennt er's) leitet er die Wandlungen der Baukunst ab, geht dabei auch auf die Theorien der großen Baukünstler ein und entwickelt, was diese gewollt, sicher an wenigen bedeutenden Bauten. Das Bändchen ist wie seine beiden Vorgänger aus sicherem, freiem Verhältnis zu dem großen Stoffe heraus geschrieben.

In der Methode ähnlich angelegt und durchgeführt ist Richard Hamanns, des betriebsamen Marburger Kunsthistorikers, „Deutsche Malerei im 19. Jahrhundert".[12]) Aber seine Ausführung und die Bildbeigaben haben den Rahmen der Teubnerschen Bänd-

8) S. Fischer, Berlin. Bd. 12 der Sammlung. Pappbd. M. 1,—.

9) Erster Halbband, hierzu eine Skizze mit 18 Tafeln. Leipzig u. Berlin 1915, B. G. Teubner. Geh. M. 10,—, geb. in Leinwand M. 11,—.

10) Aus Natur und Geisteswelt, 464. Bändchen. Leipzig u. Berlin 1914, B. G. Teubner.

11) Aus Natur und Geisteswelt, 453. Bändchen. Leipzig u. Berlin 1914.

12) Aus Natur und Geisteswelt, 448. bis 451. Bändchen, 2 Doppelbände zu je M. 2,40 oder 1 Halbpergamentband zu M. 7,—. Über 250 Abbildungen. Leipzig u. Berlin 1914.

chen völlig gesprengt. Das Buch hat seinen Weg längst gefunden, und trotzdem kann auch an dieser Stelle nicht nachdrücklich genug darauf verwiesen werden. Preisenswert ist der Mut, nach großem anderen Versuch die Malerei des 19. Jahrhunderts als ein Ganzes mit folgerichtiger Eigenentwicklung darzustellen — ein Wagnis, bei dem beispielsweise R. M. Meyer mit seiner Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts nicht recht besteht. Mag man immer in seiner eigenartigen, im ganzen durchaus begründeten und einleuchtenden Stoffgliederung, die einer Entdeckung gleichwertig ist, den Grund zu etwelchem konstruktiven Zwang erblicken, mag man diesen oder jenen Künstler in der Betrachtung vermissen oder auch dies oder jenes Kunstwerk (die Graphik z. B. bleibt so gut wie ganz unberücksichtigt): der Gesamtleistung tut das keinen Abbruch. Sicherlich gerade so, wie es ist, hat das Buch seine hohe Daseinsberechtigung. Mit erstaunlichem Wissen ist Hamann ans Werk gegangen, einem Wissen, das über der Verschiebung der Höhepunkte des Unterstroms umsichtig gedenkt, den Wandel der Kunsttheorie, die Literatur der Künstler in die Darstellung einbegreift (nur das Publikum der Maler hat auf Berücksichtigung verzichten müssen), und das reich genug ist, die Entwicklung der Malerei durch engsten Anschluß an die der anderen Künste und der ganzen Kultur wechselseitig zu erhellen. Die Sprache Hamanns ist reich, oft überreich an gehaltvollen Sätzen, denen man anmerkt, daß in ihnen unter dem Zwange der Raumnot Gedanken zusammengeschoben sind, und daß vieles nur hat angedeutet, mehr hat unterdrückt werden müssen. In lehrreicher und geschickter Weise wechseln in der Darstellung Analyse und Synthese, Gruppen und Hauptgestalten. Kein Name wird nur um seinetwillen genannt. Und die Erklärungen einzelner Kunstwerke sind, bei aller Kürze, höchst lichtvoll und aufschlußreich und erziehen zur Kunstbetrachtung mehr denn manches Werk, das sich mit der Suche nach einer Methode des Kunstunterrichts abmüht. Wir haben hier eine Geschichte der Malerei des vergangenen Jahrhunderts, gesehen durch ein Temperament. Der Verlag hat gewiß nichts gescheut, um das Buch mit einem möglichst reichen Bildwerk auszustatten: bei den im Verhältnis zur Bildgröße überwiegend allzu kleinen Abbildungen, die die wichtige Beobachtung von Feinheiten oft ausschließen, bliebe indessen dem Verlage zu überlegen, ob nicht das gesamte Bildwerk der künftigen Neuauflage in Form eines geeignet großen Bilderbandes beizugeben oder ob dem ganzen Werke nicht größeres Format zu verleihen sei. Die Bildauswahl ist vorzüglich. Übrigens bedarf die Erwähnung der bekannten Seelandschaft von Kaspar David Friedrich (auf S. 24 und 25) des Einwandes, daß nicht Kleist, sondern Brentano in Kleists „Berliner Abendblättern“ über das Bild gehandelt hat. Und der erste Satz auf S. 277 wird mühelos berichtigt werden.

An Einzelschriften über Maler liegen mir vier Hefte der Sammlung „Volksbücher der Kunst“ aus Velhagen und Klasings Verlag vor[13]). Alle vier, „Raffael“ von Ernst Diez, „Lionardo da Vinci“ von Ernst Kühnel, „Franz Hals“ von Alfred Gold, „Alfred Rethel“ von Ernst Schur, besitzen die Vorzüge dieser Volksbücher: durch gutes Wort und reiches, vorzügliches Bildwerk zu den Großen der Kunst hinzuführen. Besonders vorteilhaft nimmt sich dabei Kühnels Einführung in Meister Lionardos umfassendes Schaffen und Sinnen aus, wogegen der von Gold über Franz Hals der Charakter volkstümlicher, allgemeinverständlicher Darstellung einigermaßen abgeht.

Der Reihe einer neuen Sammlung von Lebensbildern bedeutender Frauen („Frauenbilder“), die der Herdersche Verlag in Freiburg i. Br. ankündigt, ist aus der Feder von Klara Siebert die Darstellung über „Marie Ellenrieder als Künstlerin und Frau“[14]) eingegliedert. Marie Ellenrieder wird von ihrer für sie begeisterten Darstellerin unausgesetzt als größte deutsche Malerin gepriesen und als Künstlerin sicherlich überschätzt. Gerade diese Veröffentlichung, in der aus ihren Tagebüchern die Dargestellte selbst oft das Wort hat, läßt die immer wieder auftauchende Frage kaum ruhen, ob nicht die Ellenrieder als Gottsucherin größer gewesen ist denn als Malerin. Als Gottsucherin gehört sie ganz in die Zeit des sich wieder aufschwingenden deutschen Katholizismus, wie Luise Hensel, Emilie Linder und deren Glaubensverwandte, die Görres, Sailer, Brentano, Diepenbrock. Mindestens

13) Die Nummern 26, 76, 24 und 22, alle von 1911. Je M. 0,60.
14) Freiburg 1916. Mit 12 Bildern. In Leinwand M. 2,80.

so streng nazarenisch, wie sie malte, lebte sie. Durch ihr Künstlerdasein geht dieser Zug der Entwicklung: ihr Malen war Beten, dann Predigen, zuletzt Ekstase. Das Buch ist liebevoll geschrieben und vermag auch gelegentlich als Künstlermonographie (so mit der willkommenen Durchführung des Vergleichs mit Angelika Kauffmann) zu fesseln; überwiegend aber sehe ich seine Bedeutung in der Eigenart des Menschen, dem es gilt.

Als ein Stolz deutscher Art wird endlich für alle Zeit die Tatsache angesprochen werden dürfen, daß inmitten der schweren Zeit der Kriegsarbeit ein Werk hat geschrieben werden und in so vortrefflicher Weise gedruckt und ausgestattet werden können wie Karl Schefflers „Adolf Menzel. Der Mensch, das Werk"[15]). Scheffler hat öfters die Gelegenheit ergriffen, seine hohe Meinung vom Wesen der wahrhaft guten Biographie, der Lebensbeschreibung großen Stils auszusprechen, in der „nur vom Wesentlichen der Persönlichkeit die Rede ist und mehr von den Werken als von der Persönlichkeit", in der Psychologie gilt statt des Klatsches und neugieriger Indiskretion. Es sind Ansprüche, die sich mit der Forderung nach Synthese decken, und denen auch die jüngste Literaturwissenschaft eifrig nachlebt. Daß Scheffler die ausgesprochene Fähigkeit zu solcher Synthese besitzt, beweist sein Menzelbuch in glänzender Weise. Gegen „Entkleidung des Genies" hat er sich (Vossische Zeitung vom 8. September 1916) gewandt und gefordert, daß man Ehrfurcht habe, über sich selbst hinaus denke und im Verkehr mit dem Genie das schöne Bibelwort praktisch umdeute: „Niemand kennt den Vater denn der Sohn." In seinem „Menzel" hat er einem umfochtenen, großen deutschen Künstler, auf den verschiedene Parteien die Augen verschieden einstellten, das Ehrenkleid des Genies nach Fug und Recht und ein für allemal wiedergegeben. Wie ihm das gelingt, welche Gabe er besitzt, in der Seele und in dem Werke des großen Künstlers zu lesen, mit welch künstlerisch-feinsinniger Darstellung die augenscheinlich unlöslichen Widersprüche in Menzels Kunst und Persönlichkeit geklärt werden — man möchte das herrliche Buch jedem gebildeten Deutschen zur Pflicht machen. Das ist wahrhafte Synthese, Baustein bei Baustein gefügt, so daß einer vom anderen getragen und gestützt wird und selbst zugleich Träger und Stütze ist. Niemand, der das Buch Schefflers nicht gelesen hat, darf sagen, er kenne Menzel. Aber niemand, der es gelesen hat, sollte sagen, er kenne ihn nun. Das Buch leistet das Höchste, was ein Buch über Kunst leisten kann, es reizt, ja zwingt zur ernsten Arbeit an Menzels Kunst, zu der es zugleich der denkbar beste Wegweiser ist. Das Kunstwerk ist unendlich, unerschöpflich, jeder Künstler Schöpfer einer Welt, der Biograph deren Künder, Deuter, Mittler. Anregen, beflügeln soll er; die Absicht, erfüllen oder erschöpfen zu wollen, ziemt ihm nicht, weil sie dem Kunstwerk nicht frommt und schließlich unausführbar ist. Wer mit Scheffler einen Weg zu einem Genius geht, ist auf dem rechten Wege. Die Erwartung, daß sein Buch weiteste Verbreitung finde, scheint sich zu erfüllen; schon ist die 2. Auflage erschienen. Das Buch bedurfte des denkbar besten Rahmens; der Verlag hat Ehre damit eingelegt.

Mitteilungen.

Der inneren Verknüpfung, wie sie Lorentz und Deckelmann fordern (s. S. 573 f.), dient für ein Gebiet in ausgezeichneter Weise Adolf Bartels mit seinem deutschvölkischen Dichterbuch (Volk und Vaterland. Halle a. S. 1917, R. Mühlmann. 2 Bde. in Pappkarton kart. M. 12,50, geb. M. 15,—).

Er gibt nicht Gedichte auf Ereignisse der deutschen Geschichte, sondern unmittelbare Zeugnisse, wie sich die Deutschen aller Zeiten zu Volk und Vaterland, zu deutschem Wesen und deutscher Kultur gestellt haben. Dabei leitet ihn der Grundsatz: „Wie für die religiöse Dichtung, gilt auch für die vaterländische, daß sie in erster Linie Zweckpoesie ist, und so kommt es auf die Technik, ja selbst auf das Spezifisch-Poetische unter Umständen gar nicht so sehr an, wenn nur die rechte Gesinnung kraftvoll hervorbricht, wenn sich nur eine machtvolle oder würdige Persönlichkeit verrät, wenn innere Wahrheit und der nötige Ernst da sind." Das Ganze soll dienen, unser Volk zu erziehen zu dem stärkeren und festeren Deutschtum, das jetzt kommen muß. Ein Überblick über alle Dichter, die sich zum Vaterland bekennen,

15) Berlin (o. J. [1916]), Bruno Cassirer.

bringt eine erstaunliche Fülle von Namen, die freilich zum Teil nur Namen bleiben. Die (über 900) Gedichte selbst aber wirken mächtig, auch der Kenner findet hier viel Neues, und die Auswahl dieser mannigfaltigen Stimmen unter dem einen großen Gesichtspunkt regt unmittelbar zum Vergleichen, zur Arbeit an. Viele treten nur mit einem Gedicht auf und kennzeichnen nur ihre Zeit, heraus heben sich aber eine große Zahl von bedeutenden Sängern, die durch eine Reihe von Gedichten auch sich selbst charakterisieren. Da erweist sich aber die Ordnung nur nach dem Geburtstag nicht glücklich, besonders in den späteren Teilen wird man zu sehr hin und her geworfen und findet z. B. Gedichte aus dem Weltkrieg neben solchen aufs Jahr 1866; hier hätten alle Einzelgedichte nach der Zeit, der sie entstammen, gegeben und dann die bedeutenderen Persönlichkeiten dem Abschnitt eingereiht werden müssen, dem die meisten ihrer Gedichte angehören. Das müßte in der nächsten Auflage geändert werden, damit die große Wirkung des Buches noch verstärkt werde. Schon jetzt aber ist es ein sehr brauchbares und, ich wiederhole es, erzieherisch wirksames Werk, das dem deutschen wie dem Geschichtsunterricht wertvolle Dienste leisten wird.

Jakob Kneip, dessen wir erst kürzlich gedachten, hat uns weiterhin „Ein deutsches Testament" geschenkt: gewaltige Rhythmen voll großer Gesichte, voll tiefen Empfindens für das Erlebnis unserer Zeit, dessen Sinn er sucht, voll Liebe für die draußen, mit denen er gestritten hat, und für die drinnen, deren Leid ihn tief erschüttert, ein ernster Mahnruf zur Selbstbesinnung und -prüfung und zur Einigkeit, damit wir uns eine große Zukunft verdienen. Das alles mit leidenschaftlicher Begeisterung ans Herz dringend — recht geeignet auch für die Schule, der es bereits bei Andachten und Feiern gute Dienste geleistet hat. — Ihm reiht sich Josef Winkler an, der „Die mythische Zeit" besingt, auch er voll großer Phantasie, die ihm prachtvolle Visionen schenkt; er ist epischer gerichtet und liebt greifbarere, geschlossenere Bilder, geht mehr auf Einzelerlebnisse ein, die er oft mystisch färbt. Wie in seinen eisernen Sonetten, von denen in diesen Blättern noch gesprochen wird, so zieht er auch hier die Technik in seine Lyrik ein. Viele von seinen Gedichten lassen sich unmittelbar im Unterricht verwenden. — Den Beschluß des Buches macht Wilhelm Vershofen mit einer Symphonia mystica (Das brennende Volk. Kriegsgabe der Werkleute auf Haus Nyland. Jena, Diederichs. Brosch. M. 3,—, geb. M. 4,—).

Zur hundertjährigen Feier des Wartburgfestes gibt Walther Koch einen Überblick über die Ur-Burschenschaft, in dem er klar die treibenden Kräfte aufzeigt und betont, was von den Zielen der damaligen Jugendbewegung auch heute noch erstrebenswert ist. (Tat-Flugschriften 21. Jena, Diederichs. M. 0,60.) — Tiefer in jene Zeit hinein führt Koch dann zusammen mit Max Hodann, indem sie zeitgenössische Berichte zusammenstellen: Die Urburschenschaft als Jugendbewegung. (Jena, Diederichs. Brosch. M. 2,50, geb. M. 3,50.) Aus der Erkenntnis, daß die besten Kräfte unserer Zeit dem deutschen Idealismus entstammen, zeichnen die Verff. der Jugend unserer Tage ein Bild der damaligen reinen Jugendbewegung und ihres traurigen Zusammenbruchs. Der Geist dieser Zeit mit dem starken Freiheits- und Verantwortungsgefühl sollte auch heute noch fortleben. Freilich nicht in dem Sinn, wie es das Nachwort eines Schweizer Studenten fordert: „Rüstet euch, einen Bund der gebildeten Jugend Europas zu begründen. Denn was euren Brüdern vor hundert Jahren die deutsche Idee war, das muß euch Heutigen die europäische Idee werden." Nein, sondern rüstet euch zu ernster Arbeit für euer schwergeschädigtes Vaterland, das alle Kräfte braucht zum Wiederaufbau und zur Ausbreitung des deutschen Gedankens.

Aus dem Felde kommt ein feines Schriftlein: Georg Schmidt, Unsere Muttersprache als Waffe und Werkzeug des deutschen Gedankens. (Tat-Flugschriften 20. Jena, Diederichs. Brosch. M. 1,20.) Im ersten Teil will Schmidt anregen, sich auf das Wesen der Sprache und ihre Bedeutung zu besinnen. Die Sprache bestimmt die Begriffswelt. Die Sprachgemeinschaft ist aber auch eine Gewissensgemeinschaft. Das legt er dar in einem kurzen Überblick über das innere Werden der Sprache, das noch viel zu wenig erforscht sei. Auf der gemeinsamen Sprache beruht also die völkische Gemeinschaft, das geistige Geschlecht, das den Kampf der Zukunft zu bestehen hat, einen Kampf, in dem wiederum die Sprache das wichtigste Werkzeug ist. — Ein äußerst anregendes Büchlein, das andere Wege geht als gewöhnlich und nicht Wissen von der Sprache, sondern Liebe zu ihr erwecken will.

Das gleiche Ziel verfolgen 10 der sehr geschmackvollen Klingspor-Postkarten, die den Ruhm der deutschen Sprache in alten und neuen Gedichten verkünden. (Klingspor-Karten: Deutsche Sprache [64. Reihe]. Lehmanns Verlag, München. 10 Karten M. 1,—.) Ihnen schließen sich 10 weitere mit Aussprüchen über Selbsterziehung an. Die Karten sind wegen ihres Gehalts und der Ausstattung gleicherweise zu empfehlen.

Luther, den treuen Diener seines Volkes, feiert Emil Zeißig (Pädagogisches Magazin, Heft 660. Langensalza, Beyer u. Söhne. M. 0,50.) Er schildert ihn beredt als ersten Prediger der Glaubensfreiheit, als Schöpfer der neuhochdeutschen Schriftsprache und als Vater allgemeiner Schulgedanken.

Der 70. Geburtstag Wilhelm Reins hat eine Auswahl von Abschnitten aus seinen Werken veranlaßt (Wilhelm Rein, Erziehung und Leben. Herausg. von Joh. Meyer. Reclams Universalbibliothek Nr. 5932/3. Geh. M. 0,50, geb. M. 0,90). Die Auswahl ist eine gute Einführung in das reiche Schaffen dieses vielseitigen Pädagogen.

In zweiter Auflage erschien Hermann Fischer, Deutsche Altertumskunde (Wissenschaft und Bildung. Bd. 40. Leipzig, Quelle u. Meyer. Geb. M. 1,25). Auch in seiner neuen Durcharbeitung wird das äußerst anziehende Bändchen hoffentlich in weiten Kreisen Freunde werben für sich und seinen Gegenstand. Es ist bei aller Gedrängtheit doch gut lesbar, denn überall verbindet der Verfasser mit der Kritik des Gelehrten die Freude an dem Wertvollen in unserem deutschen Altertum.

In vierter Auflage liegt das kleine, brauchbare Fremdwörterverdeutschungsbuch von Paul Hage vor: Deutsch reden, schreiben, lesen sei die Losung. (Steglitz, Peter Hobbing. M. 0,60.) Der Anhang: Deutsche Heeressprache von G. Goeckel scheint mir noch nicht in allem gelungen, da Verwechslungen und Unklarheiten nicht vermieden werden.

„Der deutsche Bund für Erziehung und Unterricht 1908—1916", so lautet die 2. Flugschrift des ehemaligen Bundes für Schulreform (Leipzig, B. G. Teubner. Geh. M. 0,85), die einen Überblick über die weitgreifende Arbeit des Bundes gibt und einen Ausblick in die großen Aufgaben der Zukunft. Mit Recht kann der Bund von sich behaupten, daß niemand, der die Pädagogik der Gegenwart überschauen will, an seiner Arbeit vorübergehen darf.

Die durch Adolf Matthias' Tod verwaiste Monatschrift für höhere Schulen wird nunmehr von Provinzialschulrat Dr. Max Siebourg und Gymnasialdirektor Dr. Paul Lorentz herausgegeben. Wir begrüßen die neuen Mitstreiter, deren zweiter unseren Lesern ja seit Jahren wohlbekannt ist, und wünschen, daß ihre Arbeit ebensolchen Segen für die höhere Schule bringe wie die ihres Vorgängers.

Ich habe schon wiederholt auf die segensreiche „Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung" hingewiesen. Was hier freudige Zuversicht mit geringen Mitteln (das Kapital beträgt jetzt erst 38 000 M.) erreicht hat, ist bewundernswert. Von 1902—1916 sind 730 000 Bücher an Volksbüchereien usw. verteilt, ferner 3 383 500 Bände der Hausbücherei und Volksbücher gedruckt worden, die wertvollstes Gut bergen. Im Kriege sind der Stiftung nun noch neue Aufgaben erwachsen durch die Versorgung unserer Truppen, Lazarette und Kriegsgefangenen mit guten Büchern (bis jetzt hat sie 528 500 Bücher versandt). Da braucht sie neue Freunde, und ich unterstütze aus vollem Herzen ihre Bitte um Beitritt (Mindestbeitrag 2 M., wofür noch ein Buch im Betrag von 1 M. gewährt wird). Als langjähriges Mitglied der Stiftung kann ich sagen, daß es mir immer Freude bereitet hat, wenn sie mir wieder den Bericht über ihre gemeinnützige Tätigkeit und ihre schmucken Bändchen ins Haus gesandt hat, die ich immer wieder gern zur Hand nehme. Wegen aufklärender Drucksachen wende man sich an die Kanzlei der Stiftung (Hamburg-Großborstel).

Berichtigung: auf S. 495, letzter Absatz, lies **Theobald** Ziegler, nicht Theodor.

Für die Leitung verantwortlich: Dr. **Walther Hofstaetter**, Dresden 21, Elbstr. 1.

Die Stilprinzipien des germanischen Dramas.

Von **Richard Müller-Freienfels** in Konstanz.

1. Die Mehrzahl der älteren Ästhetiker zog aus, „die" Schönheit, das heißt die eine, kanonische, ideale Schönheit zu ergründen. Daß es diese auch wirklich gäbe, war für sie ein Dogma, dessen Berechtigung sie niemals ernsthaft nachprüften, das sie schlechtweg voraussetzten. In Analogie mit der Logik, welche „die" Wahrheit zu suchen hatte, schloß man, daß es auch „die" Schönheit geben müsse. Und als rechte Dogmatiker ließen sich die Don Quijotes der einen, kanonischen Schönheit auch durch den Tatbestand, der ihnen überall hindernd in den Weg trat, nicht irremachen. Dieser Tatbestand aber ist nun einmal der, daß zu den verschiedenen Zeiten und bei den verschiedenen Völkern außerordentlich verschiedene Begriffe von Schönheit bestanden und bestehen. „Um so schlimmer für die Wirklichkeit, daß sie unserem Ideal nicht entspricht!" dekretierten jene und machten sich daraufhin, oft unbewußt, diese Wirklichkeit so zurecht, daß die gröbsten Widersprüche vermieden wurden. Ihr Verfahren dabei war ein doppeltes: einerseits schieden sie diejenigen Stile und Richtungen der Kunst, die ihnen gar nicht paßten, einfach aus, ließen sie im besten Fall als Vorstufen oder Verfallszeiten im Verhältnis zu wenigen Blüteperioden gelten; anderseits aber wiesen sie mit oft halsbrecherischer Logik nach, daß ihr ästhetisches Ideal, wenn auch verhüllt, in den abweichenden Stilarten stecke, sie machten sich diese ihrem Dogma gemäß zurecht und holten wie Taschenspieler nachher allerlei heraus, was sie erst selber hineingesteckt hatten.

Als kanonisches Ideal aber galt ihnen auf allen Gebieten der Kunst die Klassik. So verehrte man in der bildenden Kunst die Antike und deren Neuauflage, die Renaissance, behandelte Gotik und Barock sehr nebenhin und wollte den übrigen Stilarten, etwa der ägyptischen oder chinesischen oder frühnordischen Kunst, höchstens historischen oder Kuriositätswert zubilligen. In der Dichtung urteilte man ähnlich. Auch hier standen die griechischen Klassiker obenan, und auch in der neueren Kunst hob man alles „Klassische" in erster Linie hervor. Freilich gab es da einige Poeten, wie vor allem Shakespeare, die sich nicht ohne weiteres einpassen wollten: hierauf wendete man dann das zweite der obengenannten Verfahren an: man „verbesserte" ihn entweder zum Klassiker, wie Voltaire das tat, oder man wies (wie Lessing tat) nach, daß Shakespeare, wenn auch nicht dem Buchstaben, so doch dem Geiste nach das klassische, von Aristoteles formulierte Ideal erfüllt habe.

Daß es neben der klassischen Schönheit noch andere Götter geben könne, war die große Erkenntnis der Romantiker. Freilich war das, was sie ent-

gegenstellten, nicht klar formuliert und schwächlich durchgeführt, so daß das „Romantische“ als etwas Minderwertiges angesehen werden mußte, und Goethe es schlechtweg als „das Kranke“ dem Klassischen als „dem Gesunden“ gegenüberstellen konnte.

Wir stellen uns bei unserer gegenwärtigen Betrachtung auf den Standpunkt, den die nichtdogmatische Ästhetik und Kunstwissenschaft der Gegenwart immer deutlicher präzisiert: den nämlich, daß es nicht eine Art der Schönheit gibt, sondern viele, deren jede es in ihrem Wesen, ihrer zeitlichen und nationalen Verwurzelung zu verstehen gilt, und die nicht etwa Stufen zu einem einzigen Gipfel sind, sondern von denen jede ihren Wert und ihre Würde in sich selber trägt. Wir suchen die Verschiedenheiten nicht zu verwischen, sondern suchen sie in ihrer Besonderheit möglichst klar herauszuarbeiten, wobei dann in die Augen springen wird, daß die Verschiedenheit vielfach die Einheit überwiegt, daß die unterschiedlichen Stile nicht Spielarten einer gemeinsamen „idealen“ Grundform sind, sondern sich bis zur völligen Gegensätzlichkeit voneinander entfernen.[1])

2. Dieser Gedanke sei hier speziell auf dem Gebiet des Dramas durchgeführt, von dem er unschwer auch auf das übrige Feld der Dichtung zu erweitern ist. Und zwar werden wir zeigen, daß das klassische Dramenideal nicht das einzige sein kann, daß seine „Gesetze“ nicht ewig und allgemein gültig sind, sondern daß sich (von dem ganz anderen indischen, spanischen und vielen modernen Bühnenstilen abgesehen) auf dem Boden der westeuropäischen Kultur ein anderer Bühnenstil ausgebildet hat, der seine eigene Art, seine eigene Geschichte, seine eigenen Werte hat und dem klassischen Ideal in vielem diametral entgegengesetzt ist und doch im Werte jenem nicht nachsteht.

Wir nennen diesen Bühnenstil im Gegensatz zum klassischen den germanischen oder gotischen, wobei wir bitten, den letzteren Stilbegriff nicht in seiner historischen Verwendung als Stil des späteren Mittelalters, sondern als einen zeitlosen, psychologischen und nationalen Stilbegriff zu nehmen. Wir fassen damit eine historische Reihe zusammen, die von den Mysterienspielen des Mittelalters ausgehend, in Shakespeare ihren ersten höchsten Gipfel erreicht, dann zeitweise zurücktritt, bis sie im Drama des Sturms und Drangs, Goethes und Schillers (soweit diese sich nicht in die spanischen Stiefel klassischer Theorien spannten) eine zweite Blütezeit erreicht, die im ganzen 19. Jahrhundert weiter wirkt und in Ibsens Peer Gynt, in Hauptmanns Florian Geyer, in manchen Werken Strindbergs und vielen anderen noch immer Blüten von hoher Schönheit zeitigt. Den Beweis für diese Stilgemeinsamkeit schieben wir einstweilen noch zurück.

---

1) Vgl. zur näheren, prinzipiellen Ausführung dieser Gedanken meine „Psychologie der Kunst“ 1912 (Teubner) und meine „Poetik“ (Aus Natur und Geisteswelt 460).

Wir weisen nur darauf hin, daß diese Kunst germanischem Boden entsprossen ist. Denn auch im mittelalterlichen Nordfrankreich, wo die Mysterienkunst blühte, waren Adel, Geistlichkeit und Patrizier, die Träger der Kultur, wesentlich germanisch. Gewiß hat auch diese Kunst, besonders durch Seneca, später auch durch die französischen Klassiker starke Einflüsse erfahren, sie läßt sich aber doch als eine im Kern ganz andere Kunst erweisen, deren Art tief begründet ist in der psychologischen Eigenart der germanischen Völker. Sie hat hochinteressante Parallelen mit der bildenden Kunst, vor allem den spezifisch germanischen Stilen, der Gotik und dem Barock, die beide auf germanischem Boden ihre konsequenteste Ausbildung erfahren haben, und die dieselben seelischen Grundzüge aufweisen wie die bezeichneten Dichtungen. Auch darüber wird noch zu reden sein.

Vorläufig also halten wir fest, daß wir diese germanische Bühnenkunst der klassischen gegenüberstellen, die ihrerseits in Griechenland entstanden ist, von Rom übernommen und in Frankreich und Italien selbständig, aber streng stilgerecht weitergebildet wurde. Gewiß sind auch auf deutschem Boden „klassische" Dramen entstanden, aber sie sind entweder wie Goethes „Pandora" oder Schillers „Braut von Messina" Totgeburten, die zwar an hohen Schönheiten reich sind, aber doch an Lebenskraft hinter ihren Geschwistern zurückstehen, oder es sind Umdichtungen antiker Vorbilder, wie die Iphigenie, die vermutlich kein Grieche als griechisch, sondern nur als deutsch empfunden haben würde.

Gewiß hat man den hier hervorgehobenen Stilgegensatz auch früher schon empfunden. Indessen hat man, von der klassischen Sonne geblendet, auch das germanische Drama fast immer mehr oder weniger in klassischer Beleuchtung gesehen. Demgegenüber versuchen wir hier, das germanische Drama in seiner extremen Besonderheit zu charakterisieren und nachzuweisen, daß seine eigensten Werte nicht ins Klassische umgedeutet werden dürfen, sondern in den wesentlichsten Punkten aus der polaren Gegensätzlichkeit zum Klassischen verstanden und bewertet werden müssen.

3. Von den Stileigentümlichkeiten des klassischen Dramas ist die wichtigste die Einheit des Eindrucks, was bereits von Aristoteles formuliert und von den klassizistischen Theoretikern der Franzosen spezifiziert wurde als dreifache Einheit von Handlung, Ort und Zeit. Diesem Streben nach Einheit bei den Klassikern steht bei den Germanen das nach Vielstimmigkeit entgegen.

Wir finden diesen Stilgegensatz nicht nur im Gebiet der Dichtkunst. Auch in der Musik herrschte bei den Griechen die Monodie vor, d. h. die einheitliche Melodie. Gewiß haben neuere Forschungen auch Mehrstimmigkeit und Begleitmusik nachgewiesen, indessen dienten die Begleitstimmen doch nur dazu, den einheitlichen Gesamteindruck zu bereichern, nicht etwa dazu, eine

tatsächliche Vielstimmigkeit im Sinne der mittelalterlichen Kontrapunktik zu erzielen. Diese Vielstimmigkeit aber ist das Kennzeichen der germanischen Musik, und sie reicht überall dorthin, wo auch der Einfluß der gotischen Baukunst, der sie wesensverwandt ist, hingelangt. Erst in der monodischen Musik der Italiener der Renaissance findet sie wieder eine auf klassischem Boden erwachsene Gegnerschaft, die die Einheit des Eindrucks will und bewußt an antike Traditionen anknüpft.

Ähnlich war es in der bildenden Kunst. Die klassische Plastik arbeitet auf einen einheitlichen Anblick hin, desgleichen der griechische Tempel wie die antike Basilika. Wie anders sucht eine gotische Kirche zu wirken! Hier herrscht der Wechsel, die Mannigfaltigkeit, der vielseitige Anblick. Und während die klassischen Maler das ganze Bild auf eine einheitliche Gesamtwirkung stimmen, streben die deutschen Meister ins Breite, sie geraten ins Erzählen und spotten oft der Einheit wie die frühen Niederländer oder Dürer, so daß ein Michelangelo von seinem Standpunkt aus mit Recht bemerken kann, die Deutschen brächten zuviel auf einmal vor; ein Motiv müsse genügen, ein Bild daraus zu machen.

Vergleichen wir damit den germanischen Bühnenstil, so finden wir ganz dieselben Erscheinungen. Während das Drama der Antike und noch doktrinärer die französische Klassik die Einheit der Handlung vorschrieben, herrscht auf der Mysterienbühne des Mittelalters seit Anfang die bunteste Mannigfaltigkeit. Freilich ist es oft ein recht kunstloser Wechsel, in dem sich hier die Handlung ergeht; indessen ruht in diesem Theater doch der Keim der Shakespeareschen Dichtung, in der die kunstvolle Vielstimmigkeit zum Stilprinzip erhoben ist. Gewiß wiegt in einzelnen Stücken ein einheitlicher Handlungsstamm vor, aber auch er ist immer umblüht und umwuchert vom Nebenstimmenspiel wie die Leitstimme der alten Musik von den Begleitstimmen. In vielen Stücken jedoch ist kaum von einer Einheit der Handlung die Rede: der Zauber liegt gerade in der kunstvollen Verschlingung der Vielheit und dem anmutigen oder erschütternden Wechsel der Geschehnisse. Welch zierlicher Ringelreihen zahlreicher, gleichberechtigter Handlungen ist der „Sommernachtstraum"; wie wechselnd und bunt verwebt sich das Geschehen im „Kaufmann von Venedig", der ebensogut „Shylock" oder „Porzia" heißen könnte, weil eben kein unbedingt vorherrschender „Held" vorhanden ist so wenig wie eine führende Oberstimme in einer Fuge; welch wunderbare Polyphonie entbreitet der Dichter im König Lear, die von der tiefsten Tragik bis zu burleskem Humor in allen Schattierungen der Stimmung wechselt! Es hat wenig Sinn, in dieser bunten Verflochtenheit eine Einheit herauszuklügeln, selbst wenn man sie aufspürt, so überwiegt doch die Vielstimmigkeit. Denn natürlich ist eine gewisse Gemeinsamkeit, vor allem eine solche der Stimmung, Voraussetzung, damit das Ganze nicht zum Chaos wird. Absolut ist ja auch

die Einheit im klassischen Drama nicht: es kommt darauf an, was überwiegt. Und da kann kein Zweifel sein: das Kunstwollen des Klassikers geht auf Einstimmigkeit, das des Germanen auf Vielstimmigkeit.

Shakespeare lebt wieder auf in der deutschen Dichtung, wo sie sich auf sich selber besinnt. Eine innere, in der Rasseart verwurzelte Nötigung führt die Stürmer und Dränger, den jungen Goethe, den jungen Schiller zu Shakespeare. Der Götz, der Egmont, die Räuber, Don Carlos sind durchaus polyphon empfunden. Gewiß gelingt es Goethe in der Iphigenie, auch den klassischen Stil zu erlernen, aber es ist ein künstliches Erlernen, ebenso wie Schiller eines Tages ausgesprochenermaßen den Entschluß faßt, sich ganz in die Antike zu versenken und nicht eher selber zu schaffen, bis er ganz ihren Stil erlernt habe. Freilich, die Natur ist stärker als eine solche gewaltsame Absicht. Gleich das erste, was er danach schafft, ist eine köstliche Polyphonie: Wallensteins Lager! Und Wallenstein selber, der Tell, Demetrius, alles durchaus polyphone Anlagen, die den Franzosen recht geben, wenn sie Schiller als Romantiker bezeichnen, nicht den Deutschen, die ihn nach gewissen Äußerlichkeiten als „Klassiker" ansehen. Ebenso ist Goethes größtes Werk, der Faust, eine große Polyphonie, in der die bunteste Mannigfaltigkeit Stilprinzip wird. Das ist nochmals der Fall im Drama der Romantiker, besonders den Märchenspielen Tiecks, wo die Mannigfaltigkeit oft zum beabsichtigten Chaos wird, wo nicht mehr der künstlerische Wille, nur noch die Laune des Künstlers gebietet, wiederum ähnlich wie in gewissen Bauten der Spätgotik oder des deutschen Barock. Auch im 19. Jahrhundert ist Polyphonie immer wieder dort Stilprinzip, wo sich deutsche Art unbeeinflußt von klassischen Theorien gibt: in Kleists besten Dichtungen, in Hebbels Nibelungen, in Otto Ludwigs Makkabäern, in Gerhart Hauptmanns Werken, die in der Überzahl durchaus mehrstimmig, nicht einstimmig komponiert sind und sich dadurch als deutsch, als unklassisch erweisen.

4. Neben der Einheit der Handlung haben die französischen Klassiker auch die Einheit des Ortes und der Zeit vom Drama verlangt. Man hat ihnen von deutscher Seite vorgerechnet, davon stünde nichts im Aristoteles. Mag sein! Indessen sind jene Forderungen darum doch ganz folgerichtig aus dem Geiste der klassischen Kunst heraus empfunden. Vor allem die Einheit der Zeit! Die Einheit des Orts ist daneben von nur abhängiger Bedeutung. Aber in Hinsicht der Bedeutung, die die Klassiker und die Germanen der Zeit in der Kunst zuweisen, unterscheiden sie sich sehr wesentlich: denn der Klassiker strebt nach Zusammendrängung, in der bildenden Kunst sogar nach Ausschaltung der Zeit, während der Germane ihr freies Spiel läßt, sie breit entfaltet und dem bewegten Werden volle Entwicklung gönnt.

Wir finden die gleiche Verschiedenheit in der Malerei. Die Klassiker

empfinden statisch, die Germanen dynamisch. Die Statuen der Phidiaszeit, die Bilder der Cinquecentisten geben einen Zustand der Ruhe, ein zeitloses Sein. Die Bilder der Deutschen seit den ältesten Zeiten erzählen gern; selbst wo sie einen Augenblick festhalten, erfassen sie ihn in der Bewegung. Was Rubens und Rembrandt von den großen Italienern scheidet, ist dies Erfassen der Zeit im Fluge, daß sie statt des ruhenden Seins ein Werden geben, selbst wo sie den Moment gestalten.

Das gleiche finden wir in der Dramenkunst. Die Antike drängt alles Geschehen womöglich in eine einzige Situation zusammen! Das reinste Muster dafür ist König Ödipus, wo alles Geschehen langer Jahre in kurzer Szene zusammengefaßt ist. Die langen Botenberichte der attischen Dramen dienen alle demselben Zweck, die Zeit zu reduzieren, indem man sie in rückblickender Erzählung zusammendrängt.

Wie ganz anders verfährt das germanische Drama! Die Fünfaktigkeit ist nur ein äußeres Schema. In Wirklichkeit haben diese Dramen oft 30 und mehr Akte. So gelingt es, die Zeit sich frei entfalten zu lassen, ein Werden ungehindert der Länge nach auszuspinnen. Schicksale, die sich durch Generationen ziehen, werden am gleichen Abend ausgebreitet, nicht zusammengeballt, sondern auseinandergelegt in wechselnden Szenen. Viele Jahre liegen oft zwischen Fall und Wiederaufgang des Vorhangs. Shakespeare im Wintermärchen läßt sogar „die Zeit" in Person als Verknüpferin der Geschehnisse erscheinen, und in Goethes Dichtung begegnet uns derselbe Faust als Greis, den wir im gleichen Werke als jugendlichen Forscher kennen gelernt haben. Und auch Ibsens Peer Gynt umspannt ein ganzes Menschenleben in extenso, während Sophokles nur einzelne Ausschnitte aus dem Schicksal seines Ödipus und zwar in ganz getrennten Tragödien gibt.

5. Im Grunde sind alle die hier zu erörternden Gegensätzlichkeiten des Bühnenstils nahe miteinander verwandt. Die Einheit der Zeit ist eine Folge der Einheit der Handlung, und auch der jetzt zu besprechende Wille zur Klarheit bei der Antike, der Wille zur bewußten Unklarheit, Dämmerung, Irrationalität beim Germanen gehen auf die gleichen seelischen Grundlagen zurück.

Denn auch dieser Gegensatz besteht. Der Klassiker will alle Gestalten in voller Plastik herausgearbeitet, jede Szene in voller Klarheit geschaut sehen, während der Germane gerade dem Halbgeschauten, fast nur Geahnten eigene Reize abzugewinnen weiß, die verdämmernden Farben und geheimnisvollen Beziehungen liebt und die Linien gern ins Übersinnliche verlaufen läßt.

Auch das offenbart sich in allen Künsten. Während dem Klassiker die in der Stimmung durchs Wort klar festgelegte Vokalmusik am höchsten steht, erreicht der Germane die tiefsten Wirkungen mit der Instrumentalmusik,

und in den polyphonen Chören der Bach, Beethoven, ja selbst bei Wagner wird sogar die Vokalmusik dadurch, daß das Wort unverständlich bleibt, ins Irrationale hinübergeleitet. Desgleichen erreicht die nordische Architektur der Gotik ihre tiefsten Wirkungen durch gebrochenes Licht, verdämmernde Tiefen und geheimnisvoll verflochtenes Linienspiel. Und im Gegensatz zur reinen Klarheit Raffaelscher Bilder stehen die geheimnisvoll irrationalen germanischen Werke wie Dürers „Melancholie" oder Rembrandts Radierungen.

Den gleichen Gegensatz bietet die Bühne. Wie klar und plastisch sind die Gestalten der attischen oder der französischen Klassik durchgearbeitet! Der Grieche läßt sie dazu noch durch den Chor begrifflich erläutern! Gerade die als größte empfundenen Werke germanischer Herkunft sind umflossen von geheimnisvoller Dämmerung. Wie vieldeutig, hintergründig, abgründig ist die Tragödie Hamlets! Wieviel ist, nach Goethes eigenen Worten, in den Faust „hineingeheimnißt"! Und ebenso ist Wallensteins Gestalt umwoben von geheimnisvollen Beziehungen. Und verlaufen etwa Kleists oder Hebbels Handlungen in so rationalen Linien wie die Corneilles oder Racines?

Nein, auch in der Art, wie Handlungen und Schicksale gesehen sind — dort in klarer Tagesbeleuchtung, hier in transzendenter Dämmerung —, auch darin offenbart sich die tiefe Gegensätzlichkeit des Klassikers und des Germanen.

6. Die gleiche Gegensätzlichkeit findet sich wieder in der Formgebung, in der dramatischen Architektonik. Man hat für die bildende Kunst den Gegensatz zwischen geschlossener und offener Form herausgearbeitet und erkannt, daß die erstere ihre beste Ausbildung auf klassischem, die letztere auf nordischem Boden gefunden hat. So definiert Wölfflin diesen Stilgegensatz folgendermaßen: „Gemeint ist (mit dem Begriff der geschlossenen Form) eine Darstellung, die mit mehr oder weniger tektonischen Mitteln das Bild zu einer in sich selbst begrenzten Erscheinung macht, die überall auf sich selbst zurückdeutet, wie umgekehrt der Stil der offenen Form überall über sich selbst hinausweist, unbegrenzt erscheinen will, obwohl eine heimliche Begrenzung immerfort da ist und eben den Charakter der Geschlossenheit im ästhetischen Sinne möglich macht."

Unschwer läßt sich derselbe Gegensatz auch in der Dramenkunst aufzeigen. Die Tragödien der Attiker ebenso wie die Racines haben durchaus geschlossene Form. Eine klar umrissene Anfangssituation wird in ihrer Ruhe gestört und kommt im Laufe des Werks zu einem neuen Ruhezustand, meist mit dem Tode des Helden. Wie ein Rahmen schließt der reflektierende Chor sich um das Ganze herum.

Demgegenüber ist die Form des germanischen Dramas „offen". Man verwechsle dabei diese offene Form nicht mit Formlosigkeit. Hier wie im

antiken Drama ist eine innere Form, ein allmähliches Anschwellen des dramatischen Konfliktes zur höchsten Steigerung bis zur Katastrophe vorhanden, aber das Schema ist weniger durchsichtig, umschleierter und komplizierter. Auch kehren nicht alle Linien in sich selbst zurück, sondern weisen oft über das Drama selber hinaus. Am deutlichsten offenbart sich das in den Schlußwirkungen, in denen die Schlußkadenz oft über das Stück selber hinausführt und gleichsam den Anfang eines neuen Werkes bildet. Typisch in dieser Hinsicht ist der Abschluß des Hamlet, wo Fortinbras auftritt und mit seinem Erscheinen über das Stück selber hinausweist. Man könnte auch an den Abschluß von Richard III. erinnern, wo Richmond die Fortinbrasrolle spielt, oder an den Schluß von Hebbels Nibelungentragödie, wo Dietrich von Bern über das Stück hinausdeutend dasteht.

7. Einen fünften Gegensatz zwischen klassischem und germanischem Drama finden wir in der Menschengestaltung.

Auch hierfür bieten sich Parallelen aus der bildenden Kunst. Der Klassiker findet seine Schönheit in dem idealisierten Typus; d. h. durch Unterdrückung aller kleinen, nebensächlichen Züge steigert er seine Gestalten zu einer abgeklärten Größe, die jenseits von Zeit und Raum in sich selber zu ruhen scheint. Die Menschen auf Dürerschen oder Rembrandtschen Bildern sind weit weniger als Typen empfunden, sie sind — oft ohne Vermeidung von Häßlichkeiten — bis ins Absonderliche scharf charakterisiert, stehen nicht außerhalb von Zeit und Raum, sondern sind eng verflochten mit ihrer Umgebung, ja der Atmosphäre, die sie umschließt.

Der gleiche Gegensatz kehrt in der Dichtung und vor allem in der dramatischen Dichtung wieder. Die Gestalten der klassischen Dichter sind Typen, oft gleichsam — besonders im französischen Klassizismus — auf eine rationale Formel zu bringen. Molières Gestalten heißen der „Geizige", der „Menschenfeind", und auch die Figuren Corneilles konnten solche typischen Namen bekommen. Wenige, typische Züge, diese aufs stärkste herausgearbeitet, genügen zur Charakteristik.

Demgegenüber sind die Gestalten des germanischen Dramas viel weniger durchsichtig und nicht im mindesten erschöpft, wenn man sie als Typen hinstellt. Man mag Macbeth als „den Ehrgeizigen", Faust als „den Vertreter des in niebefriedigter Sehnsucht über sich selbst hinausstrebenden Menschengeistes" ansehen, aber es ist offenbar, daß das eigentlich Lebendige jener Gestalten mit solcher Typisierung nicht getroffen ist. Ja, es ist nicht der geringste Reiz dieser nordischen Gestalten, daß sie voll von inneren Widersprüchen stecken, daß sie umrankt sind von psychologischem Einzelwerk, das die klaren Hauptlinien in wundersamer Weise verschleiert und sie mit einer gleichsam irrationalen Atmosphäre umgibt. Wenn schon von Typisierung geredet

werden soll ihnen gegenüber, so handelt es sich nicht um eine Verklärung eines durchschnittlichen Menschen, eher um die extreme Herausarbeitung eines besonders bezeichnenden Falles. Und während bei allen Klassikern die Gestalten in sich selber ruhen, selbst wo sie dem Mythus entnommen sind und Wunder um sie geschehen doch im Menschlichen verbleiben, stehen die größten Gestalten des germanischen Dramas in einem nahen Verkehr mit übermenschlichen Erscheinungen, von denen sie ihre Antriebe noch während des Stückes empfangen. Hamlet, Macbeth, die Gestalten des „Sturms" und des „Sommernachtstraums", „Faust", „Wallenstein", der „Prinz von Homburg", „Gyges", „Peer Gynt", der Glockengießer Heinrich, um nur ein paar besonders ausgeprägte Beispiele zu nennen, haben diese Verbindung mit einer transzendenten Welt. Die Griechen haben, wenn sie Götter auf die Bühne bringen, diese vermenschlicht. Bei den Germanen erscheinen die Götter selbst selten auf der Bühne, aber der Mensch ist dafür von einer mystischen Atmosphäre umschlossen und ragt gleichsam hinein ins Übermenschliche. Auch in dieser Stellung des Menschen zu den transzendenten Mächten liegt ein tiefer Unterschied zwischen der klassischen und der nordischen Kunst, der tief verwurzelt ist in der gesamten Weltanschauung und sich auch in Beziehung setzen läßt mit den philosophischen Lehren, die als typisch für beide Völker gelten können.

8. Denn letzten Endes sind alle diese Stilgegensätze verwurzelt in einer toto coelo verschiedenen Geistigkeit. Man hat sich allzu lange darin gefallen, im Deutschen oder auch im Germanen überhaupt einen Fortsetzer der griechischen Tradition zu erblicken. Gewiß sehen wir in unserer Geistesgeschichte oft, daß ganz bewußt diese Tendenz der Nachfolge des klassischen Altertums besteht. Aber mir scheint, daß man damit dennoch einer Selbsttäuschung unterliegt. Nicht in dem, daß sie Nachfolger der Klassik sind, sollten unsere Dichter und Denker ihren höchsten Stolz sehen, sondern darin, daß sie aus sich selbst heraus neue Ideale geschaffen haben, die an Größe und Würde denen der Klassik nicht nachstehen, aber dennoch gerade jener entgegengesetzt sind. Wenn man Klassiker und Germanen auf einer gemeinsamen Linie sehen will — was möglich ist etwa im Vergleich mit den Orientalen oder Ostasiaten —, so muß man doch immerhin zugeben, daß sie Pole dieser Linie sind. Nicht in einer trügerischen Ineinssetzung des künstlerischen und denkerischen Wollens soll man sich gefallen, nein, man sollte die trennenden Gegensätze offen aussprechen und die Wertmaßstäbe daher nehmen, wo sie mit Recht gesucht werden müssen: aus der nationalen Eigenart jeder der beiden Volksgruppen.

Vom freien Sprechen.

Von **Theodor Valentiner** in Bremen.

Wenn die Reden, die uns täglich in Zeitungen und Vereinsnachrichten angekündigt werden, immer nur vom Manuskripte abgelesen würden, so würde das Redenhalten wohl bald außerordentlich eingeschränkt werden. Denn von 100 Leuten, die jetzt in Vorträge gehen, würden wohl keine zehn übrig bleiben, die dann noch gern einen Vortrag besuchten. Und auch hier regelt sich alles nach dem Gesetz von Angebot und Nachfrage. Woran liegt es, daß, wie niemand in Abrede stellt, das frei gesprochene Wort eine ganz andere Wirkung hat, als das vorgelesene? Wie kommt es, daß der Redner sich des wirkungsvollsten Mittels beraubt, wenn er Wort für Wort wiedergibt, was in dem vor ihm auf dem Pult liegenden Hefte steht? Die Ursache ist leicht zu finden. Die meisten Menschen haben wohl auch selbst schon darüber nachgedacht und das gefunden, was ich darüber zu sagen habe. Indessen ist es doch notwendig, wenn man über den Wert des freien Sprechens und seine Förderung durch Unterricht und Erziehung Klarheit gewinnen will, sich zu vergegenwärtigen, worauf die größere Wirkung des freien vor dem gebundenen Sprechen beruht.

Stellen wir zuerst fest, worin diese Wirkung nicht besteht. Es ist nicht etwa ein ästhetisch höherer Genuß, den uns die freie Rede gewährt. Denn die gut vorgelesene Rede ist in der Regel an sprachlicher Kunst, an Ausdrucks- und Formenreichtum, an stilistisch-grammatischer Durchbildung und Feinarbeit der freien weit überlegen. Man kann auch nicht sagen, daß sie nach der inhaltlichen Seite mehr bietet. Im Gegenteil wird man bei dem improvisierten Charakter der freien Rede öfters den Eindruck haben — und der Redner gibt das auch ohne weiteres zu —, daß manches weggelassen, manches an anderer Stelle gesagt wurde, als bei genauer schriftlicher Ausarbeitung und folgender Vorlesung geschehen wäre.

Also weder auf Form und Inhalt der Rede, noch auf Sprechweise und Ausdrucksbewegung bei ihrem Vortrag beruht der Unterschied der Wirkung. So kann er denn nur auf dem verschiedenen Eindruck der Persönlichkeit des Redners beruhen, den wir in diesem oder jenem Falle haben. Das eine Mal sagen wir uns: Dieser Mann gibt uns das, was er als seinen Besitz in seinem Geiste trägt; über diesen Besitz verfügt er frei; er steht über ihm und gibt davon an seine Zuhörer ab, soweit er das während seiner Rede für angemessen hält. Er lebt selbst in diesem geistigen Besitz und steht selbst mit seiner ganzen Person im Dienst der Sache, über die er spricht, wie diese wiederum als sein ureignes Werk, als seine ihm ganz zugehörige und von ihm abhängige Angelegenheit erscheint. Kurz, sein Geist, seine Person und seine Rede gehören untrennbar zusammen. Was er vorträgt, ist ein Teil seines Wesens.

Anders ist der Eindruck, den wir bei dem Vorleser haben. Hier erscheinen Vortragender und Vortrag als zwei wohl voneinander zu trennende Dinge. Der ganze Sprechmechanismus, also dasselbe was auch ein vorzüglicher Phonograph leistet, und die äußere Erscheinungsform gehören dem Redner an; dagegen der Geist des Vortrages, alles, was er uns zu sagen hat, ja selbst das sprachliche Gewand, in dem er es uns bietet, stecken ganz ausschließlich in dem Papier, das er in seiner Hand hält oder vor sich liegen hat. Während wir dort das geistige Können, den Sprachbildner

und Gedankenschöpfer selbst vor uns zu sehen glauben und Achtung, ja vielleicht Bewunderung für ihn empfinden, kann uns hier selbst eine fließend und ausdrucksvoll vorgelesene Rede nicht darüber hinwegbringen, daß die Geisteskräfte, die in dem Vorleser während seiner Rede wirksam sind, im Vergleich mit jenen schwach und kümmerlich sind, daß er uns etwas vorträgt, was er vielleicht selbst nicht einmal als geistigen Besitz in sich trägt, kurz, daß er als Spender geistiger Werte erscheint, die vielleicht nur seinem Manuskripte angehören.

Damit dürfte wohl im wesentlichsten das bezeichnet sein, was wir als Grund der verschiedenen Einschätzung des freien Redners und des Vorlesers ansehen können. Selbstverständlich kann der Eindruck durch Anwenden besonderer Kunstmittel bei der unfreien Rede dem bei der freien außerordentlich nahekommen und der Eindruck der freien Rede durch Mangel an solchen Mitteln oder durch innere Hemmungen und Störungen unter die Wirkung, die dieselbe Rede als Vorlesung hätte, weit heruntersinken; es wird auch oft vorkommen, daß der Eindruck täuscht und das, was wir als freie Rede bewundern, nur eine auswendig gelernte Niederschrift ist, bei deren Vortrag neben dem Reproduktionsvermögen höhere Geisteskräfte kaum in Tätigkeit kommen. Das ändert aber nichts daran, daß Erziehung und Unterricht zum freien Sprechen — und darauf kommt es uns hier allein an — eben jene Werte, die sich aus der Analyse des Eindrucks eines freien Vortrages ergeben, im Schüler verwirklichen und entwickeln werden, während der Unterricht, dessen Ziel nur die Vorlesung ist, nichts hierzu beitragen kann.

Man darf wohl behaupten, daß der didaktische Wert der Übung im freien Sprechen bisher viel zu wenig betont, und der des fast allgemein üblichen vorgelesenen Vortrags weit überschätzt worden ist. Das, was die Schüler an solchen schriftlichen Ausarbeitungen, die in den mittleren und oberen Klassen[1]) unter dem Namen von Vorträgen vorgelesen werden, lernen, ist eigentlich nichts anderes, als was sie durch das Verfassen von Aufsätzen und durch Disponierübungen erreichen. Aber wieviel zweckmäßiger ist dann die Aufsatzübung! Nehmen wir einmal 20 Schüler, von denen jeder im Laufe des Jahres e i n e n solchen sogenannten Vortrag ausarbeitet. Das würde also gleichbedeutend sein mit dem, was durch e i n e n Aufsatz der ganzen Klasse gewonnen wird. Aber wieviel Zeit geht dafür hin, um diese sogenannten Vorträge halten bez. vorlesen zu lassen! Nehmen wir an, daß im Durchschnitt ein derartiger Vortrag 12 Minuten Unterrichtszeit beansprucht, so macht das im Laufe des Jahres etwa fünf Unterrichtsstunden, die diesem Vorlesen von Aufsätzen, um das Kind mit dem richtigen Namen zu nennen, gewidmet würden.

In diesen fünf Stunden würde aber nicht einmal das gewonnen, was eine einzige Stunde, die der B e s p r e c h u n g von Aufsätzen gewidmet wird, leistet. Denn bei dem Zurückgeben der Aufsätze lernt ja jeder Schüler seine Fehler kennen und bildet sein Stil- und Sprachgefühl an den Mustern und Mängeln, die besprochen werden, während jene fünf Stunden den Vorlesern und der Klasse weniger bieten, als wenn jeder für sich zu Hause in dieser Zeit eine Abhandlung liest. Denn der Vorleser hat sicher von dem ohne besonderen Aufwand von geistiger Kraft möglichen Nachsprechen der zu Hause durch die Feder gelaufenen Sätze herzlich wenig oder gar nichts. Und

1) In den Unterklassen waren die Vorträge wohl in der Regel f r e i e Nacherzählungen. Ich weise für diese Stufe auf den vorzüglichen Aufsatz von Jeuckens hin. In dieser Zeitschrift Bd. 28, S. 425 f.

der Klasse fehlt, ganz abgesehen von dem wohl kaum vollwertigen Inhalt des Vortrages (er müßte denn ganz und gar aus einem guten Buch abgeschrieben sein) jener innere Antrieb zum Zuhören und jene Aufnahmefähigkeit, die allein das gut gesprochene freie Wort erzeugen kann. Also wie gesagt, ein einziger Aufsatz mehr im Jahre würde bei diesem Verfahren mehr Gewinn für die Klasse haben, als 20 sog. Vorträge, die sich über ein Jahr verteilen. Und dabei ist noch nicht berücksichtigt, wie ungeheuer viel Zeit die Besprechung und Kritik jener 20 Vorträge in Anspruch nimmt, ohne daß dadurch viel mehr erreicht würde, als durch einmalige Aufsatzbesprechung in der Schule und nachfolgendes Studieren und Durchdenken der vom Lehrer angestrichenen Fehler sowie beigefügter Bemerkungen in häuslicher Stille. Aber wir brauchen ja gar nicht mehr Aufsätze! Wer behauptet denn, daß mit einer Vergrößerung der herkömmlichen und erprobten Zahl überhaupt etwas gewonnen wäre. So wollen wir denn ruhig alle diese vorgelesenen Vorträge, die die kostbaren Unterrichtsstunden der Sekunden und Primen in ganz überflüssiger Weise belasten, vollkommen aus der Schule verbannen und an ihre Stelle Besseres treten lassen. Dieses ungleich Wertvollere ist aber die Übung im freien Sprechen.

Schon höre ich da einen Einwand, der häufig genug gemacht worden ist! Das freie Sprechen ist eine Kunst, die dem Menschen angeboren ist und sich nicht erlernen läßt. Ich habe diesen Einwand in einer Erfahrung, die ich in mehr als 12 Jahren an verschiedenen Schulen gemacht habe, niemals bestätigt gefunden und glaube danach annehmen zu dürfen, daß bei richtigem Vorgehen dieselbe Beobachtung auch an anderen Stellen gemacht würde. Freilich darf und soll man nicht daran denken, aus den Schülern Redner machen zu wollen. Alles, was an Rhetorik, an eine in Redeschmuck, Ausdrucksbewegungen, glänzenden Wort- und Gedankenspielen sich gefallende Redekunst erinnert, bleibe der deutschen Schule fern! Dagegen können wir es wohl als erstrebenswertes und erreichbares Ziel ansehen, daß jeder Junge es lernt, einen brauchbaren, ihm angemessenen Vortragsstoff so vollkommen zu beherrschen und sich zu eigen zu machen und auch angesichts einer größeren Zuhörerzahl so gegenwärtig zu haben, daß er ihn, ohne auch nur einen einzigen Satz vorher auswendig gelernt zu haben — ohne äußere Stütze oder nur von einigen Notizen unterstützt —, klar, schlicht und sachgemäß und für jeden fesselnd und verständlich zum Vortrag bringen kann.

Ich bespreche kurz die Mittel, die ich angewandt habe, um dieses Ziel zu erreichen. Denn in einem solchen Falle ist es immer besser, über Erreichtes zu berichten, als nicht Erreichtes durch verlockende, aber nicht erprobte Vorschläge als erreichbar hinzustellen.

Einmal war ich bemüht, die Übungen im freien Sprechen von Woche zu Woche und von Klasse zu Klasse in geeigneter Weise konsequent fortzuführen und keinerlei Unterbrechung eintreten zu lassen, oder wenn eine solche nicht zu vermeiden war, durch entsprechende häufigere Übungen das Versäumte nachzuholen. Es kam also vor, daß nicht nur zweimal in der Woche, sondern in jeder deutschen Stunde das freie Sprechen geübt wurde. Dann mußten neben freien Vorträgen noch andere Übungen — von denen ich gleich sprechen werde — mithelfen, um die Ausdrucksfähigkeit der Schüler in freiem mündlichen Gebrauch zu fördern. Als das wichtigste Mittel aber für die Übung im freien Sprechen möchte ich geeignete Vortragsthemen bezeichnen. Von einer sorgfältigen Auswahl der Stoffe und Vorlagen, die den einzelnen Stufen

zugewiesen werden, hängt nach meiner Erfahrung der ganze Erfolg ab. Es sollen einmal wertvolle Stoffe sein, deren Aneignung und Durchdringung eine wirkliche Bereicherung des Geistes bedeutet, und andererseits sollen es solche sein, die der kindliche und jugendliche Geist sich ohne Schwierigkeiten zu eigen machen, innerlich überschauen und ganz zu beherrschen vermag. Hier müssen nun die Aufsatzthemen, die man oft auch für Vorträge verwenden zu können glaubte, für Mittel- und Oberstufe völlig ausscheiden. Ein Sekundaner- oder Primaneraufsatz kann nie und nimmer ein freier Vortrag werden. Das hieße die Ziele und Aufgaben beider Übungen völlig verkennen. Denn der Aufsatz, den wir von Untersekunda an oder auch schon früher fordern, soll das Ergebnis einer geistig langsam und unter immer neuen Erwägungen fortschreitenden logisch ordnenden und stilistisch feilenden Tätigkeit sein. Wie kann man aber verlangen, daß der jugendliche Geist, der größere Vorstellungsmassen, die er sich erarbeitet hat, unter bestimmte Kategorien einordnet, diese wieder in eine logische Folge bringt und den gewonnenen feinen Bau sprachlich gestaltet und umkleidet, dieses durch so viel mühsame Arbeit gewonnene Ergebnis seiner geistigen Fähigkeit und seines geistigen Schaffens so beherrscht, daß er sie anders als etwa auswendig gelernt wiedergeben könnte? Wie will man erwarten, daß der Jugendliche die kritisch beurteilende und charakterisierende Geistesarbeit, die er wohl im Kleinen ausübt und in allmählichem Fortschreiten bei Verfassen eines Aufsatzes auch für ein größeres Ganze aufzubringen vermag, folgerichtig und klar in freier Rede vor der Klasse ausübt! Und woher sollte er die Fähigkeit haben, die immer nur schriftlich geübt wurde, die Kunstsprache, die er im Aufsatz anwendet, auch in freier mündlicher Rede zu handhaben. So sind wir in unseren Forderungen an das freie Sprechen, gegenüber dem, was wir vom Aufsatz verlangen, genötigt, uns gewisse Einschränkungen aufzuerlegen. Aber diesen Beschränkungen, die sich ganz von selbst aus der Natur der Aufgabe ergeben, stehen andererseits wieder Forderungen gegenüber, die man an den Verfasser von Aufsätzen nicht stellen kann, die aber dem freien Sprechen seinen ganzen besonderen Wert verleihen. Stellen wir einmal kurz beide geistigen Fähigkeiten und Aufgaben an einem Beispiel einander gegenüber. Das Aufsatzthema laute, um ein viel gebrauchtes zu nehmen: Ist der Tod der Emilia Galotti in Lessings gleichnamigem Stück genügend begründet? Das Vortragsthema: Schillers Räuber.

Der Verfasser des Aufsatzes hat hier die Aufgabe, Lessings Emilia Galotti unter dem einzigen Gesichtspunkt seiner Aufgabe von Anfang bis zu Ende bis in alle Einzelheiten hinein zu prüfen, alles, was zur Beantwortung der Frage beiträgt, zu sammeln, das Dafür und Dagegen sorgfältig abzuwägen und in logische Folge zu bringen, und endlich alle bedeutsamen Gedanken, die er in dieser Frage gewonnen hat, in sprachlich abgerundeter Form klar und wohlgeordnet schriftlich darzulegen. Ganz anders der Primaner, der den Vortrag über die Räuber zu halten hat. Er liest die Räuber mehrere Male sorgfältig durch, erzählt sich selbst, was er gelesen hat; findet vielleicht, daß er über diese oder jene Szene zu breit, über eine andere wieder zu kurz berichtet, und übt sich im Erzählen des Stückes, wobei er sich durch Nachlesen immer wieder prüft und so lange bessert, bis er imstande zu sein glaubt, in 8—10 Minuten, den Verlauf und Gehalt des Stückes so wiederzugeben, daß seine Kameraden einen klaren, fesselnden, verständlichen Überblick erhalten. Darauf liest er in einer Schiller-

biographie ein Kapitel über die Räuber nach, überlegt sich, was er davon als Einleitung und Schluß gebrauchen kann, immer von dem Gedanken geleitet, seinen Kameraden das Verständnis für das Stück, für die Umstände, unter denen es entstanden ist, die Wirkung, die es gehabt hat u. a. noch weiter zu erschließen. Endlich hält er sich selbst den ganzen Vortrag so oft, bis er das Gefühl hat: Jetzt beherrsche ich meinen Vortragsstoff vollständig und werde den Vortrag vor der Klasse halten können. Damit ist die Vorbereitung fertig. Man sieht hieraus, daß die für den Vortrag nötige geistige Arbeit weniger eine logisch aufbauende ist als eine auswählende und aufnehmende, und nach der sprachlichen Seite weniger eine stilistisch feilende und bewußt gestaltende, als eine sprachzeugende und sprachgewinnende. Beide Geistestätigkeiten sind aber in ihrer Art gleich wertvoll und gleich bedeutsam. Und so wollen wir es denn auch fernerhin dem Aufsatz überlassen, den Gebrauch der logischen sowie der grammatisch-stilistischen Funktionen des Geistes in erster Linie zu üben, dagegen soll das Hauptziel unserer freien Sprechübung das Erstarken derjenigen Geisteskräfte sein, die für ein freies, sicheres, klares und unbefangenes Wiedergeben zusammenhängender größerer Vorstellungsganzen notwendig sind. Das Aneignen und freie Wiedergeben erzählender Stoffe in gedachter Form machte mir in den Unterklassen wenig Schwierigkeit. Die geeigneten Stoffe liegen hier sozusagen auf der Straße. Neben den wertvollen Sagen- und Märchenbüchern, Schwänken und anderen lustigen Geschichten, von denen unsere Lesebücher doch nur einen winzigen Ausschnitt bringen, haben wir ja eine Reihe von wundervollen Tiergeschichten, die eine Fülle wertvoller Naturbeobachtungen enthalten und eine Lieblingslektüre des Zehn- bis Vierzehnjährigen bilden.[1]) Und neben die Heldensagen treten in immer wachsender Zahl und für die Übungen im freien Sprechen von Quarta bis OIII von unschätzbarem Wert die Geschichten unserer Helden unter, über und auf dem Wasser und Lande, an deren Geist und Taten unsere Jugend zu erheben und zu erziehen eine herrliche Aufgabe des Deutschunterrichts ist. Ich brauche sie kaum zu nennen alle die unvergleichlichen Heldenbücher[2]), aus denen der U-Bootskommandant, der Flieger, der Zeppelinführer in all der Schlichtheit, Einfachheit und Wahrheit des echten Helden zu uns sprechen und von ihren Taten erzählen. Sie sind uns allen wohlbekannt.

Die für die Vorträge nötigen Bücher waren leicht zu bekommen, ohne daß die Elternkasse dadurch belastet wurde. Es genügten meist zwei, im Notfall auch ein Stück für eine zusammenhängende Vortragsreihe, bei der mehrere Schüler beteiligt waren. Diese ließen sich durch eine öffentliche Bibliothek oder Entleihen aus Privatbüchereien unter Mithilfe der Klasse ohne Kosten beschaffen und wanderten dann für eine fortlaufende Vortragsreihe von Hand zu Hand. Ich habe selten gefunden, daß für diesen gemeinnützigen Zweck einer sein schönes Buch, das er zum Geburtstag

1) Ich möchte neben H. Loens' Tiergeschichten, die sich nicht alle eignen, vor allem empfehlen: E. Seton-Thompson 1. Tierhelden, 2. Prärietiere, 3. Bingo; ferner K. Ewald 1. Mutter Natur erzählt, 2. Vier feine Freunde. Weitere geeignete Stoffgebiete für freie Vorträge in den Unterklassen nennt Jeuckens a. a. O.

2) Nur die für unseren Zweck geeignetsten möchte ich hier zusammenstellen. Es sind das: v. Mücke, Ayesha—Emden; zu Dohna, Möwe; König, U-Deutschland; Plüschow, Der Flieger von Tsingtau; E. Killinger, Die Abenteuer des Ostseefliegers. Bis in die Tertia hinein erzählen die Schüler hier mit Vorliebe in Ich-Form, eine Erleichterung für das freie Sprechen, die man ihnen gern zugestehen kann, bis sie von selbst darauf verzichten.

oder zu Weihnachten bekommen hatte, nicht gern zur Verfügung stellte. Als Vorbereitungszeit für den einzelnen genügten in den untersten Klassen durchschnittlich zwei Tage. In den mittleren und Oberklassen mußte entsprechend den größeren Anforderungen, die gestellt wurden, bis zu 14 Tagen Zeit gewährt werden.

Sehr wesentlich unterstützt wurde diese Übung in den Unterklassen durch das Aufführen von Sagen und Erzählungen aller Art in der Klasse. Auf eine Schilderung des Verfahrens, das ich anwandte, bis ich eine Sexta so weit hatte, daß sie eine Aufführung selbständig ausführen konnte, darf ich verzichten, da es sich bei dem Versuche dem interessierten Lehrer ganz von selbst ergibt. Es genügt, wenn ich mitteile, in welcher Weise nach kurzer Übungszeit die Aufführung vor sich ging: Es ist von irgendeinem Schüler eine Sage erzählt worden. Darauf erhält einer der anderen, der sich hierzu besonders eignet (in meinen Klassen waren in der Regel 3—4 dazu imstande), die Aufgabe, anzuordnen, das heißt: Er hat die Rollen, die zur Aufführung dieser Sage gehören, an Kameraden bis zur nächsten Stunde zu verteilen. Bei Beginn der nächsten Stunde schreibt der Ordner die Namen der in dem Stück vorkommenden Personen in ziemlicher Höhe nebeneinander an die Tafel, und jeder Schüler, der zur Aufführung bestimmt ist, stellt sich an der Tafel so auf, daß seine Rolle ihm zu Häupten steht. So wissen die Zuhörer gleich: Meyer spielt den Ödipus, Schulze die Antigone, Müller ein Klageweib usw. entsprechend der Bestimmung, die der Ordner getroffen hat. Ferner schreibt der Ordner die Szenenfolge mit einigen Schlagworten an und gibt im Anschluß daran eine kurze mündliche Erklärung davon, wie er sich die Aufführung und Szenenfolge denkt. Darauf beginnt sofort die Aufführung, bei der Dekorationen und Kostüme völlig fehlen und sonstige Theaterutensilien nur so weit zugelassen werden, als Schwamm, Kreide, Zeigestock und andere bewegliche Gegenstände in der Klasse gebraucht werden können. Alles übrige muß durch das freie Wort der Aufführenden und die Vorstellungskraft der Zuhörer, was beides reichlich zu Gebote steht, ersetzt werden. Die Aufführung muß dann ohne irgendeine Störung, vor allem ohne das anfangs sehr beliebte Durcheinanderreden und ohne irgend jemandes Zutun bis zu Ende glatt verlaufen. Erst wenn wieder alle Aufführenden ruhig an ihren Platz zurückgegangen sind, erfolgt die Kritik von Lehrer und Schülern, aus der sich ergibt, was bei der nächsten Aufführung zu bedenken und zu bessern ist. — Derartige an zahllosen Erzählungen geübte Aufführungen befähigten die Schüler sehr bald, sich jeden Erzählungsstoff so zu eigen zu machen, daß sie imstande waren, jede darin vorkommende Person ohne vorheriges Einüben des Zusammenspiels in freier improvisierter Rede so zu geben, daß sich für die Zuschauer ein klares lückenloses Bild von dem Gang der Erzählung darbot. Außer daß die Aufführungen zur Belebung des Unterrichts außerordentlich beitrugen und die innere Teilnahme an den Unterrichtsstoff förderten, dienten sie in hohem Maße dazu, das freie Sprechen bei allen Schülern zu üben. Von den Aufführungen schloß sich kein Schüler aus, und so kam diese Übung auch jedem zugute. Da war es denn nicht zu verwundern, daß von VI bis OIII einschließlich — ich hatte die Freude, zweimal den Deutschunterricht von VI bis OIII durchzuführen — sich auch nicht ein Schüler in der Klasse fand, der nicht einen ihm eignenden Stoff für einen Vortrag gern übernahm und in zusammenhängender fließender Rede in der nächsten oder übernächsten Stunde frei vor der Klasse hielt.

Etwas anders wurde das in der Sekunda. Hier durften wir uns nicht mehr mit einfacher Wiedergabe packender Erzählungen begnügen. Auch das Dramatisieren, das schon in OIII mangels großer Stoffe im wesentlichen auf freie Vorführung einzelner Akte von Dramen (Heyses Kolberg; Wildenbruch, Die Quitzows u. a.) beschränkt wurde — was immerhin erfrischender und lebendiger wirkt als das vielfach übliche, langweilige Nacherzählen durchgenommener Szenen —, trat mehr und mehr zurück. Neue, schwierigere Aufgaben sollten von dem stärkeren und leistungsfähigeren Geist des Jugendlichen auch im freien Sprechen übernommen werden. Da bot sich denn als eine der wichtigsten und dankbarsten Aufgaben, die bis Prima sich an Schwierigkeit und demgemäß an Tiefe und Gehalt steigern und erweitern ließ, die Aufgabe, Novellen und Romane, Dramen und Gedichte, Biographien und kulturgeschichtliche Stoffe der geistigen Reife des einzelnen und der Klasse entsprechend zu behandeln. Nur als Beispiele möchte ich für diese Übung folgende erprobte Stoffe, die sich leicht um viele vermehren lassen, nennen: An Romanen, Novellen, Erzählungen erwiesen sich als brauchbar: Schiller, Der Geisterseher; G. Freytag, Ahnen, Bilder aus deutscher Vergangenheit (Auswahl); Scheffel, Ekkehard; Storm, Schimmelreiter; Stifter, Hochwald; Eichendorff, Aus dem Leben eines Taugenichts; Gorch Fock, Seefahrt ist not u. a.; an Dramen: Schiller, sämtliche Dramen, die nicht in der Schule gelesen werden, auch Phädra und Demetrius; Grillparzer, Das goldene Vlies, König Ottokar, Die Ahnfrau, Sappho; Wagner, Lohengrin, Fliegender Holländer, Nibelungen, Parzival; an Gedichten: eine Auswahl von Storm, Liliencron, M. Greif, B. v. Münchhausen, R. A. Schröder, Stieler (Winteridyll); an Lebensbeschreibungen: Joh. Seb. Bach, Beethoven, Mozart, Wagner, — Th. Körner, E. M. Arndt, — Moltke, Bismarck (Jugend), — W. Siemens, K. Schurz, L. Richter. Dies nur eine kleine Auswahl, über die ich selbst in meinem Unterricht weit hinausgegangen bin und die zu vermehren und für seine Klasse richtig auszunützen für den erfahrenen Lehrer ja keine Schwierigkeit bietet.

Bei Behandlung dieser Stoffe ließ ich es anfangs bei einfachen Inhaltsangaben bewenden. Denn sobald ich weiteres forderte, bekam ich nur auswendig gelernte Einleitungs- und Schlußsätze im Aufsatzstil zu hören. Allmählich stellte sich aber, wohl unter dem Einfluß des übrigen Deutschunterrichts und der wachsenden Reife, eine literarische Besprechung und Beurteilung ein, die in schlichter einfacher Weise einige literarhistorische Notizen und einige Bemerkungen über Aufnahme und Wertschätzung des betreffenden Dichterwerkes einleitend und schließend der Inhaltsangabe beifügte. Es kam auch vor, daß ein reiferer Schüler einmal einen Vortrag über Mörike, Stifter, Storm, Th. Mann hielt, ohne auf ein besonderes Werk näher einzugehen. Als zweckmäßig erwies sich das jedoch nicht, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil ein so weites Gebiet zu überblicken und in freier Weise darüber zu sprechen doch wohl über die Fähigkeit auch des begabten Primaners geht. Nebenbei führt es ja auch nur zu leicht zu Oberflächlichkeit und Wissensdünkel. Der Primaner, der vielleicht über den betreffenden Schriftsteller gelesen hat, bildet sich ein, diesen selbst zu kennen und über ihn reden zu dürfen und erleichtert sich auch in Zukunft das Studium einer literarischen Schöpfung, nachdem er einen so bequemen Weg gefunden hat.

Bei Stücken, die nicht in der Schule gelesen wurden, Fiesco, Don Carlos, oder bei Gedichten u. a., die ich als Vortrag behandeln ließ, konnte es sich auch fügen, daß

der Vortragende einige Freunde für Aufführung einer oder mehrerer Szenen in Verbindung mit dem Vortrag gewann. Schloß sich so an den freien Vortrag noch eine kleine Vorführung, die den Dichter selbst in seiner Sprache zu Wort kommen ließ, so war Eindruck und Wirkung noch um vieles nachhaltiger und tiefer, wie ich leicht feststellen konnte. Doch galt es hier in den Anforderungen an die Schüler nicht zu weit zu gehen, da sonst Teilnahme und Arbeit für den Deutschunterricht alles andere zu verschlingen drohte. — Auch war nicht jede Klasse geneigt, sich mit so intensiver Selbsttätigkeit und Arbeit um Vertiefung ihrer literarischen Bildung zu bemühen, und gerade bei solchen Aufgaben dürfte die freiwillige Leistung der auferlegten häufig vorzuziehen sein.

Immer mußte ich bei literarischen und biographischen Stoffen, um die Aufgabe nicht unnötig zu erschweren, daran festhalten, daß den Kern des Vortrages eine Erzählung — ein Gegenstand für die innere Anschauung — bildete. Ging ich von dieser Regel ab, so verfielen die Schüler in den abstrakten Aufsatzstil und waren dann nicht imstande, frei zu sprechen. Gerade in den Oberklassen, wo naturgemäß Aufsatz- und Vortragssprache immer weiter auseinanderstreben, mußte ich wiederholt die Schüler auf die völlig verschiedenen Aufgaben des Aufsatzes und der freien Rede hinweisen und ihnen an Beispielen (Vergleich einer Bismarckrede im Reichstag mit einem Abschnitt aus den Gedanken und Erinnerungen u. ä.) wesentliche Unterschiede klarmachen. Führten uns unsere Vorträge, wie häufig, auf andere als literarische Gebiete, so erschien es zweckmäßig, dem Geschmack, der Neigung und Liebhaberei des einzelnen ganz besonders Rechnung zu tragen und dabei doch nicht auf allzu fernliegende Gebiete abzuschweifen. Immer mußte ich auch hier das Augenmerk darauf lenken, daß nicht über drahtlose Telegraphie, sondern über drahtloses Telegraphieren und die dazu nötigen Apparate; nicht über die Marine und ihre Aufgaben oder über die Bedeutung der Seeschlacht am Skagerrak, sondern über den Verlauf der Schlacht und Einzelheiten beim Kampf, über Seekriegsprophezeiungen im Anschluß an Bernstorffs Deutsche Flotte im Kampfe usw. berichtet wurde. Immer wieder galt es auch hier zu zeigen, daß die wissenschaftliche Abhandlung an Stoff und Form anderen Anforderungen und Ansprüchen zu genügen hat, als das freie Wort.

Wer aus der Schule plaudert, verrät oft mit wenig Andeutungen mehr als mit langen Berichten. Möchten die wenigen Worte, die ich hier machen konnte, in dieser Weise wirken und zu weiteren ernsten Versuchen auf diesem so ertragreichen Boden anregen! Noch einmal sei's gesagt: Nicht zu Rednern und Redekünstlern wollen wir die Schüler durch diese Redeübungen heranbilden, so wenig wie die neue Aufsatzschule, richtig betrieben, sie zu Schriftstellern erziehen möchte, sondern zu deutschen Jünglingen, die ihre Muttersprache und die Werte, die in unserem Schrifttum niedergelegt sind, tief innerlich verankern und zu einem für Leben und Beruf für die Gesamtheit und sie selbst gleich unschätzbaren Kleinod machen.

Der mittelhochdeutsche Unterricht im sächsischen Lehrerseminar.

Von **Paul Vogel** in Zwickau i. Sa.

Die Lehrordnung für die Lehrer- und Lehrerinnenseminare nach der Verordnung vom 10. März 1915 enthält folgende Bestimmungen, die mittelbar oder unmittelbar den mittelhochdeutschen Unterricht fordern und seine Methode kennzeichnen: Der § 15 umschreibt das Lehrziel des Deutschunterrichts mit den Worten: „Fähigkeit zu verstandes- und gefühlsmäßiger Vertiefung in Meisterwerke des deutschen Schrifttums und zur Erschließung ihres Gehaltes; Bekanntschaft mit den wichtigsten Abschnitten der Entwicklung der Literatur und Sprache und mit den bedeutsamsten Literaturwerken; gereifteres Verständnis des Lebens der Sprache; sichere systematische Kenntnis der Sprachgesetze; Sinn und Gefühl für das deutsche Volkstum, wie es sich in Sprache und Literatur darstellt; . . . Fähigkeit, im Volksschulunterrichte Sprachverständnis, Sprachgefühl und Sprachfertigkeit sowie Verständnis und Liebe für das deutsche Schrifttum und das darin zum Ausdrucke kommende Geistes- und Gemütsleben des deutschen Volkes zu wecken und zu pflegen." Für Klasse VII wird nach der Verteilung des Lehrstoffes in § 16 u. a. gefordert: „Eingehendere Behandlung der deutschen Heldensage und ihrer dichterischen Bearbeitung; . . . Darstellungen deutschen Lebens der älteren Zeit in Prosa und Poesie." In den Klassen VI und V sollen u. a. „Formen- und Bedeutungswandel (Arten und Ursachen), Bedeutungswandel und Mehrdeutigkeit der Wörter" betrachtet werden. Der Lehrstoff der Klasse IV wird also bestimmt: „Geschichte der deutschen Literatur in ihren Grundzügen von der ältesten Zeit bis zum Ausgange des Mittelalters. Lektüre hervorragender Dichtungen dieser Zeit, besonders geschlossener Abschnitte aus dem Nibelungenliede und aus dem Parzival Wolframs von Eschenbach, der arme Heinrich Hartmanns von der Aue, Gedichte Walthers von der Vogelweide, Wertvolles aus der Spruch- und Lehrdichtung — einiges Leichtere in der Ursprache —. Daneben gegebenenfalls Neueres, was zur Einführung in jene Dichtungen, Stoffe und Zeiten dient (u. a. Abhandlungen über deutsche Mythologie und Sage; Scheffels Ekkehard). Kurzer Überblick über die Hauptgruppen der Sprachen. Die Entwicklung der deutschen Sprache bis zum Ausgange des Mittelalters. Einführung ins Mittelhochdeutsche, soweit dies durch die Lektüre gefordert wird. Das Wichtigste über Lautverschiebung und deutsche, insonderheit sächsische Mundarten. Im Anschluß an die Lektüre das Wichtigste über praktische Ausdrucksmittel und deutsche Verskunst des Mittelalters." In den Klassen III, II und I sollen die Grundzüge der Entwicklung der deutschen Sprache in dem Zeitraum von Luther bis zur Gegenwart erfaßt werden im Anschluß an die bedeutendsten Literaturwerke dieser Zeit. Von den „Bemerkungen" in § 17 kennzeichnen die folgenden die Methode des Deutschunterrichts in einer auch für den mittelhochdeutschen Unterricht sehr beachtlichen Weise: „Die Aufgabe, die Schüler zur Selbsttätigkeit und zur Urteilsfähigkeit auf Grund eigener Geistesarbeit, zur Erfassung und Anwendung größerer Gesichtspunkte und der typischen Arbeitsweisen, die den einzelnen Fächern eigentümlich sind, anzuleiten, hat der deutsche Unterricht besonders fest im Auge zu behalten. Bloßer Vortrag und bloße Aneignung

von Leitfadenwissen ist zu vermeiden; die Erkenntnisse sind tunlichst aus der Lektüre und den Erscheinungen der Sprache durch möglichste Eigentätigkeit der Schüler, auch durch arbeitsteiliges Verfahren zu gewinnen ... Bei Erklärung dichterischer Stoffe ist das „Zerpflücken des Kunstwerkes", alles, was seinen poetischen Duft zerstört, zu unterlassen ... Von umfangreicheren Stücken oder selbständigen Schriftwerken sind in der Klasse nur ausgewählte Abschnitte zu lesen; das übrige ist der häuslichen, nach bestimmten Gesichtspunkten vorzunehmenden Lektüre zuzuweisen und darnach in der Klasse zusammenfassend und vertiefend zu besprechen ... Die Sprachlehre, welche die allgemeine Grundlage auch für die Unterweisung in den Fremdsprachen schafft und die Beziehung zu diesen tunlichst beachten muß, hat sich vor allem an die Sprache des täglichen Lebens und an die Lektüre anzulehnen und aus planmäßig ausgewähltem typischen Sprachstoffe vorwiegend in entwickelndem Verfahren die Erkenntnisse zu gewinnen. Sie hat Bildung des Sprachgefühls und des Sprachverständnisses ... anzustreben, nicht minder Sinn und Verständnis für die Eigenart und Schönheit, Kraft und Bildsamkeit der deutschen Sprache und für das in ihr bewahrte Kulturleben zu wecken, insonderheit auch die Einsicht in die den grammatischen Formen zugrunde liegenden psychologischen Verhältnisse zu erschließen.... In Klasse IV ist die mittelhochdeutsche Sprache nicht systematisch zu lehren; die Unterweisung hat sich nur an die Behandlung der leichteren Textproben anzuschließen und auf Erschließung ihres richtigen Verständnisses zu beschränken. Das Gleiche gilt für die Behandlung mundartlicher Texte."

Diese neue Lehrordnung, nach der gegenwärtig unterrichtet wird, hat mit dem Grüllichschen Lehrplan, der bis Ostern 1915 galt, die Forderung gemeinsam, die mittelhochdeutsche Literatur und Sprache zu pflegen. Das sächsische Lehrerseminar erkannte in Übereinstimmung mit den andern höheren Schulen die Notwendigkeit und Bedeutung des mittelhochdeutschen Unterrichts, über die gegenwärtig nicht mehr gestritten wird. A. Grüllichs Buch: „Unsere Seminararbeit" von 1904 empfiehlt Beschränkung auf einige Gedichte Walthers und auf bedeutungsvolle aventiuren des Nibelungenliedes, deren Urtext im Sinne R. Hildebrands betrachtet werden soll. Diese Bestimmung geht bedeutsam über das hinaus, was „das Königlich Sächsische Seminargesetz vom 22. August 1876" anordnete. Dieses begnügte sich, für Klasse II „Literaturgeschichte bis zur Reformationszeit" als Aufgabe zu bezeichnen.

Dennoch weist die neue Lehrordnung auch gegen den Grüllichschen Lehrplan ein zwiefaches Neue auf. Sie betont mit stärkerem Nachdruck als dieser die Pflege des mittelhochdeutschen Unterrichts und verlegt ihn in Klasse IV, während er vordem in Klasse II oder im günstigeren Falle in Klasse III erteilt wurde. Beide Neuerungen sind ein bedeutsamer Fortschritt, die zweite freilich nur unter Voraussetzungen, die in den gesetzlichen Bestimmungen nicht ausgesprochen sind. Es ist sehr erfreulich, daß die Lektüre „einiges Leichteren" aus den mittelhochdeutschen Dichtungen in der Ursprache bedingungslos gefordert wird. Die Verlegung des mittelhochdeutschen Unterrichts in Klasse IV, die der Untersekunda der neunklassigen Anstalten entspricht, kann nur gutgeheißen werden unter der Bedingung, daß dieser Unterricht in den Klassen III—I planmäßig, wenn auch stark verkürzt, weitergepflegt wird. Ich weiß aus eigener Erfahrung, daß diese Aufgabe in befriedigender Weise gelöst werden kann.

Der sogenannte altdeutsche Unterricht hat sich im wesentlichen auf das Mittel-

hochdeutsche zu beschränken. Eine eingehende Betrachtung der althochdeutschen Sprache und Literatur scheidet aus. Ich verweise auf meinen Aufsatz über „die Gestaltung des literaturkundlichen Unterrichts im Sinne der Persönlichkeitsbildung"[1]); dort habe ich meine Ansicht begründet. Der literaturkundliche Unterricht in Klasse IV beginne sofort mit der mittelhochdeutschen Literatur. Unvermittelt ohne Einleitung und Überleitung ist am Anfang das Nibelungenlied als die größte künstlerische Tat der älteren deutschen Literatur eingehend zu würdigen. Die unverkürzte künstlerische Schönheit offenbart sich nur in der Ursprache. Es ist zeitlich völlig unmöglich, daß die Schüler sämtliche 39 aventiuren mittelhochdeutsch restlos lesen. Die Beschränkung auf die schönsten aventiuren und das Bruchstücklesen gefährden die literarisch-ästhetische Würdigung des Nibelungenliedes als der unvergleichlich schönsten mittelalterlichen deutschen Dichtung. Die Anwendung des arbeitsteiligen Verfahrens gewährt nicht einen anschauungsgesättigten Einblick in den dichterischen Organismus und alle seine Glieder. Der Genuß vollendet sich aber erst, wenn die Dichtung als Ganzes aufgefaßt wird. Jeder Künstler arbeitet absichtlich gewisse Teile flüchtig, deutet sie nur an, und diese berechnete Verteilung von Licht und Schatten ist nicht unwesentlich für die Gesamtwirkung. Beschränkt sich die Betrachtung nur auf die schönsten Teile eines Kunstwerks, so entstehen falsche Werturteile, und das künstlerische Schaffen erscheint in einem allzu verklärten Lichte.

Für die Überwindung aller Schwierigkeiten, welche die Betrachtung mittelhochdeutscher Dichtungen in ihrer Doppelnatur als literarische Kunstwerke und als Denkmäler der mittelhochdeutschen Sprache in sich schließt, ist die Wahl der Buchausgabe nicht unwesentlich. Der Seminarist, dessen zukünftiger Beruf zeitlebens nur ein bescheidenes Einkommen gewährt, soll sich bereits während seiner Schulzeit, wenn irgend es die Verhältnisse erlauben, die bedeutendsten Werke der deutschen Literatur den Forderungen des jeweiligen Unterrichts entsprechend in gebundenen Ausgaben von bleibendem Werte anschaffen. Der Erwerb von Lesebüchern mit Häppchenliteratur und oft auch der von Schulausgaben ist Geldverschwendung. Das Nibelungenlied mit seinem unersetzlichen Wert muß der künftige Volksschullehrer in einer vollständigen Ausgabe besitzen, sehr empfehlenswert ist die von Karl Bartsch, welche Wort- und Sacherklärungen, eine dreifache Strophenzählung nach den drei Haupthandschriften und Inhaltsübersichten für alle aventiuren enthält. Die Wort- und Sacherklärungen als bedenkliche Eselsbrücken anzusehen kann berechtigt sein beim Gebrauch des Buches in Universitätsseminaren, nicht aber bei Schülern, die zum erstenmal das buntfarbige Gefilde mittelhochdeutscher Sprachkunst wie ein völliges Neuland anschauen. Diese Hilfen fördern vielmehr die Selbsttätigkeit der Schüler und ersetzen teilweise das Wörterbuch und den Lehrer. Freilich müssen sich die Schüler bewußt werden, daß die jeweiligen Worterklärungen oft nur für die betreffenden Stellen gelten und sich mehr oder weniger von der Grundbedeutung entfernen. Die Inhaltsübersichten ermöglichen einen raschen Überblick über das Stoffliche des Nibelungenliedes, das in Klasse IV nicht als etwas Fremdartiges auftritt infolge der eingehenden Behandlung der deutschen Heldensage in Kl. VII.

Mit Hilfe der Bartschschen Ausgabe ist es aber unter Anwendung des arbeitsteiligen Verfahrens möglich, daß jeder Schüler von jeder aventiure innerhalb und außerhalb des Unterrichts einige Strophen in der Ursprache liest, so daß ein vertiefter Überblick über jede aventiure sowie über die ganze Dichtung zusammen erarbeitet werden kann. Im günstigsten Falle können einige der schönsten aventiuren im Unterricht vollständig in der Ursprache gelesen werden, vielleicht ohne allzu großen Zeitverlust und mit größerem Gewinn nach Abschluß der literarisch-ästhetischen Würdigung der ganzen Dichtung, etwa erst in den mittelhochdeutschen Stunden der

---

1) Pädagogische Studien, XXXVI. Jahrg., 4. u. 5. Heft, S. 193/209.

Klassen III—I. Offenbar muß die Methode des mittelhochdeutschen Unterrichts so beschaffen sein, daß die naheliegende Gefahr, die künstlerische Besinnung zu schädigen infolge einer zu weitgehenden Vertiefung in die rein sprachlichen Erscheinungen umgangen und der Blick so rasch wie möglich auf die Kunstform eingestellt wird, welchen Begriff ich im gehaltvollsten Sinne auffasse, was ich im bereits genannten Aufsatze dargestellt habe. Die umstrittene Frage, ob übersetzt werden soll oder nicht, kann wohl kaum anders beantwortet werden als so, daß Übersetzungsversuche unumgänglich sind, damit sich der Schüler mittels eigener Arbeit die Erkenntnis zueigne, daß restlos befriedigende Übersetzungen nicht möglich sind, sondern günstigenfalls nur Übertragungen. Wer durch eigenes Studium, vornehmlich auch durch das fremdsprachliche, sich zu diesem Gedanken hindurchgearbeitet hat, der hat viel gelernt. So unvollkommen die Übersetzungsversuche, insonderheit die lyrischer Gedichte, auch ausfallen, so sind sie doch wertvoll. Sie vertiefen die Erkenntnis von dem Umfang der Entwicklung, die zwischen dem Neuhochdeutschen und dem Mittelhochdeutschen liegt, welche dem Kundigen als zwei ganz verschiedene Sprachen erscheinen.

Außer der reifsten mittelhochdeutschen Epik des Nibelungenliedes ist in der Ursprache die am höchsten entwickelte mittelhochdeutsche Lyrik Walthers zu betrachten, indem ausgewählte Gedichte nach der Ausgabe von Hermann Paul gelesen werden. Diese kleinen, in sich abgeschlossenen Dichtungen sind nicht mit einer schwer übersichtlichen umfangreichen Stoffülle belastet, ihre Inhalte sind weniger schwierig zu erfassen, zumal wenn die deutsche Geschichte die politischen Verhältnisse eingehend darstellt, deren Kenntnis zum Verständnis der Sprüche Walthers nötig ist. Die neue Lehrordnung verlegt die tiefergehende Betrachtung der Geschichte des Mittelalters in Klasse III. Sollen Geschichtsunterricht und Deutschunterricht zusammenarbeiten, so müssen die politischen Sprüche Walthers in den mittelhochdeutschen Stunden der Klassen III—I gelesen werden, während sich die Klasse IV auf die Natur- und Minnepoesie und auf die Sprüche nichtpolitischen Inhalts beschränkt. Die geringeren stofflichen Schwierigkeiten kommen dem künstlerischen Genießen der formenreichen und von sehr verschiedenartigen Stimmungen beseelten Lyrik Walthers zugute.

Der Parzival ist in einer neuhochdeutschen Übertragung vollständig zu lesen, wenn möglich in der besten von Wilhelm Hertz. Diese Aufgabe ist gewiß wegen des fast maßlosen Umfangs und der nicht selten ermüdenden Darstellungsweise keine geringe Mühe, die aber erleichtert und belohnt wird, wenn der Schüler frühzeitig lernt, wie verständig zu lesen ist. Sie kann nicht erspart bleiben, da dieses Werk eine der inhaltschwersten Dichtungen des deutschen Mittelalters ist. Auch der arme Heinrich Hartmanns, dieses gemütstiefe Werk voll schlichter Klarheit, ist neuhochdeutsch zu lesen.

Die Hauptschwierigkeit des mittelhochdeutschen Unterrichts, der Dichtungen in der Ursprache lesen läßt, besteht darin, daß zwei an sich selbständige Aufgaben, die literarisch-ästhetische Würdigung und die grammatikalische Betrachtungsweise, sich durchkreuzen und beständig Gefahr laufen, sich gegenseitig zu schädigen, so daß keiner die Aufmerksamkeit zukommt, die sie zu beanspruchen hat. Das Hinschauen auf die reinsprachlichen Einzelformen darf den Sinn für die poetische Schönheit des Ganzen nicht trüben. Darum ist eine klare Begrenzung der beiden Aufgaben notwendig. In die Lektürestunde darf nur so viel Grammatikalisches verlegt werden, als für das lautlich und metrisch richtige Lesen und das genaue Verständnis des Mittelhoch-

deutschen unbedingt erforderlich ist. Im wesentlichen ist für diesen Zweck nur zweierlei nötig: der Hinweis auf die auffälligsten Erscheinungen des vokalischen und konsonantischen Lautwandels beim Übergang vom Mittelhochdeutschen zum Neuhochdeutschen, also auf die Veränderungen, die durch die Ausspracheregeln des Mittelhochdeutschen betroffen werden, und die sorgfältige Beachtung des Bedeutungswandels vieler Worte. Beim Lesen mittelhochdeutscher Texte, das anfangs aus einem Vorlesen und einem Nachlesen besteht, sind die eigenartigen mittelhochdeutschen Laute sorgfältig zu sprechen und das Ohr für den Klang dieser Sprache zu schulen. Die Neigung des Anfängers, mittelhochdeutsche Worte im Sinne des Neuhochdeutschen zu deuten, muß der Schüler möglichst durch eigenes Nachdenken bekämpfen, indem er aus dem Zusammenhang erschließt, daß die betreffenden Worte ursprünglich einen andern Sinn gehabt haben müssen. Durch diese Erwägung lernt er den Bedeutungswandel kennen, und eine genauere Prüfung lehrt ihn auch, in welcher Richtung sich die Veränderung vollzog, und welche psychologischen Gründe diese verursachten. Die Bildung des sprachpsychologischen Denkens, das alle Schüler lebendig interessiert, ist für den künftigen Volksschullehrer besonders wertvoll, der dereinst die Kindersprache und ihre Reize verstehen soll. Die Beispiele für den Bedeutungswandel, welche die Lektüre bietet, sind zweckmäßig in ein Sammelheft einzutragen.

Mehr Grammatikalisches darf nicht in die mittelhochdeutschen Lektürestunden verlegt werden, damit der poetische Duft nicht zerstört wird, von dem R. Hildebrand so verständnisinnig und voll herzhafter Freude redet. Die breit angelegten Betrachtungen, die für das Verständnis des vokalischen und konsonantischen Lautwandels unerläßlich sind, reißen die Lektüre auseinander. Wohl kann die Auffassung zu Recht bestehen, daß das rein Sprachliche auch reizvolle Poesie ist, aber eine Darstellung der hochdeutschen Lautverschiebung beispielsweise, mag jene noch so appetitlich zubereitet sein, ist doch nicht von der lyrischen Weichheit, die etwa Walthers Minneliedern eigen ist.

Der unersetzliche grammatikalische Ertrag des mittelhochdeutschen Unterrichts, der Dichtungen in der Ursprache liest, besteht nach aller Sachkundigen Einsicht darin, daß dem Schüler eine lebendige Einsicht in die Geschichte der deutschen Sprache gewährt wird. Er ermöglicht, das Werden der Sprache und ihre naturgesetzliche Entwicklung zu beobachten. Dieses Wachstum der Sprache, soweit es sich in der Verschiebung des Lautbestandes äußert, kennen zu lernen, ist die lehrreichste, aber auch schwierigste Aufgabe der sprachwissenschaftlichen Betrachtung. Der Lautlehre, die der grundlegende Teil der wissenschaftlichen Spracherkenntnis ist, muß auch im Seminarunterricht eine systematische und das Wesenhafte ergründende Pflege zuteil werden. Die Zeit für diese umfangreiche Aufgabe ist vorhanden, wenn von den vier wöchentlichen Deutschstunden in den Klassen VII—V zwei Stunden und von den drei wöchentlichen Deutschstunden in den Klassen IV—I eine Stunde als Grammatikstunden streng innegehalten werden. Ohne dieses Mindestmaß von grammatikalischer Belehrung in der Muttersprache sind befriedigende Erfolge ganz und gar nicht möglich. In den etwa 240 Grammatikstunden der drei Unterklassen sind die elementaren Aufgaben der Rechtschreibung, Interpunktion, Wort-, Satz- und Wortbildungslehre zu lösen, während die verwickelteren Aufgaben der Lautlehre den etwa 160 Grammatikstunden der vier Mittel- und Oberklassen vorbehalten

bleiben. Durch diese Stoffverteilung werden die Seminaristen befähigt, ihre zukünftigen Aufgaben als Lehrer der Muttersprache verständnisvoll zu lösen, mit offenem Blick und wissenschaftlichem Sinn die Kindersprache und die lebendige Sprache der Umwelt aufzufassen und sich selbst sprachwissenschaftlich fortzubilden, außerdem werden sie formal geschult durch die Übung im Selbstbeobachten und Selbstfinden.

Die Lautlehre muß in Klasse IV einsetzen. Alle Erscheinungen des Lautwandels bleiben unverständlich ohne eine phonetische Grundlegung. Diese muß in gründlicher Weise die Lautlehre einleiten. Ohne eine klare Anschauung von der Natur und der Entstehung der einzelnen Laute bleibt das Verständnis des Lautwandels verschlossen. Die eine Grammatikstunde in Klasse IV muß darum im wesentlichen der Phonetik gewidmet sein. Diese hat einzusetzen mit einer gründlichen Betrachtung der Sprechwerkzeuge unter Benutzung eines anatomischen Kehlkopfpräparates. Darauf folgt unter fleißiger Handhabung des Spiegels in der Hand jedes Schülers die anschauliche Betrachtung der Einstellung der Sprechwerkzeuge, die für die Entstehung der einzelnen Laute charakteristisch ist und den Verwandtschaftsgrad der Laute erkennen läßt, so daß diese eingeteilt werden können. Diese Arbeit muß sorgfältig ausgeführt werden. Sie bereitet die wissenschaftliche Spracherkenntnis vor und nützt bei der zukünftigen Lehrtätigkeit, insonderheit bei den Redeübungen in den Elementarklassen. Sie regt den Schüler auch an, selbst mit Bewußtsein schön zu sprechen; der neue Lehrplan fordert Vortrags- und Redeübungen im Anschluß an die Einführung in die Phonetik. Die Schwierigkeiten der Phonetik sind nicht so, daß diese nicht in Klasse IV behandelt werden könnte. Alle ihre Erkenntnisse beruhen auf sinnlicher Anschauung des Gehörsinns, des Gesichtssinns und des Hautsinns.

Nach der Phonetik muß der Lautwandel in systematischer und gründlicher Weise besprochen werden. Wenige Stunden genügen nicht für diese schwierige Aufgabe, wenn der Ertrag nicht etwas ganz Oberflächliches sein soll. Die eine Grammatikstunde in den Klassen III—I muß mit einer Einschränkung der Betrachtung des Lautwandels vorbehalten werden. Der Lehrplan wünscht für diese Klassen, daß im Anschluß an die zu besprechenden wichtigsten literarischen Werke aus der Zeit von Luther bis zur Gegenwart die Geschichte der deutschen Sprache innerhalb dieses Zeitraumes betrachtet wird. Diese Aufgabe kann in den Literaturstunden ohne großen Zeitverlust erledigt werden. Wenn z. B. Dichtungen Klopstocks, Herders, Lessings, Schillers, Goethes besprochen werden, so schließt die literarisch-ästhetische Würdigung unbedingt die Charakterisierung der Sprache dieser Dichter in sich ein.

Eine wissenschaftliche Betrachtung des Lautwandels erfordert mindestens die Kenntnis der mittelhochdeutschen Sprache. Wird die mittelhochdeutsche Lektüre nur auf Klasse IV beschränkt, wo das sprachgeschichtliche Denken sehr allmählich zu erwachen beginnt, so geht das spärlich Gelernte in den folgenden drei Jahren wieder verloren. Es genügt auch nicht, daß die Beispiele für die grammatikalischen Belehrungen fleißig aus der mittelhochdeutschen Lektüre der Klasse IV gesammelt werden. Es ist notwendig, die mittelhochdeutsche Lektüre in einem Teil der Grammatikstunden der Klassen III—I fortzusetzen. Es kann dem einzelnen Lehrer überlassen bleiben, wie er die Zeit einteilt, ob er einen Bruchteil jeder einzelnen Grammatikstunde für diese Aufgabe bestimmt oder monatlich eine ganze Stunde hierfür auswählt. Nur setzt dieses Ineinandergreifen der Aufgaben und das organische Ver-

arbeiten der gesamten Einzelergebnisse voraus, daß der Deutschunterricht in den Klassen III—I in einer Hand liegt. § 84 der neuen Lehrordnung bezeichnet erfreulicherweise die Durchführung des Unterrichts durch mehrere Klassen als wünschenswert. Gewiß bestehen sachliche Bedenken gegen die Durchführung durch vier Klassen. Aber die Vorteile sind größer als die Nachteile. Vorausgesetzt ist naturgemäß, daß der Deutschunterricht in den Mittel- und Oberklassen nur von wissenschaftlich vorgebildeten Germanisten erteilt wird, die auch in den Unterklassen einzig und allein der verantwortungsvollen Aufgabe des Deutschunterrichts gewachsen sind. § 84 b 3 bestimmt, „besonders der erlangten Lehrbefähigung des Lehrers bei der Unterrichtsverteilung möglichst Rechnung zu tragen".

Wenn in zweckmäßiger Weise dafür gesorgt wird, daß die Schüler bis zum Abschluß ihrer Bildung in lebendiger Fühlung mit dem Mittelhochdeutschen bleiben, so sind sie imstande, in der Reifeprüfung einige leichte, ihnen unbekannte mittelhochdeutsche Verse zu lesen und zu verstehen. Für ihre Fortbildung während der Hilfslehrerzeit ist die Pflege des Mittelhochdeutschen anzuordnen, so daß sie auch in der Wahlfähigkeitsprüfung einen ihnen vorgelegten mittelhochdeutschen Text zu würdigen wissen. Das sprachgeschichtliche und sprachpsychologische Denken wird durch diese Arbeit mehr gefördert als durch jedes andere Mittel. Für die Vertiefung und Systematisierung ihrer mittelhochdeutschen Erkenntnis sind den Schülern O. Mensings mittelhochdeutsches Hilfsbuch und H. Pauls mhd. Grammatik zu empfehlen.

Eine fortlaufende mittelhochdeutsche Lektüre in den Klassen III—I ermöglicht und erleichtert eine tiefer angelegte Besprechung des Lautwandels. Von den Erscheinungen des vokalischen Lautwechsels sind folgende so zu betrachten, daß mit Hilfe einer ausreichenden Zahl aus der mittelhochdeutschen Lektüre in ein Sammelheft eingetragener Beispiele eine lebensvolle Anschauung des Tatsachenbestandes möglich ist: Die Veränderungen der Selbstlaute in den unbetonten Nebensilben, also der Lautwandel, der sich beim Übergang aus dem Althochdeutschen zum Mittelhochdeutschen und Neuhochdeutschen vollzog, ferner die Veränderungen des Stammselbstlautes: der Ablaut, der germanische i-Umlaut, der a-Umlaut, der deutsche i-Umlaut, der Rückumlaut, die Monophthongierung der mittelhochdeutschen Diphthonge und die Diphthongierung der langen mittelhochdeutschen Vokale. Eine noch mehr zeitraubende und weit schwierigere Aufgabe ist die Besprechung des konsonantischen Lautwandels. Die germanische und gar die hochdeutsche Lautverschiebung in Verbindung mit Verners Gesetz und dem grammatischen Wechsel den Schülern verständlich zu machen ist sehr schwierig, selbst dann, wenn diese Erscheinungen in möglichster Vereinfachung dargeboten werden. Dennoch ist auch diese nicht zu umgehende Aufgabe lösbar. Leichter verständlich sind die Veränderungen des s-Lautes, die Entwicklung von ht und ft, der Lautwechsel zwischen inlautendem h und auslautendem ch, die Auslautsverhärtung, die Auflösung des intervokalischen g. Die Besprechung des gesamten Lautwandels muß so verlaufen, daß der Schüler, soweit es sein geistiger Standpunkt erlaubt, den physiologischen und psychologischen Ursachen jeder Lautveränderung nachgeht, daß er sich zu verstehen bemüht, daß jeder Lautwechsel sich phonetisch begreifen läßt, und daß die naturgesetzliche Sprachentwicklung beherrscht wird von der Wirtschaftlichkeit des Denkens, die den Ausgleich aller überflüssigen Vereinzelungen fordert.

Zum Verständnis des Lautwandels ist freilich die Kenntnis des Mittelhochdeutschen nicht völlig hinreichend. Diese muß erweitert werden durch einen bescheidenen Einblick in die dem Mittelhochdeutschen vorausgehende sprachgeschichtliche Zeit, indem vom Lehrer in möglichster Beschränkung geeignete althochdeutsche, germanische und indogermanische Wortformen zwecks Erkennung des Lautwandels hinzugefügt werden. Das Zurückschauen in die ferne und fernste Vergangenheit läßt die Sprachentwicklung vom Indogermanischen bis zum Mittelhochdeutschen in groben Umrissen erkennen. Insonderheit die Lautverschiebungen hellen die Sprachgeschichte auf. Die Beispiele, die den indogermanischen Lautbestand kennzeichnen sollen, müssen tunlichst, soweit es sachlich angängig ist, aus dem Lateinischen gewählt werden. Je mehr Beziehungen zwischen dem Deutschen, dem Lateinischen und dem Französischen hergestellt werden, desto klarer wird der Einblick in den Bau der Sprachen. Der Schüler bekommt eine leise Ahnung von der wissenschaftlichen Arbeitsmethode des Philologen.

Die Betrachtung des Lautwandels nötigt oft dazu, einzelne Mundarten, insonderheit die heimische, zu berücksichtigen und in ihnen der noch lebendigen und andauernden Sprachentwicklung nachzuspüren. Die Besprechung der heimischen Mundart ist die abschließende Aufgabe des grammatikalischen Unterrichts. Die nichtheimischen Mundarten können nur behutsam berücksichtigt werden, denn sie sind, vornehmlich in bezug auf genaue Aussprache, dem Schüler und zumeist auch dem Lehrer nicht geläufig. Für die heimische Mundart kann das Interesse nicht anders im höheren Maße erweckt werden als so, daß sie betrachtet wird mit dem sprachgeschichtlichen und sprachpsychologischen Interesse, das durch die Besprechung des Lautwandels geweckt worden ist.

Der mittelhochdeutsche Unterricht ist nicht eine von der Gesamtaufgabe des Deutschunterrichts losgelöste Frage, sondern steht im innigsten Zusammenhang mit allen Einzelzielen dieses Lehrfaches und ist durch diesen organischen Zusammenschluß in seinem berechtigten Umfang abzugrenzen. Ohne den mittelhochdeutschen Unterricht ist eine Anleitung zu selbsttätiger wissenschaftlicher Sprachauffassung nicht möglich. Fehlt diese, so ist der künftige Volksschullehrer Irrungen auf dem Gebiete des Deutschunterrichts ausgesetzt, die aus mißverstandenen, an sich richtigen Forderungen entstehen. Der mittelhochdeutsche Unterricht, der dem Schüler das Leben der Sprache erschließt, der eine Sprache kennen lehrt, die der farbenreiche Ausdruck eines sinnlichen, anschauungsgesättigten, gegenständlichen Denkens ist, dient auch dem stilistischen Unterricht, der an Bedeutung dem literaturkundlichen und grammatischen Unterricht nicht nachsteht; beide befruchten ihn, aber seiner Natur nach ist er weniger als diese einer Systematisierung und einem begrifflich fortschreitenden Aufbau zugänglich und muß darum zwar auch planmäßig, keineswegs nebenbei, wohl aber mehr als diese vom Gebot der Stunde bestimmt, erteilt werden.

In der Gegenwart wird oft von der Verdeutschung aller Schulen gesprochen. Der Deutschunterricht und der Unterricht in deutscher Geschichte sollen mehr als bisher in den Mittelpunkt gerückt werden. Erinnert sei an die Gegenwartsforderungen des Germanistenverbandes und des deutschen Sprachvereins sowie der vielen, allzu vielen Bildungsreformer. Der besonnene Beurteiler wird sich durch manche ungestüme, aus der Augenblicksbegeisterung heraus entstandene Zielsetzung

nicht berauschen lassen. Für das Seminar muß die Erwägung maßgebend sein, daß die von ihm übermittelte allgemeine Bildung notwendig eine zielbewußte Konzentrierung braucht, die doch wohl nur in einer im besondern Maße vertieften Auffassung aller im deutschen Wesen enthaltenen grundlegenden Geisteswerte gefunden werden kann. Wer dem zustimmt, der muß dafür eintreten — auch vom Standpunkt der neuzeitlichen Persönlichkeitspädagogik aus —, daß dem Deutschunterricht, mit dem sich an persönlichkeitsbildender Kraft kein anderes Lehrfach messen kann, eine herausgehobene Stellung zugewiesen wird. Die in der neuen Lehrordnung festgesetzte Stundenzahl ist als Mindestmaß zu bezeichnen, das aber bei zielbewußter Ausnutzung der Zeit und der geistigen Kräfte doch gestattet, die wichtigsten Aufgaben des Deutschunterrichts in befriedigender Weise zu lösen. Für alle Schwierigkeiten, die dem Deutschlehrer sich entgegenstellen, lohnt der Schüler, indem er ihm seine Seele mehr öffnet als andern.

Der frankfurtische Gelehrtenverein für deutsche Sprache vom Jahre 1817.

Von **Julius Ziehen** in Frankfurt a. M.

Wenn in diesen Tagen die Gedächtnisfeier der Reformation berechtigten Anlaß gegeben hat, neben der Kirchenerneuerung auch der einzigartigen Verdienste zu gedenken, die sich Luther als schöpferischer Genius auf dem Gebiete der deutschen Sprache erworben hat, so ist es in dieser dem deutschen Unterricht gewidmeten Zeitschrift wohl am Platze, nicht ganz stillschweigend vorüberzugehen an einer Vereinsgründung, die vor 100 Jahren von deutschen Schulmännern unternommen worden ist, um das Andenken Luthers zu ehren und im Sinne des Wittenberger Volksmannes „zur Veredlung und Verherrlichung unserer Muttersprache ihr Möglichstes beizutragen“: es ist zwar gewiß kein entscheidender Wendepunkt oder Fortschritt in der Entwicklung der Wissenschaft vom Deutschtum, den diese Vereinsgründung bezeichnet, und das Lob besonderer Wichtigkeit für die neuhochdeutsche Grammatik, das Rudolf v. Raumer in seiner „Geschichte der Germanischen Philologie“ (S. 491) ihr spendet, bedarf ohne Zweifel der starken Einschränkung, die sich aus Wilhelm Scherers von höherer Warte aus geschriebenem Urteil in seinem Buche über Jakob Grimm (2. Aufl. S. 161f.) ergibt, aber die Anerkennung, daß die Vereinsgenossen nach bestem Wissen und Verstehen einen „edlen und guten Zweck“ verfolgt haben, wird ihnen auch der nicht versagen können, der die im Vorwort der ersten Vereinsschrift aufgeworfene Frage, „ob glücklich auch sein Bestreben sey“, nur verneinend beantworten kann, und die nähere Begründung dieser Verneinung gestaltet sich, wenn ich recht sehe, ganz von selbst zu einem lehrreichen Stück geschichtlicher Betrachtung des deutschen Unterrichts, das sich Adolf Matthias in seinem schönen Buche über die Geschichte dieses Unterrichts mit Unrecht hat entgehen lassen — wir wollen versuchen, mit möglichst kurzen Worten diese Lücke seines Werkes auszufüllen.

Am 1. Januarstage 1817 erging von dem Homburger Hofprediger Breidenstein an den seit 1803 am Frankfurter Gymnasium wirkenden Georg Friedrich Grotefend die Anregung, einen örtlichen Gelehrtenverein in dem Sinne zu stiften, wie wir ihn eben bezeichnet haben; schon zehn Tage später führte die dankbar aufgenommene Aufforderung zu einer ersten Zusammenkunft gleichgesinnter Männer, und unter dem 31. des „Weinmonates 1817“ ist das Vorwort unterzeichnet, mit dem der neue

„frankfurtische Gelehrtenverein für deutsche Sprache" das erste „dem Hochweisen Rathe unserer freien Stadt" gewidmete „Stück" seiner „Abhandlungen" der Öffentlichkeit übergab; den Verlag hatte die Varrentrappsche Buchhandlung übernommen, die ihren frischen Unternehmergeist u. a. 40 Jahre vorher dadurch bekundet hatte, daß sie an den ersten großangelegten Versuch einer „Deutschen Encyklopädie" herangetreten war. Gute Namen aus dem damaligen geistigen Leben Frankfurts erscheinen in der „abecelichen" Liste der heimischen Mitglieder, unter denen der zu jener Zeit in der Mainstadt weilende Radlof wohl der bekannteste Vertreter der germanistischen Forschung war; unter den auswärtigen Mitgliedern nimmt seiner pädagogischen und wissenschaftlichen Bedeutung nach der 1766 in Frankfurt geborene, damals in Weilburg an der Lahn als Gymnasiallehrer tätige Nikolaus Friedrich Eichhoff die erste Stelle ein. Von den die Gesetze des Vereins enthaltenden 25 Paragraphen, deren Abdruck dem der Mitgliederliste folgt, seien zwei hervorgehoben: § 2 bestimmt den Zweck des Vereins dahin, „beizutragen zur Fortbildung der Muttersprache in Bezug auf Reinheit und Reichtum, Richtigkeit und Bestimmtheit, Schönheit und Würde derselben"; „besonders wird er sich bestreben, durch vielseitige Erwägung dessen, was noch streitig ist, zu einer entschiedenen Gewißheit zu gelangen"; nach dem das Vereinsleben regelnden § 23 „werden an jedem 31ten des Weinmonates, als dem Tage, an welchem der Verein zur Ehre des ersten und wichtigsten Beförderers der hochdeutschen Schriftsprache zum ersten Mahle öffentlich auftrat, die zum Abdrucke bestimmten Aufsätze, nach dem Gutbefinden des Vereines in Hefte geordnet, öffentlich bekannt gemacht. An jedem 11ten des folgenden Monates aber, als an dem Ehrentage Luthers, wird die Gesellschaft ein freundschaftliches Mahl unter sich veranstalten, nachdem sie die Anordnung für den neuen Jahrgang getroffen hat" — ein Erinnerungsblatt an das erste dieser Festmähler hat sich in einem „Willkommen an Jean Paul" erhalten, dessen acht von F. W. Jung gedichtete Strophen durch den hier folgenden Wortlaut der fünften gekennzeichnet sein mögen: „In scherzender, in ernster Wendung Spielt groß und frei sein Genius. O tiefe Wärme! Reiche Spendung Aus solchen Füllhorns Überfluß. Willkommen! Willkommen! Für göttlichen Genuß!". Bedauerlicher als der dichterische Unwert dieser Gelegenheitsdichtung ist es, daß man den „Abhandlungen" des Vereins kein formenreineres Motto aufs Titelblatt setzen konnte als das Distichon:

> „Rühmlich ist Wortreichthum, so wie Reinheit; doch was du deutsch sagst,
> Sey auch deutlich zugleich, richtig und würdig und schön" —

Für die Reinheit und für die Bestimmtheit, deren Pflege der oben angeführte Paragraph der Gesetze außerdem als Aufgabe des Vereins vorgesehen hatte, war in der epigrammatischen Gedrängtheit des Leitwortes offenbar nicht der nötige Raum zu finden gewesen, aber hätte man nicht besser getan, auf die kahle Lehrhaftigkeit der metrischen Wiedergabe dieses Paragraphen überhaupt Verzicht zu leisten?

Unsere Kenntnis von der Tätigkeit des Vereins beruht im wesentlichen auf den vier „Stücken" der Abhandlungen, die unter dem Zeichen des eben besprochenen Leitworts in den Jahren 1818, 1821 und 1824 erschienen sind und der Widmung an den Frankfurter Senat in den folgenden Bänden die Zueignung an die „Durchlauchtigste Bundesversammlung unseres deutschen Volkes", an die „frankfurtische Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtkunde" und an die „Königliche Sozietät der Wissenschaften zu Göttingen" folgen lassen. Aus den Mitteilungen der Vorworte ergibt sich ein eifriges Bestreben des Vereins, auch in weiteren Kreisen Freunde und Helfer für seine Arbeit zu gewinnen: als Ehrenmitglieder treten uns Voß, Benecke, Johann Christian Zahn und der Freiherr v. Wangenheim entgegen, zu

wirklichen Mitgliedern wurden u. a. Friedrich Erdmann Petri, Ukert in Gotha, Jean Paul, die Gebrüder Grimm, Joseph Eiselein, Georg Reinbeck, August Friedrich Bernhardi, Karl Ferdinand Becker, Theodor Bernd, August Heyse in Magdeburg, Friedrich Schmidthenner und Johann Andreas Schmeller, ferner von außerdeutschen Gelehrten Franz Joseph Stalder, Hallgrim Scheving, Magnus Stephensen, Finn Magnussen und Rask gewählt — eine sehr erwünschte künftige eingehendere Geschichte des Vereins wird zu zeigen haben, wie weit diese Anknüpfungen, namentlich die mit den führenden Männern der Forschung, von irgendwelchen inneren Beziehungen zwischen den Frankfurtern und den Gewählten begleitet gewesen sind. Jakob Grimm hat für das dritte „Stück" einen Aufsatz über „Ein verloren gegangenes Demonstrativum der alten deutschen Sprache" zur Verfügung gestellt, von Beckers Beitrag im vierten Bande wird weiter unten die Rede sein, im zweiten Bande findet sich das bekannte Epigramm Jenisch' über den Wert der gebildeten Sprachen Europas abgedruckt — alles andere, was die Abhandlungen bringen, entstammt der Feder der Frankfurter Vereinsmitglieder, vor allem Grotefends, dessen weitausgebreitete, durch seine Keilschriftforschungen schon damals zu Weltruf gelangende Gelehrsamkeit auch der neuen Aufgabe gegenüber eine erstaunliche Rührigkeit bewies.

Auf eine nähere Schilderung und Wertung der einzelnen Aufsätze in den vier Bänden kann hier nicht eingegangen werden; ein anziehendes Bild von dem damaligen Stande der germanistischen Forschung geben wohl namentlich die z. T. sehr ausführlichen Arbeiten, die Grotefend über Luthers Verdienste um die Ausbildung der hochdeutschen Schriftsprache, über die gotischen Urkunden aus Italien, über die deutschen Zahlwörter und über die — zugunsten des „milderen Lautes" entschiedene — Frage nach der richtigen Schreibung des Wortes „deutsch" verfaßt hat; trotz mancher fördernder Einzelheiten wenig ansprechend sind desselben Gelehrten „Bemerkungen zum Grundrisse der reinen allgemeinen Sprachlehre von G. M. Roth, Dr. und Prof., Frkft. 1815", weil, wenn ich recht sehe, die Philosophie des Gegenstandes nicht klar genug erfaßt ist, auf jeden Fall nicht ausreichend zum Ausdruck kommt; auch die ebenfalls von Grotefend herrührenden „Sprachbemerkungen über den Titel des frankfurtischen Gelehrtenvereins für deutsche Sprache" sowie sein viel zu formalistisch gehaltener Aufsatz über den Unterschied von „Gesellschaft" und „Verein" und die an dem gleichen Fehler leidenden Ausführungen des im übrigen hochverdienten, wegen seiner Schulreden und anderer Schriften noch heute beachtenswerten Musterschullehrers Wilhelm Heinrich Seel über den Unterschied der „von Länder- und Städtenamen abgeleiteten Wörter auf er und isch nach dem heutigen Sprachgebrauche" sowie die an sie angeknüpften Auseinandersetzungen zwischen ihm und Grotefend haben für uns nur noch ein sehr bedingtes historisches Interesse, während die kurzen Bemerkungen des Rats Schödde über „Die Wichtigkeit der Namen und die Ratsamkeit, manche auszumerzen, namentlich Ausschuß und Körper" in ihrem Streben nach lebendiger Darstellung durch allerhand kulturgeschichtliche und politische Zeitbeziehungen eine gewisse Aufmerksamkeit auf sich ziehen können; einen wohldurchdachten, aber zu trocken geschriebenen Beitrag zur Lehre von der Wort- und Satzfolge hat der um die damalige Entwicklung des Unterrichts in der Muttersprache vielfach verdiente Gymnasialprofessor H. A. Herling unter dem Titel „Über die Topik der deutschen Sprache" beigesteuert — es ist nicht sowohl ein Aufsatz wie vielmehr der Abriß eines Lehrbuches, den wir in diesem Beitrag vor uns haben.

Für die anregende Kraft der „Abhandlungen" war es sicher kein Vorteil, wenn man in dieser Weise zum Abdruck von ganzen, umfassenderen Lehrschriften überging, und doch sollte diesem Fehlgriff am Ende des dritten „Stückes" in dem vierten und

letzten der „Abhandlungen" ein noch schwererer folgen: dieser vierte und letzte Band der Vereinsveröffentlichungen brachte überhaupt keine Einzelaufsätze mehr, sondern nur eine einzige, sehr breit angelegte Arbeit, Karl Ferdinand Beckers „Die Deutsche Wortbildung oder die organische Entwickelung der deutschen Sprache in der Ableitung"— hören wir, wie das Vorwort des „Vereinsordners" diese neue Wendung zu begründen sucht!

„Je mehr sich die Abhandlungen eines gelehrten Vereins häufen, desto mehr muß er, schon wegen der erhöhten Kosten der Anschaffung, befürchten, an Publizität zu verlieren. Nur Wenigen erlauben es Zeit und Mittel, allen Untersuchungen, welche der Verein seiner Bestimmung gemäß mitzuteilen veranlaßt wird, gleiche Teilnahme zu schenken. Deshalb hat der Verein die Verfügung getroffen, künftig seine Abhandlungen so zu ordnen, daß jedes einzelne Stück derselben ein für sich selbst bestehendes Ganzes bilde, oder doch möglichst gleichartige Gegenstände umfasse. Diese Verfügung verspricht nicht nur der Wirksamkeit des Vereins im allgemeinen eine größere Gemeinnützigkeit, sondern sichert auch jeder einzelnen Abhandlung für die mögliche Verspätung ihrer Mitteilung eine desto ausgebreitetere Teilnahme" — es bedarf wohl kaum weiterer urkundlicher Zeugnisse, um aus diesem unbewußten Schwanenliede der so schön geplanten Frankfurter Gesellschaft mit Sicherheit zu entnehmen, daß ihr — sehr abweichend von dem Verlauf bei der frankfurtischen Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtkunde — trotz ihres edlen und guten Zweckes schon nach siebenjährigem Bestehen die innere Lebenskraft ausgegangen war; es war eine Selbsttäuschung, wenn man glaubte, durch den Abdruck ganzer Werke eine größere „Publicität" zu erreichen, und den Weg zu wahrer gemeinnütziger Wirkung hatte man sich nicht etwa durch die Mannigfaltigkeit des Inhalts der drei ersten Bände, sondern vielmehr durch den z. T. viel zu formalistischen Charakter der Abhandlungen und mehr noch durch den Mangel eines lebendig frohen Anschlusses an den damaligen Gesamtaufschwung der germanistischen Studien unterbunden, die doch gerade eben vor der Gründung des Vereines ein Jahr besonders reicher und lockender Ernte erlebt hatten. In der Beschränkung auf das Sprachliche hatte von vornherein eine gefährliche, auch wissenschaftlich nicht richtige Einseitigkeit gelegen, aber auch unter dem Zeichen dieser Beschränkung wäre gewiß mehr zu erreichen gewesen, wenn man weniger trocken lehrhaft und schulmeisterlich im üblen Sinne des Wortes vorgegangen wäre; Gutes gewollt und redlichsten Eifer auf dies Wollen verwandt zu haben, ist ein Lob, das den Frankfurter Vereinsgenossen niemand vorenthalten kann, aber eben so sicher ist, daß sie die Zeichen der Zeit bei ihrem Schaffen nicht berücksichtigt, und daß sie sich außerhalb einer Entwicklung gehalten haben, deren größter Vertreter, Jakob Grimm, von ihnen zwar zum Mitglied erwählt, aber durch die innere Art ihrer Bestrebungen zugleich zum schärfsten Widerspruch gereizt worden ist.

Der oben besprochenen Selbsttäuschung über die Anregungskraft seiner Veröffentlichungen reiht sich eine weitere Selbsttäuschung des Vereins in bezug auf die wissenschaftliche Richtigkeit des eingeschlagenen Weges an, wenn in dem Vorwort zum letzten Bande der „Abhandlungen" weiter zu lesen ist: „Der Verein hält es für überflüssig, das gegenwärtige Stück seiner Abhandlungen einer besonderen Aufmerksamkeit zu empfehlen. Jeder, der über das ebenso wichtige als schwierige Kapitel der Wortbildung eine gründlichere Belehrung zu erhalten wünscht, wird es nicht ohne Befriedigung lesen. So erfreulich in unserer Zeit die zunehmende Liebe zur Sprache und zur Sprachforschung ist, so ist doch nicht zu verkennen, daß manche gefeierte Sprachforscher mehr darauf auszugehen scheinen, der Sprache eine künstliche Ge=

staltung zu geben und aus ihr etwas zu machen, was sie nicht ist, als die Sprache selbst zu verstehen und der Nation das Verständnis derselben zu eröffnen. Der Verein erkennt beifällig in dem nachfolgenden Werke einen Versuch, jenem unserer Sprachforschung gewiß nachteiligen Streben durch eine historische Begründung und Nachweisung der organischen Gesetze der Sprache kräftig entgegenzuwirken" — es mag offen bleiben, welche gefeierten Sprachforscher der Verfasser dieser Worte im Auge gehabt hat, aber eben so sicher wie die Unklarheit der polemischen Anspielung ist die Tatsache der sehr starken Verkennung des wahren Tatbestandes, die in der Anpreisung Beckers, „des Grammatikers", als eines Führers der Nation zu einem lebendigen Verständnis ihrer Sprache enthalten ist: der Mann, unter dessen Einfluß die deutsche Schule ihren Zöglingen im muttersprachlichen Unterricht so lange Jahre hindurch Steine statt des Brotes zu kosten gegeben hat, hätte den Frankfurtern weder wissenschaftlich noch erzieherisch als das Ideal erscheinen dürfen, das sie offenbar in ihm gesehen haben. So klingt das im Lutherjahre 1817 mit schöner Begeisterung begonnene Unternehmen für uns heute Lebende mit dem Vorwort wie mit dem Inhalt des vierten Bandes der Abhandlungen in einer Art von schrillem Mißklang aus — es sind nicht in letzter Linie die sonderbar gelagerten örtlichen Verhältnisse des damaligen Frankfurt gewesen, die den bedauerlichen, aber lehrreichen Fehlschlag verschuldet haben: ein freierer Geist war auch in Frankfurt eingezogen, als im Jahre 1846 die Stadt im September die erste Germanistenversammlung in ihren Mauern begrüßte, und als auf der Philologenversammlung des Jahres 1861 ebendort die Schaffung einer selbständigen germanistischen Abteilung dieser Versammlung für die Zukunft beschlossen ward, der zu lebendiger Wirkung nicht berufenen Gründung der Frankfurter Gelehrten und Schulmänner vom Jahre 1817 aber ist ein knappes Jahrhundert später in der alten Kaiserstadt die Gründung eines das ganze Deutschland umfassenden Verbandes gefolgt, der die Kunde vom Deutschtum, ohne einseitige Beschränkung auf das Sprachliche, in Forschung und Lehre zu immer kräftigerer und freierer Entfaltung bringen soll. Auch so freudig zu begrüßendem Gegenwartserleben gegenüber soll jedoch der Versuch aus dem Jahre der dritten Jahrhundertfeier des Reformationsfestes nicht ganz der Vergessenheit anheimfallen — denn wenn ihre Wege auch nicht die richtigen waren, der Sache des Deutschtums haben auch Grotefend und seine Genossen mit warmer und ehrlicher Liebe zur Sache dienen wollen.[1])

---

1) Außer den im Text angeführten Schriften ist für die Geschichte des Frankfurtischen Gelehrtenvereins für deutsche Sprache noch heranzuziehen Otto Liermanns „Beitrag zur Geschichte des Gymnasiums und zur Frankfurter Gelehrtengeschichte" in der Festschrift zur Eröffnung des Goethe-Gymnasiums in Frankfurt a. M. (Frankfurt a. M. 1897, Gebr. Knauer), S. 19ff. und, zur Charakteristik Grotefends, Franz Bertrams Geschichte des Ratsgymnasiums zu Hannover (Hannover o. J., Fr. Gersbach), S. 331ff. Erwähnt sei noch, daß im dritten Bande der Vereinsabhandlungen auch eine ältere Arbeit Grotefends, die zum 70. Geburtstag seines Lehrers Heyne im Jahre 1799 verfaßte „Commentatio de Pasigraphia sive Scriptura universali", abgedruckt und dort von einem Anhang über „Deutsche Bezeichnung sprachlehrlicher Kunstausdrücke" begleitet ist.

Literaturberichte 1916.

Die Vorklassiker. Anakreontik und Hain. Klopstock und Lessing. Wieland und Herder. Sturm und Drang.

Von **Theodor Matthias** in Plauen i. V.

Den mancherlei Zusammenstellungen des Schmackhaften und Gesunden aus älteren Dichtern gesellt sich eine hübsche Auswahl von Klabund[1]) aus Andreas Gryphius aus Anlaß seines 300. Geburtstages.

Wenn wir heute mit geklärtem Auge auf die Grundlagen unseres klassischen geistigen Hochbaus zurückblicken, vergessen wir leicht immer noch wegen seiner überragenden Verwendung der französischen Sprache eines Meisters vor anderen: G. W. Leibniz. Nachdem aber schon Wundt[2]) gezeigt hatte, wie hinter dessen gesamten Bestrebungen Deutschland stand und die Rücksicht auf die deutschen Dinge entweder Ausgangspunkt oder ihre Förderung Endziel seines Denkens und Wirkens war, ist es daher doppelt dankenswert, daß uns P. Pietsch[3]) aus Anlaß der 200. Wiederkehr des Todestages Leibnizens (14. XI. 1916) in einem schmucken Heft die drei Schriftchen des Denkers darreicht, die diese grundsätzliche Stellungnahme desselben namentlich gegenüber der deutschen Sprache als der Trägerin deutschen Geistes erkennen und nachprüfen lassen. Dem mit rühmlich bekannter kritischer Umsicht und Peinlichkeit abgedruckten Text hat P. seinen Aufsatz „Leibniz und die deutsche Sprache" aus dem 29. u. 30. Wissenschaftl. Beiheft zur Zeitschrift des Allgem. Deutschen Sprachvereins (1907/08) vorausgeschickt und mit gleicher sachlicher Gediegenheit Bericht über die kritischen Grundlagen und einen Bogen erläuternde Anmerkungen beigegeben.

Während Klopstock in der Geschichte der deutschen Verskunst seit Sarans bedeutender Verslehre steigende Würdigung erfährt, verlangt Lenschau[4]), daß die Jugend mit dessen Werken verschont werde und ihr nicht „seine Verehrer, diese späten Totenrichter", ihre Ansicht aufdrängen wollen, wo die Zeit längst gerichtet habe; Proben, die der Lehrer in seine literaturkundliche Darstellung verwebe, genügten völlig, die Bekanntschaft mit ihm zu vermitteln. In Polack-Fricks Erläuterungswerk Aus deutscher Dichtung, Bd. V: Lyrische Dichtungen, haben sich die Neubearbeiter P. Polack und F. Unruh[5]) in den Abschnitten wie für Goethe so für Klopstock bedeutende Umgestaltungen und Umordnungen angelegen sein lassen, die einen Einblick in das Werden und Reifen der Dichter tun und erkennen lassen, wie sich deren Gedankenwelt unter den besonderen, durch die Dichterpersönlichkeiten gegebenen Verhältnissen entwickelt und gestaltet hat. — Mit Klopstocks Kreis, mit Matthias Claudius, Göttingen und Eutin setzt bekanntlich Heinrich Spieros[6]) Geschichte der deutschen Lyrik ein, deren 2. Aufl. auch manchem seit 1908 hervorgetretenen Dichter einen Platz gönnt.

Für Lessing ist mehr zu berichten. Lenschau[4]) hat mehr für ihn übrig und sucht im besonderen seiner Furcht- und Mitleidstheorie noch Gegenwartswert zu sichern, indem er sie auf ihren wirklichen Geltungsbereich, das bürgerliche Trauerspiel, eingeschränkt wissen

---

1) Das dunkle Schiff. Auserlesene Sonette, Gedd., Epigramme des Andreas Gryphius. Mit einem Nachwort von Klabund. München, Rolandverlag Alb. Mundt.

2) Wilh. Wundt, Die Nationen und ihre Philosophie. Ein Kapitel zum Weltkrieg. Leipzig 1916, Alfred Kröner Verlag. S. 69ff.

3) P. Pietsch, Zum Gedächtnis an den 14. Nov. 1916: Gottfr. Wilh. Leibniz. Abhandlung über die beste philosophische Ausdrucksweise; Ermanung an die Teutschen, ihren Verstand und Sprache besser zu üben; Unvorgreifliche Gedanken betreffend die Ausübung und Verbesserung der Teutschen Sprache. Herausg. u. erläutert. Berlin 1916, Verlag des Allgem. Deutschen Sprachvereins. IV u. 108 S. Geh. M. 1,—.

4) Thomas Lenschau, Deutschunterricht als Kulturkunde. Leipzig 1917, Quelle und Meyer. S. 58f.

5) Aus deutscher Dichtung. Erläuterungen zu Dichtungen u. Schriftwerken für Sch. u. H. Bd. V: Lyrische Dichtungen. 5. Aufl. von P. Polack u. F. Unruh. Leipzig u. Berlin 1915, B. G. Teubner. S. 221—375.

6) H. Spiero, Gesch. der deutschen Lyrik seit Claudius.[2] Leipzig u. Berlin 1915, B. G. Teubner (= Aus Natur und Geisteswelt Nr. 254).

will. Auch Aug. Brunner[7]) tritt, neben Philotas und Minna von Barnhelm, nur etwas vorsichtiger für Nathan als Klassen-, Emilia Galotti als Privatlektüre, wiederholt für „einiges aus der Dramaturgie und Laokoon" (mit Winckelmann neben diesem) ein. Jul. Petersen[8]) rechtfertigt eine neue Ausgabe der Dramaturgie gegenüber der Bestreitung ihres Gegenwartswertes damit, daß das in seiner produktiven Kritik unvergleichliche Werk die Grundlage aller Fragstellungen in der Dramaturgie des 19. Jahrhunderts gebildet habe und dies auch für das 20. bleiben werde. Eine beigegebene Abbildung stellt das alte hamburgische Schauspielhaus dar, das von 1765—1877 gestanden hat, und hinter dem Text folgen 90 Seiten gediegener Sacherklärungen und 45 Seiten wertvoller Namen- und Sachverzeichnisse. Ähnlich, nur mit Ausblick auf den deutschen Aufsatz, nimmt Marcus[9]) zu dem Werke Stellung. Schon weil „dieses literarische Lesebuch" für unsere Zeit und auf lange hinaus erhöhte Bedeutung gewinnen sollte, möchte er das immerhin vielfache Bleibende der Schrift in ihrer Behandlung und für den Aufsatz nutzbar gemacht sehen, namentlich in der Weise, daß andere den Schülern vertraute Dramen auf ihr Verhältnis zu Forderungen Lessings geprüft und damit die Schüler auf sachliche Kritik eingestellt würden.

Zum Laokoon weist G. Rosenthal[10]) auf einen gewissen gereizten Ton seines Verfassers gegen die Malerei hin und macht wahrscheinlich, daß sich Lessing damit gegen einen der Poesie abgünstigen übertreibenden Verherrlicher derselben wendet. Nach Art und Inhalt seiner Kollektaneen scheint dieser Wecker der ritterlich-sachlichen Abwehr, die die Frage ins Gleichgewicht setzt, als Person wie Typus des Augen- statt Geistmenschen genommen, Leonardo da Vinci gewesen zu sein, dessen Traktat von der Malerei Lessing nachweislich studiert hat.

Für den Nathan warnt Löwer[11]), an die Worte anknüpfend, die daraus auf das Berliner Lessingdenkmal gesetzt sind, mit Recht vor dem häufigen Irrtum, in den Worten „es eifre jeder seiner unbestochnen, von Vorurteilen freien Liebe nach" das dritte Fürwort rückbezüglich zu nehmen statt es auf Gott zu beziehen. Er begründet seine Forderung durch eine Parallele im Don Carlos III, 10, wie durch den Hinweis auf die Quelle der Lessingschen Auffassung von vollkommener Humanität als Divinität, die Bergpredigt. — Der Nathan ist auch, neben Don Carlos, der Ausgangspunkt für die gehaltvolle Antrittsvorlesung Rud. Ungers[12]) als Professor der deutschen Philologie in Basel gewesen, in der dieser in einem kurzen Überblick über die ältere Weltliteratur zu begründen sucht, warum dem deutschen Volke, diesem tiefsten Pfleger der Lyrik, Musik und spekulativen Philosophie, sein eigenartiges Drama, das Ideendrama, erst so spät entquillt. Von dem Ausgangspunkt im Nathan und dem vorläufigen Höhepunkt im Faust blickt er über Hebbels „kyklopisches" Lebenswerk vorwärts auf die wahrscheinlichen Linien seiner weiteren Entwicklung hinaus.

Für Wieland hat uns Hans Wahl[13]) die noch von Erich Schmidt geförderte Lösung einer vielverzweigten Aufgabe beschert, die für den Schriftsteller W. und sein Journal wie für die Entwicklung der deutschen Literatur und Geistesgeschichte überhaupt gleich wichtig und nötig war. Nach vorfühlenden Planungen eines Zeitschriftenunternehmens, die ihm das Leben eines freien Schriftstellers ermöglichen sollten, sehen wir den als Prinzenerzieher in Weimar eingezogenen und dieser Aufgabe bald wieder ledigen Mann 1773 den kühnen Schritt tun, über die moralischen Wochenschriften und die wesentlich literarisch-kritischen

7) Aug. Brunner, Lessing als Schullektüre. Bl. für bayer. Gymn.-W. LII, 121—125, und: Der deutsche Unterricht an den Gymnasien mit besonderer Rücksicht auf die Forderungen der Gegenwart. 1. Heft. Bamberg 1917, Buchners Verlag. S. 30.

8) Lessings Hamburgische Dramaturgie. Herausg. u. erl. von Jul. Petersen. Mit einer Abb. in Kunstdruck. Bongs Goldene Klassiker-Bibliothek.

9) Willy Marcus, Die Stellung d. hamb. Dram. im d. U. Zeitschr. f. d. d. Unt. XXX, 456-563.

10) G. Rosenthal, Lessing u. Leonardi da Vinci. N. J. XXXVIII, 418—425.

11) K. Löwer, Zu Lessings Ringparabel. Ebda XXXVII, 541 ff.

12) Rud. Unger, Von Nathan zu Faust. Zur Geschichte des deutschen Ideendramas. Basel 1916, Helbing u. Lichtenhahn.

13) Hans Wahl, Geschichte des Teutschen Merkur. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Journalismus im 18. Jahrh. Berlin 1914, Mayer u. Müller. (= Palaestra, Untersuchungen u. Texte zur englischen u. deutschen Philologie, herausg. von Brandl, Roethe u. E. Schmidt, CXXVII.)

Zeitschriften hinaus nach dem Muster des französischen Mercur de France eine hochgemeinte belletristische Zeitschrift zu schaffen, die dann auf mehreren Wellenbergen auch die Höhe gehalten hat. Der Gelehrte und Dichter zugleich, der er war, war hier die Kluft zwischen Gelehrsamkeit und Bildung zu überbrücken, dem Gelehrten mehr Geschmack, dem „Unstudierten" höhere und mannigfaltigere Interessen einzuimpfen bedacht, ehe er sie, als altersmüder Greis in der Osmannstädter Gutsidylle fast nur noch auf dem Titelblatt genannt und mit einem mäßigen Gewinnanteil abgefunden, im letzten Jahrzehnt von 1800—1810 unter Böttigers alleiniger Leitung zu einer gelehrten Zeitung für Fachleute an Hoch- und Mittelschulen, in Kabinetten und Museen ihrem Ende entgegensinken ließ. In den „Lehrjahren" von 1773 bis 1775, neben den wie alles grundstürzend Neue nicht eben geförderten Frankfurter Gelehrten Anzeigen mit den Grundsätzen der Stürmer und Dränger und ihren Dichtungen wesentlich poetisch-literarisch und überwiegend von Wieland selbst und den Jacobis gespeist, nimmt sie 1776 durch Goethes Eintritt in den Mitarbeiterkreis, der ihr auch die Klinger, Lenz, Herder, Heise zugesellt und namentlich den bis 1782 ziemlich getreuen Merck als überlegenen, zielsicheren Kritiker zuführt, einen mehr moralphilosophisch-ästhetischen Charakter an, bei dem sie 1776/77 in Prosa, Poesie und Kritik, 1778 mit zuweilen alleiniger Füllung durch den Oberon und 1782 durch die Mitarbeit Herders mit wachsend naturwissenschaftlichen und urkundlich-geschichtlichen Beiträgen ihre poetischen und populär-philosophischen Höhepunkte erreichte. Im nächsten Jahrsechst (1783—1789) mit den neuen Mitleitern Bertuch und dann Reichard und in vorübergehender Fühlung mit Schiller klingen öfter schon wirtschaftliche und soziale Fragen an, vor allem aber wird der Philosophie Kants nach dessen eigenem Urteil eine so verständnisvolle Vertretung wie sonst noch nirgends und ein Ausstrahlpunkt der Werbung gesichert, und bei mancherlei Kampf gegen Supranaturalismus wird gegenüber früherer Fernhaltung von aller Berührung der Bekenntnisgegensätze religiöse, besonders den Katholizismus betreffende Aufklärung beabsichtigt, bis die Pariser Umwälzung auch hier ihren ersten Widerhall findet. Das letzte Jahrzehnt wirklicher Mitarbeit Wielands, seit 1796 mit Böttiger zur Seite, die neunziger Jahre, lassen jenen erst zum Stegreifpublizisten und politischen Tagesschriftsteller werden, und wenn er auch, stets ein verbindlicher Mann der Mitte, früh und vollends seit 1792 die Unausgegorenheiten und Verirrungen der Revolution erkannte und verurteilte, so blieb er doch immer der politisch beteiligtste und bekenntnismutigste unserer Klassiker, noch 1799 mit den ihm vielverdachten, schon auf Friedrich Wilhelm III. abzielenden „Gesprächen unter vier Augen", ja noch als er sich aus dem literarischen Leben schon zurückzog, nachdem die Horen mit ihrem Einspruch gegen fragmentarische Zufalls-, Memoiren- und tabellarische Verstandesbildung auf ein höchstes Ziel zeitloser ästhetischer Erziehung hingewiesen und die Xenien und gleich darauf die erst im Merkur begasteten Romantiker im Athenäum über den Beschützer immer der Fadesten der — älteren Generation abgeurteilt hatten.

Das Neue in der mühevollen Arbeit sind übrigens weniger die dem wirklichen Kenner von Wielands Leben und Schaffen bekannten großen Linien seines journalistischen Bildes als vielmehr der reiche bunte Hintergrund, die Ordnung der tausend kleinen kritischen Beiträge, die Feststellung so mancher noch unbekannten Verfasser, die Nachweise der Bezieherzahlen und der Anführungen in der zeitgenössischen Unterhaltungs- und Briefliteratur. Denn erst dies gibt reiche Einblicke in das Werden der Anschauungen, so wenn schon hier die Impffrage erörtert oder Schleiermacher vorauseilend das Wesen des Religiösen in das Abhängigkeitsgefühl gesetzt wird, und erst so gewinnt die hohe Würdigung Wielands und seiner an der deutschen Lesewelt bildenden Erziehung zumal durch den Merkur, wie sie Goethe in der bekannten Logenrede ausgesprochen hat, auch für uns ihre volle Begründung und Veranschaulichung.

Von Wielands Gesammelten Schriften legen Homeyer und Bieler[14]) der I. Abt. IV. Bd.: Prosaische Jugendwerke, vor, gemäß der neueren Einrichtung ausschließlich 716 S. Text. Es sind hauptsächlich Auslassungen zu Bodmers biblischen Dichtungen wie zu seiner Milton-Übersetzung und Klopstocks Tod Adams, die gegen Gottsched gerichtete lange An-

14) Wielands Gesammelte Schriften. Herausg. von der deutschen Kommission der Königl. Preuß. Akademie der Wissenschaften. I. Abt.: Werke. IV. Bd.: Prosaische Jugendwerke. Herausg. von Fritz Homeyer u. Hugo Bieler. Berlin 1916, Weidmann.

kündigung einer Dunciade für die Deutschen und mancherlei moralisierende und pädagogische Aufsätze, besonders auf mehr als 400 Seiten Nachschriften seiner „Züricher Privatanweisung" durch seine Schüler aus dortigen Patrizierhäusern, vor allem über Moral und Geschichte der Gelehrsamkeit wie Rede- und Dichtkunst, Geschichte und Länderkunde sowie Religion. Wenn die ausgedehnte und vielseitige Beschlagenheit des jungen Lehrers schon den späteren archäologisch-philologischen Vielwisser und angehenden historisch-theologisch selbständigen Durchdenker von Fragen der Staatslehre und Weltanschauung verrät, so erscheint uns heute angesichts der lauten Zwiespältigkeit der Schweiz besonders bezeichnend mitteninne ein französischer Brief und die französische Abschlußrede. Wertvoll ist auch im Anhang (S. 657ff.) ein Klosterbergisches Schulheft mit Wieland sicher gehörenden oder vermutungsweise zugesprochenen Niederschriften. Es ist gleich aufschlußreich für den engen Zusammenhang der theologisch-räsonnierenden und eindringend philologischen Schulbildung mit Wielands späterem Schaffen wie für die Höhe damaliger lateinischer Schreibfertigkeit und die Übung eines damaligen Primaners im Übersetzen und Auslegen römischer Schulschriftsteller.

Aus den Vorträgen und Abhandlungen des Geschichtsforschers Alfred Stern[15]) ist sehr lehrreich der Vortrag „Wieland und die französische Revolution" und die Abhandlung „Mirabeau und Lavater". Diesem letztern hat aber vor allem der Münchner Privatdozent für die deutsche Literaturgeschichte Janentzky[16]) eine Untersuchung gewidmet, die eine bedeutsame Bereicherung der Lavaterliteratur heißen muß nicht nur wegen der gründlichen Ausnutzung alles gedruckten und urkundlichen Materials, darunter allein über 10 000 Briefe und über die Druckschriften hinaus ihrer vollständigeren Handschriften, sondern auch wegen der Berücksichtigung gerade der sonst oft vernachlässigten Seiten und Schriften des Züricher Jesuspredigers. Das Buch erinnert in doppelter Beziehung an Ungers großes Werk über Hamann. Führte dieses Hamanns Mitarbeit an der Vermittlung des Sturmes und Dranges bis an die Romantik vor, so sieht man hier auch Lavater in seinem Verwobensein in die geistige Gesamtbewegung vom Durchbruch des Sturmes und Dranges durch die glatten Flächen des Rationalismus bis zu seinen Zusammenstößen und Berührungen mit dem Kritizismus und Idealismus so gut Kants wie Fichtes und der Romantik überhaupt, und noch mehr fast als bei Unger werden die äußeren Linien der persönlichen Lebensschicksale als gegeben vorausgesetzt und alles Gewicht auf reiche Ausbreitung der religiösen und religionsphilosophischen Gedankenbewegung gelegt. Von der Dreiheit Mensch, Christ und Poet, deren Herausarbeitung seit dem Sturm und Drang in der geistigen Hochspannung der Romantik gipfelte, lebt von Lavater im allgemeinen Bewußtsein und oft selbst im Lichte der literarischen Forschung nur das Stück welterschlossenen, gewinnenden Menschenkindes, das die Bahnen unserer Klassiker, voran Goethes, Herders und Lessings kreuzte. Hier tritt namentlich der ganze religiöse Mensch und der Christ und Poet vor uns, der herzensfromme und unerschütterliche, doch nie bekenntnismäßig gebundene Christusgläubige, der zugleich die ihm alles bedeutende Bibel für gleichgestimmte Seelen „paraphrasiert" und doch, ganz Gefühlsmensch und überall die religiöse Tat zu fördern beflissen, bei argem Mangel an begrifflicher Schärfe so leidenschaftlich spekuliert, daß er in wechselnder Stimmung und Phantastik „immer Babeltürme träumt", deren Spitzen, ganz entgegengesetzt zu seinem immer einen positivistischen Untergrund des Christusglaubens, bis zur Als-ob-Philosophie unserer Tage und deren Pragmatismus wie Pluralismus und einem Gottesbegriff vorblitzen, der nur die Herausstellung menschlichen Sehnens und Glaubens in Außenwelt und andere Wirklichkeit ist. Die endlosen Ketten schillernder Fassungen, die in immer anderen und immer wieder ähnlichen und oft auch einmal ganz umgekehrten Schliffen, je wie Stimmung und Beziehung sie nahelegen, als Ausdruck für das eine große Lebensgefühl des Christus-, Menschen- und individuellsten Selbstanbeters aneinandergereiht sind, muß sich der Leser selbst durch die Hände gleiten lassen, wenn er den stark werbenden Gefühlsreichtum all der bekannten großen und so viel kleiner persönlicher und gelegentlicher Schriften, der hier ausgebreitet wird, überschauen will. Hier kann nur der Rahmen angedeutet werden, in den die nicht systematisch geordnete sondern im wesentlichen geschichtlich fortschreitende Übersicht gefaßt ist.

15) Alfred Stern, Reden, Vorträge und Abhandlungen. Stuttg. 1914, J. G. Cotta.

16) Christian Janentzky, J. C. Lavaters Sturm und Drang im Zusammenhange seines religiösen Bewußtseins. Halle 1916, Niemeyer.

Nach einem Überblick über Lavaters Frühzeit und die in ihr nachwirkenden Einflüsse der Züricher Literaten und Klopstocks, des Sensualisten Bonnet und des pantheistisch-individualistischen Leibniz, der Mystik und anderer Mächte, werden die „Aussichten in die Ewigkeit" nach Inhalt und Quellen gewürdigt und dann gezeigt, wie er durch sie neben Herder und Goethe tritt als der religiöseste Genosse der geistig erhöhtes, der Gottheit volles Menschentum atmenden neuen Generation. Wir lernen die Physiognomischen Fragmente in ihrer ganzen, weit über die Anregung zu sorgfältiger Beobachtung kennzeichnender Ausdrucksformen hinausreichenden Tiefe verstehen als eine Rechtfertigung alles und jedes individuellsten Lebensgefühls und Lebensgehalts wie als Versuch, durch all diese vielseitigen Offenbarungen doch nur den einen, großen Offenbarer Gottes, das große, Gott vermenschlichende und Gott vermittelnde individuellste Genie, Christus, durchleuchten zu lassen. Wir verstehen, wie der gleichzeitig die Bibel populär paraphrasierende Verfasser die Physiognomik mit seinen durchweg subjektiven Deutungen von dem so viel breiter, objektiv-geschichtlich wertenden Herder abrücken muß, wie nach dem 6. Kapitel die Predigt des „Pontius Pilatus" von der Einzigkeit und ausschließlichen Wahrheit des Christentums und das darauf gegründete Drängen zur Entscheidung zwischen Christ oder Atheist den alles zu verstehen beflissenen, Gott im All suchenden Goethe mit ihm zu brechen zwingen mußte. Dafür tritt neben Lavater der Empfindungsphilosoph Jacobi, und unter dessen Einfluß wie der Nachwirkung von Herders Schrift „Vom Erkennen und Empfinden" wird der ehemalige Positivist Lavater in kleineren Schriften wie Noli me nolle, Herzenserleichterung und Drei Gesprächen über Wahrheit und Irrtum mit seinem Ich so sehr abhängig von dem Du, allem außer ihm bis hinauf zu Gott, und zwar nicht derselbe, aber doch ein ähnlicher Relativist wie Jacobi. Als solchem geht ihm alle Tugend auf Wohl- und Übelwollen, auf bloße Empfindungen oder innere Seinsarten zurück, die Begriffe der Sittlichkeit wie Religion bleiben nichts abstrakt Wirkliches mehr, und er kann sagen: mit jedem Fortschritt unserer Natur, mit jeder Vergeistigung unseres Wesens ändert sich die Vorstellung von Gott und Geist; Gott ist eine relative Größe. Die Begriffe von ihm können subjektiv und individuell wahr sein, universell nicht, und der ehemalige Vertreter der einzigen wahren Christusreligion gibt die Möglichkeit verschiedener wahrer Religionen zu und will seinen „christlichen Religionsunterricht" „nach der menschlichen Vorstellungsart Gottes", dem allen Philosophen so anstößigen Anthropomorphismus ändern. Das 8., Magie überschriebene Kapitel zeigt L. auf Grund kleiner, zum Teil nur unter Vertrauten ausgegebener Schriften voll Gedanken, wie sie nachher bei Novalis mit dem magischen Idealismus hervortreten; und der magischen Kraft des Glaubens und Erkennens wird Weltdeutung und Gottsetzung gleich möglich: „die Kraft des Menschen, sich die Geisterwelt so existent zu machen wie die Körperwelt", heißt hier jetzt Magie und Religion zugleich. In ihrem Licht wird der persönliche Gott nur ein relativer, neben dem ein nie ganz vorstellbarer besteht, „das Innere der vorausgesetzten geistigen Ursache, die wir Gott nennen". „Ob dies Eine außer ihm existiere oder des Menschen eigenes magisches Werk sei", heißt jetzt vollständig gleich, wenn der Glaube ihm den vollen Wert der vollständigen Objektivität und alle Determinationskraft eines Höheren, Mächtigeren, Allgenügsamen geben kann, sowie es im Effekt und dem inneren Sinn nach völlig gleich für uns sei, ob alle Objekte, die wir sinnlich wahrnehmen, reell außer uns existieren oder nur konstante, solide Ideale in uns selbst sind. Natürlich ist es dann auch gleichgültig, ob die biblischen Gotteszeugen das Bezeugte nur nach magischen Regeln in sich selbst hervorgebracht oder wirklich etwas Reelles bezeugt haben. So ist L. von einem rezeptiven Glauben zu einem ganz spontanen gekommen, und er meint, in natürlicher Weise, durch die Magie des Glaubens und Gebetes, alles zu können und doch sagen zu dürfen, er glaube kein Wunder. So deutet er auch die Dreieinigkeit rein idealistisch um und erscheint gleich gerichtet mit Sozinianern, mit Poiret, Jakob Böhme und den Mystikern. Das 9. Kapitel begleitet L. auf der Reise nach Skandinavien, wo ihn nicht am wenigsten der gleich ihm für Mesmer gewonnene Steffens anzog und er trotz aller Begeisterung über seine Predigten doch eine Enttäuschung erfuhr, und durch Weimar und Jena, wo er dem ihm durch den gemeinsamen Freund J. H. Müller immer etwas näher gebliebenen Herder, trotzdem er ihn schlimmer Zwiespältigkeit zwischen Amt und Schriftstellerei zieh, doch „bewundernd die Hand drückte" und durch Reinhold auch ein Verhältnis zum Kantianismus zu gewinnen suchte. Auch

läßt eine Beleuchtung seiner Stellung zum Katholizismus deutlicher erkennen, daß er, der sagen konnte, er sei kein Protestant, sondern Christ, gleich gar nichts mit den „Zeremoniensklaven“ des Katholizismus gemein haben wollte, so warm er manche Seiten und Leistungen desselben anerkannt hat, wie er denn auch Stolbergs Bekehrungsbrief zugleich ein Monument frommer Redlichkeit und menschlicher Schwäche nennt. Ein durch die vorausgehenden Ausführungen wohlvorbereitetes Schlußwort macht in großen Zügen den Versuch, für die mancherlei Wandlungen des merkwürdigen Dualisten und starken Individualisten und die gleich widerspruchsvollen Urteile über ihn wie für die von ihm ausgegangenen mannigfachen Wirkungen doch eine einheitliche Erklärung zu finden in der starken Grundanlage, dem durchaus gefühlsbestimmten pluralistischen Wesen des gewiß nicht schlechthin großen, aber doch außerordentlichen Mannes.

Dem Journalisten Schubart widmet Metis[17]) eine Würdigung. Er zeigt die Anlage dieses wirbelnden Temperaments für die Tagesschriftstellerei und kennzeichnet Schicksal, Inhalt und Geist der von Schubart herausgegebenen „Chronik“, gleich Schairer mit Recht betonend, daß der Unterschied zwischen deren vor- und nachaspergischer Zeit nicht größer ist, als wie es die zehn Jahre Abstand bedingen.

Endlich die Veröffentlichungen über die für unsere Klassiker bedeutsam gewesenen Ausländer. Von Thomas Hobbes' lateinischem Hauptwerk bietet Frischeisen-Köhler[18]) die erste deutsche Übersetzung dar. Trotz Verzichtes auf eine ausgedehnte Wiedergabe aller eingehenden mathematischen und physikalischen Ausführungen ist das Werk, wie gedacht, so auch wohl geeignet als Grundlage philosophischer Studien; jetzt bei der Notwendigkeit, das Wesen des Engländertums wirklich kennen zu lernen, wird es auch über die Kreise der Fachleute in Literatur und Philosophie willkommen sein. Voran geht der Übersetzung eine Darstellung von Hobbes' Leben und Werken, als Anhang sind beigegeben seine Einwendungen gegen Descartes' Meditationen sowie dessen Erwiderungen. — Christian Friedr. Weiser[19]) mit einem Werke über Shaftesburys Beziehungen zum deutschen Geistesleben geht erfreulicherweise nicht mehr in den Spuren, die uns an die bessere Fremde weisen, sondern zielt im Gegenteil geradezu auf den Nachweis ab, Sh.s großer Einfluß auf die deutsche Philosophie, besonders aber auf unsere Dichtung im 18. Jahrhundert komme daher, daß sein Bestes gerade das auch von den tiefsten Deutschen erstrebte Ziel gewesen sei: die innerliche Verbindung antiken und romanischen Formensinnes mit germanischer Innerlichkeit und Wahrhaftigkeit. Dementsprechend muß er am Schluß des einleitenden Lebensbildes denn auch feststellen, wie enttäuscht und erschüttert schon Sh. an dem Wendepunkte von kirchlich außengesetzmäßiger Gebundenheit zur wissenschaftlich selbstbestimmten freiheitlichen Denkweise der Neuzeit, den seine Zeit darstellt, die Entwicklung der von Sh. nichts mehr wissen wollenden Engländer zu ihrer heutigen ausschließlichen Nützlichkeitsanbetung vorausgesagt hat. Die nicht systematische, sondern nach Sachgruppen geordnete Darstellung der Gedanken Sh.s ist zwar von viel geistreichen Betrachtungen umrankt, oft fast überwuchert, ein langer ausholender Rückblick aber zeitigt auch so wertvolle Erkenntnisse wie die, daß unser spekulativer Idealismus seine besten Wurzeln nicht in Plato hat, sondern in Plotin. — Von Rousseaus Bekenntnissen reichen K. Wolter und H. Bretschneider[20]) die erste vollständige und sachgetreue deutsche Übersetzung dar. Dem Texte, unter dem Fußnoten alle nicht gleich auf der Hand liegenden Anspielungen erklären, geht eine dem Stande der Forschung entsprechende Würdigung von R.s Leben und Werken voran; außerdem ist ein wenig bekanntes Bildnis R.s von Menzel und die Nachbildung eines im genauen Wortlaut überhaupt noch nicht veröffentlichten Briefes R.s an Friedrich d. Gr. beigefügt.

---

17) Ed. Metis, Chr. Friedr. Dan. Schubart als Journalist. N. J. XXXVII, 609 bis 612.

18) Thomas Hobbes, Grundzüge der Philosophie. 1. T.: Lehre vom Körper. In Auswahl übersetzt u. herausg. von Max Frischeisen-Köhler. Leipzig 1915, Felix Meiner.

19) Christian Friedr. Weiser, Shaftesbury und das deutsche Geistesleben. Leipzig u. Berlin 1916, B. G. Teubner.

20) Rousseaus Bekenntnisse. Nach der Übersetzung von Levin Schücking neubearbeitet u. herausg. von Konr. Wolter u. Hans Bretschneider. 2 Teile. Leipzig u. Wien 1916, Bibliogr. Institut.

Von den Freiheitskriegen zum jungen Deutschland.

Von **Werner Deetjen** in Weimar.

Der Weltkrieg hat die Erinnerung an die Erhebung des deutschen Volkes im Jahre 1813 aufs neue belebt, und mit besonderer Verehrung wird — besonders in den Schulen — wieder Theodor Körners gedacht. Die Lektüre von „Leier und Schwert" kann mit Fug und Recht gerade jetzt warm empfohlen werden, nicht so die des Zriny-Dramas, aus dem uns zwar dieselbe vaterländische Begeisterung entgegenloht, das aber zumal in der Charakteristik viele künstlerische Mängel aufweist. So wird man dem Versuch, durch neue Erläuterungen[1]) den „Zriny" für Unterrichtszwecke mundgerecht zu machen, an sich mit geteilten Gefühlen gegenüberstehen. Es gereicht Schmitz-Mancy, dessen Leistung als Kommentator volle Anerkennung verdient, zur Ehre, diese Schwächen nicht verhehlt zu haben, aber diese sind zu bedenklich, als daß sie durch das vaterländische Empfinden wettgemacht werden könnten. Die Berechtigung von Julius Sahrs angeführtem Wort, es gelte in der gegenwärtigen schweren Zeit die Jugend in erster Linie zu ganzen Menschen und opfermutigen Staatsbürgern zu erziehen, wird jeder gern bestätigen; demgegenüber sei aber auch auf die Gefahr hingewiesen, die entstehen kann, wenn wir uns lediglich auf die Kriegslage einstellen und die so wichtige ästhetische Bildung vernachlässigen.

Ein verschollenes Gedicht Arndts, das der Dichter für ein Kriegerfest in Jena (19. Juni 1842) bestimmt hatte, konnte ich der Vergessenheit entziehen[2]), ebenso ein ungedrucktes geistliches Lied Schenkendorfs aus seiner letzten Lebenszeit.[3]) Auch vermochte ich zwei Hochzeitsgedichte Rückerts und Schenkendorfs aus dem Jahre 1816 nach den Handschriften in ihrer ersten Fassung mitzuteilen sowie einiges zu ihrer Kommentierung beizusteuern[4]), und schließlich veröffentlichte ich einige bibliographische Beiträge zur Literatur der Freiheitskriege.[5])

Einem anderen vaterländischen Sänger dieser Jahre, der freilich sein Bestes erst in der Restaurationszeit gab, hat man ein Ehrendenkmal errichtet, zu dem jetzt der Schlußstein gefügt worden ist: Von Uhlands Briefwechsel[6]) ist der letzte Band erschienen; der greise Herausgeber, der dem Dichter einst nahegestanden, hat sein verdienstliches Werk noch vor seinem Tode vollendet. Der wieder durch mehrere, teilweise zum erstenmal veröffentlichte Bildnisse geschmückte Band umfaßt die Jahre 1851—1862 und zeigt Uhland auf der Höhe seines Ruhms: Eine Auflage nach der anderen muß von seinen Gedichten erscheinen, und seine Volkstümlichkeit verrät sich auch in den zahlreichen Briefen, in denen Fremde, meist Dichter, oder solche, die es werden wollen, des Vielbeschäftigten Rat und Hilfe erheischen. Immer wieder soll er, dem das ästhetische Richteramt so wenig anstand, Manuskripte lesen, beurteilen, mit einem Vorwort versehen, ja in vielen Fällen dem Autor sogar einen Verleger vermitteln. Uhlands Erwiderungen — er ließ kein noch so dreistes Schreiben unbeantwortet, wenn auch manchmal längere Zeit darüber verging — sind bezeichnend für seine Gewissenhaftigkeit wie für seine nie ermüdende Güte und Geduld. So ist der Schlußband ein sprechendes Zeugnis für seinen menschlichen Wert. Manches Wort, das er jungen Poeten mit auf den Weg gibt, hat allgemeine Bedeutung.

Während von Immermanns Briefen noch eine Gesamtausgabe fehlt, mehren sich ständig die Ausgaben seines Hauptwerkes, des „Münchhausen", gegenüber der jahrzehntelangen alleinigen Beachtung des „Oberhofs" eine erfreuliche Erscheinung. Allerdings bedeutet die neueste Edition[7]) des köstlichen humoristischen Romans keinen Gewinn.

1) Erläuterungen zu Körners „Zriny". Von Prof. Dr. Schmitz-Mancy. (= Schöninghs Erläuterungsschriften. 25. Heft.) Paderborn, Ferdinand Schöningh. M. 0,60.

2) Tägliche Rundschau Nr. 128. (2. Juni 1916.)

3) Zeitschrift für Bücherfreunde S. 211—212. 4) Niedersachsen S. 28.

5) Zeitschrift für Bücherfreunde S. 111—112.

6) Uhlands Briefwechsel. Herausg. von Julius Hartmann. Vierter Teil. Mit 9 Vollbildern. (Veröffentlichungen des Schwäbischen Schillervereins. Im Auftrag des Vorstands herausg. von Otto Güntter. Siebenter Band.) Stuttgart u. Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. Leinenband M. 7,50.

7) Karl Immermanns Münchhausen. Eine Geschichte in Arabesken. Mit Immermanns Bildnis und Lebensabriß, einer Schriftprobe, Einleitung und Anmerkungen herausg. von Karl Siegen. Leipzig, Hesse u. Becker.

Siegens Lebensabriß des Dichters, eilig zusammengeschrieben, ist in den Tatsachen zwar ungefähr richtig, verrät aber kein Bemühen, in den Kern von Immermanns Wesen einzudringen, und ist in der Beurteilung oft geradezu platt. Die Einleitung und die nicht ausreichenden Anmerkungen zum „Münchhausen" bieten nichts Neues.

Dagegen hat Harry Maync im Berichtsjahr mehrere wertvolle Beiträge veröffentlicht, die unser Verständnis des widerspruchsvollen Dichters, dessen Sein und Wirken nicht ohne weiteres auf eine Formel gebracht werden kann, zu fördern geeignet sind. Der Aufsatz über Immermanns Studenten- und Soldatenjahre[8]) bereichert uns nicht durch neues Tatsachenmaterial (das vorhandene wird von M. gut beherrscht), sondern durch das Herausarbeiten des Mannes und Dichters aus den ihn umgebenden Verhältnissen und der Zeit, wozu der kenntnisreiche Verfasser weite Kreise zieht, und die sichere Beurteilung des Wesentlichen. Die Arbeit ist eine ebenso erfreuliche Probe aus der Biographie Immermanns, die uns M. in Jahresfrist zu geben gedenkt, wie seine Charakteristik der Gräfin Ahlefeldt[9]), die in dem Leben des Dichters eine so bedeutende Rolle gespielt hat. Wenn wir Lützows Gattin auch in erster Linie für das schiefe Verhältnis, und was aus ihm hervorging, verantwortlich machen müssen, so war doch auch Immermann, wie ich an anderer Stelle, Einzelheiten ergänzend und berichtigend, nachwies[10]), hier nicht ohne Schuld, und die Scheidung des Lützowschen Paares hat sich nicht ohne Tragik vollzogen. — Neben diesen biographischen Kapiteln übergab M. noch ein drittes der Öffentlichkeit, in dem er die Anfänge Immermanns auf dem Gebiete kritisch beleuchtet, auf dem später des Dichters reifste Schöpfungen erwuchsen.[11]) Als Grundbestandteile des Romans „Die Papierfenster eines Eremiten" sowie der Novellen „Der neue Pygmalion" und „Der Carneval und die Somnambule" erkennt M. die „psychologische Behandlung rein menschlicher Probleme", die „satirische Zeitdarstellung" und das „humoristische Rankenwerk", deren Verschmelzung er auch für die weit höher stehenden Romane „Die Epigonen" und „Münchhausen" mit Recht als charakteristisch bezeichnet.

Was Immermann mit der Gegenwart verbindet, ist der auch von Maync (s. o., Deutsche Rundschau S. 246) betonte Fichtesche Zug seines Geistes, die heiße Vaterlandsliebe, die aus seinem Hofer-Drama zu uns spricht. Diese Dichtung trotz ihrer Schwächen für die moderne Bühne wiederzubeleben[12]), ist ein glückliches Beginnen. Der Redakteur der Magdeburgischen Zeitung Feldhaus hat die 1828 unter dem Titel „Das Trauerspiel in Tyrol" erschienene erste Fassung mit Immermanns späterer Bearbeitung zu vereinigen gesucht; sein Unternehmen scheint, wie der Erfolg der Magdeburger Aufführung lehrt, geglückt, das Ganze ist — auch durch manche Kürzungen — bühnenwirksamer geworden, ohne daß der Bearbeiter den Absichten des Dichters zu nahe getreten wäre; nur gegen die willkürliche Versifizierung einer Prosaszene und die Verlegung der letzten Auftritte nach dem Berge Isel muß Verwahrung eingelegt werden. Feldhaus lehnt sich in Einzelheiten an die Bearbeitung Paul Lindaus an; andere Fingerzeige hätte ihm die für Stuttgart unternommene Bearbeitung August Lewalds[13]) geben können, der z. B. nicht wie Feldhaus auf die Wiener Prosaszene zwischen Kanzler und Legationsrat verzichtet. In dieser Hinsicht hat sich der neue Bearbeiter zu sehr von dem Streben nach äußerer Bühnenwirksamkeit verleiten lassen — oder sollten unkünstlerische Motive mitgewirkt haben? —; stehen begabte Schauspieler zur Verfügung, so kann gerade diese Szene einen tiefen Eindruck hinterlassen.

8) Karl Immermann als Student und Befreiungskrieger. (Hundertjahr-Erinnerungen.) Von Harry Maync. Deutsche Rundschau, August 1916, S. 242—261.

9) Gräfin Elise von Ahlefeldt im Leben Lützows und Immermanns. Von Harry Maync. Intern Monatsschr. f. Wissensch, Kunst u. Technik. 11. Jahrg., Sp. 102—127, 229—254.

10) Deutsche Literaturzeitung 1917, Sp. 601—606.

11) Die Anfänge des Erzählers Immermann. Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Literatur, 1916. Bd. XXXVII, S. 654—665.

12) Andreas Hofer, der Sandwirt von Passeyer. Ein Trauerspiel in vier Aufzügen von Karl Immermann. Neue Bühnenbearbeitung von Erich Feldhaus. Den Bühnen gegenüber Manuskript. Aufführungsrecht durch die Vertriebsstelle deutscher Bühnenschriftsteller in Berlin W 30. Selbstverlag des Verfassers: Magdeburg, Bahnhofstr. 17.

13) Das Manuskript, das ich einst aus dem Nachlaß Joseph Kürschners erwarb, übergab ich vor kurzem dem Goethe- und Schiller-Archiv.

Die Dichterin, mit der Immermann unbewußt in der Charakteristik der Roten Erde und ihrer Bewohner wetteifert, ist der Gegenstand der Betrachtung in sieben Aufsätzen, die vorher einzeln im „Hochland", „Aar" und in der „Kölnischen Volkszeitung" erschienen sind und nun gesammelt in Buchform vorliegen.[14]) Der Verfasser verfügt über eine gute Kenntnis der Drosteschen Dichtungen und des Lebensganges der großen Westfälin. Als Kommentator versucht er sich mit Glück an einer Stelle des manche Dunkelheiten enthaltenden Versepos „Der spiritus familiaris des Roßtäuschers" und bei der Mitteilung eines unbekannten Albumblattes für Amalie v. Heereman, auch der Beitrag über „Annette als Sammlerin" ist uns willkommen, da dieses Gebiet ihrer Wirksamkeit bisher nie durch Zusammenfassung des vorhandenen Materials genügend beleuchtet wurde. Ebenso hat Kraß mit Recht das innige Verhältnis, in dem die Dichterin zu ihrer alten Amme stand, einer besonderen Darstellung für wert geachtet. Die Beiträge über Annettes „Naturpoesie", über die „poetischen Bilder aus der Natur im Geistlichen Jahr" und über das „Naturgetreue" in ihren Dichtungen bieten nicht eigentlich Neues und verfolgen vor allem den Zweck, Abseitsstehende in Annettes Reich zu führen, den Kreis ihrer Verehrer zu erweitern, was dem Verfasser — wenigstens mit den beiden ersten Arbeiten — auch vollauf gelingt. Hervorgehoben sei, daß Kraß im Gegensatz zu Landois die Berechtigung des Titels Naturforscherin für Annette ablehnt und auch den schiefen Vergleich mit Goethe, dem die Droste an Naturkenntnis ebenbürtig sei, zurückweist.

Während Annettes dichterisches Schaffen im deutschen Unterricht der höheren Lehranstalten seit Jahren immer mehr Raum gewinnt, ist man ihrem Zeitgenossen Heine gegenüber in Pädagogenkreisen sehr zurückhaltend. Um so freudiger müßte der Versuch, eine Auswahl der besten Gedichte Heines in einer Schulausgabe zu bieten, begrüßt werden; freilich wird das neue Bändchen der Schöninghschen Sammlung[15]) schwerlich allgemeinen Beifall finden. Mit der Auswahl kann man (ausgenommen die zu geringe Berücksichtigung des „Romanzero") im ganzen einverstanden sein, dagegen erregen die Mängel der Einleitung und die dürftigen Anmerkungen den Wunsch, es möge diesem Versuch bald ein zweiter gelungenerer folgen.

Mitteilungen.

Zur Erweiterung des deutschen Unterrichts. E. Bergmann (Gedanken und Vorschläge zur Neugestaltung der Dreifächergruppe am humanistischen Gymnasium. D. Philologenblatt 1917. Nr. 35. S. 571) ist in vielem anderer Meinung als die Germanisten, stimmt ihnen aber darin zu, „daß zu einer ruhigen und eindringenden Gestaltung des deutschen Unterrichts die vorhandene Zeit nicht ausreicht"; er fordert für Deutsch 36 Stunden.

Hans Merian-Genast (Humanisten und Germanisten. Ein Rückblick. Vierteljahrsschrift f. philosophische Pädagogik. 1. Jahrg. 1. Heft. S. 43ff.) wendet sich gegen die, welche meinen, erst müßte man geeignete Lehrer finden, ehe man den deutschen Unterricht erweitern könne. Genau dieselbe Sorge habe mit mehr Recht bestanden, als es galt, Schiller und Goethe einen festen Platz im höheren Unterricht zu erringen. Und schließlich sei auch damals schon der Nutzen größer gewesen als der Schade.

J. [illegible]. Sprengel: Die Erneuerung der höheren Schule aus deutschem Geiste (Sonderdruck aus Deutschlands Erneuerung. 1. Jahrg. 1917. Heft 5. August. Abzüge des umfassenden Aufsatzes zu Werbezwecken kostenlos von der Geschäftsstelle des Deutschen Germanistenverbandes, Frankfurt a. M.-Süd, [illegible]artenstr. 59, gegen Einsendung einer 3 Pf.-Marke).

Emil Fricke, Homer oder die Nibelungen (Deutsche Erziehung. 7. Heft. Union Deutsche Verlagsgesellschaft Berlin. [G]eh. M. 0,70), legt dar, daß nur das deutsche Volkstum als Grundlage der neuen Schule zu nehmen sei.

Neuauflagen. Drei Lutherbücher können erneut ins Land gehen: Buchwalds Lebensbild, das ein rechtes Hausbuch geworden ist und vielen unserer Schüler unter den

14) Bilder aus Annette v. Drostes Leben und Dichtung. Von Dr. M. Kraß, Königl. Schulrat in Münster i. W. Münster (Westf.), F. Coppenrath. Brosch. M. 1,10; geb. M. 1,50.

15) Auswahl aus Heines Gedichten. Mit Einleitung und kurzen Anmerkungen von M. Breme. (= Schöninghs Textausgaben alter und neuer Schriftsteller.) Paderborn, Schöningh. Geb. M. 0,40.

Weihnachtsbaum gelegt werden sollte, Köhlers feine Darstellung, auf die wir erst neulich (S. 532) hingewiesen haben, und Boehmers kritisches Werk, das kein Lehrer unbeachtet lassen sollte, der irgend einmal über Luther zu sprechen hat. (Georg Buchwald, Doktor M. Luther, ein Lebensbild für das deutsche Haus. 3. völlig umgearbeitete Aufl. Leipzig, B. G. Teubner. Geb. M. 10,—. W. Köhler, Martin Luther und die deutsche Reformation. 2. verbesserte Aufl. B. G. Teubner. Geb. M. 1,50. — H. Boehmer, Luther im Lichte der neueren Forschung. 4. verm. u. umgearbeitete Auflage. B. G. Teubner. Geh. M. 3,—, geb. M. 3,50.)

Br. Bardos schöne Deutsche Gebete (s. S. 336) konnten bereits in 3. erweiterter Auflage erscheinen. Freiburg 1917, Herder. Kart. M. 1,70, geb. M. 2,50.

Der sehr rührige Verlag von Felix Meiner in Leipzig gibt jetzt Feldausgaben der „Philosophischen Bibliothek" heraus, die vielen unserer Freunde im Felde Freude machen, aber über den Krieg hinaus auch unseren Schülern und dem Unterricht nützen werden. Die billigen Heftchen werden sich gut gemeinsamer Betrachtung zugrunde legen lassen. Heft 1: Schiller, Über Anmut und Würde; Heft 2: Herder, Ideen zur Philosophie der Menschheit; Heft 3: W. v. Humboldt, Über die Aufgabe des Geschichtschreibers, Betrachtungen über die bewegenden Ursachen der Weltgeschichte, Latium und Hellas; Heft 5: Lessing, Ernst und Falk, Die Erziehung des Menschengeschlechts (je M. 1,—); Heft 4: Kant, Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht. (M. —,50.)

Wie ein Buch entsteht von Arthur W. Unger. 4. Aufl. ANuG. Bd. 175. Teubner. Geb. M. 1,50. Das Büchlein ist unentbehrlich für jeden, der selbst schreibt, sollte aber auch von recht vielen anderen gelesen werden als eine treffliche Einführung in eine Arbeit, deren Ergebnisse wir täglich benutzen. Das Wesentlichste daraus müßte jeder Gebildete wissen.

Das Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht bringt in diesem Semester an Vorlesungen zum deutschen Unterricht: Geheimrat Roethe: Einführung in die Dichtung Walters von der Vogelweide. Direktor Dr. Ludwig: Einführung in die Lektüre der Dramen Schillers. Dr. Brach: Stimmbildung und Stimmpflege im Dienste der Schule.

Zur Begründung einer deutschen Volkshochschule ruft Bruno Tanzmann auf. (Denkschrift. Verlag der Wanderschriften-Zentrale, Gartenstadt Hellerau bei Dresden. M. 3,—.) Was dieses Wunschbild einer deutschen Volkshochschule für uns sehr reizvoll macht, ist die entschiedene Gründung auf das deutsche Kulturgut. Wie Grundvig seine berühmte dänische Volkshochschule auf die alten Sagen und die Geschichte aufbaute, so will Tanzmann seinem ganzen Plan die Denkmäler des Deutschtums, im weiteren der germanischen Rasse zugrunde legen. Die Durchführung des Planes ist freilich nicht glücklich, besonders geht der Verfasser irre, sobald er das rein Praktische verläßt und seinem Plane ein philosophisches Mäntelchen umzuhängen versucht. So bedarf noch vieles der Klärung, besonders die Stellung zur Religion, denn die Anlehnung der Volkshochschulen an einen Bund, „der das ganze Leben religiös ausschließlich wieder auf die Heimat gründen will", und das Christentum entschieden verwirft, scheint uns bedenklich. Trotzdem wäre zu wünschen, daß wenigstens einiges von dem großen Plane sich bald durchsetzte, besonders weil hier unbekümmert um bisherige Voraussetzungen und um Berechtigungen die Erziehung als solche in den Mittelpunkt gestellt wird.

Karl Muthesius, Die Einheit des deutschen Lehrerstandes (Deutsche Erziehung, 6. Heft. Berlin, Union Deutsche Verlagsgesellschaft. Geh. M. 0,90) kündigt für die Zukunft im neuen Lehrerseminar eine vierte höhere Schule an, die den Bildungsgehalt des eigenen Volkes in den Mittelpunkt stellen soll. Da die Vorbildung der Volksschullehrer immer wissenschaftlicher, die der Oberlehrer immer pädagogischer wird, so sieht Muthesius die Zeit für eine stärkere Zusammenarbeit beider Lehrerschaften gekommen. Gerade auf dem Gebiet unserer Zeitschrift hat sich diese Zusammenarbeit ja schon längst bewährt, und es ist unsere Freude, daß sie Lehrer von Volks-, höheren und Hochschulen zu gemeinsamer Arbeit vereint.

Für die Leitung verantwortlich: Dr. **Walther Hofstaetter,** Dresden 21, Elbstr. 1.

Zeitschrift für den deutschen Unterricht

Begründet durch Rudolf Hildebrand und Otto Lyon

Unter Mitwirkung von Prof. Dr. Fr. Panzer herausgegeben von Dr. Walther Hofstaetter

31. Jahrgang. Inhalt: 12. Heft · Dez.

Seite

Die Stilprinzipien des germanischen Dramas. Von Prof. Dr. Richard Müller-Freienfels z. Zt. im Heeresdienst in Konstanz 593

Vom freien Sprechen. Von Oberlehrer Dr. Theodor Valentiner in Bremen 602

Der mittelhochdeutsche Unterricht im sächsischen Lehrerseminar. Von Oberlehrer Dr. Paul Vogel in Zwickau i. Sa. 610

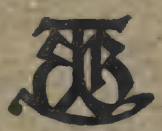
Der frankfurtische Gelehrtenverein für deutsche Sprache vom Jahre 1817. Von Stadtrat Dr. Julius Ziehen, Professor an der Universität zu Frankfurt a. M. 618

Literaturberichte 1916. Die Vorklassiker. Anakreontik und Hain. Klopstock und Lessing. Wieland und Herder. Sturm und Drang. Von Oberstudienrat Dr. Theodor Matthias, Rektor des Realgymnasiums in Plauen i. V. 623

Von den Freiheitskriegen zum jungen Deutschland. Von Prof. Dr. Werner Deetjen, Direktor der Großherzogl. Bibliothek in Weimar 629

Mitteilungen des Herausgebers 631

Inhaltsübersicht.

Verlag B. G. Teubner  Leipzig und Berlin

Ausgegeben am 13. Dezember 1917



Der Jahrgang der Zeitschrift für den deutschen Unterricht kostet 12 Mark.

Neben-Bezug nur 5 Mark: Nur für den persönlichen Gebrauch der Fachlehrer und -lehrerinnen an Anstalten, die bereits ein Stammstück zum Preise von 12 Mark beziehen.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen.

Alle Beiträge sind nur nach vorheriger Anfrage zu senden an den Herausgeber,

Dr. Walther Hofstaetter, Dresden 21, Elbstr. 1.

Unverlangt eingeschickte Arbeiten werden nur zurückgesandt, wenn Rückporto beigefügt ist.

Die Herren Verfasser erhalten von größeren Aufsätzen 20 Sonderabdrucke in besonderem Umschlag, von den übrigen Beiträgen 5 Druckstücke des betreffenden Bogens.

Bekanntmachung.

Die **Zwischenscheine** für die 5% **Schuldverschreibungen der VI. Kriegsanleihe** können vom

26. November d. Js. ab

in die endgültigen Stücke mit Zinsscheinen umgetauscht werden.

Der Umtausch findet bei der **„Umtauschstelle für die Kriegsanleihen" Berlin W 8, Behrenstraße 22,** statt. Außerdem übernehmen sämtliche Reichsbankanstalten mit Kasseneinrichtung bis zum **15. Juli 1918** die kostenfreie Vermittlung des Umtausches. Nach diesem Zeitpunkt können die Zwischenscheine nur noch unmittelbar bei der „Umtauschstelle für die Kriegsanleihen" in Berlin umgetauscht werden.

Die Zwischenscheine sind mit Verzeichnissen, in die sie nach den Beträgen und innerhalb dieser nach der Nummernfolge geordnet einzutragen sind, **während** der Vormittagsdienststunden bei den genannten Stellen einzureichen; Formulare zu den Verzeichnissen sind bei allen Reichsbankanstalten erhältlich.

Firmen und Kassen haben die von ihnen eingereichten Zwischenscheine rechts **oberhalb** der Stücknummer mit ihrem Firmenstempel zu versehen.

Mit dem Umtausch der **Zwischenscheine** für die 4½% **Schatzanweisungen der VI. Kriegsanleihe** in die endgültigen Stücke mit Zinsscheinen kann nicht vor dem 10. Dezember begonnen werden; eine besondere Bekanntmachung hierüber folgt Anfang Dezember.

Berlin, im November 1917.

Reichsbank-Direktorium.

Havenstein. v. Grimm.

